Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfter Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfter Band.

Von der Decken — Ekkehart.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTAET
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

GOTT UND MEIN VOLK.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Decken: Claus v. d. D., † 1541, Stammvater aller jetzt in 4 großen Stammlinien lebenden v. d. D., Bürgermeister in Stade seit 1501, wie später auch einer seiner Söhne, Hermann. Er war einer der mächtigsten Männer jener Zeit an der Unterelbe, theils durch die Stader, theils durch die Familienhülfsmittel; das Ministerialengeschlecht v. d. D., dessen Haupt er war, und dessen frühere Linien alle auf sein Haus zusammenstarben, stellte 1551 8 Ritterpferde zum Reichsaufgebot. Er hatte sich alsbald seit 1511 dem jungen Erzbischof Christoph von Bremen unentbehrlich, und wahrscheinlich die gegen Erzbischof Johann Rhode so aufsässige Ritterschaft dem Nachfolger willfährig gemacht, auch half er ihm mit großen Vorschüssen. Er erhielt dafür von Christoph schon 1516 ein Privileg, welches ihn und seine Nachkommen geradezu unabhängig hinstellte, das Deichwesen des Landes Kedingen zerrüttete und vielleicht die Verheerungen der Fluth von 1570 verschuldete, schließlich aber seine ganze gesetzlose Nachkommenschaft 20. Dec. 1575 in des Kaisers Acht brachte, nachdem schon eine Friedeloslegung durch Erzbischof Heinrich vorausgegangen war. 1577 bestätigte freilich Heinrich wieder jenes Privileg, aber nicht für das Deichwesen und nicht für die Linie des unruhigen, reichen Peter, Sohnes des Bürgermeisters Hermann, der vor der Aechtung vom Kaiser Maximilian II. 1573 sich einen besonderen Schutzbrief zu verschaffen wußte, welchen Kaiser Rudolf II. 7. Aug. 1577 noch einmal ausdrücklich erneuerte. Die ältesten D. (de Deka) finden sich als Vasallen Friedrichs v. Haselthorpe, der 1255 seine Güter abgab, an der Oste, das Wappen zuerst 1394. Eine Linie führte den Beinamen Grimmeke schon im 14. Jahrhundert, eine nahm durch Adoption den Namen v. Offen an, zwei, deren eine gleich erlosch, wurden in den Grafenstand erhoben. Die D. gehörten früher zu den „Kedinger Junkern". — Nachweise, Wappen, Stammbäume bei W. v. d. Decken: Die Familie v. d. Decken, Hannover 1865. Krause.

Decken: Claus v. d. D., hannöverscher Staatsminister, † 10. Juli 1826. Er war 5. Jan. 1742 geboren, studirte in Göttingen und trat in kurfürstlichen Dienst in dem damals noch besonders verwalteten Bremen-Verden, wo er in Stade rasch aufrückte und zuletzt an der Spitze der Regierung stand. 1796 erhielt er den hannoverschen Geheimrathsrang und wurde noch in demselben Jahre wirklicher Staats- und Cabinetsminister zu Hannover und zweiter Curator der Universität Göttingen, seit 1802 erster Curator. Die französische Occupation 1803 nahm ihm seinen Posten, aber er blieb in Hannover, wo er vielfach vermittelnd wirkte. Er ist ziemlich der einzige, den die Umwälzung nicht mit Vorwürfen und Schmutz bewarf, wozu seine Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit viel beitrug (vgl. Havemann, 3. S. 127 ff.), und daß er nie ein Intrigant gewesen. 1813 wollten ihn die Franzosen als Geisel fortführen, doch entkam er und trat dann, aber ohne Verständniß der neuen Zeit, als Staats- und Cabinetsminister an die Spitze der neuen Regierung. Daß diese rücksichtslos eine förmliche Restauration durchführte, von deren Härte der alte Herr kaum eine Ahnung

hatte, ist später seinem Andenken nicht zu Gute gekommen. Erst 1823 verließ er nominell den activen Dienst, den wirklich zu leisten er schon lange vorher Andern überlassen hatte. Krause.

Decken: Georg Jul. Wilh. Ludwig Graf v. d. D., † 20. Aug. 1859 als hannöverscher General der Cavallerie zu Rumpenheim. Er war seit 4. April 1833 mit der Schwester der Herzogin von Cambridge, Prinzessin Louise von Hessen-Kassel vermählt, 1835 von Wilhelm IV. in den Grafenstand erhoben, starb aber kinderlos. Geboren 1787, trat er als Fahnenjunker 1804 in das 1. leichte Dragoner- (später Husaren-)Regiment der Kings German Legion, machte in diesem die Expeditionen 1805 nach Hannover, 1807 nach Kopenhagen mit, focht mit großer persönlicher Auszeichnung von 1809—14 im Halbinselkriege, so daß sein Name von Beamish als Lieutenant und Rittmeister wiederholt genannt wird, namentlich im Gefecht bei Barouillet, 10. Sept. 1813, wo er zu Fuß als Volontär Portugiesen führte und verwundet wurde. Eine zweite schwere Wunde erhielt er am 27. Febr. 1814 bei Orthez. 1815 focht er bei Waterloo. Im Kriege sind ihm 5 Pferde unter dem Leibe erschossen. Seit 1816 war er in hannöverschem Dienst und galt als tüchtiger Reiterführer.

S. W. von der Decken l. c. Krause.

Decken: Johann Friedrich, Graf v. d. D., geb. 25. Mai 1769, † 22. Mai 1840; hannöverscher Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie seit 1816; Freund von Scharnhorst, Mitherausgeber von dessen militärischem Journal. Seit 1784 schon dienend machte er die Feldzüge von 1793—95 mit und fiel zeitweilig in Kriegsgefangenschaft; seit 1796 hielt er dem Herzog von Cambridge Vorträge über Geschichte und Mathematik. Während der französischen Occupation 1803 wurde er diplomatisch mehrfach verwandt und erhielt als Oberstlieutenant 28. Juli 1803 die Vollmacht 4000 Ausländer für England zu werben, der Ursprung der berühmten Kings German Legion oder „königlich deutschen Legion", in welcher er 1804 Oberst der reitenden Artillerie wurde. Als Brigadegeneral machte er die Landungen 1805 in Hannover, 1807 in Kopenhagen mit und wurde 1808 diplomatisch-militärisch in Portugal und Spanien, speciell zur Organisirung der portugiesischen Truppen verwandt; dann blieb er als Organisator und Unterhändler bis 1813 in England, nahm zwar an den Schlachten des Jahres 1813 und 14 nicht Theil, organisirte aber 1815 ein hannöversches Truppencorps von 10000 Mann, das er in Belgien commandirte; während der Schlacht bei Waterloo stand er in der Reserve bei Brüssel. Anerbietungen oranischen und preußischen Dienstes schlug er aus. 1833 erhob ihn König Wilhelm IV. in den hannöverschen Grafenstand, erblich in der Erstgeburt, seit demselben Jahre lebte er, in Pension getreten, meist auf seinem großen Gute Ringelheim. Seit 1835 war er Präsident und thätiger Arbeiter im historischen Verein für Niedersachsen. Von seinen Schriften (bei W. v. d. Decken l. c. S. 149) ist „Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg", 4 Th., Hannover 1833. 34, von Werth. Eine Menge Arbeiten von ihm enthält das Archiv des Hist. Vereins f. Niedersachsen. Krause.

Decken: Karl Claus, Baron v. d. D., der Afrikareisende, aus alter hannöverscher Familie zu Kotzen in der Mark Brandenburg 8. August 1833 geboren, Sohn des kgl. hannöverschen Kammerherrn v. d. D., war, nach dem Besuche des Gymnasiums zu Lüneburg und des Cadettencorps in Hannover, 10 Jahre, 1850 bis 1860, in hannöverschen Militärdiensten. Unwiderstehliche Reiselust leitete ihn früh zu naturwissenschaftlichen und geographischen Studien. Nach mannigfachen Reisen in Deutschland, Frankreich, Spanien, Ungarn, Italien ward Afrika das lockende Ziel. Eine kurze Reise in das Innere Algiers, 1858, reizte zu größerer Unternehmung. Aber überall hatte er Mißgeschick in seinem Gefolge. Auf

Barth's Rath ging er 1860 nach Sansibar, um sich hier mit Roscher zu gemeinsamer Forschungsreise zu verbinden. Als er zur Stelle kam, war Roscher todt. So unternahm er allein im October desselben Jahres die Reise von Quiloa nach dem Nyassa-See, ward aber durch die Treulosigkeit des arabischen Führers seiner Karawane zur Umkehr genöthigt. Im folgenden Jahre 1861 unternahm er mit Thornton von Mombas aus eine Wanderung nach den hohen Bergländern des Kilima-Ndscharo, und wiederholte dieselbe 1862 mit Kersten, um die angezweifelten Entdeckungen der Deutschen, Rebmann und Krapf, von afrikanischen Schneebergen zu prüfen, zu bestätigen. Die Reisenden besuchten die Ungano- und Dschaggeberge, die Königreiche Uru und Mossi und erstiegen die Schnee- und Eisfelder des Kilima-Ndscharo bis zur Höhe von 14000 Fuß. Die goldene Medaille der geographischen Gesellschaft in London ehrte später diese Anstrengungen Decken's. Nach der Rückkehr vom Kilima-Ndscharo machte D. mit Kersten eine Seereise nach Ibo, Cap Delgado und Lamu. Er wollte über Reunion nach Madagaskar, sah sich aber durch die politischen Wirren daselbst veranlaßt, nach Sansibar und nach der europäischen Heimath zurückzukehren. Nunmehr rüstete er sich mit großem Kostenaufwande zu einer außerordentlichen Expedition zur Erforschung der Flüsse an der Ostküste Afrika's, in das er nach angestrengter Vorbereitung eindringen wollte. Mehrere Deutsche schlossen sich ihm begeistert an. Im October 1864 ging er über Aegypten, Aden, die Sechellen nach Sansibar, wo alsbald auch zwei kleine zerlegbare eiserne Dampfer auf Segelschiffen für ihn eintrafen. Im Frühjahr 1865 brach die Expedition auf, erreichte den Dschubafluß, aber das „treue Unglück“ verfolgte ihn. Schon an der Mündung des Flusses verlor er einen Dampfer und den Ingenieur Hitzmann, und als im September das zweite Schiff hinter Barbera ein Leck bekam, die Bagage ans Land gebracht werden und D. nach Hülfe zurück nach Barbera eilen mußte, überfielen und ermordeten die Somali die zurückgebliebene Mannschaft, ein Geschick, das auch D. in der Stadt ereilte. Die sechs beklagenswerthen Märtyrer der Expedition waren außer D.: Hitzmann, Kinzelbach, Kanter, Linck, Trenn, Thornton. Nur fünf Europäer und sechs Neger retteten sich nach Sansibar. Die noch geretteten Sammlungen wurde mit außerordentlichen Kosten, welche die Familie opferfreudig spendete (die Mutter Decken's war seit 1848 in zweiter Ehe die Gattin des Fürsten v. Pleß), in wahren Prachtwerken bearbeitet. Außer dem eigentlichen historischen Reisebericht: „Baron K. C. v. der Decken's Reisen in Ost-Afrika“, bearbeitet von C. Kersten, Leipzig 2 Bde. 1869—71 (in Bd. II. S. 378—395 „Lebensbilder der Verstorbenen“) erschienen noch in vier Prachtbänden die wissenschaftlichen naturhistorischen Ergebnisse von einzelnen namhaften Fachmännern bearbeitet.

Vgl. Petermann, Mittheilungen Jahrg. 1866 S. 66; Zeitschriften der Berliner und Wiener geographischen Gesellschaften Jahrg. 1866.

J. Löwenberg.

Decken: Ludwig Eberhard v. d. D., geb. am 4. Mai 1812 auf dem Gute Kahlenberg in Mecklenburg, trat am 1. April 1828 als Cadett in das ehemalige königl. hannöversche Infanterieregiment zu Stade, wurde am 28. Mai d. J. Second-, 1832 Premierlieutenant, am 4. Mai 1835 Generalstabsofficier II. Classe, von 1837—42 mit der topographischen Vermessung des Landes beauftragt, am 1. März 1843 Brigade-Adjutant, am 15. Juli Hauptmann, am 6. Mai 1859 Major, am 12. Mai 1860 Oberstlieutenant, am 14. Juni 1866 Oberst, trat am 1. März 1867 als solcher in die preußische Armee über, wo er dem Infanterie-Regiment Nr. 59 zugetheilt wurde. Am 21. Nov. 1868 wurde er Commandeur dieses Regimentes, am 18. Juli 1870 der 6. Infanterie-Brigade und führte in der Schlacht bei Gravelotte die Avant-

garde der Division Hartmann. Am 25. Aug. bei Metz verwundet, starb er in Folge von Blutvergiftung am 14. März 1871 in Heidelberg, nachdem er am 18. Jan. d. J. zum Generalmajor befördert worden. Fromm.

Decken: Weipart Ludolf Hieronymus Wigand v. D., † 10. April 1845 als hannöverscher Generallieutenant der Cavallerie zu Verden. Geboren 28. Febr. 1781, diente er seit 1794 in der Armee, seit 1803 in der Kings German Legion; als Rittmeister im 3. leichten Dragoner- (später Husaren-) Regiment nahm er 1807—8 Theil an der Expedition nach Rügen, gegen Kopenhagen und nach Gothenburg, darauf nach Portugal, wo er 1808 und 1809 den berühmten Rückzug nach Corunna nach der ruhmreichen Schlacht bei Talavera, in denen beiden das Regiment sich auszeichnete, mitmachte. 1810 zwangen ihn Familienverhältnisse zur Rückkehr nach Deutschland. Am 25. (13.) März 1813 bekam er und Drost Christian v. Zesterfleth von Tettenborn den Auftrag, in Bremen-Verden ein Corps unter hannöverschem Feldzeichen zu errichten, nachdem ein von D. versuchtes Landsturm-Aufgebot vor dem anrückenden Morand zerstoben war. Er errichtete die Bremen-Verdener Husaren, mit deren einer Schwadron er das Gefecht bei der Göhrde (in der sog. russisch-deutschen Legion) mitmachte; ebenso den Krieg von 1815. Im Frieden hat er sich um das Sattel-Modell der hannöverschen Cavallerie später verdient gemacht.

S. v. d. Decken l. c. — Mündliche Kunde. Krause.

Decker, Buchdruckerfamilie in Basel, Breisach, Colmar und Berlin. Die Familie Decker stammt aus dem Städtchen Eisfeld im Thüringer Wald und als Stammvater wird Kilian Decker, welcher um die Zeit von 1570—1600 dort lebte, betrachtet. Welchen Beruf oder welches Amt derselbe bekleidete, hat sich nicht feststellen lassen; dagegen ist als ganz sicher anzunehmen, daß ihm ein Sohn, welcher den Namen Georg erhielt, am 26. April 1596 von seiner Frau Anna, einer geborenen Göring, geboren wurde. Ueber die Jugendjahre dieses Georg D. fehlen alle Nachrichten, so viel ist nur sicher, daß er die Buchdruckerkunst, ob in Bamberg oder Hildburghausen, erlernte und seine Jünglingsjahre in die sturmbewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges fielen. Nach langen Kreuz- und Querzügen gelangte er endlich nach Basel und begründete daselbst ein Geschlecht von Buchdruckern, welches nunmehr länger als dritthalbhundert Jahre blüht und, bevor der letzte des dortigen Stammes zu Grabe getragen wurde, bereits in Colmar und Berlin zu neuen kräftigen Bäumen emporgewachsen war, in deren Schatten der Name D. noch heutzutage eines europäischen Rufes sich erfreut.

Georg D. (1635—1661) begann seine Thätigkeit als Buchdrucker mit Drucken von zwei beliebten Werkchen: „Platonis Menexenus graece“, 4. und mit dem Wiederdruck eines kleinen epochemachenden Büchleins von Pamphilus Gengenbach: „Zehen Alter, Ein Schön und nützlich Spiel, darinnen der jetzigen Welt Art vnd Sitten wird angezeigt, sampt schönen Sprüchen auß der H. Schrift gezogen. Jetzt newlich gebessert vnd mit schönen Figuren gezieret“ Gedruckt zu Basel, bey Georg Decker, 1635. 8., und setzte diese 26 Jahre hindurch rastlos fort. Auch der bekannte Orientalist Johann Buxtorff († 17. August 1664) ließ bei ihm verschiedene Werke seines Vaters drucken, so wie der Ruf seiner Pressen weit hinaus über das Weichbild Basels drang, indem auswärtige Buchhändler derselben sich oftmals zu Drucklegungen bedienten, wie z. B. 1680 Michael Schauffelberger in Zürich für sein „Böhmisches Martyr-Büchlein“. Er war vermählt mit Margarethe Zäsinger, Wittwe des Buchdruckers Johann Schröter, und entsprossen aus dieser Ehe ein Sohn und drei Töchter. Im Jahre 1661 übernahm sein Sohn Johann Jakob I. die Druckerei. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt geworden, nur daß er als Factor der Druckerei von Theodor Falkeisen im

Jahre 1660 vorstand. Er druckte von 1661—1678 sowol für sich, als auch für andere Buchhändler, z. B. für Johann König in Basel, Jeremiae Witzensal Erben in Basel. Er sowol als auch sein Vater hatten ihr Augenmerk auf möglichst schöne Schrift und kräftiges Papier, welches in jener Zeit vielfach aus Lothringen kam, gerichtet, daher gerne bei ihnen Druckwerke für fremde Rechnung hergestellt wurden. Im Jahre 1677 ließ er sich von einem Herrn v. Andlau verleiten, eine Anzahl katholischer Bücher theils in Basel, theils in dem elsässischen Dorfe Hüsingen zu drucken, und da nun die Stadt Luzern durch Decker's Thätigkeit ihre eigenen Bürger beeinträchtigt sah, so klagte sie gegen ihn und der Baseler Rath ließ nicht allein bei ihm eine große Anzahl solcher Schriften confisciren, sondern verurtheilte ihn auch zu einer namhaften Geldstrafe. Im Jahre 1680 verlegte Johann Jakob einen Theil seiner Druckerei nach Breisach, wohin ihn zu kommen die französische Regierung unter Zusicherung verschiedener Vortheile eingeladen hatte. Er war zweimal verheirathet: 1664 mit Anna Elisabeth Herscher, mit welcher er einen Sohn Johann Jakob II. und mehrere Töchter zeugte, und 1677 mit Anna Schönauer, welche ihm einen Sohn Johann Heinrich schenkte, welcher in der Folge zu Colmar eine eigene Druckerei begründete. Johann Jakob II. D. (1668—1726) setzte das Geschäft seines Vaters zu Basel auf gemeinsame Rechnung mit seinen Geschwistern bis zum Jahre 1724 fort, wo er sich als Herr einer eigenen Officin einschreiben ließ; ob nun dieses in Folge der Auseinandersetzung mit seinen Angehörigen geschehen, oder in Folge des Erwerbs der Friedrich Ludin'schen Druckerei, die früher Eigenthum der berühmten Henricpetri gewesen, von deren Nachkommen an Jakob Bertsche übergegangen und von D. um diese Zeit angekauft und mit der väterlichen vereinigt sein mußte. Er war verheirathet mit Elisabeth Meyer und da er kinderlos blieb, vermachte er seine Buchdruckerei bei seinem 1726 erfolgten Tode an seines Stiefbruders Johann Heinrich (I.) gleichnamigen zweiten Sohn. Johann Heinrich I. (1679—1741) war am 18. März 1679 geboren zu Neu-Breisach und erlernte ebenfalls die edle Buchdruckerkunst. Der hohe königliche Rath, le Conseil supérieur ou souverain d'Alsace wurde durch eine Cabinetsordre Ludwigs XIV. vom 14. März 1698 nach Colmar verlegt, und da er als nachgeborner Sohn die Druckerei seines Vaters zu Basel nicht übernehmen konnte, faßte er den Entschluß, eine Druckerei in Colmar zu errichten, das heißt er führte mit möglichster Beschleunigung die väterlichen Pressen sammt Schriften nach dem neuen Bestimmungsort hinüber, gewann aber bald die Einsicht, daß zum wirksamen und gedeihlichen Auftreten ein Ergänzen oder vielmehr Erneuern der abgenützten Druckerei gebieterisch an ihn herantrete. Eine Heirath mit Dorothea Wild aus Basel (geboren 1671), welche 1699 geschlossen wurde, brachte ihm die Mittel zu, seinen Plan auszuführen, und so zog denn das junge Ehepaar in die Mauern Colmars, begleitet von einem vielversprechenden Lehrling Namens Jean Grynäus, ein. Im J. 1699 fand sich der hohe Gerichtshof dorten unaufgefordert veranlaßt, den Besitzer dieser neuerrichteten Druckerei zum „Imprimeur royal du Conseil souverain d'Alsace“ mit erblichem Nachfolgerecht zu ernennen. In seiner äußerst glücklichen Ehe wurden ihm zwei Söhne geboren: Johann Ulrich und Johann Heinrich II. Seine Wittwe setzte die Druckerei nach seinem 1741 erfolgten Tode fort, auch wurde der erste Band von Schöpflin's berühmtem Werke, der Alsatia illustrata noch vor ihrem im December 1754 erfolgten Hinscheiden gedruckt, der zweite Band jedoch erst im Jahre 1761. — Der jüngere Sohn Johann Heinrich II. (170?—1754) kam zu seinem Onkel Johann Jakob nach Basel und übernahm bei dessen im J. 1726 plötzlich erfolgten Tode dessen Geschäft, führte am 1. April desselben Jahres Anna Catharina Respinger (geb. 1706) als Gattin in sein Haus und ließ sich

als Raths- und Universitätsbuchdrucker 1728 bei der Baseler Buchdruckergesellschaft eintragen. Aus dieser Ehe erblühten zwölf Kinder, von denen sechs in ihren ersten Jugendjahren starben. Die vier Söhne folgten sämmtlich dem Beispiele ihrer Vorfahren und widmeten sich der Buchdruckerkunst. Bernhard, der erstgeborne, starb im Jahre 1762 in einem Alter von 33 Jahren an der Epilepsie. Der jüngste fand nach einem vielbewegten Leben in der Druckerei seines Bruders zu Berlin das rettende Asyl und endete seine Laufbahn am 7. Mai 1772. Die beiden übrigbleibenden Söhne führten das Geschlecht weiter, der eine in Colmar und der andere in Berlin. Georg Jakob I. (1732—1799) wurde am 12. Februar 1732 in Basel geboren und genoß, nachdem er die Vorkenntnisse auf dem dortigen Gymnasium erworben, eine treffliche Erziehung bei Pfarrer Brauer zu Münster im Gregorienthal, und kam als vierzehnjähriger Knabe bei dem Buchdrucker Hortin zu Bern in die Lehre. Darauf wurde er nach Straßburg, wegen seines bedeutenden Talentes, gesandt und bei der dortigen Akademie immatriculirt; jedoch wurde neben seinen Studien sein eigentlicher Beruf nicht vernachlässigt, sondern er verwendete seine freie Zeit auf Erlangung der Fertigkeiten beim Setzen und sonstiger nothwendiger Kenntnisse in der trefflichen Druckerei Le Roux's, dann kehrte er, nachdem er anderthalb Jahre zu Straßburg zugebracht hatte, nach Basel zurück, doch duldete es ihn nicht lange in der Heimath und er zog im Jahre 1750 nach Frankfurt a. M., wo er in der damals blühenden Börner'schen Buchdruckerei bis Michaelis arbeitete, ging dann nach Leipzig und da er keine genügende Arbeit gefunden nach Zeitz, wo er bei dem Buchdrucker Hugo ein leibliches Unterkommen fand. Um die Osterzeit 1751 ging er frohen Muthes nach Berlin, wo er von dem Hofbuchdrucker C. F. Henning mit offenen Armen, wegen seiner Kenntnisse der französischen Sprache, aufgenommen wurde und sofort den Satz von einem der anziehendsten Werke Voltaire's, Le Siècle de Louis XIV. begann, welches damals unter Francheville's Namen bei Henning gedruckt wurde. Während dieser Zeit lernte er die Tochter des akademischen Buchdruckers Jean Grynäus kennen und verlobte sich mit derselben. Am 8. Januar 1755 feierte er mit seiner einundzwanzigjährigen Braut Dorothea Louise die eheliche Verbindung und übernahm nun die schwiegerelterliche Druckerei. Am 26. October 1763 wurde er zum Hofbuchdrucker ernannt. Seit dem Jahre 1769 fing D. an, Werke für eigene Rechnung in Verlag zu nehmen und legte dadurch den Grund zu einem umfangreichen Buchhandel; unter den damals von ihm verlegten Büchern befinden sich welche von Moehsen, v. Hertzberg, Denina, der Dichterin Karschin, Burmann &c. und mehrere Schriften des großen Monarchen (Friedrich II.) gingen, auf allerhöchsten Befehl, in der Hofbuchdruckerei unter seine Presse. Zum bessern Betriebe seiner Buchhandlung reiste er alljährlich zur Oster- und Michaelismesse nach Leipzig, um dem damaligen Gebrauche gemäß persönlich den Austausch respective Ver- und Einkauf von Verlags- und Sortimentsartikeln zu bewerkstelligen, indem er dadurch seine Verbindungen und Bekanntschaften, sowol im Inlande, als auch im Auslande erweiterte und immer mehr ausdehnte. Nachdem ihm schon der große König viele Gnade und Huld erwiesen, wurde sein Fridericianischer Verlag noch dadurch erweitert, daß dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ihm und dem Buchhändler Voß unterm 22. März 1787 ein Privileg über den Druck und Verlag der theils noch unedirten, theils von ihnen schon herausgegebenen Werke Friedrichs II. und der davon zu veranstaltenden Uebersetzung ertheilte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieselben in einer besonders zu errichtenden Druckerei, wozu im königlichen Schlosse Räumlichkeiten angewiesen wurden, hergestellt werden müßten. Am 24. September genannten Jahres waren bereits zehn Pressen daselbst für diesen Zweck thätig und am 8. April 1789 war

der Druck der 28 Bände der Werke Friedrichs d. Gr. vollendet. Am 17. November 1799 starb Georg Jakob I., der Gründer des heute noch blühenden Geschäftes, nachdem seine Gattin ihm am 23. November 1784 in die Ewigkeit vorausgegangen war.

Georg Jakob II. (1765—1819) wurde am 9. November 1765 in Berlin geboren und erlernte die edle Buchdruckerkunst in seiner väterlichen Officin, dann ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Stettin auf zwei Jahre, wo er im Hause von Hermann Gottfried Essenbart conditionirte, dann im Jahre 1784 in die Fremde um die berühmtesten Buchdruckereien kennen zu lernen und die Bekanntschaft der bedeutendsten Drucker und Schriftgießer zu machen. Er kehrte darauf in seine Geburtsstadt zurück, wo er sich am 25. Juni 1792 mit Caroline Louise Elisabeth Eyssenhardt vermählte. Im J. 1792 übergab er seinem Schwager H. A. Kollmann den gesammten Verlag bis auf die Werke des großen Königs, dessen Leitung er schon seit 1789 ihm anvertraut hatte, indem er sich von nun an nur der Druckerei zuwandte und dadurch jede directe Verbindung mit dem Buchhandel löste. Unterm 18. Febr. 1789 wurde er auf Specialbefehl Friedrich Wilhelms II. zum geheimen Oberhofbuchdrucker ernannt. Am 1. Jan. 1794 errichtete er auf Wunsch der preußischen Regierung die Buchdruckerei in Posen unter der Firma: Südpreußische Hofbuchdruckerei von Decker & Comp. Als Ordner derselben wurde der bekannte Litterarhistoriker und spätere Diplomat Friedrich Schöll bestellt und ihm zugleich die Redaction der „Südpreußischen Zeitung" übertragen, welcher jedoch schon 1795 wieder zurücktrat und nachher im Baseler Geschäft eine neue Stellung einnahm. Denn dieses Baseler Geschäft wurde neben dem Berliner noch fortwährend beibehalten. So blieb es bis zum Jahre 1792, wo D. jun. seinen Antheil an diesem Eigenthum, sowie sein ganzes Berliner Etablissement dem Sohne Georg Jakob jun. verkaufte. Friedrich Schöll, welcher dem Posener Geschäft vorgestanden hatte, wurde als Theilhaber in das Baseler Geschäft aufgenommen. Aber Schöll verstand es nicht, das Haus auf der Höhe zu halten wo es stand und richtete durch falsche Speculationen das Geschäft bald zu Grunde. Um sich vor weiteren Verlusten zu sichern, verkaufte Georg Jakob II. das Baseler Geschäft unterm 1. Aug. 1802 für die Summe von 200000 Frcs. an Johann Jakob Thurneyssen in Basel.

Am 26. Aug. 1819 starb Georg Jakob nach einer langwierigen Krankheit. Am 31. August desselben Jahres wurde sein letzter Wille eröffnet. Nach demselben mußten seine hiesigen und auswärtigen Buchdruckerei- und Schriftgießereietablissements sammt allen Nebenzweigen in ihrem ganzen Umfange mit allen Fonds in der bis dahin üblich gewesenen Art unter Firma „Decker'sche geheime Ober-Hofbuchdruckerei" solange für gemeinschaftliche Rechnung sämmtlicher Erben verwaltet werden, bis der dritte Sohn Rudolf die Volljährigkeit erlangt haben würde, welche mit dem Jahre 1828 eintrat. Und so übernahmen die beiden Brüder Karl Gustav und Rudolf Ludwig, nachdem vorher der älteste Bruder Johann Georg Wilhelm in Nizza schon vor jenem Termine gestorben war, die gemeinschaftliche Führung des umfangreichen Geschäfts, und da aber auch am 20. April 1829 Karl Gustav verschied, so ging dies ganze Geschäft in den alleinigen Besitz von Rudolf Ludwig über, welcher es bis zum heutigen Tage noch fortführt und immer mehr zu Blüthe und Ansehen gedeihen läßt.

Zu den hervorragendsten Werken der Decker'schen Officin können vor allen andern gerechnet werden: die „Oeuvres de Frédéric le Grand" im größten Quartformat in dreißig Bänden mit vielen artistischen Beilagen, auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. in 200 Exemplaren gedruckt und „Das neue Testament. Deutsch von M. Luther nach der Ausgabe von 1545" bei Gelegenheit der großen Weltindustrie-Ausstellung 1851 in nur achtzig Exemplaren in Oliphant-Folio-

format veranstaltet, ohne der vielen anderen herrlichen Druckwerke, welche aus dieser Officin hervorgegangen sind, zu erwähnen.

Vgl. Potthast, Die Abstammung der Familie Decker. Potthast, Buchdruckergeschichte von Berlin (unvollendet) ꝛc.

Kelchner.

Decker: Hans D., ein Nürnberger Bildhauer, von welchem wir nichts anderes sicher wissen, als daß er in einem alten Bürgerverzeichniß beim Jahre 1449 erwähnt wird. v. Murr (Journal zur Kunstgeschichte Thl. II. S. 46) schreibt ihm — doch wol aus keinem andern Grunde, als weil die Zeit stimmt — die kolossale Christoph-Statue, eine Stiftung des Heinrich Schlüsselfelder vom J. 1442 am südlichen Westportal der Kirche St. Sebald, und die „Grablegung Christi" mit 8 überlebensgroßen Figuren in der Capelle St. Wolfgang bei St. Aegidien vom J. 1446 zu. Beide Arbeiten sind ziemlich roh.

Bergau.

Decker: Jeremias de D. war 1609 zu Dordrecht geboren, kam jedoch früh nach Amsterdam, wo sein Vater, ein Antwerpener von guter Familie, der als Fähndrich Ostende hatte vertheidigen helfen, ein Krämer- und Maklergeschäft betrieb. Auch J. D. verbrachte sein Leben (bis 1666) in Armuth und Arbeit; doch verschönerten es ihm die Liebe zu seinen Eltern, deren goldene Hochzeit er besingen konnte, die Freude an Natur und Dichtkunst, und die Freundschaft der besten Dichter und Künstler seiner Zeit. Rembrandt malte sein Porträt, Vondel lobte die „zierliche Nettheit" seiner Verse. Flüssig und sorgfältig in der Form, verweilt er am liebsten bei rührenden, frommen Betrachtungen, wenn nicht die Religionsverfolgung in Piemont, die Feindseligkeit Englands gegen sein Vaterland des Dichters Zorn erregten. Seine „Puntdichten" (Epigramme) sind wohlgespitzt; die Satire „Lof der Geldzucht" dagegen allzu breit und stellenweise platt. Letztere erschien erst nach seinem Tode; er selbst hatte seine anderen Gedichte unter dem bescheidenen Titel „Rymoefeningen" 1656 herausgegeben. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke mit Biographie veranstaltete Brouerius van Nidek 1726, 2 Bde.

Martin.

Decker: Joachim D., Tonsetzer und Organist zu Hamburg um 1600. Man kennt ihn lediglich als Theilhaber an dem vierstimmigen „Melodeyen Gesangbuch" ꝛc., welches die vier Hamburger Kirchspiels-Organisten: Hieronymus Prätorius, Joachim D., Jakob Prätorius und David Scheidemann, im J. 1604 bei Samuel Riedinger daselbst herausgegeben haben. Von den darin enthaltenen, die einfach harmonisirte Melodie stets in der Oberstimme führenden 88 Tonsätzen haben 30 Joachim D. zum Verfasser.

v. Dommer.

Decker: Karl v. D. wurde 1784 geboren. Sein Vater war preußischer Artillerie-Officier († 1828 als Generallieutenant a. D.); D. trat schon 1797 bei der damals in Warschau stehenden Batterie seines Vaters ein. 1800 wurde er Officier, machte als Lieutenant bei der reitenden Artillerie den Feldzug 1806—7 mit und zeichnete sich in der Schlacht von Eylau so aus, daß er den Orden pour le mérite erhielt. 1809 trat er in das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels, zog mit ihm durch Norddeutschland und folgte ihm nach England, wo er als Rittmeister angestellt wurde. 1813 kehrte er nach Preußen zurück, wurde Stabscapitän im Generalstabe bei der Brigade Klüx, dann bei der Brigade des Prinzen August, mit dem er im Winter 1814 an dem Feldzuge in Frankreich Theil nahm. 1815 war er Generalstabsofficier der Brigade Pirch und erhielt für seine Auszeichnung in den Schlachten bei Ligny und Belle-alliance das eiserne Kreuz I. Classe. — D. blieb nach dem Frieden im Generalstabe, wurde 1817 Major und im folgenden Jahre Lehrer der Artillerie an der Kriegsschule, wie an der Artillerie- und Ingenieurschule und wirkte in diesen Stellungen

sehr anregend durch die Lebendigkeit seines Vortrages. 1820 wurde er in den Adelstand erhoben, 1821 zum Dirigenten einer Section im topographischen Bureau ernannt, bald darauf Mitglied der Ober-Militär-Examinations-Commission. Auf Veranlassung des Prinzen August trat er 1829 in den praktischen Dienst zurück und wurde als interimistischer Brigadier der 8., 1831 als wirklicher Brigadier der 1. Brigade angestellt. 1835 wurde er Oberst, 1841 als General zur Disposition gestellt und starb 1844. D. war ein Mann von großer geistiger Lebendigkeit, von vielem, nicht immer tief begründetem Wissen, von energischem Charakter und emsiger Betriebsamkeit, daher sehr geeignet, neue Unternehmungen ins Leben zu rufen und vielseitige Verbindungen anzuknüpfen. Die Unruhe seines reizbaren Temperaments spricht sich in seinem Lebensgange, wie in seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen Thätigkeit aus; in einem durch litterarische Streitigkeiten veranlaßten Duell mit dem Hauptmann Bachofen v. Echt erschoß er den letzteren und erlitt dafür eine Festungshaft in Spandau. Seine erste, im Auftrage des Generals v. Müffling verfaßte Schrift (1816) „Das militärische Aufnehmen“ hatte den Zweck, diese damals noch nicht allgemein in der Armee geübte Fertigkeit zu verbreiten. Von da ab bringt fast jeder Jahrgang ein neues Werk, so daß die Productivität Decker's, der daneben an mehreren Zeitungen und Zeitschriften mitwirkte, allerdings sehr bedeutend war. Freilich tragen die meisten seiner Schriften auch das Gepräge der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit und wurden unter anderem von dem gelehrten und geistreichen H. v. Brandt mit Schärfe angegriffen. Ebenso führte D. einen langen Streit über die Form der Cavallerieangriffe mit dem Major v. Heydebrandt; D. wollte nur en ligne, Heydebrandt in Colonne attackiren. 1817 erschien in 3 Bänden „Die Artillerie für alle Waffen“ (1825 ins Französische übersetzt) und „Die Theorie des Reflectors“. Ferner „Ansichten über Kriegführung im Geiste der Zeit nach Rogniat“, 1819. „Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Cavallerie und reitende Artillerie“, 1819. „Versuch einer Geschichte des Geschützwesens in Europa“, 1819. „Lesebuch für Unterofficiere und Soldaten“, 1820 (1821 3. Auflage). „Der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegführung“, 1821. „Militärisch-topographische Karte des Landes zwischen Rhein und Maas“, 1824. „Bonaparte's Feldzug in Italien 1796“, eine Schrift voller Irrthümer, über die Clausewitz fast wegwerfend spricht, 1825. „Der Taschenartillerist“, 1827. „Taktik der drei Waffen, einzeln und verbunden“, 1828. „Grundzüge der praktischen Strategie“ (Handbibliothek Bd. VII), 1828. „Praktische Generalstabswissenschaft“ (Handbibliothek Bd. VIII), 1830. „Das Schießen und Werfen, praktisch abgehandelt“. Als Manuscript gedruckt, 1832. „Ergänzungstaktik der Feldartillerie“, 1834. „Schlachten und Hauptgefechte des siebenjährigen Krieges“. Mit Atlas und Plänen, 1837. „Ansichten über den Dienst der Brigadebatterien bei einem Armeecorps im Kriege“, 1839. „25 Friedensjahre“, 1840. „Die Schrapnelseinrichtung, Theorie und Wirkung dieser Geschosse“, 1842. „Algerien und die dortige Kriegführung“, 2 Bde., 1844. 1816 gab er mit Rühle v. Lilienstern das „Militär-Wochenblatt“ heraus, das 1824 dem großen Generalstabe überwiesen wurde; mit Blesson und Ciriacy begründete er April 1824 die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“ und gab 1821—44 mit Blesson die „Militär-Litteratur-Zeitung“ heraus. Zugleich entstand die „Allgemeine Handbibliothek für Officiere (oder populäre Kriegslehre) unter der Leitung der Redaction der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“ (1828), eine encyklopädische Sammlung von Compendien aller militärischen Wissenschaften, die neben sehr werthvollen Werken auch recht unbedeutende enthält. — Unstreitig hat D. das Verdienst, das wissenschaftliche Interesse und die Verbreitung nützlicher Fachkenntnisse in der Armee rege er-

halten und befördert zu haben, was um so höher anzuschlagen ist, als in den J. 1815—40 manche entgegenwirkende Elemente zu bekämpfen waren. Ein Gegner des damals in der Artillerie noch herrschenden Constablergeistes, hat er den kriegerischen Sinn seiner Waffe zu beleben gewußt; die Erfahrungen des Feldzuges 1870—71 bewähren Decker's, auch in dessen Persönlichkeit liegendes Princip der Offensive, der Selbständigkeit des Entschlusses, die immer zur Theilnahme am Gefecht drängt. — Aber in seinen und seiner Freunde Händen waren die wenigen damals bestehenden Zeitungen und Zeitschriften, eigentlich war fast die ganze preußische militärische Litteratur in der Hand einer Coterie; dieselben Bücher erschienen in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, der Handbibliothek und als besondere Schriften und wurden von den Verfassern oder den ihnen befreundeten Redactionen aufs wärmste empfohlen. Der lobpreisende, alle wahre Kritik fast aufhebende Ton, der in den Recensionen militärischer Werke durch Fachmänner üblich geworden, rührt aus der Zeit des litterarischen Zusammenwirkens dieser Männer her, obgleich D. für seine Person, als echtes Berliner Kind, Neigung zu kecken und rücksichtslosen Angriffen und das Talent witziger Persiflage hatte. — Auch die Zeitschrift „Karten-Wegweiser durch Europa" ist von ihm 1824 begründet worden. Unter dem Namen Adalbert v. Thale trat D. auch als belletristischer Schriftsteller auf und schrieb unter anderem die Lustspiele „Das Vorlegeschloß" und „Guten Morgen Vielliebchen", die in Berlin und an anderen Orten gegeben wurden. Ebenso schrieb er kleine Erzählungen und andere Aufsätze für belletristische Zeitungen. v. Meerheimb.

Decker: Paul D., der ältere, Architekt und Kupferstecher, geb. im J. 1677 zu Nürnberg, erlernte daselbst bei G. C. Eimmart das Zeichnen und Kupferstechen, ging im J. 1699 nach Berlin, wo er sich enge an den viel beschäftigten Architekten Andr. Schlüter anschloß. Er zeichnete für den letztern, stach auch im J. 1703 dessen Entwürfe zum Umbau des königl. Schlosses in Kupfer. Nach Schlüter's Sturz ging D. im J. 1708 nach Nürnberg zurück, gab Vorlagen zu Plafonds, Kaminen, Möbeln ꝛc., auch ein „Grotesken-Buch für Goldschmiede" heraus, stach auch Porträts in Kupfer. Bald wurde er Hofbaumeister des Pfalzgrafen Theodor von Sulzbach, dann im J. 1710 Hofbaumeister in Erlangen und zwei Jahre später fürstl. Baudirector in Baireuth, woselbst er am 18. Nov. 1713 starb. Seine großen Werke über Architektur erschienen erst nach seinem Tode. — Siehe Doppelmayr, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern S. 267.

Paul D., der jüngere, Sohn des vorigen, war Maler und hat sich durch viele mit Geschmack ausgeführte Porträts, welche meist von guten Meistern in Kupfer gestochen wurden, bekannt gemacht. Bergau.

Deckher: Johannes D., Advocat bei dem Reichskammergericht in Speier, nach der einen Angabe gestorben 1694, nach Anderen noch 1708 dänischer Staatsrath. Seine Thätigkeit war vorzugsweise praktischen Schriften gewidmet, jedoch nicht hervorragend. Er schrieb: „Coniecturae de scriptis adespotis, pseudepigraphis et suppositiis"; „Concordia supremorum tribunalium S. R. Imp. sive relectiones de celsissimo consilio caesareo imperiali aulico"; „Consultationes forenses libri duo"; „Monumenta lectionis cameralis antiquae"; „Vindiciae pro veritate et justitia rei jurisque cameralis"; „Dialogus exulis de jactura temporis ad coniecturas de scriptis adespotis ad amicum" (anonym); „Historische Nachrichten von den im römischen Reiche von Zeiten Friedrichs II. bis auf die Regierung Leopoldi vorgewesenen Interregnis und in denenselben hergebrachten Vicariaten, deren Verrichtugen und Zufällen"; „Summor. tribunalium in Germania processus informativus oder Von Schreiben und Berichten und Gegen-

berichten ꝛc."; „Liber relationum votorum et decisionum cameralis judicii". Werke Frankf. 1691, Wetzlar 1722, 23 (Jöcher). v. Schulte.

Dedeken: Georg D. (auch Dedecken und Dedekenn geschrieben), lutherischer Theologe, geb. zu Lübeck 1564 (nicht 1574), gab die im J. 1590 zu Schönberg im Ratzeburgischen und die im J. 1595 zu Neustadt in Holstein erhaltenen Stellen auf in Folge der Widerwärtigkeiten, die er sich durch freimüthiges Zeugniß gegen Concubinate seiner hohen Gönner zuzog, und wurde im September 1606 zum Prediger an der St. Catharinenkirche in Hamburg berufen, in welches Amt er im October desselben Jahres durch den fünf Jahre vor ihm nach Hamburg berufenen Hauptpastor zu St. Catharinen Philipp Nicolai eingeführt wurde. Er war nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen ein gründlich gelehrter, arbeitsamer und geachteter Geistlicher; seine eigenen Erlebnisse und die Richtung der Zeit führten ihn auf die Casuistik, der auch sein bedeutendstes Werk, der „Thesaurus consiliorum et decisionum" angehört, ein Werk, das solchen Ansehens genoß, daß es 38 Jahre nach seinem ersten Erscheinen (1623, 1671) noch einmal vom Professor J. E. Gerhardt in Jena herausgegeben ward. Heutigen Tages ist D. noch genannt als Herausgeber der Werke seines Collegen Nicolai, dem er auch am 29. October 1608 die Gedächtnißrede hielt. Wegen seiner „Neuen Tragödie von Jephta dem Gileaditer" gedenkt auch Goedeke in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung seiner. D. starb am 29. Mai 1628 mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. Unter den vielen Nachrichten von seinem Leben verdienen besonders genannt zu werden diejenigen in Moller, Cimbria litterata I. p. 132—134 und im Lexikon der hamburgischen Schriftsteller II. S. 15—18. Bertheau.

Dedekind: Constantin Christian D., Musiker und Poet, geboren zu Reinsdorf in Anhalt-Cöthen, vermuthlich 2. April 1628, seit 1654 Bassist in der Dresdner Capelle und 1666 bis anscheinend 1676 Concertmeister der deutschen Abtheilung derselben, gest. 1697 als kaiserl. gekrönter Poet und kursächsischer Steuereinnehmer. Als Mitglied des Elbischen Schwanenordens führte er den Namen ConCorDin. Sowol Poesie als Musik müssen ihm recht leicht aus der Feder geflossen sein, wie man aus seiner umfänglichen Production schließen darf. Als Dichter hat er geistliche Lieder geschrieben, auch Ballette verfertigt, besonders aber zahlreiche Texte zu geistlichen Musikdramen verfaßt, welche am Dresdener Hofe zwar vieler Beliebtheit sich erfreuten, an Plattheit und Roheit des Stiles aber kaum jemals übertroffen worden sind („Neue geistliche Schauspiele, bequemt zur Musik", Dresden 1670; „Altes und Neues in geistlichen Singspielen", Dresden 1681). Auch seine Compositionen fanden viel Anklang und selbst Heinrich Schütz fällte in einem Briefe, welchen D. in seiner „Elbischen Musenluft" abdruckte, ein günstiges Urtheil über seine Melodien. Vollständig aufgeführt findet man seine musikalischen Arbeiten bei Gerber und Becker: „Melodien zu Bußgesängen von Joh. Frentzel", Leipzig 1655; „Aelbianische Musenluft, 175 Lust-, Ehren-, Zucht- und Tugendlieder mit Melodien", 4 Thle., Dresden 1657; „Geistliche einstimmige Concerte", ebd. 1662; „24 und 30 Davidische Psalmsprüche", ebd. 1663; „Salomonische Liebesworte", ebd. 1664; „Heilige Leidenslieder", 2 voc. mit GB., ebd. 1666; „Geistliche Concerte", 2 Thle, ebd. 1672; „120 deutsche geistliche Concerte", 3 Thle., ebd. 1676; „Sonn- und Festtagsandachten", ebd. 1683; „Musikal. Jahrgang und Vespergesang", 2 voc. mit Orgel, ebd. 1694, und einige andere.

Euricius D., aus Neustadt stammend, war zu Ende des 16. Jahrhunderts Cantor an der Johanniskirche zu Lüneburg und hat herausgegeben: „Breves periodae Evangeliorum von Advent bis Ostern", 4—5 voc., Lüneburg 1592

Henning D. war um 1590 Cantor zu Langensalza, wurde 1614 Prediger daselbst und 1622 Pfarrer zu Gebsee. Er hat drucken lassen: „Dodekatonon etc. Neuwe ausserlesene Tricinia auff fürtreffliche lustige Texte ꝛc.“; Erfurt 1588; „Soldatenleben ꝛc., 5 voc. zum Gebrauch für allerlei Instrumente“, Erfurt 1628; „Kinder-Musik ꝛc., in richtige Fragen und gründliche Antworten gebracht“, Erfurt 1589; „Praecursor metricus musicae artis etc.“, Erfurt 1590.

v. Dommer.

Dedekind: Friedrich D., lateinischer und deutscher Dichter. Geb. zu Neustadt an der Leine als Sohn eines Fleischers; studirte in Wittenberg, wo er 1550 Magister wurde und noch 1552 verweilte. Später war er Pastor in seiner Vaterstadt, 1575 kam er nach Lüneburg als Pastor zu St. Michael und Inspector über alle Kirchen im Bisthum Lübeck. Er starb am 27. Februar 1598. Seinen litterarischen Ruhm hat er schon vor erlangtem Magisterium gegründet durch den lateinischen „Grobianus“ (1549); und die übrige Laufbahn des Schriftstellers geht in absteigender Linie. Wenn er die Sprüchwörter Salomo's in lateinische Distichen, den Katechismus Luther's in lateinische Jamben brachte, so mochte ihm das vielleicht die Mitwelt, gewiß nicht die Nachwelt danken. Auch seine deutschen Dramen: „Der christliche Ritter“ (1576, dann 1590) und „Der bekehrte Katholik“ (Papista conversus 1596) verdienen den Beifall nicht, den sie in älterer und neuerer Zeit gefunden haben.

Der „christliche Ritter“ ist 1604 durch den Rector Johannes Bechmann zu Braunschweig neu herausgegeben und erweitert worden; unter anderm hat er plattdeutsche Bauernscenen eingefügt, die er zum Theil aus einer Komödie des Omichius (Damon und Pythias 1578) schöpfte. Das Stück bedurfte gar sehr einer Auffrischung durch dramatisch wirksamere Scenen. Zu Grunde liegt eine Stelle des Epheserbriefs: „Ziehet die Rüstung Gottes an, um bestehen zu können gegen die Listen des Teufels.“ Paulus beschreibt die Rüstung, den Gürtel der Wahrheit, den Panzer der Gerechtigkeit, den Schild des Glaubens u. s. w. Erasmus hatte unter Anknüpfung hieran sein Enchiridion militis christiani verfaßt; und Alexius Bresnicer (s. diesen) brachte die Sache 1553 in ein Drama: diesem folgte D. Sein Ritter erfährt, daß die Welt alle seine Laster kennt, er will sich bekehren; ein Pharisäer und ein Franciscaner rathen ihm äußere Werkheiligkeit, Moses macht ihm die Hölle heiß mit der Strenge des Gesetzes, sein Gewissen wacht auf und vermehrt diese Qualen: aber Paulus gibt den Trost, daß Christi Tod auch ihn erlöst habe; Glaube, Hoffnung und Liebe finden sich bei ihm ein. Die Hölle, welche dieser Beute schon sicher zu sein glaubte, verschwört sich, ihn zu verderben. Die Seinigen rüsten ihn aus zum Kampfe, den er im fünften Act siegreich besteht gegen Unglauben, Securitas, Praesumptio, gegen die Zechbrüder Heluo und Lurco, gegen die Pharisäer und Franciscaner, gegen Voluptas, Desperatio, Impatientia, schließlich gegen die obersten Teufel selbst. Zwischen den allegorischen und nichtallegorischen Personen, die sich um ihn streiten, macht der Ritter manchmal eine etwas traurige Figur. Das Thema konnte, auch mit den Mitteln des 16. Jahrhunderts, viel wirksamer behandelt werden. Aber der Verfasser hat alles auf die erbauliche Tendenz bezogen und die unbefangene praktische Ausführung vernachlässigt. Er sagt in der Vorrede, er habe „die Affection, Aenderung des Gemüths“ ausdrücken wollen: das ist ihm aber nicht gelungen.

Noch schwächer ist der in hohem Alter geschriebene „Papista conversus“: Petrus, der vom Engel aus dem Gefängniß geführt wird, ins 16. Jahrhundert übersetzt. Simon ist ein Katholik und eifriger Marienverehrer, den Luther und Melanchthon für den rechten Glauben gewinnen und der dafür durch Schuld seiner widerstrebenden Frau — sie ruft ihren Vater und Bruder, diese den

Pfarrer, der Pfarrer den Bischof herbei — alle Noth eines Ketzers erduldet und ohne die unmittelbare Intervention des Himmels dem Märtyrertode anheimfallen würde. Auch hier höchst mangelhafte Technik. Die Satire gegen den Papismus nicht schlecht, aber ohne Schärfe und etwas ärmlich; die Scenen, in denen es um Tod und Leben geht, flüchtig und matt; die innere Verkettung der Begebenheiten gering und oft gar nicht vorhanden. Das Stück gibt fast nur eine Reihe von Belehrungen, Katechesen, Disputationen, die sich alle um einen Punkt drehen: es wird darin, wie D. selbst bemerkt, „kürzlich wiederholet die Summa und Inhalt unser christlichen Religion und reiner Lutherischen Lehr". Diese didaktische Brauchbarkeit bestimmte noch einen schweizerischen Dichter des 17. Jahrhunderts, beide Dramen Dedekind's mit anderen zu einer Trilogie zu verarbeiten, worin die Noth und Rettung Simons auf den christlichen Ritter übertragen wird.

Es ist ein merkwürdiges, aber nicht vereinzeltes Phänomen, daß ein anscheinend so talentloser Dichter wie D. in seiner Jugend eines der poetischen Hauptwerke unseres 16. Jahrhunderts geschrieben hat. Der „Grobianus" ist nicht so einflußreich wie das „Narrenschiff", aber er ist mehr charakteristisch für die Zeit und für Deutschland. Die Gestalt des „Grobianus" ist in ihrer Art ebenso bedeutsam wie die Gestalt des „Faust". Wenn diese den tiefsten, so verewigt jene den häßlichsten Zug der Epoche, ihr unfläthiges Wesen, ihre wüste Roheit, ihre weitverbreitete Verachtung der feineren Umgangsformen, ihre dreiste Art mit Frauen zu verkehren.

Der Grobianer steht nach D. nicht vor 12 Uhr auf, er gibt niemand guten Morgen — damit ihm niemand zu danken brauche und weil ja solche Wünsche doch nichts helfen. Gähnend reckt er seine Glieder; die stärksten Unvollkommenheiten seiner Toilette stören ihn nicht; die Haare läßt er wild wachsen; Gesicht oder Hände zu waschen hält er für eine Schande; seine Zähne zu putzen weigert er sich und läßt sie gelb sein wie Safran, ist doch gelb auch das Gold, das alle Welt liebt. Der Grobian hütet sich sorgfältig vor Bescheidenheit und Höflichkeit. Er putzt die Nase nicht, er läßt ihr lieber ihren natürlichen Schmuck, den Goldringen und Edelsteinen vergleichbar, welche die Indier darin tragen. Aber weil man Maaß halten soll in allen Dingen, so treibt er das nicht weiter als bis der Mund in Mitleidenschaft gezogen wird. Jedoch er schneuzt sich, er schnauft, er hustet, er niest möglichst laut, möglichst sichtbar, möglichst empfindlich für die Mitbewohner des Hauses. Den Functionen und Wechselfällen der gehinderten oder erleichterten Verdauung thut er keinerlei Zwang an. Scham und Anstand in der Rede zu beobachten, ist gegen die Natur. Wenn ein anderer etwas neues erzählt, so horcht er mit offenem Munde und lacht so laut, daß man es auf der Straße hört.

Das sind nur einige probeweis herausgegriffene Fragmente des lieblichen Bildes, das uns D. entrollt. Auch er bedient sich keiner vorsichtigen Verhüllungen des Ausdrucks, wie sie hier angewendet werden, sondern nennt alle Dinge bei ihrem natürlichen Namen. Der Hauptaccent fällt auf das unfläthige Benehmen bei Tische.

Als im 12. und 13. Jahrhundert sich die Deutschen unter der sanften Zucht der Frauen an bessere Manieren gewöhnten, da wurden Sittlichkeit, Sitte und Anstand auch in Versen gelehrt. Specielle Anweisungen der Tischzucht kommen damals wie noch im 16. Jahrhundert vor. Die rohe Lustigkeit des 15. Jahrhunderts drehte die Sache ironisch um und gab Vorschriften zur Unanständigkeit. Die Sittenlehren des Cato wurden so parodirt (Zarncke, Der deutsche Cato, S. 143). Als dann Sebastian Brant die Narren der Zeit auf sein berühmtes Schiff lud, da konnte er die groben Narren nicht übergehen: Glimpfius ist leider todt, die Sau hat die Krone auf, und ein neuer Heiliger, Sanct Grobian, den

will jetzt feiern jedermann. Thomas Murner und Andere verbreiten diese glückliche Bezeichnung, und 1538 schreibt ein W. S. (Wilhelm Salzmann? vermuthet Goedeke) ein prosaisches Büchlein: „Grobianus Tischzucht bin ich genannt, den Brüdern im Säuorden wohlbekannt." An ihn schließt sich D. Er gibt sich den Anschein, als wolle er die harmlose Einfalt ursprünglicher Sitten lehren; er lobt diejenigen, die das Urtheil der Menge verachten; und statt der Weisen ruft er an den Silvanus und die Faune, den Bacchus und die alma Rusticitas nostro Dea maxime seclo.

Die Form der durchgeführten Ironie, die sich stellt, als wenn sie das roheste für das schönste hielte, hat er von seinen Vorgängern überkommen. Er verfehlt auch auf den heutigen Leser nicht eine gewisse Wirkung. Man staunt über die Erfindsamkeit im schmutzigsten Stoff, obschon gelegentlich Ekel aufsteigt. Bei den schlimmsten Streichen ertheilt der Autor seinem Schüler mit komischer Feierlichkeit die Versicherung: so wirst du dich unfehlbar vor allen Menschen beliebt machen. Doch bekommt die Sache bald etwas eintöniges. Das Material ist schlecht geordnet, vieles wiederholt sich; geistreiche philosophische Motivirungen für die ironischen Präcepte sind leider nicht häufig eingestreut; auch Geschichten werden nur selten erzählt, und beiläufige culturhistorische Belehrungen wie über die besten Biersorten (I, 8) oder über Schwarzbrod und Weißbrod (II, 1) begegnen nur ganz vereinzelt. Eins der hübschesten Capitel behandelt die Tischgespräche: wie einer Liebesgeschichten erzählt, der Soldat von Schlachten, der Jäger von Hunden redet; wie dann sich Meinungsverschiedenheiten erheben, hier über die Seelenwanderung, hier über Naturwunder, hier über Politik; wie es von Worten zu Thätlichkeiten kommt: die Anlage zu einer guten Satire ist gemacht, es fehlt nur die feste ausführende Hand.

Der Charakter der Tischzucht überwiegt: als ob eine solche nur erweitert worden wäre. Die erste Ausgabe (1549) hatte zwei Bücher, in dem ersten ist der Grobianus als Sohn des Hauses oder als Diener gedacht, der bei Tische zu serviren hat; im zweiten ist er entweder selbst Gast oder empfängt Gäste. Gleich bei dem Erscheinen des Buches wurden deutsche Uebersetzungen versprochen, nur eine wohlgelungene von Kaspar Scheidt in Worms kam wirklich zu Stande 1551. Scheidt's Vermehrungen benutzte D. zum Theil und fügte der zweiten Auflage seines Werkes ein drittes sehr gemischtes Buch hinzu (1552). In der dritten Ausgabe (1554) ist dann dem Grobianus die Grobiana beigesellt, ein besonderes Capitel mit grobianischen Vorschriften für die Mädchen, wie sie dreist umherblickend, stark decolletirt und mit stark aufgehobenem Kleide über die Straße gehen, öffentlichen Schaustellungen nachlaufen, den Männern entgegenkommen, männlichen Gelagen beiwohnen und sich an dem vielen, was sie da sehen und hören können, ein Beispiel nehmen sollen. Auch der ewige Krieg der Frauen und Flöhe wird kurz geschildert, den Fischart später in der „Flöhhatz" mit so großem Erfolge dargestellt hat.

Diese letzte Gestalt des Grobianus suchte, auf Grundlage der Arbeit von Scheidt, Wendelin Hellbach deutsch wiederzugeben (1567). Eine prosaische Fassung ging neben her (niederdeutsch 1583). Ein deutscher Grobianus von Georg Werner ist verloren. Wenzel Scherffer gab eine Bearbeitung in Alexandrinern (1640) und deren letzte Ausgabe (1708) bekundet schon durch den Titel „Der unhöfliche Monsieur Kloß" die wieder höflich gewordene Zeit. Aber noch 1739 erschien eine englische Uebersetzung des lateinischen Textes. So lange hat der Geist Friedrich Dedekind's auf die Nachwelt gewirkt.

Moller, Cimbria litterata II, 160 s. Jöcher. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III, 309—317. Goedeke in der Zeitschr. des historischen Vereins für Niedersachsen 1852, S. 370—385; Every-man S. 93—102.

221—222; Grundriß S. 330 f. 366. Wackernagel, Fischart 105. 110. Berner Hs. (Mitth. von L. Hirzel). Bei Jördens u. A. Verwechselung mit Constantin Christian Dedekind (s. o.). Scherer.

Dedekind: Johann Ludwig Julius D., braunschweigischer Jurist, geb. 21. Februar 1728 zu Scheppenstedt, † 1787. Er studirte seit 1745 in Helmstädt und wurde nach beendigten Studien zuerst Advocat bei dem Hofgericht in Wolfenbüttel, dann Klosterrath daselbst und Gerichtsschultheiß zu Scheppenstedt, 1783 aber herzogl. Lehnsfiscal und Kammerrath zu Wolfenbüttel. Als juristischer Schriftsteller trat er gegen Daniel Nettelbladt auf mit der „Commentatio iuridica de contractu, quem irregulare depositum perhibuerunt", 1753. Auch verfaßte er eine „Einleitung zum Proceß der herzogl. Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Gerichte", 1776.

Weidlich, Biogr. Nachrichten von d. jetztlebd. Rechts-Gelehrt. I, 131 f. Meusel, Lexikon. Stffh.

Dedekind: Julius Levin Ulrich D., geb. zu Holzminden im Herzogthum Braunschweig am 11. Juli 1795, besuchte die dortige gelehrte Schule, bezog im J. 1816 die Universität Göttingen, erhielt im J. 1819 den juristischen Preis, habilitirte sich im J. 1820 als Privatdocent bei der juristischen Facultät in Göttingen und wurde nach dem Tode des Collegienraths Buhle, am 26. April 1822 zum Lehrer der Rechtswissenschaft und zum Syndicus des Collegium Carolinum in Braunschweig und zum außerordentlichen Professor, im J. 1823 aber zum ordentlichen Professor ernannt. 50 Jahre hindurch hielt er an der Anstalt Vorlesungen über verschiedene Materien der Rechtswissenschaft, über Statistik, Handelsgeographie, Nationalökonomie, Geschichte ꝛc. Im J. 1825 wurde er auch Lehrer der Militärgeographie und Geschichte an der neu errichteten Cadettenanstalt in Braunschweig und erhielt das Directorium des herzoglichen Intelligenzcomptoirs und die Redaction des im J. 1868 eingegangenen Braunschweigischen Magazins, so wie er auch bis zur Aufhebung der Censur mit derselben über die in Braunschweig erscheinenden Schriften beauftragt war. Im J. 1835 wurde D. zum Vorstande der mercantilischen Abtheilung des Collegium Carolinum ernannt, erhielt im J. 1836 den Charakter als Hofrath, den 25. April 1871 als geheimer Hofrath und am 26. April 1872, an welchem Tage er sein 50jähriges Jubiläum als Lehrer am Collegium Carolinum feierte, das Commandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen. Er starb 77 Jahre alt zu Braunschweig am 2. August 1872. D. war ein gründlicher, kenntnißreicher Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher; unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich besonders aus seine im J. 1819 erschienene Preisschrift: Wie nach den Gesetzen und Sitten der Deutschen in der älteren und mittleren Zeit die Succession nach dem Rechte der Cognation übertragen sei, und seine Bearbeitung der im J. 1821 von der Societät der Wissenschaften in Göttingen gestellte Preisaufgabe, eine auf Urkunden und zuverlässige Quellen gegründete Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale, Unstrut, Weser und Werra, wie sie im 10. und 11. Jahrhundert befunden sind. Diese Arbeit erhielt, „an sich des Preises ebenfalls würdig befunden", das Accessit. Kenner wollen behaupten, daß sie der mit dem Preise gekrönten Schrift des Landdrosten v. Wersebe vorzuziehen sei, der junge unbekannte Privatdocent aber dem einflußreichen hannoverschen Beamten und bekannten Schriftsteller habe nachstehen müssen. D. schrieb auch außer zahlreichen kleineren Abhandlungen: „Abriß einer Geschichte der Quellen des Wechselrechts und seiner Bearbeitung in sämmtlichen Staaten Europa's". Braunschweig 1846. 8; „Grundzüge der Geschichte des Landes und der Landwirthschaft des Herzogthums Braunschweig", ebd. 1858. 8; „Scheverlingenburg und Walle. Ein Beitrag zur Geschichte

welfischer Allodien und Stiftungen". Braunschw. 1856. 8. In dieser Abhandlung, welche, wie die erwähnte Arbeit über die Gaue, nicht im Buchhandel erschienen ist, wird mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die Ermordung des Markgrafen Ekbert II. von Braunschweig im J. 1090 weder in der Mühle zu Eisenbüttel bei Braunschweig, noch in einem im Selkethale am Harze belegenen Eisenhammer, sondern bei Isenbüttel an der Salke (Selicha) im Amte Gifhorn, als der Markgraf von Scheverlingenburg nach Braunschweig zurückkehren wollte, sich ereignet habe. Noch kurz vor Dedekind's Tode wurde eine von ihm verfaßte Concurrenzarbeit über die „Geschichte der deutschen Landwirthschaft" mit dem Preise gekrönt. Spehr.

Dedelley: Jakob D., geb in Freiburg in der Schweiz, † 1757, trat in den Jesuitenorden, übernahm in Ingolstadt 1730 die Professur der Logik und 1733 jene der Metaphysik; in den Jahren 1748 und 49 war er Rector des Jesuitencollegiums zu Dillingen. Er schrieb außer einer „Philosophia moralis" (1733) ein Compendium der Logik unter dem Titel „Summulae logicae", welches bei seinen Ordensgenossen solchen Beifall fand, daß es von 1728—51 sieben Auflagen erlebte (dasselbe beruht wesentlich auf einem größeren Werke des im J. 1651 verstorbenen Jesuiten Oviedo); auch in der Ethik bewegte er sich lediglich in dem üblichen Fahrwasser der Jesuitenlitteratur.

Backer, Biblioth. des écrivains de la compagnie de Jésus, IV. p. 167.
Prantl.

Dedelow: Nicolaus D., gebürtig aus Havelberg, † 1485. 30 Jahre hindurch leitete er, wie aus dem Decanatsbuch hervorgeht, die Greifswalder Artistenfacultät, erwarb jedoch auch die theologischen Würden. 1457 als Canonicus und im Jahre darauf als Examinator genannt, übernahm er 1459 zum ersten Male das in der Folge wiederholt verwaltete Decanat. 1461 ward er Baccalar der Theologie und las nun den Cursus über die heilige Schrift, später über „sententiae" oder Dogmatik. Im Todesjahr des Stifters der Greifswalder Universität, des Bürgermeisters Heinrich Rubenow, 1462 verwaltete er das Rectorat für den Herzog Swantibor. Später nach Magdeburg als Canonicus, in majori ecclesia et in theologia lector secundarius berufen, kehrte er 1470 nach Greifswald zurück und bekleidete 1474 zum zweiten Mal das Rectorat. Nunmehr baccalarius formatus und collegiatus geworden, erhielt er am 24. Oct. 1476 vom Vicekanzler Johann Parleberg die licentia zum Doctorate, wurde 1477 sacrae paginae licentiatus, und verwaltete 1480 zum dritten Male das Rectorat, bei dessen Uebernahme er theologiae licentiatus et in eadem ordinarius genannt wird. Während dieses Rectorates brach jener heftige Streit zwischen dem Bischof Marinus von Cammin und seinem Domcapitel aus, in welchen der gesammte Clerus des Landes, sowie auch Rath und Bürgerschaft von Greifswald hineingezogen ward. Vom Papst ohne Zuziehung der Landesbehörden gewählt, beutete der Bischof eigensüchtig sein hohes Kirchenamt aus und erregte dadurch allgemeinen Anstoß. D. war ein Freund des Greifswalder Bürgermeisters Smiterlow und unterstützte denselben nicht nur gegen die Bürgerschaft bei einem Aufruhr, den die persönliche Anwesenheit des Bischofs Marinus zur Beilegung jenes Streites in Greifswald veranlaßt hatte, sondern auch bei einem über die Lehrmethode ausgebrochenen Universitätsstreit, indem er mit demselben für die realistische Doctrin eintrat. 1482 heißt er doctor sacrae theologiae und vicecancellarius, 1483 auch Cantor des Domcapitels. Er starb nach einem arbeitsvollen Leben an der damals herrschenden Pest.

Kosegarten, Gesch. der Univers. Greifswald I. S. 90 und 152. — Pyl, Pom. Gen. II. 270. 274 ff.
Häckermann.

Dedo (Dedi), der Name mehrerer von den Ahnen des Hauses Wettin. Dedo I., Sohn des Theodoricus de tribu Buzizi, stand von Kindheit an bei seinem Verwandten, dem nachherigen Markgrafen Ribdag von Meißen, in Dienst; im J. 974 drang er, wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem Kampfe zwischen Kaiser Otto II. und Herzog Heinrich von Baiern, in welchem er des letzteren Partei ergriff, an der Spitze eines böhmischen Heerhaufens in Thüringen ein, vertrieb den Bischof Hugo von Zeitz, einen Anhänger Otto's, entführte aus Calbe a. d. Saale seine Schwägerin, die Nonne Oda, Markgraf Friedrichs von Nordsachsen Tochter, für Miesco von Polen, dem sie bisher verweigert worden war, und nahm auch seine Mutter Jutta, eine Tochter des Grafen Bio von Merseburg, mit sich. Später, nach seiner Aussöhnung mit Kaiser Otto III., brachte er die Burgwart Zörbig, welche seine Vorfahren als Reichslehen innegehabt hatten, als Erbgut an sich und seinen Bruder und wurde 13. November 1009 unweit Tangermünde von Markgraf Wernizo von Nordsachsen in einer Fehde erschlagen. Von seiner Gemahlin Thietburg, Tochter des nordsächsischen Markgrafen Dietrich, hinterließ er einen Sohn Dietrich (s. d.).

Dedo II., geb. 1012, des vorigen Enkel, 1034 Markgraf der Ostmark, in erster Ehe vermählt mit Oda, der Wittwe Graf Wilhelms d. ä. von Orlamünde, in zweiter mit Adelheid von Brabant, der Wittwe Markgraf Otto's von Meißen, welche ihm zwei Söhne, Heinrich von Eilenburg und Konrad, der von den Slaven erschlagen wurde, gebar. Durch sie bewogen erhob er Ansprüche auf die thüringischen Lehen ihres ersten Gatten, fiel, da sie ihm verweigert wurden, 1069 in Thüringen ein, bemächtigte sich der Burgen Beichlingen und Scheidungen, mußte sich aber nach deren Fall dem König Heinrich IV. ergeben und seine Freiheit mit dem Verlust eines großen Theils seiner Erbgüter erkaufen, während sein gleichnamiger Sohn erster Ehe durch Meuchelmord endete, angeblich auf Anstiften Adelheids, weil er sich dem König angeschlossen hatte. Nach dem Gerstunger Frieden söhnte er sich zwar mit dem Könige aus, starb aber 1075 ohne seine Mark wieder erlangt zu haben. Markgrafen von Meißen nennt ihn Cosmas von Prag vermuthlich nur, weil er dort die Vormundschaft über Ekbert II. führte.

Dedo IV., Sohn des Grafen Thimo von Wettin, besaß mit seinem Bruder Konrad gemeinschaftlich die Allode ihre Hauses, nahm seine verstoßene Gemahlin Bertha von Groitzsch auf Anmahnung der benachbarten Bischöfe wieder zu sich, gründete 1224 das Peterskloster auf dem Lauterberg, mußte aber dessen Vollendung, 26. December desselben Jahres auf dem Rückweg aus Palästina vom Tode ereilt, seinem Bruder überlassen.

Dedo V., der Fette, des vorigen Neffe, erhielt als der dritte der von Markgraf Konrad von Meißen hinterlassenen Söhne aus dem väterlichen Erbe die Herrschaft Rochlitz, wozu 1144 von seines Oheims Wittwe Bertha, die ihn erzogen und an Kindesstatt angenommen hatte, die Grafschaft Groitzsch und 1185 nach seines Bruders Dietrich Tode die Grafschaft Eilenburg und die Mark Landsberg kam, mit welcher letzteren ihn Kaiser Friedrich I. erst nach Bezahlung von 4000 Mark belehnte. Diesem folgte er wiederholt auf seinen Zügen nach Italien und starb 16. Aug. 1190 im Begriff Kaiser Heinrich VI. nach Apulien zu begleiten, an den Folgen einer Operation, durch welche ein Arzt ihn von dem lästigen Fette befreien wollte. Ist begraben in dem 1174 von ihm gestifteten Kloster Zschillen (später Wechselburg). Flathe.

Dedo v. Goseck, jüngerer Bruder des Erzbischofs Adalbert von Bremen, Stifter des Klosters Goseck, 1048 von Kaiser Heinrich III. mit Weißenfels und

1052, angeblich als Belohnung für seine dem Kaiser gegen Ungarn geleisteten Dienste, mit der Pfalzgrafschaft Sachsen belehnt, wurde 1056 von einem Kleriker ermordet. Flathe.

Deecke: Heinr. Ludw. Ernst D., geb. 1. October 1805 zu Lübeck, † 24. April 1862 als Professor, erster Lehrer der Realschule des Catharineums und Bibliothekar ebendaselbst. Deecke's Kindheit fällt in die Jahre der französischen Herrschaft und der Befreiungskriege. Der rasche Wechsel der Ereignisse, der unvermittelte Gegensatz des Alten und Neuen schärften die Beobachtungsgabe des lebhaften Knaben, dessen Vater eine Kaffeewirthschaft hatte, in welcher das namhafte Publicum der Stadt verkehrte. Früh hat D. sich die gründliche Localkenntniß erworben, die ihn sein Leben lang auszeichnete, früh die Eigenthümlichkeiten verschwindender Bräuche, Sitten, Züge aus dem Volksleben auffassen und getreu behalten, auch wol selbständig wieder gestalten lernen. Bei bedeutenden geistigen Gaben, namentlich einem ausgezeichneten Gedächtniß und großem Form- und Sprachtalent, legte er es schon in jungen Jahren auf ein ungewöhnliches Wissen an. 15 Jahre alt ward er Schüler der ersten Gymnasialclasse, erst nach $3^1/_2$ Jahren bezog er die Universitäten Halle und Göttingen. Das gewählte Fach war die Theologie, D. trieb aber daneben Philosophie, alte und neue Sprachen, zu denen sich später die umfassendste Litterar- und Litteraturkunde gesellte. Geographie und Geschichte mit allen Hülfswissenschaften sind bald die Disciplinen gewesen, welche er als ein Meister beherrschte. In solche Polyhistorie führte ihn unmerklich immer mehr sein Beruf hinein, seine Anstellung als Lehrer 1829, sein Bibliothekariat seit 1847.

Zurückgekehrt in die Heimath war D. zwar 1828 Candidat der Theologie geworden, hat auch wiederholt gepredigt, widmete sich aber ganz dem Lehrfach, seit er 1829 an der Bürgerschule angestellt ward und mit der allmählichen Umbildung derselben zur Realschule nach und nach den Hauptunterricht in den obern Classen allein in seine Hand bekam. Die Mannigfaltigkeit der hiezu erforderlichen Lehrgegenstände traf mit Deecke's Neigung zusammen, sich in allen Zweigen des Wissens heimisch zu fühlen. Eine gleiche Anforderung stellte an ihn die Verwaltung der öffentlichen Bibliothek, welche er nach Grautoff's Tode zeitweilig übernommen, nach Professor Ackermann's Pensionirung ganz erhalten hatte.

Aber Deecke's sämmtliches Wissen bildete doch nur die Grundlage für seine besondere Beschäftigung mit der Geschichte seiner Vaterstadt. Für diese hat er sein ganzes Leben hindurch nach allen Richtungen hin gesammelt und zahlreiche Collectaneen angelegt, wobei nichts aus dem weiten Gebiete der Alterthumskunde, seien es Quellen und Urkunden, geschichtliche Ueberlieferung und mündliche Sage, Reste der Kunst, Wappen, Münzen, Siegel ꝛc. seinem Forschertrieb entging. Er hat diese, nach seinem Tode von der Stadtbibliothek erworbenen Sammlungen nicht nur sorgfältig geordnet, sondern für einen großen Theil derselben auch in einer Reihe von meistens Gelegenheitsschriften die Hauptzüge der Benutzung und Verwerthung selbst angegeben. Den Grundstein für die kritische Behandlung der ältesten Periode unserer Geschichte legte er in den „Grundlinien zur Geschichte Lübecks bis 1226“ (1839). Den ersten Band einer „Geschichte der Stadt Lübeck“ (bis 1300) gab er 1844 heraus. Er hat keinen zweiten folgen lassen: davon zurückgehalten hat ihn ebensosehr der noch unvollendete Zustand des urkundlichen Materials (der zweite Theil des Lübecker Urkundenbuchs ward erst 1858 abgeschlossen), als die geringe Befriedigung, welche ihm selbst der erste Band gewährte. An der Herausgabe des Lübeckischen Urkundenbuches betheiligte sich D. nur während der Arbeiten zum ersten Theile, auch die nach Grautoff's Tode versprochene Fortführung der Lüb. Chroniken hat er kaum begonnen. Um so unermüdlicher benutzte er die oft gering zugemessene Muße, welche ihm sein Amt

ließ, zum Zusammentragen kleinerer Geschichtsabschnitte, zur Erschöpfung des für einzelne Gebiete Aufzufindenden oder zu knappen Uebersichten. So entstanden die „Lübischen Geschichten und Sagen" (1852), die „Beschreibung der freien und Hanse-Stadt Lübeck" (1847 u. ö.). Unvergleichlich war D. in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sein stets schlagfertiges Wissen jedem Forscher sofort zu Gebote stellte: mancher namhafte Historiker weiß davon zu rühmen.

Deecke's Name wird mit lübischer und hansischer Geschichtsforschung immer verknüpft bleiben, nicht minder durch das, was er in seinen Schriften geleistet, als was er an Material und Einzelkunde vor dem Untergang gerettet hat. Als Lehrer fehlte ihm keine Eigenschaft, die ein erfolgreiches Wirken bedingt. Seinen Mitbürgern war D. ein Gegenstand größter Verehrung, so daß ihm, außer anderen bürgerlichen Ehrenämtern, 1848 die Vertretung der Stadt in der Frankfurter Nationalversammlung übertragen ward.

Schulprogramm des Catharineums, Ostern 1863, S. 33. 47 ff. Zeitschrift d. Vereins für Lüb. Geschichte 2, S. 561 ff. Mantels.

Deel: F. v. D., Mainzischer Rath, vgl. am Schluß des Buchstabens D.

Deel: Johann Wilhelm D., geb. 1657 zu St. With im Regierungsbezirk Aachen, trat in den Jesuitenorden und wurde Hofprediger des Herzogs Christian August von Sachsen. Er starb am 13. Juni 1721 als Vicar der Kirche zur heil. Ursula zu Köln. Er ist Verfasser mehrerer Schriften: „Praesagia honoris"; „Altare Christi augustum"; „S. Ruta versibus exarata"; „Fons vivus"; „Vallis exaltata".

Neyen, Biographie luxembourgeoise. Baersch, Eiflia illustrata t. III. pars I. p. 41. Koltz, Manuel des bourses d'études, p. 472.

Schoetter.

Deelen: Dirk van D., holländischer Architekturmaler. C. de Bie nennt ihn „Schilder van Heusden"; er war also wol auch an letzterm Orte auf die Welt gekommen, und nicht zu Alkmaar, wie Manche angenommen haben. Descamps hat bekanntlich die Sitte, neben die von ihm besprochenen Maler eine Jahreszahl zu stellen, welche die beiläufige Geburtszeit derselben angeben soll; neben unsern Dirk schrieb er 1635 hin, und so hat man denn blindlings, wie in so zahlreichen Fällen, dieses Jahr als das der Geburt Dirk's angenommen. Das ist indessen vollständig falsch, da bereits aus den zwanziger Jahren Bilder von D. existiren. Das von Andern angenommene Geburtsjahr 1607 stände allerdings mit jener Thatsache wol in Einklang, auf einer sichern Angabe beruht es jedoch wol schwerlich. Am besten setzt man sein Geburtsdatum um 1605. Houbraken hat ihn zum Schüler des berühmten Haarlemer Malers Frans Hals gemacht. Das ist an sich schon auffällig, denn Hals war ein Porträtmaler, von ihm konnte D. sicherlich nicht seine Architekturen lernen. Nun kommt es zwar allerdings vor, daß Schüler schließlich eine ganz andere Kunstweise, als sie der Meister pflegte, ergreifen, allein ohne Noth werden wir doch nicht leicht so etwas annehmen. Eine genaue Betrachtung der de Bie'schen Auslassungen überzeugt uns, daß Houbraken eine Stelle derselben, die auf Ph. Wouverman ging, fälschlich zu D. gezogen hatte. Ich habe dies ausführlich in der Lützow-Seemann'schen Zeitschrift für bildende Kunst, IX. 1874. S. 95, gezeigt, woselbst es der geneigte Leser nachschlagen möge. Daß Houbraken sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, dem von ihm karrikirten Frans Hals durch D. (in Gemeinschaft mit Brouwer, der ebensowenig ein Schüler des Haarlemer Meisters war) einen Possenstreich ausüben zu lassen, kann nicht befremden, Herr Houbraken wünschte eben seinem Publicum eine amüsante Lectüre zu bieten, und die Gebote der Wahrheit und das Kopfzerbrechen moderner Kunstschriftsteller konnten ihn nicht geniren. Wer wirklich unserem Dirk das Malen beigebracht hat, steht also noch

in Frage. Jedenfalls besuchte der Künstler, dem Strome seiner Landsleute folgend, Italien, denn im J. 1632 entstand eine Ansicht der St. Peterskirche zu Rom (Galerie zu Augsburg). Später ließ er sich zu Arnemuiden in Zeeland nieder, wo er, trotzdem man ihn zum Bürgermeister ernannte, doch nicht den Pinsel als seiner nunmehr unwürdig betrachtete. Dirk hatte das Glück oder Unglück, sich dreimal verehelichen zu müssen: seine erste Frau, Maria van der Gracht, starb den 30. August 1650 im Alter von 62 Jahren, seine zweite, Katharina de Have, den 4. December 1652 im Alter von 34 Jahren, seine dritte, Johanna van Balen, den 16. December 1668 im Alter von 68 Jahren. In welchem Jahr der Künstler selbst das Zeitliche segnete, wissen wir nicht mit Bestimmtheit, der Tag jedoch ist uns erhalten, es war der 16. Mai, als D. 66 Jahre zählte. Jedenfalls ist er vor 1669 nicht gestorben. Zwischen dem 18. Sept. 1668 und dem 18. Sept. 1669 verzeichnet die Rechnung der Antwerpener Rhetorikerkammer zum Oelzweig (Olyftak) die Thatsache, daß „der Herr Bürgermeister" van D. ein Bild der St. Lukasgilde daselbst schenkte. Es stellt eine Allegorie vor: im Vordergrunde sitzen die Personificationen der Dichtkunst und Malerei auf einem Thron; sie reichen sich die Hände auf die Aufforderung der Eintracht hin, welche in der Rechten zwei vereinigte Herzen trägt. Rechts umschlingen sich zwei Genien, links vertreiben zwei andere die Zwietracht, einige schweben oben in der Luft. Dieser figürliche Theil ist von Theodor Boeyermans gemalt, die Architektur, eine riesige Halle, rührt aus der Palette des Gebers selbst her. Jetzt bewahrt das Antwerpener Museum das Bild.

Dirks Gemälde sind wenig zahlreich. In der Galerie des Barons von Speck-Sternburg zu Lützschena (unweit Leipzig) zeigt man das „Innere einer Kirche mit Säulen und Bogen", mit Figuren von Fr. Francken, dasselbe soll die Jahreszahl 1623 tragen, wäre demnach das früheste von Dirk uns bekannte Bild; denn das zu Augsburg befindliche, das nach dem Kataloge die gleiche Jahreszahl trägt, scheint vielmehr von 1632 datirt zu sein. Nach der Zeit folgt ein Bild in der Eremitage zu St. Petersburg: in einer großen Säulenhalle geht die Geschichte von Christus und der Ehebrecherin vor sich (von 1627). Die Eremitage bewahrt noch zwei Werke Deelen's. Der Säulenhof mit Ballspielern im Louvre zu Paris trägt die Jahreszahl 1628. Ein Interieur mit Bordellscene besitzt oder besaß, nach Chr. Kramm, der Graf Nahuys zu Utrecht, ein anderes Bild aus demselben Jahr ist auf dem Schlosse Wychen bei Nymwegen, ein drittes, ebenso datirt, besitzt Graf Harrach in Wien. Bei dem letztern befindet sich auch ein undatirtes Bild, mit merkwürdiger Staffage: Herzog Alba hält Gericht über die Niederlande, deren Provinzen in allegorischen Figuren vor ihm stehen. Vom J. 1632 ist, wie es scheint, die erwähnte große Ansicht des St. Petersplatzes zu Rom, mit reicher Staffage, in der kgl. Augsburger Galerie. Das herzogliche Museum zu Braunschweig bewahrt einen Prospect zweier Gartenschlösser, vom J. 1635; dies Bild ist etwas hart und bunt, prachtvoll hell und klar dagegen das undatirte: Inneres einer gothischen Kirche. Die kgl. Galerie zu Kopenhagen besitzt eine „Unterhaltung auf der Straße" von 1638. Deelen's Hauptwerke befinden sich in der glänzenden Galerie des kaiserl. Belvedere zu Wien. Das eine, ein prächtiges Gartenpalais mit vornehmer Staffage, trägt die Jahreszahl 1640; es ist von ungewöhnlichem Umfange (gegen 5 Fuß groß, 9 Fuß breit), allerdings zu groß für ein derartiges Architekturbild, dem doch weiter keine tiefere geistige Bedeutung inne wohnt, und das zugleich keineswegs als bloße Wanddecoration wirken soll. Das andere, mit keiner Jahreszahl versehene, ein Prachtbau mit Säulenhallen, ist, wennschon bedeutend kleiner, doch immer noch von ansehnlichen Dimensionen. Von 1642 befindet sich eine schöne Archi-

tektur in der Galerie Steengracht im Haag. Ein gutes Bild sieht man im Museum zu Berlin (1647). Sehr merkwürdig ist der Saal des Binnenhofes im Haag während der großen Versammlung der Generalstaaten im J. 1651; die Figuren dazu rühren von A. Palamedesz her. Das Bild im Antwerpener Museum habe ich schon erwähnt, es ist vielleicht sein letztes Werk. — D. ist ein Maler von namhaftem Verdienste. Sehr richtig urtheilt Bode: „Dirk van D. wählt sich zur Darstellung große freie Räume: Prachtgemächer, Höfe von Palästen, die von Säulenhallen umgeben sind, oder denen sich französische Parkanlagen anschließen, zuweilen auch weitläufige Hallenkirchen. Ein helles gleichmäßiges Tageslicht beleuchtet diese Räume, deren Wände und Fußböden, deren Decken von der bunten Pracht der schönsten Steinarten, von farbigem und vergoldetem Holzgetäfel erglänzen. Durch seine frischen Farben, durch seine flüssige und leichte Behandlung und einen äußerst feinen Luftton weiß uns der Meister diese Prachtbauten in ihrem charaktervollen Stil, ihrer heitern und äußern Pracht so anziehend zu schildern, daß wir das Element der Gemüthlichkeit nicht einmal für sie verlangen." Fügen wir zur Ergänzung dieser Schilderung hinzu, daß seine Bilder einen silbernen, klaren Ton, eine treffliche Zeichnung und Perspective haben, daß sie jedoch, gegen die Hervorbringungen der späteren Meister des gleichen Faches gehalten, etwas Hartes, häufig Buntes und Metallenes nicht freizuwerden vermögen. Palamedes, Codde, Dirk Hals, Boeyermans u. A. malten ihm die Staffage, eventuell er ihnen den Hintergrund.

W. Schmidt.

Deer: Nicolaus van D., auch „van der Ryenborh" genannt, † zwischen 1490 und 1494, war der bedeutendste Rector des Fraterhauses der Brüder vom gemeinsamen Leben zum Grünen Hofe (viridis horti) oder zu St. Michael in Rostock. 1462 ist er mit zwei Brüdern Heinrich v. Xanten und Heinrich Loën aus dem Bruderhause zu Münster nach Rostock gekommen, heißt 1464 Senior des neugegründeten Hauses, 1470—75 kommt er als dessen Procurator vor, und 1475 ernannte ihn der Rector des Hauses zu Münster Johannes Vege an Stelle des kränklichen Vorgängers Johannes von Iserlohn zum Rector des Rostocker Hauses, das unter ihm seine höchste wissenschaftliche Thätigkeit entwickelte. Gleich 1475 legte er die berühmt gewordene Druckerei der Michaelisbrüder an; 1480—88 baute er die Kirche, die mit dem Fraterhause selbst jetzt als Wollmagazin dient, nachdem sie früher Zeughaus und Kornspeicher waren. Auch die erste deutsche Schule hat Nicolaus in Rostock ins Leben gerufen, oder doch die von seinem Vorgänger gestiftete zur Blüthe gebracht.

S. Lisch, Jahrb. IV. Krause.

Degantz: Nicolaus D. ist insofern für die Geschichte der Medicin und die Universität Greifswald wichtig, als er neben dem Professor Vitalis Fleck und Dr. Johann Stalkäper zu den ersten medicinischen Lehrern in Greifswald gehört, sowie dadurch, daß er eine namhafte Schenkung medicinischer Bücher der Hochschule zuwandte und auf diese Art im J. 1459 Mitbegründer der Greifswalder Universitätsbibliothek wurde. Da er schon 1459 in den Universitätsannalen S. 170 medicinae licentiatus genannt wird, so ist es wahrscheinlich, daß er schon seit der Stiftung der Universität im J. 1456 im akademischen Lehrfache thätig war.

Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifswald I, S. 105. II, S. 170.

Häckermann.

Degen: Jakob D., gewöhnlich Schegk genannt, ein Philosoph und Arzt, geb. 1511 zu Schorndorf, † 9. Mai 1587 zu Tübingen, bezog 17 Jahre alt die Universität Tübingen, promovirte daselbst 1529 zum Magister der Philosophie

und begann über Philosophie und alte Classiker zu lesen. Das ihm übertragene Rectorat des Tübinger Stiftes gab ihm Veranlassung, sich eingehender mit der Theologie vertraut zu machen; vorübergehend fesselte ihn auch die Jurisprudenz, bis er sich endlich vorzugsweise der Medicin zuwandte. 1539 wurde er Doctor und 1543 Professor der Medicin und lehrte nun bis zu seinem Tode in Tübingen Philosophie und Medicin neben einander. 1577 hatte er das Unglück, zu erblinden, was ihn aber nicht an der Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit hinderte. In der Philosophie ist er einer der Hauptvertreter der aristotelischen Richtung und genoß seiner Zeit ein großes Ansehen. Neben Commentaren zu aristotelischen Schriften ist sein Hauptwerk: „De demonstratione libb. XV", Basil. 1564 fol. Diese Richtung veranlaßte ihn auch, gegen P. Ramus aufzutreten. Er schrieb gegen ihn: „Hyperaspistes responsi ad quatuor epistolas P. Rami contra se editas", Tübingen 1570.

Georg Liebler, Oratio de vita et morte J. Sch. Tübingen 1584. — Brucker, Hist. crit. IV. p. 292 ss. A. Richter.

Degen: Jakob D., Mechaniker; geb. 17. Nov. 1756 im Schweizercanton Basel. Noch nicht 10 Jahre alt kam er nach Wien mit seinem Vater, welcher bei der von einem andern Schweizer, Namens Kännel, kürzlich (1764) in dem benachbarten Orte Penzing errichteten Seidenbandfabrik eine Werkmeisterstelle erhielt. Neun Jahre lang beschäftigte sich hier auch der junge D. mit Bandweben, endlich aber bestimmte eine lebhafte Neigung für die Mechanik ihn zur Erlernung der Uhrmacherei, womit er vier Jahre zubrachte. Nachdem er ferner über 10 Jahre als Uhrmachergehülfe gearbeitet, erwarb er 1793 das Meisterrecht. Sein über die Grenzen des Gewerbes hinausschweifendes Denken haftete schon längere Zeit an dem Projecte, eine zum Fliegen geeignete Maschine zu verfertigen. Im J. 1808 glaubte er das Ziel erreicht zu haben, und wirklich machte er zu jener Zeit mit seiner Flugmaschine kleine öffentliche Versuche, welche von Enthusiasten für Erfolg versprechend angesehen wurden, jedoch den Beweis lieferten, daß der aus zwei großen Flügeln bestehende Apparat allein nicht hinreichte, den mit Anstrengung arbeitenden Künstler zu erheben. Zur Unterstützung bediente sich deshalb D. zuerst eines Gegengewichts von 75 Pfund und stieg so am 18. April 1808 in der kaiserlichen Reitschule mittelst 34 Flügelschlägen 50 Fuß hoch. Für das Aufsteigen im Freien nahm er einen Luftballon zu Hülfe, und auf diesem Wege erreichte er bei zwei Vorstellungen auf dem Feuerwerksplatze im Wiener Prater (am 13. und 15. November 1808) Höhen von 240 und 630 Fuß. Als ein großes Hinderniß gegen beliebige Senkung des Fluges zeigte sich jedesmal der Wind. Vorzüglich aus diesem Grunde erntete der Künstler im J. 1813 zu Paris mit seinen Flugversuchen nur Mißlingen und selbst Spott. Einen befriedigenden Wirkungskreis fand er später als Werkmeister bei der Nationalbank in Wien, welche Stelle er noch 1834 einnahm. Auch in dieser Periode wurden aber die Flugversuche nicht ganz aufgegeben und namentlich im Garten zu Schönbrunn erneuert, jedoch ohne bessern Erfolg. Der erfinderische Mann, der sein Leben einer beharrlich festgehaltenen Idee gewidmet hatte, starb zuletzt in Dürftigkeit und Verschollenheit auf dem Lande in der Nähe von Wien; Ort und Zeitpunkt seines Todes sind unermittelt.

Karmarsch.

Degen: Johann Friedrich D., Sohn eines Predigers, geb. 16. Dec. 1752 zu Affalterthal in Franken, † 16. Jan. 1836. Vorgebildet auf dem akademischen Gymnasium zu Coburg bezog er 1772 die Universität zu Erlangen, um unter Harles, den er schon in Coburg als Lehrer gehabt, Philologie zu studiren. Seine erste Verwendung im Lehrfache erhielt er 1775 als Collaborator am Gymnasium zu Erlangen, 1776 wurde er als Lehrer der zweiten Classe an

das Gymnasium zu Ansbach berufen, 1790 zum Director und Inspector der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch ernannt; zuletzt (1803) kam er als erster Professor an das Gymnasium zu Baireuth, und ward 1811 zu dessen Rector ernannt, wo er 19 Jahre wirkte, bis er 1821 in den verdienten Ruhestand trat. Als Schriftsteller entwickelte D. eine ungemein fruchtbare und fast polyhistorische Thätigkeit. Abgesehen davon, daß er sehr zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften der verschiedensten Gattung lieferte und mehrere zeitweise selbst redigirte, hat er auch eine beträchtliche Anzahl von selbständigen Schriften verfaßt, von denen es genüge, folgende zur Charakteristik seiner bunten litterarischen Betriebsamkeit namhaft zu machen: „Ueber die Philosophie des (Pseudo) Anakreon“, 1776; „Einige Gedanken über den Roman“, 1777; „Ueber die Wahl der Gattin“, 1778; „Ueber die redende Grazie“, 1779—83. 3 Stücke; „Tibulls Elegien mit Anm.“, 1781; „De idiomatibus graecae dictionis“, 1780—81; „Anacreontis carmina“, 1781. 1786 u. 1808, dieselben deutsch 1782 u. 1821; „Herodots Geschichten übersetzt“, 1783—91. 6 Bde.; „Deutsche Anthologie der römischen Elegiker“, 1784; „Gedichte“, 1786 (manche auch in Musenalmanachen); „Fränkische Blumenlese auf die J. 1785—87“; „Bibliothek für kleine akademische und scholastische Schriften, theolog. philolog. und pädagogischen Inhalts“, 1795—96; „Litteratur der deutschen Uebersetzungen der Römer (1794 und 99) und der Griechen“, 1798 und 99; „Cicero de officiis mit deutschem Commentar“, 1800. 1820 und 25; „Vorträge über Gegenstände der Bildung und Erziehung“, 1800 und 1818; „Beiträge zu den Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung der Schulen und ihres Unterrichts“, 7 Stücke, 1800—3; „Ueber Vorsehungsbegriffe, ihre Entstehung und Ausbildung“, 1806; „De invocatione poetica ejusque origine et usu“, 1811; „De nummo Casano etc.“, 1817.

Biographische nnd litterarische Nachrichten von den Schriftstellern in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth von Andr. Meyer (1782), S. 28 ff. Christ. W. Bock, Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer ꝛc. I. Heft 6. (Jäck) Lebensmomente aller baier. Civil- und Militärbedienstigten, Heft 5, S. 7 ff. 1819. Halm.

Degen: Joseph Vincenz D., geadelt mit dem Prädicate „Ritter von Elsenau“, Buchhändler und Buchdrucker; geb. 23. Januar 1763 zu Graz in Steiermark, † 5. Juni 1827 in Wien. Nachdem er in Graz Philosophie und in Wien die Rechte studirt hatte, widmete er sich dem Buchhandel in letzterer Stadt und wußte es dahin zu bringen, daß sein Geschäft zu den vorzüglichsten derartigen Unternehmungen Oesterreichs und Deutschlands zählte Im J. 1800 brachte er die sehr gut eingerichtete Alberti'sche Buchdruckerei an sich und legte zugleich eine Schriftgießerei an, mit welcher er sich durch Einführung neuer geschmackvoller Typen große Verdienste erwarb. Aus der entsprechend gehobenen Druckerei gingen seitdem Erzeugnisse ersten Ranges, namentlich Prachtausgaben mehrerer Schriftsteller hervor, so z. B. Uz' Werke 1804, Wieland's Musarion 1808, Clemente Bondi's poetische Schriften 1808, des Grafen d'Elci Lucanus 1811. Als im J. 1804 die österreichische Regierung die Hof- und Staatsdruckerei zu Wien begründete, geschah dies unter wesentlicher Mitwirkung Degen's, welchem die Direction der neuen Anstalt übertragen und der Titel eines Regierungsrathes verliehen wurde. Karmarsch.

Degenfeld: Christoph Martin, Freiherr v. D., geb. im J. 1599 zu Eybach, dem Stammsitz seiner Familie, welche, ursprünglich in der Schweiz lebend, seit Mitte des 13. Jahrhunderts als begütert in Schwaben genannt wird, erhielt sammt seinen beiden älteren Brüdern nach dem frühen Tode seines Vaters unter Vormundschaft eine sehr sorgfältige Erziehung auf verschiedenen Universitäten und

durch Reisen. Nach Vollendung des Bildungsgangs trat er mit seinem Bruder Christoph Wolfgang in kaiserliche Dienste und kämpfte zunächst unter Wallenstein in Ungarn gegen den Fürsten Gabor. Später kam er als Rittmeister unter Tilly's Befehle zu stehen im Feldzug gegen Graf Ernst von Mansfeld, zeichnete sich besonders bei Wimpfen und Höchst durch ritterliche Thaten aus und wurde deshalb vom Kaiser mit vielen Gnaden bedacht; es ward ihm insbesondere durch Diplom gestattet, das uralte Prädicat Freiherr, welches vor längerer Zeit der Familie verloren gegangen war, wieder zu führen. In der Folge diente der Freiherr unter Spinola in den Niederlanden und gegen König Christian von Dänemark. Darauf zog er sich auf seine Güter zurück, welche im J. 1631 nach dem Tode seiner beiden kinderlosen Brüder an ihn fielen. Aber nicht lange litt es ihn hier. Er war nach Abdankung seines Regiments aus kaiserlichen Diensten mit vielen Ehren entlassen und war somit zunächst an keines Herren Dienst mehr gebunden.

Trotzdem er Protestant war — die Degenfeld waren schon vor Mitte des 16. Jahrhunderts zur Reformation übergetreten —, hatte er, einmal in kaiserlichem Dienst befindlich und dort verpflichtet, gegen seine Glaubensgenossen gekämpft. Jetzt folgte er dem Zuge seines Herzens und trat in die Dienste des Schwedenkönigs, der eben den deutschen Boden betreten hatte und dessen Name damals der gefeiertste unter allen Kriegshelden war. Im J. 1632 stellte D. zwei Reiterregimenter auf, deren Oberst er wurde. An den Schlachten bei Nürnberg und Lützen nahm er rühmlichen Antheil. Später hatte er einige selbständige Unternehmungen in Schwaben auszuführen; so die Belagerung von Villingen, bei welcher Gelegenheit er den würtembergischen Major Wiederhold kennen und hochachten lernte. Trotz der Mißwirthschaft im schwedischen Lager nach König Gustavs Tode unter seinen Generalen schien doch die Sache der Evangelischen gut vorwärts zu gehen. D. für seine Person gerieth aber in Unmuth über den Verfall der alten schwedischen Kriegszucht und verließ, außerdem mit dem hochfahrenden General Banner in Spannung gekommen, den schwedischen Dienst noch vor der Nördlinger Schlacht.

Diese kehrte mit ihren Folgen sofort, in Süddeutschland wenigstens, alle Verhältnisse um. Schwaben wurde von kaiserlichen Völkern überschwemmt und mit so vielen anderen gingen auch die Degenfeldischen Güter verloren. Der Freiherr flüchtete mit seiner Familie nach Straßburg, wo ihm Anträge gemacht wurden, in französische Dienste zu treten. Er ließ sich auch bereit dazu finden und stellte zwei Reiterregimenter auf, zu welchen seine früheren deutschen Reiter gerne herbeiströmten. Im J. 1635 erhielt er die hohe Stellung eines colonel général de la cavallerie étrangère und damit das Commando über 16 Regimenter, mit welchen er sich bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete. Doch veranlaßten ihn Intriguen und die Anfechtungen von Neidern 1642 den französischen Dienst zu verlassen und zu versuchen, ob er nicht durch kaiserliche Gnade wieder in den Besitz seiner Erbgüter gelangen könnte. Er betrieb diese Unterhandlungen von Genf aus, wo ihm zugleich Anträge gemacht wurden, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Dienste der Republik Venedig zu treten, welcher sehr daran gelegen war, einen so berühmten Kriegsmann für sich zu gewinnen. D. nahm an und der bald ausbrechende Krieg mit den Türken wies ihn auf eine glänzende kriegerische Laufbahn hin. Zum Generalgouverneur von Dalmatien und Albanien ernannt, landete er, von seinem ältesten Sohne Ferdinand begleitet, im August 1645 in Zara. Trotz der knapp zugemessenen Streitkräfte, welche die argwöhnische Politik der Venetianer ihren commandirenden Generalen verwilligte, gelang es dem Geschick und der persönlichen, aufmunternden Tapferkeit des Generalgouverneurs doch, überall, wo er auftrat, in den Jahren 1645

und 1646 entscheidende Erfolge über die Türken davonzutragen. Außer den Italienern und Morlaken zog sein Name auch viele Deutsche und Franzosen in den Kriegsdienst nach Dalmatien und diesen fremden Truppen war es insbesondere zu danken, daß die überlegenen Streitkräfte der Türken überall geschlagen wurden. — Zunächst galt es Zara und Sebenigo zu entsetzen. Dann wurde weiter ins Innere des Landes vorgedrungen und es gelang, den Türken außer vielen kleineren Plätzen und Burgen Hemoniko, Urana, Scardona abzunehmen. Endlich vertheidigte der Freiherr mit außerordentlichem Geschick und größter Bravour Sebenigo gegen die mit großer Uebermacht vordringenden Türken und schlug diese trotz seiner geringen Streitkräfte zurück. Dadurch rettete er ganz Dalmatien. Venedig überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Eine Medaille wurde auf die Beschirmung Dalmatiens geschlagen und diese dem Freiherrn an einer $3\frac{1}{2}$ Pfund schweren goldenen Kette verehrt. Wo er sich zeigte in den dalmatinischen Städten, strömte ihm das Volk entgegen, mit dem Rufe: Viva S. Marco e il Barone! 1648 kehrte er nach Venedig zurück und im nächsten Jahr, in welchem seine siebenjährige Capitulation zu Ende ging, erbat er sich seinen Abschied, der ihm auch unter den höchsten Ehrenbezeugungen verwilligt wurde.

Seine Gesundheit hatte angefangen zu leiden unter den vielen Strapazen und bei dem ungewohnten Klima; seine Güter in Schwaben, vernachlässigt und halb zerstört, erforderten nothwendig seine Anwesenheit. — Nach glücklicher Ankunft in Eybach ging er daran, Güter und Gebäude in guten Stand zu setzen; allein seine angegriffene Gesundheit ließ ihn des Wiedergewonnenen kaum recht froh werden. Zudem starb am 26. August 1651 seine herzlich geliebte Gattin, welcher der vielgeprüfte Kriegsmann selbst, nachdem er lange körperliche Leiden mit der größten Standhaftigkeit und Gelassenheit ertragen hatte, am 13. Oct. 1653 im Tode nachfolgte. Aber lebendig blieb sein großartiger Geist in einer Reihe von 10 Kindern; insbesondere lebte sein kriegerisches Feuer fort in seinen sechs Söhnen.

Verheirathet hatte sich der Freiherr, nachdem er kaiserliche Dienste verlassen hatte, mit Anna Maria Adelmann von Adelmannsfelden, einer Dame, geziert mit allen christlich-adelichen Tugenden. Ein trautes Heimwesen wußte sie dem unstet umhergetriebenen Gatten zu bewahren; den Kindern, welche des Vaters so oft entbehrten, war sie die sorgfältigste Erzieherin.

Der älteste Sohn, Ferdinand, war als siebzehnjähriger Knabe mit dem Vater nach Dalmatien gezogen, hatte aber das Unglück, durch einen Schuß vor der Festung Urana das Augenlicht zu verlieren. Dennoch gelang es dem erblindeten Mann durch rastlose geistige Thätigkeit und Regsamkeit beim Kurfürsten von der Pfalz hohe Ehrenstellen zu erringen und in treuer Fürsorge ein väterlicher Vormund zu werden für seine Geschwister sowol, als namentlich für die Kinder seiner Schwester, der Raugräfin Louise. Wegen eines Privatgeschäftes nach Venedig gerufen, starb er dort 1710. — Von den übrigen fünf Söhnen starb nur einer eines natürlichen Todes, der Stammhalter Maximilian. Die meisten der übrigen ruhen auf dem Felde ihrer Heldenthaten. Der zweite Sohn, Gustav, fiel als schwedischer Oberst beim Sturm auf Kopenhagen 1659. Der dritte, Adolf, in Venedigs Diensten stehend, erlag einer Wunde vor Kanea. Der nächste Sohn, Christoph, erhielt seines gefallenen Bruders Adolf Regiment auf Candia, wo er in einer Reihe von Gefechten manche Wunden erhielt, die ihm zwar erlaubten, ins Vaterland zurückzukehren, denen er aber doch 1685 erlag. (Kapff. Familienarchiv.) Pfister.

Hannibal, Freiherr v. D., der jüngste Sohn des vorigen, geb. 1648, † 1691 als Generalcapitän der Republik Venedig zu Nauplia. In der Schule

des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen, dessen kleines Heer damals den Ruf besonderer Kriegstüchtigkeit genoß, wurde D. gebildet; 1674—77 war er Oberst und Befehlshaber eines Fußregiments. Wie es die Sitte jener Zeit mit sich brachte, wechselten die höheren Befehlshaber nach Umständen ihre Herren, je nach rascherer Beförderung oder Gelegenheit zur Auszeichnung. So verließ denn auch D. das kursächsische Heer und trat in die Dienste des Kurfürsten von Baiern, von welchem er 1682 zum Feldmarschall-Lieutenant und Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt wurde. Im folgenden Jahre befehligte er unter dem jugendlichen Max Emanuel die 12000 Mann baierischer Hülfstruppen wider die Türken und zeichnete sich beim Entsatze von Wien in hohem Grade aus. Nachdem mit der Einnahme von Gran der Feldzug abgeschlossen war und die baierischen Truppen nach Hause zogen, folgte D. einer Aufforderung der Republik Venedig, in deren Dienst schon sein Vater gestanden, und übernahm das Commando der für den beabsichtigten Feldzug gegen die Türken auf Morea bestimmten Landungstruppen; über ihm stand der Venetianer Morosini als Generalcapitän oder Befehlshaber der Land- und Seemacht. Im Jahre 1685 traf D. auf Morea ein, eroberte zuerst die Feste Koron und schlug hierauf mit seinem aus 8000 Mann und zwar zumeist deutschen Hülfstruppen, namentlich Sachsen bestehenden Heere die türkische Armee unter dem Kapudan-Pascha bei Kalamata dermaßen aufs Haupt, daß sie für dieses Jahr die Feindseligkeiten einstellte. Wegen fortwährender Zerwürfnisse mit Morosini nahm er jedoch im folgenden Jahre seinen Abschied, an seine Stelle trat Otto Graf v. Königsmark. Als jedoch Morosini Doge von Venedig geworden, als dessen Nachfolger Cornaro wie auch der tapfere Königsmark dem Fieber erlegen waren und der Nachfolger Cornaro's, der Franzose Gadagne, sich der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen fühlte, so erinnerte sich die Republik wieder Degenfeld's und ernannte ihn 1691 im Frühjahr zu ihrem Generalcapitän gegen die Türken. Am 3. August verließ er mit neuen Truppen Venedig und traf am 4. September zu Nauplia ein. Doch schon am 12. October fiel auch er dem Fieber zum Opfer. Die Bestürzung über seinen Tod und die Rathlosigkeit wegen eines Ersatzes für D. soll in Venedig so groß gewesen sein, daß man sich gerne unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen zum Frieden entschlossen hätte.

Der 15jährige Türkenkrieg 1683—99, Carlowitz 1699. Münich, Geschichte der baierischen Armee, München 1864. Landmann.

Degenfeld: Maria Susanne Loysa (Louise) v. D., Raugräfin, Tochter des als tapferen Kriegsobersten bekannten Christoph Martin v. Degenfeld (s. o. S. 23). Sie kam im J. 1650 nach Heidelberg an den Hof des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, des durch den westfälischen Frieden rehabilitirten Sohnes des Kurfürsten Friedrich V. und der schönen Elisabeth Stuart, zu eben der Zeit, als sich derselbe mit Charlotte, einer gebornen Landgräfin von Hessen, vermählt hatte. Die Kurfürstin besaß aber nicht die Eigenschaften, ihren schwer zu behandelnden und sinnlichen Gemahl auf die Dauer zu fesseln. Das von der Natur bevorzugte Fräulein v. D. übte bald genug eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Karl Ludwig aus und er schreckte zuletzt vor keiner Schwierigkeit zurück, sie zu besitzen. Die Kurfürstin Charlotte hatte ihm zwar drei Kinder geboren, darunter den Kurprinzen Karl und die später als Gemahlin des Herzogs von Orleans, des Bruders König Ludwigs XIV., so berühmt gewordene Elisabeth Charlotte. Indeß weder dieser Umstand, noch das Widerstreben seiner Gemahlin hielt den Kurfürsten ab, zur Ausführung seines Wunsches zu schreiten, als er sich der Zustimmung der Geliebten sicher wußte und seine Geduld erschöpft war. Im J. 1658 ließ er sich mit Maria Susanne Loysa morganatisch vermählen, ohne von seiner ersten Gemahlin in aller Form geschieden zu sein. Diese blieb

gleichwol nach wie vor am Hofe zu Heidelberg wohnen und kehrte erst 1662 nach Kassel zurück, nachdem alle ihre Versuche, die Nebenbuhlerin wieder zu verdrängen, mißglückt waren. Maria Susanne Loysa hatte nicht ohne Widerstreben und schwerem inneren Kampfe die Neigung des Kurfürsten erwiedert. Ihre Ehe war eine glückliche, obwol ihre Lage in Folge der Launen ihres Gemahles und mancher anderer ihr ungünstiger Verhältnisse keine leichte war. Sie hat ihrem Gemahle 14 Kinder geboren, von denen 8 die Eltern überlebten, alle talentvoll und tüchtig, aber nur wenig vom Glücke begünstigt. Die bedeutendste unter den Töchtern war die Raugräfin Louise (1661—1733), welcher in dem Briefwechsel, den ihre Stiefschwester Elisabeth Charlotte vom französischen Hofe aus mit ihr führte, ein unvergängliches Denkmal gesetzt ist. Bereits im Jahr 1667 hatte Maria Susanne Loysa im Namen ihrer Nachkommen auf alle Erbansprüche auf die Pfalz verzichtet und Karl Ludwig ihr und ihren Kindern den Titel von „Raugrafen“ und „Raugräfinnen“ ertheilt und sie zugleich mit den Lehen der seit Jahrhunderten erloschenen, jetzt aber erneuerten Würde der Raugrafschaft ausgestattet. Maria Susanne Loysa ist — noch vor der Geburt ihres 14. Kindes — am 18. März 1677 gestorben. Ihre Asche wurde zuerst in der heil. Geist-Kirche zu Heidelberg, und später kraft einer Anordnung ihres Sohnes und Nachfolgers Karl Ludwigs in der Festungskirche zu Mannheim beigesetzt.

Vgl. Kazner, Louise, Raugräfin zu Pfalz, Leipzig 1798. — Lipowsky, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Maria Susanne Louise, Raugräfin v. Degenfeld ꝛc. Sulzbach 1824. — L. Häusser, Geschichte der Rheinischen Pfalz, Bd. 2. Wegele.

Degner: Johann Hartmann D., Arzt, geb. 19. Juli 1687 in Schweinfurt, hatte zuerst auf Wunsch seines Vaters in Halle Jurisprudenz studirt, sich jedoch gleichzeitig mit den Naturwissenschaften und der Medicin beschäftigt; nach dem Tode seines Vaters setzte er diese Studien fort und erlangte 1717 in Utrecht die medicinische Doctorwürde. Nach einjährigem Aufenthalte in Elberfeld siedelte er nach Nymwegen über und erwarb sich hier durch seine ärztlichen Leistungen und seine Verdienste um die Förderung des Allgemeinwohles der Stadt solchen Ruf und solche Anerkennung, daß er zum Stadtphysikus, und 1751 zum Senator und Bürgermeister ernannt wurde. Er starb den 6. Nov. 1756. — Unter seinen übrigens sparsamen litterarischen Leistungen (vergl. das Verzeichniß derselben in Biogr. méd. III. 408) verdient namentlich die vortreffliche Monographie über die Ruhrepidemie im J. 1736 in und um Nymwegen („Hist. med. de dysenteria bilioso-contagiosa anno 1734 etc.“, Traj. ad Rhen. 1738. 8) hervorgehoben zu werden. — Ueber sein Leben vergl. Comment. Lips. VIII. p. 554.

A. Hirsch.

Dehn: Siegfried Wilhelm D., tüchtiger Musikgelehrter und Bibliothekar, Sohn eines Bankiers zu Altona, geb. daselbst 25. Februar 1799; studirte, nachdem er in Plön das Gymnasium absolvirt, in den Jahren 1819—22 zu Leipzig die Rechte, trieb daneben aber zugleich eifrig Musik. In Berlin, wo er 1823 sich niederließ, wurde er Bernhard Klein's Schüler und wählte die Musik, insbesondere musikwissenschaftliche Fächer, zu seinem ausschließlichen ferneren Lebensberufe. Wiewol er auch in der praktischen Musik gut bewandert war und namentlich auf dem Violoncello ziemlich viel Fertigkeit besaß, beschäftigte er sich doch vorzugsweise mit der Geschichte, älteren Theorie und Bibliographie, worin er sehr ansehnliche und solide Kenntnisse sich erwarb. Im J. 1842 wurde er, nachdem er noch verschiedene Reisen gemacht hatte, als Conservator der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin angestellt und trug zur Vermehrung und Erweiterung derselben nicht unerheblich mit bei. In diesem Amte verblieb er bis zu seinem, 12. April 1858 erfolgten Tode. Von eigenen

Arbeiten hat er hinterlassen: „Theoretisch-praktische Harmonielehre ꝛc.“, 1840; zweite vom Verfasser umgearbeitete Auflage 1860 (zu ihrer Zeit besonders durch viele auf die ältere Tonsatzlehre bezügliche Erläuterungen und Mittheilungen werthvoll); „Lehre vom Contrapunkt, Canon und Fuge, aus den hinterlassenen Manuscripten herausgegeben von B. Scholz“, 1859: „Analysen dreier Fugen von S. Bach und einer Vocalfuge von A. M. Bononcini“, 1858. Ferner redigirte D. in den Jahren 1842—48 die von Gottfr. Weber 1824 begründete musikwissenschaftliche Zeitschrift Cäcilia, und lieferte eine mit Anmerkungen versehene Uebersetzung der schätzbaren biograph. Notiz über Orlandus Lassus von Heinr. Delmotte, 1837. Insbesondere hat er noch durch gute Ausgaben älterer Musikwerke manches Verdienst sich erworben: „Orlandus Lassus, Psalmi VII poenitentiales“, Berlin bei Gust. Crantz, o. J., in moderne Partitur übertragen; dessen Motetten „Gustate et videte“, Berlin bei Trautwein, o. J. und „Quo properas“, 10 voc. in 2 Chören, Berlin; „12 Hefte mehrstimmiger Gesänge des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Stücke von Lassus, Palestrina, Phil. de Monte, Cost. Porta, Cypr. de Rore, J. de Wert, Ferabosco u. a.), Berlin bei Crantz, o. J.; ein Heft Choralbearbeitungen für die Orgel von Dietr. Buxtehude, Leipzig bei Peters. v. Dommer.

Dehn-Rotfelser: Hans D.-R., geb. 1500, einem angeblich aus Franken nach Sachsen eingewanderten Geschlechte entstammt, Sohn Friedrich Dehn-Rotfelser's, der Geheimerath Kurfürst Friedrich des Weisen war, herzoglich sächsischer Oberbau-Oberriftmeister der Harnische und Forstmeister, ein bedeutender Architekt des Renaissancestils, aller Wahrscheinlichkeit nach der leitende Baumeister beim Bau des Georgenschlosses, auch anderer von Kurfürst Moritz in Dresden errichteter Gebäude und Befestigungen, sowie der Schlösser Moritzburg und Senftenberg, 1540 Hauptmann der Aemter Radeberg, Senftenberg und Schlieben, starb 13. Juli 1561. Kaiser Rudolf II. erneuerte dem Geschlechte der D. im J. 1580 den Adel, dessen Wiederanerkennung dasselbe in Kurhessen, wo es noch jetzt blüht, im J. 1844 erlangt hat. Flathe.

Deichsler: Heinrich D., geb. 1430, gest. zu Ende 1506 oder Anfang 1507, Bürger, Bierbrauer und Chronist zu Nürnberg. Aus einem seit lang bekannten ehrbaren, wenn auch nicht rathsfähigen, Geschlecht entsprossen, lebte er als „Pierpreu“ in wohlhabendem Stande, versah seit 1486 das städtische Amt eines „Bettelherrn“, d. i. Armenpflegers, und beschäftigte sich daneben mit Compilation einer Chronik, in deren erstem Theil er die früheren Jahrbücher der Stadt durch eine Menge von anderen historischen Materialien erweiterte und deren folgenden Theil er für seine eigene Lebenszeit bis kurz vor seinem Tode selbständig fortsetzte. D. ist als Schriftsteller, wie als Historiker, nur Dilettant: er schreibt im Volkston mit unbeholfener Ausdrucksweise und zeigt sich über die Zeitereignisse, über die Vorgänge im Reich und den Antheil seiner Vaterstadt an denselben, nicht weiter, als für alle Welt offenkundig war, unterrichtet; aber was er selbst erfahren und in der Nähe gesehen hat, erzählt er mit Wahrheitsliebe und zuverlässiger Genauigkeit. Seine Chronik ist daher ganz eigentlich eine Stadtchronik, wenig bedeutend für die politische Geschichte, aber werthvoll durch Schilderung der Sitten und Zustände in der vielbewegten Reichsstadt bei Ausgang des Mittelalters.

Ausgabe der Chronik Deichsler's in Verbindung mit den älteren Jahrbüchern nach dem im k. Archiv zu Nürnberg befindlichen Originalmanuscript von Th. v. Kern und C. Hegel in den Chroniken der deutschen Städte, Nürnberg, Bd. IV und V. Hegel.

Deidericus: D. (Deidrich), geb. zu Tekendorf in Siebenbürgen, fand seine Ausbildung an den Schulen zu Bistritz, Hermannstadt und Klausenburg, sowie an der Akademie zu Straßburg, an welcher er seit 1587 studirte und auch die

Würde eines Magisters der Philosophie erlangte. 1589 verließ er Straßburg, reiste nach Wien und dann nach Italien, wo er, der Evangelische A. C., in freundliche Beziehung zu Papst Sixtus V. trat. In die Heimath zurückgekehrt, erhielt er 1591 das Rectorat am evangel. Gymnasium A. C. in Hermannstadt und arbeitete im Verein mit dem Schulinspector und Stadtpfarrer Lupinus, sowie dem für alles Gute begeisterten Königsrichter Albert Huet und dem Bürgermeister Johann Bayer mit Erfolg an dem Aufschwung desselben. Im zweiten Jahr seines Rectorates, 1592, konnte er die durch milde Fürsorge und Unterstützung Huet's in einer dem Schulgebäude nahen Capelle erfolgte bessere Einrichtung der Schulbibliothek durch Aufschriften feiern. 1594 nahm er den Ruf zur Pfarre nach Tekendorf an, nachdem er 1593 von der wegen seiner Beziehung zu dem Papst und den Jesuiten erhobenen Anklage der Apostasie freigesprochen worden war; doch schon 1598 wurde er von der Pfarre ausgeschlossen, ohne daß der Grund hiervon bekannt ist. Von Deidericus' im Druck erschienenen Schriften sind zu erwähnen: „Analysis Libri VI. Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum, de quinque habitibus intellectus: Arte, Scientia, Prudentia, Sapientia, et Intelligentia, Praeside Joh .Ludovico Hawenreuter D.", 1589. „Elegia, de obitu Cl. et Doctiss. Piae memoriae Viri, Michaelis Beutheri, J. V. D. et Histor. in Celeb. Argitensium Academia quondam Professoris, ad prudentia, virtute doctrinaque praestantem Virum, D. Albertum Hutterum, Judicem Regium Incl. Reipublicae Cibiniensis in Transylvania, Patronum suum summa observantia colendum, Anno 1588 scripta a Georgio Deidricio, Tekensi-Trans.", 1589. „Oratio sub auspiciis Melchioris Junii, Rect. Acad. Argent. de eo: Quod sciri, certoque percipi nihil possit in hac vita", 1589. „Hodoeporicon itineris Argentoratensis, insigniumque aliquot locorum et urbium, cum Ungariae, tum vero maxime Germaniae descriptiones, fluviorum item ac montium quorundam appellationes, Historicas denique nonnullas, aliaque lectu non injucunda continens, scriptum a Georgio Deidricio, Tekensi-Trans", 1599 (?).

Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. I., Kronstadt 1868. K. Schwarz, Vorstudium zu einer Geschichte des städtischen Gymnasiums A. C. in Hermannstadt (Programm dieses Gymnasiums für das Schuljahr 1860—61), Hermannstadt 1861. Herbert.

Deinhardstein: Johann Ludwig D., Dichter, geb. zu Wien 21. Juni 1794, † daselbst 12. Juli 1859. Nach Vollendung der Universitätsstudien in den Staatsdienst eingetreten, erhielt D. 1827 nach L. Haschka's Tode die Stelle eines Professors der Aesthetik an der theresianischen Ritterakademie und die Supplirung der gleichen Professur an der Wiener Hochschule, welche er durch mehrere Jahre bekleidete. Nach der Pensionirung Schreivogel's wurde er auf Anregung des Grafen Czernin Vicedirector des Hofburgtheaters und bekleidete diesen Posten bis 1841, worauf er, nachdem er schon seit 1829 die Geschäfte eines Censors versah, bis 1848 als stabiler Censurreferent der Polizeihofstelle und nach dieser Zeit als Beirath der Landesregierung in litterarischen, hauptsächlich Theater-Angelegenheiten thätig war. In der Zeit von 1829—49 führte er auch die Redaction der Wiener Jahrbücher der Litteratur und erhielt 1834 den Titel eines k. k. Regierungsrathes. D. trat schon 1816 als dramatischer Dichter auf und errang im Laufe der Jahre mit mehreren seiner Lustspiele, wie „Hans Sachs" (1827), „Garrick in Bristol" (1832), „Gönnerschaften" (1838) und „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" dauernde Erfolge. Er schuf seine Dramen mit Vorliebe auf historischer Grundlage, besaß große Bühnenkenntniß und entwickelte im Dialoge Witz und Geist; aber seinen Lustspielen fehlte der ideale Gehalt, die tiefere Charakteristik und Auffassung geschichtlicher Charaktere und der feine poetische Sinn. Durch die Gabe eines leichten Schaffens ließ er

sich zur Flüchtigkeit und Massenproduction verleiten. Die Hinneigung Deinhardstein's zum Schau- und Lustspiel kam auch in seiner dramaturgischen Thätigkeit zum Ausdrucke. Unter seiner Leitung behauptete das Burgtheater nicht mehr jenen Rang, welchen es unter Schreyvogel einnahm. Er vernachlässigte die Aufführung classischer Werke, im Repertoire überwog das Salon- oder Conversationsstück und wurde den Uebersetzungen französischer Theaterstücke ein ungebührliches Uebergewicht gestattet. Unter seiner Direction hatten übrigens Bauernfeld, Halm und Hebbel ihre ersten Bühnenerfolge errungen. Daß es D. ungeachtet seines oft von Heiterkeit übersprudelnden, genußsüchtigen Naturells, seiner mangelhaften Bildung und seiner beschränkten dichterischen Richtung nicht an einem ernsteren Sinn und einem lebhaften Interesse an wissenschaftlichen Aufgaben fehlte, bezeugt seine Redaction der Wiener Jahrbücher der Litteratur, welche dieses Unternehmen zum Brennpunkte der litterarischen Kritik in Oesterreich, ja für Deutschland zu gestalten wußte. Die gefeiertsten Männer traten durch Deinhardstein's Bemühungen in die Reihe der Mitarbeiter der Jahrbücher, wie Goethe, Wilh. v. Humboldt, J. Müller, A. W. Schlegel, Immermann, Gentz, Endlicher, Böttiger, Littrow, Feuchtersleben, Carus, Crüger, Grimm, Prokesch-Osten, Ritter, Rückert, Schaffarik, Tischendorf, Chmel, Hammer-Purgstall, Hebbel, Miklosich rc. Als die Märztage des J. 1848 kamen, hatte D. wegen seiner als Censor und Anhänger Metternich's eingenommenen Stellung viel zu dulden, da seine geschmeidige Natur ihn zu mancher ungebührlichen Strenge verleitet hatte. Uebrigens lag auch seinen ganzen Anschauungen jener agitatorische Geist ferne, welcher vor und nach 1848 fast alle geistigen Gebiete beherrschte, um die politische Wiedergeburt Oesterreichs anzubahnen und das Rechts- und Freiheitsbewußtsein des Volkes zu wecken. — Einige seiner Uebersetzungen aus dem Französischen veröffentlichte D. unter dem Pseudonym: Dr. Römer.

J. G. Seidl, Biographie Deinhardstein's im Album öster. Dichter, Wien 1852. — H. Laube, Das Burgtheater, Leipzig 1868, S. 128. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon V. 207. K. Weiß.

Deinhardt: Johann Heinrich D., Schulmann, geb. in Nieder-Zimmern bei Weimar am 15. Juli 1805, † in Bromberg am 16. Aug. 1867. Er war der Sohn tüchtiger Landleute, unter sechs Geschwistern das jüngste. Seine erste Bildung erhielt er in der Dorfschule, 1815 wurde er in die Parochial- oder Predigerschule nach Erfurt gebracht, in der er so gute Fortschritte machte, daß er bereits nach 1½ Jahren in die Tertia des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Die Schule war damals in nicht besonderer Verfassung und wurde erst durch die Umgestaltung 1820 zu einem guten Gymnasium, an dem neben dem Director Straß Lehrer wie Spitzner und nachher Kritz wirkten und tüchtige Schüler zogen. Zu Deinhardt's Mitschülern gehörten unter anderen Ritschl und Benary. Zu Ostern 1825 verließ er das Gymnasium mit einem Zeugnisse ersten Grades und bezog die Universität Berlin. Den Plan, Theologie zu studiren, hatte er aufgegeben; er wollte Schulwissenschaften, besonders Mathematik studiren. Er hörte bei Ohm und Ideler mathematische, bei Encke, der ihm auch einen Theil der Rechnungen für einen Jahrgang seines astronomischen Jahrbuchs übertrug, astronomische, bei Link und Ermann naturwissenschaftliche Vorlesungen, versäumte aber auch nicht philologische und sprachwissenschaftliche bei Böckh und Bopp, geschichtliche bei Fr. v. Raumer, geographische bei Ritter und war besonders eifrig in den philosophischen Hegel's und Henning's. Damals lebte noch in der studirenden Jugend das lebhafteste Interesse für die Philosophie. Dieser Beschäftigung dankte D. die gründliche Durchbildung und die ideale Richtung seines ganzen Strebens. Zu Ostern 1828 wurde er als stellvertreten-

der Lehrer der Mathematik und Physik nach Wittenberg berufen und machte bald darauf die Oberlehrerprüfung. Michaelis 1828 wurde er ordentlicher Lehrer, später Oberlehrer. Dem Director gegenüber, der als strenger Philolog die alten Sprachen bevorzugte, mußte sich D. für die durch ihn vertretenen Disciplinen erst Boden gewinnen; es gelang ihm bei den Schülern die besten Erfolge zu erzielen und dadurch das Widerstreben Spitzner's zu besiegen. Als Lehrer und noch mehr durch seine litterarische Thätigkeit hatte er die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gelenkt, die ihm 1844 das Directorat des Gymnasiums in Bromberg übertrugen, nachdem er vorher das colloquium pro rectoratu vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Halle gemacht hatte.

In voller Manneskraft trat er in die neue Stellung ein, in der er 23 Jahre hindurch verblieben ist. Es waren in einem theilweise widerstrebenden Lehrercollegium große Schwierigkeiten zu überwinden und auch die Schüler begriffen nur allmählich, was seine Leitung und sein Unterricht bezweckten. Durch Berathung mit seinen Collegen wurden die Classenziele festgesetzt, Einheit und Zusammenhang in die Lehrverfassung gebracht, Mängel in der Methode einzelner Lehrer möglichst beseitigt. Es wurden Classenprüfungen eingeführt, Redeacte, Turnfeste und gemeinsame Spaziergänge veranstaltet. Durch Ausarbeitung genauer Disciplinargesetze (1844, umgearbeitet 1854 und 1866) wurde der Sinn für Ordnung in den Schülern befestigt. Die 1845 eröffnete Vorbereitungsclasse erwuchs zu einer dreiclassigen Vorbereitungsschule, die erst 1864 aus seiner privaten Leitung in die Hände des Staates überging und damit ein integrirender Theil des Gymnasiums wurde. Mit 200 Schülern hatte er die Schule übernommen, die in 6 Classen vertheilt waren; ihre Zahl stieg auf 432 in 14 Classen. Dabei waren der polnischen Schüler immer weniger geworden und das deutsche evangelische Element erhielt das Uebergewicht. Es ist ihm auch gelungen die äußere Lage der Lehrer zu verbessern und aus dem Honorar für gehaltene Vorlesungen die Stiftung einer deutschen Prämie (1850), eine andere für unverheirathete Töchter von verstorbenen Lehrern (1853) ins Leben zu rufen und die Wittwen- und Waisenstiftung (1857) kräftig zu fördern. Den Neubau eines Gebäudes hat er nicht mehr erlebt.

Das gute Verhältniß, in welchem er zu den Behörden stand (namentlich Johannes Schulze ehrte ihn durch sein Vertrauen), wurde durch die politischen Stürme des Jahres 1848 vielfach gestört. Schon im J. 1846 hatte der deutsch gesinnte Mann der polnischen Bewegung gegenüber entschieden Stellung genommen und sich zur praktischen Theilnahme an dem politischen Leben veranlaßt gefühlt. 1848 ward er ein entschiedener Vertreter des Liberalismus oder, wie die Denuncianten der Kreuzzeitung ihn nannten, eines der Häupter der Bromberger Demokratie und ein gefährlicher Verführer der Jugend. Selbst seine Berliner Gönner (Schulze und Kortüm) wandten sich von ihm ab und man dehnte den Verweis wegen der politischen Haltung auch auf seinen Unterricht aus, den er zu einem akademischen steigere und seine Schüler zu Schwätzern mache. In dieser Zeit reactionärer Bedrängniß wäre ihm eine Berufung nach Parchim (1850) oder nach Anclam (1852) willkommen gewesen, aber sie erfolgte nicht, weil er politisch verdächtig erschien. Er dachte auch wol daran an einer Universität sich niederzulassen und philosophische Vorlesungen zu halten. Inzwischen hörte diese Unruhe auf, nachdem wiederholte Revisionen die Behörde von dem guten Zustande der Schule überzeugt hatten, und die letzten Jahre brachten ihm zu der ungetrübten Wirksamkeit auch wiederholte Anerkennung. Die philosophische Facultät der Berliner Universität ernannte ihn bei dem Jubiläum 1860 honoris causa zum Doctor, ja er erhielt sogar bei der Krönung des Königs Wilhelm in Königsberg 1861 den rothen Adlerorden vierter Classe. In den letzten Jahren

gebot ihm eine zunehmende nervöse Reizbarkeit, verbunden mit ernstlichen katarrhalischen Leiden, eine größere Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben und nöthigte ihn Milderung durch den Gebrauch von Seebädern oder durch Gebirgsreisen zu suchen. Auch 1867 war er zu diesem Zwecke nach Thüringen gegangen, kehrte aber am 26. Juli krank nach Bromberg zurück. Die Feier des 50jährigen Jubiläums seiner Schule stand in den letzten Tagen dieses Monats bevor; er versuchte seinen für die Festfeier vorbereiteten Vortrag zu halten, sank aber nach kurzer Zeit zusammen und mußte die Festversammlung verlassen Die Krankheit nahm rasch einen nervösen Charakter an und am 16. August erlag er derselben.

Auf seine Lehrerthätigkeit legte D. großes Gewicht. Er hatte zunächst mathematischen und physikalischen Unterricht zu ertheilen und that das mit großer Einfachheit und Klarheit. In Bromberg wählte er später mehr die Lehrgegenstände, die auf Geist und Gemüth des Schülers am meisten wirken, wie Religion (Sitten- und Glaubenslehre nach der Anleitung des Neuen Testaments), deutsche Litteratur zur Erweckung des nationalen Enthusiasmus, philosophische Propädeutik. Dem polizeilichen Disciplinirea der Schüler war er nicht hold; die Weckung des wissenschaftlichen Interesses und die Anregung des Fleißes hielt er für das beste Mittel gegen alle Ausschreitungen. Aber Trägheit und Unsittlichkeit strafte er mit oft leidenschaftlichem Zorne, in dem er wol auch fehlgreifen konnte.

Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten steht nicht blos der Zeit nach voran: „Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit“, Hamburg 1837, in welchem Buche er das preußische Gymnasialwesen gegen die Lorinser'schen Angriffe vertheidigt und die Aufgabe des Gymnasiums als einer Bildungsanstalt der theoretischen Stände und die daraus sich ergebende Entwicklung des wissenschaftlichen Sinnes klar hinstellt. Die dazu dienenden Lehrgegenstände, deren Verknüpfung zu einem organischen Ganzen und die dabei zu beobachtende Methode werden fast zu umständlich und durch Hegel'sche Terminologie oft unklar dargelegt. Das Buch fand wohlverdiente Anerkennung; es ist 1858 noch in das Holländische übersetzt. An den Grundanschauungen hat D. festgehalten; nur manche seiner Ansichten hat er in späteren Aufsätzen und Abhandlungen modificirt oder weiter entwickelt. Schon in der Centralbibliothek von Brzoska erschienen 1838 und 1839 Aufsätze zur Empfehlung gymnastischer Uebungen, über die Berechtigung der philosophischen Propädeutik, allgemeine Bestimmung über den Zweck und die Mittel der Gymnasialdisciplin; in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen: über die Themata zu deutschen Aufsätzen, über die zweckmäßige Einrichtung der Schulprogramme u. a. Namentlich hat er zu der Encyklopädie von Schmid eine große Zahl von Artikeln geliefert, die ebensowol die allgemeinen Bildungsfragen (ästhetische Bildung, Bildungsideal, Erkenntnißvermögen, Fleiß, Gemüth, Gedächtniß, Gewöhnung, Phantasie), als auch die geschichtliche Entwicklung (Fröbel, Kant, Lorinser, Plato, Schaub u. a.) betreffen. Auch einige seiner Schulprogramme (er hat deren von 1830—1867 zwölf verfaßt) gehören hierher. Bereits 1838 hatte er Vorschläge zur Gründung einer Zeitschrift für wissenschaftliche Pädagogik gemacht. 1843 wurde er von dem Cultusminister Eichhorn aufgefordert, den Entwurf einer Instruction für den Religionsunterricht auf Gymnasien auszuarbeiten, der sich von dem damals gültigen Plan, die Kirchengeschichte und eine wissenschaftlich zusammenhängende Glaubens- und Sittenlehre in den vier letzten Schuljahren zu behandeln, nicht unterscheidet. In diese Zeit fallen seine „Beiträge zur religiösen Erkenntniß“ (Hamburg 1844), die aus Vorträgen in der litterarischen Gesellschaft in Wittenberg entstanden sind. Mit behaglicher Breite, aber auch in oft unklarer Sprache

behandelt er den Begriff der Religion, die Offenbarung Gottes in der Welt, Pantheismus, Deismus, den Begriff der Persönlichkeit, die Idee der Freiheit. Manche spätere Abhandlungen über den Gegensatz des Pantheismus und des Deismus in den vorchristlichen Religionen (1845), Begriff der Religion (1859), über die Vernunftgründe der Unsterblichkeit der menschlichen Seele (1863) ergänzen jene Arbeit. Schärfste Wissenschaft und lebendiger Glaube wirken bei ihm zusammen zum Finden der Wahrheit. In das Gebiet der alten Philosophie kam er durch seinen Unterricht in der philosophischen Propädeutik; für sie war bestimmt das Schriftchen: „Der Begriff der Seele mit besonderer Rücksicht auf die aristotelische Psychologie" (1840) und „Ueber den Inhalt und Zusammenhang von Platon's Gastmahl" (1865). Viele dieser Abhandlungen hat H. Schmidt gesammelt unter dem Titel „Deinhardt's kleine Schriften" (Leipzig 1869). Von seinen Schulreden sind nur wenige in diese Sammlung aufgenommen. Schließlich ist noch zu erwähnen „Leben und Charakter des Wandsbecker Boten M. Claudius" (Gotha 1864), für den er bereits in der ersten Wittenberger Zeit eine besondere Vorliebe gefaßt hatte.

Es ist eine große Zahl von Schriften und Abhandlungen, die D. neben den Mühen seines Amtes nur durch geordnete Thätigkeit und bei seiner Schnelligkeit im Arbeiten vollenden konnte. Trotzdem war er heiterer Geselligkeit und biederer Gastfreundschaft zugethan, ein offener, zuverlässiger Freund und bei seiner Begeisterung für alles Gute und Schöne zur Unterstützung allgemeiner Interessen immer bereit. Im October 1833 hatte er sich mit der Schwester seines Freundes H. Schmidt verheirathet und ein wahrhaft glückliches Familienleben begründet, das durch den im J. 1863 erfolgten Tod der Gattin getrübt wurde. Drei verheirathete Töchter haben den Vater überlebt.

J. Fechner in der Berliner Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1868, S. 77—79. Th. Bach, J. H. Deinhardt, ein Beitrag zur Geschichte des preuß. Gymnasialwesens in Masius' Jahrb. für Pädagogik 1873 und in einem Separatabdruck, Leipzig 1874. Eckstein.

Deinlein: Georg Friedrich D. (Deinlinus), Rechtsgelehrter, geb. 18. Decbr. 1696 in Altdorf, wo sein Vater Rathsältester und Bürgermeister war, starb daselbst 11. Mai 1757. Er bezog 1711 die Universität seiner Vaterstadt, wo er 1714 Magister der Philosophie wurde, vollendete seine Studien 1716—18 in Halle unter Thomasius, Böhmer, Gundling, und machte eine Reise durch Deutschland, besonders nach Wien. Ende 1718 nach Altdorf zurückgekehrt, erwarb er 1719 die juristische Doctorwürde und begann seine Laufbahn als Privatdocent der Philosophie und Jurisprudenz. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte und außerordentlicher Beisitzer der Juristen-Facultät, 1731 Professor der Logik und zugleich ordentlicher Professor der Rechte, 1738 Professor der Institutionen und ordentlicher Beisitzer der Juristen-Facultät, 1740 Consulent der Reichsstadt Nürnberg und Professor der Pandekten, 1744 Professor Juris primarius und Senior der Juristen-Facultät. Seine juristischen Schriften bestehen in akademischen Dissertationen und Programmen, von denen die „Observationes juris miscellae", cap. I—V, Altdorf 1740—46, die umfänglichsten sind. Auch verfaßte er einige deutsche Gedichte. — Weidlich, Gesch. d. jetztlebd. Rechtsgel. I, 181 ff. u. dessen Zuverl. Nachrichten I, 259 ff. IV, 365 ff. Programma ad celebritatem funeris G. F. Deinlini, Altdorf 1757, Fol. Georg Andr. Will, Merkwürdige Lebensgeschichte G. F. Deinlein's, hinter d. Leichenpredigt von Joh. Augustin Dietelmair, Nürnberg 1757, Fol. Desselben Nürnberger Gelehrten-Lexikon I, 238 ff. V, 201 ff. Zeidler, Vitae professorum iuris, qui in Acad. Altdorffina vixerunt III, 87 ss.

Steffenhagen.

Deisch: Johann Andreas D., Geburtshelfer in Augsburg in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Er hat dadurch eine höchst traurige Berühmtheit erlangt, daß er sich in seiner Praxis der rohsten und barbarischsten Entbindungsmethoden bediente und sein Verfahren in eignen Schriften zu rechtfertigen bestrebt war. Schon seine 1740 zu Straßburg erschienene Inauguralschrift handelte von der Nothwendigkeit der scharfen Instrumente in der Geburtshülfe, seine Thätigkeit aber wird am besten durch die zuverlässige Angabe beleuchtet, daß er im Jahre 1753 unter 61 Geburten 29 Mal scharfe Instrumente in Anwendung zog, und daß von den Müttern 10 starben. Die Sache war so arg, daß sogar die Gerichte ihn zur Rechenschaft zogen und eine Anfrage bei der Universität Helmstädt veranlaßten, welche seine Arbeiten sehr nachtheilig beurtheilte. Obgleich er sich in verschiedenen Schriften energisch zu vertheidigen suchte, wurde er 1761 gezwungen, einen Eid zu leisten, er wolle der Augsburgischen Hebammen- und Accoucheur-Ordnung, sowie dem Befehle der medicinischen Facultät zu Helmstädt künftig nachkommen, und nie ohne Zuziehung eines anderen Arztes von seinen Instrumenten Gebrauch machen. — Die Hauptschrift von D. ist betitelt: „Kurze und in der Erfahrung gegründete Abhandlung, daß weder die Wendung, noch englische Zange in allen Geburtsfällen vor Mutter und Kind sicher gebrauchet, und dadurch die scharfen Instrumente gänzlich vermieden werden können", 1754, 2. Aufl. 1766. Vgl. Meusel, Lex. Hecker.

Deisinger: Hans D., Meistersänger am Anfang des 17. Jahrhunderts, von dem eine gereimte Bearbeitung des 45. Psalms sich in einer Jenaer Meistersängerhandschrift des 17. Jahrh. findet. Vgl. Wiedenburg, Nachricht von alten teutschen Mss. in der Jenaischen Bibliothek, S. 152. Bartsch.

Deiters: P. F. D., Jurist, geb. 12. Febr. 1804 in Münster, † 30. März 1861 in Bonn, studirte in Berlin und Bonn, wo er, 1825 zum Doctor juris promovirt, sich 1825 als Privatdocent habilitirte, 1830 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor des deutschen Rechts wurde, Mitglied und längere Zeit Vorsitzender des Gemeinderaths der Stadt Bonn und von dieser 1848 zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament gewählt. Schriften: „De civili cognatione et familiari nexu ex jure Romano et Germanico Diss. inaug.", 1825 — „Die eheliche Gütergemeinschaft nach dem Münster'schen Provinzialrechte", 1831. Stintzing.

Dekema oder Dekama. Friesisches Adelsgeschlecht, schon im 11. Jahrhundert genannt, dessen Sprossen mehrmals den deutschen Kaisern nach Italien folgten. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war Sytse D. Haupt der Schieringer und zugleich der nationalen Partei gegen die Holländer. Ebenso sein Sohn Hette D. Eine völlig von dem stolzen kriegerischen Charakter seines Geschlechts abweichende Persönlichkeit war Juw D., Hette's Sohn, der, seines hervorragenden Einflusses und wol auch seiner Fügsamkeit wegen von der österreichischen Partei vorgeschoben, 1494 zum Potentaten von Friesland erwählt wurde. Dieses hat zu dem Märchen geführt, Friesland sei, wenigstens in Kriegszeiten, von Potentaten regiert worden, wozu z. B. auch Sytse D. erhoben sein soll, während es erwiesen ist, daß dieses Amt da niemals früher bekannt war. Es gelang dem verständigen, aber schwachen Potentaten nicht, sich in den wogenden Parteien Geltung zu verschaffen. Bald war er vertrieben und erst unter Albrecht von Sachsen kam er zu neuen Ehren als Mitglied des Justizraths. Bis zu seinem nach 1528 erfolgten Tod blieb er eifrig österreichisch gesinnt, wie auch sein Geschlecht, das erst nach 1579 sich den nationalen Bestrebungen und der Reformation anschloß. P. L. Müller.

Dekker: Cornelis D. (Decker), holländischer Landschaftsmaler, Sohn eines Gerrit, ward lange Zeit aus Verwechselung mit dem späteren Kupferstecher

Konrad Decker, Coenraet genannt. Er kommt 1643 in den Aufzeichnungen der St. Lucasgilde zu Haarlem vor. Wie daraus zu schließen, mag er etwa um 1620 geboren sein. Er gehörte zu den Künstlern, welche noch jung in den folgenreichen Umschwung der Haarlemer Landschaftsmalerei in den 40er Jahren geriethen; daher stammt seine Verwandtschaft mit Jakob van Ruisdael, welcher als der größte jener Künstler hervorging. Auffallend ähnlich ist er dem Landschaftsmaler Roelof van Vries, der gleichfalls ein echtes Haarlemer Kind, wenigstens als Landschaftsmaler, war, und wie bei letzterem ist bei D. die Jahreszahl 1643 das frühest bekannte Datum auf einem Bilde. Doch zeigt sich Vries dem Cornelis immerhin überlegen, sowol in der Mannigfaltigkeit der malerischen Anschauung, als dem geistvollen Vortrag. D. stellte gern Bauernhäuser am Wasser und unter Bäumen, Waldpartien und dergleichen dar, seine Werke ermangeln allerdings der düstern Poesie des Ruisdael, bieten dagegen hübsche, friedlich idyllische Bilder. Seine Behandlung ist zuweilen zu einförmig und peinlich. „Sein erstes datirtes Bild (von 1643)", sagt W. Bode, „steht in effectvoller Beleuchtung, in breiter, fast einfarbiger Behandlung dem Isaak Ostade sehr nahe." Weitere Bilder von ihm befinden sich in München, Schleißheim, Paris (2 Bilder, in eines malte der französische Rokokomaler H. Fragouard die Figuren), Frankfurt, Kopenhagen (schönes Waldbild, von 1666) u. a. O. Man würde seinem Namen häufiger begegnen, wenn man die Bilder nicht auf Ruisdael und Hobbema getauft und gefälscht hätte. D. zeichnete meistens C. D. Der Künstler fand seine Ruhestätte am 23. März 1678 in der St. Bavokirche zu Haarlem; da sich die Kosten des Begräbnisses blos auf 4 Gulden beliefen, so hat D. wol nur in mäßigen Verhältnissen gelebt. W. Schmidt.

Delbrück: C. L. Berthold D., geb. 28. Sept. 1817 zu Magdeburg, war der Sohn des Regierungsrathes Gottlieb D., der von 1831 bis zu seinem Tode im J. 1842 als Curator der Universität Halle wirkte. Er besuchte die Schulen zu Magdeburg und Halle und studirte seit dem Herbst 1836 auf den Universitäten Göttingen, Berlin und Halle die Rechtswissenschaft. Nach Absolvirung der drei juristischen Examina während der Zeit von 1841—45 wurde er im Herbst des letztgenannten Jahres als Mitglied des Kreisgerichtes zu Bergen auf der Insel Rügen angestellt und im J. 1859 zum Appellationsrath in Greifswald ernannt. Den besten Theil seiner Mannesjahre hat er in dem Kreisrichteramte auf Rügen verbracht. Weder die Abgeschiedenheit seines Wohnortes noch das Unbefriedigende seiner Lage, kärglicher Gehalt, schwankende Gesundheit, amtliche Zurücksetzung in Folge seines liberalen Verhaltens während der Bewegungsjahre, haben ihn niederzudrücken oder ihm die geistige Kraft und Freiheit zu rauben vermocht, um sich neben seiner Berufsthätigkeit wissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben, die ihm bald einen Namen in der juristischen Litteratur verschafften. Galten seine frühesten Veröffentlichungen Gegenständen der praktischen Rechtsreform, so verfolgte er in den spätern schwierige theoretische Fragen, die unter seiner Anregung lange hin Themata der Debatte geblieben sind. Aber auch die hierher gehörigen Schriften hatten ihren Anstoß von der Beobachtung des praktischen Rechtslebens empfangen und erstrebten als ihr letztes Ziel eine Reform der rechtswissenschaftlichen Thätigkeit. Er sieht den Mangel der bisherigen Untersuchungen auf dem Gebiete des Privatrechts in der ausschließlichen Beachtung des römischen oder des deutschen Elementes, während die Geschichte der Verarbeitung dieser beiden Stoffe zum modernen Rechte von dem Romanisten dem Germanisten und von dem Germanisten dem Romanisten zugeschoben wird. Er fordert deshalb immer wieder dazu auf, der Geburtsstätte des heutigen Rechts, dem Zeitalter der Glossatoren, Postglossatoren und älteren Praktiker, in welchem die Versöhnung und Herstellung des lebendigen Zusammen=

hanges der beiden Rechtselemente mit Feuer und Hammerkraft vollzogen wurde, Aufmerksamkeit und Fleiß zuzuwenden; denn das Recht, wie es im Volke lebt, ist ein in sich einiges, und diese materiell bereits vorhandene Einheit muß auch in der Wissenschaft zur Erscheinung gelangen. Dazu ist es aber erforderlich, die Umgestaltungen, welche das römische Recht in Deutschland erlebt, gründlich zu verfolgen, wobei sich oft genug in dem, was man geringschätzig Verirrungen der mittelalterlichen Praxis oder Irrthümer der Neueren genannt hat, ein Einfluß gesunder, dem strengen römischen Rechte fremder, Rechtsgedanken zu erkennen geben wird. In diesem Sinne sind die beiden Monographien, die den Namen des Verfassers erhalten werden, geschrieben: „Die Uebernahme fremder Schulden nach gemeinem und preußischem Recht“ (Berlin 1853), die ihm den Ehrendoctor der juristischen Facultät beim Jubiläum der Universität Greifswald im Herbst 1856 eintrug, und die „Dingliche Klage des deutschen Rechts“ (Leipzig 1857), mit welcher ein erst aus seinem Nachlasse veröffentlichter Aufsatz in Ihering's Jahrb. für die Dogmatik des Rechts, Bd. X (1871) zu verbinden ist. Außerdem sind von ihm einzelne Abhandlungen in der Zeitschrift für deutsches Recht, Bd. XIV und XV, in den citirten Jahrbüchern Bd. III, in der Kritischen Ueberschau Bd. II, veröffentlicht. Zunehmende Kränklichkeit hat ihn, als seine Lage eine freiere und sein Wirkungskreis ein anregenderer geworden, in seiner Thätigkeit gelähmt. Er starb am 17. Mai 1868 zu Greifswald. Ein schönes Denkmal hat dem Menschen und dem Schriftsteller Windscheid gesetzt.

Windscheid, Zur Erinnerung an B. Delbrück (Krit. Vierteljahrschr. für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. 10). Delbrück, Recension von Lenz, Das absolute Recht (Krit. Ueberschau Bd. 2). Frensdorff.

Delbrück: Johann Friedrich Ferdinand D., geb. 12. April 1772 in Magdeburg, gest. in Bonn 25. Jan. 1848, Sohn eines Rathmannes, machte die Vorbereitungsstudien an der Domschule seiner Vaterstadt und bezog zu Ostern 1790 die Universität Halle, wo er hauptsächlich bei Friedr. Aug. Wolf, daneben aber sowol bei dem Kantianer Jakob als auch bei Eberhard, dem Gegner der kantischen Philosophie, Vorlesungen hörte und sich viel in Niemeyer's Haus bewegte. Eine im Mai 1794 angetretene Erzieherstelle bei dem Grafen Stollberg in Eutin gab er in Folge religiöser Differenzen alsbald wieder auf und ging von dort nach Kiel, um bei K. L. Reinhold zu hören; hierauf übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Kaufmann in Hamburg, wobei ihm die Gelegenheit wurde, Klopstock persönlich kennen zu lernen. Im J. 1796 nach Magdeburg zurückgekehrt, setzte er für sich seine Studien fort, veröffentlichte eine Schrift „Ueber die Humanität“ (1796) und arbeitete eine Dissertation aus „Homeri religionis quae ad bene beateque vivendum heroicis temporibus fuerit vis“, auf deren Grund ihm die Universität Halle die Doctorwürde verlieh (1797). Nun ging er nach Berlin, wo er in Gedike's Lehrer-Seminar eintrat und alsbald (Herbst 1797) als Collaborator am Gymnasium zum grauen Kloster angestellt wurde. Er durfte sich hier nicht nur eines näheren Umganges mit Buttmann, Spalding, Heindorf, Schleiermacher und Nicolai erfreuen, sondern trat auch, nachdem sein ältester Bruder (Joh. Heinrich Gottlieb) seit 1800 Erzieher des damaligen Kronprinzen geworden war, den Hofkreisen näher und ertheilte einige Zeit hindurch dem Prinzen August und der Prinzessin Charlotte (nachmaliger Kaiserin von Rußland) Unterricht. In diese Zeit fällt seine erklärende Ausgabe der Oden Klopstock's (1800) und eine lebhafte Betheiligung an der Allg. Litt.-Zeitung sowie an der Jenaer Litt.-Zeitung. Im Jahre 1809 wurde er als Rath bei der ostpreußischen Regierung angestellt und zugleich zum außerordentlichen Professor an der Universität Königsberg ernannt, in welcher Eigenschaft er über „Theorie, Kritik und Litteratur der schönen Künste“ zu lesen hatte; es

knüpften sich ihm hieran auch öffentliche ästhetische Vorlesungen sowie die Veröffentlichung der Schrift „Ein Gastmahl, Reden und Gespräche über die Dichtkunst“ (1809). Sowie er in seiner amtlichen Stellung überhaupt tüchtigst Hand anlegte in Ausführung der damaligen inneren Reform Preußens, so brachte er auch in der Zeit des kriegerischen Aufschwungs durch seine „Erläuterungen der königlichen Verordnung über den Landsturm“ (1813) eine durchschlagende Wirkung hervor. Da er gegen Ende des Jahres 1814 in Folge einer schweren Krankheit und einer fast noch schwereren Reconvalescenz eine Aenderung des Wohnortes für unerläßlich halten mußte, kam die Regierung seinen Wünschen entgegen, indem sie ihn (Anfang 1816) als Regierungs- und Schulrath nach Düsseldorf versetzte, woselbst allerdings seine amtliche Thätigkeit eine weniger angenehme war, da die ganze Provinz dem neuen preußischen Regime mehr Abneigung als Zuneigung entgegentrug. Um so freudiger ergriff er es, als er die Anfrage erhielt, ob er an der neu zu gründenden Universität Bonn einen Lehrstuhl zu übernehmen geneigt sei. Ende October 1818 siedelte er nach Bonn über, wo ihm „Schöne Litteratur“ und Philosophie als Hauptfächer übertragen waren; daneben führte er (1819—27) das Commissariat über das Bonner Gymnasium und (1821—24) die Vorstandschaft der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission. Auch veröffentlichte er nun mehrere Schriften, nämlich: „Sokrates, Betrachtungen und Untersuchungen“ (1819), „Christenthum, Betrachtungen und Untersuchungen“ (1822—27, 3 Theile, deren zweiter gegen Ueberschätzung Melanchthon's gerichtet war, sowie der dritte in gleicher Weise über Schleiermacher handelte), „Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend“ (1823, ein Auszug aus seinen Vorlesungen über Pädagogik), „Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre“ (1829), „Grundriß einer Anweisung zur gehörigen Einrichtung des akademischen Lebens und Studiums“ (1835), „Der verewigte Schleiermacher“ (1837, eine Vertheidigung gegen Vorwürfe, welche ihm aus obiger Beurtheilung Schleiermacher's erwachsen waren), „Ergebnisse akademischer Forschung“ (1843, Aphorismen über verschiedene Gegenstände und Fragen der Theologie; eine Fortsetzung derselben gab aus Delbrück's Nachlasse Nicolovius heraus, 1848), „Das Volkslied ‚Was ist des Deutschen Vaterland‘ nebst Zuschrift an Arndt“ (1846), „Zum Gedächtnisse K. Dietr. Hüllmann's“ (im 6. Bande der von W. A. Schmidt herausgegebenen Allg. Zeitschrift für Geschichte, 1846); dazu kommen noch zahlreiche Gelegenheitsreden, deren frühere D. selbst in 2 Bänden gesammelt herausgab (1831). In den letzten Monaten seines Lebens hatte er körperlich durch Asthma und noch mehr psychisch durch Trübsinn und Schwermuth zu leiden. Er war eine edel angelegte Natur, von übergroßer Bescheidenheit, strengstem Rechtsgefühle und innig schlichter Religiosität; er suchte bei Beurtheilung der Dinge und der Menschen mit Vorliebe einen vermittelnden Standpunkt zu gewinnen, gleich ferne von Ueberschätzung wie von Verkleinerung, und insbesondere in Bezug auf Religion war er mild und versöhnlich, da er das religiöse Denken als freie individuelle Herzensangelegenheit eines jeden Einzelnen betrachtete; so suchte er auch den Katholiken gerecht zu werden und erklärte sich bei gebotener Gelegenheit entschieden gegen den Uebereifer mancher protestantischer Theologen. Seine philosophische Anschauung näherte sich vielfach dem Gefühlsstandpunkte Jacobi's, war aber zugleich von Kant-Schiller her ästhetisch angehaucht.

Alfr. Nicolovius, Ferd. Delbrück, ein Lebensumriß. Bonn 1848.

Prantl.

Delff: Willem Jacobszoon (Sohn des Jacob) D., geb. zu Delft 15. Nov. 1580, gest. daselbst 11. April 1638. Die Familie nahm den Namen von der Vaterstadt und nannte sich Delft, Delphus, Delphius. Der Vater des

Künstlers, Jakob, war auch Maler und zugleich Lehrer seiner drei Söhne. Vom Vater befindet sich im Stadthause zu Delft noch ein Bild der Bürgergarde. Er starb 5. Mai 1611. Ein Bruder unseres Künstlers, Cornelis genannt, malte Stillleben, ein zweiter Bruder Rochus war Bildnißmaler. Willem lebte in einem Kreise von Künstlern; besonders hatte die Freundschaft des Mierevelt den nachhaltigsten Einfluß auf ihn und, obgleich er früher malte, scheint er durch diesen ganz dem Kupferstich zugeführt worden zu sein. Er ehelichte auch 1618 dessen Tochter Gertraud. Im J. 1622 erhielt er von den Generalstaaten ein Privilegium auf seine Werke, doch mußte er ein Exemplar vor der Ausgabe präsentiren. D. stach seine meisten Blätter, die durchweg in Porträts bestehen, nach Mierevelt und dieser ist durch den Grabstichel seines Schwiegersohns verewigt worden. Es sind Porträts des dreißigjährigen Krieges, darunter Gustav Adolfs, Axel Oxenstierna's, vieler Prinzen des Hauses Oranien, dann berühmter Persönlichkeiten der Zeit, wie Colligni, Villiers v. Buckingham, Radziwill, Friedrich (der Winterkönig) und dessen Gemahlin Elisabeth. Zwei seiner Blätter erschienen erst nach seinem Tode, Radziwill 1639 und Wilhelm von Nassau 1644. Die Blätter des Künstlers gehören zu den gesuchten und sind eine Zierde öffentlicher wie Privatsammlungen.

D. Franken, Monographie über den Künstler, Amsterd. 1872.

Wessely.

Delius: Christoph Traugott D., ausgezeichneter Berg- und Hüttenmann, geb. im J. 1728 zu Wallhausen in Thüringen, gest. 21. Jan. 1779 zu Florenz. D. entstammt einem altadelichen, in den Kriegszeiten verarmten Geschlechte Thüringens. Nachdem er die Schulen zu Quedlinburg und Magdeburg absolvirt hatte, bezog er die Universität Wittenberg, um die Rechtswissenschaft zu studiren, betrieb aber zugleich auch mit großer Liebe mathematische und naturwissenschaftliche Studien; er trat dann, wahrscheinlich durch äußere Verhältnisse genöthigt, auf kurze Zeit in den Militärdienst und wandte sich hierauf nach Wien, wo der Stiefbruder seiner Mutter, v. Justi, eine einflußreiche Stellung besaß, um sich in Oesterreich ein Fortkommen zu verschaffen, weshalb er auch daselbst zur katholischen Religion übertrat. Von der Kaiserin Maria Theresia mit einem Stipendium zum Besuche der Bergakademie Schemnitz begnadigt, that er sich hier durch seine mathematischen Kenntnisse hervor, so daß er schon 1756 als Markscheider nach den Bergwerken im Banat abgeordnet wurde, 1761 die Stelle eines Bergverwalters, 1764 die eines Oberbergverwalters und Assessors des Bergcollegiums erhielt und 1770 als Professor der Metallurgie und Mineralogie nach Schemnitz berufen wurde. Hier schrieb er eine Abhandlung: „Vom Ursprunge der Gebirge und den darin befindlichen Erzadern" und verfaßte den ersten Entwurf zu dem später auf Staatskosten herausgegebenen, sehr geschätzten Werke „Anleitung zur Bergbaukunst", welches 1773 in erster, 1806 in zweiter Auflage erschien, auf Befehl Ludwigs XVI. auch ins Französische übersetzt und auf königliche Kosten 1778 gedruckt wurde. Dieses Werk ist das beste, umfassendste und lehrreichste über Bergbau mit Einschluß der Erzaufbereitung, namentlich in den österreichischen Ländern, welches wir aus jener Zeit besitzen. Seiner Vorzüge wegen erhielt sich dasselbe unverhältnißmäßig lange in Gebrauch und blieb ein zuverlässiger Rathgeber für den praktischen Bergmann bis in die neuere Zeit. Nach kaum 2 Jahren seiner Lehrthätigkeit in Schemnitz wurde D. 1772 nach Wien berufen, zum Hofcommissionsrath und Assessor beim Oberberg- und Münzcollegium ernannt und beauftragt, die ungarischen Bergwerke zu bereisen, um entsprechende Verbesserungen bei denselben einzuführen. Er erhielt nach seiner Rückkehr 1776 als Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen die Ernennung zum wirklichen Hofrath und Referenten in Bergwerks- und Münz-

sachen. Mit seiner Thätigkeit in dieser Stellung beginnt eine neue Periode des Aufschwungs in dem österreichischen Montanwesen. In Folge großer Anstrengung zog er sich ein Leiden zu, für dessen Heilung er Hülfe in den Bädern von Pisa suchen wollte, starb aber auf der Reise dahin in Florenz. Außer den genannten zwei größeren Publicationen ist noch eine kleine Abhandlung über den Opal von D. zu erwähnen, welche in den Schriften der böhmischen Privatgesellschaft erschien.

Vgl. Nov. Act. Ac. Carol. Nat. Curios. T. VII. p. 211. Wurzbach, Biogr. Lex. III. S. 221. Gräffer und Czikann, Act. Nat. Encycl. I. 694. Gümbel.

Delius: Christian Heinrich D., Geschichtsforscher, geb. zu Wernigerode 24. Oct. 1778, † daselbst 14. April 1840, einziges Kind des Bürgermeisters und Stadtsyndicus Jakob D., besuchte seit 1787 die lateinische Schule, das jetzige gräfliche Gymnasium seiner Vaterstadt, wo der strebsame Knabe und Jüngling bald glänzende Fortschritte machte. Seine entschiedene Richtung auf die Geschichte, besonders des deutschen Vaterlandes und seiner engeren Heimath, zugleich aber sein kritischer auf die Quellen zurückgehender Sinn, trat schon damals deutlich hervor. Als Schüler sammelte er mit emsigem Fleiß an Ort und Stelle die Inschriften der monumentalen Gebäude der Grafschaft Wernigerode und im 18. Jahre arbeitete er bereits eine nur auf die sorgfältig selbst gelesenen Urkunden gegründete in geschichtliche Perioden abgetheilte Geschichte der Stiftskirche in seiner Vaterstadt aus. Von 1796—1798 baute er auf fester Grundlage, durch treffliche Lehrer unterstützt, auf dem Pädagogium zu Ilfeld an seiner Fortbildung weiter, um dann zu Michaelis des letzteren Jahres zu Göttingen die Rechtswissenschaft als Fachstudium zu treiben. Dabei verließ er aber nicht im geringsten seine geschichtliche Richtung, denn die Erforschung der rechtlichen und staatsrechtlichen Entwicklung der deutschen Stämme und Gebiete war von Anfang an der Hauptgesichtspunkt seines wissenschaftlichen Strebens. Michaelis 1800 ging er nach Halle, wo er, von seinem Vater unterstützt, den Grund zu der später bis auf etwa 13000 Bände und 10000 Landkarten gebrachten und für die gräfliche Bibliothek erworbenen trefflichen geschichtlichen Bibliothek legte. Michaelis 1801 kehrte er nach Vollendung seiner Universitätsstudien nach Wernigerode zurück, nachdem er eine Aufforderung, die akademische Laufbahn zu ergreifen, aus derselben überaus starken Liebe zur Grafschaft Wernigerode, welche schon dem Vater und Großvater eigen gewesen war, abgelehnt hatte. Im Jahr 1801 begann er seine Laufbahn bei der gräflichen Regierung, bei welcher ihm, seit 1802 als Archivassistent, 1804 als Archivar gerade der Wirkungskreis eröffnet wurde, zu welchem Studien, Neigung und Befähigung ihn besonders bestimmten. Er begann denn auch bald die Ergebnisse seines Forschens litterarisch zu verwerthen. Schwer wurde der echte Patriot betroffen, als über Deutschland und auch über seine engere Geburtsheimath die französische Fremdherrschaft hereinbrach. Als solcher verschmähte er es, die sonst lockende Stelle als Archivar des Königreichs Westfalen anzunehmen, welche der Minister Joh. v. Müller ihm antrug. Als geschickter und treuer Berather seiner Herrschaft in staatsrechtlichen Fragen begleitete er den Erbgrafen 1807 nach Paris, 1814 und 1815 zur Zeit des Congresses nach Wien, 1822 bei dem Abschluß eines neuen Recesses mit der Krone Preußen nach Berlin. Ueber alle Rechtsfragen des Stolbergischen Hauses arbeitete er auf Grund eingehender geschichtlicher Forschungen Deductionen aus. Als gräflicher Beamter stieg er bis zum Director der Regierung, was er von 1834 ab bis zu seinem Tode war.

D. war entschieden Specialhistoriker. Nicht als ob die allgemeine Geschichte des Vaterlandes ihn nicht tief bewegt hätte oder der Gegenstand seines Forschens

gewesen wäre — vielmehr suchte er das Einzelne als Glied des größeren Allgemeinen zu erkennen und darzustellen. Auch bereitete er z. B. nach einem größeren Plane eine mittelalterliche Geographie Deutschlands vor und lieferte bezügliche Artikel für die Allgemeine Encyklopädie von Ersch und Gruber, sowie allgemeine Aufsätze für Gräter's Bragur und Sulzer's Nachträge zur allgemeinen Theorie der schönen Künste. Aber theils seine gründliche Durchforschung des ihm anvertrauten Urkundenschatzes, theils seine bis zum einseitigen Particularismus gesteigerte Liebe zu seinem „Vaterland" Wernigerode, veranlaßten die räumliche Beschränkung seines Forschungsgebiets. Jedoch durch seine gründlichen Monographien trug er — wiederholt aus ganz bestimmten Anlässen — kräftig dazu bei, den unkritischen, seichten Pfuschereien von Halbwissern entgegen zu treten. Einer ganzen Reihe bedeutender Forscher half er aus der Fülle seiner urkundlichen Kenntnisse durch schriftliche Auskunft. Chroniken schätzt er verhältnißmäßig gering, den Volksüberlieferungen in der Geschichte gegenüber hören wir ihn wol ein: odi profanum ausrufen. Gegenüber der zu seiner Zeit als Wissenschaft ausgebildeten deutschen Mythologie war er als Diplomatiker skeptisch, aber gerade Jak. Grimm schätzte ihn als selbständigen gelehrten Gegner, dessen Widerspruch ihm lieber war, als die Mitarbeit unkritischer Dilettanten. Schade ist es, daß eine ganze Reihe schätzbarer specialgeschichtlicher Arbeiten in dem nur in wenigen Exemplaren erhaltenen Wernigeröbischen Intelligenzblatt, das er von 1808 bis 1840 redigirte, verborgen sind. Das von ihm und Holzmann in Goslar 1805 begründete Unternehmen einer allgemeineren Zeitschrift — das Hercynische Archiv — mußte damals wegen der Ungunst der Verhältnisse beim ersten Jahrgange stehen bleiben. Manche seiner Arbeiten erschienen dann in v. Ledebur's Archiv. Von seinen selbständigen Schriften heben wir hervor: „Die Hildesheimische Stiftsfehde", Leipzig 1803; „Ueber die Grenzen und Eintheilung des Erzbisthums Bremen", Wernigerode 1808; „Beiträge zur Geschichte deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher", a) Bruchstücke aus der Geschichte des Amts Elbingerode, Quedlinburg 1813; b) Nachrichten zur Geschichte der Landstände in der Grafschaft Wernigerode, das. 1817; „Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg und den vermeinten Götzen Krodo", Halberstadt 1826.

Im Druck erschien über Delius' Lebensumstände bald nach seinem Ableben in Wernigerode eine „Kurtze Nachricht" (12 Seiten 4.), welche der Hauptsache nach in den Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1840 übergegangen ist.

Jacobs.

Delius: Heinrich Friedrich D., Arzt und Naturforscher, geb. zu Wernigerode 8. Juli 1720, gestorben zu Erlangen 22. Oct. 1791. Da sein Vater, der gräfliche Consistorialrath und Prediger zu U. L. Frauen Jakob D. seinen Sohn für den durch mehrere Generationen von Gliedern der Familie erwählten geistlichen Stand bestimmt hatte, so wurde demselben eine dahin gerichtete gründliche Vorbildung, besonders in den classischen Studien, zu Theil, wozu die Grundlagen bis zum 18. Jahre auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt gelegt wurden. Schon damals hatte sich aber eine entschiedene Richtung auf die Naturwissenschaft und die Heilkunst offenbart, die er bereits weiter verfolgte, als er unter seinem bisherigen Lehrer, dem Rector Eustachius Schütze, das neugegründete akademische Gymnasium zu Altona von 1738–1740 besuchte. Die beiden folgenden Jahre studirte er in Halle, ging dann ein Jahr lang, besonders zu seiner weiteren Förderung in der Anatomie, nach Berlin, dann wieder nach Halle, wo er am 21. Oct. 1743 die Doctorwürde erwarb. Gegen drei Jahre lang übte er dann in seiner Vaterstadt eine erfolgreiche ärztliche Praxis, beschäftigte sich daneben aber eifrig mit den Naturwissenschaften und gab seine

„Amoenitates medicae“ heraus. Die kaiserl. Akademie nahm ihn 1747 als ihr Mitglied auf, und in demselben Jahre berief ihn der Markgraf von Baireuth zum Landphysicat daselbst. Schon zwei Jahre später wurde ihm die fünfte medicinische Professorstelle zu Erlangen übertragen und bald häuften sich auf ihn alle möglichen Ehrenbezeugungen und Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften. Im J. 1788 wurde er Präsident der kaiserl. Akademie der Naturforscher, mit welcher Stellung der Reichsadel verbunden war, ebenso Pfalzgraf, kaiserlicher sowie brandenburgischer geheimer Hofrath. Es war nicht seine stärkste Seite, daß er auf solche Würden und Ehrenbezeugungen besonders viel hielt, wie überhaupt von sich und seinen Verdiensten. Dagegen wird ihm großes Wohlwollen, Gutmüthigkeit, Freimuth und strengste Rechtlichkeit nachgerühmt. Mit besonderer Vorliebe trieb er die Pflanzenkunde und sammelte eifrig Mineralien und allerlei Naturmerkwürdigkeiten. Von den nicht wenigen Quellen über Delius' Leben und Verdienste ist die von Harleß verfaßte Memoria Delii, Erl. 1791, 4, der besonders hierauf fußende Aufsatz in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1791, 305—321 und die Chronik der Aerzte des Regierungsbezirks Magdeburg II, 23—30 hervorzuheben. Sein Bildniß vor dem 5. Bde. der fränk. Samml. u. a. a. O. Jacobs.

D., einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit, von einer enormen litterarischen Productivität (vgl. das Verzeichniß seiner Schriften in Biogr. méd. III, 412), repräsentirt den strengen Conservativismus in der Medicin; einer der eifrigsten Anhänger Stahl's, war er ein Feind aller Neuerungen, denen er, wenn auch in gemessener, doch sehr entschiedener Weise entgegentrat. Er war der erste, der (in „Animadversiones in doctrinam de irritabilitate etc.“, 1752) gegen die Haller'sche Irritabilitätslehre und namentlich gegen Krüger, den Begründer der Lehre von der Reflexreizung, Front machte, wobei er übrigens nicht vom Standpunkte einer exacten Beobachtung oder des Experimentes, sondern auf dem Wege eines dialektischen Rationalismus die Ansichten jener zu widerlegen suchte, durch die er sich, wie er erklärte, in seinem religiösen Gewissen verletzt fühle, da sie zu den gottlosen Lehren De la Mettrie's Veranlassung gegeben hätten. — Von seiner Anhänglichkeit an Stahl'sche Grundsätze, welche er selbst in dieser Arbeit übrigens in Abrede stellt, gibt seine kleine Schrift „Vena cava plena malorum“, Erl. 1752 hinreichende Beweise. Einige Verdienste hat sich D. um die Förderung der Chemie erworben (seine „Primae lineae chemiae forensis“, 1771 sind der erste, allerdings sehr kümmerliche Versuch einer Bearbeitung der Lehre von der Untersuchung und Beurtheilung der Vergiftungen in foro), auch ist D. der Begründer der „Fränkischen Sammlung von Anmerkungen aus der Naturgeschichte, Arzneigelahrtheit rc.“, von welcher, zum Theil unter seiner Redaction, 8 Bände (Nürnberg 1755—63) erschienen sind, die manche interessante klinische und epidemiologische Beiträge enthalten. A. Hirsch.

Delius: Matthäus D., von 1534—1565 Rector des Johanneums in Hamburg. Er wurde 19. Juli 1520 zu Wittenberg inscribirt und zwar als Matheus Dilii de Hermested Halberstaden. dioe. Ein Ort Hermstadt ist innerhalb der Grenzen des damaligen Halberstädter Sprengels nun zwar bisher vom Unterzeichneten nicht aufzufinden gewesen; dennoch ist keinesfalls an Hermstadt bei Apolda zu denken, das nach Fulda zinste; auf das Halberstädtische weist für den Geburtsort unseres D. auch die Angabe einer alten niedersächsischen Chronik, derzufolge Aepin und D. Landsleute gewesen sind, sowie auch die Bemerkung des Eiselius in der Vorrede zu Schindler's Lexicon Pentaglotton, der in Helmstädt schreibt und von der Familie unseres D., den er allerdings fälschlich Matthias nennt, sagt, daß sie ex hac vicinia gebürtig sei. Auch das Geburtsjahr unseres D. ist nicht bekannt; da sein ältester Sohn im J. 1523 geboren

ist, so können wir auch bei Annahme einer frühen Verheirathung seine Geburt doch nicht später als 1500 und müssen sie wahrscheinlich einige Jahre früher ansetzen. In Wittenberg hat er sich besonders an Melanchthon angeschlossen, der ihm auch hernach immer in enger Freundschaft verbunden blieb, wie die noch vorhandenen Briefe desselben an ihn und andere Zeugnisse beweisen. Sonst ist aus dem Wittenberger Aufenthalt unseres D. uns nur noch bekannt, daß er sich, wie schon angedeutet, dort verheirathet hat, und zwar mit einer Freundin von Melanchthon's Frau. Ob er bis 1528 in Wittenberg geblieben ist, und falls das, in welcher Stellung er sich dort befunden hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich am Ende des J. 1528 ging er von Wittenberg nach Hamburg, wo er Bugenhagen traf, der seit dem 9. Oct. 1528 dort weilte. Es spricht alles dafür, daß unser D. der in einem Briefe Bugenhagen's an Luther vom Ende October 1528 zweimal erwähnte Mattheus ist. Darf das angenommen werden, so ersehen wir aus diesem Briefe (Burkhardt, Luther's Briefwechsel, Leipzig 1866, S. 145—148), daß Luther unserm D., als er von Wittenberg nach Hamburg reiste, einen Brief an Bugenhagen (der von Braunschweig aus nach Hamburg gekommen war) mitgegeben hat, daß Bugenhagen sich schon früher schriftlich Melanchthon gegenüber verpflichtet hatte, für D. in Hamburg sorgen zu wollen, so daß Bugenhagen in dem angeführten Briefe an Luther versichern kann, es bedürfe dessen nicht mehr, daß sie ihm den D. noch weiter empföhlen. Es gewinnt danach den Anschein, als wenn D. in Wittenberg doch nicht recht eine geeignete Stellung finden konnte. Auf Bugenhagen's Empfehlung hin, so werden wir nun weiter uns den Zusammenhang denken dürfen, wurde D. also im J. 1529 in Hamburg Conrector (d. h. zweiter Lehrer) an dem neugegründeten Johanneum; hernach, als der Rector, M. Theophil Freytag, wahrscheinlich wegen seines Alters, der Schule nicht mehr vorstehen konnte, wurde D. erst im J. 1534 sein Adjunct und hernach 1536 oder 1537, als jener pensionirt wurde, sein Nachfolger (Theophil starb am 21. Dec. 1537). Nun erst scheint D. sich in Hamburg wohl gefühlt zu haben, während er vorher (1532) ernstlich daran gedacht hatte, Hamburg wieder zu verlassen. Unter seiner Leitung gelangte das Johanneum auch schnell zu großer Blüthe und bildete tüchtige Männer heran. In dem größern Kreise von Schülern und Freunden Melanchthon's, der damals in Hamburg lebte, in welchem ein reges Leben sich fand, mag er eine angesehene Stellung eingenommen haben. Wie er und andere Genossen dieses Kreises mit Wittenberg in stetem Verkehr blieben, so reichten seine Beziehungen andererseits auch nach England hinüber. In Hamburg war er besonders befreundet mit Aepin, auf dessen Seite er auch in den bekannten Streitigkeiten stand, ohne daß dadurch seiner Freundschaft mit Melanchthon Abbruch geschah. Sind die nachweisbaren Spuren seiner Wirksamkeit auch gering, so spricht doch alles, was uns im einzelnen nach den angedeuteten Beziehungen hin aus seinem Leben bekannt ist und worauf weiter einzugehen hier zu weit führen würde, dafür, daß er in einer gesegneten Thätigkeit stand und großes Ansehn genoß. Er starb 30. Sept. 1565 an der Pest, die auch seine Frau und mehrere Kinder dahinraffte.

Matthäus D. II., Verfasser der oft gedruckten „Libri 4 de arte iocandi“, wurde als Sohn des vorigen im J. 1523 zu Wittenberg geboren und scheint bis zu seinem frühen Tode diese Stadt nicht auf längere Zeit verlassen zu haben. Als sein Vater im October 1528 nach Hamburg ging, blieb er mit seinem wol nur wenig jüngern Bruder wahrscheinlich in Wittenberg zurück; ob mit der Mutter oder ob vielleicht bei Verwandten der schon verstorbenen Mutter muß dahingestellt bleiben. Im Sommer des Jahres 1532 wurden beide Brüder dort inscribirt, — gratuito inscripti sunt — Matthaeus et Johannes Dillii Vittenber-

genses, fratres, wie es im Album der Universität heißt, ohne Angabe des Datums der Inscription, was bei ihrer Jugend wol mehr als eine ihrem Vater erwiesene Ehre anzusehen ist. Daß Matthäus dann hernach in Wittenberg seine theologischen Studien wahrscheinlich Ostern 1539 begann und darauf schon am 12. Aug. 1544 nach kurzer Krankheit an der Schwindsucht starb, wäre fast das einzige, was wir noch von ihm wüßten, wenn nicht Melanchthon aus seinem Nachlasse die schon erwähnte Schrift, ein längeres Gedicht „De arte iocandi“, herausgegeben hätte. Die Herausgabe dieser Schrift nämlich, die 1555 zu Wittenberg zuerst erschien und hernach noch mehrfach gedruckt ist, begleitete Melanchthon mit einer längeren Zuschrift an den Vater Delius', seinen Freund, in welcher er ausführlicher von den Studien, dem Charakter und der Krankheit des Sohnes spricht. Hier lernen wir den letzteren als einen besonders reich begabten, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Jüngling kennen, der trotz seiner Jugend schon in der Theologie großes leistete und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Seine übrigen Schriften seien nicht vollendet gewesen und darum auch nicht sorgsam aufbewahrt; dieses Gedicht, das er zur Erholung von ernsteren theologischen Arbeiten verfaßt habe, sei das einzige, was gerettet sei. Auf den Inhalt der Verse kann hier nicht weiter eingegangen werden; in gutem, fließendem Latein geben sie eine Anweisung zu einem geistreichen und gebildeten Gespräche, in welchem ernster Inhalt und gefällige Form, auch wol in Witz und Scherz, sich verbinden.

Außer diesem seinem ältesten Sohne hatte der ältere D. noch 3 oder 4 Söhne; einen noch aus der ersten Ehe, Johannes, und 2 oder 3 aus der zweiten Ehe, Martinus, Joachim und wahrscheinlich einen jüngeren Matthäus, der wol erst nach dem Tode seines gleichnamigen ältesten Bruders geboren ward und dann dessen Namen erhielt. Johannes, den wir nur aus zwei Briefen Melanchthon's kennen (Corpus Reff. VI, 726 und VII, 430), studirte auch zu Wittenberg und war, als Melanchthon seines Bruders Bücher De arte iocandi herausgab, schon gestorben, also auch sicher keine 30 Jahre alt geworden. Martinus, geb. um 1538, studirte auch in Wittenberg, ward 1568 Prediger in Groden bei Ritzebüttel und starb daselbst 1582; er hinterließ ein „Carmen de causis mortis Christi“, zu Wittenberg 1561 in 4 erschienen. Joachim, um 1540 geboren, war seit Herbst 1561 in Wittenberg und stand später in Diensten des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig; seiner gedenkt in ehrenwerther Weise Caselius in der Vorrede zu Schindler's Lexicon pentaglotton, in der Ausgabe Hanoviae 1612 fol., auf der ersten Seite des 4. Blattes (wo sein Vater fälschlich Matthias statt Matthäus genannt wird). Endlich Matthäus III., den Andere, z. B. Jöcher einen Sohn des jüngeren Matthäus sein lassen, was aber wenig wahrscheinlich ist, da Melanchthon an dem mehrfach gedachten Orte sicher nicht unerwähnt gelassen hätte, daß Matthäus II. verheirathet gewesen und einen Sohn hinterlassen, ward Jurist, studirte in Straßburg, übersetzte dort die Beuther'sche Fortsetzung zum Sleidan ins Lateinische und war hernach Reisegefährte des Grafen Ludwig von Hanau; als solcher soll er von Frischlin in der Vorrede zur Uebersetzung des Kallimachus sehr gelobt werden. Er scheint seine Studien sehr ausgebreitet und ein recht bewegtes Leben geführt zu haben. Im J. 1584 gab er zu Frankfurt den Anfang seiner „Meditationes de historia mundi“ heraus.

Melanchthon's Briefe, namentlich fünf an den älteren Delius gerichtete. Molleri Cimbria literata, Tom. I. Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. 2, S. 29. Ferner eine anonyme Schrift: Die Familie Delius in Hamburg zur Zeit der Reformation, Bielefeld 1875, wahrscheinlich als Manuscript für die Familie gedruckt.

Bertheau.

Delrio: Martin Anton D., Jurist, Philolog und Theolog, geb. den 17. Mai 1551 in Antwerpen, † zu Löwen den 29. Oct. 1608. Sohn eines spanischen Edelmanns, vollendete er seine in Paris begonnenen, in Douai und Löwen fortgesetzten juristischen Studien in Salamanca, wo er im J. 1574 die juristische Doctorwürde erhielt, trat 1575 als Senator in das Regierungscollegium von Brabant ein, wurde 1577 zum Generalauditor der Armee, 1578 zum Generalprocurator ernannt. Bald aber legte er dieses Amt nieder und ging nach Spanien, wo er 1580 zu Valladolid in den Jesuitenorden eintrat. Von 1589—1604 wirkte er nacheinander als Professor der Philosophie, der Moraltheologie und der heiligen Schrift an den Lehranstalten der Jesuiten in Douai, Lüttich, Löwen und Graz, kehrte dann nach Spanien zurück, siedelte aber nach kurzem Aufenthalt in Salamanca nach Löwen über, wo er sein Leben beschloß. Er war ein Mann von ausgebreiteten philologischen und historischen Kenntnissen, aber ohne alle kritische Schärfe und daher von grenzenloser Leichtgläubigkeit, die am krassesten in seinem „Disquisitionum magicarum libri sex“ (Löwen 1599 u. ö.) hervortritt, worin er den Glauben an Besessenheit und Teufelsaustreibung, sowie an die verschiedenen Arten magischer Künste in Schutz nimmt und durch eine Menge ganz unglaubwürdiger Erzählungen zu stützen sucht. Außerdem hat er noch einige theologische Schriften, ein Paar Streitschriften gegen L. Scaliger, ein juristisches Werk („Miscellanea scriptorum ad universum ius civile“, Paris 1580, Lyon 1606), eine historische Schrift über die Ereignisse in den Niederlanden in den Jahren 1592—94 („Commentarius rerum in Belgio gestarum a Petro Henriquez de Azvedo de Fuentes“, Madrid 1610 unter dem Pseudonym Rolandus Miriteus Onatinus veröffentlicht), endlich zahlreiche philologische Arbeiten verfaßt, die sich durchgängig auf dem Gebiete der römischen Litteratur bewegen. Die umfänglichste und wenigstens für ihre Zeit verdienstlichste derselben ist die von ihm veranstaltete erste Sammlung der Ueberreste der tragischen Poesie der Römer („Syntagma Tragoediae latinae seu fragmenta veterum tragicorum et L. Annaei Senecae Tragoediae cum commentariis“, Antwerpen 1593, Paris 1619. III. Voll.). Vorher hatte er den sog. Polyhistor des C. Julius Solinus (Antwerpen 1572), Anmerkungen zu den Gedichten des Claudianus (ebd. dgl.) und die Tragödien des Seneca (Antw. 1576) herausgegeben; später folgten noch „Notae ad epitomen decadum Titi Livii“ (St. Gervais 1606).

Vgl. Baur in Ersch' und Gruber's Encykl. S. I, Bd. XXIII, S. 423. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlande, XVI, p. 347 s.

Bursian.

Delwig: Heinrich v. D., General, geb. den 15. Oct. 1620 in Livland, ein Sohn des dort angesessenen Walter v. D., eines Nachkommen des Melchior v. D., welcher, einem alten rheinländischen Adelsgeschlechte angehörig, mit einem Heermeister des deutschen Ordens nach Livland gekommen war. — Nach dreijährigem Pagen- und Leibgardisten-Dienste am Hofe des Königs von Polen, machte er unter dem General Grafen Friedr. zu Dohna dessen Kriegszüge mit, z. B. die Belagerung des Genepper Hauses, die Eroberung der Veste des Sasses vor Gent, die Einnahme der Stadt Hulst. Sodann bewies er in königl. französischen Diensten unter Gassion, Turenne und Condé seine Tapferkeit und militärischen Talente bei Cortrick, Ypern, Bordeaux ꝛc. Hierauf trat er in den Dienst seines Landesherrn, des Königs Karl Gustav von Schweden; er kämpfte unter dem Grafen de la Gardie gegen Polen, begleitete dann seinen König nach Holstein und Dänemark, activen Theil nehmend an Eroberung mehrerer Städte und festen Plätze. Im J. 1665 commandirte er die aus Schweden nach Deutschland geschickten Truppen und führte dieselben 1669 nach Schweden zurück. Zum Generalmajor ernannt, erhielt er nunmehr die Inspection über alle schwedischen

Truppen im Herzogthum Bremen und die Commandantur in Stade, woselbst er Generallieutenant wurde. — Vermuthlich war seine im J. 1666 erfolgte Vermählung mit einer Hamburgerin, Catharina geb. Wördenhoff, seiner beiden Cameraden, des Obersten Sander und des Generalmajor Tellier Wittwe (welche ihm ansehnliche Güter im Mecklenburgischen zugebracht), die Veranlassung seiner Erwählung zum Commandanten in Hamburg. Im Febr. 1676 trat er in den Dienst dieser Reichsstadt, verließ denselben aber schon im nächsten Jahre, um einem ehrenvollen Rufe der Generalstaaten von Holland zu folgen. Hier machte er beide Feldzüge gegen Frankreich mit. Die Vertheidigung von Mons und die Eroberung von Bonn steigerten seinen Kriegsruhm. Wegen letzterer That wurde er vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dessen Brustbilde beschenkt, vom Kaiser Leopold aber in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Im J. 1691 verließ er den holländischen Dienst und gedachte fortan auf seinen mecklenburgischen Gütern zu leben, aber schon im Jan. 1692 folgte er einem abermaligen Rufe nach Hamburg, woselbst er als Obercommandant der Festung und gesammter Garnison noch einige Jahre verdienstvoll thätig war. Er starb den 7. Jan. 1696, beerdigt am 12. Febr. mit militärischem Ehrengepränge in der großen St. Michaeliskirche. Hier hatte er sich noch während seiner Lebenszeit ein schönes Denkmal aus weißem Marmor errichten lassen, auf welchem er selbst in natürlicher Größe im vollen Harnisch, den Commandostab in der Rechten, von dem französischen Künstler François Dieussarts dargestellt war, — freilich nicht für die spätere Nachwelt; denn bei Einäscherung dieser Kirche im J. 1750 hat dies Denkmal seinen gänzlichen Untergang gefunden. Er hinterließ eine zweite Frau als Wittwe und 2 Töchter aus zweiter Ehe. Seinen in jeder denkbaren Weise geschriebenen Namen (auch Dalwig und Dalwigk kommen vor) schrieb er selbst ebenso verschiedenartig, z. B. Delwig, Delwich, Dellwigh etc.

Vgl. Pastel, Lebensentwurf des Frhrn. v. Delwig etc. (ein Programm seiner Begräbnißfeier), Hamburg 1696, Fol. O. Beneke.

Demantius: Christoph D., Tonsetzer und Lehrer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; geb. 1567 zu Reichenberg, 1596 Cantor zu Zittau, 1604 Cantor zu Freiberg bis zu seinem 20. April 1643 erfolgten Tode. Seine zahlreichen, theils geistlichen, theils weltlichen, zwischen 1595 und 1620 im Druck erschienenen Tonwerke zeigen ihn als gewandten, die Stimmführung mit Geschick handhabenden Tonsetzer: „Neue deutsche weltl. Liedlein 5 voc.“, Nürnb. 1595; „Der Spruch Joel II, 16, 8 voc.“, Nürnb. 1596; „Ungerische Heerdrummel etc.“, Nürnb. 1600; „77 neue liebliche polnische und deutsche Tänze etc.“, Nürnb. 1601; „Triades precum vespert.“, Nürnb. 1602; „Conviviorum deliciae, Intraden und Auszüge etc.“, Nürnb. 1608; „Convivalium concentuum farrago, Teutsche Madrigalia, Canzonetten, Villanellen etc. 6 u. 8 voc.“, Nürnb. 1609; „Threnodiae, sehnliche Klaglieder etc.“, Leipz. 1611; „Fasciculus Chorodiarum“, Nürnb. 1613; „Neuer teutscher Lieder 2 Theile“, Leipz. 1615; „Tympanum militare, 21 Streit- und Triumphlieder 5—10 voc.“, Nürnb. 1615; „Corona harmonica, auserlesene Sprüch aus den Evangel. 6 voc.“, 69 Gesänge, Leipz. 1616; „Canticum St. Augustini et St. Ambrosii, 6 voc.“, Freib. 1618; „Triades Sioniae Introit. Miss. et Pros. 5—8 voc.“, 8 Messen und 15 Ges., Freib. 1619; „Threnodiae, auserlesene trostreiche Begräbnißgesänge, 4—6 voc.“, Freib. 1620. Auch werden angeführt „Magnificat 4, 5, 6 voc. ad 8 usitatos et 12 Modos musicos“, Frankf. Daß die ihm früher zugeschriebenen bekannten Kirchenmelodien: „Freu dich sehr, o meine Seele“; „Von Gott will ich nicht lassen“; „Ach Gott, mich armen Sünder“ (Herzlich thut mich verlangen) nicht von D. herstammen, ist längst erwiesen. Stark und lange in

Gebrauch gewesen ist sein Lehrbuch: „Isagoge artis Musicae ad incipientium captum maxime accommodatae. Kurze Anleitung recht und leicht singen zu lernen ꝛc.", lateinisch und deutsch; zuerst Freiberg 1607 und dann bis 1617 zu Freiberg, Nürnberg und Jena noch vielfach aufgelegt. v. Dommer.

Demelius: Christian D. (Demel), Cantor zu Nordhausen, geboren zu Schlettau bei Annaberg 1. April 1643. Den ersten Unterricht empfing er von dem dortigen Organisten Christoph Knorr, war darauf 5 Jahre lang Discantist auf der Zwickauer Schule, kam 1663 auf die Schule zu Nordhausen und studirte 1665—69 zu Jena, wo er zugleich bei Adam Drese der Composition sich befleißigte. Ende 1669 wurde er als Cantor und Schulcollege nach Nordhausen berufen und starb 1. Novbr. 1711. Man hat von ihm: „Vortrab von 6 Motetten und Arien, 4 voc.", Sondershausen 1700; „Tirocinium musices, exhibens Musicae artis praecepta tabulis synopticis inclusa etc.", Nordhausen ohne Jahr und Namen des Verfassers; „Schriftmäßiges Gesangbuch ꝛc., absonderlich der Kirchen-Gemeinden in Nordhausen", Nordhausen 1686; siebente Aufl. 1713, Vorrede von Christ. Demel, Cant. et Scholae Collega. v. Dommer.

Demeter: Ignaz Anton D., Erzbischof von Freiburg, geboren am 1. Aug. 1773 in Augsburg, † am 21. März 1842. Sailer, dem er als Student zu Dillingen bekannt geworden, empfahl ihn dem Grafen Schenk von Stauffenberg, der ihn (1802) zur Pfarrei Lautlingen in Würtemberg präsentirte; Wessenberg, der auf seine pädagogische Thätigkeit aufmerksam geworden war, veranlaßte (1808) seine Berufung zur Pfarrei Rastatt und zur Direction des dortigen Präparandeninstitutes. Leidende Gesundheit zwang D., sich 1818 auf die Landpfarrei Sasbach zurückzuziehen, von wo aus er (1826) als Ministerialrath bei der katholischen Kirchensection nach Karlsruhe gezogen wurde, eine Stelle, die er jedoch bald wieder mit seiner Landpfarrei vertauschte. 1833 berief ihn Erzbischof Boll als Domcapitular nach Freiburg und nach dessen Tode wurde D. am 11. Mai 1836 zum Erzbischof gewählt und am 29. Mai 1837 consecrirt. Seine Amtsverwaltung ist für die kirchenpolitische Geschichte dadurch wichtig geworden, daß während derselben die ultramontane Partei in Baden ihren Feldzug gegen die Regierung begann, der durch die viel genannte Broschüre „Die katholischen Zustände in Baden", Regensburg 1841 (eine 2. Abthl. erschien 1843) litterarisch eingeleitet wurde. Während hierbei die extremen Parteiführer auch den Erzbischof selbst beschuldigten, daß er die Rechte der Kirche nicht genügend wahre, wurde D. von dem liberalen Theile seines Diöcesanklerus, unter der Führung des Constanzer Decans Kuenzer, durch das Verlangen nach Einführung gemischter Diöcesan-Synoden bedrängt. D., eine durchaus conciliatorische Natur, suchte nach allen Seiten zu beschwichtigen und es gelang ihm, einerseits den offenen Ausbruch des Kampfes mit der Staatsgewalt zu vertagen, andererseits den Reformprojecten der liberalen Geistlichen durch Abhaltung bischöflicher Kirchenvisitationen die Spitze abzubrechen. Die Verwaltung der Erzdiöcese leitete D. mit Kraft, Aufopferung und Verständniß. Ein bedeutendes Vermächtniß, das er zu diesem Zwecke hinterließ, machte seinem Nachfolger die Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern in Baden möglich.

Vgl. Bad. Biographien I, 168—171. v. Weech.

Demen: Michael D., Buchhändler, trieb sein Geschäft von 1626—62. Er lernte den Buchhandel bei seinem Schwager Peter Henning. Eine eigene Presse hatte er nicht, sondern er ließ seine Verlagswerke in andern Officinen drucken. Seine Frau hieß Aletchen Königstein, die ihm neun Kinder gebar; sein Sohn Hermann war in erster Ehe mit Catharina Brassart, in zweiter mit Anna Gertrud Dulman vermählt. Wir kennen 115 Werke seines Verlags, von denen viele schön verzierte Titelblätter zeigen. Hermann übernahm 1665

das Demen'sche Geschäft, welches er bis 1723 führte. Von seinen Kindern heirathete eine Tochter den Buchhändler Thomas v. Cöllen. Hierdurch ging die Demen'sche Buchhandlung an die Familie v. Cöllen über. Ennen.

Demian: Johann Andreas D., Geograph, Statistiker und militärischer Schriftsteller, geboren zu Preßburg 1770, † 1845, hatte in seiner Jugend hauptsächlich in Folge seines schroffen Charakters viel widerwärtige Schicksale und Mangel zu ertragen. Er trat frühzeitig in die k. k. österreichische Armee ein, gab jedoch schon 1803 seine Officiersstelle auf, und war seit 1804 bei der officiellen Sammlung statistischer Materialien der Militärgrenze verwendet. 1808 trat er wieder als Unterlieutenant beim Hofkriegsrathe ein, quittirte aber schon nach wenigen Monaten und verließ nun gleichzeitig sein Vaterland, um fortan unabhängig, bald am Rhein, bald in Berlin als Schriftsteller zu leben. Schon seine erste größere Arbeit: „Statistisches Gemälde der österreichischen Monarchie, ein Lesebuch für denkende Unterthanen desselben", 1796, zeigt uns D. als einen ebenso kenntnißreichen und formgewandten, wie selbständig denkenden Schriftsteller; es war der erste Versuch, eine Statistik des ganzen Kaiserstaates in systematischer Ordnung und gedrängter Kürze, natürlich ganz im Geiste der Achenwall-Schlözer'schen Schule, zu entwerfen. Obwol er hier im wesentlichen nur Thatsachen mittheilt und mit seinem eigenen Urtheil und Raisonnement äußerst zurückhaltend ist, so erkennt man in diesem Werke doch einen freisinnigen Denker, der insbesondere auch in nationalökonomischen Fragen dem herrschenden Liberalismus geneigt war, wenngleich mercantilistische Nachklänge nicht fehlen, wie er z. B. Oesterreich ein Land nennt, das jährlich sein Nationalcapital aus den Tiefen seiner Gebirge vermehren kann. — Diesem kurzgefaßten Werke folgte dann die ausführliche „Darstellung der österreichischen Monarchie nach den neuesten statistischen Beziehungen", 4 Bde. in 6 Abthl., 1804—7, von welcher ein Theil auch in französischer Uebersetzung (von Roth und Raymond 1809) erschien. Nachdem D. Oesterreich verlassen hatte, wendete er seine geographisch-statistischen Arbeiten den verschiedenen Ländern zu, in denen er sich jeweilig aufhielt, und veröffentlichte, meistens gestützt auf ungedruckte Quellen und reiche eigne Anschauungen, eine Reihe von Handbüchern der Geographie und Statistik des deutschen Bundes, Preußens, der Rheinbundstaaten, von Baden, Hessen und Nassau, unter denen das „Handbuch der neuesten Geographie von Preußen", 1818, besonders hervorgehoben werden mag, weil es zeigt, wie der Verfasser durch die Vielschreiberei in seiner eigenen wissenschaftlichen Weiterbildung aufgehalten wurde. Denn wenn auch der geographische Theil, besonders bei der Darstellung der einzelnen Provinzen ausgebildeter ist, so blieb doch die allgemeine Uebersicht ganz nach dem Plane angelegt, welcher schon dem „Statistischen Gemälde von Oesterreich" zu Grunde gelegt war. — Außerdem sind von D. mehrere Reisebeschreibungen und Reisehandbücher von Paris, dem Rhein ꝛc. vorhanden; aus seiner früheren Periode stammt noch die seiner Zeit als tüchtiges Handbuch anerkannte, von Einigen sogar als sein vorzüglichstes und gehaltvollstes Werk angesehene „Anleitung zum Selbststudium der militärischen Dienstwissenschaft", 3 Bde., 1809—12, deren I. Theil (Waffenlehre) 1812 u. 1813 von Rittig v. Flammenstern in neuer Auflage herausgegeben wurde.

Oesterr. Nationalencyklopädie 1835, Bd. I. S. 694. Oesterr. Militärconversationslexikon von Hirtenfeld und Meynert, 1851, Bd. II. S. 44. — Wurzbach, Oesterr. Biogr., wo auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften. Inama.

Demiany: Karl Friedrich D., Maler, geb. 1768 zu Breslau, † zu Dresden 1823, machte seine Studien auf der Kunstakademie letztgenannter Stadt und wurde 1812 an der Gemäldegallerie daselbst angestellt. Nach Joh. Anton

Riedel's Tod, 1816, wurde er erster Inspector jener Sammlung. Er gab gemeinschaftlich mit dem Unterinspector Schweigart einen französischen und einen deutschen Katalog derselben heraus. Der französische Katalog, welcher 1817 erschien, führt den Titel: „Catalogue explicatif des tableaux de la Galerie Royale de Dresde"; der deutsche, von 1822, betitelt sich: „Neues Sach- und Ortsverzeichniß der Königl. Sächsischen Gemälde-Gallerie zu Dresden". Beide Kataloge sind ohne eine selbständige, fachgemäße Kritik geschrieben. In die Zeit seiner Amtirung fällt die Entwendung eines Bildes der Gallerie, welches nie wieder erlangt worden ist. Dasselbe wird als „Dianenbad von Joh. Rottenhammer" bezeichnet; wir vermuthen, daß es das Original zu einem, aus dem Verlage von Justus Sadeler stammenden Stiche war. D. ist für diesen Unglücksfall nicht verantwortlich zu machen; er soll mit Hingebung und Treue sein Amt verwaltet haben. Was seine künstlerische Thätigkeit betrifft, so malte er hauptsächlich Bildnisse, die jedoch nur einen subjectiven Werth für die Besitzer haben und größtentheils bereits verschollen sind; auch im historischen Fache versuchte er sich, wovon ein Oelgemälde der Dresdner Gallerie, die Herausgabe der Briseïs darstellend, zeugt. Er hinterließ den Ruf eines gebildeten und rechtschaffenen Mannes.

G. K. Nagler, N. Allg. Künstlerlexikon. C. Clauß.

Demme: Hermann Christian Gottfried D., Generalsuperintendent zu Altenburg, geb. 7. Decbr. 1760 zu Mühlhausen, † 24. Decbr. 1822 zu Altenburg, studirte zu Jena Theologie und Philologie, war anfangs Subconrector am Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde dann 1796 Superintendent ebendaselbst und folgte hierauf (1801) einem Rufe als Generalsuperintendent und Consistorialrath nach Altenburg. Als solcher leitete er mit großer Treue und Geschicklichkeit die Kirchen- und Schulangelegenheiten des Herzogthums Altenburg. Er schrieb anfänglich unter dem Namen Karl Stille: „Pächter Martin und sein Vater" (1792—93, 2 Bde.; 3. Aufl. 1802, 3 Bde.). Wieland empfahl dieses Werk zuerst als ein in echt sokratischem Geiste abgefaßtes. Von seinen anderen Schriften sind zu nennen: „Sechs Jahre aus Karl Burgfeld's Leben" (1793); „Abendstunden in dem Familienkreise gebildeter und guter Menschen" (1804, 2 Bde.); „Gebete und Betrachtungen" (1818). Ausgezeichnet war D. auch als geistlicher Liederdichter und viele seiner Gesänge sind in andere Gesangbücher aufgenommen worden; so z. B. „Betet Brüder an im Staube", „Wir eilen mit dem Strom der Zeit", „Lobt Gott, lobt Alle Gott".

Fr. Hesekiel, Ersch' und Gruber's Encyklopädie, Sect. I, Th. 24, S. 31.
Beck.

Demmer, ein in der Theatergeschichte öfters wiederkehrende Name, bekannt geworden namentlich durch Heinrich D., geb. 1. Novbr. 1790 zu Mannheim, † 14. Aug. 1851 zu Karlsruhe. Sohn eines wenig bedeutenden Schauspielers betrat der junge D. nach vollendeten Gymnasialstudien 1809 in Mannheim zuerst die Bühne, der er sich 1812 völlig widmete. Er spielte zunächst Liebhaberrollen, doch mit wenigem Beifall und ging, 1816 für das Karlsruher Hoftheater engagirt, 1818 bereits in das Fach der Intriganten und Charakterrollen über. Auf diesem Gebiet entwickelte er rasch schöne Anlagen und schuf eine Reihe trefflicher künstlerischer Gebilde, unter denen sein Wurm, sein Carlos (Clavigo), Shylock, auch Falstaff und Millerche (Bürgercapitän), ebenso Possert, Klingsberg und Perrin obenan standen. Mit klarem Geist tief eindringend in die darzustellenden Charaktere, ernst im Streben, stets den Zielen echter Kunst folgend, war er ein echter Künstler, der das Beste wollte und jeder niederen Richtung Feind war. — Auch Demmer's Schwester, Auguste, besaß ein für die Darstellung nicht gewöhnliches Talent, das im Lustspiel zum glänzendsten

Ausdruck kam und ihr die ungetheilte Gunst der Mannheimer, wie später des Karlsruher Publicums erwarb. Leider zwang sie frühzeitig ein Nervenleiden zum Rücktritt von der Bühne. Auguste D. † 3. März 1859.

Vgl. v. Weech, Badische Biographien 1875; über die anderen den Namen D. führenden, hier nicht genannten Theaterangehörigen den betr. Art. im Allg. Theaterlexikon, der allerdings mit Reserve aufzunehmen ist.

Joseph Kürschner.

Denaisius: Peter D., Jurist und Dichter, geb. 1. Mai 1560 (nicht 1561) zu Straßburg, wohin seine Eltern als politische Flüchtlinge aus Lothringen eingewandert waren; er ward am 24. Juli 1583 zu Basel Doctor der Rechte. Bald darauf ernannte ihn Johann Casimir, als Vormund des Kurfürsten Friedrich IV., zum pfälzischen Rath und verwendete ihn mehrfach zu Gesandtschaften nach Polen und an Königin Elisabeth von England. 1590 ward er Assessor des Reichskammergerichts zu Speier. Er starb 20. Sept. 1610 in Heidelberg. Seine juristischen Schriften („Jus camerale", 1600, 1605 und öfter; „Dispp. de jure meri imperii s. de jurisdictione camerae Spirensis", 1605) und seine „Dissert. de Idolo Hallensi" 1605 (gegen des Lipsius „Diva Virgo Hallensis") haben gegenwärtig keine Bedeutung mehr. Als Dichter erscheint er unter dem Heidelberger Kreis, den Zincgref in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Gedichte des Opitz als dessen Vorläufer bezeichnet, indem sich bei ihnen zum ersten Mal eine Hinneigung Gelehrter zur Dichtung in deutscher Sprache zeigt. Auch Adam (s. u.) erhebt seine deutschen Gedichte, von denen uns jedoch nur ein von Zincgref a. a. O. mitgetheiltes Hochzeitgedicht erhalten ist (wieder abgedruckt in den Zürcher Streitschriften 3 St. 9, S. 7 ff.). Mehr volksthümlicher Art und im Fischart'schen Stil ist sein „Jesuiterlatein", 1607, eine Antwort auf des (pseudon.) Hermann Joseman „Predicantenlatein", 1607.

M. Adam, Vitae ICtorum 1620, p. 444 s. v. L.

Dengler: Leopold D., Forstwirth, geb. 17. Nov. 1812 zu Karlsruhe, † 27. Jan. 1866 daselbst. Als Sohn gering bemittelter Eltern hatte D. schon von Jugend auf mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Der Schulbildung auf dem Lyceum seiner Geburtsstadt folgte ein praktischer Cursus bei dem Oberförster Hubbauer in Baden und von 1832—34 der theoretische Fachcursus auf der neugegründeten Forstschule des Polytechnicums in Karlsruhe. Nach bestandener Prüfung trat er 1835 als Secretariatspracticant bei der damaligen badischen Forstpolizeidirection (zur Beaufsichtigung der Communal- und Privatwaldwirthschaft am 1. Mai 1834 ins Leben gerufen, aber schon am 10. April 1849 wieder entschlafen) ein; 1836—39 vollzog er als Forsttaxator in den Forstämtern Pforzheim, Wolfach und St. Blasien großartige Waldtheilungen, z. B. der Thalvogtei Todtnau. 1839 wurde ihm die Verwaltung der Bezirksforstei Nollingen vorübergehend übertragen; 1840 wurde er definitiv als Bezirksförster für Kandern angestellt. Im J. 1848 vollzog sich ein Wendepunkt in seiner beruflichen Laufbahn durch seine Ernennung zum ersten Forstlehrer (für Waldbau, Wegebau 2c.) an der Forstschule des Polytechnicums zu Karlsruhe. Gleichzeitig wurde ihm übrigens die dortige Bezirksforstei übertragen. In dieser Doppelstellung verblieb er bis zu seinem Ableben, seit 1864 durch den Titel Forstrath ausgezeichnet. — D. war eine strebsame Kraft, durchaus praktisch angelegt, eifrig bemüht, in forstlichen Dingen das wirthschaftliche Moment dem rein speculativen gegenüber zur Geltung zu bringen. Die ihm übertragenen Waldtheilungen vollzog er nicht nur zur vollen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörden, sondern auch der betheiligten Gemeinden. Als Verwalter der Bezirksforstei Kandern entfaltete er insbesondere im Gebiete des Wegebaues eine

umfassende Thätigkeit. (Die Werrathalstraße im südlichen Schwarzwald ist vorzugsweise sein Werk.) Als Lehrer wirkte er durch faßliche, gründliche und praktische Vorträge mit großem Erfolg. Ausgedehnte und häufige Reisen, das Anknüpfen vieler Fachverbindungen, eifrige Theilnahme am forstlichen Vereinswesen (namentlich am badischen Forstverein, welchen er mit gründen half und wiederholt als Präsident zu leiten hatte) haben ihn in den forstlichen Kreisen Deutschlands außerordentlich bekannt und zugleich beliebt gemacht, da er mit ehrenhaftem, offenem Charakter und warmem Sinn für Freundschaft zugleich eine unbegrenzte Gemüthlichkeit zu vereinigen wußte. Endlich hat er sich auch als warmer Förderer der Landwirthschaft erwiesen (Directionsmitglied des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Karlsruhe). — Dengler's litterarische Erzeugnisse gehören vorwiegend dem Gebiete der forstlichen Productionslehre an. 1858 übernahm er die Redaction der von H. v. Gwinner 1857 gegründeten „Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen", welcher er eine vorwiegend praktische Tendenz bewahrte. In demselben Jahr gab er: „Gwinner's Waldbau in erweitertem Umfang" in vollständig umgearbeiteter vierter Auflage heraus. 1863 erschien seine „Weg-, Brücken- und Wasserbaukunde für Land- und Forstwirthe" (in zweiter Ausgabe 1868). Außerdem verdankt ihm die forstliche Journallitteratur (insbesondere die Vereinsverhandlungen) zahlreiche Beiträge. Am besten sind wol Dengler's Arbeiten im waldbaulichen Gebiet, obschon immer mehr den süddeutschen Verhältnissen (Tannenwirthschaft im Schwarzwald) sich anpassend. Der neueren Bewegung im Gebiete der forstlichen Betriebslehre gegenüber (Forststatik; Lehre von der Umtriebszeit) blieb er fremd, indem er als ein entschiedener Gegner der Herabsetzung der Umtriebszeiten auftrat.

Baur, Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen 1866, S. 161. Grunert, Forstliche Blätter, 12. Heft, 1866, S. 229. v. Loeffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie II. 1867, S. 189 u. 481. Heß.

Denich: Joachim D. (auch Teining), Rechtsgelehrter, geb. 1560 in Brüssel, † 27. März 1633 zu Ingolstadt. Er wurde daselbst 1590 Ordinarius der Institutionen, nachdem sein Schwiegervater Lagus zu seinen Gunsten verzichtet hatte, 1594 Professor der Pandekten, übernahm 1612 das canonische Recht und ward 1629 emeritirt. In den Kämpfen der Universität gegen die Jesuiten (1611—13) spielte er als Gegner der letzteren eine hervorragende Rolle. Seine ansehnliche Büchersammlung wurde 1656 dem Jesuitencollegium geschenkt. Seine Schriften betreffen das Civilrecht und den Proceß. Handschriftlich von ihm in München „Tractatus in varios libros Digestorum". — Mederer, Annales Ingolst. Acad. II, 67, 119, 121, 266. Kobolt, Baierisches Gel.-Lex. S. 121, 151 und Nachträge S. 61. Prantl, Ludwig-Maximilians-Univ. I, 353, 360, 370, 372, 400, 418, 512. II, 499. Catalogus codicum Lat. bibl. reg. Monac. II. 1. n. 591. Stffh.

Denich: Kaspar D. (in Erlach), Rechtsgelehrter, ein Sohn Joachims, geb. 1591 zu Ingolstadt, † ebenda 2. Jan. 1660. Er ward 1612 zum Doctor der Rechte promovirt, studirte dann in Italien und wurde in seiner Vaterstadt 1614 außerordentlicher Professor, 1616 nomineller Ordinarius, 1620 Kämmerer der Universität, 1623 wirklicher Ordinarius der Institutionen, 1624 der Pandekten, 1634 Professor des canonischen Rechts, 1643 und 1650 Rector. Krankheitshalber 1644 von Rathsbesuch und Jurisdictionssitzungen mit einem Ehrengeschenke enthoben, lag er bis zu seiner 1655 erfolgten Emeritirung dem Lehramt ob. Er war allgemein geachtet seines Fleißes, seiner Frömmigkeit und aufopfernden Uneigennützigkeit wegen und schrieb über Civilrecht und Proceß. Ein nachgeschriebenes Collegienheft seiner Vorlesungen zum Lehnrecht (1615) in

München. — Joh. Jac. Lossius, Oratio funebris in obitum C. Denichii. Ingolst. 1660. Mederer, Annal. Ingolst. Acad. II, 209, 215, 304, 321, 352—354. Kobolt, Baierisches Gel.-Lex. S. 152. Prantl, Ludwig-Maximilians-Universität I, 421 f., 486. II, 499. Catalogus codic. Lat. bibl. reg. Monac. I. 3. n. 925.

Stffh.

Denis: Michael D., Dichter und Bibliograph, geb. 27. September 1729 zu Scharding, † 29. Sept. 1800 zu Wien, war der Sohn eines Beamten und Oekonomen zu Heidenburg bei Vilshofen in Niederbaiern, absolvirte das Gymnasium in Passau, trat am 17. Febr. 1747 in Wien in den Jesuitenorden ein und wurde im October 1756 in Graz zum Priester geweiht. Nachdem er schon als Theologe an den Jesuitengymnasien in Graz und Klagenfurt als Lehrer und ein Jahr in Presburg als Prediger gewirkt, erhielt er 1759 eine Stellung als Lehrer für Logik und Metaphysik an der Theresianischen Ritterakademie in Wien, übernahm 1761 daselbst die Professur der Rhetorik, einige Jahre darauf die Aufsicht über die Garelli'sche Bibliothek und wirkte in diesen Stellungen bis zur Aufhebung des Jesuitenordens in Oesterreich (1773). Dadurch seines Lehramtes enthoben, führte D. die Aufsicht über die Garelli'sche Bibliothek fort und hielt Vorlesungen über Bücherkunde und Litteraturgeschichte, bis er 1784 nach Aufhebung der Theresianischen Akademie als zweiter Custos an die k. k. Hofbibliothek kam. Im J. 1791 rückte er unter gleichzeitiger Ernennung zum Hofrathe in die Stelle des ersten Custos vor, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. D. war eine reichbegabte Dichternatur, welche sich, unter den ungünstigsten Lebensverhältnissen entfaltend, deshalb besondere Beachtung verdient, weil sie voll mächtigen patriotischen Gefühles in Oesterreich zuerst den Sinn für deutsche Poesie und Litteratur wiederbelebte. Schon als Gymnasiast zeigte sich sein Hang zur Dichtkunst in den Nachbildungen römischer Dichter. Durch Regensburger Buchhändler, welche die Messe in Passau besuchten, wurde er mit deutschen Dichtern wie mit Hofmannswaldau näher bekannt und von ihnen zu poetischen Versuchen in seiner Muttersprache angeregt, wiewol er von deutscher Orthographie und Grammatik noch nichts wußte, noch weniger einen deutschen Vers nach Regeln zu bauen verstand, weil sich die Jesuitengymnasien in ihrer einseitigen Richtung damit nicht beschäftigten. Nach seinem Eintritte in den Jesuitenorden als Novize strenge auf das Studium der Kirchenväter und der heiligen Schrift angewiesen und jedes weltlichen Buches beraubt, ruhte demungeachtet nicht sein dichterischer Drang, er schrieb „Aphorismen ascetischen Inhalts" und trug die Namen berühmter Ordensglieder, begleitet von lateinischen Versen, in einen Kalender ein. Als Theologe chaldäische, hebräische und italienische Sprachstudien betreibend, nahm er gleichzeitig wieder die Lectüre lateinischer Dichter auf und verfaßte das Schuldrama „Gaston", welches im J. 1751 am Jesuitengymnasium in Graz zur Aufführung kam. An diesem Orte lernte D. die Werke des Martin Opitz kennen und von diesen angezogen wandte er sich wieder mit Vorliebe und, durchaus im Widerspruche mit den Tendenzen seines Ordens, der deutschen Dichtung zu und es erregte nicht geringe Verwunderung, als er am Schlusse seines lateinischen Drama's „Gaston" von seinen Schülern deutsche Chöre absingen ließ und 1753 in Klagenfurt den Bürgern ein deutsches Lustspiel zum besten gab. So tief hatte sich überdies schon damals seine Liebe zur Muttersprache festgewurzelt, daß er zu derselben Zeit für die Jugend eine Mustersammlung von Briefen und Proben der in der deutschen Sprache üblichen Silbenmaße herausgab. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges weckte in D. den patriotischen Geist. Mit Begeisterung der großen Kaiserin ergeben, feierte er die Ereignisse und deren hervorragendste Theilnehmer in einer Reihe von Gedichten, welche unter dem Titel „Poetische Bilder der meisten kriegerischen Ereignisse in Europa seit 1756",

1. Thl. 1760 und 2. Thl. 1761, veröffentlicht, eine mächtige Wirkung in Oesterreich hervorriefen, wiewol sie, schwülstig und überladen, selten jenen volksmäßigen Ton wie Gleim's Kriegslieder trafen. Eines der wenigen populären, in Oesterreich weit verbreiteten Gedichte behandelte die Gefangennehmung des preußischen Generals Fink. Diese Gedichte begründeten in weiteren Kreisen den Ruf des Dichters, erwarben der deutschen Poesie in Oesterreich zahlreiche Freunde und verkörperten die Ideen der für die Hebung und Veredlung der Poesie wirkenden „Deutschen Gesellschaft" in Wien, deren Mitglied D. geworden war. Ein Jahr später (1762) gab er im Interesse der Verbreitung der deutschen Sprache und Litteratur eine Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands heraus. Im J. 1765 hatte D. mit Klopstock einen Briefwechsel angeknüpft, welcher sein Selbstgefühl kräftigte. Drei Jahre darauf trat er mit einem Werke in die Oeffentlichkeit, welches das Aufsehen der gesammten litterarischen Welt erregte. Es war seine Uebersetzung der Gedichte Ossian's aus dem Englischen, 1.—3. Thl. 1768. 1769, ein Werk, welches heute nicht mehr befriedigen wird, aber ungeachtet seiner sprachlichen Fehler damals eine außerordentliche Wirkung in ganz Deutschland erzielt hat. „Die Erscheinung ist neu und schön", schrieb ein Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek; „Einer aus der Gesellschaft Jesu der Uebersetzer Ossian's in deutschen Hexametern, fast nach Klopstock's Manier, der Klopstock's Freundschaft und seinen Messias rühmet: die Erscheinung ist neu und schön! Ein Sonnenfels in seiner gesellschaftlichen Prose, ein P. Wurz im Rednerschwunge, jetzt P. Denis in seinem guten, poetischem Geschmacke — lassen die nicht für Wien viel hoffen?" Ermuthigt durch die errungenen Erfolge und mit Enthusiasmus in das deutsche Alterthum sich vertiefend, versuchte sich D. auch als Barde und gab 1772 „Gesammelte Lieder von Sineb" (Denis) heraus. Mag immerhin das ganze Bardenthum eine erkünstelte, innerlich unwahre Dichtung gewesen sein, so war doch das Ziel, deutsches Wesen im Leben und in der Poesie von neuem zu erwecken, ein edles, und unser Dichter gab demselben auch einen zeitgemäßen Inhalt, indem er in seinen Liedern den Tugenden der Kaiserin, dem äußeren Zeichen der Wiederherstellung der Eintracht in Deutschland in Folge der Zusammenkunft des Königs Friedrich des Großen mit Kaiser Joseph II. in Schlesien, der Versöhnung der beiden Monarchen und den Klagen über französische Sitten und Bildung mit patriotischem Geiste Ausdruck gab. Mit Sineb's Liedern, zu denen 1784 Joseph v. Retzer eine Nachlese herausgab, hatte D. den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erreicht. Die Aufhebung des Ordens, dem er mit Liebe anhing, verbitterte sein Gemüth. Wiewol er mit seinem ganzen Wesen dessen Bestrebungen ferne stand und dessen Schwächen nicht verkannte, glaubte er doch in seiner Befangenheit, daß mit diesem Acte dem Orden großes Unrecht angethan würde. Ganz vermochte wol D. seine Sangeslust nicht zurückzudrängen. Es erschienen von ihm bis in sein hohes Alter neue Gedichte, besonders Gelegenheits-Oden, 1784 eine neue und verbesserte Auflage der Lieder Ossian's und Sineb's mit dem schon erwähnten Nachtrag v. Retzer's in 6 Theilen und nach 1799 seine „Aeonenhalle", eine Ode, worin er einen poetischen Rückblick auf die großen Begebenheiten seiner Zeit wirft. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit fiel jedoch seither in gelehrte Arbeiten. Da er stets für bibliographische Arbeiten große Vorliebe gezeigt, wandte er sich diesen nunmehr mit verdoppeltem Eifer zu und es erschienen 1777 der erste Theil seiner „Einleitung in die Bücherkunde" und 1778 der zweite Theil, die Litterärgeschichte behandelnd. 1780 folgten: „Die Merkwürdigkeiten der Wiener öffentlichen Garelli'schen Bibliothek", 2 Theile, 4; 1782 „Die Buchdruckergeschichte Wiens"; 1789 die „Supplemente zu den typographischen Annalen Maittaire's"; 1792 „Sct. Augustini sermones inediti admixtis quibusdam dubiis"; 1793 sein „Nachtrag zur Buchdruckerge-

schichte Wiens“; 1792—1795 der I. Band der „Codices Mss. theologici latini aliarumque Occidentis linguarum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis“ (in 3 Theilen). Das seit seiner Jugend lebendige Naturgefühl führte D. auch zu entomologischen Studien und er gab 1776 mit Schiffermüller ein Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend heraus. In seinen letzten Lebensjahren gab er einige theologische Schriften zur Erbauung heraus. Sanften und treuherzigen Charakters bleibt D. eine der edelsten Erscheinungen in der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts.

Michaelis Denisii Commentariorum de vita sua libri V. Fragment einer Selbstbiographie, um 1799 niedergeschrieben. — J. Freih. Hormayr, Oesterr. Plutarch. V. Bd. — Hist.-politische Blätter für das katholische Deutschland, 16. Bd. — Amand Baumgarten, Mich. Denis, eine litteraturgeschichtliche Biographie im Gymnasialprogramm des Stiftes Kremsmünster f. d. J. 1852 und C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon V, 238. K. Weiß.

Denk: Johann D., Wiedertäufer. Im Baierischen geboren, begegnet D. zuerst 1521 als Corrector und Student in Basel, dann 1523 als Rector der Schule zu St. Sebald in Nürnberg, wo er, ein eifriger Anhänger des daselbst weilenden Thomas Münzer, wiedertäuferisch und antitrinitarisch im Abendmahl zwinglisch lehrte. Auf Osiander's Betreiben aus der Stadt verwiesen, machte er, nach kurzem Aufenthalt in St. Gallen, vielleicht auch zu Mülhausen im Elsaß, 1525 Halt in Augsburg und erhob eine Zeit lang zusammen mit Hubmaier die dortige (früher durch Hetzer geleitete) Gemeinde für längere Zeit zum Mittelpunkt des Wiedertäuferthums. Als Urban Rhegius und die anderen Prediger ihn verdrängten, ging D. nach Straßburg zu Hetzer und half ihm bei Verdeutschung der alttestamentlichen Propheten, einem Werk, das, seit 1527 an verschiedenen Orten oft gedruckt, auch Luther's Anerkennung gewann. Auf eine öffentliche Disputation, 22. December 1526, wobei Butzer dem Häretiker vorwarf, daß sein Büchlein „Vom Gesetze Gottes“ die Sünde zu einem leeren Wahne mache, wurde er auch aus dieser Reichsstadt verwiesen. Nun suchte er mit Hetzer in der Pfalz die Bauern und die Juden zu gewinnen. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht, sie gingen über Nürnberg nach Augsburg und Constanz, D. bald nach Basel, wo ihm durch Oekolampadius' Vermittlung auf seine Schrift „Widerruf, Protestation und Bekenntniß“ hin der Aufenthalt gestattet wurde. Aber schon im November 1527 starb der Vielumhergetriebene an der Pest. Vadian in St. Gallen rühmt Denk's glänzendes Talent, Rhegius nannte ihn den Abt, Butzer den Papst der Wiedertäufer. Sein Wandel war besser, als sein wenig fester Charakter. Seine Lehre vom inneren Licht und inneren Wort, welche das äußere Schriftwort, vollends die Sacramente für den Frommen überflüssig machen, von dem nur vorbildlichen Werk Christi, der Wiederbringung aller Dinge, erscheint als ein theilweise speculativer, mystisch angehauchter Rationalismus.

Vgl. Heberle, Studien und Kritiken, 1851 u. 1855. Keim, Jahrbücher f. deutsche Theol., 1856. Uhlhorn, Urb. Rhegius, S. 111 ff. L. Heller in Herzog's theol. Realencykl. I. Suppl.-Bd. Meyer, Zeitschr. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg I. 1874. J. Hartmann d. J.

Denk: Joseph D., tüchtiger Schauspieler, geb. 15. October 1801 in München, † 10. Octbr. 1873 zu Karlsruhe. D. war ursprünglich zum Geistlichen, später zum Militär bestimmt, ging aber, von einem inneren Drang dazu getrieben und obgleich er bereits die Stelle eines Actuars an der Militärkanzlei seiner Vaterstadt einnahm, 1818 zum Theater. In Salzburg debutirte er, versuchte sich dann an verschiedenen österreichischen Bühnen im Liebhaber-, hierauf

im heiteren und ernsten Charakterfach, um endlich nach vorausgegangenen Engagements in Passau, Regensburg und Freiburg i. Br. (wo er auch einige Zeit die Direction führte), 1851 sich dauernd an Karlsruhe zu binden. Seine Darstellung alt-komischer und Väterrollen erwarben ihm die Gunst des dortigen Publicums, den Beifall des Kenners. Am 1. Oct. 1868 beging D. als Leberecht Müller (Störenfried) sein 50jähriges Künstlerjubiläum und starb 4 Jahre später, nur in den letzten Monaten vor seinem Tode durch Krankheit an der Ausübung seines Berufes gehindert. Joseph Kürschner.

Denner: Balthasar D., berühmter Porträtmaler, geb. den 15. Novbr. 1685 zu Hamburg als der Sohn des Altonaer Mennoniten-Predigers Jakob D. Im achten Jahr that Balthasar einen schweren Fall, der ihn zeitlebens hinken, aber auch zum Künstler machte. Genöthigt nämlich, in Folge des Unglückes, viel zu sitzen, zeichnete der Kleine zur Unterhaltung Kupferstiche nach, und dies fiel so gut aus, daß kundige Leute den Alten bestimmten, sein Söhnchen Maler werden zu lassen. Man that ihn im elften Jahre zu einem Miniaturmaler, Amama, der ihn für einige Monate die Behandlung in Wasserfarben lehrte, dann übte D. sich selbst weiter, ließ sich jedoch im J. 1698 noch einmal von Amama Unterricht ertheilen. Bald darauf kam er zu einem Maler in Danzig, der ihn für kurze Zeit in die Geheimnisse der Oelmalerei einweihte. Nun aber drohte seiner Künstlerlaufbahn ein plötzliches Ende: die Eltern nämlich glaubten seine Zukunft durch die Malerei zu wenig sicher gestellt und thaten ihn zu einem reichen Oheim in Hamburg aufs Kaufmannscomptoir. In D. aber ließ sich der Künstler nicht mehr ersticken, er benutzte jede freie Stunde zum Malen und brachte es endlich dahin, daß man ihn 1707 nach Berlin auf die Akademie wandern ließ. Im folgenden Jahr malte er das erste Porträt, wofür er Geld bekam, 1709 den Herzog Christian August, Administrator von Holstein-Gottorp, und dessen Schwester. Hiermit beginnt Denner's glänzende Laufbahn. Die Porträts fielen nämlich so zur Zufriedenheit des Prinzen aus, daß dieser unsern Künstler nach Gottorp einlud, wo der letztere im J. 1712 den Herzog mit seiner Familie und seinem Hofstaate Pharao spielend auf Ein großes Bild (jetzt im Schlosse zu Eutin) malte. Es sind zusammen 21 Porträts, darunter auch das Denner's. Als später Peter der Große Holstein in Besitz nahm, stach ihm jenes Gemälde so in die Augen, daß er es nach Petersburg nehmen wollte, und nur durch viele Bitten gelang es, den großen Mann zur Zurücklassung der Beute zu bewegen. Im J. 1710 besuchte der Reisende Zach. Conr. Uffenbach unsern D. zu Altona; dessen Bericht ist so interessant, daß wir ihn folgen lassen: „Wir gingen erstlich zu dem berühmten Maler B. D. Er ist nicht über fünfundzwanzig Jahre alt, er malt gewiß sehr sauber und wohlgleichend, wie wir denn verschiedene Porträte von guten Freunden in Hamburg gesehen. Sein Preis ist fünfzehn Reichsthaler. Er malt auch en mignature, davor man ihm zwanzig Thaler bezahlt, wenn er aber en buste mit den Händen malt, vierzig. Er hatte in einem Zimmer viele Porträte und Copien von anderen Gemälden hangen, darunter ein Nachtstück, zwei alte Köpfe und eine Copie von Poussin waren, davon das Original in Danzig bei einem Kaufmann ist, bei welchem sich Herr D. vor diesen aufgehalten. Der Vater von diesem D. ist der berüchtigte Quäker, so alle Sonntag mit großem Zulauf, auch von Hamburgern, allhier predigt und von Profession ein Blaufärber ist. Sie scheinen sonst alle gar feine und fromme Leute zu sein." Im J. 1712 verheirathete sich der Maler mit Esther Winter, die ihm 6 Kinder schenkte und auf seinen Reisen eine treue Begleiterin war. Kurz danach malte er Friedrich IV. von Dänemark. Im J. 1713 wurde er nach Husum berufen, um das Bildniß der Fürstin von Schleswig in Miniatur zu malen, was er auf verschiedene Weise that, auch einige Herren ihres Hofes

conterfeite er in Oelfarbe. Kaum nach Hamburg zurückgekehrt, mußte er zu Wandsbeck den Fürsten Mentschikoff porträtiren, wofür ihm der entzückte Russe 100 Ducaten mit eigener Hand hinschob. In dem J. 1714 machte er mit seiner Frau eine Vergnügungsreise nach Amsterdam, malte daselbst einige Bildnisse und kehrte im October nach Hamburg zurück. Im folgenden Jahr verweilte er 6 Wochen in London. Ein Jahr später, 1717, berief ihn der König von Dänemark nach Husum und ließ sich hier wol zwanzigmal von ihm conterfeien, dann lud er ihn nach Kopenhagen ein, wo D. nebst seiner Frau im December anlangte. Hier fand er so viele Beschäftigung bei der vornehmen Welt, daß er wol 10 Monate dort verweilte und einen gespickten Beutel davontrug. Im J. 1720 ließ ihn die regierende Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel nach Wolfenbüttel kommen und sich von ihm mehrmals darstellen. Von dort begab er sich nach Hannover, wo viele englische Lords und Ladies zu Vorwürfen seines Pinsels dienten; auch lud man ihn ein, nach England zu kommen. Der Künstler folgte diesem Rufe mit Frau und Kindern im folgenden Jahr und nahm das Porträt einer alten Frau mit, das in London wahrhaft Furore machte; man überlief sein Atelier und es wurden ihm 500 Guineen geboten, wofür er es jedoch nicht hergeben wollte. D. war aber dadurch in weiten Kreisen bekannt geworden und die vornehme Welt drängte sich, um ihm zu sitzen. Einige Zeit danach sandte D. das genannte Kunstwerk an den Wiener Hof und Karl VI. ließ ihm 4700 Kaisergulden dafür auszahlen. Der Monarch war so enthusiasmirt, daß er den Schlüssel des Kastens, worin es eingeschickt worden war, bei sich trug und nur in seinem Beisein das Behältniß öffnen ließ; selbst die hohe Gnade gewährte er dem Ueberbringer, daß er ihn zum Handkuß beiließ. Das Bild befindet sich jetzt im k. Belvedere. Im Sommer 1727 machte Balthasar mit seiner Familie einen Besuch in Hamburg; kaum daselbst angelangt, fand sich der kaiserliche Gesandte Graf von Starkenberg bei ihm ein mit dem Auftrag, als Gegenstück zu jenem weiblichen Kopfe einen männlichen für den Kaiser zu malen, worauf D. einging. Auch in Hamburg malte er einige Porträts, doch kehrte er bald nach London zurück; unterwegs überraschte ihn ein gewaltiger Sturm und erst nach vielem Ungemach kam er nach England. Lange noch kränkelte er, ehe die Strapazen dieser Meerfahrt überwunden waren. Er ging jetzt daran, jenes Männerbildniß zu fertigen und schickte es dann durch den kaiserl. Residenten Baron v. Palm nach Wien ab, von wo man ihm die gleiche Summe von 4700 Kaisergulden zu Theil werden ließ. Auch dies Porträt befindet sich im Belvedere, es trägt die Jahreszahl 1726. Da der Künstler den Steinkohlendunst in London seiner Gesundheit nachtheilig fand, ging er 1728 nach Hamburg zurück. 1729 wurde er nach Blankenburg citirt, um die Bildnisse des Herzogs und der Herzogin zu malen. Von da zog er nach Dresden, wo er den König von Polen, August II., darstellte und ihm zwei Köpfe um den Preis von 500 Ducaten verkaufte. Im J. 1730 ging er von Dresden nach Berlin, von da wieder nach Hamburg, bald darauf mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter nach Amsterdam, von wo er nach Ablauf eines vollen Jahres sich wieder nach Hamburg wandte. Im J. 1734 malte er Christian VI. von Dänemark, der sich damals in Altona befand. In demselben Jahr that er eine Reise nach Braunschweig und erhielt dort von Herzog Ludwig Rudolf die Bestellung zu einem für die Gallerie zu Salzdahlum bestimmten Gemälde. 1735 wurde er nach Neustadt im Mecklenburgischen berufen und malte daselbst mehrmals den Herzog Christian Ludwig nebst der ganzen fürstlichen Familie. Sein kaum 13jähriger Sohn spielte zu gleicher Zeit zur Verwunderung der vornehmen Gesellschaft auf der Geige. In dem gleichen Jahr begab sich D. wieder nach Braunschweig, um den Herzog Ferdinand Albrecht und dessen Familie zu malen.

Unglücklicher Weise jedoch starb der Fürst an demselben Tage, der für die erste Sitzung festgesetzt war. Im J. 1736 porträtirte Balthasar zu Altona die Prinzessin Sophie Charlotte, Schwester des Königs von Dänemark und mehrere Herren vom Hof. Noch in demselben Jahr begab er sich mit seiner ganzen Familie nach Amsterdam, wo er 3½ Jahre blieb und viele Porträts malte. Wanderlustig jedoch, wie er war, ging er wieder nach Hamburg, und kurze Zeit darauf, 1740, auf den Wunsch des Herzogs von Holstein-Gottorp, später als Peter III. Kaiser von Rußland, nach Kiel, wo er denselben zwei Mal darstellte. Nach diesen Originalen wurden verschiedene Copien nach allen Höfen von Europa verschickt, besonders an den Hof in Petersburg. 1741 wurde er nach Ploen bestellt, um daselbst auf verschiedene Art den Herzog sammt Familie abzuschildern. Eine glänzende Einladung der Kaiserin Katharina von Rußland, nach Petersburg zu kommen, schlug der Künstler aus. Das J. 1743 verschaffte ihm den Besuch des schwedischen Thronfolgers Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, der sich im Hause des Künstlers verschiedenartig porträtiren ließ und während des Sitzens durch Vocal- und Instrumentalmusik, worauf sich D. und seine Kinder vortrefflich verstanden, unterhalten wurde. Im folgenden Jahr ließ sich der Kurfürst von Köln, der sich gerade zu Hamburg befand, von D. verschiedentlich, so lebensgroß als klein, malen und belohnte ihn reichlich. Das J. 1747 sah den Herzog von Holstein-Gottorp in Denner's Atelier zu Hamburg, auch diesem wurde die Last des Sitzens durch eine angenehme Musik erleichtert. In demselben Jahr malte D. zu Braunschweig die Wittwe des Herzogs August Wilhelm verschiedentlich, desgleichen die regierende Herzogin von Braunschweig und viele hervorragende Leute; er gefiel sich daselbst so, daß er mit dem Gedanken umging, sich in Braunschweig ständig niederzulassen. Im folgenden Jahre fand er überreichliche Beschäftigung am mecklenburgischen Hofe, starb aber 14. April 1742 zu Rostock. Bei D. muß man wol zwei Manieren unterscheiden. Im großen Publicum ist er fast nur bekannt als der Verfertiger unsäglich ausgeführter Köpfe alter Männer und Weiber. Es ist in der That fast unbegreiflich, wie weit er die Vollendung des Einzelnen trieb, die kleinste Falte, die kleinste Pore, das kleinste Härchen stellte er dar, so daß sich seine Gemälde füglich mit der Lupe betrachten lassen. Man ist ganz außer sich, und der Laie schwelgt in Entzücken. Wer jedoch in dem Begriff eines wahren Kunstwerkes immer noch ein ideales Moment sucht und sich nicht mit der sklavischen Abschrift der Natur zufrieden gibt, den werden solche Bilder wenig angenehm berühren. Es ist absolut kein Geist in diesen Köpfen, sie reden nicht, und die glatte, weichliche Farbe verstärkt noch den Eindruck des Wachsfigurenartigen. Ganz besonders charakteristisch hierfür sind die genannten Köpfe im Wiener Belvedere. Andere der Art in verschiedenen Gallerien. Allerdings war dies seine Specialität und kein Nachahmer hat ihn erreicht, sein Ruf wird deshalb stets auf diesen Werken beruhen. An sich jedoch erfreulicher ist er in seinen gewöhnlichen Porträts, deren es noch sehr viele, namentlich in Norddeutschland, gibt. Hier ist er fast allen gleichzeitigen Malern überlegen, seine Behandlung ist fleißig, jedoch nicht peinlich, seine Farbe klar und angenehm, wenngleich im Sinne der Zeit etwas süßlich und glatt. Seine ungeschickte und nachlässige Gewandbehandlung fand schon zu seinen Lebzeiten vielen Tadel, er soll das Beiwerk auch oft von seinen Schülern und Kindern haben malen lassen, woran theilweise die Schuld liegen mag, daß es so schlecht ausfiel. Auch im historischen Fache wagte D. in seiner früheren Zeit einige Anläufe, so werden eine hl. Magdalena, eine Putiphar und eine aus dem Bad steigende Nymphe erwähnt; noch 1731 entstand ein hl. Hieronymus (Dresdener Museum). Dieselben sind höchst unbedeutend, besser dagegen seine Blumen- und Fruchtstücke, die hin und wieder vorkommen, „der Staub auf den

Aurikeln, der Flaum auf den Pfirsichen, Weintrauben und Pflaumen sind mit seltener Täuschung wiedergegeben", sagt das Hamburger Künstlerlexikon. Zu Denner's Ruhm ließ der Hofrath Weichmann in Braunschweig schon zu Lebzeiten des Künstlers eine Medaille fertigen; auf dem Avers sieht man sein Brustbild in Profil, mit der Umschrift: Balth. Denner Hamb. Pict. in suo genere unicus, auf dem Revers die Legende: Ob multifaria aereque perenniora virtutis fidei artis documenta amico benemerenti f. f. C. F. Weichmann 1739. Der hamburgische Dichter Brockes hat den Maler in mehreren Gedichten besungen. Denner's bester Schüler ist sein Schwager Dominicus van der Smissen. Gestochen haben nach ihm u. a. Bause, Bernigeroth, J. Canale, Folin, C. und F. Fritsch, J. J. Haid und Wolfgang.

Siehe namentlich die mit warmer Verehrung geschriebene Biographie in J. van Gool, De nieuwe schouburg der Nederlandsche Kunstschilders, Haag 1751, 2. Bd., S. 62 f. W. Schmidt.

Denner: Johann Christoph D., berühmter Blasinstrumentenmacher zu Nürnberg, Erfinder der Clarinette, geb. 13. Aug. 1655 zu Leipzig, wo sein Vater als Horndreher, Wildrufmacher und geschickter Verfertiger von Traversflöten sich aufhielt. Als er kaum acht Jahre alt war, siedelte sein Vater mit ihm nach Nürnberg über und nahm ihn in die Lehre; doch veranlaßten ihn seine Liebe und Anlage zur Musik, in welcher er ohne fremde Anleitung ziemliche Fertigkeit erlangte, ganz auf die Blasinstrumentenmacherei sich zu legen. Er war nicht allein ein fleißiger und strebsamer, sondern auch ein begabter Mann, der auf Verbesserungen und Erfindungen in seinem Fache eifrig bedacht war. So gab er der Flöte eine reinere Stimmung und Temperatur, als sie bis dahin gehabt hatte, in Folge dessen seine Flöten weit und breit begehrt waren. Ebenso verbesserte er die Intonation und den Klang der Oboe. Das Rackett, ein altes zur Gattung der Schalmeien gehörendes Baßinstrument, nahm er wieder auf und suchte ihm eine vollkommnere Einrichtung zu geben. Dieses Instrument, welches Prätorius, Syntagma II, 39 beschreibt, war wegen seines geringen Umfanges, starken Windverbrauches, schweren Ansprache und anderer Uebelstände nie viel im Gebrauche gewesen, wiewol es bei der Kleinheit seines Corpus sich bequem handhaben ließ. Aber auch in der durch D., unter dem Namen Rackettfagott oder Stockfagott, ihm verliehenen vollkommneren Gestalt scheint es keine große Verbreitung gefunden zu haben. Denner's wichtigste Erfindung, durch welche sein Name heute noch unter uns fortlebt, ist die Clarinette (1696), wiewol sie anfangs von ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit, zu welcher sie erst nach verschiedenen Verbesserungen u. a. durch Theodor Böhm und Iwan Müller gelangte, noch weit entfernt war; sie hatte nur 7 offene und 2 durch Klappen gedeckte Tonlöcher. Auch verbreitete sie sich nur langsam, und in die Opern- und Concertorchester drang sie erst seit etwa 1760. D. † 20. April 1707 und hinterließ zwei Söhne, welche ebenfalls durch Fleiß und Geschick ihrem Namen Ehre machten. v. Dommer.

Denso: Johann Daniel D., geb. zu Neustettin am 24. Decbr. 1708, wurde 1731 Professor des Stils und der Beredsamkeit am Gröningischen Collegium zu Stargard in Pommern, 1751 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst am Gymnasium zu Stettin und am 9. Febr. 1753 Rector der großen Stadtschule (Gymnasium) zu Wismar. Er erwarb sich große Verdienste um die Hebung des Schulwesens und besonders durch Schrift und Wort um die Belebung naturwissenschaftlicher Studien in Mecklenburg und Pommern. Am 6. April 1793 quiescirt, starb er am 4. Jan. 1795. — Von seinen Schriften, welche in den Jahrgängen 1753—63 der Rost. gel. Nachr. aufgeführt sind, sind zu erwähnen: Uebersetzung der Mineralogie (1750) und der Hydrologie (1751)

des Wallerius. — Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius, 2 Bde., 1764. — „Plinianisches Wörterbuch“, 1766. — „Physikalische Briefe“ (12 St.), 1750. — „Monatliche Beiträge zur Naturkunde“ (12 St.), 1752. — „Physikalische Bibliothek“, 2 Bde., 1754—61.

Dr. J. H. F. Groth, Beiträge zur Geschichte der Wismar'schen Stadtschule, 1820. — Dr. E. Boll, Archiv des Vereins der Freunde der Naturgesch. in Mecklenburg VI, 1852, S. 151 ff. Fromm.

Denzel: Bernhard Gottlieb D., der erste Rector des 1811 errichteten ersten würtembergischen Schullehrerseminars, ist geb. zu Stuttgart 29. Decbr. 1773. Er war, wie so viele, die hernach ihre Kraft und ihren Fleiß dem Schulwesen widmeten, von Haus aus Theolog, und nach seiner Studienzeit nur vorübergehend Hauslehrer, wurde jedoch als solcher persönlich schon mit Pestalozzi bekannt. Im Jan. 1806 erhielt er eine Pfarrstelle (in Pleidelsheim am Neckar); dort schon arbeitete er neben treuer Erfüllung der Pastoralpflichten mit einem damals noch seltenen Eifer an der Hebung des Volksunterrichts. Ein Theil der Gemeinde wußte das immerhin zu würdigen und ließ ihn gewähren, eine starke Partei aber fand darin so gefährliche Neuerungen, daß er höchsten Orts deshalb verklagt wurde; die Behörde gab ihm jedoch vollständig Recht. Auch unter den Schullehrern der Umgegend suchte er in gleichem Sinn zu wirken. Auf Grund dieser schon bewiesenen Tüchtigkeit und Hingebung wurde er 1811 an das neu errichtete Schullehrerseminar in Eßlingen als dessen Vorstand berufen. Die Regierung war aber in Betreff der Ausstattung desselben sparsam bis zum Uebermaß und D. hatte noch Jahre lang zu klagen, theils darüber, daß die Zöglinge in zu frühem Alter aufgenommen und zu früh entlassen wurden, theils daß er und seine ersten Collegen, um überhaupt zu existiren, noch ein städtisches Pfarramt daneben zu versehen hatten. Um so höherer Ehre ist es werth, daß der Mann aushielt und geduldig wartete, bis allmählich alle Verhältnisse sich besserten, ob er gleich die längst zuvor nothwendig gewordene Errichtung eines zweiten Seminars nicht mehr erlebte. Selbst von der ehrenvollen Thätigkeit in Nassau, wohin er 1816 berufen wurde, um zu Idstein ein Seminar einzurichten, und wo man so gern ihn festgehalten hätte, kehrte er an die heimathliche Stätte seiner Mühen zurück und ließ sich nur den Titel eines nassauischen Schulraths gefallen, zu welchem 1832 der Titel und Rang eines würtembergischen Prälaten gefügt wurde. Wenn in jenen Jahrzehnten auf kirchlicher und pietistischer Seite ein antichristlicher Einfluß von der Schullehrerseminarbildung befürchtet wurde, so hat D. dazu nicht den mindesten Anlaß gegeben; er war, allerdings noch in den Formen der Storr'schen Schule, in religiöser Beziehung durchaus positiv gesinnt und hat diese Gesinnung auch in seinem Leben stets bewährt. — Außer verschiedenen kleinen Schulschriften ist seine litterarische Hauptarbeit die „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer“, 3 Theile, vollständig zuerst 1820 erschienen, später wiederholt aufgelegt. Das Buch stellt kein originelles System auf, wurde aber als Handbuch für diejenigen, denen er es bestimmt hatte, lange Zeit dankbar und mit gutem Erfolg benützt; der Standpunkt ist im allgemeinen derselbe, wie ihn Niemeyer repräsentirt hat, der Standpunkt christlich-humaner, psychologisch begründeter und zeitgemäßer Volksbildung. — Er starb kinderlos, aber von einer Menge Schülern und Freunden betrauert, am 13. Aug. 1838. Palmer.

Deoduinus oder Theoduinus, ein Verwandter Kaiser Heinrichs III., war von 1047—1075 Bischof in Lüttich und schrieb: „Epistola ad Henricum Galliae regem de corpore et sanguine Domini“.

Mabillon, Tom. IV. Analect. Th. Wenzelburger.

Depping: Georg Bernhard D., Historiker, geb. zu Münster in Westfalen am 13. Mai 1784, besuchte das Gymnasium und die ehemalige Universität seiner Vaterstadt. Im J. 1803 reiste er in Gesellschaft eines französischen Emigranten nach Frankreich, nur in der Absicht, Paris zu sehen, entschloß sich aber bald, daselbst zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu bleiben. Er widmete sich dem Lehrfache und wurde auch bald als Professor an der polymathischen Schule angestellt. Nach einigen Jahren legte er aber diese Stelle wieder nieder, um ungestörter den Wissenschaften leben zu können. Er verlegte sich nun ganz besonders auf die verschiedenen lebenden Sprachen Europa's und widmete sich ernsten Studien in der Geschichte, Geographie und in der älteren und neueren Litteratur der europäischen Völker. In Paris machte er die Bekanntschaft des dänischen Gelehrten Malte-Brun und der dänischen Dichter Baggesen und Oehlenschläger. Ebenso trat er auf seinen wissenschaftlichen Reisen zu vielen Gelehrten in persönliche Beziehungen. In München erhielt er von dem Könige von Baiern den Auftrag, Kunstwerke für die Münchener Sammlungen und für die des Grafen Karl v. Rechberg anzukaufen. Solvins gab ihm einen ähnlichen Auftrag. Die durch eigene Studien gewonnenen Kenntnisse und seine vielseitigen Erfahrungen im Bereiche der Wissenschaft und Kunst veröffentlichte er in besonderen Werken und gab eine große Anzahl von Schriften geschichtlichen und geographischen Inhalts heraus. Dabei betheiligte er sich auch an vielen gelehrten Zeitschriften Frankreichs und anderer Länder. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Paris und bereicherte ihre Denkschriften mit zahlreichen und werthvollen Notizen. Im J. 1822 erhielt er von der Académie des inscriptions et des belles lettres den Preis für sein Werk: „Ursachen der Auswanderung der Normänner im Mittelalter und ihrer Niederlassung in Frankreich". In seinem kurzen Berichte über das Leben und die Werke Depping's nennt Maury den Verfasser des gekrönten Werkes „einen würdigen Gelehrten und unermüdlichen Forscher". Im J. 1828 erhielt er von derselben Akademie den Preis von 1500 Frcs. für die beste Lösung der im Jahre vorher von der Akademie gestellten Aufgabe: „Ueber die Handelsverbindungen Frankreichs mit Syrien und Aegypten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts". Durch diese vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte und durch die anderen von ihm schon herausgegebenen Werke hatte er die Aufmerksamkeit vieler gelehrten Männer in Paris auf sich gezogen. Man hatte ihn veranlaßt, sich um eine Stelle an der Akademie zu bewerben. D. jedoch, den, wie es in der Biographie universelle von ihm heißt, eine seltene Bescheidenheit zierte, und der sich von allen Ränken fern hielt, konnte nicht dazu gelangen und mußte sehen, daß ihm Mitbewerber vorgezogen wurden, deren Ansprüche geringer waren, als die seinigen. Das entmuthigte ihn indeß nicht, sondern er fuhr fort, auf schriftstellerischem Gebiete thätig zu sein. Seine meistens in französischer Sprache geschriebenen Werke haben in anderen Ländern Europa's ein solches Aufsehen gemacht, daß viele davon ins Deutsche, Englische, Dänische, Italienische rc. übersetzt sind. Im J. 1846 wurde er von der philosophischen Facultät der Akademie zu Münster zum Doctor der Philosophie ernannt. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn die Abfassung eines umfangreichen Werkes über die Regierung Louis' XIV. Drei Bände hatte er bereits vollendet; er war mit dem vierten und letzten Bande beschäftigt, als ihn der Tod ereilte. Er starb zu Paris am 5. Septbr. 1853.

Vgl. Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, Leipzig 1832. — Biographie universelle, Paris, Bd. XIII, S. 701 f. — Nachrichten von dem Leben und den Schriften münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts von E. Raßmann, Münster 1866, S. 72 f.

Raßmann.

Dereser: Anton D., zu Fahr im Würzburgischen am 9. Februar 1757 geboren, † 1827, trat in den Orden der unbeschuhten Karmeliten und empfing hier den Namen Thaddäus a S. Adamo. Nachdem er in Würzburg und Heidelberg Theologie und Philosophie studirt, an letzterem Ort auch selbst bereits unterrichtet hatte, wurde er 1788 an der Bonner Akademie als Docent für Orientalia und Exegese des alten Testaments angestellt. Bei der Erhebung der Akademie zur Universität (1786), deren „Einweihungsgeschichte" er selbst beschrieben hat, forderte er in der von ihm gehaltenen Einleitungsrede zur theologischen Disputation, daß die katholische Theologie „auf Hermeneutik gegründet, mit Geschichte verbunden und in der Volkssprache vorgetragen" werde. Seine von solchen Anschauungen getragene akademische und litterarische Thätigkeit erregte mannigfache Aufmerksamkeit, Beifall im liberalen katholischen wie im protestantischen Deutschland, veranlaßte andererseits heftige Angriffe von Seiten des Kölner Domcapitels. Der Bonner Aufenthalt wurde D. verleidet; so ging er 1791, von Kurfürst Max Franz ehrenvoll entlassen, nach Straßburg, als Professor der Theologie und zugleich als Prediger an der Domkirche und Superior am bischöflichen Seminar. In dieser Stellung fand ihn die Priesterverfolgung der französischen Revolution. D. wurde zur Deportation, dann zur Guillotine bestimmt und eingekerkert. Nach 10monatlicher Haft befreit, erhielt er 1796 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland; seit 1797 hielt er in Heidelberg Vorlesungen über Orientalia. 1799 zum Ordinarius für dieses Fach ernannt, las er außerdem Katechetik, Homiletik und Pastoraltheologie. 1807 wurde er nach Freiburg versetzt, 1810 aber als Stadtpfarrer in Karlsruhe angestellt. Als solcher hielt er 1811 eine Gedächtnißrede auf Karl Friedrich, die Anstoß bei Hof erregte (vgl. darüber die in Benkert's Athanasia [Würzburg 1827], 1—70 abgedruckte, 1814 verfaßte Schrift über Dereser's „Mißhandlung und Vertreibung" und die Gegenbemerkungen in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg 1828, 252 ff.); D. verlor seine Stelle und wanderte aus Baden nach der Schweiz, wo er Lycealprofessor und Regens des bischöflichen Seminars in Luzern wurde. Bald erfolgten Anklagen seines „Indifferentismus", die der päpstliche Nuntius unterstützte; Wessenberg und Dalberg erklärten indeß die D. gemachten Vorwürfe für unbegründet. Die 1814 neu eingesetzte Regierung beschloß aber schon am 26. Februar seine Entlassung. So fand er eine ruhigere Wirkungsstätte erst in seinen letzten Lebensjahren in Breslau; freilich gerieth er auch hier 1824 in einen Conflict mit Altenstein. 1815 an die Breslauer Universität berufen, deren Rector er 1819/20 wurde, las er hier seit 1816 Dogmatik, theologische Encyklopädie und Exegese des alten und neuen Testaments und bekleidete daneben die Würde eines Canonicus am Dom, bis er in der Nacht vom 15. auf 16. Juni 1827 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten der Erklärung des alten Testaments gewidmet; wol am weitesten verbreitet wurde das „deutsche Brevier", das zuerst 1791 und noch bei Dereser's Lebzeiten in 8. Auflage erschien.

Verzeichnisse s. bei Felder, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen kathol. Geistl. 1, 163 ff.; Monatsschrift von und für Schlesien, herausgegeben von Hoffmann, 1829, 270 ff.; Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon 1, 32 ff; Varrentrapp, Kurkölnische Universität Bonn, 44 ff. Außer diesen und den dort angeführten Schriften vgl. über Dereser's Leben noch Pfyffer, Gesch. der Stadt und des Kantons Luzern 2, 220 ff.; Movers, Denkschrift über die katholisch-theologische Facultät in Breslau (Leipzig 1845) 18 ff.

Varrentrapp.

Derfflinger: Georg Reichsfreiherr v. D., kurbrandenburgischer General-Feldmarschall, wurde 1606 zu Neuhofen, einem Dorfe in Ober-Oesterreich, geboren.

Seine Eltern waren arme Leute; von seinem Jugendleben, seiner Erziehung, von dem Unterricht, den er empfangen, haben wir keine Kunde; mit seinen evangelischen Eltern verließ er während der Unruhen kurz vor Ausbruch des 30jährigen Krieges seine Heimath. Als einer der Reiter unter Graf Thurn scheint er nach der Schlacht am weißen Berge in Schlesien gefochten zu haben; nach der Einnahme von Glatz durch die Kaiserlichen trat D. 1622 in sächsische Dienste und wurde dort Officier. Nach Gustav Adolfs Landung trat er in schwedische Dienste. Hier muß er sich ausgezeichnet haben, denn der deutsche Officier, dem Vermögen und Connexionen fehlten, war schon 1635 Oberstlieutenant. Er diente als Reiterführer besonders in Bañer's und Torstenson's Heeren, wurde auch zu diplomatischen Missionen verwendet, und nach Bañer's Tode als Deputirter der im schwedischen Heere dienenden deutschen Officiere nach Stockholm geschickt, um die Soldrückstände von der Krone Schweden einzufordern. Diesen schwierigen Auftrag führte er zur Zufriedenheit beider Parteien aus. Ebenso schickte ihn Torstenson 1642 zu Ragozy nach Ungarn und im folgenden Jahre nach Stockholm, wo er von der Königin zum Generalmajor zu Roß ernannt wurde. 1646 heirathete er Fräulein v. Schaplow, eine reiche Erbtochter, und zog nach dem westfälischen Frieden und der Abdankung des schwedisch-deutschen Heeres nach deren Gut Gusow.

Hier lebte er als thätiger Landwirth; er hatte viel im Kriege erworben und wußte den Werth der erheiratheten Güter durch Bauten und andere Verbesserungen zu heben. Als ein neuer Krieg 1654 drohte, zog ihn der große Kurfürst in seinen Dienst und ernannte ihn zum Generalmajor der Reiterei. Bei dem Ruf, den sich D. im 30jährigen Kriege erworben, gelang es ihm leicht, neue Reiterregimenter zu bilden; in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, Juli 1656, erstürmte er das befestigte Kloster Prement und wurde dafür zum Generallieutenant ernannt, dann verjagte er den General Czarniecki, der verwüstend und plündernd in die Neumark eingefallen war. 1657 wurde er geheimer Kriegsrath, dann 1658 Feldzeugmeister, als solcher begleitete er den großen Kurfürsten auf all dessen Feldzügen gegen die Schweden bis zum Frieden von Oliva 1660. Dann kehrte er auf seine Güter zurück, heirathete, nach dem Tode seiner ersten Frau, 1662 ein Fräulein v. Beeren. Aber auch in der Friedenszeit blieb er thätig in Staatsgeschäften und in dauernder Verbindung mit dem Kurfürsten, der ihn 1670 zum Feldmarschall ernannte und ihm die Leitung des gesammten Kriegswesens, namentlich die Ausbildung der in jener Zeit so wichtigen Reiterei und die der Artillerie übergab. In der Armee führten ein Cürassier-, ein Dragoner- und ein Infanterie-Regiment zu gleicher Zeit seinen Namen. Als 1672 Ludwig XIV. in Holland eingefallen, nahm D. in Begleitung des Kurfürsten an dem Feldzuge Theil, ging nach dem Frieden von Vossem nach Gusow zurück und erhielt 1674 die Würde als kaiserlicher Reichsfreiherr.

1674 wurde D. nach Holland geschickt, um über die Subsidienzahlung bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich zu verhandeln. Trotz der Energie des Kurfürsten blieb der Krieg am Oberrhein resultatlos, der kaiserliche Feldherr Bournonville weigerte sich mit seinen Truppen am Angriff theilzunehmen. Der Kurfürst bezog bald darauf Winterquartiere in Würtemberg und wurde durch den von Frankreich veranlaßten Einfall der Schweden in die Mark im folgenden Jahre dorthin gerufen. In schnellen Märschen hatte er am 11. Juni Magdeburg erreicht, der Kurfürst und D. beschlossen, den in der Mark zerstreut stehenden Feind überraschend anzugreifen. Am 15. Juni, Nachts, überfiel D. Rathenow, wo schwedische Besatzung stand; was nicht niedergehauen, wurde gefangen. Der durch D. vorbereitete und ausgeführte Ueberfall der Stadt ist ein glänzendes Beispiel solcher Unternehmungen. D. zeigte hier so viel Kühnheit und Energie

als List und Vorsicht. Zum Siege bei Fehrbellin trug er viel dadurch bei, daß er einen Hügel durch Artillerie besetzte, deren Feuer die Cavallerie unterstützte. Wie überall focht er auch dort persönlich an der Spitze seiner Reiter. Gegen des Kurfürsten erste Absicht drang er auf energische Verfolgung, die er selbst leitete und 8 Kanonen und 200 Wagen, viel Gefangene und viel Vieh erbeutete. Nur mit den Trümmern seines Heeres konnte sich der schwedische General Waldemar Wrangel nach dem Mecklenburgischen retten. Im J. 1676 leitete D. die Belagerung von Stettin, das in Folge des Bombardements nach mannhafter Vertheidigung am 29. Dec. 1676 capitulirte. 72 Jahre alt bat D. um seinen Abschied, den ihm der Kurfürst, da er ihm unentbehrlich sei, nicht gewährte. So nahm er 1678 an der Eroberung von Rügen Theil, setzte sich selbst an die Spitze der zuerst ausgeschifften Dragoner und warf die weit überlegenen schwedischen Reiter zurück. Im October und November eroberte er Stralsund und dann Greifswald. In demselben Winter brachen die Schweden unter Horn in Ostpreußen ein, und in Eilmärschen, mitten im Winter, ging D. mit der kleinen Armee, zu der später der Kurfürst stieß und das Commando übernahm, nach Ostpreußen. Bei strengster Kälte wurden die Operationen begonnen, die Truppen oft auf Schlitten gesetzt und die Schweden überall zurückgedrängt. Nach dem Siege der Brandenburger bei Splitter, in der Nähe von Tilsit, am 20. Januar 1679, gingen die Schweden von Görtzke bis 8 Meilen vor Riga verfolgt, in voller Auflösung nach Livland zurück.

Als der Friede zu St. Germain en Laye im Sommer 1679 geschlossen war, wurde D. auf seine Bitte in den Ruhestand versetzt und lebte mit seiner Familie auf seinen Gütern und am Hofe, vom großen Kurfürsten wie später von Friedrich I. mit hoher Auszeichnung behandelt. Zwei Jahre nach dem Tode des großen Kurfürsten, dessen Tod D. tief betrauerte, rückte er 1690 noch einmal gegen die Franzosen ins Feld und ging dann nach Güsow. Am 4. Febr. 1695 starb er an Altersschwäche und wurde in der von ihm erbauten dortigen Kirche beigesetzt.

D. war nicht nur einer der kühnsten und gewandtesten Reiterführer seiner Zeit, er gehört auch zu den Begründern der brandenburgisch-preußischen Armee, die er organisiren und ausbilden half. Früh schon erkannte er die Bedeutung der Artillerie und verstand sie zu verwenden; obwol er ohne Schulkenntnisse war, wußte er den Mangel durch seinen scharfen Verstand, seine reiche Erfahrung und seine Lebensklugheit so zu ersetzen, daß er oft und mit Erfolg zu diplomatischen Missionen verwendet werden konnte. Friedrich II. sagt von ihm: „Parmi les généraux de l'Electeur Derfflinger et le prince d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait pour sage, Derfflinger pour entreprenant, ce dernier servit bien son maître à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans la campagne de Prusse.“ Von D. werden viele Anekdoten erzählt, die alle seinen derben Mutterwitz, seine Heiterkeit und Laune beweisen, bei den Soldaten war er im hohen Grade beliebt, sie vertrauten ihm unbedingt; obwol er ohne allen Unterricht im wildesten, ja rohesten Kriegsleben sich entwickelte, war er doch lebensklug und gewandt, ein Italiener jener Tage (Letis) schildert ihn als einen Mann von feinen und sanften Sitten, der sich am Hofe sehr wohl darstelle. Obwol er freigebig war und große nützliche Ausgaben nicht scheute, war er doch zugleich sparsam und in allen Dingen maßhaltend. Er hatte im Kriege Vermögen erworben, bezog ein hohes Gehalt, und hatte bedeutende Einkünfte von seinen drei Regimentern. Der Kurfürst hatte ihm bei verschiedenen Gelegenheiten 82000 Thlr. und eine Verschreibung auf die Comthurei Wildenbruch im

Werthe von 102000 Thlrn. geschenkt. So hinterließ D. ein großes baares Vermögen und die Güter Gusow, Wulkow und andere in der Kurmark, der Neumark und in Preußen, endlich ein von Nering für ihn erbautes Haus am köllnischen Markte in Berlin.

Söhne hatte er zwei aus seiner zweiten Ehe, die er auf den Universitäten in Frankfurt a. O., dann in Tübingen studiren ließ. Der älteste diente der Republik Venedig, trat dann in brandenburgische Dienste und wurde Generallieutenant († 1724 ohne Kinder). Mit dem Tode der Wittwe (geb. v. Osterhausen) erlosch der Name Derfflinger. Der jüngere Sohn war schon 1686 vor Ofen geblieben.

Die Töchter erster und zweiter Ehe heiratheten die Generale v. Marwitz, Dewitz, Zieten und den Obersten v. Marwitz. — Die Familien der Fürsten v. Schönberg, der Grafen Stolberg, Haugwitz und Podewils, der Herren v. Marwitz, Zieten, Bismark, Bonin nennen, von den Töchtern abstammend, mit berechtigtem Stolz D. ihren Ahnherrn.

D. war ein wohlgebauter, großer kräftiger Mann; nur eine so eiserne Natur konnte die gewaltigen Anstrengungen seines 70jährigen Kriegslebens ertragen und seine Geistesfrische bis in sein 89. Jahr erhalten. Nach einer älteren Schilderung „zierte starkes krauses Haar sein Haupt; sein Gesicht ist durch die breite Stirn, starke Augenbrauen, lebhafte Augen, große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas stehen gebliebenes verstutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehreren Merkmalen versehen".

Er war ein fromm gläubiger Lutheraner, ließ sich täglich aus Arnd's „wahrem Christenthum" vorlesen, und verlebte seine letzten Jahre still und glücklich in seiner Familie. Seiner Bestimmung gemäß war sein Leichenbegängniß höchst einfach, und der Prediger in Gusow durfte in der Leichenrede weder seine Person noch sein Leben erwähnen, wodurch der Nachwelt eine in solchen Fällen sehr wichtige Quelle über seine persönlichen Erlebnisse entgangen ist.

Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense. Thl. II. Artikel Derfflinger in Wagner's Staats- und Gesellschafts-Lexikon.

F. v. Meerheimb.

Deroy: Bernhard Erasmus Graf D., baierischer General der Infanterie, geb. 11. Dec. 1743 zu Mannheim, † 23. Aug. 1812 zu Potozk. — Das Geschlecht der D. stammt aus der Picardie, von woher es im 17. Jahrhundert theilweise nach Deutschland übersiedelte; ein de Roye, so schrieb sich früher die Familie, focht unter Ernst von Mansfeld im 30jährigen Kriege. Der Vater des Helden war General in kurpfälzischen Diensten.

Schon 1750 zum Fähnrich im kurpfälzischen Fußregiment Zweibrücken ernannt, machte D. den 7jährigen Krieg beim Reichsheere mit und rückte während desselben bis zum Hauptmannsgrade vor; als großer Verehrer Friedrichs des Gr. kehrte er aus demselben zurück. Die 1777 vollzogene Vereinigung von Baiern und Pfalz hatte unmittelbar keinen wesentlichen Einfluß auf Deroy's Laufbahn; nachdem er inzwischen in anderen Abtheilungen gestanden, kam er 1789 als Oberst wieder in sein altes Regiment Zweibrücken (jetzt 6. Inf.-Regt.). — 1792 wurde D. Generalmajor und Truppenbefehlshaber in dem festen Platze Mannheim, über ihm stand Graf Belderbusch als Gouverneur. Der Krieg 1794 führte die republikanischen Heere an den Rhein; die Division Vachot rückte gegen Mannheim vor und forderte die Uebergabe der Rheinschanze, welche als Brückenkopf den Rheinübergang deckte und dessen Besatzung von D. befehligt wurde. Von letzterem abgewiesen, ließ Vachot die Stadt und die Rheinbrücke beschießen. Belderbusch, durch das Bombardement eingeschüchtert, übergab die Rheinschanze

den Franzosen, welche dafür Mannheim zu schonen versprachen. Als jedoch 1795 Pichegru vor Mannheim erschien und mit Beschießung drohte, übergab Belderbusch ohne Weiteres auch die Stadt, wozu er nur im äußersten Nothfalle vom Kurfürsten ermächtigt war. Die Besatzung durfte mit allen Kriegsehren abziehen gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Obwol nun D. nach der Wiedernahme Mannheims durch Wurmser in seine vorige Stellung zurückkehrte, so war er in Folge dieses Versprechens von weiterer Betheiligung an den Kämpfen der deutschen Heere ausgeschlossen. Im J. 1798 wurde er zum Inspecteur der Infanterie ernannt und nach München berufen; ein Commando bei der Feldarmee durfte er erst 1800 annehmen. In diesem Jahre stellte Baiern außer seinem Reichscontingent mit englischem Gelde noch eine vollständige Armeedivision unter General Zweibrücken, deren erste Brigade D. (die zweite stand unter Wrede) vom Versammlungsorte Donauwörth gegen den Feind führte. Der österreichische Oberbefehlshaber Kray kämpfte ohne Glück. Vom Wiener Hofe zu spät zur Offensive beordert, wurde er von den über den Rhein vorgerückten Franzosen unter Moreau bei Stockach, Möskirch und Engen zum schließlichen Rückzuge nach Ulm gezwungen; hier stieß auch die Brigade Deroy zum Heere und betheiligte sich von da ab an den Gefechten von Memmingen und Neuburg a. D., sowie an der verhängnißvollen Schlacht von Hohenlinden. Bei diesen Gelegenheiten hart in den Kampf verwickelt, vorzugsweise um den Rückzug der Oesterreicher zu decken, zeichnete D. sich mit seiner Brigade in hervorragender Weise aus; in dem Versuche, den Sieg um jeden Preis auf die deutsche Seite neigen zu machen, fiel er bei Hohenlinden verwundet mit 38 seiner Officiere in feindliche Gefangenschaft.

In den Kriegen gegen die französische Republik hatte sich gezeigt, daß durchgreifende Verbesserungen im Heerwesen unbedingt nöthig waren. Nachdem nicht lange vorher die Tüchtigkeit des baierischen Heeres so gering angeschlagen worden war, daß nachgewiesener Maßen die mit dem Ankauf von Truppen für den Krieg in Amerika beauftragten englischen Commissäre in Baiern seinerzeit ein schlechtes Geschäft zu machen geglaubt hatten, so war dasselbe durch den nach Baiern berufenen Engländer Thompson als Kriegsminister wenigstens so weit gebracht worden, daß es den Truppen der übrigen deutschen Staaten nicht unbedingt nachstand. In Bezug auf Stärke, Heerordnung und taktische Ausbildung blieb jedoch noch viel zu wünschen übrig; von vielen Regimentern waren nur noch Stammabtheilungen vorhanden, die Zeughäuser waren leer, die Cavallerie schlecht oder gar nicht beritten, als Kurfürst Karl Theodor starb. Zur Hebung der bestehenden Mängel wurde von dem neuen Regenten Kurfürst Max Joseph 1801 ein Ausschuß niedergesetzt. Als Mitglied desselben erwarb sich D. hervorragendes Verdienst, auch ließ er sich die taktische Ausbildung des Fußvolks entsprechend der von den republikanischen Heeren allgemein in Geltung gebrachten neuen Kampfweise insbesondere angelegen sein. Wenige Jahre genügten, und das baierische Heer war ein vollständig anderes geworden, vielleicht eben so kriegstüchtig wie das französische, an dessen Seite es in den nächsten Jahren kämpfte.

Zum Kriege 1805 konnte Baiern bereits zwei Divisionen unter D. und Wrede stellen. Dieselben standen im October d. J. bei Nürnberg und traten dann bei Weißenburg a. S. unter den Oberbefehl Davoust's, welcher mit seinem Corps den linken Flügel der strategischen Front Napoleon's bildete. Während sich die Katastrophe von Ulm vollzog, hatten die Baiern die Verfolgung des von dort abgedrängten österreichischen Corps Kienmeyr durchzuführen, und als Napoleon mit dem Haupttheil der Armee nach Wien vorrückte, wurde D. beauftragt, mit seiner Division die baierische Südgrenze gegen den in Tirol stehenden Erzherzog Johann zu decken und später den von Westen her im Gebirge vorrückenden

Marschall Ney zu unterstützen; Wrede hatte vorläufig gegen Salzburg vorzugehen. Zu genanntem Zwecke rückte D. nach Reichenhall und von da gegen die Strubpässe vor. Nachdem die Oesterreicher bei Unken zurückgegangen waren und den ersten Strubpaß nach hartem Kampfe überlassen hatten, wurde D. beim Angriff auf den zweiten Strubpaß schwer verwundet. Der Rückzug der Baiern aus Tirol war die weitere Folge, D. wurde nach München gebracht. — Von seiner Wunde genesen, erhielt D. das Commando in den durch den Presburger Frieden an Baiern abgetretenen Provinzen Tirol und Vorarlberg, in welcher Stellung er durch sein einsichtsvolles und menschenfreundliches Verfahren sich in hohem Grade die Liebe der dortigen Bevölkerung erwarb. Von diesem Posten rief ihn der Krieg 1806 gegen Preußen und Rußland bald wieder ab. Dem neunten Corps (Hieronymus Bonaparte) zugetheilt, fiel D. mit seiner Division und dem würtembergischen Contingent die Belagerung der schlesischen Festungen zu. Breslau, Brieg und Glatz öffneten nach hartnäckiger Vertheidigung ihre Thore, Kosel, Glogau und Silberberg hielten sich jedoch bis zum Friedensschlusse 1807, der D. wieder nach Baiern zurückführte. — Im Feldzuge 1809 stand das baierische Heer, nun drei Divisionen stark, unter dem Franzosen Lefebre. Als Erzherzog Karl Anfangs April mit seinem Heere in Baiern vordrang, erhielt die Division D. den Auftrag, demselben den Uebergang bei Landshut möglichst lange zu verwehren, um hierdurch für den Anmarsch der Franzosen Zeit zu gewinnen. Die Meisterschaft, mit welcher er hier und auf dem weiteren Rückzuge gegen die Abens der Uebermacht Widerstand leistete, wurde auch von Erzherzog Karl anerkannt. In der Schlacht von Abensberg, 20. April, bildete Deroy's Division die Reserve der Baiern, Tags darauf lieferte er dem Feinde das glänzende Gefecht bei Schierling, in dessen Besitz er sich setzte, und in der Schlacht von Eggmühl am 22. April trug er, im Centrum der Schlachtlinie zur Verwendung gekommen, durch Wegnahme des Dorfes Unterleuchling wesentlich zum Siege bei. Beim weiteren Vormarsche Napoleon's wurde Lefebre mit den Baiern zur Unterwerfung der aufgestandenen Tiroler abgesendet. D. entsetzte Kufstein und rückte in Innsbruck ein, nachdem Wrede die Oesterreicher bei Wörgl, Rattenberg und Schwaz geschlagen hatte, während die Division des Kronprinzen um Salzburg verblieb. Nach der verlornen Schlacht von Aspern zog Napoleon alle verfügbaren Truppen an sich und D. wurde mit seiner Division allein in dem kaum unterworfenen Lande zurückgelassen. Tirol erhob sich von neuem; D., nicht im Stande, sich gegen den im Gebirge ihm überlegenen Feind zu halten, zog sich in die Ebene zurück und beschränkte sich auf die Deckung der Grenze gegen feindliche Einfälle. Der Sieg von Wagram machte wieder Truppen verfügbar; nach eingetroffener Verstärkung ordnete Lefebre abermals den Vormarsch an, aber kaum war das nördliche Tirol unterworfen, so mußte es nach kurzer Besetzung wiederum geräumt werden. Erst bei der dritten Invasion, als die drei baierischen Divisionen von Norden und französische Heertheile von Kärnthen und Italien her in Tirol einrückten, machten die Landesvertheidiger Frieden.

Diese Kämpfe in Tirol, mit Truppen, die für den Gebirgskrieg weder ausgerüstet noch ausgebildet waren, gegen einen Feind, den man nicht fassen konnte, waren Deroy's schwerste Zeit, und es ist erstaunlich, daß der schon am Greisenalter stehende Mann den geistigen und körperlichen Anstrengungen derselben nicht erlag. So rüstig blieb er, daß er sich trotz seiner 70 Jahre von König Max Joseph nicht zurückhalten ließ, als das Machtgebot Napoleon's 1812 die Baiern nach Rußland rief. Unter Gouvion St. Cyr das sechste Armeecorps bildend, rückten die baierischen Divisionen unter D. und Wrede im März und April dieses Jahres über Dresden und Posen an die Weichsel und von da über Kowno nach Wilna. Schon an der Weichsel hatte sich der Einfluß der großen Märsche,

sowie der mangelhaften Verpflegungs- und Lazarethverhältnisse in erschreckender Weise fühlbar gemacht. Der großen Umsicht Deroy's gelang es, daß seine Division in mehr kampffähigem Zustande erhalten blieb, als dies bei andern, insbesondere bei französischen Heertheilen der Fall war. Während der Haupttheil der großen Armee nach Moskau zog, blieben zwei Armeecorps, darunter das baierische, dem russischen Heere unter Wittgenstein gegenüber zur Deckung der linken Flanke zurück. Nach einzelnen unbedeutenden Gefechten kam es am 28. August zur Schlacht von Polozk a. d. Düna. Neben der Division Wrede, welche den rechten Flügel bildete, stand Deroy's Division; links neben der letzteren kämpften französische Abtheilungen. Noch schwankte die Schlacht, da führte D. persönlich eines seiner Regimenter zum Angriff gegen die russische Mitte vor, — hier traf ihn die verhängnißvolle Kugel. Die Verwundung des verehrten Führers, der aus dem Gefecht getragen werden mußte, und vieler anderer Officiere brachte die Angriffsbewegung ins Stocken und es war Gefahr, daß die bereits errungenen Vortheile wieder verloren gingen, als Wrede sich rechtzeitig an die Spitze der führerlosen Division stellte und sie zum endgültigen Siege vorführte. — Wenige Tage darauf starb D.; das Schreiben Napoleon's, worin derselbe ihn auf die Nachricht seiner Verwundung in Anerkennung seiner Verdienste mit der französischen Reichsgrafenwürde und mit einer Dotation beschenkte, traf ihn nicht mehr am Leben. Beide Auszeichnungen gingen daher auf seine Familie über und wurde letztere auch in Baiern in den Grafenstand aufgenommen. D. war zweimal vermählt gewesen, sein ältester Sohn stand 1812 als Oberst eines Infanterie-Regiments bei der Division Wrede.

Empfänglich für alles Große und Erhabene, liebenswürdig und einnehmend im gesellschaftlichen Leben, gleich gewandt auf dem Parquet wie im Feldlager, war D. ein Edelmann im schönsten Sinn des Wortes. Er besaß die Eigenschaften, welche den höheren Truppenführer kennzeichnen, insbesondere die Gabe, seine Organe an sich zu fesseln und zur höchsten Leistungsfähigkeit zu bringen. Geistesgegenwart in der Gefahr, rascher Entschluß und folgerichtige Durchführung des einmal Gewollten und eine bis zum Tode unveränderliche geistige und körperliche Rührigkeit zeichneten ihn vor Anderen aus. Wenn er trotz seiner Fähigkeiten und trotz der Erfahrungen seiner vielen Feldzüge nie mehr als eine Armee-Division zu führen bekam, so liegt der Grund hiefür darin, daß Napoleon grundsätzlich seine Armeecorps nur von Franzosen befehligt wissen wollte, waren sie auch unfähig wie Jerome Bonaparte. Die zeitgemäße Kriegsausbildung der Infanterie durch Einführung ausgezeichneter taktischer Vorschriften und die Hebung des Officiercorps dieser Waffe lassen ihn mit Recht als den Reformator der baierischen Infanterie bezeichnen; er ist es, der sie zu siegen fähig machte. Seine stete Sorge für das Wohl der Officiere und Soldaten bewahrten ihm auf lange ein treues Andenken, wol noch selten hat der Tod eines Führers im baierischen Heere so allgemeine Trauer hervorgerufen, als jener des Vaters Deroy. Zu München ist ihm ein Standbild errichtet worden, wie die Inschrift besagt: Vom baierischen Heere.

Heilmann, Leben des General Deroy. Augsburg 1855. — Hasse, Zeitgenossen. 3 Reihe. 3. Bd. Leipzig 1831. — Völderndorff, Kriegsgeschichte von Baiern. München 1826. Landmann.

Derrer: Sebastian D. aus Nördlingen (nach der Freiburger Matrikel; er selbst nennt sich Areflavionensis), Jurist im J. 1512 in Freiburg im Br. immatriculirt, 1513 dort Baccalaureus und 1514 Magister, dann Lehrer der Mathematik, widmete sich unter Ulrich Zasius der Rechtswissenschaft und ward 1524 zum Doctor promovirt. Nachdem er noch bei Zasius' Lebzeiten die lectura Codicis erhalten (1524) ward er am 1. December 1835 als dessen Nachfolger

zum Professor primarius in der juristischen Facultät ernannt und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode am 31. Juli 1541. Er hat öfters das Decanat, neunmal das Rectorat verwaltet und ist vielfach in den Geschäften der Universität verwendet worden. Merkwürdig ist seine Schrift „Jurisprudentiae liber primus, instar disciplinae institutus etc.“, Lovan. 1540, 1552. 8., als einer der frühesten Versuche systematischer Darstellung des Civilrechts. In der „Epistola dedicatoria ad Carol. V. et Ferdinandum Fratres“ (datirt Friburgi Cal. Jan. 1540) berichtet er, daß Maximilian I. den Plan einer umfassenden systematischen Codification des Civilrechts gehegt und sich ein Verzeichniß der namhaftesten Doctores juris habe anfertigen lassen, um daraus diejenigen auszuwählen, denen er das Werk anvertrauen wollte. Mehr als der „Liber primus“ ist nicht erschienen.

Vgl. Zasii Epistolae ed. Riegger p. 80. 83. 192. 202. J. Spiegel, Nomenclatura jurisperitorum. Senkenberg, Methodus jurisprudentiae. Append. III. p. 101. Schreiber, Geschichte der Univ. Freiburg, 2. S. 330 ff.

Stintzing.

Derschau: Christian Reinhold v. D., † 1742, stammte aus einer polnischen Familie in Westpreußen aus der Gegend von Dirschau, die am Anfange des 17. Jahrhunderts in den österreichischen Adelstand erhoben wurde. v. D. trat in preußische Dienste, war ein großer, schöner Mann und wurde von König Friedrich Wilhelm I. zum Generaladjutanten ernannt. Er war ein gerne gesehenes Mitglied des Tabakscollegiums und begleitete den König oft bei dessen Ritten in der Umgegend von Potsdam. D. war zuletzt Generalmajor und Chef eines Infanterie-Regiments. — Karl Friedrich v. D., † 1753, war 1747 Chef eines Infanterie-Regiments und Generalmajor geworden. v. Meerheimb.

Derschau: Christoph Friedrich v. D., Dichter, ein Neffe des Christian Reinholds; geb. 12. Jan. 1714 zu Königsberg in Preußen, studirte auf der dortigen Universität besonders Philosophie und Mathematik und wurde Mitglied der dortigen deutschen Gesellschaft, ging nach achtjährigem Aufenthalte nach Berlin und begab sich dann in den Jahren 1735 und 1736 auf Reisen, namentlich nach Holland. Nach seiner Zurückkunft begegnete er in Berlin dem König Friedrich Wilhelm auf der Straße, erhielt den Befehl, sich ihm zu nähern, und wurde zum Fähndrich ernannt; als solcher machte er die ersten Feldzüge des schlesischen Krieges mit. Ging 1742 als Lieutenant ab und wurde Consistorialrath und Assessor der Oberamtsregierung zu Glogau, 1749 geheimer Regierungsrath zu Cleve, 1751 Regierungspräsident zu Aurich und erhielt auf sein Ansuchen 1785 seine Dienstentlassung, worauf er sich auf sein Landgut zu Wilhelminenholz bei Aurich zurückzog und daselbst am 14. Dec. 1799 starb. Er machte sich durch mehrere gedruckte Dichtungen bekannt. Friedrich d. Gr. zählte ihn in seiner Schrift „Ueber die teutsche Litteratur“, Berlin 1750, wegen seines Gedichtes über die zu Emden errichtete Handelscompagnie zu den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit. Unter seinen Schriften ist zu nennen: „Orest und Pylades“, ein Trauerspiel, 1757; „Lutheriade“, 1769, 2. Auflage unter dem Titel: „Die Reformation“, 1781, 3. Aufl. 1797; „Poetisches Andenken an meine Freunde“, 1772; „Betrachtungen eines Greises über die Religion“, 1785; „Kleine theologische Aufsätze eines Layen“, 1792 ꝛc.

Vgl. Goedeke, Grundriß S. 552 und 553; Goldbeck, Litterarische Nachrichten von Preußen I, 150. II, 131—133 ꝛc. Rotermund, Gel. Hannover, I. 450.

Kelchner.

Derschau: Reinhold v. D. (Derschaw) der Aeltere, preußischer Jurist, geb. 1. April 1600 zu Königsberg in Preußen, † daselbst 5. April 1667. Er promovirte, nachdem er Holland, England, Frankreich, Spanien und Italien

bereist, 1628 zu Straßburg, wurde 1639 Professor juris primarius in seiner Vaterstadt, legte jedoch 1643 die Professur nieder, um in das Hofgericht einzutreten, und ward 1657 Tribunalrath. 1663 bestätigte ihm der Kurfürst den väterlichen Adel. Er veröffentlichte außer einigen akademischen Abhandlungen einen Abriß des Lehnrechts: „Sciagraphia iuris feudalis", 1639. Seine nachgelassene und irrthümlich dem Theologen Bernhard Derschow beigelegte „Hodosophia viatoris Christiani. Das ist: Die Christliche Wanderschaft Des Christlichen Wandersmanns auff dem Wege des Lebens", eine Nachahmung des Cebes, wurde von seinem Sohne, Reinhold D. dem Jüngern, 1675, 2. Aufl. 1684, herausgegeben. Sein Sohn Friedrich, ebenfalls Jurist, geb. 1. März 1644 zu Königsberg, 1673 Präsident des pomesanischen Consistoriums, 1679 Mitglied des Königsberger Oberappellationsgerichts, 1686 Bürgermeister der Altstadt, 1692 kurfürstlicher Hofrath, † 5. April 1713, machte sich als geistlicher Liederdichter bekannt.

Arnoldt, Historie der Königsb. Univ. II, 243, 496. Schweikart in Kamptz' Jahrbüchern, Hft. 52. S. 365. Pisanski, Preuß. Litterärgesch. II, 163—64, 166, 182, 244. Steffenhagen.

Desberger: Franz Eduard D., Mathematiker, geb. zu München 6. Jan. 1786, † ebenda 20. Mai 1843. Er war das schwächliche Kind armer Eltern. Der Vater war ein seines Meisterrechts verlustiger Schuhmacher, die Mutter trieb einen kleinen Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen u. dgl. In der Volksschule zeigte er 1792—97 große Fähigkeiten in allen Fächern mit Ausnahme des Rechnens, und seine Lehrer Fischer und Wankerl bestimmten die Eltern, den Knaben studiren zu lassen, wozu einige Wohlthäter die Mittel spendeten. Auf dem Lyceum, welches D. 1804 bezog, entwickelte sich ganz plötzlich unter Professor Holzwart's Leitung sein mathematisches Talent, und von nun an hielt er die einmal gewonnene Studienrichtung bei. Nur seine erste Veröffentlichung, ein Aufsatz „Ueber Völkerwanderungen", der 1805 in dem 5. Bande der von seinem Gönner Joh. Christ. v. Aretin herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte und Litteratur" erschien, ist nicht den mathematischen Wissenschaften oder deren Anwendung entnommen. 1807—14 war D. als Geodät bei der Landeskatastrirung thätig, legte alsdann sein Lehrerexamen ab, und ernährte sich, da er noch Schulden abtragen mußte, äußerst dürftig durch Privatunterricht. 1816 bis 1818 gehörte er als Lehrer dem Fellenberg'schen Institute bei Bern an, kehrte dann nach Baiern zurück, wurde im März 1822 als Lehrer der Physik und Mathematik am Lyceum zu Dillingen, im April desselben Jahres in gleicher Eigenschaft an der neuerrichteten landwirthschaftlichen Schule zu Schleißheim bei München angestellt, nachdem eine Commission der Akademie der Wissenschaften seine ausgezeichnete Befähigung anerkannt hatte. 1824 wurde jene Anstalt mit der Staatsgüteradministration vereinigt; die Lehrstühle für Mathematik, Physik und Chemie gingen ein, und D. wurde mit einer Summe von 800 fl. jährlich auf Wartegeld gesetzt. Seine Verheirathung 1826 mit einer gleichfalls vermögenslosen Braut brachte ihm zwar häusliches Glück, aber auch erhöhte Geldsorgen, welche ihn bis zu seinem Tode nicht verließen und bei seiner Kränklichkeit doppelt drückend waren. Kurz nach seiner Vermählung wurde er, freilich ohne Gehaltaufbesserung, zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität ernannt, welche damals von Landshut nach München verlegt worden war, und 1827 wurde er erster Lehrer der Mathematik an der gleichfalls in München neu errichteten polytechnischen Schule, 1830 Inspector derselben, 1841 Rector, welche letztere Stellung er die noch übrigen zwei Jahre seines Lebens inne hatte. Ueberdies gehörte er seit Februar 1828 dem Centralverwaltungsausschusse des polytechnischen Vereins an und redigirte in dessen Auftrage das

Kunst- und Gewerbeblatt. Seit 1832 war er Mitglied des Reorganisations-comité für die technischen Schulen, später Prüfungscommissär. In dieser letzteren Eigenschaft scheint er durch ziemliche Strenge bei den Candidaten bekannt gewesen zu sein. Als Lehrer wirkte er mit großem Erfolge, wenn auch nur bei Schülern von einer gewissen geistigen Reife. Er bürgerte die französischen analytischen Methoden auf dem Katheder ein, während vor ihm wenigstens auf den bairischen Hochschulen diese Methoden noch nicht in Uebung waren. Insbesondere die darstellende Geometrie war vor D. hier noch nicht gelehrt worden. Zu den Schriften Desberger's zählen außer vielen Aufsätzen im Kunst- und Gewerbeblatt seine „Arithmetik", 1832, „Algebra oder die Elemente der mathematischen Analysis", 1831, „Statik der festen Körper, 1. Buch: Die Gesetze des Gleichgewichtes bei freien festen Systemen", 1835. Das 2. und 3. Buch sollten die Lehre vom Schwerpunkte und von dem Gleichgewichte bei nicht freien und veränderlichen Systemen enthalten, sind aber nicht erschienen. Auch in diesen Büchern scheint D. sich nicht gerade an niedrig begabte Leser gewandt zu haben. Ueber die Algebra heißt es wenigstens in einer Recension in der Leipziger Literaturzeitung vom 1. Sept. 1832 (Nr. 215. S. 1715—16): Der Darstellungsweise fehlt es zwar nicht an Eleganz und Rundung, sie ist aber, wie der Gegenstand an sich selbst, schon zu verwickelt, um dem Anfänger mit Nutzen vorgetragen werden zu können.

Vgl. N. Nekrolog 1843, S. 476—483. Cantor.

Deschwanden: Joseph Wolfgang v. D., Polytechniker, geb. 1819 zu Stanz im Schweizercanton Unterwalden, † 11. April 1866 in Zürich. Er genoß den ersten Schulunterricht in seinem Geburtsorte, machte 1834—37 die Gymnasialstudien an der Cantonsschule zu St. Gallen, bezog 1838 die Industrieschule in Zürich, um dort seine mathematische, naturwissenschaftliche und technische Bildung fortzusetzen, welche er 1840—41 durch den Besuch der Universität Zürich vollendete. Jetzt schon, wie später in noch umfassenderer Weise, erwarb er schätzbare praktisch-technische Kenntnisse durch fleißigen Verkehr in der großen Maschinenbau-Anstalt von Escher, Wyß und Comp. in Zürich. Auch fällt in diese Zeit eine technologische Reise durch die östliche Schweiz mit besonderer Rücksicht auf Spinnerei und Weberei. Als 22jähriger Jüngling erhielt er an der Züricher Industrieschule eine Hülfslehrerstelle im Maschinenzeichnen, und ein Jahr später (1842) die ordentliche Professur der Maschinenlehre, des Maschinenzeichnens und der darstellenden Geometrie. Von 1844 an hielt er außerdem Vorträge über mechanische Technologie. Jedes Jahr machte er technische Reisen und besuchte so nach einander Süddeutschland, Elsaß, Belgien. 1847 zum Rector der Industrieschule ernannt, beschränkte er seine Lehrthätigkeit auf den Vortrag der angewandten Mathematik. 1849 machte er eine größere technische Reise nach England und Schottland; 1851 führte ihn die erste Weltausstellung wieder nach London, und später folgten noch mehrfach kleinere wissenschaftliche Reisen nach Baden, Würtemberg, Baiern, der Lombardei. Bei Errichtung des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich (1855) wurde er zum Director dieser Anstalt auserseh̄en, welche unter seiner Leitung schnell einen großen Aufschwung nahm. Die letzten Jahre seines thätigen Lebens wurden durch Kränklichkeit getrübt, und eine Lungenkrankheit entriß ihn vorzeitig einem Wirkungskreise, in dem er sich Achtung und Liebe erworben hatte. — Schriften (nebst verschiedenen Abhandlungen in Zeitschriften): „Bewegung der Wagenzüge auf atmosphärischen Eisenbahnen", 1846; „Ueber Locomotiven für geneigte Bahnen", 1847; „Ueber die in den Beharrungszustand gelangte Bewegung der Flüssigkeiten", 1848; „Abriß der Mechanik", 1848. Karmarsch.

Deschwanden: Theodor D., Maler, geb. zu Stanz 20. Febr. 1826, † daselbst 19. Dec. 1861. Der Sohn eines schweizer Officiers in römischen Diensten und der jüngste Bruder Joseph Wolfgangs (s. d. Art.), wurde D. 1840 der Leitung seines aus Italien zurückkehrten Vetters, des noch lebenden Malers Paul D. übergeben. 1845 bezog D. die Akademie in München, bildete sich dann im Anfange der fünfziger Jahre zu Antwerpen und Brüssel an der älteren und neueren niederländischen Schule, in Paris nach Murillo; 1858 hatte eine Reise nach Oberitalien das Studium der lombardischen und venetianischen Schule zum Zweck. Während D. in seiner früheren Periode, auch nachdem durch seine Reisen sein Pinsel sichtlich an Selbständigkeit gewonnen hatte, sich vorzüglich der religiösen Malerei, gleich seinem ersten Lehrer Paul D., gewidmet, malte er in seiner letzten Zeit dasjenige Bild, welches durch die verdiente Popularität, die ihm alsbald zu Theil wurde, den Ruf Theodor Deschwanden's aufrecht erhalten wird. Wie eine seiner ersten Compositionen, Struthan von Winkelried, der Drachentödter, schon der heimathlichen Sagengeschichte entnommen war, so stellt dieses Gemälde — die Ehrengabe der Frauen und Töchter von Stanz für das eidgenössische Schützenfest daselbst 1861 — den Abschied Arnolds von Winkelried von seiner Familie dar. Ein Lungenübel setzte der Thätigkeit des jungen Künstlers, dessen große Befähigung am richtigsten aus einer Musterung des reichen Inhalts seiner verlassenen Werkstätte hervorgeht, ein verfrühtes Ende.

Karl Deschwanden.

Desiderius, König der Langobarden, 756 — 774. Das Reich der Langobarden in Italien war darauf hingewiesen, Rom zur Königsstadt zu machen, die Anfänge selbständiger weltlicher Stellung des römischen Bischofs zu beseitigen und die Byzantiner aus der Halbinsel zu verdrängen. Von Anbeginn verfolgten alle bedeutenden Könige der Langobarden diese Ziele: der Uebertritt von dem Arianismus zum Katholicismus konnte hieran nichts ändern. Seit der gewaltigen Entfaltung des fränkischen Reiches und dem engen Bündniß der römischen Bischöfe mit den Hausmeiern, später Königen, aus dem Geschlecht der Arnulfingen, war die Lage des langobardischen Reiches eine schwer bedrohte: als natürliche Bundesgenossen boten sich ihm die benachbarten Bajuvaren, welche vergeblich der immer wieder straffer angezogenen fränkischen Herrschaft widerstrebten. Dies war die politische Lage, als D., bisher dux von Tuscia, nach dem Tode König Aistulfs (December 756) zum König erhoben wurde: wie es scheinen will, unter Einfluß der Franken, deren König Pippin nach Besiegung Aistulfs den Byzantinern, Rom und den Langobarden beherrschend gegenüberstand. Eine Erhebung des aus der Klosterzelle in die Welt zurückkehrenden früheren Königs Rachis scheiterte. Die schwankenden Schritte, zu welchen D. gedrängt wurde, indem er bald Rom und die dem römischen Stuhl gehörigen Städte mit Waffengewalt zu gewinnen, bald wenigstens einen ihm ergebenen Mann zum Papst zu machen trachtete, bald mit den Franken gegen die Byzantiner, bald mit den Bajuvaren gegen die Franken sich zu verbinden suchte, können hier im einzelnen nicht verfolgt werden. Obwol durch fränkischen Einfluß erhoben, mußte D. alsbald der nationallangobardischen gegen die Franken gerichteten Politik folgen: er beseitigte die fränkisch gesinnten Herzöge Alboin von Spoleto und Johannes von Benevent: letztern ersetzte er durch Arichis, dem er seine Tochter Adalperga vermählte. Nach dem Tod des Papstes Stephan II. 757 forderte der den Franken ergebene Paul I. lange vergeblich von D. die Herausgabe der Städte, zu welcher Pippin die Langobarden verpflichtet hatte; nach vorübergehender Annäherung an die Byzantiner schloß D. 760 zu Pavia unter fränkischer Vermittelung Friede mit dem Papst und nöthigte sogar, nach Aufforderung Pippins, die Byzantiner und ihre Anhänger im Süden Italiens zur Nachgiebig-

keit gegen Rom. Neuer Streit mit den Franken knüpfte sich an die gewaltsamen Vorgänge bei den Wahlen des Nachfolgers Pauls I. (767), wobei die langobardische Partei zu Rom (unter Priester Waldipert) ihren Candidaten Philipp nicht zu behaupten vermochte. Stephan III. (seit 1. Aug. 769) rief gegen die römischen Parteien und die Langobarden, welche noch immer nicht alle Städte dem römischen Stuhl herausgegeben, die Hülfe der Franken an. König Pippin war (24. Sept. 768) gestorben und sein Reich unter Karl (den Großen) und Karlmann getheilt. Herzog Tassilo von Baiern, der seit 763 eine sehr selbständige Stellung gegenüber den Franken eingenommen, suchte im folgenden Jahre 769 D. in Italien auf, dessen Tochter Liutberga er geheirathet hatte. Es scheint, daß die Königin Mutter Bertha, welche 769—770 Karlmann, Tassilo, D. und den Papst aufsuchte, die seit 768 zwischen ihren beiden Söhnen und den übrigen genannten bestehenden Spannungen mit Erfolg zu heben trachtete: 770 vermählte sich Karl mit Desiderius' Tochter Desiderata: viele der zwischen Rom und den Langobarden streitigen Städte wurden damals, wol in Folge der Vermittlung Bertha's, von D. herausgegeben. Fränkische Große, welche Bertha zu D. begleitet hatten, darunter Karls Vetter Adalhard, bekräftigten durch Eide die Gültigkeit der Ehe und wol auch das Bündniß zwischen Karl und D. Auf das leidenschaftlichste eiferte Papst Stephan gegen diese „arge Verbindung" seiner fränkischen Beschützer mit seinen langobardischen Gegnern und gegen die bereits geschlossene Ehe (sowie gegen den angeblichen Plan einer Vermählung der [erst dreizehnjährigen] Schwester der fränkischen Könige, Gisela, mit Desiderius' Sohn Adelchis). Da diese Vorwürfe nichts fruchteten, verständigte sich der Papst selbst mit D., welcher im J. 771 vor Rom zog, angeblich nur, um am Grabe St. Peters zu beten: in zwei Unterredungen mit dem Papst versprach D. die Forderungen des römischen Stuhls (wegen jener Städte) zu erfüllen: dafür gab Stephan seine beiden bisherigen Berather, Christophoros und Sergius, heftige Feinde des Königs, Preis: nach einem verunglückten Versuch gegen den Papst selbst wurden beide von den Langobarden gefangen und geblendet: jener starb, dieser wurde gefangen gehalten im Lateran; der leitende Beamte des Papstes wurde Paul Afiarta, das Haupt der langobardischen Partei. Diese eigenmächtige Verbindung zwischen dem Papst und D. erregte den Unwillen der fränkischen Könige: und doch war sie nur Wiedervergeltung der ein Jahr vorher zwischen ihnen und den Langobarden gegen den Papst geübten Politik. Karlmann warf sich zum Rächer der Frankenfreunde Christophoros und Sergius auf, Karl aber brach für immer mit D., indem er dessen Tochter ohne Verschulden verstieß, lediglich aus politischen Gründen, weil er den Bruch mit den Langobarden wollte: vergeblich bemühten sich Königin Bertha und Karls Vetter Adalhard für die langobardische Fürstin. Nach dem Tode Karlmanns (4. Dec. 771) floh dessen Wittwe Gerberga mit ihren Söhnen zu D.: Karl hatte mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen seines Bruders Reich in Besitz genommen: D. sollte die Thronfolgerechte der Waisen geltend machen. Im J. 772 wurde Karl durch den Beginn seines großen Unternehmens, der Unterwerfung der Sachsen, in Anspruch genommen. Aber im Laufe dieses Jahres bereiteten sich in Italien die Dinge, welche das Geschick des Langobardenreiches und seines Königs vollendeten. D. hatte schon Stephan III. gegenüber seine Versprechungen nicht erfüllt. Der neue Papst Hadrian I. (seit 1. Februar 772) erwies sich bald als Gegner der Langobarden, verwarf den Bündnißantrag des Königs und war auch durch die Waffenerfolge Desiderius', welcher in das Exarchat und bis Otricoli vordrang, nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen: er weigerte sich, die Söhne Karlmanns zu Königen zu salben, was D., um ihn dauernd mit Karl zu verfeinden und um die gefährliche Einigung der

fränkischen Macht wieder zu lösen, eifrig betrieb. Paul Afiarta, der Führer der langobardischen Partei zu Rom, ward auf Befehl des Papstes zu Ravenna verhaftet und auf Anordnung des dortigen Erzbischofs hingerichtet. D. zog mit seinem Sohn und Mit-König Adelchis, mit Gerberga und deren Söhnen drohend gegen Rom und besetzte alle Straßen, so daß Hadrian seine Boten, welche Karl um Hülfe anrufen sollten, zur See nach Marseille senden mußte. Aber mit diesen trafen auch Gesandte Desiderius' am Hofe Karls zu Diedenhofen ein (März 773), welche betheuerten, der König habe alle die bestrittenen Städte und Rechte dem römischen Stuhl längst herausgegeben und überwiesen: der Papst habe keinen Grund zur Beschwerde. Karl, durch den Sachsenkrieg beschäftigt, hielt den Augenblick zum Losschlagen gegen D. noch nicht für gereift: er suchte zu vermitteln: er bot, indem er Gesandte an den Papst und an den König schickte, diesem sogar eine Geldentschädigung, wenn er alle vom Papst geforderten Städte herausgeben wollte. Aber D. scheint seinerseits die Lage der Verhältnisse einer Eröffnung des doch schwerlich zu vermeidenden Kampfes mit Karl gerade jetzt als günstig angesehen zu haben: unzufriedene fränkische Große weilten bei ihm: sie mögen ihm Aussichten auf eine Erhebung zu Gunsten der Söhne Karlmanns in dessen Reich gemacht haben: D., der auch seine grundlos verstoßene Tochter zu rächen hatte, wies die Anträge Karls zurück.

Nun entbot Karl die große Reichs- und Heeresversammlung der Franken nach Genf (nicht nach Genua!) und ließ diese seine Kriegserklärung gegen die Langobarden bestätigen. Gleich von Genf aus führte Karl ein Heer über den Mont Cenis, ein zweites sein Oheim über den (seither nach ihm benannten großen) Bernhard: vor den „clusurae“ (Engpässen) von Susa vereinigten sich beide. Aber D. hatte diese Pässe rechtzeitig besetzt und verschanzte noch seine von Natur aus so feste Stellung: Karl konnte nicht hoffen, mit Gewaltangriff die „clusurae“ zu nehmen: er erneuerte seine früheren Vorschläge. D. wies sie abermals zurück. Inzwischen scheint sich Karls militärische Lage gebessert zu haben: er stellte D. neue, aber miner günstige Bedingungen: er erbot sich zum Rückzug gegen Vergeiselung dreier vornehmer Langobarden für Herausgabe der bestrittenen Städte an den Papst, aber ohne weiter die früher versprochene Geldentschädigung von 14000 Solid. zu erwähnen. Nach (und vielleicht schon vor) abermaliger Ablehnung Desiderius' gelang es Karl, die im Frontalangriff unbezwingbare Stellung der Langobarden zu umgehen: eine erlesene Schar überstieg auf schwierigen Wegen die Kämme der Felsengebirge und bedrohte die Langobarden vom Rücken her. Aus der Volkssage und Kunstdichtung, welche sehr bald diese Vorgänge umschleierte — ein langobardischer Spielmann sollte gegen einen echt sagenhaften Lohn die Franken über die Jöcher zu führen sich erboten haben — wird man im Zusammenhange mit glaubhaften Geschichtsquellen, welche von dem Abfall langobardischer Großen zu Karl und von deren Drängen zum Kriege berichten, wol wenigstens entnehmen dürfen, daß diese Umgehung nicht ohne Verrath gelingen konnte. Nunmehr räumten die Langobarden eilig die unhaltbar gewordene Vertheidigungsstellung im offenen Feld vor der fränkischen Uebermacht: D. zog sich nach der Hauptstadt Ticinum zurück, Adelchis warf sich in das feste Verona. Die Einschließung Ticinums begann im October 773. Mit sehr großer Standhaftigkeit vertheidigte sich hier D., während Karl gegen Verona einen, wie es scheint, erfolglosen Versuch machte: besser gelangen Unternehmungen gegen andere Städte am linken Ufer des Padus. Karl verließ im April das Lager und verständigte sich in Rom mit dem Papst. Von D. fiel einstweilen das ganze Herzogthum Spoletium ab und die Städte Firmum, Ancona, Auximum: auch ein alter Gegner Desiderius', der einflußreiche Abt Anselmus von Nonantula, der, verschwägert mit dem früheren König Aistulf und ehemals Herzog von

Friaul, später aber Mönch geworden, wegen gefährlicher Umtriebe aus dem Reich verbannt war, scheint von Monte Casino aus gewirkt zu haben wider den König, dessen Ausdauer allein ohne Unterstützung von außen Ticinum und das Reich nicht retten konnte: nach einer neunmonatlichen Vertheidigung — Seuchen hatten die Belagerten geschwächt — ergab sich die Stadt (Mitte Juni 774): Karl bemächtigte sich der Person des Königs und des wichtigen Königsschatzes: auch Verona capitulirte nun: Adelchis entfloh nach Byzanz: und ohne weiteren Widerstand unterwarf sich sofort das ganze Reich mit Ausnahme des ducatus beneventanus, wo Herzog Arichis, des D. Eidam, sich noch bis 789 in Selbständigkeit behauptete. Karl nahm nun den Titel König der Franken „und der Langobarden" an: eine Einverleibung des Landes in den fränkischen Reichsverband fand nicht statt. D. wurde mit seiner Königin Ansa (die angeblich von Paulus Diaconus verfaßte Grabschrift für diese ist unecht) und einer Tochter gefangen nach Lüttich gebracht und der Aufsicht des Bischofs Agilfrid überwiesen, später soll er bis zu seinem Tod in Corbie an der Somme gelebt haben. Sehr früh hat Volkssage und Kunstdichtung den letzten Langobardenkönig und sein Haus geschmückt zugleich und verhüllt.

Sig. Abel, Untergang des Langobardenreiches. Göttingen 1859. — Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin von L. Oelsner. Leipzig 1871. — Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. von Sig. Abel. 1. Bd. Leipzig 1865. — Dahn, Paulus Diaconus (I. Band der Langobardischen Studien), Leipzig 1876. — Dahn, Könige der Germanen, VII. Würzburg 1877.

Dahn.

Desing: Anselm D., Benedictiner des Stiftes Ensdorf in der Oberpfalz, geb. zu Amberg 1699, dem Orden angehörig seit 1718, lehrte eine Zeit lang in Freising, und wurde zuletzt zum Abte seines Klosters gewählt, dem er bis zu seinem Tode vorstand († 1773). Seine zahlreichen Schriften (Aufzählung derselben in Meusel's Schriftstellerlexikon Bd. II, S. 336 ff.) lassen ihn theils als Schulmann, theils als Gelehrten erkennen, als welcher er am wissenschaftlichen Zeitleben seines Jahrhunderts regen Antheil nahm und über die hervorragenden Erscheinungen desselben ein selbständiges Urtheil hatte. Mit besonderem Interesse verfolgte er die durch Hugo Grotius angeregte Entwicklung der neueren naturrechtlichen Theorien, wie dieselben insbesondere in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich gestalteten; auch Montesquieu's Esprit des lois zog seine Aufmerksamkeit auf sich und wurde von ihm in zwei besonderen Schriften beurtheilt. Seine zwei Hauptschriften über das Naturrecht sind: „Iuris naturae larva detracta libris Puffendorfianis, Wolffianis, Heineccianis etc." und: „Jus naturae liberatum ac repurgatum a principiis lubricis". Beide Schriften erschienen, in einem Foliobande vereinigt und mit einem Anhange über die Principien des Völkerrechtes versehen („Jus gentium redactum ad limites suos") zu München, 1753. Seine Kritik der von ihm bekämpften naturrechtlichen Theorien läuft in den Vorwurf aus, daß in ihnen das Naturrecht von seinem Zusammenhange mit der Moral, mit der Theologie und dem bürgerlichen Rechte abgelöst werden wolle. Damit ist seine eigene Stellung gegenüber den zeitgenössischen Bewegungen auf dem genannten Gebiete gekennzeichnet. Mit der Wolff'schen Philosophie setzt er sich aber auch noch nach anderen Seiten auseinander, und bekämpft namentlich die mathematische Demonstrirart derselben („Diatribe circa methodum Wolffianam", 1752. — „Replica pro clariss. A. G. Kaestnero super methodo Wolffiana", 1754). Als Knabenlehrer verfaßte er mehrere Schulschriften, welche sich auf den Unterricht in Geographie, Geschichte und in der lateinischen Sprache bezogen, darunter eine Schulausgabe des Curtius Rufus De gestis Alexandri (Regensburg 1738, 4. Aufl., München 1768), ferner

„Institutiones stili historici, Curtii et Livii praesertim imitationi accommodatae" (5. Aufl. Augsburg 1772). Ja er versuchte sich selbst als Historiker in seiner „Reichsgeschichte von dem alten freien Teutschlande und der fränkischen Monarchie bis auf Ludwig das Kind" (I. Theil, Augsburg 1768 Fol.), die durchaus quellenmäßig gearbeitet und in einem für jene Zeit ziemlich lesbaren Stile geschrieben ist. Wir haben ihn nach allem, was im vorstehenden angeführt wurde, für einen der unterrichtetsten Männer unter seinen damaligen Ordensgenossen anzusehen, der es verdient, daß sein Andenken in der deutschen Gelehrtengeschichte erhalten bleibe.

Werner.

Despauterius: Johannes D. (van Pauteren), Schulmann und Humanist, geb. zu Ninove in Flandern (daher Ninivitanus genannt), promovirte in Löwen zum Magister artium 1501 (Reusens, Promotions de la faculté des arts de l'un. de Louvain, p. 66), † um 1520; unterrichtete an den Schulen zu Ryssel, Herzogenbusch, Wynoxbergen und Commines. Viel gebraucht wurden zu seiner Zeit die grammatischen Arbeiten von D. („Commentarii grammatici", 1512, „Grammaticae institutionis rudimenta", 1514).

Fabricius, Bibl. med. aevi T. II, p. 67. Van der Aa, Woordenb.

Crecelius.

Dessauer: Joseph D., Claviervirtuose und Compositeur, geb. 28. Mai 1798 zu Prag, † am 8. Juli 1876 zu Mödling bei Wien, war Schüler des Prager Conservatoriendirectors Friedr. Dionys Weber, und besuchte, wie Jul. Schulhof, Ed. Hanslik u. A. zum Abschlusse ihres anderweitigen Unterrichtes einen Cursus bei Wenz. Tomaschek behufs des sogen. höheren Vortrags. Damit offenbar schon entschieden für den Eintritt in die Künstlerlaufbahn, mußte sich der 20jährige D. doch vorläufig noch von seinen Eltern beim Kaufmannsstande zurückhalten lassen, bis es ihm 1821 gelegenheitlich einer Reise nach Neapel gelungen war, sich dort als Virtuose hervorzuthun. Von da ab ausschließlich Musiker, folgten dem Uebertritte auf freie Bahn sofort auch eine Reihe gefälliger Compositionen — Lieder, Trios, Quartetten etc., durch welche zunächst wieder den Prager Kunstrichtern die Anerkennung abgewonnen wurde. Zu weitergreifenden Erfolgen führten allerdings erst die 1831 u. 1832 unternommenen Reisen, mit längerem Aufenthalte in Italien, Frankreich und England. Die meiste Bedeutung bleibt indeß seinem Verweilen in Paris zuzuschreiben. Nicht blos weil es ihm hier möglich geworden, gegenüber dem melodiös gering entwickelten „chant" der Franzosen, dem Liede im Sinne der Deutschen Eingang und Geltung zu verschaffen, als vielmehr wegen der im Gegensatze hierzu an D. selber vollzogenen Bekehrung zur neufranzösischen Schule. Zwar noch weniger ausgesprochen in seiner ersten, 1836, in den Festtagen der Krönung Kaiser Ferdinands I. zum Könige von Böhmen in Prag zur Aufführung gekommenen Oper „Lidwinna", tritt diese neue Aneignung desto entschiedener in der folgenden, 1838 für das Dresdener Hoftheater vollendeten komischen Oper „Der Besuch in Saint Cyr" zu Tage. Doch abgesehen von diesem wahrnehmbaren Einflusse von Halévy, namentlich von Adam, dem Componisten des „Postillon von Lonjumeau", hebt sich diese Oper, unterstützt durch ein treffliches Libretto vom geistreichen Lustspieldichter Bauernfeld, fast durchweg über die Gewöhnlichkeit und bezeichnet jedenfalls auch den Höhepunkt der Künstlerschaft Dessauer's. Eine nächste, ernste Oper „Paquita" mit Text von Otto Prechtler — 1851 am Hofoperntheater in Wien zur Aufführung gebracht — erreichte gleich wenig die Höhe der vorigen, wie die nachfolgende komische „Dominga oder die Schmuggler in den Pyrenäen". Unabhängiger und darum originelleren Wesens zeigt sich D. in seinen Liedercompositionen, in welchen er meist wieder auf seine ursprüngliche deutsche Schulung zurückkommt, und in feinfühligster Weise Gedichte von Eichendorf, Brentano, Wilh.

Müller, Geibel ꝛc. musikalisch interpretirt. — Als Mensch nach Art alter Junggesellen ein Sonderling, unterlag D. z. B. der eigenthümlichen Selbstqual, daß er, sobald von irgend einem Aufsehen erregenden Krankheitsfalle, besonders vom Ausbruche einer Epidemie die Rede war, sich für den nächst Gefährdeten hielt, und immer erst durch das herzhafteste Auslachen und den Hinweis auf sein wohlbehäbiges Aussehen zu Humor gebracht werden konnte. Uebrigens hatte er mit seiner hohen gutbeleibten Gestalt, abgeschlossen von einem, gleichfalls in größerm Umfange angelegten Haupte, mit weitgreifender breiter Stirn, dunklen ausdrucksvollen Augen, etwas ungewöhnlich Gewinnendes und geistig Anregendes, weshalb er denn auch trotz seiner gewissermaßen berüchtigten Ungeselligkeit stets gerne gesucht blieb. Seine früheren Claviercompositionen erschienen in Mailand, spätere nebst einigen Romanzen: „Le ciel est pur“, „Le contrebandier“ ꝛc. bei M. Schlesinger in Paris; die Mehrzahl seiner deutschen Gesänge verlegte Pietro Mechetti in Wien. Rud. Müller.

Dessoir: Ludwig D. (eigentlich Leopold Dessauer), einer der bedeutendsten Schauspieler des 19. Jahrhunderts, geb. 15. Decbr. 1809 zu Posen, † 30. Decbr. 1874 zu Berlin. Wollte man zwischen dem berühmten Dawison und dem hervorragenden D. einen Vergleich anstellen, bei dem die Popularität der Künstler entscheiden sollte, so würde ohne Zweifel der erstere im Vortheil sein; fragt man jedoch, wessen Bedeutung für die Kunst am größten gewesen ist, so muß unbedingt D. die Palme zuerkannt werden. Letzterer war in vieler Beziehung das grade Gegentheil seines von äußerem Glücke im ganzen weit mehr begünstigten Collegen, denn während dieser mehr und mehr dem künstlerischen Egoismus verfiel, folgte jener in den meisten seiner Darstellungen dem allein richtigen Grundsatz: der einzelne Theil muß harmonisch dem Ganzen sich einfügen. Mit ebensoviel edler Bescheidenheit, als gerechtem Selbstbewußtsein sagte er von sich selbst: „Bessere Schauspieler als mich gibt es und hat es gegeben; aber in der wahren, völligen Hingabe an die Kunst weiche ich keinem.“ D. entwickelte seine Aufgaben nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen heraus; er gehörte nicht zu den mit Routine reproducirenden Schauspielern, vielmehr zu den selbstschöpferischen, durch ihr Genie den Dichter unterstützenden Künstlern. Wie er bei der Verkörperung des dichterischen Werkes auf das Ganze sah, so speciell bei der Darstellung seiner Partie auf das Große, d. h. er war kein Künstler in der Manier der fein detaillirenden holländischen Meister, sondern schuf aus dem Vollen, zeichnete in kühnen, markigen Strichen. Das innerste Seelenleben, namentlich der tiefe Seelenschmerz und das Dämonische, wie alle, hieraus sich entwickelnden Erscheinungen fanden in ihm einen trefflichen, schwerlich oft übertroffenen Darsteller. Aus diesem Grunde waren Shakespeare'sche Charaktere sein hauptsächlichstes Feld, und es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man ihn den namhaftesten Shakespeare-Interpreten auf der Bühne beizählt. Stellte doch der feinsinnige Goethebiograph Lewes in „The Leader“ Dessoir's Othello über den Kean's, das „Athenäum“ dieselbe Leistung über die eines Brooks und Macready. Und bei alledem war D. nicht allzugünstig von der Natur bedacht. Im Gegentheil! Seine Figur war nur mittelgroß, sein Organ hier und da nicht so biegsam, seine Haltung nicht immer so geschmeidig, wie es wol für den Künstler wünschenswerth gewesen wäre; aber die Kraft seines genialischen Geistes obsiegte über die Mängel und Laien wie Kenner fühlten sich hingerissen angesichts seiner gigantischen Schöpfungen.

Der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, hatte D. seine erste Bildung durch Privatlehrer und den Besuch der Bürgerschule zu Posen erhalten; ebenda eröffnete er 1825 mit der kleinen Rolle des Nanky in Körner's „Toni“ seine theatralische Laufbahn. Nachdem er vom Director Couriol anderthalb Jahre

ebensowol als Schauspieler, wie als Secretär, Billeteur und Rollenschreiber verwendet war, machte nur Couriol's Bankerutt dieser zwar vielseitigen, aber wenig ersprießlichen Thätigkeit ein Ende. Nachdem D. die Fruchtlosigkeit seines Bestrebens am Berliner Hof- oder Königsberger Stadttheater zu gastiren eingesehen hatte, ging er auf Veranlassung des Königsberger Regisseurs Nagel zu Krausnik nach Spandau, erwarb sich hier Saphir's Anerkennung, bereiste dann mit ambulanten Truppen eine Anzahl kleinere Städte (Coburg, Schönebeck, Wriezen, Krossen), bis ihn Haake von Lübeck aus für die vereinigten Theater von Wiesbaden und Mainz, hierauf Ringelhardt von 1834—36 für Leipzig engagirte. Von 1836—37 dem Breslauer Stadttheater gewonnen, gastirte er in letzterem Jahre in Prag, Brünn, am Wiener Burgtheater und in Pest, wo er bis 1839 ein Engagement annahm. Von Fr. Haizinger wurde er zum Nachfolger Karl Devrient's nach Karlsruhe, von da durch Hrn. v. Küstner an Hoppé's Stelle nach Berlin berufen. D., der von Karlsruhe aus Gastspiele in Stuttgart, Wien, St. Gallen, Mannheim ꝛc. unternommen hatte, war auch in Berlin schon 1847 an sechs Abenden als Hamlet, Bolingbroke, Uriel Acosta und Othello mit glänzendem Erfolg aufgetreten und wurde nun durch sein dauerndes Engagement eine der kräftigsten Stützen der dortigen Hofbühne. Von seinem Debut als Othello (6. Oct. 1849) bis zu seinem letzten Auftreten (10. Juli 1872) als Talbot in der „Jungfrau von Orleans“ hat D. in Berlin 110 Rollen gespielt. Neben dieser regen Thätigkeit gastirte er auch während dieser Zeit an vielen Bühnen, u. a. 1853 in London neben Lina Fuhr und Emil Devrient. Bis 1849 hatte D. mit Ausnahme des Othello, Hamlet und Tasso ausschließlich dem Liebhaberfach angehört, von diesem Zeitpunkt an ging er zum Charakterfach über und trat zumeist nur in classischen Schöpfungen auf. — Außer in den Shakespeare'schen Rollen: Richard III., Hamlet, Othello, Lear, Shylock, Dromio von Ephesus, Marc Anton, Marcus Brutus, Narr (Was ihr wollt und Lear), Coriolan, König Johann, Clarence, Macduff, H. Percy und Jachimo zeigte D. seine seltene Künstlerschaft auch in Faust, Mephistopheles, Tasso, Tempelherr, Derwisch, Alba, Muley Hassan, Geßler, Philipp II., ferner Narciß, Caligula (Fechter von Ravenna), Aegisth (Klytämnestra), Ludwig XI. (Gringoire) u. a.

In der Ehe war D. weniger glücklich, als in der Kunst. Von seiner ersten Gattin (s. u.) trennte er sich kaum ein Jahr nach der Verheirathung; die zweite, Helene Pfeffer aus Pest, die er 1844 ehelichte, verfiel beim Tod ihres Kindes unheilbarem Wahnsinn.

Therese D., geb. Reimann, beliebte Schauspielerin, geb. 12. Juli 1810 in Hannover, † 7. April 1866 zu Mannheim. 1835 mit D. verheirathet, trennte sie sich schon 1836 von ihm. Die gerichtliche Scheidung wurde 1842 in Karlsruhe vollzogen. Therese, die Tochter des Oberfeldapothekers Reimann, betrat 1827 die hannoversche Hofbühne in „Die kleine Zigeunerin“, wurde infolge des Beifalls, den sie in der Titelrolle des Stückes fand, sogleich engagirt und kam, nachdem sie sich unter Holbein tüchtig ausgebildet hatte, als erste Liebhaberin 1832 nach Leipzig. Hierauf einige Zeit in Breslau engagirt, kehrte die Künstlerin nach ihrer Trennung von dem Gatten nach Leipzig zurück, machte Gastreisen an die bedeutendsten Theater mit glänzendem Erfolg und folgte 1845 einem Ruf nach Mannheim. Bereits aus dem Fach jugendlicher Heroinen und munterer Liebhaberinnen in das der älteren Heldinnen und Anstandsdamen übergegangen, vertauschte sie 1848 Mannheim mit Stuttgart, kehrte aber nach drei Jahren für immer in erstere Stadt zurück. In ihrer Glanzperiode gleich vortrefflich in tragischen, wie munteren Rollen, waren ihre Hauptleistungen: Griseldis, Julia, Maria Stuart, Katharina v. Rosen (Einfalt vom Lande), Baronin (Ball zu Ellerbrunn), Isaura (Schule des Lebens) u. a. — Aus der Künstlerin

Ehe mit dem vorigen stammt der (am 29. Jan. 1836 zu Breslau geborene) Schauspieler Ferdinand D.

Vgl. C. M. Oettinger, Prachtalbum für Theater und Musik, Heft V; Max Ring in der Gartenlaube 1863, auch Rötscher's Kritiken und dramaturg. Abhandlungen, Leipzig 1859; Fischer, Schiller als Komiker, Frankf. a. M. 1861; Philarète Chasles, La littérature et les moeurs de l'Allemagne au XIXe siècle, Paris 1861, vol. II, namentlich aber Gensichen's vorzügliche Analyse in den „Berliner Hofschauspielern", Berlin 1872, desselben Verfassers Aufsatz Zur Erinnerung an Lud. Dessoir in Gettke's Almanach der Gen. deut. Bühnen-Angeh., 1876, S. 108—114 und endlich den gleichfalls von Gensichen verfaßten, erst in der Voss. Ztg., dann im Entsch'schen Bühnen-Almanach 1876, S. 173—179, erschienenen Nekrolog. Jos. Kürschner.

Destouches: Franz Seraph v. D., Musiker, geb. zu München am 21. Januar 1772, † daselbst am 10. December 1844. Die D. sind eine bis ins 13. Jahrhundert nachweisbare französische Familie. Ihr berühmtester Sprosse in Frankreich ist der Lustspieldichter, Diplomat und Minister Philipp Nericault D., † 1754. Von seinen Lustspielen, die bekanntlich auch auf der deutschen Bühne höchst beliebt waren, erschien 1756 eine deutsche Gesammtausgabe. Ein Zweig der Familie lebte in den Niederlanden; von hier folgte Claudius D. dem Kurfürsten Max Emanuel in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach München. Sein Enkel war Franz von D., den der Vater, nachdem er ihn zuerst bei dem Augustiner Theod. Grünberger in der Musik hatte unterweisen lassen, zu Joseph Haydn schickte. D. ward Cellist in der Esterhazy'schen Capelle. 1791 nach München zurückgekehrt, schrieb er dort seine erste Oper „Die Thomasnacht", machte darauf Concertreisen, ward 1797 Musikdirector in Erlangen, 1799 aber Concertmeister in Weimar, wo er zu Goethe, Schiller und Herder in freundschaftliche Beziehungen trat. Zu Wallenstein's Lager, Jungfrau, Braut von Messina und Tell schrieb er Musiken; ebenso zu Werner's Wanda, Kotzebue's Hussiten, dazu die Operetten „Das Mißverständniß" von Wolf und „Die blühende Aloe", nebst Concerten, Kammer- und Kirchenmusiken („Die Anbetung am Grabe Jesu" von Herder; Agnus dei und Messen). 1810 kehrte er nach München zurück, ging aber bald darauf als Professor der Harmonielehre an die Landshuter Universität und 1816 als Hofcapellmeister zum Landgrafen von Hessen. 1842 trieb ihn jedoch die Sehnsucht nochmals zur alten Heimath zurück, wo er gestorben ist, nachdem er noch die komische Oper „Der Teufel und der Schneider" (Text von seinem Neffen Ulrich D.) geschrieben hatte.

Joseph Anton v. D., der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. März 1767, trat 1788 zu München in den Staatsdienst, ward 1790 Rentkammerrath in Amberg, 1792 Hofkammerrath, 1797 Kammerfiscal, 1799 Landesdirectionsrath, 1808 Kreisrath für den Naabkreis, 1817 Kronfiscal und kehrte 1820 als Regierungsrath, auch im Reichsarchiv beschäftigt, nach München zurück. Hier ist er 1832 gestorben. 1810 hatte ihn die baierische Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitglied ernannt. Es waren nämlich seit 1799 eine Reihe historisch-statistisch-staatswirthschaftlicher Arbeiten von ihm erschienen, darunter namentlich die „Geschichte und Statistik der Oberpfalz und des Naabkreises", 1809. 1827 folgte auch eine „Beschreibung der köngl. Haupt- und Residenzstadt München". In weiteren Kreisen aber ward D. durch seine dramatischen Arbeiten bekannt: „Schauspiele", 1791; „Friedrich IV. oder der Fanatismus in der Oberpfalz", 1795; „Alix", 1800; „Der Bürgerfreund", 1800; „Die Rache Alberts III.", 1804; „Graf Arco", 1806; „Arnulph, König von Baiern", 1820; „Zenger, vaterländ. Schauspiel", 1822.

Auch sein Sohn Ulrich v. D., geb. zu Amberg 14. Oct. 1802, † zu

München 27. Jan. 1863, hat sich als Dichter und Schriftsteller bekannt gemacht. Auf dem Münchener Gymnasium und Lyceum gebildet, gründete er 1827 das Münchener Tageblatt, dessen Redaction er 1836 verließ, um als städtischer Bibliothekar in die Magistratsverwaltung einzutreten. Die von ihm unternommenen, aber nicht zu Ende geführten Arbeiten für eine Chronik der Stadt gingen nach seinem Tode in die Hände seines Sohnes Ernst (geb. 4. Jan. 1843) über. 1839 erschienen zwei Bände seiner „Erzählungen und Gedichte", darunter das damals gern gesehene dramatische Gedicht „Der treue Uhlane", dem später „Der Findling und die Kaiserstochter" folgte. Besonders beliebt aber waren seine auf den Vorstadtbühnen gespielten Volksstücke „Die Bergknappen", 1838; „Teufel und Schneider", 1843; „Staberl auf der Eisenbahn", 1850 und andere Staberliaden; „Das Octoberfest in München", 1850; „Der Gang nach dem Bockkeller", 1856 und „Der Schäfflertanz in München", 1857.

Vgl. Ernst v. D., Aus der Jugendzeit. München 1866, S. 1 ff. v. L.

Determe: Johann Baptist D., geb. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Sonlez im Großherzogthum Luxemburg, verließ das Elternhaus im Alter von zehn Jahren und begab sich nach Deutschland, wo er bei einem reichen Herrn väterliche Aufnahme fand. Er wurde hier mit den Söhnen des Hauses erzogen, bezog mit ihnen die Universitäten Prag und Wien, studirte Philosophie und Rechte, nebenbei auch Theologie. Nach Absolvirung ihrer Studien kehrten die jungen Barone nach Haus zurück. D. blieb in Wien, promovirte zum Doctor der Philosophie summis cum laudibus, zum Doctor der Rechte eximiis cum laudibus, und, nachdem er auch Doctor der Theologie geworden, trat er in den Priesterstand. D. zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sein Ruf drang bis in die Hofburg und die Kaiserin Maria Theresia wählte ihn zu ihrem und ihres Sohnes Josephs II. Beichtvater; dieselbe Stellung bekleidete er bei Marie Antoinette bis zu ihrer Uebersiedlung nach Frankreich. Kaiser Joseph war ihm mit wahrer Liebe zugethan und disputirte anläßlich seiner politischen und religiösen Reformen häufig mit ihm über Philosophie und Theologie. D. starb am 18. Januar 1787.

Neyen, Biographie luxembourgeoise. Arneth, „Corresp. secr. entre Marie Thérèsin et Mercy, I. 463. n. 2. Schoetter.

Detharding: Bartoldus D., Mag. art., stammte aus Herford in Westfalen, wurde 1560 zweiter Prediger an der Marienkirche zu Rostock und starb 1577. Er trat sofort nach seiner Ernennung in den Streit der herrschsüchtigen Pastoren gegen den Rostocker Rath ein, der nach Austreibung des Heßhusius in allen protestantischen Kirchen der Hansestädte und den lutherischen Universitäten Wiederhall fand. Die Geistlichen forderten vom Rath Bekenntniß seiner unchristlichen Handlung im Beichtstuhl, hetzten die nach Sechzigern verlangende Gemeinde gegen den Rath und verfolgten den Bürgermeister Peter Brümmer (s. diesen) erbarmungslos bis auf das Todtenbett. D. hielt das für seine christliche Predigerpflicht. Später muß er im Streit der Herzoge mit der Stadt (Accisestreit) sich dem Rathe mehr zugeneigt haben, da jene seine Bestallung als Prediger zum heil. Kreuz 1564 beanstandeten, welche Stelle er jedoch auf Fürbitten des geistlichen Ministerii erhielt. An der Auflehnung gegen den vom Rathe eingesetzten Superattendenten Kittel hatte er 1561 eifrigst theilgenommen, ein Pasquill hält ihm dafür sein westfälisches Brüllen vor. Lucas Bacmeister und David Chyträus scheinen viel von ihm gehalten zu haben. Die späteren Dethardinge stammen von ihm.

Rostock. Etwas IV. S. 721 f. Luc. Bacmeister in v. Westphalen, Mon. ined. I. Jul. Wiggers in Lisch, Jahrb. XIX. S. 130 f. Das Pasquill in der Gratulationsschrift des Rost. Gymn. für Fritzsche, 1875.

Krause.

Detharding: Georg D., Arzt, den 13. Mai 1671 in Stralsund geb., gehört einer berühmten ärztlichen Familie an; sein Großvater, Michael D., lebte als Arzt in Stralsund, sein Vater in gleicher Eigenschaft anfangs hier, später als Leibarzt des Herzogs von Mecklenburg in Güstrow; er selbst machte, nachdem er seine Universitätsstudien in Rostock und Leyden beendigt hatte, eine wissenschaftliche Reise durch England, Frankreich, Deutschland und Italien, erhielt, nachdem er nach seiner Rückkehr in Altdorf die Doctorwürde erlangt hatte, 1697 einen Ruf als Professor der Medicin nach Rostock und wurde 1732, nach Frankenau's Tode, in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen berufen, wo er mit Ehren überhäuft am 23. Octbr. 1747 starb. — D. war ein sehr gelehrter Arzt und ein fleißiger Schriftsteller (vgl. das Verzeichniß seiner Schriften in Biogr. méd. III. 456), ohne jedoch Hervorragendes geleistet zu haben; zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehört die Schrift „De methodo subveniendi submersis per laryngotomiam“, 1714 (abgedr. in Haller, Diss. chirurg. II. 427), in welcher D., als der Erste, Laryngotomie bei Erstickungsgefahr Erkrankter empfiehlt; in seiner Abhandlung „De febribus Eyderostadiensibus epidem. etc.“, 1735 (abgedr. in Haller, Diss. pract. V. 255) wird eine gute Schilderung der holstein'schen Marschfieber nach den Beobachtungen im J. 1732 gegeben. — D. hinterließ drei Söhne, darunter Johann Georg, der in die Fußstapfen seines Vaters trat und dessen Sohn Georg Gustav die Reihe dieser ärztlichen Familie schließt.

A. Hirsch.

Detharding: Dr. Georg Christoph D., geb. zu Güstrow am 10. April 1699, studirte zu Rostock 1715—20, Leipzig 1720 und Halle 1721, arbeitete hernach an den Lazarethen in Amsterdam, Leyden, London u. a. O. und ließ sich 1722 als praktischer Arzt in Rostock nieder. Am 19. Sept. 1733 wurde er an der dortigen Universität Professor der anatomischen Medicin und Mathematik, am 16. April 1749 Hofrath, 1750 Kreisphysikus, ging dann 1760 mit der Akademie nach Bützow, wo er erster Professor der Medicin wurde und im J. 1784 starb. Seine zahlreichen Schriften sind verzeichnet bei Koppe, Jetztleb. gel. Meckl. II. S. 69.

Biographie von seinem Sohne Georg bei Koppe a. a. O. — Rost. Etwas I. S. 117. 320. — Börner, Lebensumstände berühmter Aerzte ꝛc. Bd. I, Wolffenb. 1749 und die Baldinger'schen Ergänzungen dazu.

Fromm.

Detharding: Dr. Georg D., ältester Sohn des vorigen, ist geboren zu Rostock am 15. April 1727. Er studirte Theologie zu Kopenhagen 1744, Rostock 1747, wurde hier Magister, ging dann 1750 nach Göttingen und habilitirte sich 1751 in Rostock. Am 12. August 1755 wurde er Prediger an der St. Jacobi-Kirche daselbst, promovirte zu Göttingen (abs.) 1764, wurde Director ministerii 1794 und starb am 3. Juli 1813. — Seinen Ruf hat er durch seine Schriften begründet, welche bei Koppe, Jetztleb. gel. Meckl. III. S. 105 verzeichnet sind. Die daselbst S. 88 gegebene Biographie beruht auf Detharding's eigenen Angaben. Fromm.

Detharding: Georg August D., geb. 9. Decbr. 1717, † 13. October 1786, war ein Sohn des Professors der Medicin Georg D., welcher bis 1732 in Rostock, später in Kopenhagen stand. Von Georg Augusts älteren beiden Brüdern war der eine Professor der Medicin in Rostock nach dem Vater, der zweite Anwalt in Lübeck, später Rathsherr und Bürgermeister. Georg August ward Professor des Staatsrechts und der Geschichte am Christianeum in Altona, führte nacheinander die Titel eines königl. dänischen Kanzleiassessors, Justizraths und Etatsraths und ward seit 1752 Syndicus des Domcapitels zu Lübeck. Es

gibt eine Reihe von Gelegenheitsschriften von ihm, welche seine lebhafte Theilnahme an den Quellenforschungen über deutsches Recht und Geschichte bezeugen, die in Norddeutschland und Dänemark Dreyer, Westphalen u. A. damals vertraten. D. übersetzte auch Herodian's Römische Historie nach L. v. Holberg's Vorgange (Kopenhagen und Leipzig 1747). Mantels.

Dethleffs: Sophie D. (nach dem Kirchenbuch Sophie Auguste Detlefs), geb. 10. Febr. 1809 in Heide, Dithmarschen, Holstein, † 13. März 1864 im Schröderstift in Hamburg. Sie war die jüngste Tochter eines königlichen Beamten, Branddirectors. Ihre Mutter starb gleich nach ihrer Geburt. Der Vater lebte in Sorge bei spärlicher Besoldung mit vier Kindern und einer nicht ungebildeten Haushälterin seinem Amte und seinem Garten, bis er, als Sophie eben confirmirt worden, wegen Unordnung in der ihm anvertrauten Casse, die er in der Noth des Lebens angegriffen hatte, seines Dienstes entlassen wurde. Er lebte bis Anfang der vierziger Jahre bei seinem erstgeborenen Sohn, Kirchspielarzt in Delve, bald von diesem im Tode gefolgt.

Sophie fand nach dem Verfall des Vaterhauses Aufnahme und Beschäftigung in einer befreundeten kinderlosen Beamtenfamilie ihres Geburtsortes, und dort im Umgange mit der hochgebildeten Frau des Hauses, bei Muße und freundlicher Behandlung, in einer ausgewählten Bibliothek Gelegenheit ihre bis dahin nur beschränkte Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Eignem Fleiße verdankt sie das meiste. Ihr poetisches Talent zeigte sich zunächst bei festlichen Gelegenheiten in andern befreundeten Beamtenfamilien. Sophie war allgemein beliebt und wurde es dadurch noch mehr. Erst als der bekannte Improvisator Bärmann in den vierziger Jahren in Heide auftrat und auch in dem Freundeskreise von Sophie D. seine Virtuosität zeigte, kam es zum oft sieghaften Wettstreit mit diesem. Bärmann wurde aufmerksam, lernte Gedichte von S. D. kennen und soll die erste Veranlassung gewesen sein, daß S. D. ihre „Fahrt an de Isenbahn" hat drucken lassen. Sichere Zeitangabe darüber fehlt (1846—47?). Jedenfalls war „De Fahrt an de Isenbahn" das erste plattdeutsche Gedicht im neueren würdigen Ton, das veröffentlicht worden ist. Das Gedicht, das beinahe mit der Eröffnung der ersten Eisenbahn in Holstein, von Kiel nach Altona zusammentraf, machte großes Aufsehen, wurde auch in Abschriften allgemein bekannt und endlich die Veranlassung, daß die bescheidene Dichterin eine Sammlung hochdeutscher und plattdeutscher Gedichte halb an die Oeffenlichkeit gab: die erste Auflage ging nur an Freunde. Den Muth dazu hatte sie während des schleswig-holsteinischen Aufstandes 1848 in befreundeten Häusern in Kiel empfangen, wo bei Minister Boysen, ihrem Spielkameraden aus Heide, der Präsident der provisorischen Regierung Beseler und Professor Droysen verkehrten. Hier fand auch ihr Patriotismus natürliche Nahrung und Stärkung. Ihre patriotischen Lieder und ihre Idyllen sind das beste was sie geliefert hat, und die plattdeutsche Sprache dafür ihr stimmungsreichstes Instrument. Ihre „Gedichte in hochdeutscher und plattdeutscher Mundart" erschienen in Hamburg bei R. Kittler 1861 in 4. Auflage. Zweiter Theil, daselbst, zweite Auflage, letztere meist unbedeutende Gelegenheitsgedichte. Von den übrigen muß man, auch von den hochdeutschen, sagen, daß sie echt und wahr empfunden sind. Es geht ein Ton frommer, stiller Entsagung durch die meisten, der ja auch zu ihren Schicksalen stimmt, und freundlicher Humor gibt manchen eine behagliche Stimmung. Ihre Gedichte verschafften ihr, als die schleswig-holsteinische Erhebung zusammenbrach und ihre Freunde meist in die Verbannung wanderten, 1853, die Aufnahme ins Schröderstift in Hamburg für sich und ihre augenkranke ältere Schwester, die noch dort ganz erblindet lebt. Sophie D. sah noch das Morgenroth der neuen Erhebung ihres Vaterlandes. Eines ihrer letzten Gedichte nennt sich: „Gedanken beim

Läuten der Glocken auf den Tod des dänischen Königs Friedrich VII. November 1863". Ihre Freunde haben der Dichterin ein bescheidenes Denkmal aufs Grab gesetzt, wozu ihr unterzeichneter Landsmann und Nachbarssohn einen Spruch gedichtet. Klaus Groth.

Detlef: Karl D., mit ihrem Familiennamen Clara Bauer, zeichnete sich durch eine Reihe bedeutender Dichtungen aus, welche ebenso Tiefe des Gemüths und Reichthum der Gedanken, wie Feinheit der Auffassung und Schönheit der Darstellung erkennen lassen. Am 23. Juni 1836 geboren, eine Tochter des Landrathes Bauer in Krotoschin, erlebte sie schon in früher Jugend schwere Prüfungen, unter ihnen die stürmische Bewegung des Jahres 1848, welche das Glück ihres elterlichen Hauses trübte und den Tod ihres Vaters herbeiführte. In dieser Schule der Leiden früh gereift, gelang es ihr durch sorgfältige Ausbildung ihres musikalischen Talentes eine selbständige Lebensstellung zu erringen. Sie verließ Deutschland und wirkte mehrere Jahre in Rußland, anfangs in Petersburg, später auch im Innern des Landes, wo sie aus den vielseitigen Eindrücken, welche die fremde Nationalität im Gegensatze zu ihren vaterländischen Empfindungen auf sie ausübte, die Anregung zu dichterischem Schaffen empfing. In der Folge in die Heimath zurückgekehrt, fand sie ihren Wohnsitz in Dresden und erwarb sich hier durch ihre beiden vor einem Zeitraum von 10 Jahren erschienenen Erstlingswerke „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande" eine allgemeine Anerkennung. Beide Dichtungen und eine große Anzahl ihrer folgenden Schriften schildern russische Zustände mit ebenso feiner Beobachtungsgabe, als inniger Gemüthswärme, so daß nicht nur die objectiven Thatsachen in plastischer Darstellung hervortreten, sondern auch die subjective Empfindung des schöpferischen Geistes dieselben mit idealer Färbung verklärt, eine wohlthuende Vereinigung, welche die harmonische Wirkung auf den Leser begünstigt. Von besonderer Bedeutung unter diesen Culturbildern sind „Das stille Herrenhaus" und „Das Document", von denen jenes in Westermann's Monatsheften, dieses in der Deutschen Roman-Bibliothek erschien. Während diese dem slavischen Culturleben abgelauschten Bilder durch den fremdartigen Reiz und ihre sprechende Wahrheit besonders fesseln, führt uns die Dichterin, durch eine 1872—73 unternommene Reise angeregt, in zwei anderen Werken „Die geheimnißvolle Sängerin" und „Benedicta" (jenes in Ueber Land und Meer, dieses in der Romanzeitung) nach Italien. Während sie in diesen italienischen Bildern, welche auf einem reichen landschaftlichen Hintergrunde erscheinen, den Höhepunkt ihres Schaffens erreichte, erlag ihre irdische Hülle einem Brustleiden, welches sich schon seit einigen Jahren entwickelt hatte und am 29. Juni 1876 im Hause ihrer Schwester in Breslau ihren Tod herbeiführte.

Nekrolog in der Schlesischen Presse, Breslau, 1. Juli, Nr. 451.

Th. Pyl.

Detlev (von Reventlow), erster evangelischer Bischof von Lübeck, war ein Sohn Detlevs v. Reventlow auf Rixdorf in Holstein, geistlich erzogen, Dr. juris, Propst zu Reinbeck und Domherr zu Hamburg und Schleswig. Dr. D. war Kanzler des Herzogs und späteren Königs Friedrich I. von Dänemark und seines Sohnes und Nachfolgers Christian III. Als solcher erscheint er bei allen wichtigen Regierungsacten beauftragt, so z. B. beim bordesholmischen Vergleich von 1522, bei der Union des J. 1533; er war unter den Beisitzern des flensburgischen Religionsgesprächs (1529), welches die Ausweisung des Melchior Hofmann und seiner Anhänger aus Holstein zur Folge hatte. Nach dem Tode des Bischofs Heinr. Bokholt (15. März 1535), eines eifrigen Katholiken, wählte das lübische Domcapitel des Königs Kanzler, um so der von Christian angeregten Competenzfrage nach Mitbesetzung des Bischofsstuhls zu entgehen und das

in seinen Händen befindliche Eutinische (es war die Zeit der Grafenfehde) herauszubekommen. D. führte die Reformation im Stift völlig durch, starb aber schon vor Jahresfrist.

Christiani, Nachricht von der Abkunft des Reventlowischen Geschlechts in Heinze's Kielischem Magazin 1, S. 235 ff. Mantels.

Detmar: Bruder D. wird nach Jakob v. Melle's Vorgange von den Neueren der Lesemeister des Franciscanerklosters in Lübeck genannt, welcher 1385 von den Gerichtsherren der Stadt den Auftrag erhielt, die seit dem schwarzen Tode (1350) nicht fortgeführte Stadtchronik wieder anzufangen. In Testamenten der sechziger bis achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts kommt nämlich als Lesemeister bei den Franciscanern D. vor, 1396 ein Johann von Osnabrück. Darf man, was nicht über allen Zweifel erhaben ist, die Lesemeisterstelle für eine constante halten, so ist D. der Name des Chronisten gewesen, jedenfalls aber hat er die Arbeit nicht über 1395 fortgesetzt, da sich, auch aus Vergleichung der Handschriften, für dieses Jahr ein Abschnitt in der Chronik nachweisen läßt. D. hat nicht die alte Stadtchronik nach 1350 einfach fortgeführt, sondern laut seiner eigenen Erklärung sie mit Weltchroniken und Localaufzeichnungen neu compilirt. Der für uns werthvollste Theil ist daher die Zeit seiner eigenen Erlebnisse, etwa 20 Jahre. Uebrigens behält das Ganze seine hohe Bedeutung als Sammlung vieler sonst nicht erhaltenen Nachrichten über Norddeutschland und den europäischen Norden, und ist mit den sehr verschieden gearbeiteten Fortsetzungen bis 1482 ein hervorragendes Denkmal niedersächsischer Prosa.

Chronik des Franciscaner Lesemeisters Detmar, herausgeg. von F. H. Grautoff, 2 Thle. Hamburg 1829/30. Koppmann in Hans. Geschichtsbl. 1871, S. 75 ff. 1872, S. 157 ff. Mantels.

Detmar (Thietmar), Bischof von Osnabrück 1003—23, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und, nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Ditmar von Merseburg, sowol wegen dieser Eigenschaft, als auch wegen seiner übrigen Vorzüge von seinen Zeitgenossen geachtet und geehrt. In Obersachsen geboren, ward er auf der Domschule zu Magdeburg gebildet und daselbst zum Canonicus befördert. Erzb. Gieseler schätzte ihn sehr und trat ihn ungern dem Erzbischof Willigis von Mainz ab, der ihn in seine Dienste zu nehmen wünschte. Kaiser Heinrich II. jedoch fesselte ihn an seine Person, indem er ihn zum Propst in Aachen machte. Als osnabrückische Gesandte hierher zum Kaiser kamen, um nach dem Tode Wodilulfs einen neuen Bischof für ihr Stift zu erbitten, waren für D. alle Stimmen, und Erzbischof Heribert von Köln vollzog an ihm die Weihen. Als solchem begegnen wir ihm auf den Kirchenversammlungen zu Dortmund 1005 und Frankfurt 1007, sowie auf den Reichstagen zu Grone 1013 und Dortmund 1016. Auch war er bei Einweihung der von Kaiser Heinrich II. gestifteten Kirche zu Bamberg zugegen. In Osnabrück gründete er 1011 das Collegiatstift Johannis des Täufers sowie die Dombibliothek, welcher er 50 mit eigener Hand geschriebene Bücher schenkte. Er starb erblindet 18. Juni 1023. Es gab eine von ihm selbst verfaßte eigene Lebensbeschreibung, die leider verloren gegangen ist. Bei seinen gelehrten Studien und allen Sorgen seines Amtes hat er auch der Poesie gehuldigt, sowie auch eine poetische Grabschrift sein Andenken am Orte seiner Wirksamkeit erhält.

Möser, Osnabr. Gesch. Th. II. S. 24. Schaumann.

Detmold: Johann Hermann D., geb. 24. Juli 1807 zu Hannover, † 1856, war der Sohn eines angesehenen, vielbeschäftigten und begüterten Arztes, des Hofmedicus D., der mit seiner Familie vom Judenthum zum Christenthum übertrat. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte

er in Heidelberg und Göttingen und ließ sich 1830 als Advocat in Hannover nieder. Mehr als die juristische Praxis zogen ihn Kunst und Litteratur an; selbst ein talentvoller Zeichner, lebte er vorzugsweise im Umgange mit Künstlern und Schriftstellern, soviel deren damals die kleine Residenz barg. Ueber die Kreise der nächsten Bekannten hinaus drang sein Name, als er, veranlaßt durch die erste hannoversche Gemäldeausstellung, das satirische Büchlein: „Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden“ (Hannover 1834, neuer Abdruck 1845), in dem die landläufige Kunstkritik in treffendster Weise gegeißelt war, erscheinen ließ. Die positive Ergänzung dazu bildeten die in den Jahren 1835 und 1836 von ihm im Verein mit dem Maler Osterwald und andern Freunden während der Ausstellungen herausgegebenen „Hannoverschen Kunstblätter“, ein damals einzig in seiner Art dastehendes Organ. Daß dieses Verdienst in der journalistisch nicht verwöhnten, aber doch recht anspruchsvollen Stadt nicht leicht errungen wurde, deuten die zierlichen Titelbilder von Detmold's Hand, welche die Fabel von dem mit Sohn und Esel zur Stadt ziehenden Mann darstellen, genugsam an. Eine größere Reise, welche D. in der nächsten Zeit unternahm, galt gleichfalls vorwiegend künstlerischen Interessen: die geistreichen Briefe über den Pariser Salon von 1837, im Cotta'schen Morgenblatt vom Mai bis Juli veröffentlicht, sind ein Denkmal des Aufenthalts in der französischen Hauptstadt, der auch zur Wiederanknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu H. Heine führte. Die Reise wurde unterbrochen durch die Bewegung, welche der hannoversche Regierungswechsel von 1837 hervorrief. So wenig Politiker D. bis jetzt gewesen war, so entschieden trat er in den Kampf für das Staatsgrundgesetz ein, und sein Geist wie sein Wissen verschafften ihm bald einen der wichtigsten Posten. Das gilt weniger von seiner nur kurze Zeit währenden Thätigkeit als Abgeordneter. Im Frühjahr 1838 für die Stadt Münden erwählt, schloß er sich allen Schritten des passiven Widerstandes an, welche die Opposition für geboten erachtete. Als dadurch die Kammer im Sommer 1839 beschlußunfähig wurde, zwang die Regierung ihn und Christiani, die in der Residenz anwesend waren, durch Polizeibefehl zum Erscheinen und erklärte ihn und seine Collegen, als sie der Ständeversammlung die Rechtmäßigkeit abgesprochen und den Schutz des deutschen Bundes angerufen hatten, ihres Mandats für verlustig. Das Wahlcollegium der Stadt Münden, zu einer Neuwahl zusammenberufen, weigerte die Vornahme, da der bisherige Deputirte nicht verzichtet und sein ständisches Verhalten den Beifall seiner Committenten habe. Damit endete Detmold's Wirksamkeit in der Volksvertretung. So lebendig und witzig seine Rede in der Privatunterhaltung floß, so wenig war er für öffentliches Auftreten geeignet. Im rechten Gegensatz zu seinem beredten Genossen Christiani, mit dem er sonst mancherlei Berührungspunkte darbietet, war er der Mann der Feder. Hier focht er in der vordersten Linie. Unermüdlich führte er die Sache der Opposition in einer Reihe öffentlicher Blätter, durchgehends auswärtiger, da eine einheimische Presse kaum existirte. Die Allgemeine Zeitung, der in Stuttgart erscheinende Deutsche Courier, Gutzkow's Telegraph und andere Hamburger oder Bremer Blätter wurden von ihm oder jüngeren Freunden wie Alb. Oppermann unter seiner Anleitung fortgesetzt mit Beiträgen versorgt. In dem Parterrezimmer der Duvenstraße, das er im elterlichen Hause bewohnte, flossen gar viele von den Fäden der oppositionellen Politik zusammen. Von allen Seiten mit Nachrichten versehen über das, was am Hofe, in den Behörden, in den einflußreichen Kreisen des Landes und der Stadt vorging, führte er eine ausgedehnte Privatcorrespondenz, die, unter der Adresse befreundeter Kaufleute befördert, die Führer von allen wichtigen Vorfällen unterrichtete und den Mitgliedern der Partei Anweisungen zu einem übereinstim-

menden Verhalten zugehen ließ. In Gemeinschaft mit Stüve war er thätig, durch das „Hannoversche Portfolio“ (4 Bde., 1838–41) sämmtliche Actenstücke des Verfassungsstreites dem Publicum alsbald zugänglich zu machen. Wie sehr die Regierung in ihm einen gefährlichen Gegner fürchtete, verriethen die polizeilichen Maßregeln, die sie ergriff, als ihr der Incompetenzbeschluß der deutschen Bundesversammlung vom 5. Septbr. 1839 Muth zum persönlichen Vorgehen gegen die Oppositionshäupter gemacht hatte. D. wurde confinirt: nicht blos Reisen ins Ausland wurden ihm untersagt, sondern zu jedem Besuch der nächsten Umgebung seines Wohnortes, z. B. der eine Stunde von Hannover entfernten Dörfer List, Limmer, Herrenhausen bedurfte er specieller Erlaubniß und der Begleitung eines Gensdarmen, dem er auf Fahrten einen Platz im Wagen anweisen mußte. Die Maßregel wurde verhängt kraft königlichen Befehls und begründet „mit der zum Zwecke der Erhaltung der Staaten von der Regierung unzertrennlichen vorkehrenden Sicherheits-Polizeigewalt“, eine Rechtfertigung, die wie die Verstrickung auch dann noch festgehalten wurde, als D., dessen Civilklage gegen den Minister durch Cabinetsintervention dem Gerichte entzogen war, sich bei der Ständeversammlung wegen Verfassungsverletzung beschwert und fast die gesammte zweite Kammer ohne Parteiunterschied eine solche administrative Beschränkung der persönlichen Freiheit mit dem Rechte der Unterthanen und der Verfassung des Landes für durchaus unvereinbar erklärt hatte (11. Juni 1841). Die Maßregel der Confination, deren Ausführung der Schalk D. den beauftragten Beamten unendlich sauer zu machen verstanden haben soll, war auch motivirt mit dem Hinweis auf eine noch gegen ihn schwebende peinliche Untersuchung. Der dreisten Regierungssophistik jener Tage war keine Waffe zu schlecht; denn abgesehen davon, daß dann die Freiheitsbeschränkung von Gerichtswegen hätte verhängt werden müssen, waren die Hauptinculpaten jenes Processes, die Mitglieder des Magistrats der Stadt Hannover, im Gegensatz zu D., der blos ihre an den Bundestag gerichtete Vorstellung vom 15. Juni 1839, welche das königliche Cabinet zum Gegenstand einer so schweren Anklage gemacht hatte, verbreitet haben sollte, fortwährend im Besitz ihrer vollen Freiheit verblieben. Mit dem Ausgange des Processes, dem Urtheil des Celler Oberappellationsgerichts vom 12. Mai 1843, schließt das Drama, dessen Schauplatz Hannover seit Jahren war, auch für D. ab. Der König begnadigte die Verurtheilten mit Ausnahme Detmold's, den die zweithöchste der erkannten Strafen, sechs Wochen Gefängniß oder 300 Thaler, traf. Zur Deckung der Strafe veröffentlichte er unter dem Titel: „Randzeichnungen“ (Braunschweig 1844) zwei schon länger in seiner Mappe fertige Scherze, ein politisches Kindermärchen und die so populär gewordenen Verhandlungen eines Kunstclubs, in dem die Herren Meyer des ganzen Alphabets über die schwierige Aufgabe der Restauration ihrer unter Nr. 14 des Inventars verzeichneten Venusstatue debattiren. Ein derselben Zeit angehöriger Roman: „Die todte Tante“ (Hannover 1845) ging erfolglos vorüber. Auf die politische Bühne führte ihn das J. 1848 zurück; sie hieß jetzt nicht mehr Hannover, sondern Frankfurt. Durch den Einfluß seiner Osnabrücker Freunde erhielt er einen Platz im Parlamente: der für den 23. hannoverschen Wahlbezirk, Bersenbrück im Osnabrückischen, erwählte Abgeordnete Buddenberg nahm das Mandat nicht an, das nun auf den Ersatzmann D. überging. Er schloß sich der äußersten Rechten an, die im Steinernen Hause, später im Café Milani ihre Clubversammlungen hielt, und gehörte zum kleinen Häuflein derer, die mit Strenge auf dem Vereinbarungsstandpunkte beharrten. Während er sich aber in der Opposition gegen die Alleinberechtigung der Nationalversammlung noch mit tapfern Preußen und guten Deutschen wie Georg v. Vincke und dem Grafen Schwerin zusammenfand, war er, sobald es sich um positive Aufgaben handelte,

auf die Gesellschaft von Ultramontanen, Oesterreichern und Particularisten angewiesen. So namentlich in der Oberhauptsfrage, die er nach dem Rotenhan'schen Antrage durch ein sechsköpfiges Directorium Oesterreichs und der Königreiche mit einer alle vier Jahre zwischen Oesterreich und Preußen wechselnden Vorstandschaft zu lösen dachte. Als die Anhänger dieses Planes sich im März 1849 mit der Linken verbündeten, um die Reichsverfassung, deren Zustandekommen man nicht mehr hindern konnte, den Regierungen möglichst unbequem zu machen, betheiligte sich D. offen bei dem Votum, welches den Reichsrath, eine zu Gunsten der Einzelstaaten vorgeschlagene Einrichtung, stürzte, bei den beiden berüchtigten Abstimmungen über das suspensive Veto (§§. 101 und 196) in mehr verschämter Weise, durch unentschuldigte Abwesenheit während dieses Theils der Sitzung. Von seinen Landsleuten hielten sich zu ihm nur zwei oder drei. Ihre Mehrzahl und darunter die alten Kampfgenossen von 1837 gingen andere Wege. Selbstverständlich blieb er auch der Erklärung fern, welche 21 von ihnen gegen das den Separatismus zum erstenmale offen enthüllende Schreiben des Ministeriums Stüve vom 7. Juli 1848 richteten. Wie schade, daß der vorzeitige Schluß der durch jenen Schritt hervorgerufenen Debatte vom 14. Juli die Paulskirche um das Schauspiel brachte, als Vertheidiger des Königs Ernst August den Mann auftreten zu sehen, den sieben Jahre zuvor eine königliche Proclamation desselben Tages mit der Anwendung eines Gesetzes über die Gefangenhaltung sicherheitsgefährlicher Subjecte in polizeilichen Werkhäusern bedroht hatte! Je weniger D. mit seinen Landsleuten im Parlamente harmonirte, um so enger war er mit dem leitenden Staatsmanne Hannovers, mit Stüve verbunden. So grundverschieden die beiden Charaktere waren, die gemeinsame Opposition gegen den schnöden Rechtsbruch hatte sie zusammengeführt, wie sie jetzt die gleiche Abneigung gegen alles, was deutsche Einheit und Preußen hieß, auf lange Zeit zu gemeinschaftlichem Handeln verband. Die ganze Beurtheilung der Frankfurter Verhältnisse, die im hannoverschen Ministerium vorherrschte, war wesentlich durch Detmold's Anschauungen und Berichte beeinflußt, wie er andererseits die kümmerlichen Recepte nationaler Reform, die Stüve im Sinne hatte, in Frankfurt vertrat, wenn man so ein gelegentliches Andeuten und vorzugsweise negatives Verhalten nennen darf. Eine Ironie des Zufalls, wie er bei der Wahl durch die Abtheilungen wol vorkommen konnte, hatte D. mit Paul Pfizer zusammen in den Verfassungsausschuß gleich bei dessen Constituirung gebracht, an dem Aufbau einer einheitlichen Verfassung ihn mitzuwirken berufen, dem „das Geschrei nach Einheit nur Opposition gegen das Bestehende" bedeutet hatte. Gegenüber dem rüstigen Vorwärtsschreiten der Ausschußmehrheit sah er sich zum Schweigen verurtheilt. Nur selten findet man seinen Namen in den Verhandlungen, noch seltener allerdings in den Berichten der Nationalversammlung selbst. Schon seine kleine mißwachsene Gestalt verhinderte ihn am öffentlichen Auftreten. Nur einmal hat man ihn auf der Tribüne erblickt, am 16. October, als er das Reichsministerium interpellirte, was es gegen die angebliche Amnestirung der Mörder des österreichischen Kriegsministers Latour zu thun gedenke, eine gewiß in sich sehr begründete Anfrage, die aber doch noch mehr als eine treffende Verhöhnung demokratischer Interpellationssucht und der unablässigen Versuche, das Reich zur Intervention zu Gunsten der Wiener Revolution aufzustacheln, empfunden wurde. Der Spott war überhaupt die Waffe, mit der er in Frankfurt focht und seine isolirte Stellung zur Geltung brachte, und zwar mit solcher Meisterschaft, daß er, der unscheinbare und schweigsame Mann, eins der bekanntesten und gefürchtetsten Mitglieder war. Zahlreich flogen seine beißenden Witzworte in Versen und Prosa durch die Versammlung, bald links, bald rechts einschlagend, heute Phrasenhaftigkeit und Phantasterei der Demokraten, morgen die Selbsttäuschung und das Hochgefühl der Mehrheit ver-

höhnend. Ohne Glauben an die Aufgabe der Versammlung, ohne Theilnahme für ihre Arbeiten, inmitten einer erregten Menge kühl bis ans Herz hinan, sah er seiner kritischen und künstlerischen Neigung gemäß seinen Beruf darin, das politische Treiben selbst, das ihn umgab, zu beobachten, die lächerlichen Seiten seiner Gegner — und die ganze Versammlung waren seine Gegner — zu erspähen und im Bilde zu geißeln. Unter den Carricaturenzeichnern der Zeit nimmt er einen hohen Rang ein. Und das ganze Genre hat vielleicht seinen vollkommensten, über den vergänglichen Tag hinausdauernden Ausdruck in jenem Bildercyklus gefunden, zu dem er sich mit dem genialen Maler Adolf Schrödter, der damals von Düsseldorf nach Frankfurt gekommen war, verband. „Die Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung" sind eine Satire auf jene unsterbliche Sorte von Politikern, die schwankend zwischen der eigenen Ansicht und dem Bedürfniß nach Popularität stets im Zweifel sind, ob sie nicht in Anbetracht der neuesten Zeitereignisse zweckmäßiger mit ihren politischen Ueberzeugungen etwas weiter links oder in Anbetracht der allerneuesten etwas weiter rechts rücken sollen. Am letzten Ende läßt D. seinen Helden, nachdem er ein Viertel des Verdienstes errungen, die Reichsverfassung zu Stande gebracht zu haben, im höfisch metamorphosirten Costüm nach Berlin reisen — um etwas zu werden. D. hatte es nicht so weit. Am 16. Mai 1849 wurde die Nationalversammlung von der Nachricht überrascht, der Reichsverweser, der die Entlassung Heinrichs v. Gagern schon länger angenommen, habe endlich ein neues Ministerium und zwar aus Mitgliedern der äußersten Rechten gebildet. Unter Gelächter und Unwillen wurden die Namen Grävell, Detmold, Merck, Jochmus genannt. D. war der Nachfolger Roberts v. Mohl geworden. Die Antwort erfolgte Tags darauf in dem mit 199 gegen 12 verneinende und 44 abstinirende Stimmen gefaßten Beschlusse, daß die Nationalversammlung zu diesem Ministerium nicht das geringste Vertrauen haben könne, sondern dasselbe unter den obwaltenden Umständen als eine Beleidigung der Nationalrepräsentation betrachten müsse. Das Reichsministerium hat sich bekanntlich dadurch nicht beirren lassen und nicht nur das Mißtrauensvotum, sondern auch die Votanten selbst überlebt. D. speciell hielt beim Reichsverweser bis zum Ende aus. Er gehörte zu den drei Ministern, die ihn bei der Niederlegung seiner Gewalt in die Hände der zum Interim verordneten österreichischen und preußischen Commissare am 20. Dec. 1849 umgaben, und vereinigte zuletzt in seiner Person drei Ministerien, außer der Justiz noch das Innere und den Handel, ein deutliches Zeichen, daß die Last keine allzu drückende war. In die Oeffentlichkeit ist nicht viel mehr von seiner Thätigkeit gelangt als eine die letzte Nummer des deutschen Reichgesetzblattes füllende Verordnung vom 25. Mai, die Anwendung von Laternen zur Vermeidung des Zusammenstoßes von Dampfschiffen betreffend, und ein leichtsinniger Erlaß vom 8. Nov. 1849, der in den noch rechtshängigen Bentinck'schen Erbfolgestreit einzugreifen versuchte. Der Eintritt Detmold's in das Reichsministerium ist vielfach commentirt worden. Man hat darin einen Beweis seiner Eitelkeit, seines Ehrgeizes oder seiner boshaften Spottsucht erblickt, die als letzten Trumpf die eigene Person, wo es die Verhöhnung des Gegners galt, auszuspielen sich nicht scheute. Es liegt weit näher an einen Oesterreich und dem Particularismus erwiesenen Dienst zu denken, der vor allem verhüten sollte, daß nicht etwa Preußen bei der drohenden Auflösung aller Verhältnisse die Leitung der deutschen Angelegenheiten in die Hand nahm, und der deshalb aushielt, bis wieder ein von allen Regierungen anerkanntes Organ zur Stelle war. Oesterreich dankte D. durch das Commandeurkreuz des Leopoldordens, Hannover durch die Ernennung zum Legationsrathe und zum Bevollmächtigten bei der neuen

Bundescentralcommission. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit einer Dame aus den ersten Kreisen der Frankfurter Gesellschaft, der Tochter des Schöffen v. Guaita.

In dem Fahrwasser der österreichischen Politik verblieb D. bis ans Ende seiner Laufbahn. Man kennt die Sehnsucht Stüve's nach Wiederherstellung des Bundestages. Als sich Oesterreich im Mai 1850 zur Erfüllung des Wunsches anschickte, vertrat D. die hannoversche Stimme in den Sitzungen der sogenannten Bundesplenarversammlung. Bei den Verhandlungen über den österreichischen Antrag auf vollständige Reactivirung des verfassungsmäßigen Bundesorgans zeichnete sich das hannoversche Votum wohlthuend vor allen übrigen dadurch aus, daß es sans phrase Oesterreich dankte und beipflichtete. Die hessische Sache bot alsbald Gelegenheit zu zeigen, daß trotz aller Redensarten von Verjüngung und zeitgemäßer Umgestaltung die Bundespolitik die alten Wege zu wandeln gedachte; denn nicht genug daß man die Wünsche des Kurfürsten und seines Hassenpflug zu Bundesbeschlüssen erhob, man stützte sie obendrein auf die vom Bunde selbst im März 1848 aufgehobenen Ausnahmegesetze von 1832. Für den Bundesbeschluß vom 21. Septbr. 1850 stimmte auch D., obschon ohne alle Instruction seiner Regierung. Der Schritt wurde verhängnißvoll, zunächst für Stüve, im weiteren Verlaufe für ihn selbst. Als das Ministerium ihn zur Verantwortung nach Hannover berief, wurde ihm anstatt einer Desavouirung eine freundliche Aufnahme bei Hofe und der Guelfenorden, mit dessen vierter Classe der Inländer und Anfänger in der königlichen Gunst sich begnügen mußte, zu Theil, wie er sich wahrscheinlich bei seinem Votum in der hessischen Sache auf einen hinter dem Rücken der Minister ertheilten königlichen Befehl hatte stützen können. Das Ministerium Stüve hätte zu keiner Zeit diese Behandlung oder jene Zustimmung zu einem Beschlusse, dessen Motive seine eigene Basis untergruben, ruhig hinnehmen können, am wenigsten jetzt, wo seine Stellung schon bedenklich erschüttert war. D. scheint so wenig den drohenden Sturz des Ministeriums und den Bruch der alten Freundschaft gescheut zu haben, als ihn die vom Rechtsboden her entnommenen Bedenken seiner Auftraggeber genirten. So wurde sein, des langjährigen und engverbundenen Genossen, Verhalten ein Nagel zum Sarge des hannoverschen Märzministeriums. Am 25. October 1850 wurde es durch das Ministerium Münchhausen ersetzt. D. war seit dem 15. October wieder auf seinem Posten in Frankfurt, verblieb aber den ganzen Monat hindurch ohne Instruction in der die Bundesversammlung vorzugsweise beschäftigenden kurhessischen Angelegenheit. Als er endlich in den Besitz der Aufträge des neuen Cabinets gekommen war, mußte er am 8. November der Bundesversammlung erklären, daß er in der Sitzung vom 21. September beim Abgeben der hannoverschen Stimme mit specieller Instruction seitens seiner Regierung nicht versehen gewesen sei, und daß dieselbe die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 als ein durch den Bundesbeschluß vom 2. April 1848 aufgehobenes Ausnahmegesetz ansehe und stets so behandeln werde. Bis in den Frühling 1851 blieb D. noch Bundestagsgesandter; am 14. Mai zeigte er der Versammlung seine Beurlaubung an. Tags zuvor hatte Ernst August, der seit einiger Zeit sich wieder Preußen genähert hatte, den Freiherrn v. Schele zu seinem Nachfolger ernannt. Die letzten Jahre verlebte D., zur Disposition gestellt, in Hannover, vorzugsweise wieder künstlerischen Interessen sich zuwendend, von den alten politischen Freunden getrennt, aber in Verkehr mit Notabilitäten der Diplomatie, der Wissenschaft und der Kunst. Er starb am 17. März 1856.

Dingelstedt, Wanderbuch 1, 104 ff. Hannov. Portfolio 4, 225 u. 230 ff. B. Hausmann, Erinnerungen 236. Oppermann, Zur Geschichte Hannovers Bd. 1 und 2 passim; derselbe, Hundert Jahre 6, 184. 284; 7, 128; 8,

280. Laube, Das deutsche Parlament 2, 42 ff. 108; 3, 7. 427. Biedermann, Erinnerungen 204 ff. Haym, Nationalversammlung 2, 231 ff.; 3, 160 ff. Frensdorff.

Deubener: Hieronymus D. aus Stadtilm, als Gelehrter unter dem Namen Peristerius bekannt, wurde 1561 von den gräflichen Räthen zu Arnstadt der Gräfin Catharina „der Heldenmüthigen" zu Rudolstadt als Subimoderator und Rector empfohlen. Als Flacianer mußte er das Pastorat Thüringen bei Kelbra, wohin er berufen worden, bald niederlegen. Durch des berühmten Historikers Cyriacus Spangenberg Verwendung wurde er 1566 Diaconus in Regensburg. Seine im J. 1574 erschienene und nach der Zeit von Spangenberg widerlegte Abhandlung: „Christliches Bekenntniß und Antwort auf den Wirtenbergischen Extract von der Erbsünde" brachte ihm seine Entlassung auch aus Regensburg. Nach wechselndem Aufenthalt in Villach und wieder in Regensburg, und nachdem er seine vorigen Behauptungen über die Erbsünde widerrufen hatte, begab er sich nach Graz und unterschrieb dort als Rector am Gymnasium die Concordienformel 1580. Er starb als Pfarrer in Grävenwerda.

Vgl. J. Th. Poehn, Rect. Polilm., Pyramid. Ilmens. p. 22; Scheibe, Melapyrg. repurg. Progr. IX, 4; Raubach, Presbyterologia Austriaca. 1741, p. 136 ss.; J. L. Hesse, Verzeichniß geborner Schwarzburger ꝛc. 3. St., Rudolstadt 1807. Schulprogramm. Anemüller.

Deuschle: Karl Aloys Julius D., Gymnasiallehrer und philosophischer Schriftsteller, geb. 18. Decbr. 1828 zu Dorheim in der Wetterau, wo sein Vater kurfürstl. hess. Rentmeister war. In Hanau auf dem Gymnasium vorgebildet, studirte er seit 1847 in Berlin, wo er mit dem Altersgenossen Paul Heyse eng befreundet wurde, in Bonn und Marburg; er wurde 1851 Lehrer in Marburg, 1852 in Hanau, 1855 in Magdeburg am Pädagogium zum Kloster U. L. F., 1858 in Berlin am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, und starb daselbst nach mehrjährigen schweren Leiden 16. Sept. 1861. Sein Hauptstudium bildete Plato, über den er eine Reihe von geschätzten Abhandlungen geschrieben hat. Gymn. Programme sind: „Die platonische Sprachphilosophie", Marburg 1852; „Ueber platonische Mythen", Hanau 1854; „Ueber den platonischen Politikos", Magdeburg 1857. Andere Abhandlungen und Analysen platonischer Dialoge sind in Zeitschriften erschienen (die werthvollsten sind verzeichnet bei Ueberweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie des Alterthums, 4. Aufl. Berlin 1871, S. 115—131); Uebersetzungen mehrerer platonischer Dialoge in der Osiander-Schwab'schen Sammlung; Ausgaben des Gorgias 1859 und des Protagoras 1861 in der Teubner'schen Sammlung. D. besaß emsigen Fleiß und seine Arbeiten zeugen von Sorgfalt und Scharfsinn; letzterer freilich hat ihn zuweilen verleitet, in Plato hineinzudeuten. Seinem bedeutenden Talent war nicht Zeit vergönnt um auszureifen. Lasson.

Deusing: Anton D., Arzt, den 15. Octbr. 1612 in Mörs (im ehemaligen Herzogthum Jülich) geb., genoß seine wissenschaftliche Ausbildung in Leyden, wo er sich zuerst mit der Philosophie, der Mathematik und den orientalischen Sprachen (arabisch, türkisch, persisch), später aufs eifrigste mit dem Studium der Medicin beschäftigte. Nach Erlangung des Doctorgrades kehrte er 1637 in seine Vaterstadt zurück, wo ihm der Lehrstuhl der Mathematik übertragen wurde: allein schon im Jahre darauf folgte er einem Rufe als Professor der Mathemathik und der Physik an die Universität in Harderwijk und wurde hier alsbald zum Stadtarzte und im J. 1642 zum Professor der Medicin ernannt. Vier Jahre später erhielt er einen Ruf als erster Professor der Heilkunde nach Gröningen, den er trotz der Anstrengungen, welche die Behörde in Harderwijk gemacht

hatte, um ihn an ihre Universität zu fesseln, annahm; hier wurde er mit Ehren überhäuft, 1648 zum Rector der Universität, 1652 zum Leibarzte des Grafen von Nassau ernannt. Im Winter 1665 zog er sich auf einer Reise, die er zu dem schwer verwundeten Grafen machen mußte, eine heftige Erkältung zu, in Folge deren er erkrankte und am 30. Jan. 1666 erlag. — D. verband mit einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die größte Anerkennung seitens seiner Zeitgenossen verschafft hatte, Mangel an Kritik und an gutem Geschmacke; ein ungerechtfertigtes Selbstvertrauen auf seine wissenschaftliche Ueberzeugung verwickelte ihn in zahlreiche gelehrte Streitigkeiten mit den bedeutendsten Aerzten seiner Zeit, mit Sylvius de la Boë, Borrich u. A., wobei er stets den Irrthum vertrat; er scheute sich nicht, an die Lösung der schwierigsten physiologischen Probleme zu gehen, ohne sich jemals ernstlich mit dem Studium der Anatomie befaßt zu haben, und so hat der Ruhm, den ihm seine zahlreichen litterarischen Producte (vgl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat. I. p. 43 und Bibl. pract. II. p. 701, Biogr. méd. III. p. 462) verschafft haben, sein Leben nicht überdauert. A. Hirsch.

Deusing: Hermann D., geb. am 14. März 1654 zu Gröningen, Sohn des Mediciners Anton D., von dem späteren Leydener Professor Christ. Wittich privatim vorbereitet, studirte seit 1670 Jura, machte 1682 wissenschaftliche Reisen durch Holland und Deutschland. Von Cocceji's Schriften angezogen, gab er sich theologischen Studien hin. Als alttestamentlicher Ausleger folgte er ganz der allegorisirenden Richtung dieser Schule, vorzugsweise in seinem „Moses evangelizans“, 1719. Seine „Demonstratio allegoriae historiae V. et N. T. juncta revelatione mysterii SS. Triados“ zog ihm die Excommunication zu. Er starb den 3. Jan. 1722 als Privatgelehrter.

Jöcher. Diestel, Gesch. des A. T. S. 457. 481. Siegfried.

Deutinger: Dr. Martin v. D., Dompropst und Geschichtschreiber, geb. 11. Novbr. 1789 in Wartenberg bei Erding, studirte in Freising und Landshut und wurde 21. März 1813 zum Priester geweiht. Nach seiner Promotion kam er 1814 als Registrator und Taxator in das Generalvicariat zu Freising. Hier, am Sitze der alten Bischöfe, im Anblicke der Ruinen, in welche durch die Säcularisation die einst von ihm selbst noch geschauten, an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Schöpfungen derselben sich aufgelöst hatten, mochte sich in ihm zuerst der Gedanke regen, wenigstens schriftlich der Nachwelt die Kunde von dem zu vermitteln, was die neuere Zeit nicht mehr hatte überdauern können. Der Umgang mit Männern wie mit dem hochverdienten Heckenstaller konnte ihm nur förderlich sein. Als Registrator im Generalvicariate hatte er am besten Gelegenheit, diesem Hange nachzugehen und er arbeitete mit einem unermüdlichen Fleiße daran, der ihn auch später unter der größten Last von Amtsgeschäften stets Zeit zur Fortsetzung der Arbeiten finden ließ. Seine Gründlichkeit und Genauigkeit, sowie die Liebenswürdigkeit seines Charakters war allgemein anerkannt. Freie Zeit hatte er so gut wie keine. Schon damals war seine Arbeit, die Ordnung der Acten nach den Stürmen der Säcularisation, eine ungeheuere. Bei Errichtung des Erzbisthums München-Freising kam er (28. Oct. 1821) als der jüngste Domcapitular nach München. Dort blieb er bis zu seinem Tode, wurde 31. Decbr. 1825 Oberkirchenrath und Schulrath im Ministerium des Innern, 28. Oct. 1836 Generalvicar, 1837 Mitglied der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften, 9. Juni 1841 Dompropst, 10. Oct. 1846 Director des allgemeinen geistlichen Rathes und des Metropolitangerichtes. Er starb als eines der Opfer, welche sich die officiell für erloschen erklärte Cholera aus den höheren Schichten der Münchener Gesellschaft holte, am 30. Oct. 1854. Unter

seinen schriftstellerischen Arbeiten (die er selber aufzählt im akademischen Almanach 1843, 211; 1849, 129) ist besonderer Erwähnung werth die Diöcesanbeschreibung der alten Diöcese Freising, jetzigen Erzdiöcese München-Freising. Es bestehen seit bald 600 Jahren bis zu der neu begonnenen (von Anton Mayer) deren nur vier: die erste durch Bischof Konrad III. von Freising im J. 1315 veranlaßt, die zweite des Generalvicars Stephan Sunderndorfer, die er 1524 bei Gelegenheit einer Diöcesanvisitation fertigte, die dritte von Fr. Jos. Ant. Schmid, Canonicus bei S. Andrä in Freising, 1738—48 verfaßt, endlich die 1820 durch D. herausgegebene „Tabellarische Beschreibung". Natürlich ist sie für die heutigen Bedürfnisse nach so vielen Veränderungen meist unbrauchbar. Aber geschichtlich ist sie von größtem Werthe und sehr zur gelegenen Zeit gemacht, weil sie bei Mangel anderer Nachrichten von den Folgen der Säcularisation über diese vielfach ausschließlich Kenntniß nehmen läßt. Später hat er auch „Die älteren Matrikeln des Bisthums Freising" neu erscheinen lassen in 3 Bänden (1849 u. 1850). Daneben zeichnen sich durch großen Werth aus die in 6 Bänden von D. im Vereine mit anderen Geschichtsforschern herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzb. M.-Fr.". Ein wirklich bedeutendes Verdienst erwarb er sich durch die von ihm geförderte Umgestaltung des „Schematismus" der Erzdiöcese. Sonst war dieser, nach Art der Staats- und Hofhandbücher, nur eine trockene Liste der Geistlichen, mit allen Titeln und Würden, der Pfründen und allenfalls der Seelenzahl der Gläubigen. Er aber machte aus dem Münchener Schematismus eine sehr wichtige Quelle für Geschichte und Statistik der Specialkirchengeschichte. Den größeren Theil derselben nehmen jetzt statistische Tabellen ein über die Verhältnisse der Seelsorge, der Schulen, dann eine Jahreschronik über die Ereignisse in der Diöcese, an den verschiedenen in ihr gelegenen kirchlichen und Unterrichtsanstalten, über die frommen und gemeinnützigen Stiftungen, Sammlungen, Vereine, über kirchliche und staatliche auf die Kirche bezügliche Erlasse, über Errichtung und Aenderung von Pfründen, über die vom Diöcesanclerus gefertigten schriftstellerischen Arbeiten, Biographien verdienter Geistlicher u. s. f. Die meisten baierischen Diöcesen haben diese vortreffliche Einrichtung nachgeahmt, und so, wie Schulte (Status dioecesium, Giessae 1866, p. IV) anerkennt, eine dankenswerthe Unterstützung für kirchenrechtliche, statistische und geschichtliche Arbeiten geliefert. Außerdem war D. für die Förderung der Zwecke des historischen Vereines von Oberbaiern sehr thätig, dessen Jahresberichte für 1852 u. 1853 von ihm sind.

Münchener gelehrte Anzeigen 1835, Nr. 4, 38 f. Beilage zur Augsburger Postzeitung, 13. Dcbr. 1854. Schematismus der Erzdiöcese München-Freising 1855, 216—231. A. Weiß.

Deutinger: Martin D., geb. in der Schachtenmühle bei Langenpreising in Oberbaiern am 24. März 1815, † in Pfäffers am 9. Sept. 1864, fand an seinem gleichnamigen Oheime (s. d. Art.) von frühester Jugend an einen Förderer seiner Erziehung und Bildung, besuchte die vorbereitenden Studienanstalten zu München und Freising, dann (1832) das Lyceum zu Dillingen und hierauf (1833) die Münchener Universität, wo er sich insbesondere durch Schelling Baader und Görres angeregt fühlte. Nachdem er das Studium der Theologie in Freising zum Abschlusse gebracht und (1837) die Priesterweihe empfangen hatte, wirkte er zunächst bis 1840 als Coadjutor in Rosenheim und hierauf als Krankencurat und Militärprediger in München. Gegen Ende des J. 1841 wurde er zum Lehrer der Philosophie am Lyceum zu Freising ernannt, und, nachdem er ein paar Monate hindurch der Münchener Universität als außerordentlicher Professor angehört hatte, im März 1847 an das Lyceum zu Dillingen versetzt. Als er 1852 in den erbetenen Ruhestand trat, siedelte er nach München um,

wo er später das Amt eines Universitätspredigers übernahm. Von einem Gehirnleiden ergriffen (1864), suchte er Hülfe in St. Moritz, eilte aber bald von dort nach Pfäffers, wo er starb. Sowie er schon in seiner Knabenzeit eine frische Begabung des Geistes und des Gemüthes zeigte und auch in späteren Jahren als Katechet oder Prediger und als öffentlicher Lehrer sein bedeutendes rednerisches Talent mit Erfolg verwerthete, so entwickelte er auch mit sprudelnder Lebendigkeit eine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Sehen wir hierbei von jenem, was in verschiedenen Zeitschriften zerstreut vorliegt, sowie von einzelnen gedruckten Predigten ab, so folgte auf einige kleinere Aufsätze (z. B. „Ueber das Verh. d. Hermes'schen Systems z. christl. Wissensch.") bald der Beginn seines Hauptwerkes, welches unter dem Titel „Grundlinien einer positiven Philosophie" in mehreren Abtheilungen erschien, nämlich: „Propädeutik" (1843), „Seelenlehre" (1843), „Denklehre" (1844), „Das Gebiet der Kunst im Allgemeinen" (1845), „Das Gebiet der dichtenden Kunst" (1846), woran sich anschließt „Beispielsammlung aus allen wesentlichen Entwicklungsstufen der Dichtkunst" (1846); hierauf „Moralphilosophie" (1849) und „Geschichte der griechischen Philosophie" (1852 f.). Daneben veröffentlichte er (abgesehen von Grundrissen der Logik und der Moralphilosophie, welche für seine Zuhörer bestimmt waren, 1847 f.) als Frucht mehrfacher in kunstgeschichtlicher Absicht unternommener Ferienreisen „Bilder des Geistes in Kunst und Natur" (1846 u. 1850, eine Fortsetzung gab aus Deutinger's Nachlaß Kastner heraus, 1866). Im J. 1850 gründete er eine Zeitschrift für religiösen Fortschritt „Siloah", welche jedoch bald wieder einging; auch ein von ihm gestifteter Verein für christliche Wissenschaft, als dessen Ergebniß unter seiner Leitung zwei Bände „Der Geist der christlichen Wissenschaft" (1850 f.) erschienen, löste sich aus Mangel an dauernder Theilnahme wieder auf. Nach einer kleinen Schrift „Wallfahrt nach Oberammergau" (1851) und einem Programm „Die organische Entwicklung der Philosophie in der Geschichte" (1851) folgten noch: „Das Princip der neueren Philosophie und der christlichen Wissenschaft" (1857), „Ueber das Verhältniß der Poesie zur Religion" (1861), „Beitrag zur Lösung der Streitfrage über das Verhältniß der Philosophie und Theologie" (1861), „Das Reich Gottes nach dem Apostel Johannes" (2 Bde., 1862 f., aus dem Nachlasse ergänzt durch Kastner, 1868) und „Renan und die Wunder" (1864). Nach dem Tode Deutinger's veröffentlichte Kastner außer den erwähnten Fortsetzungen auch noch die Schrift „Der gegenwärtige Zustand der deutschen Philosophie" (1866). D. knüpfte in seinem philosophischen Standpunkte an Baader an und suchte auf ähnliche Weise, wie dieser, in Gott und dessen Offenbarung den letzten positiven Grund aller Erkenntniß zu erfassen, aber sowie D. bezüglich der Durchführung des so begründeten Erkennens in höherem Grade die geistige Selbstthat des Menschen betonte, so versuchte er auch eine allseitige Systematisirung der Baader'schen Grundgedanken. Auf solchem Plane beruht Deutinger's „positive Philosophie", welche zur Versöhnung zwischen Glauben und Wissen führen soll und daher auch Gegenstände der christlichen Dogmatik (Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, Wunder, Unsterblichkeit und dgl.) speculativ zu construiren unternimmt. So sehr aber bei solchem Standpunkte eine Abneigung gegen jedweden Pantheismus von selbst geboten ist, so will D. hinwiederum auch den üblichen Dualismus vermeiden, d. h. er sucht den letzteren nicht durch Identitätsanschauungen aufzuheben, sondern durch irgend ein vermittelndes Drittes zu versöhnen, und gelangt so zu einer überall durchgeführten Verwerthung einer Trilogie, in welcher Einheit und Gegensatz dreieinig sich verbinden (z. B.: Gott, Natur, Mensch; Geist, Leib, Seele; Sein, Leben, Erkennen; Idee, Empfindung, Begriff; Wille, Sinnlichkeit, Denken; Vernunft, Natur, Sitte; Erhaben, Angenehm, Schön u. s. f.). Die Hauptgliederung des

Systems beruht darauf, daß der Wille in drei Ideen als Strahlenbrechungen der Einen Idee sich bethätigt, indem der Geist 1) im Denken ein Aeußeres innerlich setzt und dabei den Wahrnehmungsstoff auf Einheit zurückführend zur Wahrheit vordringt, 2) in der Kunst nach innerem Bilde ein Aeußeres gestaltet und, soweit der höchste Inhalt die entsprechendste Form erlangt, Schönheit erreicht, und 3) im Handeln das Gegebene zu einem über der Natur liegenden Zwecke benützt und in dieser Ineinsbildung das Gute verwirklicht. In der Einzelndurchführung folgt D., verführt durch seine rednerische Begabung, häufig einem Fluge der Gedanken und Worte, welcher sich durch den thatsächlich gegebenen Stoff nicht beirren läßt und daher einem kritischen Maßstabe nicht unterworfen werden kann, — eine Eigenthümlichkeit, welche sich am meisten in jenen Schriften fühlbar macht, welche die Geschichte der Philosophie betreffen. — In ausführlichster Breite handelt über ihn: Lor. Kastner, Mart. Deutinger's Leben und Schriften, 1. Bd. München 1875. Vgl. auch die anonyme (von Oischinger verfaßte) Schrift: Würdigung der positiven Philosophie Deutinger's, 1853.

Prantl.

Deutsch: Friedrich D., lutherischer Theologe des 17. Jahrhunderts, geb. 2. April 1657 zu Königsberg in Preußen, studirte hier und in Jena, reiste durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, ward 1676 Dr. theol., Professor, Pastor, später auch Consistorialassessor und Oberhofprediger in Königsberg, † daselbst 21. April 1709. Er ist der Verfasser verschiedener Schriften biblischen, theologischen, dogmatischen, dogmen-historischen, ethischen Inhalts, z. B.: „De justificatione", „De peccato orig.", „De definitione ecclesiae", „Chrysostomi et Theodoreti de s. coena sententiae", „De vera carnis Christi origine" „De perpetuo baptismi praecepto", „De natura et constitutione theologiae moralis".

Arnold, Hist. der Königsberger Universität II. 166 ff. Jöcher.

Wagenmann.

Deutsch: Chr. Friedr. v. D., Professor der Geburtshülfe in Dorpat. Geb. 1768 zu Frankfurt a/O., wurde er 1804 von Erlangen nach Dorpat berufen und starb 1843 zu Dresden, wohin er sich als Professor emeritus begeben hatte. Seine Schriften sind: „Dissert. inauguralis de graviditatis abdominalis singulari observatione", 1792. „Prolusio de necessitate obstetrices bene institutas publica auctoritate constituendi", 1798. Hecker.

Deutsch: Immanuel Oscar Menahem D., geb. 28. Oct. 1829 zu Neiße in Pr. Schlesien, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 16 Jahre alt die Universität zu Berlin. Hier widmete er sich verschiedenartigsten, insbesondere theologischen, philologischen und philosophischen Studien. Da er als Jude in seinem Vaterlande keine seinen Neigungen und Kenntnissen entsprechende Stellung finden konnte, ging er 1855 nach England, wo er bis zu seinem Tode als Assistant in the library departement am British Museum lebte. Als solcher setzte er mit rastlosem Eifer seine ausgedehnten wissenschaftlichen Untersuchungen, insbesondere über talmudische, phönikische und assyrische Litteratur fort; aber unvermögend sich mit ganzer Kraft Einem Gegenstande zuzuwenden und durch aufreibende Berufsgeschäfte in Anspruch genommen hat er weniger Bedeutendes geleistet, als ein reicher Geist, ein beispielloser Fleiß und ein umfassendes Wissen erwarten ließen. Von Arbeit, qualvoller Krankheit und vielfachen Widerwärtigkeiten verzehrt, starb der begabte und liebenswürdige Mann auf seiner zweiten Orientreise am 12. Mai 1873 in Alexandrien voll bitteren Schmerzes, daß er keinen seiner großen wissenschaftlichen Pläne auszuführen vermocht hatte. — Die zahlreichen mehr oder weniger gründlichen, zumeist aber glänzend geschriebenen Artikel, die D. in Zeitschriften und Encyklopädien gelegentlich veröffentlicht hat — in Chamber's Encyclopaedia allein 190 — geben keinen

sichern Anhalt für die Schätzung seines wissenschaftlichen Werthes. Hervorzuheben sind ein 1867 erschienener und bald in viele Sprachen übersetzter Essay über den Talmud, in welchem er gegenüber vielen gehässigen Beurtheilungen dieses Riesenwerkes die Lichtseiten desselben allgemeiner Theilnahme so nahe zu bringen sucht, als das in einer derartigen populären Abhandlung eben möglich ist, und ein 1869 veröffentlichter, nicht auf selbständiger Forschung beruhender Essay über den Islam, in welchem er vorzüglich den Einfluß jüdischer Anschauungen auf Mohammed's Lehre hervorhebt. Werthlos sind seine Arbeiten über hellenistische Litteratur und Geschichte der Philosophie. — Seine sämmtlichen hinterlassenen Papiere sind seiner Weisung zufolge nach seinem Tode verbrannt worden. Nur früher schon veröffentlichte Arbeiten enthalten seine „Literary Remains" (Lond. 1874; Nachdruck New-York 1874), denen eine ausführliche Lebensbeschreibung voraufgeht. Freudenthal. Rödiger.

Deutschmann: Johann D., geb. 10. Aug. 1625 in Jüterbog, † 12. Aug. 1706 in Wittenberg, einer der eifrigsten, aber auch bornirtesten lutherischen Streittheologen des 17. Jahrhunderts, College, Schwiegersohn und treu ergebener Schildknappe von Abraham Calov. — Vorgebildet in Halle unter dem damals berühmten Schulrector Gueinzius, ward er seit 1645 stud. theol. in Wittenberg, Schüler und Günstling von Hülsemann, 1648 Magister, 1652 Adjunct der philosophischen Facultät, machte eine akademische Reise durch Deutschland, Dänemark, Holland, wurde 1657 Prof. extraord., 1662 ord. und Inspector der Alumnen in Wittenberg, 1688 nach Quenstedt's Tod senior und Prof. prim. Schon unter seinen Zeitgenossen galt er als ein kleines Licht, entwickelte aber großen Eifer im Lesen (7—8 Stunden per Tag) wie im Disputiren, im Predigen wie in Verwaltung akademischer Aemter. Nie fühlte er sich wohler, als wenn er disputirte; deshalb mischte er sich auch in alle theologischen Streitigkeiten seiner Zeit ein, besonders in den synkretistischen Streit wider den jüngern Calixt, sowie in den pietistischen wider Spener, dem er in seiner „Christlutherischen Vorstellung" nicht weniger als 263 verschiedene Ketzereien vorwirft. Freilich diente diese Art der Polemik, wie die Studentenkomödien, die er in seinem Haus aufführen ließ und worin z. B. Calixt als greuliches Ungeheuer mit Hörnern und Klauen erschien, nur dazu, die altehrwürdige, aber tief herunter gekommene Wittenberger Facultät vor der ganzen Kirche zu prostituiren. Auch seine zahlreichen theologischen Schriften dienten nicht dazu, seinen Ruf zu heben: die Titel derselben füllen bei Jöcher mehr als zwei Spalten; es ist nichts darunter, was heute noch Werth hätte. Ein theologisches Steckenpferd von ihm war besonders die sogenannte Theologia paradisiaca, d. h. der Versuch, die Uebereinstimmung des Glaubens Adams und der Patriarchen mit dem lutherischen Lehrbegriff des 16. und 17. Jahrhunderts zu erweisen (so in seiner Schrift: „Theologia primi theologi Adami", „Symbolum apostolicum Adami", „Der Beichtstuhl im Paradies gestiftet" ꝛc.) — eine Absurdität, worin das dummgewordene Salz der lutherischen Orthodoxie in geschmacklosester Form sich selbst lächerlich machte.

Caspar Löscher's Leichenrede, Wittenb. 1706. Ranfft, Kursächs. Gottesgel. I. 234. Walch, Streitigkeiten der luth. Kirche, Bd. I. II. Tholuck, Geist der luth. Theol. Wittenbergs und in Herzog's Realencyklopädie. Die Titel der Schriften und Disputationen bei Jöcher. Wagenmann.

Deventer: Gerard Prouningk, genannt D., niederländischer Staatsmann, aus Herzogenbusch, war in seiner Vaterstadt ein Haupt der Protestanten, und ward darum 1567 gezwungen, auszuwandern. Nach der Genter Pacification zurückgekehrt, ward er 1579 aufs neue von den Katholischen vertrieben und siedelte sich in Utrecht an, wie viele Brabanter und Vlämingen, welche daselbst

sich den demokratischen Gilden und Bürgerwehrleuten anschlossen und eine ultracalvinistische Gemeinde den gemäßigten und „Libertiner“ gescholtenen Aristokraten gegenüberstellten. Sein Ruf als Finanzmann scheint ihm die hohe und schwierige Stelle eines Generalsteuereinnehmers der Generalität verschafft zu haben, die er 1581—88 verwaltete. Doch seine Rolle fing erst recht an, als der Graf von Leicester die Regierung antrat. D. gehörte zu den drei Verbannten, mit de Burchgrave (s. d.) und Reingoud (s. d.), welche die Berather des Landvogts waren. Er war in Utrecht das anerkannte Haupt der calvinistisch-demokratischen Partei und scheint der Leiter des im Herbste 1586 mit Gutheißen des Gouverneurs, der englischen Befehlshaber und des Statthalters, des Grafen von Neuenahr (s. d.), von den Bürgerhauptleuten ausgeführten Staatsstreiches gewesen zu sein, in Folge dessen an die 60 der angesehensten Häupter der Aristokratie verbannt wurden. Bei der darauf folgenden Magistratserneuerung ward D., obgleich er gesetzmäßig noch sieben Jahre zu warten hatte, ehe er Bürger der Stadt werden konnte, Bürgermeister, während die meisten Stellen der Verbannten mit anderen Emigranten besetzt wurden. So war er völlig Meister der Stadt, welche als drittes Glied mit den Eligirten (den Abgeordneten der fünf Capitel) und der Ritterschaft die Staaten der Provinz ausmachte. Sein Programm war Uebertragung der Souveränetät an England, Vermehrung der Autorität Leicester's, Reorganisation der Kirche in ultracalvinistischem Geist und Vernichtung des Uebergewichts Hollands. In die Generalstaaten abgefertigt, ward er aber, als unrechtmäßig gewählt, nicht zugelassen; und obgleich er sich geschickt zu vertheidigen wußte und Leicester sein Bestes für ihn that, blieben die Generalstaaten beharrlich bei ihrer Weigerung. Von jetzt an führte D. einen erbitterten Krieg mit den holländischen Regenten, an deren Führer, Oldenbarnevelt, er jedoch einen überlegenen Gegner fand. Doch ist es nicht zu leugnen, daß D. mit großem Geschick und nicht durch Gewalt, sondern durch listig angelegte gesetzliche Maßregeln, durch sehr gut geschriebene Actenstücke und Pamphlete und schlauen Rath an seine Parteigenossen den Kampf führte. Die Bekämpfung der gesetzmäßigen Autorität der Staaten, die durch Leicester verfochtene Theorie der Volkssouveränetät, welche jetzt zum ersten Male in der Geschichte der Niederlande auftauchte, scheint von ihm zu stammen. Doch ward er von seinen Anhängern oft ungeschickt unterstützt, und der unvergleichliche Unverstand des Gouverneurs that seinen Plänen vielleicht mehr als irgend etwas Abbruch. Als dieser endlich 1587 die Partie verloren gab und die Staatenpartei überall sonst siegte, wußte D. sich noch ein Jahr in seiner Stellung in Utrecht zu behaupten. Doch er hatte seinen Einfluß allmählich eingebüßt; Neuenahr und selbst viele Bürgerhauptleute, die geborene Bürger waren, wandten sich seinen Gegnern zu, und als 1588 die Zeit der Magistratserneuerung herannahte und er und seine Anhänger mit Gewalt ihre Stellen zu behaupten suchten, ward er von einer Contrarevolution, 5. October, ohne schweren Kampf überwunden. Er allein ward vor Gericht gestellt und als Hochverräther angeklagt, doch seiner ausgezeichneten Vertheidigung wegen nur verbannt. Er begab sich zunächst nach England, ließ sich aber bald in Holland nieder, wo er noch 1605, beschäftigt mit theologischen Schriften, lebte. Sein Sterbejahr ist unbekannt. D. war ein höchst merkwürdiger Mann, ein Parteiführer, wie wenige seiner Zeitgenossen, dabei unbescholten, nur hochmüthig und ehrgeizig. Die eigenthümliche Stellung des Emigranten trug viel bei, ihn auf seinen Weg zu treiben. P. L. Müller.

Devrient: Ludwig D., der jüngste Sohn eines begüterten Berliner Kaufmanns, dessen Familie aus Holland stammte und eigentlich de Vrient heißt, geb. 15. Dec. 1784, ist eine der größten und genialsten Persönlichkeiten in der Geschichte der mimischen Kunst, zugleich aber eine Erscheinung, die neben dem Ge-

fühl staunender Bewunderung, die wir dem Genius zollen, auch Empfindungen bitterer Wehmuth über die zerstörenden Ausschreitungen der menschlichen Natur gegen die künstlerische erweckt. D. ist nicht blos eine geniale, er ist auch eine bizarre, ja sogar für solche Naturen, welche sich nicht völlig und mit ihrem ganzen Denken und Fühlen in die Tiefen künstlerischen Schaffens versenken können, eine etwas unheimliche Erscheinung. Es hat in Deutschland und anderswo vielseitigere Darsteller gegeben, deren schmiegsames Talent sich allen, selbst den heterogensten Rollen anzubequemen wußte, keiner aber ist bisher in den Annalen der Kunst verzeichnet, welcher in der beschränkten Sphäre, die seiner innersten Natur zusagte und gleichsam wahlverwandt war, so Großes und Vollendetes geleistet hätte als Ludwig D. In sofern ist er ein wahrer Künstler gewesen, d. h. mit schöpferischer Kraft begabt, productiv selbst über die Intentionen des Dichters hinaus gestaltend, nicht blos receptiv dessen Spuren folgend. Auch als Mensch eine edle hochherzige Natur, die, unter günstigeren Verhältnissen erwachsen und nach ihrem wahren Werth sofort erkannt, ein leuchtendes Beispiel sittlicher Größe und Schönheit hätte werden können. Auch die Menschen haben an D. gesündigt, nicht blos er selber, und wenn in das Dunkel seines verdüsterten, zerrütteten Lebens hinein der volle Sonnenstrahl des Glückes nur in den Momenten der höchsten Kunstentfaltung leuchtete, so ist nicht er allein daran schuld. Schon seine Jugenderfahrungen waren keine guten. Ihm fehlte die Liebe der Mutter. Bald nach seiner Geburt war diese gestorben, und weder seine Geschwister noch sein Vater verstanden es dem eigenthümlich gearteten Kinde auch nur einigen Ersatz für das Verlorene zu bieten. Verkannt, verstoßen, in scheuer Verbitterung wuchs D. auf; wir dürfen uns nicht wundern, wenn er sich diesen Verhältnissen durch einen, freilich mißlungenen Fluchtversuch entziehen wollte, noch weniger darüber, daß die kaufmännische Lehre, welche er nach zurückgelegter Schulzeit durchmachen sollte, nicht nach dem Geschmack des Knaben war. Er hatte zwar auch für die gewöhnlichen Schuldisciplinen weder großes Talent noch Vorliebe bewiesen, wol aber für Recitation ihm zusagender Gedichte und für tolle Streiche. Diese setzte er noch während der Lehrzeit im Hause des Vaters fort, und als ihn dieser durch Strenge curiren wollte, indem er ihn nach Potsdam (zu einem Posamentirmeister) versetzte, schlug das Mittel völlig fehl. Der junge D. floh zum zweiten Mal auf gut Glück in die Welt hinaus. Zwar auch jetzt wurde seine Spur aufgefunden — wenn auch ziemlich spät — aber eine Besserung trat nicht ein. D. ergriff die erste Gelegenheit, sich unters Militär anwerben zu lassen. Er wurde zwar von der Familie losgekauft, aber sein Bruder Philipp, der sich nun seiner annahm (in Brody), verdarb jetzt an dem Jungen durch eine entgegengesetzte Erziehung, d. h. durch allzugroße Nachsicht, gerade so viel als früher der Vater durch übelangewandte Strenge. Er gerieth in bedenkliche Gesellschaft. Der Bruder sah sich genöthigt, um ihn dieser zu entreißen, ihn auf einer Reise nach Leipzig unter seiner unmittelbarsten Aufsicht mitzunehmen und hier entschied sich Devrient's Schicksal. Er sah im Theater den berühmten Ochsenheimer spielen und — bei der eben in Naumburg spielenden Truppe des Schauspieldirectors Lange angenommen, stand er am 18. Mai 1804 zum ersten Mal als Bote in der Braut von Messina auf den Brettern. Seine ersten Versuche waren nichts weniger als glücklich; er ward nur unter der Bedingung, sich zum Rollenausschreiben brauchen zu lassen, behalten. Zum ersten Mal zeigte sich zum Erstaunen seiner Collegen sein ungewöhnliches Talent, als ihm am 8. April 1805 in Zeitz die Rolle eines eben davongelaufenen Collegen, der Rudenz im Tell anvertraut ward. Jetzt gab man ihm größere Liebhaberrollen. Aber damit war der rechte Weg für sein Talent freilich noch nicht gefunden, denn für Liebhaberrollen war er, trotz seiner Vorliebe für sie, durchaus

nicht geschaffen. Es bedurfte der leitenden Hand eines Freundes und Gönners (Weidner), um ihn seiner eigentlichen Sphäre, dem Fach des Intriganten und Komikers, zuzuführen. Merkwürdig (wenn die Erscheinung auch nicht selten ist) daß D. während seiner ganzen theatralischen Laufbahn an dieser mangelhaften Kenntniß seines eigensten Humors gelitten hat; er krankte an einer falschen Rollensucht und hielt für absichtliche Zurücksetzung, was bloße Rücksicht auf ihn selber war, wenn ihm gewisse Rollen nicht zugewiesen wurden. Seine ersten Erfolge als Charakterdarsteller verschafften ihm ein Engagement an der Hofbühne zu Dessau, die unter Bossan's Direction stand, aber die Einsicht, daß er seine Charakterbilder (Franz Moor, Secretär Wurm, Harpagon u. a.) nicht in freier schöpferischer Gestaltung hinstelle, sondern großen Vorbildern, wie Iffland und Ochsenheimer abgesehen habe, erfüllte ihn bald mit Verzweiflung. In dieser Stimmung stürzte er sich, Zerstreuung und Vergessenheit suchend, in ein ungeregeltes Leben und es fehlte nicht viel, besonders als sein Vater durch das Anerbieten gänzlicher Verzeihung und Bezahlung seiner Schulden ihm die Rückkehr öffnen wollte, daß D. der Kunst entsagt hätte. Erst das Zureden eines Freundes löste den Zwiespalt in seinem Innern, und der durchschlagende Erfolg, der seiner zum ersten Mal eigenthümlichen, selbstgeschaffenen Leistung des Kanzlers Fessel in Iffland's „Die Mündel" zu Theil wurde, entschied endgültig über seinen Lebensberuf. Jetzt aber begann sein Genius die Flügel mächtig zu entfalten und die Folge davon war eine vollständige Aussöhnung mit seiner Familie. Ein furchtbarer Schlag traf ihn, als ihm kaum ein Jahr nach seiner Verheirathung seine Lebensgefährtin, eine Tochter des Musikdirectors Neefe, durch den Tod entrissen wurde. Mit ihr wurde sein eigentliches Lebensglück für immer zu Grabe getragen. Keiner hatte ein geregeltes Familienleben, geordnete häusliche Verhältnisse zu seinem Gedeihen so nöthig als D., und gerade ihm mußte diese nothwendige Stütze entrissen werden und er wieder in den Strudel eines wüsten Lebens unrettbar versinken! Dadurch kam nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine ökonomischen Verhältnisse zu Schaden, und der letzteren Klemme wußte D. sich nur durch die Flucht nach Breslau zu entziehen. Hier ward er 1809 als Ludwig D. (— bis zu seiner ersten Verheirathung 1807 hatte er den Namen Hertzberg geführt —) der große Darsteller, als welcher er 1815 auf Iffland's Veranlassung und als dessen Nachfolger nach Berlin ging, wo er, erst 48 Jahre alt, dem aufreibenden Leben, das er führte, und das auch durch eine dritte nicht glückliche Ehe zuletzt noch getrübt ward, 30. Dec. 1832 erlag. Schon während der letzten Jahre seines Lebens konnte er einige seiner größten Rollen nur mit höchster Anstrengung zu Ende führen, ja auch das gelang ihm nicht immer, bei „Franz Moor" und „König Lear" hinderte ihn vollständige Erschöpfung am Weiterspielen. Die häufigen Gastspielreisen zehrten auch an seiner Kraft, ganz besonders setzten aber seiner Gesundheit die nächtlichen Gesellschaften in der Lutter'schen Weinstube zu, wo sich um ihn und seinen genialen Freund, den als Schriftsteller bekannten Criminalrath E. T. A. Hoffmann, ein Kreis witziger aber zum Theil liederlicher Leute fast täglich versammelte. Ed. Devrient meint, wahrscheinlich mit Recht: „Alt wäre Ludwig D. auch ohne diese Extravaganzen kaum geworden, denn für einen solchen Feuergeist, für das fieberhaft aufgeregte Schaffen desselben, für die so zu sagen vulcanische Gluth seines Herzens und seiner Seele hatte sein Körper von Haus aus nicht Widerstandsfähigkeit genug." — In Berlin vermehrte sich das Repertoir Devrient's nur um wenige eigentlich bedeutende und gewaltige Rollen, wie z. B. Richard III. Daran war zum Theil allerdings der damalige Intendant Graf Brühl schuld, und Devrient's oft leidenschaftliche Klagen, daß man seine Glanzpartien parteiisch Andern zuweise, sind nicht immer ungerechtfertigt. Besonders war der berühmte Pius Alex. Wolff,

der unter Goethe seine Weimarerschule durchgemacht hatte, von Brühl, der selber zu den Anhängern dieser Schule gehörte, offenbar bevorzugt. D. war im Gegensatz zu dieser idealisirenden Richtung mit Leib und Seele der realistischen Auffassung der Berliner Kunstgenossenschaft ergeben. Daß er nie in seinem Leben dazu kam, Rollen wie den Mephistopheles oden den Jago zu spielen, für welche seine dämonische Natur recht eigentlich geschaffen war, muß im Interesse der Kunst tief betrauert werden (selbst Richard III. wurde ihm erst 1828 zugewiesen, als seine Kraft schon gebrochen war), auf der andern Seite darf zu Brühl's Entschuldigung geltend gemacht werden, daß er oft besser als D. selber die Grenzen kannte, welche dessen Kunstschöpfungen gesteckt waren und daß er darum ihn eher zurückhielt als vorwärtsdrängte. Rollen, wie Don Carlos (im Clavigo) und Marinelli mißlangen ihm, trotzdem daß er sie begierig gesucht hatte. Wo es eines sichern Anstandes, einer feinen weltmännischen Tournure, eines schönen würdevollen Ebenmaßes oder der leichten Grazie bedurfte, da war Ludwig D. nicht an seinem Platze; auch die Rollen, welche einen Aufwand getragener und declamatorischer Rhetorik verlangten, standen ihm schlecht; seine Sphäre lag nicht auf der hellen Sonnenseite des Lebens, sondern in den düstern Regionen des Dämonischen oder da, wo unser Verstand mit den menschlichen Erscheinungen um uns herum und mit den Grillen des Zufalls einigermaßen in Conflict kommt: im Komischen. Leider ist die Zahl der leichten Productionen seines komischen Talentes bei weitem größer, als die, in welcher er seine ganze schöpferische Genialität beweisen konnte. Trotzdem waren selbst diese kleineren Rollen dem Leben wie „abgestohlen“. Seine Glanzschöpfung auf komischem Gebiet war wol Falstaff (in Heinrich IV.), aber auch Philibert in „Der Stutzer“, der polnische Hausknecht im „Vorlegeschloß“, Elias Krumm, der Koch Syrus in Terenzens „Brüdern“ (welches Stück er durch seine Leistung der Bühne gewann), ja sogar Rochus Pumpernickel und Schneider Kakadu waren Lieblingsleistungen Devrient's und übten durch ihre phänomenale Komik eine solche Wirkung selbst auf die Mitspielenden, daß diese vor Lachen nicht weiter spielen konnten. Die kleineren Rollen wurden freilich je länger je mehr für ihn eine Nothwendigkeit, weil für größere seine Kraft nicht mehr ausreichte; an ihnen hat er den Rest derselben abgenutzt und dadurch seinen eigenen Ruf überlebt. Als er im J. 1819 die Regie des Lustspiels übernahm, war er voller Feuereifer, aber die völlig fehlerhafte Einrichtung der Intendantur, welche dem Regisseur keine Spur einer freien Bewegung und selbständigen Anordnung verstattete und die ein unwürdiges Spiel mit ihm trieb, erfüllte ihn mit steigendem Unmuth und legte seine Thätigkeit völlig brach. Lieber im Weinhaus dem sprudelnden Genius nach eigenem Ermessen die Zügel schießen lassen, als auf den Brettern als willenlose Puppe am Drath eines übermüthigen Bureau's tanzen — so dachte und that D. während der Proben. Das war, menschlich gefaßt, allerdings nicht eben gewissenhaft, aus seiner künstlerischen Seele heraus läßt es sich aber begreifen. Ueberhaupt steht sein Dasein als Künstler und seine Auffassung der Kunst in makelloser Reinheit da. Er kannte weder Prätention noch Gunstbuhlerei, „er spielte seine Rollen nicht, er lebte sie“, das heißt mit anderen Worten, seine eigene Individualität ging so vollständig auf in der Rolle, die er mit der ganzen Kraft seiner Seele erfaßt hatte, daß er sich selber völlig vergaß. Das ist die Art jener großartig angelegten Naturen, bei welchen eine begeisterte Intuition die kalte Reflexion überwiegt. Vermöge der ersteren schaffen sie Gebilde, welche selbst das innere Auge des Dichters in dieser lebensvollen Deutlichkeit nicht geschaut noch geahnt haben mag. Dies ist z. B. der Fall mit Devrient's Franz Moor, seiner großartigsten Leistung; sein größter und genialster Nebenbuhler in dieser Sphäre ist Fleck. Beide durften sich im Vertrauen auf ihre ursprüngliche Naturkraft,

auf ihr mit der Rolle congeniales Wesen in den gesteigerten Momenten ihres Schaffens der Inspiration überlassen; ihre Intuition war zu mächtig, als daß sie dabei straucheln konnten. Gerade diese persönliche Wahlverwandtschaft bedingt aber auch einen kleinen Kreis der darstellbaren Charaktere, und diesen Kreis werden gewöhnlich die dämonischen Naturen im weitesten Umfange und die humoristischen, besonders die an das Phantastische streifenden Figuren ausfüllen. Die reflectirende Kunst dagegen zieht diejenigen Bilder in ihre Sphäre, welche innerhalb der Grenzen des allgemein Menschlichen, des gewöhnlichen Lebens sichtbar sind; was diese Schranken überragt oder durchbricht, das Ungeheuere, Gigantische und Phantastische — alles dessen bemächtigt sich eine gleichsam ebenbürtige mächtige Naturkraft; das bewußte Thun tritt vor dem instinctiven zurück. Wenn aber ein solches Spiel leicht Gefahr läuft, die classisch ruhige Form zu sprengen, und im Vollgefühl der Kraft seine Mittel bis scharf an die Grenze der Uebertreibung zu steigern, so wußte D. gerade auf diesem Punkte jene selbe Kraft mit sicherem Griff zu zügeln; hier trat der wahre Künstlerverstand wieder in seine Rechte, denn L. D. war nicht blos ein Naturgenie, sondern auch ein Künstler, im Verein beider liegt seine Größe.

Tieck im Phantasus und den Dramaturg. Blättern; Ed. Devrient, Ueber Theaterschulen; derselbe, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst (Bd. 7, 8 und 9 der ges. Werke. Leipzig 1848 und 1861); Funck, Erinnerungen aus dem Leben Iffland's und L. Devrient's, Leipzig 1838; R. Prutz, Vorles. über die Gesch. des deutsch. Theaters. 1847; Gleich, Aus der Bühnenwelt. Leipzig 1866; Herm. Ulrici, L. Devrient als König Lear (im Shakespeare-Jahrb. II. 292); Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken, S. 71 ff. 77. 163 ff. 185. 246. 259. 272 ff. 306. 347 ff. (Devrient's Gastspiel in Wien im Nov. 1828). 413.

Emil D., des vorigen Neffe, geb. 4. Sept. 1803, † 6. Aug. 1872, ward, wie seine älteren Brüder Karl und Eduard, ursprünglich dem Kaufmannsstand bestimmt, folgte aber bald den Brüdern an die Bühne. In Braunschweig unter Klingemann trat er am 9. Nov. 1821 zum ersten Male auf und ward als Volontair für Schauspiel und Oper auf den Winter engagirt. Von dort ging er nach Bremen und 1823 nach Leipzig, wo er sich unter der einsichtigen Küstner'schen Direction zur europäischen Berühmtheit aufzuschwingen begann. Jetzt entsagte er auch der Oper (nur einmal in Hamburg übernahm er später, 1830, noch eine Opernrolle in Auber's Braut). 1825 mit Doris Böhler verheirathet, ging er mit dieser 1828 zu der in Magdeburg spielenden Gesellschaft Genast's, 1829 nach Hamburg und 1831 nach Dresden, wo er dauernd blieb. Von seiner Gattin, die als Schauspiel- und Opernsoubrette wegen ihrer Naturwahrheit und liebenswürdigen Laune sehr gefeiert ward, ließ er sich 1842 scheiden. Am 8. April 1856 feierte er in der Rolle des Posa sein 25jähriges Jubiläum in Dresden und ward darauf unter Ernennung zum Ehrenmitgliede unter der Verpflichtung eines halbjährlichen Gastspiels in Dresden pensionirt. Erst am 1. Mai 1868 trat er in der Rolle des Tasso ganz von der Bühne zurück. Aber auch außerhalb Dresden setzte er bis dahin seine Gastspiele fort, welche stets und überall von den glänzendsten Erfolgen gekrönt waren. Devrient's Hauptfach, welches er noch bis in sein vorgerücktes Alter mit dem Feuer erster Jugendlichkeit pflegte und für welches er durch Gestalt, Stimme und innere Anlage von der Natur in einem Maße ausgerüstet war, wie kaum je ein Darsteller, war das des jugendlichen Liebhabers und Helden. Seine ganze Erscheinung war von einem poetischen Hauch umflossen, und wenn seine tiefen, sympathisch klingenden Brusttöne, gepaart mit einem edlen, in der Grazie wie im Affect maßvollen und durch echt künstlerische Zucht geleiteten Spiel, ihm wie aus tiefster innerlichst

erregter Seele entquollen, so war, besonders in Rollen, welche seinem ganzen Wesen und seiner Neigung entsprachen, der Eindruck ein hinreißender. Er ist, wie dies sein Bruder Eduard richtig bezeichnet, „das Jugendideal des deutschen Theaters". Er hat sich, ehe er in Dresden seine Haupttriumphe feierte und als vollendeter Künstler sein Fach beherrschte, in manchen Städten (Braunschweig, Bremen, Leipzig, Magdeburg, Hamburg) und in den verschiedensten Rollen, sogar, durch seine Gattin namentlich dazu angetrieben, in Rollen derbkomischer Natur, auch als Sänger, wie sein Schwager Genast, und zwar als Bariton und Baß versucht. Um ein Virtuos in der eigentlichen Komik zu werden (worunter Rollen wie z. B. Bolingbroke in Scribe's „Glas Wasser" nicht zu verstehen sind), dafür fehlte ihm die Sympathie für die realistische Kleinmalerei; aber auch für Rollen, welche die höchste Gluth einer verzehrenden Leidenschaft darzustellen haben, war seine künstlerische Natur, welche nur ungern durch solche vulcanische Ausbrüche die selbstgezogenen Linien poetischer Schönheit und maßvoller Zucht durchbrechen ließ, weniger geeignet. Im Innehalten dieser, wir möchten sagen, griechischen Schönheitslinie war er so gewissenhaft und keusch, daß er eine Menge sogenannter Effectstellen nicht bis zum Erlaubten ausnutzte, wie er denn nichts weniger als „auf den Effect" spielte. Durch solche Eigenschaften, welche noch in ein besonderes Relief gehoben wurden durch eine makellose Reinheit und Lauterkeit der deutschen, d. h. dialektlosen Aussprache, brachte er es dazu, daß er in Rollen wie Tasso, Egmont, Orest (in Goethe's Iphig.), Coriolan (von Shakespeare), Posa, Ferdinand (Cabale und Liebe), auch Fiesco, Leicester (in Maria Stuart), ja sogar in Hamlet, trotz John Kemble und Charles Kean, das Höchste erreichte, was einem Schauspieler möglich ist und vollendete Kunsttypen aus ihnen schuf. Auch die Werke des sogenannten „jungen Deutschland" brachte er durch seine Darstellungen zu Ehren. Häusliche Zerwürfnisse (mit seiner nachher von von ihm geschiedenen Frau) vermochten die Flügel seines Geistes nicht für lange zu lähmen. Von den Eindrücken einer Pariser Reise frisch gekräftigt, betheiligte er sich zweimal an einem Gesammtgastspiel deutscher Schauspieler in London (1852 und 1853), wo er Hof und Publicum zu sonst nicht gewöhnlichen Beifallsbezeugungen begeisterte. Noch größer steht er aber vielleicht als echter Künstler da in seiner Selbstbeschränkung und Resignation, in welcher er seine eigene Person dem Ganzen unterordnete. So in dem durch Dingelstedt veranstalteten Gesammtgastspiel deutscher Schauspieler in München, wo er sich auch mit kleineren Rollen begnügte, um eine dramatische Gesammtwirkung zu ermöglichen. Emil D. ist für alle seine Kunstgenossen ein leuchtendes Beispiel nicht blos ruhmreichen künstlerischen Wirkens, sondern auch der echtesten, wahrsten Kunstgesinnung.

Vgl. Kneschke, Emil Devrient; Heinrich's Bühnenalmanach, 1857. S. 67 ff.; Entsch' Bühnenalmanach, 1869. S. 161 ff. 1873. S. 111 ff.

Karl August D., der älteste Bruder Emils und Eduards, geb. 5. April 1797 zu Berlin, † 3. August 1872, war gleichfalls vom Vater dem Handelsstand bestimmt, trat daher nach Absolvirung der Secunda im Grauen Kloster in das Comptoir eines Berliner Großhändlers und übernahm, nachdem er 1815 den Krieg als Freiwilliger im 8. Husarenregiment mitgemacht hatte, 1817 die Leitung der mercantilischen Geschäfte der chemischen Fabrik seines Oheims in Zwickau. Aber auch ihn zog die Begeisterung für die Kunst, namentlich die Bewunderung Iffland's und seines Oheims Ludwig zur Bühne. Letzterer verschaffte ihm die Aufnahme an der Braunschweiger Bühne, welche damals unter Klingemann's Leitung stand. Auch er, wie einst sein Oheim, erwarb sich mit dem Rudenz im Tell, seiner Debütrolle, am 28. Juli 1819 den ersten Beifall. Schon im December 1821 ward er für das Fach der ersten Liebhaber in Dresden

engagirt. Wie geistig so war er auch körperlich mit den schönsten Mitteln ausgestattet. Tieck (Krit. Schriften IV.) urtheilte von seiner Begabung für die Tragödie, seinem natürlichen Sprechton, dem vollen reinen Ton des Gemüthes, auf das vortheilhafteste, warf ihm aber Mangel an fleißiger Durchbildung der Rollen vor, mit denen er es auf etwas geniale Weise zu leicht zu nehmen liebe. Im J. 1823 hatte sich D. mit Wilhelmine Schröder (s. d. Artikel Schröder-Devrient) verheirathet, aber die Ehe war keine glückliche und ward 1828 wieder gelöst. Streitigkeiten um den Besitz der Kinder veranlaßten D., Dresden, wo inzwischen 1832 auch sein Bruder Emil engagirt war, am 1. April 1834 zu verlassen. Auf einer achtzehnmonatlichen Kunstreise studirte er darauf namentlich in Paris den Charakter des französischen Conversationslustspieles, dessen Leichtigkeit und Eleganz er sich bis zu hohem Grade anzueignen wußte. 1835 ward er in Karlsruhe und am 1. März 1839 in Hannover für das Fach der ersten gesetzten Helden engagirt. Damals als Hamlet, Posa, Egmont, Tell, Bolingbroke, Faust glänzend, trat er später zu den Väter- und Charakterrollen über, in denen er durch Schärfe der Charakteristik wie durch lebensvolles, frisches Colorit entzückte. Neben Odoardo, Oranien, Shylock gehörte Lear zu seinen glänzendsten Leistungen. Den Grundton seines Spieles bildete hohe Einfachheit, Wahrheit und Wärme; jeden äußerlichen Effect verschmähte er; das Ganze des Stückes stand ihm stets über dem Einzelnen und Persönlichen. Am 28. Juli 1869 war ihm vergönnt, noch in rüstiger Kraft und Frische sein 50jähriges Jubiläum zu feiern.

Vgl. Entsch, Bühnenalmanach 1870. S. 81 ff. Mähly.

Friedrich Phil. D., der älteste Sohn Karls und der Schröder-Devrient, geb. zu Dresden 31. Jan. 1827, betrat 1845 die Bühne in Detmold, ausgestattet mit reichem Talent und großer Schönheit. 1847 kam er als erster jugendlicher Held nach Bremen und schon 1848 an das Hofburgtheater in Wien. Leider mußte er Schulden halber 1852 von dort flüchten, worauf er in Frankfurt a. M., demnächst 1853 in Hannover und 1860 in Wiesbaden engagirt ward. Ueberall war er bald der Liebling des Publicums. 1865 folgte er einem ehrenvollen Ruf an das Petersburger Hoftheater, erlag aber dort schon am 18. Nov. 1871 einem Leberleiden.

Vgl. Entsch, Bühnenalmanach 1873. S. 144 ff. v. L.

Dewerdeck: Gottfried D., schlesischer Numismatiker, geb. 21. April 1675 in Liegnitz, † 13. Nov. 1726 als Pastor an der Frauenkirche und Assessor des Consistoriums ebendaselbst, wurde nach Beendigung seiner Studien in Leipzig, die er mit einer Reise durch Deutschland, Holland, England und Italien abschloß, vom Liegnitzer Rathe 1700 zum Diacon an der Frauenkirche gewählt und in Sorau ordinirt, mußte aber auf Grund eines von den Jesuiten bei Hofe erwirkten Befehls sofort wieder entlassen werden, weil alle erledigten Aemter an Kirchen, deren Patronat dem Kaiser zustand, und über die Stadtkirchen nahm er als Landesherr ein solches in Anspruch, grundsätzlich nicht wieder besetzt werden durften. Die evangelische Geistlichkeit sollte eben nach und nach aussterben. D. blieb in Liegnitz und lebte seinen Studien. Die Altranstädter Convention, welche den Evangelischen Schlesiens die ihnen weggenommenen Kirchen zurückgab, endete seine unfreiwillige Muße; er wurde alsbald zum Diacon an der Peter-Paulskirche berufen und erhielt 1716 das Pastorat an der Frauenkirche. Seine „Silesia numismatica, oder Einleitung zu dem schlesischen Münzcabinet“, Jauer 1711 in 4., mit 41 Kupfertafeln, auf eigene Kosten von ihm herausgegeben, ist für die Geschichte Schlesiens von hohem Werthe, leider aber ziemlich selten, da durch Sorglosigkeit der Hinterbliebenen Dewerdeck's viele Exemplare zu Grunde gegangen, viele unvollständig geworden sind. Von seinen beiden Dissertationen

„De officio civis christiani erga principem“, Lips. 1695 und „De officio principis christiani erga civem“, Lips. 1696 (von Rechenberg in seine Sammlung Dissert. historico-politic. vol. II. p. 751 ss. aufgenommen) ist die erste den Ständen des Fürstenthums Liegnitz gewidmet, welche ihm dafür ein Ehrengeschenk von 200 Thlrn. zuerkannten; die zweite aber hat mit der ihr angehängten These: pactis fundamentalibus, quibus principis potestas limitatur, imperaturo non fit injuria, ihm sicher in Wien keine Freunde gemacht. Außerdem hat er einige ascetische Schriften aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.

Leuschneri Spicileg. XIV. Ehrhardt, Presbyterol. IV. 232.

Schimmelpfennig.

De Wette: Wilhelm Martin Leberecht D. W., ein protestantischer Theologe ersten Ranges, geb. zu Ulla bei Weimar 12. Jan. 1780, † 16. Juni 1843, der Sohn eines sächsischen Pfarrers, bezog, vorgebildet seit 1792 auf der Schule zu Buttstädt, seit 1796 auf dem Gymnasium zu Weimar, 1799 die Universität zu Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hatte er schon in Weimar Herder kennen gelernt, dessen ästhetisirende Theologie D. W. später in der Weise von Fries weiter bildete, so theilten ihm in Jena Griesbach und Paulus jene kritische Richtung mit, in deren Verfolgung später seine glänzendsten Leistungen liegen sollten. Dieselben wurden in vielversprechender Weise eingeleitet durch die „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament“ (2 Bde., 1806, 1807), welche im Zusammenhang mit einer ähnlichen, auf dem Boden der classischen Philologie, Alterthumswissenschaft und Mythologie zur Geltung kommenden Richtung den mythischen Schlüssel zur Erklärung der biblischen Geschichte in Anwendung brachten und neue Aufschlüsse über die allmähliche Entstehung und Composition des Pentateuchs und der Chronikbücher ertheilten. Auch in ihrer durch die kritische Zersetzung hindurchgegangenen Gestalt blieben ihm übrigens die biblischen Bücher und Geschichten ein Heiligthum, das zu würdigen freilich nur demjenigen aufbehalten sei, welcher Sinn hat für „die Poesie der Geschichte“ oder die „ideal-symbolische Bedeutung der Wunder“, wie sich D. W. später gern ausdrückte. Solche Anschauungen und Bestrebungen schieden den jungen Gelehrten ebenso bestimmt von den herrschenden Schulen des Antirealismus und der Orthodoxie, als sie ihn mit der von den Heidelbergern Creuzer und Daub vertretenen romantischen Richtung innerhalb der damaligen Gelehrtenrepublik in Berührung setzten. Seit 1807 ist er nicht nur Mitarbeiter der genannten Professoren in den „Studien“, sondern auch ihr unmittelbarer College. Als Professor der Theologie veröffentlichte er seinen „Commentar über die Psalmen“ (1811), welcher nachher noch viermal (zuletzt von G. Baur 1856) erschienen ist und, da er durch die kühne Kritik vermeintlicher messianischer Psalmen, durch Opposition gegen die davidischen Ueberschriften und überhaupt durch den kühlen Ton ausschließlich wissenschaftlicher Behandlung, den Frommen zum Anstoß gereichte, vom Verfasser selbst später mit einem Nachtrag „Ueber die erbauliche Erklärung der Psalmen“ (1837, 2. Aufl. 1856) versehen wurde. Schon das Jahr 1810 führte den bereits ehrenvoll bekannt gewordenen Theologen an die neugestiftete Universität Berlin, wo er sich mit Schleiermacher in dem Bestreben begegnete, eine Theologie herbeizuführen, welche, über die Gegensätze und Gemeinplätze des Rationalismus und Supranaturalismus hinausgreifend, im Stande sei, den Anforderungen der Wissenschaft und des Glaubens in gleicher Weise zu genügen. Hier arbeitete er nicht blos sein „Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie“ (1814, 4. Aufl. von Räbiger) aus, sondern führte auch die im Verein mit Augusti begonnene, dann selbständig in die Hand genommene Uebersetzung des Alten Testamentes (1809—11) zu Ende; ja er verließ bereits das kritische und exegetische Gebiet, um in seiner Abhandlung „De morte Jesu

Christi expiatoria" (1813, vgl. seine Opuscula, 1830) die orthodoxe Versöhnungslehre zu bekämpfen und Jesu Tod als ein Opfer im menschlich idealen Sinne darzustellen. Gleichzeitig erschien der erste Theil seines „Lehrbuches der christlichen Dogmatik", welche die biblische Dogmatik enthielt (1813), und dem später ein zweiter, die kirchliche Dogmatik darstellender nachfolgte (1816, dritte Ausgabe beider Bände 1831—1840). Am bezeichnendsten für seinen theologischen Standpunkt ist übrigens die trefflich geschriebene kleine Schrift „Ueber Religion und Theologie" (1815, 2. Aufl. 1821), die als „Erläuterung zu seinem Lehrbuch der Dogmatik" auftrat. Man sieht daraus, wie sein religionsphilosophischer Standpunkt sich durchweg unter dem Einflusse seines Heidelberger Freundes J. J. Fries festgestellt hatte. Diesem rühmt D. W. noch in seinem Nachrufe nach, von ihm habe er gelernt, wie die Religion im Gefühle liege und mit der Kunst verwandt sei. Ungenügend — werden wir, wie von Fries, so auch von D. W. belehrt — sei die Stufe der Erkenntniß des blos mechanischen Zusammenhangs der Dinge, weil dadurch das Bewußtsein unserer Freiheit und unseres ewigen Werthes nicht gedeckt erscheint. Sobald aber einmal die Objectivität der sinnlichen Wahrnehmung erschöpft ist, bleibt kein anderer Ausgangspunkt für ein tiefer dringendes Erkennen mehr übrig als die im menschlichen Selbstbewußtsein sich verkündigenden sittlichen Aufgaben. Die Idee der Freiheit, unter der wir handeln, erzeugt mithin eine höher greifende Betrachtungsweise der Dinge aus Ideen, welche nicht von der sinnlichen Anschauung begleitet und nicht aus ihr entsprungen sind, wie umgekehrt auch der zeitliche Zusammenhang der Dinge aus ihnen nicht erklärt werden kann. Sie sind lediglich Gegenstände des Glaubens, in der Religion auf ursprüngliche Weise wirksam, wahrzunehmen aber mit dem Gefühl. „In der Schönheit und Erhabenheit der Natur und des geistigen Menschenlebens tritt der religiösen Ahnung die Erscheinung des wahren Seins und des ewigen Zweckes der Dinge entgegen." Es ist mit einem Worte die ästhetische Welt, wie sie sich dem Gefühle offenbart, aus deren Zusammenhang die Geheimnisse der Religion hier ihre Erklärung finden sollen, und nur dies unterscheidet D. W. von Fries, daß jener im Gegensatze zu diesem an der Unentrathsamkeit einer begrifflich formulirten, öffentlichen Religionslehre festhielt. Dieselbe werde aber immer rein ästhetische Bestandtheile, Andeutungen des Ueberschwänglichen enthalten und in dieser Richtung an die Symbolik der Bau- und Bildwerke, der Dichtung und des Gesanges, der heiligen Feste und Gebräuche erinnern.

Auch darin war D. W. je länger je inniger mit Schleiermacher verbunden, daß beide voll lebendigster Theilnahme am öffentlichen Leben den großen und gemeinsamen Interessen der Zeit nachgingen und an der sittlichen Hebung der Nation arbeiteten. In seiner Schrift „Die neue Kirche, oder Verstand und Glaube im Bunde" (1815), besonders aber in den „Theologischen Aufsätzen zur christlichen Belehrung und Ermahnung" (1819) hat D. W. den Begriff der „Sünde wider den heiligen Geist" geradezu als Widerstreben gegen die besseren und guten Regungen des Zeitgeistes bestimmt. Mochten schon solche Bemühungen nicht eben dazu beitragen, ihn in Regierungskreisen zu empfehlen, so führte sein Verhalten in der unglückseligen Angelegenheit Sand's bald zu einer Katastrophe. D. W. hatte bei einer Reise durch das Fichtelgebirge einst gastliche Aufnahme im Hause der Frau Justizräthin Sand in Wunsiedel gefunden und auch den Sohn flüchtig kennen gelernt. Ergriffen von dem Unglücke der Mutter richtete er am 31. März 1819 einen Brief an sie, worin er die That als eine „ungesetzliche", ja „unsittliche und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufende" bezeichnete, dagegen der Gesinnung des Thäters gegen das verdammende Urtheil des „großen Haufens" seine Anerkennung spendete und sogar be-

kannte: „So wie die That geschehen ist durch diesen reinen und frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.“ Eine Abschrift dieses Briefes kam dem König zu Gesicht, der dem Verfasser durch den Minister v. Altenstein zu wissen thun ließ, daß hierdurch seine Stelle als öffentlicher Lehrer der Theologie und der christlichen Moral unhaltbar geworden sei. D. W. zwar war der Meinung, er sei über eine so vertraulich geschehene Aeußerung „nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich“; selbst der akademische Senat legte Fürsprache ein. Umsonst! Am 2. Oct. 1819 erhielt er seine Entlassung, worin er sich, wie er dem König schrieb, mit dem Bewußtsein, „neun Jahre lang bei einem stillen, unbescholtenen Lebenswandel, mit redlichem Willen das ihm anvertraute Amt verwaltet zu haben“, fügte, indem er zugleich die ihm angebotene Geldentschädigung ablehnte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Theologen wie Schleiermacher, Hoßbach u. A. sich seiner mit persönlicher Gefahr angenommen haben, während Hegel, gegen dessen Berufung nach Berlin freilich D. W. einst protestirt hatte, das Einschreiten gegen ihn völlig in der Ordnung fand.

Der Gemaßregelte ließ sich nunmehr in Weimar nieder, beschäftigt nicht blos mit Schriftstellerei, sondern gelegentlich auch mit Predigten, was er bisher versäumt hatte. Eben war er im Begriff, eine Predigerstelle in Braunschweig zu erstreben, als ein Ruf an die theologische Facultät nach Basel an ihn erging. Er folgte diesem (1822) und blieb, trotz mehrfach sich eröffnender Möglichkeit, in sein Vaterland zurückzukehren, dieser seiner zweiten Heimath, wo ihm Kinder und Enkel heranwuchsen, treu bis zu seinem Lebensende. Als akademischer Lehrer wie als Kanzelredner erwarb er sich hier großes Ansehen und ungetheilte Achtung. Schon 1829 ward er in den Erziehungsrath gewählt und mit dem Bürgerrechte begabt. Angriffe wie der 1834 von dem orthodoxen Pfarrer De Valenti ausgegangene vermochten seine Stellung nicht zu erschüttern. Während er der Basler Missionsthätigkeit fern blieb, hat der Gustav-Adolfs-Verein (der „Protestantisch-kirchliche Hülfsverein“ der Schweiz) an ihm von Anfang an ein besonders wirkungskräftiges Organ gefunden. Im übrigen läßt sich nicht leugnen, daß die Basler Luft mit der Zeit ihren Einfluß geltend machte. Nicht blos in praktisch-kirchlichen Fragen wurde D. W. immer positiver und conservativer, wie z. B. seine „Ausschließung des Dr. Rupp von der Hauptversammlung“ (1847) beweist, sondern auch seiner wissenschaftlichen Strenge entriß die allmählich sich verändernde Sachlage vielfache, wenngleich unbewußte Concessionen, so daß er, welcher der von D. F. Strauß im „Leben Jesu“ geübten Kritik noch 1836 weit größere Zugeständnisse als irgend einer der namhafteren älteren Theologen gemacht hatte, sich doch mit der Zeit, seinem eigenen Ausdruck nach, aus den Reihen der „gefährlichen Stürmer“ zurückgedrängt sah in diejenigen der „conservativen Kämpfer“.

Dieses Urtheil gilt selbst bezüglich derjenigen Werke, welche seinen Namen am längsten erhalten werden, des „Lehrbuchs der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments“, davon der alttestamentliche Theil schon 1817 (achte Ausgabe von Schrader 1869), der neutestamentliche 1826 (sechste Ausgabe von Meßner und Lünemann 1860) erschien. Während er den ersten dieser Theile selbst mit Recht für das gediegenste seiner Lehrbücher hält, wiewol auch hier seine Kritik gewöhnlich nicht über die Skepsis hinausführt, schwankt sein Urtheil im zweiten von einer Auflage zur andern hin und her, so daß dieses, den jeweiligen Stand der neutestamentlichen Wissenschaften in den dreißiger und vierziger Jahren treu darstellende Werk zum sprechenden Spiegel für die noch jugendlich unbeständige Kritik jener Periode geworden ist. Dem kritischen Zweifel wird durchweg seine volle Berechtigung eingeräumt und

versichert, die Kirche könne davon nichts befürchten, wenn der Kritiker völlig vorurtheilslos zu den Urkunden über ihren Ursprung sich verhalte. Aber eben deshalb fällt dieser Kritik mehr nur die formale Aufgabe zu, den Forschungstrieb rege zu erhalten; ihre Untersuchungen sind Uebungsstätten für den gelehrten Scharfsinn der Theologen. Diese aber lehrte der Verfasser an seinem eigenen Beispiel, wie man bei aller kritischen Stimmung zuletzt doch in der Hauptsache bei solchen Ergebnissen anzulangen vermöge, welche den traditionellen Vorstellungen günstig entgegenkommen. Er nahm in Bezug auf den zweiten Thessalonicherbrief und im Grunde auch auf das Johannes-Evangelium seine eigenen Zweifel später wieder zurück; dagegen hielt er die Apokalypse allerdings um so sicherer für unjohanneisch, den Epheserbrief und die Pastoralbriefe für unpaulinisch, die Petrusbriefe für unpetrinisch — lauter negative Urtheile, die seitens der neueren Wissenschaft glänzende Bestätigung empfangen haben. Schließlich haften solche mit unbestechlichem Wahrheitssinn festgehaltene Verneinungen aber doch immer nur an Einzelheiten und wirken nicht durchschlagend und nachhaltig. Selbständiges hat der Verfasser überhaupt nur bezüglich des Epheserbriefs und der Pastoralbriefe, am wenigsten dagegen bezüglich der Evangelienfrage geleistet. An diese seine neutestamentliche Einleitung reiht sich übrigens in würdigster Weise sein „Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament“ (3 Bde. in 11 Theilen, 1836—48, wovon seither einzelne Theile in dritter und vierter Auflage erschienen sind). Wie D. W. zwar nicht wirklich productiv, aber ein unerreichter Meister in der Verarbeitung eines gegebenen Stoffes war, so zeichnen sich diese Lehr- und Handbücher durch gedrängte Kürze und compendiarische Uebersichtlichkeit aufs vortheilhafteste aus. Sie sind geradezu sprüchwörtlich dafür geworden. Leidet auch das exegetische Werk in seinen ersten Ausgaben an erheblichen Mängeln, wie denn der Standpunkt der Evangelienkritik ein völlig haltloser ist, aber selbst der Römerbrief sich nur allmählich vervollkommnete, so darf es sich doch selbst seitens eines F. Ch. Baur des anerkennenden Lobes erfreuen: „Man kann sich mit Hülfe desselben überall im Neuen Testament sehr leicht orientiren. Es gibt eine Zusammenstellung aller erheblichen Erklärungen mit einem Urtheil, das von einem sehr richtigen exegetischen Takt, gründlicher Sprachkenntniß und unbefangener Schriftforschung zeugt.“ (Geschichte der christlichen Kirche, V. S. 418.)

Nächst seinen biblisch-kritischen Arbeiten galt De Wette's Vorliebe dem Gebiete der Sittenlehre, wie denn die innige Verknüpfung des wissenschaftlichen Factors mit dem praktisch-ethischen überhaupt zu den ihn am meisten bezeichnenden Zügen gehört. Er hat die Ethik nicht weniger als dreimal behandelt, noch in Berlin als „Christliche Sittenlehre“ (3 Bde. 1819—21), in Basel als vor einem gemischten Publicum gehaltene „Vorlesungen über die Sittenlehre“ (2 Bde., 1813 u. 1824), endlich als „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre“ (1833). In der That hat er auf diesem Gebiete, indem er die casualistische Methode der Zeit durch einen systematischen Aufbau der Moral auf dem Grunde einer dem Glauben entsprungenen christlichen Gesinnung überwand, bleibendere Erfolge erzielt, als auf demjenigen der Glaubenslehre, wo seine Unterscheidung der verständigen und der ästhetischen Ansicht von den Dogmen der Lehre von einer doppelten Wahrheit ziemlich ähnlich sah und in das religiöse Bewußtsein einen Dualismus verpflanzte, welchem es an der vermittelnden Einheit gebrach (vgl. Baur, S. 216). Den pantheistisch-mystischen Zug Schleiermacher's theilte er nicht, wie er auch Schelling's und Hegel's speculative Religionstheorien entschieden verwarf. Mystik und Speculation sind seine Sache nicht. Gleichwol hat er auch dogmatische Stoffe immer wieder in neue Formen umgegossen, wie seine „Vorlesungen über Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen und ihren

Einfluß" (1827) und sein „Wesen des christlichen Glaubens" (1846) beweisen. Selbst zur praktischen Anwendung der Resultate der biblischen Wissenschaften hat D. W. reichliche Anleitung gegeben, in Beziehung auf allgemeine Andachtszwecke in dem Werke „Die heilige Schrift des neuen Bundes" (1825—28), in Beziehung auf Katechetik in der „Biblischen Geschichte als Geschichte der Offenbarung Gottes" (1846), in Beziehung auf Homiletik in seinen „Predigten" (4 Sammlungen, 1825—29, neue Ausg. 1833, 46 und 59, wozu noch ein Nachtrag 1849). Am nachhaltigsten aber hat er für Verbreitung biblischen Wissens gewirkt durch seine seit 1831 herausgegebene „Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes" (4. Aufl. 1858) — eine Bibelübersetzung, welche lange Zeit über in protestantischen gebildeten Kreisen nächst der lutherischen die gelesenste war. Dem Studium der Reformationsepoche war D. W. schon in einem, vom „Reformationsalmanach" für 1820 gebrachten Aufsatz „Ueber den sittlichen Geist der Reformation" nahegetreten; in Weimar hat er dann den Stoff gesammelt zu seiner werthvollen Sammlung „Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken" (5 Bde., 1825—28. Bd. 6 von Seidemann, 1856). Aber selbst das Gebiet künstlerischer Darstellung ist ihm nicht fremd geblieben, wie seine romanartigen zu ihrer Zeit viel gelesenen Werke beweisen: „Theodor oder des Zweiflers Weihe" (1822, 2. Aufl. 1828 — wogegen Tholuck 1823 die „Wahre Weihe des Zweiflers" schrieb) und „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist" (1829). Nachdem er einen Winter in Rom verbracht hatte, schrieb er noch als hoher Sechziger seine „Gedanken über Malerei und Baukunst" (1846). Erwägt man noch die zahlreichen kleineren Veröffentlichungen, besonders auch in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften — zuerst der „Theologischen Zeitschrift", in Gemeinschaft mit Schleiermacher und Lücke, dann der „Wissenschaftlichen Zeitschrift", in Gemeinschaft mit Basler Professoren — so kann man den gänzlich unermüdlichen und so Vieles umfassenden Fleiß des treuen Arbeiters, der dabei ein edler Mensch von reinstem sittlichem Streben war, nur bewundern, wehmüthig zugleich aber auch des letzten Bekenntnisses gedenken, in welchem sich ein gewisses Gefühl des Unbefriedigten selbst einem so rühmlichen Tagewerk gegenüber kund gibt:

Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseintracht war vernichtet.
Ich mischte mich mit in den Streit,
Und ach — ich hab' ihn nicht geschlichtet.

Vgl. Schenkel, De Wette und die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit, Schaffhausen 1849. Hagenbach, Leichenrede, 1849. Akademische Gedächtnißrede, 1850. Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer, Basel 1860. Herzog's Real-Encyklopädie, XVIII, S. 61 ff.

Holtzmann.

Dewitz: Joachim Balthasar v. D., brandenburgischer Generallieutenant, geb. den 25. Febr. 1636 auf dem väterlichen Gute Hoffelde bei Regenwalde in Hinterpommern, war Page am Hofe des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg, trat dann in brandenburgische Dienste in dem Cavallerieregiment des Generalmajors v. Quast, und machte als Rittmeister 1672 den Krieg des großen Kurfürsten gegen Ludwig XIV. von Frankreich zum Schutze Hollands mit. 1675 focht er bei Rathenow und Fehrbellin und zeichnete sich in dieser Schlacht so aus, daß er noch während derselben zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Nachdem der Regimentsoberst v. Mörner gefallen und der Oberstlieutenant v. Treffenfeld verwundet war, hatte D. das Commando übernommen und zwei feindliche Regimenter nebst drei Schwadronen Finnländer über den Haufen geritten. Im April 1679 zum Oberst des Leibregiments befördert, stand er 1684 an der

Spitze der brandenburgischen Truppen, welche zur Ausführung der über Mecklenburg ausgesprochenen Kreisexecution das Land besetzten. 1689 wurde er Generalmajor und war 1693 Generallieutenant, wurde auch im letzteren Jahr zum Commandanten von Colberg ernannt, doch blieb er bis zum Frieden von Ryswijk 1697 bei der Armee. Er starb den 9. April 1699 zu Colberg, nachdem er drei Mal vermählt war: 1666 mit Anna Hedwig v Mörner († 1672), 1677 mit Margaretha Dorothea v. Dewitz († 1692) und 1694 mit Louise v. Derfflinger, Tochter des berühmten Feldmarschalls, durch deren bedeutendes Vermögen er in den Stand gesetzt wurde, einen großen Theil der Dewitz'schen Familiengüter wieder zu erwerben. Auch vermachte sie nach ihrem Tode ansehnliche Capitalien zu milden Zwecken für Dewitz'sche Unterthanen.

Wegner, Familiengeschichte der v. Dewitz I. S. 309. v. Bülow.

Dewitz: Jobst v. D., geb. 1491, † 20. Febr. 1542 zu Wolgast und daselbst in der fürstlichen Gruft beigesetzt, genoß eine gelehrte Erziehung in Italien und kam schon als Jüngling an den pommerschen Hof, wenn auch seine staatsmännische Thätigkeit daselbst erst nach dem Tode Herzogs Bogislav X. beginnt. Im J. 1532 wurde er Schloßhauptmann zu Wolgast, war des jüngern Herzogs Philipp I. von Wolgast Beistand bei der Erbtheilung mit dem Oheim Herzog Barnim XI., und blieb von da an sein erster Rath und Leiter der inneren und äußeren Angelegenheiten des Landes, wobei er einen klaren, scharfen Verstand, große staatsmännische Klugheit und einen praktischen Blick zeigte. An der Einführung der neuen Lehre in Pommern hatte er wesentlichen Antheil, hatte 1524 Luther in Wittenberg selbst kennen gelernt und wirkte auf den Landtagen unermüdlich dahin, daß endlich auch der widerstrebende Adel des Landes sich fügte. An der Kirchenvisitation und Einziehung der pommerschen Klöster war er persönlich mitbetheiligt. Im J. 1535 begab er sich im Auftrage beider Herzoge von Pommern, Barnim XI. und Philipp I., zum Kurfürsten von Sachsen, um ihre Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nachzusuchen, zugleich aber die Vermählung Herzogs Philipp mit Maria, Tochter des Kurfürsten zu vermitteln. — Jobst v. D. war vermählt mit Ottilie v. Arnim a. d. H. Gerswalde, von der er einen Sohn Bernd und zwei Töchter hatte, und welche er am 29. Juli 1538 zu Wolgast für ihr Eingebrachtes mit dem Wohnhause zu Daber, mehreren Liegenschaften und reichem Schmuck beleibgedingte. Sie † den 25. Juni 1576 zu Daber, ihr Grabstein in der Stadtkirche daselbst zeigt neben dem ihrigen auch das Bild ihres Gemahls in schön ausgeführter Reliefarbeit. — Alle pommerschen Geschichtschreiber stimmen in dem Lobe überein, welches sie Jobst v. D. zollen. Außer seinen staatsmännischen Tugenden zierten ihn tiefe Frömmigkeit, Aufrichtigkeit und Demuth, neben einer sehr gediegenen wissenschaftlichen Bildung und gründlichen Gelehrsamkeit.

Wegner, Familiengeschichte der v. Dewitz I. S. 217. Urk. des königl. Staatsarchives zu Stettin. v. Bülow.

Dewora: Victor Joseph D., Domcapitular, Dompfarrer und Stadtdechant zu Trier, geb. 21. Juni 1774 zu Hadamar, † 3. März 1837, empfing seine erste Bildung von einem Onkel, dem Exjesuiten Franz Clar, studirte in Coblenz und Trier, später noch in Mainz und Würzburg. Am letzteren Orte hörte er die Vorlesungen der Professoren Wiesner, Oberthür, Onymus und Feder und wurde unter den Regenten Leibes und Zirkel im bischöflichen Seminare zur Seelsorge vorgeübt. Letztere Studien setzte D. im Priesterseminare zu Fulda fort und wurde daselbst am 23. Sept. 1797 vom Fürstbischof Adalbert III. zum Priester geweiht. Er arbeitete hiernach als Gehülfe zunächst in Friedhofen bei Hadamar, dann zu St. Goarshausen am Rhein, später zu Perl im Regierungsbezirke Trier, und zuletzt in der Vorstadt St. Matthias von Trier, wo er

1808 vom Bischof Mannay zum Pfarrer ernannt wurde. Im trier'schen Departement befand sich damals keinerlei Bildungsanstalt für angehende Schullehrer, weshalb D. im Herbste 1810 in seinem geräumigen Pfarrhause eine Menge religiös gesinnter, braver Jünglinge und Männer um sich versammelte, um sie durch Belehrung und Uebung für ihren Beruf vorzubereiten oder tauglicher zu machen. Seine fruchtreichen Bemühungen fanden bald große Theilnahme und auch Unterstützung der damaligen französischen, sowie späterhin der preußischen Regierung. Bei rastlosem Eifer, welcher auch nicht ermüdete, wenn täglich acht bis zehn Stunden zu geben waren, gelang es ihm, von 1810—24 etwa 700 Lehrer auszubilden und zu vervollkommnen, welche sich durch Geschick und Berufstreue auszeichneten. Die Theilnahme des Publicums und der Behörden erhielt D. außerdem durch öffentliche Prüfungen wach, von welcher die erste 1811 abgehalten wurde und sich des Beifalles aller Anwesenden, insbesondere auch des Präfecten des Departements erfreute. Von dieser Zeit ab erhielt er eine jährliche Unterstützung von 1500 Francs und außerdem noch 300 Francs für Brennmaterial, Lehrapparate rc. und konnte sich einige Gehülfen halten. Im J. 1813 wurde der Unterricht jedoch unterbrochen, da nach der Schlacht von Hanau das Pfarrhaus längere Zeit mit kranken und sterbenden Soldaten angefüllt war und als Nebenlazareth benutzt wurde. Im J. 1815 konnte D. seine liebgewordene Thätigkeit erst wieder aufnehmen. So war D. zugleich Gründer eines Lehrerseminars, welches unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. zur königlichen Anstalt erhoben wurde. Mit D. arbeiteten unter anderen Stieldorf und Muhl an der Anstalt, welcher Pestalozzi's Geist und Methode nicht fremd blieben. — Als im J. 1824 das trier'sche Domcapitel neu organisirt wurde, erhielt D. ein Canonicat und wurde zugleich vom damaligen Bischofe v. Hommer zum Domprediger und bischöflichen Rath bestellt. Diese Aemter bekleidete er mit unermüdeter Treue bis zu seinem allgemein beklagten Tode. Das Seminar zu St. Matthias bestand nach Dewora's Abgange noch etwa 10 Jahre und wurde alsdann vom Minister v. Altenstein nach Brühl verlegt. Dewora's Name war in ganz Deutschland hoch geachtet und seine theologischen und pädagogischen Schriften, deren Zahl sich über 50 erstreckt, fanden vielen Beifall und große Verbreitung. Unter letzteren nennen wir: eine „Anleitung zur Rechenkunst" (4. Aufl. 1821), eine „Abhandlung über Lehre und Strafe in der Schule" (1821), eine „Fibel in zwei Cursen" (1819), ein „Hülfsbuch zu Begriffserklärungen in Elementarschulen" (1820), ein „Büchlein über gleich- und ähnlich lautende Wörter" (1817), „Tugendblüthen, ein Lesebuch für kleine Mädchen" (1833) und „Die Macht des Gewissens in Erzählungen für die Jugend" (1833).

Kellner.

Deycks: Ferdinand D., Philolog und Aesthetiker, geb. am 22. Novbr. 1802 zu Burg im Herzogthum Berg, † am 18. Decbr. 1867. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Düsseldorf, wo er so glücklich war, in den Familienkreis der Familie Jacobi in dem benachbarten Pempelfort eingeführt zu werden, bezog D. 1820 die frisch aufblühende Universität zu Bonn, wo er unter Brandis, Heinrich, Naeke, Niebuhr, Welcker Philologie studirte, aber auch jede Gelegenheit benutzte, um sich eine allgemeine Bildung, von der seine vielseitigen Schriften ein so rühmliches Zeugniß ablegen, zu erwerben. Von Bonn begab er sich 1823 nach Berlin, wo er 1824 seine Universitätsstudien unter der Leitung von Fr. A. Wolf, Boeckh, Schleiermacher u. A. vollendete. An den Rhein zurückgekehrt, erwarb er sich 1827 in Bonn durch die Abhandlung „De Megaricorum doctrina eiusque apud Platonem et Aristotelem vestigiis" die philosophische Doctorwürde. Bald darauf begann er seine Lehrthätigkeit als Collaborator am Gymnasium zu Düsseldorf, wo durch den Umgang mit den Meistern der dortigen Malerakademie

und mit dem Dichter Immermann seine schwärmerische Liebe für Kunst und Poesie mächtig geweckt und gefördert wurde. 1828 erhielt er einen Ruf an das Gymnasium zu Coblenz, wo er bis zum J. 1842, zuletzt als Oberlehrer und Professor, segensreich wirkte. Hier begründete er auch seinen schriftstellerischen Ruf außer mehreren Programmen („Platonis de animorum migratione doctrina“, 1834, „De Antisthenis Socratici vita et doctrina“, 1841) durch seine Schrift über „Goethe's Faust“, 1834 und durch seine treffliche, mit einer gehaltvollen Vorrede ausgestattete „Auswahl deutscher Gedichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts“, 1836, 3. Aufl. 1853. Im Herbste 1842 unternahm er eine Reise nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien und Sicilien, von wo zurückgekehrt er 1843 zum Professor an der Akademie in Münster ernannt wurde, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode mit der treuesten Hingebung wirkte und besonders als Leiter des philologischen Seminars sich große Verdienste erwarb. Auch als Schriftsteller entwickelte D. in Münster eine große Thätigkeit. In diese Zeit fallen eine neue, stark vermehrte und verbesserte Ausgabe seiner Schrift über Goethe's Faust, 1855, die schöne Schrift „Fr. Heinr. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe“, 1848, die historisch-litterarische Abhandlung über ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem, mit besonderer Rücksicht auf Ludolfs von Suchem Reisebuch des heil. Landes, 1848, der eine Ausgabe des Ludolf 1851 in den Publicationen des litterarischen Vereins folgte; ferner zahlreiche akademische Programme, besonders archäologischen, epigraphischen und litterarhistorischen Inhalts und viele Aufsätze über römische Reste am Rhein in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthümern im Rheinlande. Alle Schriften Deycks' verrathen, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Gehalte, einen lebhaften Geist, feinen Kunstsinn und ein tiefes, für alles Edle und Schöne hochbegeistertes Gemüth.

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller im 18. und 19. Jahrh., Münster 1866. Memoria Ferdinandi Deycksii. Scr. Franc. Winiewski, Münster 1868. Professor Dr. Deycks, ein Nachruf, Münster, den 8. April 1868. H.

Deyling: Salomo D., geb. am 14. Sept. 1677 zu Weida im Voigtlande, besuchte zuerst die Schule in Lengefeld, wohin sein Vater, ein Bierbrauer, verzog, dann, von einem benachbarten Pfarrer weiter ausgebildet, das Gymnasium zu Zwickau. Er studirte seit 1697 zu Wittenberg anfänglich Medicin, dann Theologie und ward 1699 Magister. Nachdem er einige Zeit Hauslehrer in Schlesien gewesen war, habilitirte er sich zu Wittenberg mit einer Disputation „De fletu super Thammuz“, in welcher er die bekannte Stelle Ezech. 8, 14 unter Berücksichtigung der rabbinischen Commentare erläuterte (dieselbe ist abgedruckt in s. „Observationes sacrae“, T. III, zur Sache vgl. Creuzer, Symbolik II, 417 ff. und Movers, Phönicien, Bd. I, S. 195 ff., 210). 1704 ward er Archidiaconus zu Plauen, 1707 Licent. theol., 1708 Pastor und Superintendent zu Pegau, 1710 Dr. theol., 1716 Generalsuperintendent zu Eisleben, 1720 Pastor zu St. Nicolai in Leipzig, dann Superintendent und Domherr zu Zeitz und Meißen. Er starb am 5. Aug. 1755 (die Zahl 1766 in Meusel's Lex. Bd. II, S. 344 ist ein Druckfehler, wie aus dem von ihm selbst angeführten Winkleri programma Acad. Lips. in obitum S. Deylingii, Lips. 1755, erhellt. Vgl. außerdem Adelung Bd. II, S. 683 ff. u. Ersch und Gruber, Encykl. I, 24, S. 394). — Von seinen zahlreichen Schriften, deren ausführliche Verzeichnisse man bei Adelung und Meusel a. a. O. findet und zu denen noch viele Abhandlungen in den „Acta eruditorum“ hinzukommen, sind zunächst hervorzuheben die „Observationes sacrae“, P. I. 1708, 2. ed. 1720, dann 1735. P. II. 1711. 1720. 1735. P. III. 1715. 1720. 1735. P. IV. 1736. P. V. 1748 (s. den aus-

führlichen Titel bei Meusel a. a. O. S. 346). Es sind Abhandlungen über sehr verschiedene Themata, die aber alle der Kritik und Exegese des Alten und Neuen Testaments angehören und in Bezug auf die Geschichte der Auslegung und der Kritik nach dem Standpunkte der damaligen Zeit wegen ihrer Vollständigkeit und Sorgfalt zu loben sind. Der Standpunkt ist der des lutherischen Dogma und die Tendenz polemisch und apologetisch. Namentlich werden Spinoza, Peyrerius, Clericus, Simon heftig bekämpft. So wird z. B. gegen dieselben der übernatürliche Charakter der Prophetie (I, 1), die mosaische Abfassung des ganzen Pentateuch (I, 2), die Deutung von ברא als „schaffen aus Nichts“ (I, 3) erwiesen. Dabei kommen mancherlei rabbinisirende Seltsamkeiten zum Vorschein: z. B. die Füße der Israeliten wurden durch die göttliche Vorsehung bei der Wüstenwanderung vor dem Anschwellen bewahrt (II, 17), die Schönheit der 90jährigen Sarah erklärt sich aus dem Verhältniß zum Altersmaß der damaligen Zeit, war außerdem auch nicht der Grund, weshalb Abimelech sie zur Frau wünschte, derselbe fühlte sich vielmehr durch ihre Frömmigkeit angezogen (I, 11), die Thiere wurden dem Adam vorgeführt, um durch ihre Erscheinung in Paaren in diesem das Verlangen nach einer Gattin zu erregen, außerdem sollte Adam bei der Namengebung eine Probe seiner sapientia divina ablegen (I, 4), Melchisedek kann nicht Sem sein, da der Ausdruck Hebr. 7, 3 ἀπάτωρ darauf deutet, daß er keinen Stammvater aus der heiligen Linie hatte (II, 5), die Erscheinung (1. Sam. 28, 13 ff.) war nicht die des wirklichen Samuel, denn der Leib desselben lag zu Rama und die Seele war bei Gott, sondern eine mit Hülfe des Teufels bewirkte Gespenstererscheinung (II, 18). — Während einerseits D. streng am Buchstaben festhält, also z. B. ein wirkliches Stehenbleiben der Sonne und des Mondes in Josua 10, 13 von ihm angenommen wird (I, 19), finden sich andererseits auffallende Zugeständnisse an die natürliche Betrachtungsweise: z. B. die vier Jahreszeiten (Gen. 8, 22) sind nicht aus einer Veränderung der Natur hervorgegangen, sondern schon eine ursprüngliche Einrichtung der Schöpfung [nach Gen. 1, 14] (I, 7), der Regenbogen ist nicht erst durch die Sintfluth geschaffen, sondern hat hier nur die Bestimmung eines Bundeszeichens erhalten (I, 8) u. dgl. — Man kann nicht in Abrede stellen, daß dadurch seine Geltung in kritischen Fragen etwas unsicher wird. — Sein bedeutendstes Werk waren seine: „Institutiones prudentiae pastoralis ex geminis fontibus haustae et variis observationibus ac quaestionum enodationibus illustratae“ 1734, 3. Aufl. von Küstner (einem Rechtsgelehrten) 1768. Diese Pastoraltheologie übertraf alle früheren derartigen Arbeiten an Vollständigkeit des Materials. In einer Art Einleitung (Protheorie) trägt er die allgemeine Lehre vom kirchlichen Amte vor und handelt dann in vier Hauptteilen von dem, was vor dem Eintritt in das geistliche Amt, was bei dem Eintritt in dasselbe zu beobachten ist, von der Verwaltung des geistlichen Amtes selbst und von dem, was bei dem Austritt aus demselben zu beobachten ist: alles mit gediegener biblischer Begründung und reicher kirchengeschichtlicher Erläuterung versehen. Der Grundbegriff, auf dem das Ganze beruht, ist ihm der der Klugheit im Sinne von Matth. 10, 16. Vgl. übrigens Stäudlin in Eichhorn, Gesch. der Litt. Bd. VI, Abth. 2, S. 697 ff. Moll, Syst. der prakt. Theol. S. 23. — Nicht ohne Verdienst um Geschichte und Definition der Hermeneutik ist endlich seine „Dissertatio de scripturae recte interpretandae ratione et fatis“, Lips. 1721. Vgl. L. Bauer, Hermen. 5. S. 8. Siegfried.

Thaun: Leopold Joseph Graf v. D. (Daun), Fürst von Thiano, Herr zu Colloborn, Sachsenheim und Niederwalsee, österreichischer Feldmarschall. Geb. zu Wien den 24. Sept. 1705, † ebendaselbst den 5. Febr. 1766. In den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte erscheint der Name

des alten Geschlechtes der D. — zwischen der Eifel und Mosel lag ihre Stammburg schon im Beginne des 8. Jahrhunderts — oftmals und stets mit Ehren, unter allen aber steht Leopold D. obenan. Er ist der Sohn des Grafen Wirich D. (s. d.) und der Gräfin Marie Herberstein. Wie Montecucoli und Prinz Eugen war auch er zum geistlichen Stande bestimmt, da aber seine besondere Neigung zum Kriegsdienste immer mehr hervortrat, ließ ihn sein Vater in den Malteserorden aufnehmen — welchen er jedoch 1745 wieder verließ — und unterrichtete ihn selbst in allen militärischen Fächern. Genügend herangebildet, trat er in das Regiment seines Vaters und eröffnete seine kriegerische Laufbahn in dem Feldzuge von 1718 in Sicilien. Die Unternehmungen in Italien und am Rheine von 1734—35, bei welchen wir ihn schon als Oberst finden, machten ihn zum vollendeten Soldaten und in dem folgenden Kriege gegen die Türken 1737—39 kommt er schon als Mann von Bedeutung vor. In der Schlacht bei Krotzka war D. unter den verwundeten, aber auch unter den ausgezeichneten Generalen, zu welcher Würde er 1737 erhoben worden war. Im österreichischen Erbfolgekriege ist er schon Feldmarschall-Lieutenant und hier zeichnete er sich zuerst durch die überaus kluge Deckung jenes Theiles von Schlesien aus, welchen die verlorene Schlacht von Mollwitz noch übrig gelassen hatte. Er focht die Schlacht von Czaslau mit, half die Franzosen aus Böhmen treiben und den Rest ihrer Armee in Prag einschließen. Bei dem siegreichen Zuge Khevenhüller's nach Baiern führte D. die Avantgarde und zeichnete sich mit derselben ganz besonders in dem Treffen von Braunau aus, auch nahm er ungeachtet der angelegten starken Verschanzungen und des hartnäckigen Widerstandes der Franzosen Dingelfing und Landau mit Sturm. Auch der Nachfolger Khevenhüller's, Feldmarschall Traun, verwendete D. bei den bedeutendsten Unternehmungen des Feldzuges von 1744, und als die Armee durch Friedrichs II. Einfall in Böhmen gezwungen war, vom Rhein dahin zu eilen, führte D. die Nachhut, mit welcher er die Franzosen, als sie es einmal wagten, dieselbe bei Ludwigsburg anzugreifen, sofort energisch zurückschlug. In den nun folgenden Schlachten von Hohenfriedberg und Soor commandirte D. den linken Flügel der kaiserlichen Armee und kämpfte mit solchem Muthe, daß er noch 1745 zum Feldzeugmeister ernannt wurde. In dieser Eigenschaft ging er nach Abschluß des Dresdener Friedens nach den Niederlanden, und obschon die beiden Feldzüge hier von 1746—47 unglücklich für die Alliirten ausfielen, so hatte D. doch Gelegenheit zur Auszeichnung gefunden, wie er denn z. B. bei Lawfeld die auf dem linken Flügel bedrängten Engländer und Hannoveraner thätig unterstützte.

Wenngleich Oesterreich nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges einige Einbuße an Land zu erleiden hatte, so war es dadurch und durch die Verluste des Krieges an Menschen keineswegs so erschöpft, als ein acht Jahre lang, gegen so viele Feinde geführter Kampf voraussetzen lassen sollte, im Gegentheile, es stand am Ende desselben kräftiger da, als am Beginn. Eine mächtige Lebenskraft hatte sich in allen Theilen der Monarchie entwickelt und Maria Theresia säumte nicht, dieselbe sofort bei beginnender Ruhe zur Ausführung der wichtigsten inneren Staatseinrichtungen zu benutzen. Insbesondere trachtete sie, durch umfassende militärische Anstalten und Verbesserungen die Mannszahl und Stärke in der Armee so viel als möglich zu erhöhen. Niemand hatte zu diesem Zwecke mehr inneren Beruf als D. und glücklicher Weise gab ihm das Zutrauen seiner Monarchin auch die Gelegenheit, denselben nach allen Richtungen hin zu entfalten. Es gelang ihm, die Armee nicht nur in Zahl und Material, sondern auch in Zucht und Disciplin, und mit dieser in ihrem inneren Werthe so erfolgreich zu heben, daß Friedrich II. sich wol zu jenem bekannten Ausrufe der Enttäuschung in der Schlacht bei Lobositz hinreißen lassen durfte: „Das sind nicht

mehr die alten Oesterreicher." Doch nicht blos die schon vorhandenen Talente in ihren Wirkungskreis zu bringen, sondern auch jenen der künftigen Generation den Weg zur wissenschaftlichen Bildung zu eröffnen war D. bedacht, und in diesem Geiste hatte er Maria Theresien auch die Errichtung des Cadettenhauses (späteren Militärakademie) zu Wiener-Neustadt vorgeschlagen, zu deren Director sie ihn auch ernannte. Gleichzeitig erhob ihn die Kaiserin zum Stadtcommandanten von Wien, zum Ritter des goldenen Vließes und 1754 endlich zum Feldmarschall. Einen nicht minder wichtigen Grund zu dem bis an seinen Tod ununterbrochen behaupteten Einfluß legte D. schließlich auch durch seine Heirath mit der Gräfin Josepha v. Fuchs, Wittwe des Grafen Nostiz, welche, sowie einst ihre Mutter, der Erzieherin und späteren Obersthofmeisterin Maria Theresia's, von dieser sehr geliebt wurde.

In diesen Stellungen finden wir D. beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges, doch sollte er erst im zweiten Feldzuge 1757 handelnd auftreten. In diesem Jahre hatte Friedrich bekanntlich zuerst bei Prag die Oesterreicher unter Karl von Lothringen besiegt. Der größte Theil des Heeres war gezwungen gewesen, sich nach Prag hineinzuwerfen, welche Stadt der König nunmehr energisch belagerte. Um Prag sowol, als die darin unter Lothringen, dem Schwager Maria Theresia's, eingeschlossene Armee zu retten, wurde mit größter Raschheit in Mähren eine Armee aus allen Theilen des Reiches zusammengezogen und der Oberbefehl über dieselbe D. übertragen, der nun nach Böhmen zog. Seine auf 54000 Mann herangewachsene Macht bot hier am denkwürdigen 18. Juni Friedrich II. bei Kolin die Spitze. Das Glück wendete dem bisher unbesiegten König den Rücken; D. erfocht einen glänzenden Sieg, dessen erste Folge die Aufhebung der Belagerung von Prag war. Zum Andenken an den Tag von Kolin stiftete Maria Theresia den militärischen Orden ihres Namens, zu dessen erstem Großkreuze (nach ihrem Schwager, dem Herzog Karl von Lothringen, der den Orden übrigens erst nach seinem Siege bei Breslau erhielt) sie ihren siegreichen Feldherrn ernannte. Friedrich der Große zog nunmehr mit einem Theile seiner Armeen nach Sachsen, während der andere unter dem Prinzen von Preußen nach der Lausitz marschirte, eben diesen verfolgte D., der nunmehr en second neben Lothringen befehligte. Beide vereint schlugen den 22. Novbr. den Prinzen von Bevern bei Breslau, wurden aber vom Könige, der jetzt aus Sachsen herbeieilte, am 5. Decbr. bei Leuthen besiegt.

Im dritten Feldzuge 1758 fiel Friedrich in Mähren ein und belagerte Olmütz. D., der nun Obercommandant der österreichischen Armee geworden, gab auf die Nachricht hin, daß der König einen großen Transport von Munition und Lebensmitteln aus Schlesien an sich ziehe, dem Generalmajor Loudon, der damals nur als einer der unternehmendsten Parteigänger bekannt war, den Befehl, diesen Convoy wegzunehmen. Loudon's Streich gelang so vollkommen, daß Friedrich die Belagerung von Olmütz aufheben und Mähren räumen mußte. Während er sich gegen die Russen wendete, marschirte D. nach Sachsen, um hier im Verein mit dem Prinzen von Zweibrücken den Prinzen Heinrich anzugreifen, Friedrich aber eilte rasch herbei und bewog D. durch geschickte Manöver seine bisher innegehabte feste Position von Stolpen zu verlassen. D. überfiel dagegen den König in seinem Lager bei Hochkirch in der Nacht des 13. auf den 14. Oct. und schlug ihn. Er belagerte hierauf, nicht gehindert durch den König, der nach Schlesien abzog, Dresden, hob diese Belagerung aber wieder auf, als Friedrich zum zweiten Male herannahte.

Das neue, vierte Feldzugsjahr begann bei der Dhaun'schen Armee mit einer Reihe von Bewegungen in Sachsen und Schlesien, welche die Vereinigung eines österreichischen Armeecorps (unter Loudon) mit den Russen vorbereiten

sollten und die der König verhindern wollte, was ihm aber nicht gelang. Bei der Hauptarmee fiel in diesem Jahre nichts von Bedeutung vor, ausgenommen die bekannte Finkische Affaire von Maxen am 20. und 21. Novbr.

In der ersten Hälfte des Feldzugjahres von 1760 stand D. in dem Lager bei Plauen und der König in jenem bei Meißen, beide hielten sich gegenseitig in Schach, der letztere begann endlich die Belagerung von Dresden, an deren Fortsetzung er jedoch durch Dhaun's Erscheinen gehindert wurde. Als später die Russen nach Schlesien mit ihrer Hauptmacht ziehen sollten, wendete sich Friedrich dahin, D. folgte und bereitete einen umfassenden Schlag vor, der aber durch das für die Oesterreicher unglückliche Zusammentreffen des Loudon'schen Corps mit dem Könige bei Liegnitz vereitelt wurde. D. zog sich nach Landshut zurück und eilte von da wieder nach Sachsen, woselbst ihm Friedrich die Schlacht von Torgau lieferte; bis 7 Uhr Abends war der Sieg auf Seite der Oesterreicher, kurze Zeit nachher wurde D. derart verwundet, daß er sich vom Schlachtfelde bringen lassen mußte und das Obercommando dem Generale O'Donell übergab. Ziethen's unvorhergesehener Reiterangriff bei Siptitz entriß den Oesterreichern den Sieg.

Die beiden letzten Feldzugsjahre 1761 und 1762 blieben, soweit Dhaun's Thätigkeit in Betracht kommt, ohne hervorragende Momente, es kam zwischen ihm und Friedrich zu keiner Schlacht, unbedeutende Affairen abgerechnet, unter welchen höchstens derjenigen von Burkersdorf 1762 noch zu gedenken wäre, die Dhaun's Verbindung mit Schweidnitz, welches er bisher deckte, unterbrach. Der am 15. Januar 1763 zu Hubertusburg abgeschlossene Friede endigte Dhaun's kriegerische Laufbahn. Noch während des letzten Feldzuges hatte er das Präsidium des Hofkriegsrathes angetreten, und schon nach Torgau war er zum Minister ernannt und in den Staatsrath berufen worden, obwol er die erste Stellung niemals bekleidete. Als Leiter des Hofkriegsrathes war D. ganz besonders an seinem Platze, da ihn nicht leicht irgend Jemand an theoretischer Kenntniß alles des zum Kriegswesen Gehörigen übertraf. Obgleich schon ziemlich bejahrt und durch die überstandenen Feldzüge an seiner Gesundheit geschädigt, entwickelte er doch auf seinem Posten eine sehr lebhafte Thätigkeit. Sie galt der Ausnutzung aller Erfahrungen und Beobachtungen des eben beendigten Krieges für seine früheren Verbesserungsanstalten, einer bessern Ordnung der Militärverwaltung, der Einführung von Ersparungen, welche aber nicht hindern sollten, daß die Armee stets zahlreich genug und im Zustande der raschesten Schlagfertigkeit erhalten werde. Durch die Berufung einer Anzahl hervorragender Generale in den Hofkriegsrath schuf er denselben aus einer administrativen Oberbehörde zu einer rein militärischen um und machte ihn zum Centralpunkte des gesammten österreichischen Kriegswesens. Leider war es D. nur wenige Jahre mehr vergönnt, für seine Kaiserin und den Staat zu wirken, da er schon 1766 aus den Reihen der Lebenden, und mit dem Ruhme, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit gewesen zu sein, schied. Friedrich der Große gab ihm das Zeugniß, daß kein österreichischer General so große taktische Kenntnisse besessen und jede Kriegsunternehmung mit so vieler Klugheit und Behutsamkeit entworfen habe. Eben diese letztere und seine methodische Kriegführung wird ihm zum Vorwurfe gemacht, auch daß er seine Siege nicht auszunützen verstand, doch trat D. wider einen Gegner und zu einer Zeit auf, wo ihm alle Umstände viel zu warnend schienen, um dem Geiste des Wagens freien Raum zu lassen. Mehrmals erklärte er selbst, daß er hauptsächlich aus zwei Gründen zu seiner allzugroßen Vorsicht bestimmt werde: daß keiner seiner Schritte die Kaiserin je in die traurige Nothwendigkeit versetzen solle, einen schnellen, wol gar nachtheiligen Frieden schließen zu müssen, und daß er ihr am Ende des Krieges ein ebenso gutes und

schönes Heer zurückgeben wolle, als er übernommen habe, da Oesterreich bisher zumeist aus dem Grunde gezwungen gewesen sei, Frieden zu machen, weil es ihm gegen das Ende des Kriegs immer an Truppen gefehlt habe. Maria Theresia ließ D. ein prächtiges Denkmal in der Augustinerkirche — woselbst er beigesetzt ward — mit einer von ihr angeordneten Inschrift errichten, in der er als der „Retter ihrer Staaten, der Wiederhersteller der Kriegszucht durch Vorschrift und Beispiel und ein rühmlicher Nacheiferer der Helden des Alterthums" bezeichnet wird. Sein schönstes Denkmal bleibt aber das bekannte Handschreiben der dankbaren Monarchin, welches sie mehrere Jahre nach der Schlacht von Kolin an einem 18. Juni, als dem „Geburtstage der Monarchie", an D. richtete.

Der deutsche Fabius Cunctator oder Leben und Thaten S. E. des H. Leopold Reichsgrafen v. Dhaun, k. k. F.-M., 2 Theile 1759, 60. Arneth, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, sowie: Letzte Regierungsjahre, Band I. v. Janko.

Dhaun: Wirich VI., Herr v. Dhaun und Graf zu Falkenstein, Herr zu Broich und Oberstein, Sohn Philipps v. D. und Enkel Wirichs V., welcher letztere durch seine Heirath mit Irmgard, Gräfin zu Sayn, der Tochter und Erbin der Gräfin Maria zu Sayn, gebornen zu Lirburg-Broich, im J. 1505 die Herrschaft Broich an der Ruhr an das Dynastengeschlecht der v. D., Grafen zu Falkenstein, gebracht hatte. Der Vater Philipp, der in jungen Jahren (1522 am 26. April) ein Edelcanonicat beim Domstifte zu Köln und später die Subdiaconatsweihe erhalten, resignirte im J. 1547 auf seine Präbende, verließ mit päpstlichem Indulte 1551 den geistlichen Stand und heirathete darauf im J. 1552 die ausgetretene Nonne Caspare v. Holtey, wodurch die vorehelich mit dieser erzeugten Kinder, der genannte Wirich (VI.) und die Tochter Margaretha, nachträglich legitimirt wurden. Wirich VI., um 1548 geboren, succedirte seinem Vater zwischen 1555 und 1557 — der Zeitpunkt des Todes des letzteren steht nicht fest — in der Herrschaft Broich. Als Inhaber dieser vom Herzogthum Berg lehnrührigen Unterherrschaft Mitglied der bergischen Ritterschaft und des Unterherrn- wie Landtages, zudem dem reformirten Bekenntnisse zugethan, nahm Graf Wirich während der niederländisch-spanischen Kämpfe, sowie in den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts während des truchsessischen Krieges und in den Wirren am Düsseldorfer Hofe, auch in den Verhandlungen wegen der Regiments- und Successionsordnung eine hervorragende Stellung ein, in der er, unermüdlich thätig und mit den Leitern der niederländischen Bewegung in vertrautester Verbindung, zur Seite des jülichschen Edlen Otto v. Bylandt, Herrn zu Rheydt, das Haupt der in ihrer überwiegenden Mehrheit evangelischen bergischen Stände wurde. Nach erreichter Volljährigkeit durch Herzog Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg unter dem 24. Aug. 1568 mit dem Schlosse und der Herrlichkeit Broich und mit dem Hofe zum Biege im bergischen Amte Angermund belehnt, vermählte sich Graf Wirich mit Elisabeth, geborner Gräfin zu Manderscheid-Blankenheim und nach deren Tode in zweiter Ehe mit Margaretha, Gräfin zu Manderscheid-Gerolstein. Meist auf seinem Schlosse Broich und in Düsseldorf weilend, stand er von dort in enger Correspondenz mit seinem Schwager Grafen Hermann von Manderscheid, den Pfalzgrafen Johann Casimir und Johann von Zweibrücken, den Grafen Moritz von Nassau-Oranien, Johann von Nassau-Katzenellenbogen, Adolf von Neuenahr-Mörs und dessen Gemahlin Walburga, mit Wilhelm v. Bernsau, Herrn zu Hardenberg, Marnix v. Aldegonde u. v. A. m. Ein Charakter von seltener Integrität, von seinen Freunden und Confessionsgenossen als ein „Licht und Liebhaber der Religion" gepriesen

und mehrfach, wie in den Friedensverhandlungen zwischen dem Grafen Adolf von Neuenahr und dem Erzbischofe und Kurfürsten Ernst von Köln (1585), sowie bei den Conflicten des Hochstiftes Münster mit dem Grafen Arnold von Bentheim und Tecklenburg, seinem Schwager, als Vermittler gesucht und mit Erfolg thätig, beobachtete er den Parteiungen am Düsseldorfer Hofe und den Erbinteressenten in der jülichschen Frage (Preußen-Brandenburg, Pfalz-Neuburg und Zweibrücken) gegenüber eine im ganzen zuwartende und neutrale Haltung, weshalb er auch mit der Majorität der bergischen Stände es ablehnte, im Mai 1592 zu den von den Erbinteressenten anberaumten Verhandlungen mit den Ständen der vier Erblande in Duisburg zu erscheinen. Auch zeigte er sich dem Regimente der Herzogin Jacobe, gebornen Markgräfin von Baden († 1597), nicht eben hold, indem er in Briefen des J. 1595 über „die parteiliche Regierung" daselbst Klage führt und des „bösen Regiments und ungebührlichen Verhaltens, so bei Hofe ist", gedenkt. Ungefähr gleichzeitig (Januar 1595) hatte er Anlaß, sich bei dem spanischen Obersten Don Francesco de Verdugo darüber zu beschweren, daß der Königl. Majestät in Hispanien Kriegshäupter, wie er von vornehmen Freunden erfahren, ihm und seinen Angehörigen aufsässig und gar ungewogen seien, da er sich doch stets der Neutralität gegen Alle, die ihn nicht beleidigt, befleißigt habe. Und in der That stieg der Haß der Spanier gegen Wirich als eine Hauptstütze für die reformirten Niederländer am Niederrhein von Jahr zu Jahr. Nachdem Broich seit 1584 wiederholt unter spanischen Durchzügen und Einquartierungen schwer gelitten, rückte am 5. Oct. 1598 auf Befehl des Admiranten von Arragonien, Mendoza, ein Corps von 3000 Mann mit der Aufforderung zur Uebergabe vor das Schloß. Vergebens berief sich Graf Wirich auf seine Neutralität, auf des Schlosses Lage im Reiche deutscher Nation, auf seine Lehn- und Oeffnungspflichten gegen den Herzog von Berg; schließlich genöthigt, auf die näher und näher heranrückenden Spanier Feuer zu geben, sah er sein Schloß dem heftigsten Geschützfeuer der Feinde ausgesetzt und mußte am folgenden Morgen, nachdem bereits den Abend vorher Bresche geschossen worden, ohne Hoffnung auf wirksame Gegenwehr oder Entsatz capituliren. Der spanische Befehlshaber General Mondragon sicherte dem Grafen eidlich freien Abzug für ihn und die Besatzung des Schlosses (angeblich gegen 200 Köpfe stark) zu, dennoch ward die letztere beim Ausmarsche gleich vor dem Thore niedergemacht und der Graf im Schlosse festgehalten. Auf einen Spaziergang um das Schloß gelockt, fand er am 11. Oct. 1598 durch meuchelmörderischen Ueberfall seitens zweier spanischer Soldaten den Tod. Die Spanier verbrannten den entstellten Leichnam und der Admirant scheute sich nicht, an die herzoglichen Räthe zu Düsseldorf ein Rechtfertigungsschreiben zu erlassen, worin er betonte, daß der Graf nicht allein nach Kriegsrecht, sondern auch nach göttlichem und menschlichem Rechte den verdienten Lohn empfangen habe. An diese Mordthat, die weithin große Sensation erregte, reiht sich tragisch einerseits die Erschießung von Wirichs zweitem Sohne Wirich durch spanische Söldner bei Sterkrade im Februar 1607, andererseits der Meuchelmord von Wirichs VI. Vetter, Grafen von Oberstein, Johann Philipp, bei Utrecht im Mai 1591, gleichfalls auf spanische Anstiftung. Um nun das Verhängniß des Hauses gleichsam zu vollenden, ward der einzige überlebende Sohn von Wirichs VI. Enkel Wilhelm Wirich, Karl Alexander, am 8. Oct. 1659 nach einer Jagdpartie auf der Lipperhaide von dem Grafen Moritz von Limburg-Styrum durch einen Pistolenschuß, sei es absichtlich oder zufällig, getödtet, so daß der Mannesstamm des Hauses Dhaun-Falkenstein zu Broich mit dem Grafen Wilhelm Wirich im J. 1682 erlosch.

Staatsarchiv zu Düsseldorf. Mercur. Gallo-Belgic. 1598, p. 132—134. Urkunden und Actenst. zur Gesch. des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Bran-

denburg, V. S. 35. E. v. Meteren, Histor. Beschreib. des niederländ. Kriegs, I. S. 1078—83 (deutsche Ausg. Arnheim 1614); H. A. v. Kamp, Das Schloß und die Herrschaft Broich, Mülheim a. d. Ruhr 1851. Kronyk van het Historisch Genootschap te Utrecht, XVIII. p. 425. Zeitschr. des Berg. Geschichts-Vereins. XI. S. 145. Harleß.

Dhaun: Wirich Philipp Lorenz Graf D. v. Thiano, österreichischer Feldmarschall und Ritter des goldenen Vließes, k. k. Geheimer Rath und Kämmerer, wurde am 19. Oct. 1669 geb. und trat, nachdem er mehrere Reisen unternommen hatte, in das Regiment seines Vaters, des Feldmarschalls Wilhelm D., ein. Er nahm an dem Feldzuge von 1696 in Ungarn, sowie der Schlacht bei Zenta Theil und that sich 1701 als General unter Prinz Eugen in Italien rühmlichst hervor. Einen unvergänglichen Namen machte er sich durch unerschrockene drei- und einhalbmonatliche Vertheidigung Turins 1706, durch welche Eugen Zeit gewann, das übermächtige französische Heer zu schlagen. D., der mittlerweile zum Feldzeugmeister vorgerückt war, belagerte 1707 das Castell von Mailand, wurde Vicekönig von Neapel, commandirte die Expedition daselbst, erstürmte Gaëta und leitete 1708 die Unternehmung im Römischen. Hierauf wurde er Feldmarschall und Commandirender in Italien, wo er den Marschall Villars verjagte und Papst Clemens XI. zum Frieden zwang. Für seine Verdienste ward er durch Karl II. von Spanien mit der Würde eines Granden von Spanien, mit dem goldenen Vließe und dem Fürstenthume Thiano im Neapolitanischen belohnt. Im J. 1713 neuerdings zum Vicekönig von Neapel ernannt, wußte er sich in dieser Stellung die Liebe des Volkes zu erwerben. Sechs Jahre später ward D. Stadtcommandant von Wien, 1725 Gouverneur der spanischen Niederlande, endlich 1728 Gouverneur des Herzogthums Mailand. Da er aber dieses 1733 den mit Uebermacht eingedrungenen Franzosen überlassen mußte, fiel er in Ungnade, wußte sich jedoch wider alle Anschuldigungen zu rechtfertigen, so daß man ihn von jeder Verantwortlichkeit freisprach. D. † den 30. Juli 1741 zu Wien und ruht in derselben Kirche — der Augustiner — in der sein berühmter Sohn, der Sieger von Kolin, die letzte Ruhestätte fand.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Convers.-Lexikon, II. Bd. S. 14.

v. Janko.

Diabelli: Anton D., ein fleißiger Clavier- und Kirchen-Componist und langjähriger Chef der gleichnamigen Musikalienhandlung in Wien, war am 6. Sept. 1781 zu Mattsee im Salzburgischen geboren, wo sein Vater, der ihm auch den ersten Musikunterricht ertheilte, als Stiftsmusiker und Meßner angestellt war. D. kam dann als Sängerknabe ins Kloster Michaelbeurn und von da ins Capellhaus zu Salzburg. Weiterhin besuchte er die höhere lateinische Schule in München und trat, 19 Jahre alt, ins Cisterzienserstift Raitenhaslach, um seine theologischen Studien zu vollenden. Er hatte bis dahin fortwährend theoretisch-praktische Studien in der Musik betrieben und fand nun Gelegenheit, seine Compositionen seinem väterlichen Freunde Michael Haydn zur Prüfung zuzusenden und von seinem Rath zu profitiren. Als im J. 1803 die Säcularisation der Klöster in Baiern erfolgte, beschloß D. dem Priesterstande zu entsagen und ging, mit Empfehlungen, namentlich an Josef Haydn versehen, nach Wien, wo es ihm rasch gelang, als Lehrer im Clavier- und Guitarrespiel sich nicht nur seine Existenz zu sichern, sondern auch die Mittel zu erwerben, sich im J. 1818 mit dem Musikalienhändler Peter Cappi unter der Firma eines öffentlichen Gesellschafters (Cappi & C.) zu associiren, vom J. 1824 aber selbständig die Handlung weiter zu führen. Für den Verlag der Firma Diabelli & C. schrieb und arrangirte nun D. eine Masse Compositionen, die, allerdings ohne tieferen Kunstwerth,

zum größten Theil dem Tagesbedürfniß entsprachen oder für den stufenweise fortschreitenden Clavierunterricht der Jugend berechnet waren und diesem Zweck auch vollkommen entsprachen. Ebenso praktisch bewährten sich Diabelli's Kirchencompositionen, namentlich seine Landmessen. Nicht schwer ausführbar, leichtfaßlich und melodisch ansprechend sind letztere den bescheidenen Anforderungen einer nicht verwöhnten Gemeinde angemessen und wissen auch bei beschränkten Mitteln eine gewisse Wirkung zu erzielen. D. hat auch eine Anzahl weltlicher ein- und mehrstimmiger Gesangcompositionen, auch Chöre und einige Operetten geschrieben. Ein Singspiel „Adam in der Klemme", als Fortsetzung des Dorfbarbier, ging im J. 1809 über die Bühne (Kärnthnerthor-Theater), kam aber über die erste Aufführung nicht hinaus. D. † am 8. April 1858; sein Geburtshaus in Mattsee ziert seit 1871 eine Gedenktafel, die daselbst unter Sang und Klang am 6. Septbr. enthüllt wurde. — Die Verlagshandlung führte von 1824—51 die Firma Diabelli & C. (Spina); es gingen an dieselbe nach und nach über die Verlagswerke der erloschenen Firmen von Mathias Artaria, L. Kozeluch, Thad. Weigl, A. Berka, J. M. Leidesdorf, A. Pennauer, Joh. Traeg. Im Verlag bis 1851 stehen obenan die Namen Schubert, Czerny, Strauß und Lanner; hervorzuheben sind noch die theoretischen Werke von F. W. Marpurg (Abhandlung von der Fuge, neu bearbeitet von S. Sechter) und von A. Reicha (Vollständiges Lehrbuch der musikalischen Composition); ferner eine Sammlung Kirchencompositionen (Mozart, Cherubini, Jos. und M. Haydn ꝛc.) unter dem Titel „Ecclesiasticon". Seit Januar 1852 war die Firma: C. A. Spina, k. k. Hof- und priv. Kunst- und Musikalienhandlung. Unter dieser Firma kam noch im J. 1855 der Verlag von Carlo Mecchetti hinzu. Seit Juli 1872 lautet die Firma bis nun: Friedrich Schreiber. Unter dieser Firma erschien 1874 ein neuer Verlags-Katalog; als das bis dahin wol werthvollste Unternehmen dieser Verlagshandlung ist hervorzuheben: Thematisches Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke von Franz Schubert, herausgegeben von G. Nottebohm, Wien 1874. — Schreiber verkaufte Verlag und Niederlage im Mai 1876 an A. Cranz in Hamburg, der das Geschäft vorderhand unter der zuletzt bestandenen Firma fortführt. Der eigene Verlag, im J. 1851 bei 9000 Werke zählend, ist zur Zeit der letzten Uebernahme auf nahezu 25000 Nummern angewachsen.

C. F. Pohl.

Dicastillo: Johannes de D., Jesuit von spanischer Herkunft, geb. in Neapel 1585, † in Ingolstadt 6. März 1653. Er war 25 Jahre als Lehrer der Theologie in Toledo und Murcia, und dann in Wien thätig. Von hier aus war er allerdings noch einmal nach Italien zurückgeschickt worden, von dort kam er wieder zurück und verbrachte seine letzten Tage als Leiter der theologischen Studien zu Ingolstadt, ohne indeß der Universität selber anzugehören. Er genoß als Moralist in den Schulen ein nicht geringes Ansehen. Unter seinen umfänglichen Werken ist namhaft zu machen das große in drei Foliobänden erschienene „De sacramentis" (Antwerpiae 1646—52) und besonders sein Hauptwerk: „De jure et justitia", 1641. Eine Eigenthümlichkeit des Mannes ist die, recht im Gegensatze zu der Sitte der Zeit stehende Abneigung gegen die Widmung seiner Schriften an hochmögende Herren. Vor jedem seiner Bände gibt er denselben Ausdruck. Er widme seine Werke den Lesern. Er brauche keine mächtigen Beschützer für sie, namentlich keine Fürsten, aber er wünsche, daß sie gelesen werden. Welcher Vernünftige werde, wenn er die Gesetze der Karthäuser kenne, diese zu einem üppigen Mahle von Fleischspeisen laden! Er weiß ja, daß sie davon nichts genießen werden. Wer werde einem Tauben Anekdoten oder ein Musikstück vortragen wollen! Der kann ja doch nichts hören, mag es noch so anziehend sein. Gerade so aber handelten die, welche an Fürsten ihre ge-

lehrten Werke richten. Denn lesen werden diese in ihnen nie etwas. Und, wenn es einen wissenschaftlichen Streit gibt, dem Verfasser auch nicht beispringen. Manche hoffen zwar ein Geschenk dafür zu erhalten, verrechnen sich aber nicht selten so sehr, daß sie nun erst noch mehr Ausgaben haben. Denn die vornehmen Herren lassen sich ihr Wappen zum Danke für die Annahme der Widmung, natürlich auf Kosten des geehrten Verfassers, stechen und dem Buche vordrucken. Dann darf er es in kostbare Seide binden lassen, und der Lohn ist, wenn es hoch kommt, ein gnädiges Lächeln.

Backer, Bibl. des écriv. de la C. de J., I. 264. Sotwell, Script. S. J. v. Joannes Dic. Mederer, Annales Ingolst., II. 334 sq. A. Weiß.

Didymus: Gabriel D. (Zwilling), protestantischer Theologe, ward um 1487 zu Joachimsthal in Böhmen geboren, ein Sohn des dortigen Stadtrichters Johannes D. Er begann seine Studien in Prag. Im Frühling des J. 1517 war er Mitglied des Augustinerconvents in Wittenberg, damals, wie es scheint, erst eben in den Orden eingetreten. Er schloß sich bald an Luther an und war unter den Ersten, die im Herbste 1521 das Kloster verließen. Von stürmischem Eifer hingerissen, betheiligte er sich an den Versuchen Karlstadt's, den Gottesdienst und das kirchliche Leben schnell und rücksichtslos umzugestalten. Seine bedeutende Redegabe drängte ihm die Rolle eines Führers auf. Am Neujahrstage 1522 predigte er unter großem Zulauf des Volkes zu Eilenburg an der Mulde und theilte ohne voraufgegangene Beichte das Sacrament unter beiden Gestalten aus. Doch genügte Luther's Rückkehr nach Wittenberg, um ihn zur Besinnung zu bringen. Er bereute das Vorgefallene so ernstlich, daß Luther gutes Vertrauen zu ihm behielt und ihn, nachdem er eine kurze Zeit in Düben an der Mulde gepredigt hatte, schon im April des Jahres dem Rathe von Altenburg, der einen evangelischen Prediger begehrte, dringend empfahl. Die Abneigung des Kurfürsten und das Widerstreben der katholischen Partei verhinderte seine Anstellung in dieser Stadt, aber im nächsten Jahre ward er als Pfarrer nach Torgau berufen, wo er, später Superintendent, bis 1549 blieb. Wegen seines Widerstandes gegen die Durchführung des Interims ward er vom Kurfürsten Moritz entsetzt und nach Wittenberg ins Gefängniß geschickt. Nach seiner Befreiung lebte er in Torgau in drückendem Mangel bis an sein Ende. Er starb am 1. Mai 1558. Unter den Geistlichen seiner Zeit zeichnete er sich als eindringlicher Prediger aus, wie denn Luther von ihm bemerkt: „Er hat eine sondere Gnade zu predigen."

Vgl. das Corp. Reform., Luther's Briefe; Seidemann, Erläuterungen zur Reformationsgeschichte. Die Biographie von J. G. Terne, Leipzig 1737, ist dürftig. Plitt.

Dieck: Karl Friedrich D., Rechtsgelehrter, geb. 27. Juni 1798 zu Calbe a. d. Saale, wo sein Vater praktischer Arzt war, † 25. Febr. 1847 in Halle. Er besuchte das Gymnasium zu Halberstadt, studirte 1816—20 in Halle, Berlin und Göttingen und erwarb 7. April 1821 in Halle die juristische Doctorwürde, mit der Befugniß, Vorlesungen als Privatdocent zu halten. 7. Octbr. 1826 wurde er außerordentlicher, 7. März 1833 ordentlicher Professor der Rechte, nachdem er 1823 und 1830 Berufungen nach Dorpat und Königsberg abgelehnt hatte. Anfangs für das römische Recht thätig, wandte er sich bald ganz dem deutschen Rechte zu. Außer seiner Inaugural-Dissertation „De crimine majestatis apud Romanos" schrieb er: „Historische Versuche über das Criminalrecht der Römer", 1822; „Das gemeine in Deutschland gültige Lehnrecht im Grundrisse mit beigefügten Quellen", 1823, 2. Ausg. 1827; „Geschichte, Alterthümer und Institutionen des deutschen Privatrechts im Grundrisse mit beigefügten

Quellen", 1826; „Litterärgeschichte des Longobardischen Lehenrechts bis zum 14. Jahrhundert", 1828; „Beiträge zur Lehre von der Legitimation durch nachfolgende Ehe", 1832; „De tempore, quo jus feudale Longobardorum in Germaniam translatum ibique receptum sit", 1843. Auch war er Mitarbeiter der Encyklopädie von Ersch und Gruber, der Halle'schen Litteraturzeitung und der kritischen Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft. In dem Bentinck'schen Erbfolgestreit vertheidigte er den Beklagten in mehreren Schriften, welche in dem von ihm zum Druck beförderten „Urtheil der Juristen-Facultät zu Jena", 1843, verzeichnet sind, denen sich noch anschließt der „Abdruck der Revisions-Gegenschrift", 1844.

Meusel, G. T. XXII, 608 f. Krit. Jahrbücher f. deutsche Rechtsw. v. Richter u. Schneider XI, 1120 ff. 1847 und danach N. Nekrolog 1847. XXV, 142 ff. Steffenhagen

Dieckmann: Joh. Fr. Wilhelm D., Dr. phil., geheimer Regierungsrath in Königsberg, geb. 28. Jan. 1789 in Schottland, einer damals schon zu Preußen gehörenden Vorstadt Danzigs, † 19. Sept. 1866, besuchte das Gymnasium in Elbing, auf welchem er, besonders durch Süvern und Graff angeregt, sich auf den Rath des erstern für das Schulfach entschied. Auf der Universität in Königsberg bildete er sich besonders durch die Vorlesungen Herbart's, an dessen pädagogischem Seminar er sich eifrig und zur großen Zufriedenheit seines Lehrers betheiligte. 1812 mit günstigem Erfolge für das höhere Schulfach geprüft, erhielt er zunächst die interimistische Leitung der städtischen höheren Bürgerschule, dann die zweite Oberlehrerstelle am altstädtischen Gymnasium und 1817 die Direction der Domschule in Königsberg. Letztere tiefgesunkene Anstalt führte er durch die taktvolle Wahl und Verwendung der Lehrkräfte und durch deren Ausbildung nach sorgfältig ausgearbeiteten Lehrplänen zu hoher Blüthe, so daß sie bald nach seinem Abgange in ein Gymnasium umgewandelt werden konnte. 1831 zum Schulrath in Gumbinnen ernannt, trat er 1832 nach Dinter's Tode die gleiche Stellung in Königsberg an, welche er bis zu seiner Pensionirung 1864 beibehielt. In seiner Amtsführung bewährte er bei äußerer Zurückhaltung große Besonnenheit, Treue, Beharrlichkeit und reiche schulmännische Einsicht. Nach seinem Plane wurde der Emeritenfonds für Lehrer gegründet, dem er auch die Einnahme der von ihm veranlaßten Zeitschrift „Der Volksschulfreund" zuwendete. Ebenso hat er die Anregung und den Plan zur Herausgabe des Kinderfreundes von Preuß und Wetter gegeben, welcher lange Jahre hindurch dem Volksschulunterricht in der Provinz Preußen zu Grunde lag. Gedruckt ist von ihm ein Vortrag über Erziehung von der Kindlichkeit zur Freisinnigkeit. Schrader.

Diecmann: Johann D., † 4. Juli 1720, Dr. theol., Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, ein tüchtiger Schulmann, gelehrter und weithin hochangesehener Theolog, geb. zu Stade am 30. Juni 1647 als Sohn des Pastors Jakob D. und Katharina's, der Tochter des tüchtigen Juristen Hinrich Hinze. Auf der Schule stand er unter dem berühmten Rector J. Ph. Tonsor, studirte 8 Jahr in Gießen, Jena und Wittenberg und wurde schon 1674 Rector des Gymn. illustre in Stade; 14. Februar 1683 Generalsuperintendent. In Stade erlebte er die Belagerung durch lüneburg'sche und münstrische Truppen 1676 und floh vor den Dänen 1712 nach Bremen, so daß er 1712—15 ohne Amt war, 1715 bestätigte ihn die neue hannoversche Regierung als Generalsuperintendent. D. hatte fest an der schwedischen Herrschaft gehalten. Mit seiner Ehefrau Sophie Ursula Rager hatte er 14 Kinder, von denen ihn 9 überlebten. Die Nachweise über sein Leben finden sich bei Pratje A. u. N. 12. S. 193 ff., wo auch seine Schriften, fast sämmtlich Gelegenheitsschriften mit gelehrtem Apparat, aufgezählt sind, und bei H. W. Dieckmann, im Stader Schulprogramm 1858. — D. war streng antikatholisch

und die münsterischen katholischen Versuchungen zwangen ihn zur Opposition; den Reformirten gegenüber war er, überhaupt eine höchst humane Natur, geneigt die Gleichheiten vor den Unterschieden anzuerkennen, so daß er selbst den Angriffen, als sei er Kryptocalvinist, nicht entging. Er war ein eifriger Freund von Johann Arndt's „Wahrem Christenthum" und schrieb dazu die bekannte Vorrede, deren wegen er des Pietismus beschuldigt wurde. Er hielt dafür, daß das Christenthum erbauen und Liebe verbreiten, nicht streiten solle, im 17. Jahrhundert eine hohe Seltenheit. Die Stader Bibelausgaben besorgte er, weil die Bibel in seinem Sprengel fast nirgend zu finden war. So ein Segen für seinen Bezirk in geistlicher Wirksamkeit, war er zugleich ein tüchtiger Orientalist und Vorläufer der germanistischen Philologie. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Glossarium des Rhabanus Maurus, das er druckfertig hatte, ohne einen Verleger zu finden. Sein Enkel hat es nachher für 50 Thaler an Dr. Baumgarten in Halle verkauft. Pratje l. c. S. 220. Nur eine Probe davon („Specimen Glossarii Msti. Latino-Theotisci, quod Rhabano Mauro etc. inscribitur, illustrati") ist nach seinem Tode 1721 mit Anmerkungen Dietrichs von Stade gedruckt.

Krause.

Diederichs: Johann Christian Wilhelm D., geb. zu Pyrmont am 29. Aug. 1750, † 28. März 1781, studirte in Göttingen als eifriger Zuhörer von Johann David Michaelis, bei dem er hebräische Bibelhandschriften lesen lernte (s. J. D. Michaelis' Oriental. u. exeget. Bibliothek Bd. II. S. 198). Er ging sodann auf des letztern Rath, damit er „etwas ihm selbst und dem Publico nützliches thäte", nach Erfurt um behufs einer Vervollständigung des in dieser Beziehung ungenügenden Apparats der Hallischen Bibel (von Joh. Heinr. Michaelis, Halle 1720) die dort befindlichen Handschriften des Alten Testaments zu vergleichen. Proben dort von ihm aufgefundener neuer Lesarten theilt Michaelis a. a. O. Bd. III. S. 210 ff. mit. Er entdeckte bei dieser Gelegenheit ein an einen Codex des Raschi angeleimtes Fragment eines Bibelmanuscripts, welches von Ps. 9, 5—18, 6 reichte. Auch von diesem veröffentlichte Michaelis a. a. O. Bd. 6. S. 240 ff. wichtigere Lesarten. Ebenso von einem zweiten Fragment a. a. O. S. 245 ff., welches die Stellen 1. Könige 2, 5—12, Jesaja 27, 6—28, 13, Ezechiel 28, 25—29, 21 umfaßte. — Im J. 1775 legte alsdann D. die Hauptresultate seiner zweijährigen Erfurter Arbeit in seiner Inauguraldissertation vor, welche den Titel führte: „Specimen variantium lectionum codicum Hebraicorum MSS. Erfurtensium in psalmis". Die Varianten sind aus 83 Psalmen zusammengestellt, zum Schluß sind einige aus Hiob angefügt. Sie betreffen meist die Consonanten, seltener die Lesezeichen. Es ging aus ihnen hervor, daß in J. H. Michaelis' kritischer Ausgabe der Bibel gar manche Lesart von Wichtigkeit unbeachtet geblieben war nicht blos hinsichtlich der diakritischen Zeichen sondern auch der Buchstaben, bisweilen sogar ganzer Worte (vgl. Michaelis a. a. O. IX, 20 ff. Rosenmüller, Handbuch für die Litteratur der biblischen Kritik II. 29. 30. 129. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung IV. 130. Eichhorn, Einl. in das A. T., II. 694). — Die ganze Collation, die D. gemacht hatte, ist vollständig nicht zum Druck gelangt. — Bald darauf erschienen von ihm „Observationes philologico-criticae ad loca quaedam V. T.", Göttingen 1775, in welchen die Stellen Deut. 34, 6, Jes. 53, 9, Josua 2, 4. 3, 13. 5, 1. 6. 10. 17. 25. 9, 23. 10, 13 behandelt sind. Für den gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt genügen diese Bemerkungen freilich weder in kritischer noch in exegetischer Beziehung. So will er z. B. Deut. 34, 6 wajjikkaber, Josua 2, 4 wattizenem emendiren, zu Jes. 53, 9 wird weitläufig an vielen Beispielen nachgewiesen, daß את (et) im Alten Testamente öfter „mit" bedeute (S. 15 ff). — Aehnliches gilt von seinen Beiträgen „Zur Geschichte Simsons",

Göttingen 1778 (vgl. Eichhorn, Einl. ins Alte Testament III. 434). — Außerdem gab er Zachariä's „Einleitung in die Auslegungskunst der heiligen Schrift" heraus (1778) (s. Meyer a. a. O. V. 515). — Er ward 1780 Professor der orientalischen Sprachen zu Königsberg.

Ausführliches Schriftenverzeichniß siehe bei Meusel, Lex. Bd. II. S. 348.

Siegfried.

Dieffenbach: Dr. Ernst D., Naturforscher; Professor der Geologie an der Universität Gießen, geb. 27. Januar 1811 zu Gießen, † 1. Oct. 1855 daselbst, Sohn des Professors der Theologie Ludw. Adam D., studirte 1828—1833 in Gießen Medicin, mußte aber vor Beendigung seiner Studien wegen Theilnahme an der Burschenschaft flüchtig gehen und erlangte erst 1835 in Zürich den Doctorhut. Auch von da wurde er 1836 auf Betreiben der österreichischen Regierung ausgewiesen und genöthigt, unter den dürftigsten Verhältnissen und stetem Kampf um das Allernothwendigste sein Brod in London zu verdienen, bis es ihm gelang, als Mitarbeiter der Edinburgh review und British annals of medicine die Aufmerksamkeit englischer Gelehrten auf sich zu lenken. Er nahm im Frühjahr 1839 den Antrag zur Leitung einer naturhistorischen Expedition nach Neuseeland an, und durchforschte das damals noch so viel wie unbekannte Land namentlich in geologischer Beziehung. Von da kehrte D., nachdem er noch auf der Rückreise Australien und die Chatham-Inseln besucht hatte, im October 1841 nach Europa zurück und arbeitete in England sein Werk über Neuseeland „Travels in New Sealand", 1843 aus, welches anerkanntermaßen eine ganz vorzügliche Schilderung der natürlichen Verhältnisse dieser Insel liefert und als eine wahre Fundgrube auch für die späteren Forschungen zu betrachten ist. Nach Gießen 1843 heimgekehrt, empfingen ihn aufs neue Plackereien wegen seines früheren politischen Verhaltens, trotzdem daß er sich der Gönnerschaft von Liebig und später von Humboldt zu erfreuen hatte. Er mußte sich durch Uebersetzungen (Darwin's und Lyell's Reisen) und Betheiligung an wissenschaftlichen Zeitschriften mühsam forthelfen und erst die freie Bewegung des Jahres 1848, der sich D. durch die Uebernahme der Redaction der freien hessischen Zeitung thätig anschloß, bewirkte, daß er 1849 als Privatdocent und 1850 als außerordentlicher Professor für Geologie in Gießen eine entsprechende Stellung fand, in der er, noch nicht recht zur Ruhe gekommen, erst 44 Jahre alt, mitten in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einem frühzeitigen Tod erlag. In den letzten Jahren hatte sich D. neben geologischen Aufnahmsarbeiten besonders mit der Uebersetzung von De la Beche „Vorschule der Geologie" 1852, beschäftigt.

Vgl. Ausland 1874. Gümbel.

Dieffenbach: Johann Friedrich D., Arzt, ist am 1. Februar 1794 in Königsberg in Preußen geboren. Schon in sehr jugendlichem Alter seines Vaters, der daselbst als Lehrer am Gymnasium Fridericianum thätig gewesen war, beraubt, siedelte er mit seiner Mutter nach ihrer Vaterstadt Rostock über und erhielt hier seine erste Bildung in einer Privatschule. Seit dem J. 1809 besuchte er das Gymnasium und bezog, mit dem Zeugnisse der Reife versehen, 1812 die Universität, um sich zuerst hier und im folgenden Jahre in Greifswald dem Studium der Theologie zu widmen. Der alsbald ausgebrochene Krieg unterbrach seine Studien und gab ihm Veranlassung, als Freiwilliger in eine Abtheilung reitender Jäger einzutreten, mit welchen er den Feldzug nach Frankreich mitmachte. Im Jahre 1815 nach Hause zurückgekehrt, nahm D. seine wissenschaftliche Beschäftigung wieder auf, wandte sich aber bald dem Studium der Medicin zu, für welche er während des Krieges eine besondere Neigung gewonnen hatte, und begab sich zu diesem Zwecke zunächst nach seiner Vaterstadt Königsberg, wo er von 1816—1820 studirt hat. Vorzugsweise beschäftigte er sich hier unter Anleitung

von Burdach und Unger mit Anatomie, besonders topographischer, und mit Chirurgie, schon hier fing er Transplantationsversuche mit Federn und Haaren an und bewies nicht blos dabei, sondern in allen Dingen, in welchen es auf manuelle Gewandtheit und combinatorisches Talent ankam, so namentlich in der Erfindung von Hülfsmitteln an Instrumenten und Maschinen, um Handgriffe zu erleichtern oder entbehrlich zu machen, im Drechseln und Schnitzen in Holz und Bernstein, selbst in der kühnen Ausführung chirurgischer Operationen (u. a. exstirpirte er einem jungen Manne die geschwollenen Tonsillen mit einem Federmesser) eine ungewöhnliche Begabung. — Im Frühjahr 1820 begab sich D. nach Bonn, wo er 18 Monate verweilte und sich vorzugsweise an v. Walther und Nasse anschloß; im Herbste 1821 begleitete er auf Veranlassung v. Walther's eine kranke Dame nach Paris und benutzte die ihm für seinen Aufenthalt gebotene Zeit von 6 Monaten, um sich an dem klinischen Unterrichte Dupuytren's, Boyer's und Larrey's, sowie an den physiologischen Vorlesungen Magendie's zu betheiligen. Im Frühjahr 1822 ging er nach Montpellier, wo er einige Monate die chirurgische Klinik von Delpech frequentirte; hier faßte er die Idee, sich an dem griechischen Freiheitskampfe zu betheiligen, gab dieselbe aber auf Wunsch seiner Angehörigen auf, kehrte nach Deutschland zurück und wandte sich nach Würzburg, wo er im Herbste dieses Jahres unter Einreichung einer Inaugural-Dissertation „Nonnulla de regeneratione et transplantatione", in welcher er die Resultate seiner zuerst in Königsberg, später in Bonn unter Nasse angestellten Versuche niedergelegt hatte, den Doctorgrad erlangte. — Nach Ablegung der medicinischen Staatsprüfungen habilitirte er sich im Jahre 1823 als praktischer Arzt in Berlin, und zog hier alsbald durch seine chirurgischen Leistungen, vor allem durch sein eminentes operatives Talent eben so sehr die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich, wie er durch seine geistreichen, mit Genialität ausgeführten Ideen schnell den Beifall der ärztlichen Welt und die Anerkennung der höchsten Unterrichtsbehörde gewann. In Folge dessen wurde D. im J. 1829 zum dirigirenden Arzte auf einer chirurgischen Abtheilung des Charité-Krankenhauses und zum Mitglied der ärztlichen Ober-Examinations-Commission, 1832 zum außerordentlichen Professor der Medicin und 1840, nach Gräfe's Tode, an Stelle desselben zum Director der chirurgischen Universitätsklinik ernannt; in dieser Stellung ist er bis zu seinem am 11. November 1847 plötzlich erfolgten Tode verblieben.

D. nimmt mit seinen wissenschaftlichen und praktischen Leistungen unter den großen Chirurgen der neuesten Zeit eine hervorragende Stelle ein, für den operativen Theil dieses Gebietes der Heilkunde und namentlich für diejenige Seite derselben, welche ihre Ziele in der Wiederherstellung verstümmelter oder zerstörter Körpertheile durch Ueberpflanzung gesunden Gewebes verfolgt, und welche mit den Namen der „Chirurgia curtorum", neuerlichst der „plastischen Chirurgie" belegt worden ist, ist sein Wirken Epoche machend geworden. — Für dieses wesentlich auf die Erhaltung oder Wiederherstellung der normalen Form hingerichtete künstlerische Bestreben Dieffenbach's ist es vielleicht bezeichnend, wenn er im Eingange zu einer seiner ersten chirurgischen Mittheilungen, einen Fall von Exarticulation des Oberschenkels betreffend (in Rust, Magaz. für die ges. Heilkunde, 1827, XXIV. S. 334), mit Hinweis auf das erhebende Gefühl, welches der Wundarzt bei Ausführung einer größeren chirurgischen Operation empfindet, im Anschlusse an eine Aeußerung v. Walther's hinzufügt: „Weniger aber fühlt er seine Thatkraft erhoben, wenn nur ein schwacher Schimmer von Hoffnung für die Erhaltung des Kranken ihn zu einem blutigen Eingriffe zwingt, durch den selbst im glücklichsten Falle nur einem elend Verstümmelten das Leben gerettet wird." — Fast alle wissenschaftlichen Bestrebungen Dieffenbach's tragen den Stempel der conservirenden, neugestaltenden, verschönenden Tendenz, und

gerade damit, wie mit der Genialität und Einfachheit seines heilkünstlerischen Verfahrens ist er ein leuchtendes Beispiel für alle Folgezeiten, ein Evangelist der neuen Chirurgie geworden.

Als D. auftrat, befand sich die Chirurgia curtorum in einem sehr kümmerlichen Zustande der Existenz. — In den ältesten Zeiten der indischen Heilkunde behufs Herstellung zerstörter Nasen und Ohren geübt, hatte diese Operationsmethode in der griechisch-römischen Medicin nur eine sehr beschränkte Anwendung und zwar, wie es scheint, nur bei geringen Defecten einzelner Theile des Gesichts gefunden. Erst im 15. und 16. Jahrhundert war diese Kunst von einigen italienischen Aerzten und Wundärzten wieder in größerem Umfange geübt worden, einen allgemeinen Eingang in die heilkünstlerische Thätigkeit hatte sie auch damals nicht gewonnen, und im 17. und 18. Jahrhundert war sie fast ganz in Vergessenheit gerathen. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelangte, wie es scheint, auf verschiedenen Wegen die Kunde von der Fertigkeit der Inder, zerstörte Nasen künstlich wieder herzustellen, nach Europa, und eben hieran knüpfte sich dann die Wiederaufnahme plastisch-chirurgischer Operationen, namentlich gefördert durch den englischen Chirurgen Carpue und durch v. Gräfe, dessen Leistungen auf diesem Gebiete von Wichtigkeit für die weitere Entwicklung der plastischen Chirurgie und namentlich der von ihm sogenannten Rhinoplastik geworden sind. — Während es sich nun bei allen diesen Versuchen zur Herstellung verstümmelter oder zerstörter Theile aber wesentlich immer nur um Schönheitsrücksichten handelte, die Chirurgia curtorum also, wie einer der tüchtigsten Schriftsteller auf diesem Gebiete sagt, nur eine „ars decoratoria" geblieben war, hat dieselbe in der neuesten Zeit eigentliche Heilzwecke verfolgt, und eben diesen Weg vorgezeichnet, die methodische Ausführung der plastisch-chirurgischen Operation gelehrt, und auf diesem neuen Gebiete der Heilkunst die ersten glänzenden Resultate erzielt zu haben, das ist das große Verdienst Dieffenbach's, das ihm niemals bestritten werden kann, wenn es auch selbstverständlich nicht an Versuchen gefehlt hat, seinen Ruhm zu verkleinern und namentlich eitle Franzosen es sich haben angelegen sein lassen, seine Leistungen aus der Geschichte der plastischen Chirurgie möglichst zu escamotiren, um der französischen Chirurgie das Principat auf diesem Gebiete zu sichern.

Schon während seiner Studienzeit hatte D. sich mit diesem Gegenstande wissenschaftlich beschäftigt; in seiner Inaugural-Dissertation („Nonnulla de regeneratione et transplantatione". Herbipoli 1822) veröffentlichte er die Resultate einer Reihe von Versuchen, welche er mit Ueberpflanzung von Federn und Haaren (darunter auch Experimente mit Menschenhaaren an sich selbst) angestellt hatte, und auch nach seiner Habilitation als Arzt in Berlin setzte er diese Versuche (wie seine Mittheilungen in Gräfe und Walther, Journal 1824, Bd. VI. S. 122 und 482 lehren) in erweitertem Umfange, namentlich mit Verpflanzung von Hautlappen fort. — Die ersten Nachrichten über von ihm verrichtete plastische Operationen datiren aus dem J. 1826, in welchem er, im Anschlusse an eine Besprechung der von ihm übersetzten Schrift von Roux (Ueber Staphylorrhaphie, Berlin 1826) Mittheilung über eine von ihm ausgeführte Operation der Gaumennath gibt (in Rust und Casper, Repertor. 1826, Bd. XIV. S. 417) und alsbald (in Hecker, Litt. Annalen der Heilkunde, 1826. VI. S. 305) einen zweiten Fall von völlig gelungener Vereinigung einer angeborenen Spaltung des Gaumensegels mittheilt. Weitere Beiträge zur Gaumennath veröffentlichte er dann in dem letztgenannten Journale (1827, Bd. VIII. S. 343 und 450; 1828, Bd. X. S. 322), ferner in Rust's Magaz. der Heilkunde (1829, Bd. XXIX. S. 3 und XXX. S. 276) so wie in der unten genannten Sammlung seiner chirurgischen Erfahrungen (Abth. I. S. 49 und Abth. III. und IV.

S. 127), wo er zuerst des Gebrauches von Bleidrähten bei der Gaumennath erwähnt, nachdem er zwei Jahre vorher (in Hecker, Litter. Annalen der Heilkunde, 1827, Bd. VIII. S. 129) die Anwendung von Carlsbader Insectennadeln behufs Ausführung der umschlungenen Nath als ein vorzügliches Mittel zur Schließung und Heilung von Gesichtswunden eingeführt hatte. — In eben diesem Jahre theilte er (in Rust, Magaz. 1827, XXV. S. 383) seine neue, durch die Erfahrung bewährte Methode über Lippenbildung (Cheiloplastik) mit, im Jahre 1828 erschien (in Rust, Magaz. Bd. XXVIII. S. 105) sein erster Bericht über „eine neue und leichte Operationsmethode zur Wiederherstellung der eingefallenen Nase aus den Trümmern der alten", und im J. 1830 (ebdas. Bd. XXX. S. 438) die erste Mittheilung über die plastische Operation des Ectropium (des auswärts gekehrten Augenlides). — Alle diese Notizen geben aber nur ein sehr unvollständiges Bild des Umfanges, den die plastische Chirurgie in Dieffenbach's Händen bereits erlangt hatte; einen volleren Einblick in denselben gewährt die Sammlung, welche er unter dem Titel: „Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden", Berlin 1829—1834, in 4 Abtheilungen veröffentlicht hat, in welchen die Fülle seiner Erfahrungen über Rhinoplastik, Lippenbildung, Gaumenbildung, künstliche Bildung der zerstörten Vorhaut, Herstellung des zerstörten Mittelfleisches und Transplatation zum Ersatze der theilweise zerstörten Harnröhre, Wiederherstellung des äußeren Ohres, plastische Operation am Auge durch Transplantation (Augenlidbildung, Heilung der Thränenfistel durch Ueberpflanzung der Wangenhaut), Verpflanzung der Scrotalhaut bei entblößten Hoden, Heilung von Hautgeschwüren durch Transplantation und Hautüberpflanzung im Allgemeinen, Operationen bei Verwachsungen im Munde ꝛc. niedergelegt ist. Inzwischen hatte D. eine allgemeine Darstellung der Lehre von der plastischen Chirurgie in dem Artikel „Chirurgia curtorum" in Rust, Handbuch der Chirurgie (1831, Bd. IV. S. 496, auch einzeln unter dem Titel „Ueber den organischen Ersatz", Berlin 1831, in 2. Aufl. ebdas. 1838) veröffentlicht, sodann folgte eine Reihe kleinerer Arbeiten, so namentlich über Heilung eines Falles von künstlichem After durch Ueberpflanzung eines gesunden Hautstückes (in Casper, Wochenschr. 1834, S. 265), ferner ein ausgezeichneter Artikel über die Heilung widernatürlicher Oeffnungen in dem vorderen Theile der männlichen Harnröhre (in Hamburger Zeitschrift für Medicin 1836, Bd. II. S. 1 und 1837, Bd. IV. S. 27) und mehrere Artikel über Blasenscheidenfisteln, Zerreißung der Blase, der Scheide und Zerreißung des Dammes bei Frauen (in Preuß. med. Vereins-Zeitung, 1836, S. 117 ff. und 1837, S. 255), und schließlich gab D. eine vollständige Bearbeitung der ganzen Lehre von der plastischen Chirurgie in dem von ihm verfaßten Lehrbuche über „Die operative Chirurgie", das in 2 Bänden Leipzig 1845—1848 erschienen ist.

Ein anderes Verdienst um die Heilkunde hat sich D. durch die von ihm aufs neue angeregte Methode der Blut-Transfusion und der Einführung von Arzneien durch Venen-Infusion erworben. Im J. 1828 veröffentlichte er, im Anschluß an das von Scheel verfaßte, diesen Gegenstand behandelnde Werk (2 Theile, Kopenhagen 1802—3) und als 3. Theil desselben eine Zusammenstellung aller Versuche und Beobachtungen, welche über diese therapeutischen Methoden in der Zeit von 1803—1828 in Deutschland, England, Frankreich, Nord-Amerika u. a. gemacht und mitgetheilt worden waren; dieser Arbeit folgte ein Bericht (in Meckel, Archiv für Anat. und Physiol. 1829, S. 9) über die Resultate von Versuchen, welche D. mit Venen-Infusionen von verschiedenen narkotischen Mitteln, ferner von Brom u. a. an Thieren angestellt hatte, später veröffentlichte er (in Cholera-Archiv, herausgeg. von Albers, Barez u. A., Berlin

1832, I. S. 86 und in Hecker, Litter. Annal. für die gesammte Heilkunde 1832, XXII. S. 129) „Physiologisch-chirurgische Beobachtungen an Cholera-Kranken", und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Erfolge, welche er mit Bluttransfusion bei Cholera-Kranken gehabt hatte, und schließlich gab er (in Rust, Handbuch der Chirurgie, Berlin 1833, Bd. IX. S. 588, auch einzeln Berlin 1833 erschienen) eine zum Theil historische, zum Theil auf eigene Versuche und Beobachtungen gestützte Darstellung der Lehre von der „Transfusion des Blutes und der (Venen-)Infusion von Arzneien" heraus. — Mit diesen Arbeiten hat D. nicht nur eine neue Anregung zur Einführung dieser Heilmethoden in die Arzneikunst — denn von dieser Zeit an datirt erst die eigentlich wissenschaftliche Bearbeitung und Behandlung derselben — sondern auch durch die von ihm erfundene Vereinfachung der Methode bei der mittelbaren Transfusion einen werthvollen Beitrag zur Therapie geliefert.

Ein drittes Gebiet der Chirurgie endlich, auf welchem D. excellirt und das er, wenn auch nicht angebahnt, so doch wesentlich ausgebaut und in die wundärztliche Praxis eingeführt hat, ist die Lehre von der subcutanen Sehnen- und Muskel-Durchschneidung. Das Verdienst, diese Methode begründet und, wenigstens zum Theil, auch ausgeführt zu haben, gebührt Stromeyer, welcher die Grundsätze derselben, zunächst für die Achillessehne behufs Operation des Klumpfußes, in einigen Journalartikeln (in Rust, Magazin 1833, XXXIX. S. 195 u. 1834, XLII. S. 159) entwickelt und die Resultate der von ihm ausgeführten Operationen mitgetheilt hatte; mit gleichem Rechte aber darf D. auf das Verdienst Anspruch erheben, zur schnellen und allgemeinen Verbreitung der von ihm erheblich verbesserten Operationsmethode wesentlich beigetragen zu haben. — Bis zum J. 1836 hatte er der subcutanen Sehnendurchschneidung noch so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, daß als ein junger englischer Arzt, der später als Orthopäde bekannt gewordene Little, der an Klumpfuß litt, sich an D. mit der Bitte wandte, die Operation an ihm auszuführen, dieser ihn mit der Erklärung, daß er auf diesem Gebiete keine Erfahrung habe und, offen gestanden, sich auch von der Operation nicht viel versprechen könne, an Stromeyer verwies. Als Little kurze Zeit darauf, von Stromeyer geheilt, nach Berlin zurückkehrte, war D. von dem Erfolge der Operation aufs tiefste ergriffen; mit dem Eifer, der ihm bei der Verfolgung jedes ihm vorschwebenden Zieles eigen war, benutzte er jetzt die ihm reichlich gebotene Gelegenheit für Ausführung der subcutanen Tenotomie und innerhalb kaum eines Jahres hatte er bereits in 140 Fällen den Klumpfuß vermittelst Durchschneidung der Achillessehne operirt. Seine Mittheilungen hierüber sowie über andere Tenotomieen finden sich in verschiedenen Journal-Artikeln (in Preuß. med. Vereins-Ztg. 1838, Nr. 27; Casper, Wochenschr. 1839, Nr. 38, 39, S. 609 ff.), ferner in der Monographie „Ueber die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln", Berlin 1841 und in seinem Hauptwerke über „Operative Chirurgie" niedergelegt. — Ihm eigenthümlich ist ferner die hiehergehörige, operative Methode des Stotterns (vermittelst Durchschneidung, resp. Excision eines Stückes des Zungenmuskels), welche er (nach einer in der Berliner med. Centralzeitung 1841, Nr. 6 veröffentlichten Notiz) zum ersten Male am 7. Jan. 1841 ausgeführt und die er dann später monographisch („Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation", Berlin 1841) beschrieben hat. — Ebenso endlich ist D. der erste gewesen, der die von Stromeyer in Vorschlag gebrachte, übrigens schon im 18. Jahrhunderte von Taylor angedeutete, operative Behandlung des Schielens durch den Sehnen-, resp. Muskelschnitt praktisch ausgeführt hat; als er die monographische Bearbeitung dieses Gegenstandes („Ueber das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation", Berlin 1842, frühere Mittheilungen hierüber finden sich von ihm in der Preuß. med. Vereins-Ztg.

1839, Nr. 46 und 1840, Nr. 6. 7 niedergelegt) veröffentlichte, konnte er bereits über die Resultate von 1200 von ihm ausgeführten Schiel-Operationen berichten.

Außer den hier genannten litterarischen Arbeiten, welche sich auf dies von ihm mit Vorliebe gepflegte Gebiet der Chirurgie beziehen, hat D. die „Henkel-Stark'sche Anleitung zum chirurgischen Verbande neu bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt", Berlin 1829 herausgegeben, sodann in mehreren medicinischen Journalen (besonders in Rust's Magazin, Casper's Wochenschrift und in der Hamburger Zeitschrift für Medicin, an deren Redaction er sich in Gemeinschaft mit Fricke und Oppenheim in den Jahren 1836 und 1837 betheiligt hatte) verschiedene casuistische Beiträge zur Chirurgie und einige interessante Artikel über die Erlebnisse auf einer 1836 nach Paris unternommenen wissenschaftlichen Reise mitgetheilt, ferner einige chirurgische Artikel zu dem von der Berliner medicinischen Facultät herausgegebenen encyklopädischen Wörterbuche der medicinischen Wissenschaften und zu Rust, Handbuch der Chirurgie geliefert, eine „Anleitung zur Krankenwartung", Berlin 1832 veröffentlicht, und endlich in einer kleinen Schrift „Der Aether gegen den Schmerz", Berlin 1847 die Erfahrungen niedergelegt, die er, als einer der ersten deutschen Wundärzte, welche die Jackson'sche Methode in die Praxis eingeführt, über die Aetherisation bei Operationen gemacht hatte. — Ueber die klinisch-praktischen Leistungen Dieffenbach's legen außerdem die Schriften von Ch. Philips, La Chirurgie de Mr. Dieffenbach. Première partie. Berlin 1840 und die von C. Th. Meyer herausgegebenen „Vorträge in der chirurgischen Klinik der königl. Charité zu Berlin". 2 Lief. Berlin 1840, so wie mehrere Artikel in französischen medicinischen Zeitschriften, die während seines Aufenthaltes 1836 in Paris von ihm in dortigen Hospitälern ausgeführten chirurgischen Operationen betreffend, Zeugniß ab.

Eine Würdigung Dieffenbach's als Mensch, Arzt und Gelehrter läßt in ihm eine Reihe von Gemüths- und Charakter-Eigenthümlichkeiten erkennen, welche über seine Stellung und sein Wirken im Leben und in der Wissenschaft vollkommen Aufschluß zu geben geeignet sind. — Von unbegrenzter Liberalität gegen sich selbst und gegen seine Umgebung, einer Liberalität, die ihn u. a. zu einem „unmöglichen Examinator" machte, von rastlosem Eifer für das Wohl der leidenden Menschheit erfüllt, hat D. in seiner genial angelegten Natur, in der Schnelligkeit und Schärfe der Auffassung, in der classischen Ruhe und Besonnenheit, in der ungetrübten Umsicht und Geistesgegenwart, die ihn selbst in den schwierigsten Lagen seiner heilkünstlerischen Thätigkeit nie verließ, in der Leichtigkeit, sich jede ihn interessirende fremde Idee anzueignen und sie praktisch zu verwerthen, in der Rastlosigkeit, jeden neu aufgenommenen oder in ihm erwachten Gedanken zu verarbeiten und zur That werden zu lassen, hierin — sage ich — hat D. unerschöpfliche Quellen und Hülfsmittel für sein ärztliches Wirken gefunden, dem an Umfang und Bedeutung die Leistungen nur weniger großer Chirurgen gleich kommen, der allerwenigsten überlegen sind. — Im Vollbesitze dessen, was vor ihm geleistet war, hatte sich D. von jedem Autoritätsglauben frei gehalten und sich seinen Standpunkt aus sich selbst heraus geschaffen. Auf die historische Entwicklung des Wissens legte er keinen großen Werth, Gelehrsamkeit schätzte er nur so weit hoch, als sie die Handhabe für die praktische Thätigkeit bot, die abstracte Speculation war ihm ganz fremd: klaren Blickes das Ziel vor Augen, dem er zustrebte, und getragen von einem durch die reichste Erfahrung wohl begründeten Selbstbewußtsein verschmähte er es, ausgetretene Wege weiter zu verfolgen, ihn reizte das Neue, mochte es sich in einer ihm originellen Auffassung des bereits Bekannten oder in absolut neuen Gesichtspunkten darstellen, und so sicher er jede ihm vorschwebende Idee erfaßte, so einfach waren stets die

Mittel, deren er sich zur Ausführung derselben bediente. Bewunderungswürdig war seine manuelle Gewandtheit, noch mehr aber die Einfachheit seiner Technik und der technischen Hülfsmittel, deren er zur Ausführung der schwierigsten Operationen bedurfte; gerade diese Einfachheit war es, die ihm auch in solchen Fällen, wo unvorhergesehene Hindernisse sich ihm bei der Operation entgegenstellten, den Erfolg sicherte und ihm die Möglichkeit bot, sich als „Genie des Augenblickes" zu bewähren. — Es ist kaum möglich, die Ziele, denen D. zugestrebt, die Wege, die er eingeschlagen und die Mittel, deren er sich zur Erreichung derselben bedient hat, treffender zu schildern, als er selbst es in den einleitenden Worten zu seiner „Operativen Chirurgie" gethan hat; in dieser Vorrede tritt er dem Leser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Größe — ein Operateur von Gottes Gnaden — entgegen, hier offenbart sich der in ihm wohnende Geist, der ihn nach einer mehr als 20jährigen, enormen Thätigkeit so frisch erhalten hatte, daß er von dem Inhalte seiner Schrift ausrufen konnte: „Es sind dies keineswegs Ueberschauungen und Rückblicke in ein mühevolles und bewegtes Leben, keine schwermuthsvollen Betrachtungen am Abende des eigenen Daseins, sondern noch mit der Gluth der Jugend und in der Gegenwart erfaßte Begebenheiten, nicht blos von vorgestern, sondern noch von gestern und noch von heute."

Diese Arbeit, die ganze Fülle seiner Erfahrungen als das Vermächtniß seines Wissens und Schaffens umfassend, war es, welche D. aufs lebhafteste beschäftigte; wie der Herausgeber des nach dem Tode des Verfassers erschienenen Schlusses derselben, sein Schwiegersohn Dr. Bühring, mittheilt, hatte sich in den letzten Monaten des Lebens Dieffenbach's eine eigenthümliche Todesahnung seiner bemächtigt, wiewol er, der eigenen Erklärung nach, sich lange nicht so wohl, wie gerade in dieser Zeit gefühlt hatte, und in solchen Augenblicken, in welchen ihn die trübe Gemüthsstimmung überfiel, war die Vollendung dieses Buches seine größte Sorge und er rief dann wol, schmerzlich bewegt: „Ich erlebe doch nicht, daß es fertig wird." Seine Ahnung hatte ihn nicht ganz getäuscht; noch waren die Schlußlieferungen dieser Schrift nicht erschienen, die letzte noch nicht einmal redigirt, als sich am 11. Nov. 1847 seine Ahnung erfüllte; mitten in seinem Berufe, auf dem glänzendsten Felde seiner Thätigkeit, im Operationssaale, von hunderten seiner Schüler umgeben, trat ihn der Tod an, so plötzlich, so sanft, wie er selbst es sich oft gewünscht hatte: „Nur nicht sterben — das ist ein qualvoller Kampf; aber der Tod ist schön." — Die Zahl der aus seiner Schule direct hervorgegangenen bedeutenden Chirurgen ist klein, aber Dieffenbach's Geist lebt in der neuen Wissenschaft fort und nicht viele Capitel in der operativen Chirurgie sind es, welche nicht an den Namen Dieffenbach's anknüpfen.

A. Hirsch.

Dieffenbach: Johann Philipp D., geb. am 2. Juni 1786 zu Dietzenbach bei Langen im Großherzogthum Hessen, woselbst sein Vater Pfarrer und sein erster Lehrer war. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Darmstadt unter der Leitung Wenck's und Zimmermann's. Nach vollendeten Universitätsstudien gründete er auf Veranlassung eines in Köln wohnenden Bruders eine Privatschule in Crefeld, wo er zugleich erster Lehrer der Armenschule war. Nach fünfjähriger Thätigkeit daselbst kehrte er nach Gießen zurück, errichtete hier eine Mädchenschule, während er sich zu seiner Staatsprüfung und Promotion vorbereitete. Ehe er aber seine Absicht erreichte, wurde er auf Empfehlung mehrerer hochstehender Männer zum Erzieher des Prinzen Ludwig von Hessen, des jetzt regierenden Großherzogs Ludwig III. von Hessen, berufen, welche Stelle er jedoch nur vom J. 1812 bis zum J. 1815 bekleidete. Seine Natur paßte nicht in das Hofleben und zur Erziehung eines Prinzen, so sehr er auch die Bedeutung seiner Aufgabe und die Gelegenheit, mit hervorragenden Personen in Verbindung

zu stehen, zu schätzen wußte. Er begab sich darum im Sommer 1815 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Gießen, erwarb sich den Doctorgrad und hielt mehrere historische Vorlesungen. Da er aber in Gießen in ökonomischer Hinsicht keine großen Aussichten hatte, so bewarb er sich um das Rectorat der Augustinerschule zu Friedberg in der Wetterau, welches Amt er bis zur Auflösung dieser Schule im J. 1836 versah. Er übernahm dann die Leitung der sogenannten Musterschule in Friedberg und im J. 1849 die Direction der neugegründeten Realschule, die er bis zu seinem am 25. Oct. 1860 erfolgten Tode weiter führte. — D. hat sich durch seine Forschungen und Arbeiten in localer Archäologie und Geschichte sowie durch die Anregung, die er für diesen Zweig des Wissens in den verschiedensten Kreisen zu geben verstand, namhafte Verdienste erworben. Er war ein bahnbrechender Forscher für die Kenntniß des Römerthums in der Wetterau und entfaltete seine Thätigkeit dafür in der Sammlung von Alterthümern, die in der Wetterau gefunden wurden, wie in der Bearbeitung des daraus sich ergebenden Stoffes. Seine hervorragendsten litterarischen Arbeiten sind seine „Geschichte von Hessen", seine „Urgeschichte der Wetterau" und seine „Geschichte von Friedberg".

Vgl. Scriba, Lexikon der Schriftsteller Hessens und Justi's Hess. Gelehrten-Lexikon, welches letztere eine Selbstbiographie Dieffenbach's enthält.

Walther.

Diel: August Friedrich Adrian D., geb. 3. Februar 1756 in Gladenbach, † 1833. Er war erst Physikus in Gladenbach, dann zu Dietz und gleichzeitig Brunnenarzt in Ems, ward 1790 nassauischer Hof-, später geheimer Rath; ein sehr verdienstvoller Pomolog. Er schrieb „Ueber Anlage der Obstorangerie in Scherben", 1796, 3. Aufl. 1840; „Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland gewöhnlichen Kernobstsorten", 21 Hefte, 1799—1819, Auszug daraus in 5 Bänden, 1829—33; „Systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten", 1818, mit zwei Fortsetzungen 1829—33; „Ueber den Gebrauch der Thermalbäder in Ems", 1825; „Ueber den innerlichen Gebrauch der Thermalbäder in Ems", 1832; außerdem übersetzte er mehrere medicinische Werke, namentlich die „Medicinischen Commentarien einer Gesellschaft der Aerzte in Edinburg", 8 Bde. Löbe.

Dielitz: Gabriel Maria Theodor D., königl. Professor, Director der Königstädtischen Realschule zu Berlin, geb. 2. April 1810 zu Landshut in Baiern, † 30. Januar 1869 zu Berlin, verlebte seine ersten Jahre in Paris, kam 1815 mit seinen Eltern nach Berlin, besuchte das Berliner Gymnasium zum grauen Kloster, studirte in Berlin von 1828 an classische Philologie, wurde 1835 an der königlichen Realschule unter dem Director Spillеke als ordentlicher Lehrer angestellt, lehnte 1842 einen Ruf ins Ausland ab, der infolge seiner Abhandlung „Ueber die erziehende Kraft der Schule" an ihn ergangen war, und ward 1844 zum königl. Professor ernannt. 1846 wurde er vom Magistrate zu Berlin zum städtischen Schulinspector gewählt, war 1848 Mitglied der preußischen Nationalversammlung und wurde 1849 zum Director der damaligen Königstädtischen höheren Stadtschule ernannt, die 1850 zur Realschule erhoben wurde. Mit seiner Thätigkeit für diese Anstalt, die unter seiner Leitung von zehn auf achtzehn Classen mit anfangs acht, später zweiundzwanzig ordentlichen Lehrern anwuchs, verband er eine umfassende litterarische Thätigkeit. Außer mehr als zwanzig in vielen Auflagen erschienenen Jugendschriften historischen und geographischen Inhaltes verfaßte er einen (bis 1869) bereits in 17 Auflagen wiederholten und in mehrere europäische Sprachen übersetzten „Grundriß der Weltgeschichte", eine vielfach wieder aufgelegte „Geographisch-synchronistische Uebersicht der Weltgeschichte" und einen „Geschichtskalender". 1843 arbeitete er Hörschel-

mann's „Uebersicht der gesammten Geographie für den ersten Unterricht" (Berlin 1828) vollständig um, veröffentlichte 1844 sein „Liederbuch für die deutsche Jugend" und gab im Vereine mit den Professoren Hermann und Voigt ein „Schulwörterbuch der lat., franz., engl. und deutschen Sprachen" und mit dem Unterzeichneten zusammen ein „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten" (3. Aufl. 1871), ein „Handbuch der deutschen Litteratur" (eine nach den Gattungen geordnete Sammlung poet. und pros. Musterstücke nebst einem Abriß der Metrik, Poetik, Rhetorik und Litteraturgeschichte, 2. Aufl. 1872) und einen „Grundriß der Geographie" (2. Aufl. 1873) heraus. Grundzug seines Charakters war wahrste und reinste Humanität. Heinrichs.

Diemen: Antonio van D., niederländischer Generalgouverneur von Indien, geb. 1593 in Kuilenburg, ging schon in jungen Jahren auf einem Compagnieschiff nach Indien, ward hier vom Commis bald Buchhalter und endlich Oberkaufmann (Factoreichef) und 1625 Rath von Indien. Diese fast beispiellose Laufbahn verdankte er seiner unermüdlichen Thätigkeit und Energie. 1632 Generaldirector des Handels geworden, that er viel, um durch Entdeckungen nach dem Osten hin neue Handelswege ausfindig zu machen. Er selbst entdeckte Neu-Amsterdam, und als er 1636 Generalgouverneur geworden, war er es, der Tasman (s. d.) auf seine weltbekannte Entdeckungsreise aussandte. Auch sonst zeichnete er sich durch seine Thätigkeit aus. Nach Kräften bekämpfte er das um sich greifende Unwesen in der Beamtenwelt und den engherzigen Monopolismus der Directoren in Holland, den letzteren leider ziemlich vergeblich. Kräftig hielt er sich gegen die Ansprüche der Sultane von Bantam und Mataram auf Java, und dem portugiesischen Einfluß im Archipel gab er den Todesstoß durch die unter seiner Regierung geschehene Eroberung von Malakka 1641, während er auch in den Molukken die niederländische Herrschaft befestigte und sie in Ceylon 1638 gründete. Nach Coen ist er vielleicht derjenige, der am meisten zur Befestigung der niederländischen Herrschaft in Indien gethan, ein Mann voll Einsicht und Talent und von unermüdlicher Thätigkeit. Er starb mitten in seiner Arbeit 1645 zu Batavia. P. L. Müller.

Diemer: Heinrich August Christian Ludwig D., gewöhnlich blos August Ludwig D., Rechtsgelehrter, geb. 12. (13.?) Aug. 1774 zu Milkel, einem Dorfe in der Oberlausitz, unweit Bautzen, † 26. Juli 1855 in Rostock. Er besuchte 1788—91 die Kreuzschule zu Dresden, studirte seit 1793 in Wittenberg Theologie und erwarb 1796 die philosophische Magisterwürde, worauf er nach Dresden zurückkehrte und das Examen als Predigtamtscandidat bestand. In Meißen als Hauslehrer thätig, begleitete er seine Zöglinge 1799 auf die Universität Leipzig und widmete sich nun selbst dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach Erlangung des Baccalaureats beschäftigte er sich ein Jahr lang in Dresden mit praktischen juristischen Arbeiten. Zu Michaeli 1801 begab er sich wieder nach Leipzig, wo er als Advocat praktisirte, auch Ostern 1802 an der Universität sich habilitirte. 16. Decbr. 1802 wurde er Doctor, 1806 außerordentlicher Professor der Rechte, 1808 Consistorialassessor, 1819 ging er als mecklenburg-schwerinischer Consistorialrath und ordentlicher Professor der Rechte nach Rostock. Außer verschiedenen akademischen Gelegenheitsschriften, wie: „De re paedagogica in scholas academicas revocanda", 1802; „Commentationes de usu et auctoritate iuris Romani in Anglia Particula I.", 1817; „De mutationibus iuris publici et ecclesiastici Megapoleos Prolusio", I. II. 1829, 30, verfaßte er: „D. Caspar Börner, Professor der Theologie zu Leipzig, gestorben 1547", 1817. Sein ältester Sohn, Arthur August Ludwig D. (N. Nekrolog 1839, XVII. 735 f.), geb. 1809 zu Leipzig, studirte seit Ostern 1830 die Rechte in Rostock, dann Leipzig, wo er promovirte, und starb im 29. Lebensjahre 23. Aug. 1839

zu Dresden. — Leipziger gelehrtes Tagebuch 1802, S. 99 ff. Meusel, G. T. Otto, Lexikon der Oberlaus. Schriftsteller, Supplement-Band von Joh. Dan. Schulze, S. 68 f. Steffenhagen.

Diemer: Joseph D., Bibliothekar, Germanist, geb. 1807 zu Stainz in Steiermark, † 3. Juni 1869 in Wien. Früh verwaist errang er unter schwierigen äußeren Verhältnissen gelehrte Kenntnisse. Nach kurzem Besuche der Schule zu Graz war er meist auf Selbstunterricht angewiesen. Von 1825 an diente er 17 Jahre lang als Scriptor der Johanneumsbibliothek in Graz, eifrig fortarbeitend und in den Ferien Deutschland, die Schweiz und Italien zu Fuß durchstreifend. Er hatte neben den wichtigsten fremden Sprachen besonders das Altdeutsche studirt und benutzte nun seine Wanderungen zu Durchforschung österreichischer Klosterbibliotheken nach dieser Richtung. Sein bedeutendster Gewinn dabei war die 1841 gemachte Entdeckung der sogenannten Vorauer Handschrift, die Kaiserchronik, das Alexanderlied und andere wichtige Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts enthaltend. Dieser Fund und seine Bearbeitung begründete seinen Namen. 1842 ward er Scriptor, 1851 Director der Universitätsbibliothek in Wien, 1848 Mitglied der kaiserlichen Akademie, 1865 erhielt er Ehrendiplome als Doctor der Philosophie von Tübingen und Wien Seine Hauptwerke sind Publicationen der von ihm aufgefundenen altdeutschen Texte: „Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, aufgefunden im regulirten Chorherrenstift zu Vorau ꝛc.“, Wien 1849; aus derselben Handschrift die „Kaiserchronik“, Wien 1849; „Genesis und Exodus der Milstäter Handschrift“, Wien 1862. Kleinere Stücke und Einzeluntersuchungen bringen die auch unter dem Titel „Kleine Beiträge“ (1851 ff.) und „Beiträge (1865 ff.) zur älteren deutschen Sprache und Litteratur“ erschienenen Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, in Pfeiffer's Germania ꝛc. Vgl. die Nekrologe von W. Scherer in der Wiener Presse, 22. Juni 1869 und von K. Bartsch in seiner Germania 15, 460 ff.

v. Keller.

Diemeringen: Otto v. D., Domherr in Metz, verfaßte um 1483 eine deutsche Uebersetzung des berühmten Reisewerkes des Engländers John Maundeville, nach dem französischen Texte, in welchem der Verfasser sein Werk meist niedergeschrieben hatte, daneben jedoch benutzte der Uebersetzer auch die lateinische Uebertragung. Seine Verdeutschung, wiewol an Gewandtheit des Ausdrucks hinter der etwas älteren von Michael Felser zurückstehend, hat gleichwol die größere Verbreitung gefunden. Sie erschien zuerst Straßburg 1484 und seitdem noch oft; sie wurde die Grundlage eines ebenfalls viel verbreiteten Volksbuches, das noch in unserem Jahrhundert als solches gedruckt wurde.

Vgl. Görres, Die deutschen Volksbücher S. 53 ff. Museum für altd. Litter. und Kunst I, 248 ff. Bartsch.

Diemut, Nonne zu Wessobrunn und kunstgeübte Schreiberin, erstreckte ihre Lebenszeit ungefähr von 1057—1130. Schon in früher Jugend ins dortige Frauenstift als Incluse getreten, verwendete sie den größten Theil ihres strengen Lebens auf das Abschreiben von Büchern, deren sie über 40 (meistens liturgische Werke und Schriften von Kirchenvätern) in prächtiger Ausstattung zurückließ. Es erscheint diese Thätigkeit um so bedeutender, als D. gleichzeitig mit mehreren Persönlichkeiten, namentlich mit der seligen Herluka (damals in Epfach, später in Bernried weilend) langjährigen Briefwechsel unterhielt. Um letztere Correspondenz einzusehen, begab sich Bernh. Pez 1717 eigens nach Bernried, erfuhr aber dort, daß die fraglichen Documente schon im Schwedenkriege zu Grunde gegangen seien. Leider wurden auch zu Wessobrunn so manche von Diemuts Abschriften in Zeiten der Noth veräußert; für eine zweibändige „Bibliotheca“ (Bibel?)

tauschte das Kloster ein Landgut am Peissenberge ein, die Briefe des hl. Hieronymus verpfändete es nach Stams, andere Bände kamen als Geschenk an Bischöfe. — In Folge der Säcularisation gelangten etwa 15 Pergament-Codices als Rest der Diemut'schen Sammlung an die Staatsbibliothek zu München. Schmeller scheint jedoch nur einen Theil derselben für echt gehalten zu haben. Die von D. herrührenden Schriften sind für ihr Zeitalter von seltener Schönheit; ornamentreiche Initialen und eine zierliche Minuskel zeichnen sie aus. Die Gebeine der D., ursprünglich in der Mariencapelle beigesetzt, wurden später in die Klosterkirche übergetragen, wo die Brüder Pez noch ihr Denkmal besichtigten. Eine in ihrem Sarge gefundene Bleitafel besagt: III. Kal. Aprilis obiit pie memorie Diemut inclusa, quae suis manibus Bibliothecam S. Petro hic fecit.

Oberbair. Archiv I. Bd. 1839, S. 355—373. Mit einer Schriftprobe. C. Leuttner, Historia monast. Wessofont. 1753, p. 166—175. Naumann's Serapeum II. Jahrg. 1841, S. 249—251. Holland, Gesch. der altd. Dichtkunst in Baiern 1862, S. 47. Westermayer.

Diepenbrock: Melchior Freiherr v. D., Fürstbischof von Breslau und Cardinalpriester der römischen Kirche, wurde geb. am 6. Jan. 1798 zu Bocholt im Hochstift Münster und starb auf dem Schlosse Johannesberg bei Jauernig in Oesterreichisch-Schlesien am 20. Jan. 1853 in früher Morgenstunde, nachdem er das 55. Lebensjahr um 14 Tage überschritten hatte. Sein Vater, adelichem Geschlechte angehörend, machte keinen Gebrauch von dem Adelstitel und nannte sich Anton D.; wohlhabend, vielseitig gebildet, von ernster religiöser Stimmung, gewissenhaft und allzeit thätig, war er hochgeachtet sowol als Bürgermeister, in welchem Amte er während der Freiheitskriege besonders thätig war, wie in seinem Privatleben. Später führte er den Titel Hofkammerrath. Melchiors Mutter war Maria Catharina Franziska Kesting, Tochter eines kurmainzischen Hofraths, ausgezeichnet durch treue Mutterliebe und Frömmigkeit. Die Familie bewohnte das herrschaftliche Haus des Rittergutes Horst, eine Viertelstunde von Bocholt, von Wasser umgeben und von einem herrlichen Park. Wie Bach, Wald und Gärten mit Erfrischung, Farben und Duft das Kind umgaben und geheimnißvoll anregten, so begegneten ihm auch in der Hauscapelle wie in den Wohnungsräumen die Religion, Sitte und Gewohnheit der Familie stets mit einem Hauche der Poesie. Melchior war ein Liebling Aller und doch ein Kind, das dem Hause Sorge, ja Furcht einflößte. Früher als üblich wurde er der Schule anvertraut. Viel Talent, weniger Fleiß, hervorragende Leistungen in allen Knaben-Spielen und Händeln: so lautete bald das Zeugniß. Es wurde mit einem Hofmeister versucht — ohne Erfolg. Vicar Büttner zu Velen (nicht weit von der Heimath) nahm den siebenjährigen Knaben in Pension. Der würdige Landgeistliche strengte diesmal seine sonst bewährte pädagogische Kunst umsonst an. Er fand den unternehmenden Melchior bald über Dächer wandelnd, bald auf den Aesten hoher Eichen sich wiegend. Der seltsame Knabe, wild und sinnig in raschem Wechsel, spürte den Quellen nach und untersuchte Steine und Kräuter; die Schularbeiten gelangen in Feld und Wald, wo er sich eben niederließ; sie verdarben ihm aber zumeist im Zimmer, wo er arbeiten sollte. Als er eines Tages von außen den Thurm eines in der Nähe befindlichen Schlosses mit großer Lebensgefahr erstieg und das alte Spielwerk einer Thurmuhr in Gang brachte, erschrak das ganze Dorf, am meisten Vicar Büttner, der ihn den Eltern zurückschickte, dem von ihm liebgewonnenen Scheidenden jedoch bemerkte: jedenfalls werde etwas Großes aus ihm werden, vielleicht aber nur ein großer Taugenichts. — Ein zu Borg bei Wilkingshayn (nicht weit von Münster) von französischen Geistlichen (Emigranten) in pedantischer Ordnung geleitetes Knaben-Institut, wohin der junge D. geschickt wurde, brachte er innerhalb neun Monate in die größte

Verwirrung, so daß er mit der Bemerkung nach Haus zurückgeschickt wurde, sein wilder Freiheitssinn und tollkühner Unternehmungsgeist mache ihn für das Institutsleben ganz ungeeignet. Daheim wurde er aus Liebe und aus Furcht verzogen. Die Oekonomie des Hauses brachte er in nicht geringe Verlegenheit, indem sein maßloser Wohlthätigkeitssinn die Vorrathskammern oft heimlich bedeutend schädigte. Endlich schien er einen Weg für geordneten Lebensgang selbst zu wählen. In dem elterlichen Hause wurden die Kriegsereignisse erzählt: da träumte es ihm plötzlich von Schlachten und Siegen, und er wollte ein Soldat, ein Held werden. Den Widerstand der Eltern brach sein beharrlicher Wille und stürmisches Bitten: er wurde, 12 Jahre alt (im J. 1810), in das französische militärische Lyceum nach Bonn geschickt, welches damals gegen 800 Zöglinge zählte. Die Studien wie die militärisch-gymnastischen Spiele zogen ihn an und in der Uniform begriff er auch die Bedeutung des Gehorsams, ohne diesen in jeder kleinlichen Form üben zu können. Als der Kaiser Napoleon I. das Lyceum besuchte, saß D. in Arrest; heiße Bitten und Fürsprache erwirkten ihm die Freiheit, mitzurufen: Vive l'empereur! Seine Phantasie schuf ihm eine übernationale Heldengestalt, welcher er huldigte. Viele Eleven wurden bei dieser Gelegenheit der Armee einverleibt; daß er dies Ziel noch nicht erreichte, gab er nicht seiner Jugend schuld, sondern der Laune der Vorgesetzten; sein Trotz führte ihn darauf zu solcher Insubordination, daß er entlassen wurde. Unter dem Scheine französischer Einquartierung spät am Abend ins elterliche Haus zurückgekehrt, von der Schwester erkannt und der Mutter entdeckt, fand er durch deren Vermittlung mit dem Vater Versöhnung. In einem Domäne-Bureau arbeitete er nun eine Zeit lang fleißig, aber ohne jede Befriedigung. Dann erst begannen mit einem Freunde Starting ernste Studien in alten und neuen Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, die nur durch Jagdabenteuer unterbrochen wurden.

Es kamen die Freiheitskriege. Als der preußische General Borstell die Festung Wesel belagerte, nahm er sein Quartier in Diepenbrock's Haus. Bei einem auf die Christnacht 1812 geplanten Sturme meldete Melchior (noch nicht ganz 15 Jahre alt) sich als Volontär — er wolle unter den Ersten die Mauern ersteigen. Der General nahm ihn an und gab ihm zum Ausmarsch sein bestes Pferd. Aber eine plötzliche Anschwellung des Rheines verhinderte die Ausführung. Bei Errichtung der Landwehr trat D. als Lieutenant in das Bataillon, welches der Kreis Borken zu stellen hatte, und als dieses nach der Uebergabe der Festung Landau in seinen Kreis zurückkehrte, in ein Linienregiment. Sowol das Geld in der Tasche, als das Gold, welches die Mutter „für den Fall einer Gefangenschaft oder Verwundung", und gewiß noch mit mütterlichen Nebengedanken in die Uniform dort, wo sie die Brust deckt, eingenäht hatte, war bald dem Bedürfniß und der Freude der Kameraden geopfert. Mit Trauer erfüllte es ihn, daß er nur in die Schlußscene des großen Kriegsdramas eingetreten, die seinem Thatendrang keinen entsprechenden Raum mehr bot. Da wurde ihm denn freilich die militärische Disciplin bei dem bald folgenden bloßen „Garnisons- und Gamaschendienst", wie er sich auszudrücken pflegte, bald zu enge; Excesse und Duelle mehrten sich, bis er in die Gefahr gerieth, einer lebenslänglichen Festungsstrafe entgegenzugehen, der er nur noch auf den Rath seiner Vorgesetzten durch Einreichung seines Abschiedes ausweichen konnte. Er nahm den Abschied; aber als er ihn erhalten, war er so unglücklich und erbittert darüber, daß er seine Uniform in Stücke riß und seinen guten Degen zerbrach und mit Füßen darauf trat. Einen kurzen Kampf mit Lebensüberdruß überwand er im Andenken an seine Eltern; den Gedanken, nach Amerika zu gehen, wies er auch zurück, und so finden wir ihn bald darauf wieder auf dem Gute Horst im elterlichen Hause.

Er trieb wieder Privatstudien; auch poetische Versuche machte er, lernte Landwirthschaft und beschäftigte sich mit der Jagd. So war D. 19 Jahre alt geworden und ein Lebensziel, ein Beruf schien für ihn nicht vorhanden. Da führte Clemens Brentano den Professor J. Michael Sailer aus Landshut in die Familie D. ein (1817). (G. Aichinger, Joh. Mich. Sailer, 1865, setzt hierfür ohne Angabe der Quelle das Jahr 1818 an, S. 397.) Melchior floh ihn, wurde aber trotzdem von Sailer gefunden, der ihn durch die Mächte „Licht und Liebe" gefangen nahm und auf immer an sich fesselte. Ein halbstündiger Spaziergang reichte hin zur völligen Umwandlung des seltenen Jünglings; seitdem wich er nicht von der Seite des väterlichen Freundes, und als dieser abgereist, war die Sehnsucht nach dessen Umgange übermächtig, so daß er ihm bald nacheilte und zwei Jahre an der Universität Landshut Cameralia studirte, vor allem aber den Inhalt seines geistigen Lebens von Sailer empfing. Im J. 1819 kehrte er nach Bocholt zurück, um ernstlich über seine Berufswahl nachzudenken. Hier griff Clemens Brentano in seine Bestimmung ein, der ihn mitnahm zu einem Besuche in Dülmen bei der bekannten Catharina Emerich und dort mit der ihm eigenen Vermischung von Wirklichkeit und Dichtung den von geheimnißvoller Sehnsucht nach dem Ergreifen einer Idealwelt erregten Jüngling gewaltsam in einen mystischen Kreis bannte, in welchem der Entschluß, Priester zu werden, bei seiner Naturanlage fast zur Nothwendigkeit wurde. Diesen Entschluß faßte er mit Begeisterung. Weder im Clericalseminar zu Mainz, noch zu Münster fand er Ruhe; nach kurzer Zeit saß er wieder zu den Füßen Sailer's. Nachdem er im Seminar zu Landshut die theologischen Studien vollendet, empfing er die Weihen zu Regensburg; am 22. Decbr. 1823 wurde er Subdiacon, am 26. Diacon und am 27. Priester. Unmittelbar vorher erschütterte ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Dieser Schmerz erhöhte den Eindruck der Tage der Weihen und der Primiz in der Klosterkirche zu Pielenhofen, 3 Stunden von Regensburg. Die weihende Hand, welche auf seinem Haupte ruhte, war die seines väterlichen Freundes Sailer, der im Herbste 1821 Domcapitular zu Regensburg und am 27. Sept. 1822 Coadjutor des Bischofs v. Wolf mit dem Rechte der Nachfolge geworden war; seine Consecration als Bischof von Germanicopolis war am 28. Octbr. desselben Jahres erfolgt. Bei der Priesterweihe rief Sailer dem ergriffenen Melchior v. D. zu, er solle „mit Johannes dem Evangelisten, Apostel und Propheten des N. B. (es war sein Festtag) lieben lernen, mit ihm, den Jesus liebte".

Wir stehen hier vor einem so eigenthümlichen und merkwürdigen Lebensgange, daß es zweckmäßig erscheint, die Persönlichkeit etwas concreter zur Anschauung zu bringen. Melchior v. D. war von imponirender Gestalt, beinahe 6 Fuß groß, schlank und markig, voll Kraft und Adel, eine wahrhaft fürstliche Erscheinung. Seine intellectuellen Gaben waren ungewöhnlich nach Vielseitigkeit und Tiefe. Nur dem autodidaktischen Gange seiner Entwicklung ist es zuzuschreiben, daß er nicht ein hervorragender Gelehrter geworden. Sein fast unergründliches Gemüth offenbarte sich in einer Sehnsucht nach der idealen Welt so mächtig, daß er früh mit Ungestüm und später voll Wehmuth den Tod herbeiwünschte, und andererseits durch einen Reichthum der Nächstenliebe, der oft Staunen erregte. Unbeugsam war sein Wille, der nicht selten unüberwindlich scheinende Hindernisse rasch beseitigte. Aale, die er als Knabe unter der Brücke des Holtwicker Baches gefangen, sprangen ihm aus dem Eimer; da zermalmte er ihnen mit den Zähnen den Kopf. Einen Soldaten, der ihm als Lieutenant nicht gehorchte, verwundete er mit dem Degen, um ihn dann mit der hingebendsten Liebe und Geduld zu pflegen, bis derselbe genesen war. Von seiner „glühenden Seele" und „heißen Natur" redend sagte Sailer: „Wenn er (D.) sein Roß reitet

mit Zaum und Zügel, ist er unter allen Menschen, welche mir auf meinem langen Lebenswege begegneten, der Erste und Edelste; aber freilich, wenn das Roß ihn reitet, dann wirft er alles nieder."

D. wurde Sailer's Secretär, aber nicht blos mit seinem äußeren Talente, sondern sein Geist und Herz wurde dem greisen Bischofe, dessen Lebensabend er verklärte, dienstbar. König Ludwig I. war kaum auf ihn aufmerksam geworden, als er ihn zum Domherrn in Regensburg ernennen wollte. D. drohte, eher Baiern zu verlassen, so daß Sailer dem Ministerium abrieth. Aber jede Vacanz im königl. Monate brachte die Frage wieder. Im J. 1829 war Sailer wirklicher Bischof von Regensburg geworden. Der Münchener Domherr Fr. X. Schwäbel, sein späterer Nachfolger, kam zum Besuche nach Schloß Barbing, wo jener im Spätsommer wohnte, und bot alles auf, D. zum Eintritt ins Regensburger Domcapitel zu bewegen. Er fand hartnäckigen Widerstand. Als aber D. für Sailer den ersten Hirtenbrief geschrieben, und dieser ihn noch fester an sich zog, ließ er es geschehen, daß er Anfangs 1830 (25. Febr.) zum Domherrn ernannt wurde. „D. ist mir ein wahrer Engel", schrieb Sailer um diese Zeit an Cl. Brentano; „er leihet mir seine Feder, seinen Kopf und sein Herz." Sailer † am 20. Mai 1832. D. war tief gebeugt; es war eine Lücke in seinem Herzen entstanden, die kein Mensch mehr ausfüllte. Wittmann wurde zum Bischof ernannt. Zu Rom brachte man in 9 Monaten die Präconisation nicht fertig; unterdessen starb der Ernannte. Sterbend empfahl der ernste, fromme Wittmann dem Regierungspräsidenten für den bischöflichen Stuhl D., indem er bemerkte, „mit seinem letzten Athemzuge wolle er Gott und den König um einen solchen Mann für die Diöcese Regensburg bitten". Aber D. wandte sich selbst an den König und bat im Sinne Sailer's, wie er meinte, um den Domherrn Schwäbel, welcher schon nach drei Tagen zum Bischof ernannt wurde. Dem D. wurde der königliche Dank ausgesprochen. Doch würde auch ohne ihn die Wahl auf Schwäbel gefallen sein. Sein Verhältniß zu D. wurde das eines treuen älteren Bruders. Dieser wurde am 11. Febr. 1835 zum Domdechanten ernannt, und als er formell ablehnte, wurde ihm durch ein huldvolles königl. Handschreiben „an den Domdechanten D." der Widerstand gebrochen. Seit Sailer's Tod hatte er seinen Vater und eine Schwester (Apol.) bei sich, mit denen er ein gastliches Haus hielt; doch starb der Vater im August 1837. Unter Schwäbel's Verwaltung der Diöcese Regensburg dauerten Diepenbrock's friedliche und heitere Tage fort; er theilte Sorge, Arbeit, Leid und Freude mit dem Bischof. Gestört wurde seine Ruhe, als er im Sommer 1841 erfuhr, daß er auf der Liste für die Bischofswahl in Breslau stand. Er athmete auf, als dort Joseph Knauer aus der Urne hervorgegangen war. Aber noch in demselben Jahre starb sein Bischof, Schwäbel, der treue Jünger Sailer's, dessen von „Licht und Liebe" lebender Geist damals schon von der Diöcese zu weichen begann.

Die Aufregung, welche die Wegführung des Erzbischofs Clemens August von Köln im J. 1837 auch in Baiern hervorgerufen hatte, war bereits in einer Anzahl von römischen Geistlichen in confessionelle Parteileidenschaft ausgeartet. Kurz vor seinem Tode sah auch Bischof Schwäbel dieses wilde Feuer in den Clerikern entbrennen; erschrocken und voll Trauer machte er den Versuch, es zu löschen. Er mahnte zur Liebe. Das war in den Augen der Fanatiker, die in maßloser Polemik ihre Lebensaufgabe sahen, ein Verbrechen. Ein Brief des Bischofs an einen derselben wurde durch Indiscretion veröffentlicht und alles Gute, was der Bischof gethan, war vergessen; der Haß wandte sich gegen ihn und verbitterte und verkürzte ihm seine letzten Lebenstage. Das bereitete D. namenlosen Schmerz. Er hielt die Trauerrede, in welcher er auf diese Sünde an dem Verstorbenen hinwies und mit sittlicher Strenge Worte des Tadels sprach.

Damit war sein Friede in Regensburg für immer dahin. Erstaunt sah er Freunde in Feinde verwandelt. Zwar machte ihn der neue Bischof (17. April 1842) Valentin Riedel zu seinem Generalvicar und er führte das Amt mit treuer Pflichterfüllung zwei Jahre hindurch; aber er wurde immer mehr fremd und einsam, bis er sich ganz zurückzog und sich mit seinem Geiste in das „Vlämische Stillleben" von Hendrik Conscience flüchtete, das er in trefflicher Uebersetzung dem deutschen Volke zugänglich machte. Sein Gemüth war tief verwundet — er wußte nicht, wie tief; denn die Pein und Enge, die ihn schmerzlich preßte, schrieb er den Unvollkommenheiten und Schwächen einzelner Personen zu, während sie doch entsprang aus dem römischen Geiste, der Sailer's Geist verdrängte. Doch war der römische Geist damals nicht herrschend in Deutschland, und so war es möglich, daß D. noch eine glänzende Genugthuung erlebte. Die tiefe Verschattung, in welche der Ultramontanismus ihn im J. 1841 gehüllt, hatte seine Berufung nach Köln gehindert, an welche einflußreiche Männer gedacht. Wäre er Erzbischof von Köln geworden, statt des eiteln Diplomaten Geissel, der es verstand, „Cardinal der hl. römischen Kirche" zu werden und zugleich in Preußen mit dem schwarzen Adlerorden sich schmücken zu lassen, aber den Staat betrog und die römische Curie zur Herrschaft über die preußischen Katholiken führte, dann würde heute die katholische Kirche vielleicht im ganzen deutschen Reiche anders, d. h. besser bestellt sein.

Die Genugthuung kam indessen für D. am 15. Jan. 1845, an welchem Tage er zum Fürstbischof von Breslau erwählt wurde. Der Weigerung der Annahme machte der Papst Gregor XVI. ein Ende durch einen Befehl, welchem der Erwählte sich fügte. Schon am 21. April wurde er präconisirt, am 8. Juni zu Salzburg von dem Cardinal und Fürsterzbischof Schwarzenberg consecrirt und am 27. Juli zu Breslau inthronisirt. Er kam noch in die Fluth des Rongeanismus hinein, jener Bewegung, die in religiöser Hinsicht in der Verneinung ihre Kraft suchte, wesentlich politisch war, aber in der schlesischen Kirche Verwirrung anzurichten drohte; doch schon die Erregung der Katholiken bei seinem glänzenden Einzuge am 16. Juli schob einen Damm davor. In Oberschlesien hatte der religiös-sittliche Kampf gegen „die Branntweinpest" begonnen, welche nahe daran gewesen, einen Volksstamm völlig zu Grunde zu richten, der zwei Jahre später noch dazu vom Hungertyphus in erschreckender Art heimgesucht wurde. Durch das unsicher gewordene Verhältniß von Staat und Kirche traf D. in der größten Diöcese Deutschlands vielfach verwickelte Verhältnisse, und fand er nicht die nöthige Unterstützung vor. Er schaute sich daher um nach Kräften: im Domcapitel waren die Propstei und drei Canonicate, in der theologischen Facultät die Hälfte der Professuren unbesetzt; er betrachtete den Clerus und fand, daß derselbe besser sein könne. Er wollte der Erziehung des Clerus seine Hauptsorge zuwenden: da kam das Jahr 1848 mit seinen ungewohnten Aufgaben. In drei Kreisen für das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er die Wahl an für den Oppelner Kreis. In Frankfurt a/M., wohin er 15. Mai gereist war, erkrankte er schwer, so daß er nach 2 Monaten sein Mandat niederlegte und nach einer vierwöchentlichen Cur in Soden in seine Diöcese zurückkehrte. Seinen Aufenthalt in Frankfurt erklärte er für verlorene Zeit. Darauf nahm ihn die Umgestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche, welche freilich damals keine glückliche war, ernstlich in Anspruch. An der Versammlung der österreichischen Bischöfe zu Wien im J. 1849 nahm er persönlich und wesentlich Antheil. Auf den speciellen Wunsch des Königs wurde D. durch ein päpstliches Breve vom 24. Octbr. 1849 zum apostolischen Vicar für die preußische Armee ernannt, in welcher er sofort die Seelsorge unter einem Feldpropst organisirte. Gegen seinen Wunsch und trotz bittender Ablehnung in eindringlichen Schreiben

an den König, den er um Intercession bat, und an den Papst wurde er in dem geheimen Consistorium vom 30. Sept. 1850 von Pius IX. zum Cardinalpriester ernannt. Die Insignien dieser römischen Würde empfing er von dem Nuntius Viale Prela am 4. Nov. zu Breslau.

Im Herbste 1851 erschreckte seine Diöcesanen und Freunde eine äußere Todesgefahr, die dem Cardinal zu Johannesberg durch einen jungen Stier, der ihn auf die Hörner nahm und zu Boden warf, drohte. Aber die Freude über die Rettung war kurz. In seinem Innern hatte ein tödtliches Uebel längst seinen Sitz, das nun rascher zu arbeiten begann. Schon in den Tagen zu Barbing erregte eine gewisse Kränklichkeit seinen Freunden Besorgniß. Selbst Sailer und Wittmann riethen ihm mit Rücksicht auf seine Gesundheit Reiten und Jagen an, das er beides meisterhaft verstand. Er hatte sich dessen zu bald entwöhnt. Schon im J. 1829 sprach er in einem Briefe an Cl. Brentano davon, daß „es mit seiner Gesundheit den alten Gang gehe", in den Tagen des Aequinoctiums habe er wieder viel leiden müssen. Wir erfahren aus diesem Briefe, daß das Uebel in „Unterleibsbeschwerden" sich kundgebe, wovon er auf Erden keine Genesung hoffe. Leider hatte er sich nicht getäuscht. Das Uebel verließ ihn nicht sein Lebenlang und brachte ihn allzufrüh ins Grab. Im Winter 1852 zeigte sich der bedenkliche Charakter des Uebels; am 27. Mai desselben Jahres ging er auf den dringenden Rath des Arztes nach Johannesberg, um dort nach schweren in großer Geduld ertragenen Leiden zu sterben.

Diepenbrock's gesprochenes Wort empfing von seinem Gemüthe einen Zauber, der sich im Drucke ebensowenig festhalten ließ, wie der getrockneten Blume der Reiz der lebenden bewahrt werden kann; dennoch sind auch seine gedruckten Predigten („Gesammelte Predigten", Regensburg bei Manz, 1841) in der homiletischen Litteratur hervorragend. Sein erster Hirtenbrief wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt; König Ludwig I. rief aus, nachdem er denselben gelesen: „Hätte ich doch D. früher gekannt, wie ich ihn jetzt kenne!" Aber alle seine Hirtenbriefe hatten ungewöhnliche Wirkung. Kurz vor seinem Tode gab er die Erlaubniß, sie gesammelt zu drucken („Hirtenbriefe Sr. Em. des Card. Fürstb. v. Br. M. v. D.", Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1853). Seine Erstlingsschrift war „Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften", Regensburg 1829, mit einer Abhandlung von Jos. v. Görres als Einleitung, in 2. Aufl. 1837. Der falschen Mystik abgewandt, vertiefte er sich überall in die Betrachtung der mystischen Gestalten, welche vom Geiste des Christenthums leuchteten und von ihm einen Hauch der Poesie empfingen. Als ihn die Unduldsamkeit, deren Ursprung aus dem römischen System er nicht kannte, zu Regensburg vereinsamte, übersetzte er mehrere Werke von Hendrik Conscience („Vlämisches Stillleben", Regensburg, 1849 schon in 3. Aufl.). In den weitesten Kreisen wurde er als Schriftsteller bekannt und angesehen wegen seines tieferen Verständnisses neuerer Sprachen und Litteratur und wegen seines poetischen Sinns und feinen Geschmacks durch die schöne Sammlung „Geistlicher Blumenstrauß", 1. Aufl. Regensburg 1826, 2. Sulzbach J. E. v. Seidel'sche Buchhandlung 1852. Die Arbeit war eine Frucht des religiösen und ästhetischen Geistes im Schlosse Barbing. Die zweite Aufl. enthält die herrliche „Widmung" und „Erinnerung an Sailer", ist vielfach vermehrt und geschmückt mit der meisterhaften, im Frühjahr 1852 geschaffenen Uebertragung der „Philomele" des hl. Bonaventura, die D., von Todesahnung ergriffen, sein eigenes „Sterbelied" nannte. Es sind nach seinem Tode noch zwei Auflagen erschienen (die 4. 1862), aber die Herausgeber haben nicht die Discretion und Pietät gegen den Verstorbenen gehabt, daß sie den so kunstvoll gewundenen Strauß unberührt gelassen, sondern

sie haben sich Zuthaten erlaubt, die nicht im Geiste des Verfassers sind. Die werthvollste Auflage bleibt also die zweite, die seine Hand noch anordnete.

Es erübrigt, Diepenbrock's Stellung in drei wichtigen Beziehungen, nämlich zur weltlichen Obrigkeit, zum römischen Primat und zu den anderen christlichen Confessionen, noch kurz zu kennzeichnen.

Am Throne des Königs zu Berlin erklärte er feierlich „die Unterthanenpflicht und Treue" für „die urchristliche und apostolische Lehre", indem er hinzufügte: „Ich kann mit vollstem Rechte die feierliche Versicherung aussprechen, daß, wer ein wahrer Katholik, auch nothwendig ein treuer Unterthan und guter Bürger ist." Und so leistete er den Eid „mit Freude", und er hat ihn gehalten. Als im Frühjahr 1848 die staatliche Autorität erschüttert und gelähmt wurde, und auch in Schlesien aufrührerische Scenen vorkamen, indem das Volk, die gesetzliche Ordnung durchbrechend, sich willkürlich Leistungen und Verpflichtungen entzog und fremdes Eigenthum beschädigte, da erhob er, schon am 28. März, mit Macht seine Stimme und befahl dem Clerus, „die Gläubigen zur Ruhe, Ordnung und zur mannhaften Niederhaltung aller derlei Gewaltthätigkeiten zu ermahnen, sie zu erinnern, daß auf solcher Gewaltthat Gottes Fluch hafte von Geschlecht zu Geschlecht"; es werde dadurch „das deutsche Vaterland verunehrt, das schöne Schlesien verrufen und der Name der Freiheit geschändet". Auf gesetzliche Weise solle man Abhülfe suchen, wo gegründete Beschwerden seien: „Aber nur um Gottes willen kein Faustrecht, keine rohe Selbsthülfe, keine Gewaltthat, keine Excesse, keine Mißhandlungen und Beschädigungen von Personen und Eigenthum!" Kaum beunruhigte der Steuerverweigerungsbeschluß der Berliner Nationalversammlung das Land, als D. den Thron stützend hervortrat mit jenem heldenmüthigen Hirtenwort vom 18. Nov. 1848, das eine wunderbare Wirkung hatte, wie es auch allgemein bewundert wurde. Nicht blos in der Breslauer Diöcese, sondern auch in anderen, deren Bischöfe sich feige zurückhielten, z. B. in der Kölner Erzdiöcese, ward es von manchen Kanzeln, ja selbst von evangelischen, vernommen. D. schrieb: „Ich erkläre vor Gottes Angesicht und vor aller Welt: daß, da Se. Majestät der König nicht aufgehört hat, unser rechtmäßiger König, d. h. unsere von Gott gesetzte Obrigkeit zu sein, die Pflicht des Gehorsams gegen ihn und insbesondere die Pflicht der Fortentrichtung der gesetzlichen Steuern an die dazu bestellten königl. Behörden für jeden katholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht ist, nach dem ausdrücklichen Ausspruche des Herrn" rc. Und nun ermahnt er, diese Pflicht zu erfüllen und dem Könige zu vertrauen, indem er schließt: „Ich . . würde Verrath an meiner Pflicht üben und meinen heiligen Eid brechen, wenn ich sie nicht bei diesem Anlasse allen meiner Hirtensorge Empfohlenen laut und nachdrücklich, wie ich es hiermit thue, einschärfte." Er machte an demselben Tage sein Testament, weil er wußte, wie gefährlich es war, solch ein Wort in solcher Zeit zu sprechen. Am 6. Nov. 1849 belehrte er die Gläubigen in einem ausführlichen Hirtenbriefe über den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. Darin wirft er die Frage auf, was die Katholiken zu thun hätten, wenn der Staat „durch neue oder alte Gesetze" Dinge fordere, die gegen Gottes Willen, gegen die „göttlichen Lehren und Vorschriften" der Kirche seien? Und er antwortet: „nicht die Fahne des Aufruhrs schwingen und Empörung durchs Land rufen oder insgeheim gemeine Sache machen mit denen, die solches nicht scheuen, sondern wir würden ruhig fest und offen zu den Gesetzgebern und Machthabern sagen: „„Dies ist uns nicht erlaubt! Wir achten Eure Gewalt und gehorchen ihr willig in allen irdischen Dingen; aber das Heilige, das Himmlische, das uns anvertraut ist, unterwerfen wir ihr nicht. Thuet, was Ihr Eures Amtes erachtet: wir — wissen zu leiden, zu beten und — wenn's sein muß, zu sterben."" —

An die göttliche Einsetzung des römischen Jurisdictionsprimats über die ganze Kirche glaubte er, freilich ohne die historischen Schwierigkeiten zu kennen, aufrichtig. Der römische Bischofssitz war ihm „der Fels Petrus, auf den Christus die Kirche gestiftet". Weil der Papst Gregor XVI. ihn nach Breslau geschickt und seine Hand selbst ihn „mit der bischöflichen Stole gegürtet", darin fand er „die beruhigende Versicherung, daß er in lebendiger Gemeinschaft stehe mit dem Mittelpunkt der katholischen Einheit, mit jenem von Gott in den Mittelpunkt der christlichen Weltgeschichte gesetzten geistigen Lichtheerd, von welchem die Strahlen des Glaubenslichtes in alle Weltrichtungen ausgehen und, um ihn in der Kreislinie der Liebe sich zur Einheit fest zusammenschließend, zu demselben Mittelpunkte allverbindend zurückströmen". Man sieht, wie er mit dichtendem Gemüthe die römische Primatsidee umfaßte. Er meinte dadurch gerade „ein katholischer Bischof" zu sein, erinnerte aber zugleich an das erste Vorkommen dieses Wortes bei dem Apostelschüler Ignatius und in dem Briefe der Gemeinde von Smyrna, denen es weder einfiel noch einfallen konnte, die Katholicität eines Bischofs von der Ernennung durch den Bischof von Rom abhängig zu machen. Er sucht in seinem ersten Hirtenbriefe (27. Juli 1845) diesen Primat, wie er ihn sich dachte, zu beweisen; der Beweis ist aber mehr geistreich als historisch wahr. Es war das Angelernte nur geistvoll wiedergegeben. Kam aber in erhabener Situation die ganze „Genialität seines Herzens" in die religiöse Erregung, so wurde er wie hellsehend, und wie ein Prophet verkündete er die Wahrheit. So geschah es an demselben Tage seiner Inthronisation, als er im Dome zu Breslau „im vollen bischöflichen Ornate" seine Stimme zum Volke erhob, daß er „den Felsen Petrus" ganz vergessend die herrlichen Worte der Wahrheit sprach: „So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage stehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften." Ein feines sittlich religiöses Gefühl ließ ihn ahnen, daß zu Rom, was er im Ideal dort annahm, in der Wirklichkeit nicht vorhanden war. Daher war er nie zu bewegen, wie sehr der Papst ihm auch den Wunsch äußern ließ, eine Romfahrt anzutreten. Als die erste Scene des modernen Papstcultus vorbereitet wurde, die Dogmatisirung der immaculata conceptio, da sandte er ein energisches „Nein" in einem dogmatischen Gutachten nach Rom.

Er glaubte, daß die katholische Kirche die wahre sei. Allen übrigen Confessionen brachte er aber eine Toleranz entgegen, die nicht blos passiv war, sondern eine warme Anerkennung des gemeinsamen christlichen Fundamentes. Die größte Prüfung erfuhr diese Gesinnung, als der Breslauer General-Superintendent aus Anlaß der Wiedereinführung der Missionen in Schlesien, insbesondere durch die Jesuiten, bei Beginn des Sommers 1852 ein „Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Schlesien" erließ, welches in den Missionen eine confessionelle Friedensstörung sah und voraussetzte, daß vorzugsweise die Lehre von der „alleinseligmachenden Wahrheit" (Kirche), die als „Wahn" bezeichnet wurde, „mit allen Mitteln wieder als eine göttliche gepredigt werden würde". D. war schon erkrankt und weilte in Johannesberg. Von dort erließ er einen Hirtenbrief an den Clerus, welcher deutlich zeigt, daß er von den römischen Nebenabsichten bei den Missionen keine Ahnung hatte. Mit ergreifendem Ernste tritt er für seine Kirche ein, bezieht aber das Wort „Wahn" zum Theil auf Lehren, die jenes Sendschreiben nicht hatte angreifen wollen. Aber in allem Eifer bewahrt er „den schönen und liebgewonnenen Glauben", daß trotz der unglücklichen „das Vaterland und die Menschheit so jammervoll zerreißenden" confessionellen Spaltung „dennoch bei allen aufrichtig Wohlmeinenden eine auf gegen-

seitige Voraussetzung redlicher Ueberzeugung gegründete wechselseitige Achtung, humane Duldung und christliche Liebesbewährung stattfinden könne und solle", ja auch eine gemeinsame Arbeit gegen Unglauben und Sittenverderbniß. Er blieb bei dem Spero has inimicitias non fore aeternas. Den in seinem Sprengel wirkenden Missionären hatte er es ausdrücklich zur Pflicht gemacht, alles Verletzende für Andersgläubige streng zu vermeiden. Den Clerus ermahnt er, „nur die Waffen des Lichtes zu führen", „die Heerde nicht auf die dürren Stoppelfelder einer gehässigen Polemik zu treiben". Sein hoher Geist war befähigt, den lichten Gedanken: „Das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiliget sie", — welchen er innerhalb der katholischen Kirche zur Geltung brachte, auch über die confessionellen Schranken hinaus in seiner Berechtigung anzuerkennen. Daß dies thatsächlich der Fall war, beweist der herrliche Briefwechsel mit Passavant, in welchem auch die Anerkenntniß der Reformbedürftigkeit der Kirche hervortritt und das Streben nach „Versöhnung zwischen Glauben und Denken" oder wie er sich auch ausdrückt, „aus dem Standpunkte des puren Glaubens" auf den des denkenden Erkennens hinüberzutreten.

Vgl. Cardinal und Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock, ein Lebensbild von seinem Nachfolger (Heinr. Förster), Breslau, Ferd. Hirt, 1859. Diese Biographie enthält bis zur Erwählung Diepenbrock's zum Fürstbischofe und auch in den Schlußbemerkungen wesentlich die Aufzeichnungen einer geistvollen Freundin Diepenbrock's aus dem Barbinger Kreise (Frl. Charl. v. R.), deren Manuscript auch dem Verfasser dieser Skizze vorgelegen. — Leben und Wirken des Cardinals und Fürstbischofs Melchior v. Diepenbrock von Jos. Chowanetz, Osnabrück, B. v. L. J. Fredewert, 1853. — Zum Gedächtniß des Wirkens Melchiors v. Diepenbrock 2c. von Rintel nach der fürstl. geh. Kanzlei in Breslau, Augsburg 1853, Kollmann'sche Buchhandlung. — Briefe von J. M. Sailer, M. Diepenbrock und K. Passavant, Frankfurt a/M. bei Hayder und Zimmer, 1860. Reinkens.

Diepurg: Johann v. D. (Dyppurg), auch Johannes de Francofurdia genannt, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Entstehungsgeschichte der Universität Heidelberg erwähnt noch eines Berthold v D. Johann, vielleicht ein Verwandter desselben, erlangte in Heidelberg die verschiedenen akademischen Würden eines Baccalaureus, eines Magisters und Doctors. Im J. 1406 war er Rector der Universität. Ihm werden neben scharfem Verstande und bedeutendem Redetalent Gewandtheit und Vertrautheit mit Volkssprache und Poesie nachgerühmt. Möglich, daß ihn diese Gaben dem Pfalzgrafen Ludwig empfahlen, dessen Caplan und Secretär er war und dem er als Gesandter wiederholte Dienste leistete, so daß er sein Geheimrath wurde. In einer eigenhändigen Notiz, welche sich in der Ausgabe seiner Schrift „Contra Scabinos occulti judicii Feymaros appellatos" abgedruckt findet, nennt er sich einen „Inquisitorem haereticae pravitatis" und führt als Beweis dieser inquisitorischen Thätigkeit aus dem J. 1429 die Thatsache an, daß er in der Diöcese Herborn einen ketzerischen Ungläubigen widerlegte, der nachher verbrannt worden sei. Wie die angeführte Schrift gegen die Schöffen der Vehme, so ist auch eine andere unter seinen schriftstellerischen Arbeiten charakteristisch für die Zeit, worin er lebte, nämlich eine Schrift gegen die Hussiten; die Universität Heidelberg blieb nicht unberührt von den durch die Hussiten heraufbeschworenen Bewegungen innerhalb der kirchlichen Lehrmeinungen. Zwei andere Schriften handeln „De contractibus" und „De praedestinatione". Von seiner Vertrautheit mit der Volkssprache und Poesie zeugt eine fernere Schrift, deren unter dem Titel „Sermones populares" gedacht wird. Auch verfaßte er mehrere Reden und zwar

zum Theil politische, wie er sie z. B. vor dem König von Frankreich, von England und vor dem Herzog von Savoyen entweder zu halten gedachte oder wirklich gehalten hatte. — Erwähnt wird D. bei Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg I. S. 234. 244, sowie in Joh. Schwab's Quatuor seculorum syllabus rectorum qui ab anno 1386—1786 in academia Heidelbergensi magistratum academicum gesserunt p. 31. 32. Alberti.

Dier: Rudolf D. de Muiden. Zu Muiden in Holland 1384 von unbekannten Eltern geboren, † 1458. Vierzehn Jahre alt kam er in die Schule der Brüder vom gemeinen Leben zu Deventer und ward nach vierjährigem Aufenthalt für seinen Fleiß und Lebenswandel in das Noviciat und nach vollendeter Probezeit unter die Brüder aufgenommen; später empfing er auch die Priesterweihe. Einige Jahre darauf ward ihm das Procuratoramt im Fraterhause (Heer-Florenshuis) zu Deventer übertragen; eine Zeit lang war er Bewahrer der Bücher (librarius) und zuletzt Rector der devoten Schwestern in Meester-Geertshuis zu Deventer, beschloß aber sein Leben wieder im Fraterhause. Getrieben von der Ueberzeugung, daß Fromme, deren Wirken in Schriften aufbewahrt wird, auch nach ihrem Tode fortleben, um viele lebendig Todte zum neuen Leben zu erwecken, schrieb er ein Werk: „De magistro Gerardo Magno, domino Florencio et multis aliis fratribus“, welches von Dumbar in seinen Analecta (Tom. I.) herausgegeben ist. Ebenso unterwarf er die „Collacien“ des Johann Brinckerincks, welche die Schwestern in Meester-Geertshuis beim Anhören aufgezeichnet hatten, einer gewissen Redaction. Weiteres über ihn gibt Dumbar in seiner Dedicatio ad Analecta; Delprat, Broederschap van Groote p. 339; Moll, Kerkgesch. van Nederl. II, 2de st. p. 354 u. s. w. van Slee.

Dieregodgaf: Seger D., so bezeichnet Jakob van Maerlant einen Dichter, der lange vor ihm schon, also vor 1260, den Trojanerkrieg behandelt hatte: s. Spieghel hist. uitg. d. M. de Vries I². 14. 48. Maerlant's neuerdings aufgefundener (Anz. f. Kunde deutscher Vorzeit 1872. Nr. 2) und von J. Verdam, Episodes uit Maerlant's Historie van Troyen, Groningen 1873, auszugsweise veröffentlichter Trojanerkrieg gibt Fol. 1 r. (Vers 12 bei Verdam) den Namen in der verderbten Form Seger den got gaf, Fol. 3 v (Vers 181) Segher dier got gaf; und 116 r (Verdam S. 15) Segher die got gaf. Blommaert, Oudvlaemsche Gedichten I, Gent 1838, führt S. 5 aus Genter Urkunden mehrere Personen mit diesem Beinamen (= lat. Deodatus oder Deusdedit, franz. Dieudonné) an: möglich daß er in einer bestimmten Familie forterbte. Seger hatte nach Maerlant's Prolog zum Trojanerkrieg nur einen Theil des Gegenstandes behandelt, nämlich Van Troyen dat Proyeel und die vij (von Verdam richtig erklärt = sevende) strijt, die siebente der großen Schlachten in diesem Kriege. Sein Werk ist uns in den Bruchstücken erhalten, welche Blommaert a. a. O. abgedruckt hat: „tprieel van Troyen“ ist ein Minnegespräch trojanischer Ritter und Damen auf einer Wiese; dem folgte „II tpaerlement van Troyen“, eine feindselig endende Unterredung zwischen Hector und Achilles, „III van den groten strijt daer hem her Hector ende Achilles in onderspraken“. Maerlant hat diese Fragmente im wesentlichen unverändert in sein Werk aufgenommen; I. Fol. 103 r — 109 r (Verdam Vers 2771—3694), II 109 r — 112 r (Vers 3695—4060), III 116 r — 123 v (Vers 4288—5308). Maerlant fügt zwischen II und III noch die Geschichte von der Untreue der Briseis gegen Troilus ein und bemerkt, daß D. sie liet achterbliven, daer hy af hem ontsach (s. Verdam S. 15). Gewiß mit Unrecht schließt Verdam daraus, Seger sei ein Geistlicher gewesen. Er hatte, wie er ausdrücklich bemerkt, tprieel van Troien, eine ebenso minnigliche Geschichte, die er in seiner Quelle, dem Benoit de S. More nicht

vorfand, hinzugedichtet; eher dürfte er also jene Untreue der Brisels aus Abscheu gegen falsche Minne übergangen haben. Martin.

Diergardt: Friedrich Freiherr v. D., geb. zu Moers am 25. März 1795 als Sohn des Pfarrers Johann Heinrich D. (geb. zu Langenberg 1759, Prediger in Viersen, dann zu Beek, später zu Moers und Consistorialpräsident, in welcher Eigenschaft er der Krönung Napoleon's als Deputirter beiwohnte), erhielt seinen Schulunterricht in Moers und Düsseldorf und bestand alsdann seine Lehre in dem Fabrikgeschäft seines späteren Schwiegervaters in Süchteln. Am 1. Jan. 1813 gründete er in Gemeinschaft mit seinem Schwager Th. Küntzeler zu St. Thönis bei Crefeld ein Fabrikgeschäft in Sammt und Sammtband unter der Firma „Küntzeler & Co.“, welches schon in demselben Jahre nach Süchteln und im Nov. 1816 nach Viersen verlegt wurde. Nach dem Tode seines Compagnon übernahm D. das Geschäft allein und setzte es seit Ende 1821 unter seinem eigenen Namen fort. Als er am 1. Jan. 1863 das 50jährige Jubiläum der Gründung feierte (er stiftete dabei ein Capital von 10000 Thlrn. zur Unterstützung alter Arbeiter), zählte die Fabrik ungefähr 1000 Webstühle für Stücksammt und 750 Stühle für Sammtband und beschäftigte im ganzen 3000—3200 Arbeiter und Arbeiterinnen als Weber, Wirker, Winder, Appreteure, Haspelerinnen u. dgl. Die Arbeitsstätten waren vertheilt in 43 Flecken und Dörfern der Regierungsbezirke Aachen und Düsseldorf. Durchschnittlich arbeiteten Vater und Kinder gemeinschaftlich in denselben Werkstätten und genügten zum Betrieb von 3—6 Webstühlen, eine Einrichtung, wodurch ein besonders günstiger Einfluß auf das Familienleben ausgeübt wurde. Mit Beginn des J. 1869 legte D. die Leitung des Geschäftes nieder und zog sich ganz aus demselben zurück, um den Rest seines Lebens in wohlverdienter Ruhe zu genießen. Diese war ihm aber nicht lange beschieden, da er schon am 3. Mai 1869 starb. Seinen Wünschen entsprechend, setzte der Sohn 148500 Thlr. für Stiftungen und Schenkungen zu wohlthätigen Zwecken aus. — Daß D. für das commercielle Leben der Rheinprovinz und der Monarchie überhaupt die vielseitigste Thätigkeit entwickelte und persönliche Opfer an Zeit und Mühwaltung brachte, ist selbstverständlich; aber am Staatsleben überhaupt nahm er regen Antheil, er war wiederholt Mitglied des rheinischen Provinziallandtages, 1847 des vereinigten preußischen Landtages, später des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1860 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Seit 1. Juli 1829 war er mit Julie, der Tochter des Fabrikanten Friedrich Wilhelm Deußen in Süchteln, verheirathet, aus welcher Ehe als einziges Kind Friedrich Heinrich (geb. 27. Decbr. 1820) hervorging. Durch Cabinetsordre vom 7. Jan. 1860 wurde der Vater nebst seinem Sohne und dessen beiden ältesten Söhnen Friedrich Daniel (geb. 1850) und Daniel Heinrich (geb. 1852) in den mit dem Besitz der beiden Fideicommisse Morsbroich (Kr. Solingen) und Dünnwald (Kr. Mülheim a. R.) vererblichen Freiherrnstand erhoben. Am 26. Juni 1867 wurde diese Erhebung auch auf die weiteren Kinder des Freiherrn Friedrich Heinrich D., nämlich Bertha Julie (geb. 1854) und Johannes (geb. 1859) ausgedehnt und bei der Descendenz des letzteren an den Besitz des Fideicommisses Vinkenhorst (Kr. Geldern) geknüpft.

Auf Grund von Angaben, die von der Familie ausgehen.

W. Crecelius.

Dieringer: Franz Xaver D., geb. 22. Aug. 1811 zu Rangendingen im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Sigmaringen und Constanz, absolvirte dann den zweijährigen philosophischen Cursus am Lyceum zu Constanz und studirte 1832—34 Theologie zu Tübingen. Am 19. Septbr. 1835 wurde er zu Freiburg zum Priester geweiht und dann sofort als Repetent (Bibliothekar und Lehrer der Kanzelberedsamkeit) in dem erzbischöf-

lichen Seminar daselbst angestellt. Seiner Absicht, Docent an der Freiburger Universität zu werden, trat die badische Regierung wegen seiner ultramontanen Richtung hindernd entgegen. Im Herbst 1840 wurde er Professor der Theologie in dem bischöflichen Seminar zu Speyer, Ostern 1841 auch Professor der Philosophie an dem dortigen Lyceum. In demselben Jahre wurde er von der Münchener theologischen Facultät honoris causa zum Doctor der Theologie creirt. Nachdem der Bischof v. Geissel von Speyer als Coadjutor des Erzbischofs v. Droste nach Köln übergesiedelt war, wurde auf dessen Antrag D. im März 1843 zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Bonn ernannt. Außer seinem Hauptfache, der Dogmatik (nebst Dogmengeschichte, Apologetik ꝛc.), las er dort anfangs auch über Moraltheologie und bis zum Ende seiner Lehrthätigkeit auch über Homiletik; er leitete auch als Director des homiletischen Seminars die Predigtübungen der Studenten. 1843—44 war er zugleich provisorisch Inspector des katholisch-theologischen Convictoriums und 1845—61 katholischer Universitätsprediger. (Im J. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments für den 35. rheinpreußischen Wahlkreis [Neuß]; er gehörte zum rechten Centrum [Casino] und zu dem [katholischen] Club im „steinernen Hause".) Der Erzbischof v. Geissel ernannte ihn zum geistlichen Rathe und Prosynodal-Examinator und 1853 zum Domcapitular in Köln (mit Beibehaltung seiner Professur und seines Wohnsitzes in Bonn). Eine Reihe von Jahren war D. auch erzbischöflicher Commissar für die Frauenklöster in Bonn und der Umgegend. 1846 gründete er in Verbindung mit Anderen den „Verein vom h. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher"; bis 1871 war er Präsident des Verwaltungsausschusses dieses Vereins. Von 1853—71 war er auch Präsident des akademischen Dombauvereins. — 1855 stand D. für den Paderborner, 1864 für den Trierer bischöflichen, 1865 für den Kölner erzbischöflichen Stuhl auf der von den betreffenden Domcapiteln aufgestellten Candidatenliste, wurde aber von der preußischen Regierung als persona minus grata bezeichnet. Die Einladung, im Winter 1868—69 sich an den Vorarbeiten für das vaticanische Concil zu betheiligen, lehnte er „aus Gesundheitsrücksichten" ab. Obschon er seiner kirchlichen Anschauung und Richtung nach ultramontan war und in seinen Schriften sich zu Gunsten der Infallibilität des Papstes geäußert hatte, sprach er sich 1869 und 1870 entschieden gegen die Dogmatisirung derselben aus, die er nicht nur für durchaus inopportun, sondern auch in der vaticanischen Form für unzulässig erklärte. Er betheiligte sich auch noch nach dem 18. Juli 1870 lebhaft an der antiinfallibilistischen Bewegung, unterwarf sich aber nach längeren Verhandlungen mit dem Erzbischof Melchers von Köln den vaticanischen Decreten (Rhein. Merkur 1871. S. 101). Bald darauf, Ostern 1871, legte er seine Professur und sein Canonicat nieder und übernahm die Pfarrei Veringendorf in seiner Heimath Hohenzollern, für welche ihn auf seine Bitte der Fürst von Hohenzollern präsentirt hatte. Er betheiligte sich seitdem, geistig und körperlich gebrochen, gar nicht mehr an litterarischen und kirchlichen Verhandlungen. 1874 wurde er von dem Freiburger Domcapitel auf die Candidatenliste für den erzbischöflichen Stuhl gesetzt, von der badischen Regierung aber, weil er eine befriedigende Erklärung bezüglich der Anerkennung der Staatsgesetze verweigerte, gestrichen. Er starb nach fast zweijährigen schweren Leiden 8. Sept. 1876. — Dieringer's „Lehrbuch der katholischen Dogmatik" erlebte, so lange er in Bonn docirte, mehrere Auflagen; die erste erschien Mainz 1847, die 5. 1865. Außerdem veröffentlichte er: „System der göttlichen Thaten des Christenthums als Lehre von der Selbstbegründung des Christenthums, vollzogen durch seine göttlichen Thaten", 2 Bde., 1840. 41, 2. Aufl. in 1 Bde. 1857; „Kanzelreden an gebildete Katholiken", 2 Bde. 1846; „Der h. Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit", 1846; „Das Epistelbuch der katholischen

Kirche, theologisch erklärt", 3 Bde. 1863; „Laien-Katechismus über Religion, Offenbarung und Kirche", 1865, 2. Aufl. 1868, — ferner einige Broschüren: „Offenes Sendschreiben über die kirchlichen Zustände der Gegenwart an Prof. Hirscher", 1849; „Dogmatische Erörterungen mit einem Güntherianer" (X. Schmid), 1852; „Trauerrede auf den Cardinal v. Geissel", 1864, „Die Theologie der Vor- und Jetztzeit" (gegen den Jesuiten Kleutgen), 1868, 2. Aufl. 1869, — endlich viele Aufsätze in Zeitschriften. 1841—43 redigirte er den (1821 von Nic. Weis und A. Raeß gegründeten) „Katholiken", 1844—46 die von ihm selbst gegründete „Katholische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", an deren Stelle 1847 (bis 1849) die von der Bonner katholisch-theologischen Facultät herausgegebene „Katholische Vierteljahrschrift für Wissenschaft und Kunst" trat. 1866—71 war er ein fleißiger Mitarbeiter des Bonner „Theologischen Litteraturblatts".

Reusch.

Diesbach: von D. Die angesehene schweizerische Familie dieses Namens, in Bern und seit der Reformation auch in Freiburg in einem katholisch gebliebenen Zweige angesessen, tritt geschichtlich zuerst im 14. Jahrhundert im Rathe zu Bern auf. Höchst wahrscheinlich von Diesbach bei Thun als dem Orte ihres Ursprunges benannt, erwarb sie im Anfange des 15. Jahrhunderts durch Handelsgeschäfte Reichthum, Ansehen und Grundherrschaften, u. a. auch einen Theil der Herrschaft Diesbach mit deren Wappen, und wurde dann durch den ersten der vielen ausgezeichneten Männer, welche ihren beiden Zweigen bis auf unsere Tage entsprossen, durch Niklaus v. D. († im Juli 1475), so gehoben, daß sie fortan stets zu den vornehmsten Geschlechtern beider genannten Freistaaten zählte.

Niklaus v. D. war geboren um 1430, als einziger Sohn des Lucius (Loys) v. D., Herren zu Signau, bildete sich auf Reisen, unter anderm durch einen Aufenthalt in Barcelona, und trat nach seiner Heimkehr seit 1451 in öffentliche Aemter, in welchen er 1465 zur obersten oder Schultheißen-Würde stieg. Als gewandter Geschäfts- und tüchtiger Kriegsmann zeichnete er sich unter Berns Häuptern überall aus. Ganz besonders fand er in den Beziehungen Berns und den Eidgenossen zu König Ludwig XI. von Frankreich die Gelegenheit, seine Gaben zu entfalten, für sich und seine Verwandten Einfluß, Ehren und Reichthümer in ungewöhnlichem Maße, aber auch Vergrößerung für Bern gegenüber dem benachbarten Savoyen zu erringen. Schon 1463 bei Verhandlungen mit Frankreich thätig, wurde er im Frühjahr 1466 zum Abgeordneten dorthin bezeichnet, als Graf Philipp von Savoyen in Bern mit der Bitte erschien, ihm zu einer beabsichtigten Reise an König Ludwigs Hof bernische Gesandte als Fürsprecher mitzugeben. D., dazu beauftragt, nahm zwei jüngere Verwandte, Wilhelm und Ludwig v. D., die mit seinen eigenen Kindern in seinem Hause lebten, zur Reise mit und fand beim Könige, den sie in Montargis in Gattinois trafen und der ihn bereits kannte, besonders günstige Aufnahme. Ludwig XI. gewann ihn ganz für seine Politik. Diese erste Gesandtschaftsreise Diesbach's nach Frankreich wurde — wie die Selbstbiographie seines Vetters Ludwig v. D. berichtet — der „Anfang des Glückes und Heiles Derer v. D.". Binnen wenig Jahren folgte ihr viermalige Wiederholung. Denn D. — mittlerweile in Berns Beziehungen zu Savoyen thätig (Bundeserneuerung Bern-Savoyen in Pignerol, 15. April 1467), dann Pilger nach Jerusalem und Ritter des heil. Grabes, mit seinem Vetter Wilhelm, 1468 aber einer der Führer Berns im Mühlhauser- und Waldshuterkriege der Eidgenossen gegen Oesterreich, wo er beim Friedensschlusse vergeblich die Erwerbung von Waldshut anstrebte, — wurde König Ludwigs XI. rechte Hand in der Eidgenossenschaft, als dieser alles daran setzte, dieselbe mit seinem Gegner Karl dem Kühnen von Burgund in Feindschaft zu

bringen. Als die Eidgenossen im Frühjahr 1469 — nicht ohne des Königs und Diesbach's Einwirkung — den Beschluß faßten, dem ersteren sein neutrales Verhalten während des Waldshuterkrieges durch eine Botschaft zu verdanken, bot sich D. mit seinem Vetter Wilhelm zur Uebernahme dieser Mission an. Mit einem eidgenössischen Creditive versehen, erschienen sie bei Ludwig XI., an dessen Hofe Ludwig v. D. als Page stand, und kamen mit Eröffnungen und Versprechen des Königs heim, mittelst deren D. die Tagsatzung zu einer Haltung brachte, welche bereits die bisher freundschaftlichen Beziehungen zu Burgund erkältete und sich Frankreich näherte. 1470 ritt Wilhelm v. D. zum Könige, und seiner Rückkehr in Begleit einer königlichen Gesandtschaft folgte der Abschluß eines Neutralitätstractates zwischen Ludwig XI. und der Eidgenossenschaft für den Fall eines Krieges des einen oder anderen Theils gegen Burgund; im Herbst 1471 gemeinsame Vermittlung von Ludwig XI., von Bern und Freiburg zwischen den streitenden Gliedern des savoyischen Fürstenhauses, wobei wieder Niklaus v. D. thätig war; 1472 eine dritte Gesandtschaftsreise des letztern zum Könige, welche die Verbindung Ludwigs XI. mit den Eidgenossen befestigte. Immer bedeutender wurde nun Diesbach's Rolle, der mittlerweile auch an einer großen inneren Bewegung Berns, dem sogenannten Zwingherrenstreite (1470), hervorragenden Antheil genommen hatte. Die sich schürzenden Verwicklungen der sie umgebenden Mächte mußten die Blicke der Eidgenossen mehr und mehr nach außen richten; D. nahm in diesen Angelegenheiten den ersten Platz unter ihren Häuptern ein. Im Frühjahr 1473 Gesandter nach Mailand zur Vermittlung zwischen Mailand und Savoyen, dann einflußreicher Berather der Tagsatzung bei den ersten Anknüpfungen der oberrheinischen Bischöfe und Städte mit ihr, stand D. an der Spitze der Eidgenossen auch in dem wichtigen Augenblicke, als Kaiser Friedrich, eben im Begriff eine enge Verbindung Oesterreichs mit Karl von Burgund herbeizuführen, in Basel erschien und von der dadurch bedrohten Eidgenossenschaft die Rückgabe ihrer ehemals österreichischen Landschaften, freilich vergeblich forderte. Als des Kaisers Bruch mit Herzog Karl in Trier im Nov. 1473 plötzlich alle Stellungen änderte und nun Ludwig XI. sich mit Nachdruck bemühte, eine Verbindung Herzog Sigmunds von Oesterreich mit den Eidgenossen gegen Burgund zu bewirken, ward D. der eifrigste Beförderer dieses allen bisherigen Traditionen eidgenössischer Politik widersprechenden Vereinigungswerkes, der sogenannten „Ewigen Richtung mit Oesterreich“ (Senlis 11. Juni 1474), sowie der nachfolgenden Tractate: des Bundes der Eidgenossen mit der „Niederen Vereinigung“ am Rheine und in Lothringen (31. März 1474) und des Bundes mit Frankreich (Oct. 1474). In den diese Verträge auf bezüglichen Verhandlungen zu Constanz (März 1474) und zu Feldkirch (October 1474) und in zweimaliger Reise als eidgenössischer Bevollmächtigter nach Paris (April und November 1474) übte D. den wichtigsten Einfluß auf das Gelingen dieser Verbindungen mit Oesterreich und mit Frankreich, aus denen, wie vorausgesehen, Krieg zwischen den Eidgenossen und Burgund mit Nothwendigkeit hervorging.

Damit war König Ludwigs Ziel, aber auch Diesbach's erreicht, der von dem Anschlusse an Frankreich reichen Gewinn für sich selbst, vom Kriege aber Gelegenheit zur Bereicherung und Vergrößerung für Bern auf Kosten Burgunds und insbesondere Savoyens hoffte, dessen Regentin, Herzogin Jolantha, nur die Wahl zwischen Hingabe an Berns Einfluß und Forderungen, oder Anschluß an Burgund und Krieg mit Bern, offen blieb.

Am zweiten Weihnachtstage 1474 traf D. aus Frankreich wieder in Bern ein. Von König Ludwig XI. diesmal ganz besonders geehrt, kam er mit dem Titel eines königlichen Kammerherrn, mit Versprechen von Pensionen für alle

Freunde Frankreichs in Berns Räthen, mit der Bundeszusage des Königs (die Urkunde, Paris 2. Jan. 1475, folgte nach) und Ludwigs XI. letztem Entscheide betreffend die „Ewige Richtung“ zurück. Nicht ohne Gefahr war seine Rückreise gewesen. Kurz vor Diesbach's Abreise nach Paris nämlich war die Absage der Eidgenossen als Helfer Oesterreichs an Karl von Burgund (11. Oct. 1474) ergangen, während seines Aufenthaltes in Paris war ihre erste siegreiche Waffenthat gegen Burgund, die Einnahme von Ericourt (13. Nov. 1474), erfolgt. Alle Gemüther von der Aare bis zum Leman regte der Kampf der Deutschen und Welschen heftig auf. D., über Lyon und Genf nach Hause kehrend, wurde in letzter Stadt, wo Johann Ludwig von Savoyen als Bischof gebot, trotz aller Vorsicht erkannt, von der Bevölkerung als ein Gegner Savoyens beschimpft und verfolgt und entging nur mit genauer Noth ernster Mißhandlung. Jetzt säumte er seinerseits nicht, alles eifrigst zu betreiben, was die Herzogin Jolantha zur Entscheidung drängen konnte, was zur nachdrücklichsten Führung des Krieges gegen Burgund und, eintretenden Falls, gegen Savoyen erforderlich war. Bern und Freiburg bemächtigten sich der savoyischen Herrschaft Illens, deren Besitzer, ein burgundischer Edelmann, in Herzog Karls Diensten stand, und an die Herzogin Jolantha erging ein Ultimatum, dem sie vergeblich durch Vorstellungen eigener Gesandter und Mailands Fürsprache zu entgehen suchte. D. kam ihr durch die That zuvor. Nachdem er in Bern, wo er durch seine Partei den Rath völlig beherrschte, in Verbindung mit den französischen Gesandten die Vertheilung der königlichen Pensionen auf die Mitglieder festgestellt hatte — sich selbst und Wilhelm v. D. dabei in erster Linie bedenkend — setzte er sich an die Spitze einer Kriegsschaar, die einer früher gegen Burgund ausgezogenen Streifpartie von 1300 Bernern und Eidgenossen zu Hülfe kommen und sie nach dem von ihr eroberten, dann aber wegen feindlicher Uebermacht wieder verlassenen Städtchen Pontarlier zurückführen sollte. Nach Vereinigung mit ihr nahm D. wirklich diesen Platz wieder ein, führte dann aber sein ganzes Heer am 25. April 1475 mit plötzlicher Wendung ohne weiteres in die Waadt, Savoyens Besitz. Granson, Montagny, Champvent, Orbe, Jougne wurden theils mit Sturm genommen, theils zur Uebergabe gezwungen, und der Herzogin Jolantha blieb keine Wahl mehr. Sie mußte sich an Herzog Karl anschließen, der eben jetzt sein Lager vor Neuß aufhob, um sich Lothringens zu bemächtigen und an den Eidgenossen für die erlittenen Angriffe Rache zu nehmen. In Bern, wo man mit Ungeduld auf Nachricht von Diesbach's Zuge gewartet, in Freiburg, Solothurn, Basel und Luzern, die Mannschaften bei seinem Heere zählten, fand sein Verfahren Beifall; nicht so bei den übrigen Eidgenossen, die im Augenblicke des erhobenen Krieges gegen Burgund einen zweiten gegen Savoyen mit Mißbelieben sahen und an Eroberung der Waadt kein Interesse hatten. Als Bern zu einem neuen Zuge gegen Burgund rüstete, wollten sie an demselben keinen Theil nehmen. D. aber führte am 10. Juli 1475 1500 Mann aus Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern dem Heere der Niedern Vereinigung unter Graf Oswald von Thierstein im Sundgau zu. Gemeinsam nahm man Ile am Doubs und andere nahegelegene Plätze ein, und als Thierstein sich nach Lothringen wandte, um dort gegen Herzog Karl zu kämpfen, legte sich D. an der Spitze seiner Leute und der Mannschaften und des Geschützes von Straßburg und von Basel belagernd vor die Feste Blamont. Hier erreichte ihn sein Schicksal. Schon vor Ile vom Hufschlag eines Pferdes schwer getroffen, von seinem Zelte aus das Heer befehligend, ward er von einer im Lager herrschenden Seuche befallen, mußte sich zu besserer Pflege nach Pruntrut bringen lassen und starb daselbst nach wenigen Tagen, als eben Berns Banner unter Scharnachthal zur Verstärkung des Belagerungsheeres im Anmarsch war. Ob D. noch die Nachricht von der Einnahme von Blamont (Juli 1475)

erfuhr, die Scharnachthal bei seiner Ankunft im Lager eben erfolgt fand, ist nicht bekannt; wol aber daß das ganze Heer den Verlust des Führers von seltener Einsicht und Energie tief beklagte. In Bern, in der Familiengruft im Münster, fand D. seine Ruhestätte. Den Ausgang des schweren Krieges, den er über sein Vaterland gebracht, die Siege der Eidgenossen über Burgund, die Verwirklichung seiner Pläne für Bern, aber auch das ganze Verderben, das sein Beispiel der Käuflichkeit für Frankreichs Interessen über die Eidgenossenschaft allmählich brachte, sah D. nicht mehr.

Wilhelm v. D., † Ende 1517. Der im Vorhergehenden schon öfter genannte Vaterbrudersohn von Niklaus v. D. Geb. 1442, nach dem Tode seines Vaters Ludwig im Hause von Niklaus erzogen und von 1466 an oft dessen Begleiter, 1467 mit demselben in Jerusalem und Ritter des heil. Grabes, trat er 1475 an dessen Stelle in den Rath zu Bern, focht 1476 bei Murten, ward 1481 Schultheiß, 1495 bernischer Abgeordneter am Reichstage von Worms und starb „bei 80 Jahren alt“ gegen Ende des Jahres 1517. Wie sein Vetter gänzlich französisch gesinnt und von Frankreich pensionirt, galt der Schultheiß Wilhelm v. D. — gleich seinem Vater — für den reichsten Berner seiner Zeit, obwol er einen bedeutenden Theil seines Vermögens durch Goldmacherei verlor. Einen um 4500 Kronen erkauften Diamanten aus der Beute von Murten soll er um 7000 Kronen wieder verkauft haben. Durch großartige Wohlthätigkeit und Unterstützung der Kunst machte er sich verdient.

Ludwig v. D., Bruder Wilhelms, geb. 1452, † 1. Febr. 1527, oben erwähnt. Ist durch eine bemerkenswerthe Selbstbiographie (gedruckt im Schweizerischen Geschichtforscher 1830. Theil VIII.) und als Stammvater aller jetzt lebenden Diesbach bekannt.

Sebastian v. D., zweiter Sohn Ludwigs, geboren um 1480, Führer der Berner in Feldzügen in der Lombardei, unter anderm bei Novara 1513; später Schultheiß. Als solcher ward D. dem bernischen Heere vorgesetzt, das 1531 im sogenannten Capellerkriege in Verbindung mit den Truppen Zürichs gegen die katholischen Orte der Eidgenossenschaft kämpfen sollte. Allein Diesbach's Abneigung gegen die Glaubensänderung und seine daher rührende laue und schwankende Haltung ließ es zu keinem rechten Einverständnisse zwischen Zürich und Bern kommen, ihn rechtzeitige Unterstützung der Züricher gänzlich versäumen und wurde zur Hauptursache des unglücklichen Ausganges des Krieges für die beiden reformirten Stände. Theils dadurch, theils durch Annahme eines Geschenkes von Savoyen verlor D. das Zutrauen seiner Mitbürger, gab sein Bürgerrecht in Bern auf, zog nach Freiburg, wo bereits seit 1528 sein Stiefbruder, Rochus v. D. (Stammvater des freiburgischen Zweiges der Familie), sich niedergelassen hatte und trat zum katholischen Bekenntnisse zurück. Er starb in Freiburg um 1540.

Bernhard v. D., † 1807 zu Engersfeld bei Wien. Bernhard Gottlieb Isaak v. D., geb. 24. Juli 1750 zu Bern als Sohn des nachmaligen Welschseckelmeisters Bernhard v. D., trat 1785 in den Großen Rath zu Bern, war Landvogt zu Frienisberg 1795—1798 und wurde 1798 als ein eifriger Anhänger der gestürzten Ordnung der Dinge von den Franzosen nach Straßburg deportirt. 1801 Deputirter an der helvetischen Tagsatzung gehörte er zu den entschiedensten Repräsentanten der föderalistischen Partei, gewann Ansehen und großen Einfluß bei dem Landammann Aloys Reding, den er 1802 bei dessen Gesandtschaftsreise nach Paris begleitete und ging hierauf als helvetischer Gesandter nach Wien. Nach dem Sturze der föderalistischen Partei in den helvetischen Räthen blieb er als Privatmann in Wien bis zu seinem im Jahre 1807 erfolgten Tode. Durch

seine Frau einst Grundherr zu Carouge bei Moudon und zu Mézières hieß er in Bern und in der Schweiz gewöhnlich (zum Unterschiede von Verwandten): „Diesbach von Carouge". Sein Einfluß auf Reding war für dessen Stellung gegenüber Frankreich (Bonaparte) und den Gegnern im Inlande mehr nachtheilig als fördernd.

Amtliche Sammlung d. ä. eidgenöſsischen Abschiede. 2. Bd. Luzern 1863. — Valerius Anshelm's Bernerchronik. 1. Bd. Bern 1825. — Ludwigs v. Diesbach Chronik und Selbstbiogr. im Schweiz. Geschichtsforscher. 8. Bd. Bern 1831. — Lutz, Nekrolog denkw. Schweizer. Aarau 1812. — Zellweger, Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich. 1. Bd. St. Gallen und Bern 1848. — Ochsenbein, Die Säcularfeier der Burgunderkriege, im Sonntagsblatt des „Bund". Jahrg. 1875. Nr. 46 u. ff. Bern. — Handschriftliche Collectaneen in der von Mülinen'schen Bibliothek in Bern.

G. v. Wyß.

Diesbach: Johann Friedrich, Graf v. D., Fürst von St. Agatha, österreichischer Feldzeugmeister. Geb. 1677 zu Freiburg in der Schweiz, trat er nach einer sorgfältigen Erziehung 1695 in französische Kriegsdienste bei dem Schweizer-Garde-Regiment, gab in verschiedenen Actionen in den Niederlanden Proben einer seltenen Tapferkeit, vertauschte aber bald seine bisherigen Dienste mit österreichischen. D. errichtete hier ein Schweizer-Regiment, mit welchem er den spanischen Erfolgekrieg durchfocht, und brachte es bis zum Abschlusse desselben bis zum Generalmajor. In dem Türkenkriege von 1716 befehligte er die Avantgarde des kaiserlichen Heeres und zeigte sich namentlich bei Peterwardein und den Belagerungen von Temeswar und Belgrad als ein kühner, unternehmender Anführer, weshalb er vom Kaiser auch in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Im italienischen Feldzuge hielt er eine harte Belagerung in der Festung Melazzo ruhmvoll aus, wurde im Treffen bei Francavilla gefährlich verwundet, und wagte, obwol von seinen Blessuren noch nicht geheilt, bei der Einschließung von Messina 1719 mit einem beispiellosen Muthe zwei Stürme auf die Stadt, wofür ihm von Karl VI. der Fürstentitel, ein Infanterie-Regiment und die Gouverneursstelle von Syrakus verliehen wurde. Ungeachtet dieses großen, stets wachsenden Glückes und jener Erhebungen, blieb sich D. an Bescheidenheit, Mäßigung und Liebe zu seinen Unter ebenen immer gleich und verleugnete diese Hauptzüge seines Charakters auch in der Folge nicht, als noch neue Würden zu den früheren kamen. In der Schlacht bei Parma 1734, in welcher er den rechten Flügel der Armee befehligte, bewies er abermals außerordentliche Bravour, er erhielt hier wieder eine gefährliche Wunde, von welcher er jedoch nie gänzlich genas. D. zog sich deshalb aus den Kriegsdiensten in die heimathliche Ruhe nach Freiburg mit dem Charakter eines Feldzeugmeisters, Kriegs- und Staatsrathes zurück Er starb 1751.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit. Lexikon, II. Bd., S. 79. v. Janko.

Diesing: Karl Moritz D., geb. 16. Juni 1800 in Krakau, war der Sohn eines Domainen-Assessors, welcher, obschon Jurist, Mitglied der in Jena unter Goethe blühenden mineralogischen Societät war. Nach Beendigung der Gymnasialzeit in Lemberg bezog D. die Wiener Universität um Medicin zu studiren und wurde auch 1826 nach Vertheidigung seiner Schrift über das wirksame Princip der Brechnuß Doctor der Medicin. Wie er bereits unter Bremser's Leitung als Student an der helminthologischen Abtheilung des Hof-Naturalien-Cabinets gearbeitet hatte, so blieb er auch nach seiner Promotion den Naturwissenschaften treu. Er erhielt zunächst eine Stelle als Assistent der Lehrkanzel der Botanik unter Jacquin; 1829 wurde er Praktikant am Hof-Naturalien-

Cabinet, eigentlich für die mineralogische Abtheilung, wurde aber auf sein Ansuchen der helminthologischen Abtheilung zugewiesen. 1835 wurde er erster Aufseher in der mineralogischen Abtheilung des Hof-Naturalien-Cabinets, nach dessen Reorganisation 1836 zweiter Custos-Adjunct der zoologischen Sammlung und 1843 erster Custos-Adjunct. Obgleich tüchtiger Mineralog und Botaniker, als letzterer sogar mit Endlicher als Schriftsteller auftretend (über Algen), war D. doch besonders durch Bremser in das Studium der Eingeweidewürmer eingeführt und für dasselbe begeistert worden. Außer der an und für sich reichen Wiener Sammlung waren es vor allem die von Natterer heimgebrachten helminthologischen Schätze, die ihn beschäftigten und deren Durcharbeitung ihm einen bedeutenden Namen verschaffte. Er war dabei mehr Systematiker als Biolog. Im Jahre 1849 fingen seine Augen zu leiden an, bald erblindete er ganz und wurde 1852 pensionirt, ohne indessen seine litterarische Thätigkeit aufzugeben. Er starb in Wien am 10. Jan. 1867. Außer zahlreichen Aufsätzen (von 1834 an) in den Medicinischen Jahrbüchern des österr. Kaiserstaats, den Annalen des Wiener Museums, den Nova Acta der Leopoldino-Carolina und den Schriften der Wiener Akademie, welcher er von ihrer Gründung und vom Jahre 1848 als wirkliches Mitglied angehörte, ist besonders sein „Systema Helminthum“, von dem 1850 und 1851 die ersten beiden (einzigen) Bände erschienen, ein Zeugniß seines Fleißes, seiner Ausdauer und seines Scharfblicks. Nach seiner Erblindung war es vorzüglich die aufopfernde Freundschaft August v. Pelzeln's, welche ihn in den Stand setzte, an der Weiterbildung und Verbesserung seines Systems zu arbeiten. Carus.

Dieskau: Karl Wilhelm v. D., königl. preußischer Generallieutenant, Artilleriegeneralinspecteur, geb. 1701 zu Dieskau bei Halle, † 14. August 1777 zu Berlin, unverheirathet. Er ist im J. 1721 bei der preußischen Artillerie eingetreten und hat in und mit dieser Waffe während zwölf Feldzügen, zehn Schlachten, neun Belagerungen rühmlichst gedient. Am 9. Juli 1752 zeichnete Friedrich der Große den Major v. Dieskau aus durch den Orden pour le mérite und eine prächtige Tabacksdose. Die Ernennung zum Oberst und Generalinspecteur sämmtlicher Artillerie sowie auch zum Chef des 1. Artilleriefeldbataillons, datirt vom 24. Febr. 1757. Im Octb. 1762 überreichte D. nach 6wöchentlicher Belagerung der Festung Schweidnitz dem König die Liste der hier eroberten österreichischen Geschütze; der König behändigte ihm dagegen das Generalmajorspatent. Sechs Jahre später folgte die Beförderung zum Generallieutenant und Ritter des höchsten Ordens. Der große König ehrte seinen „Schlachtendonnerer“ durch Krankenbesuch und ein besonders feierliches Leichenbegängniß. Ein Mehreres über Dieskau findet sich in „Mars, eine allgemeine militärische Zeitung“, Berlin 1805. Dargestellt ist er auf der Nordseite des Friedrichsdenkmals zu Berlin; eine wohlverdiente Aufmerksamkeit, „weil er in den schwierigsten Lagen des 7jährigen Krieges als Artilleriechef Rath zu schaffen wußte“. Lippe.

Dieskau: Otto v. D., Ritter auf Finsterwalde, Kaiser Karls V. und Ferdinands I. Statthalter, Feld- und Kriegsoberster, auch Moritz' von Sachsen Kriegsoberster und Rath, entstammt einem alten meißnischen Geschlechte und war schon 1532 nach einem gleichzeitigen Berichte Oberster über drei Fähnlein Knechte in Gran, das der Waida und Luigi Gritti erfolglos belagerten. Wegen seiner tapferen Vertheidigung Pests gegen die Türken nannten ihn die älteren ungarischen Geschichtschreiber Otto Fotiscus und es brachte ihm diese That den Ritterschlag ein. Später war D. neben Christoph v. Carlowitz der einflußreichste und vielbetraute Geschäftsmann Moritz' von Sachsen, in Geschäften der Landtage, auswärtigen Sendungen und besonders im Felde. Im

April 1547 befehligte er in Dresden gegen den Kurfürsten Johann Friedrich, führte dann im Juni 1553 eine Abtheilung Sachsen gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und starb hochbetrauert an den im Kampfe bei Sievershausen am 9. Juli erhaltenen Wunden. Sein älterer Bruder, Hans v. Dieskau auf Lochau, that gleichfalls von Jugend auf Kriegsdienste, war 1557 als oberster Feldzeugmeister beim K. Ferdinand zu Prag und starb als Generalfeldzeugmeister 1563.

v. Langenn, Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen. Leipzig 1841. S. 287, 295 u. 587. v. Janko.

Diessenhofen: Heinrich, Truchseß v. D., schwäbischer Annalist des 14. Jahrhunderts, † 22. Decbr. 1376. In der von Graf Hartmann von Friburg im Jahr 1178 gegründeten Stadt Diessenhofen am Rhein, oberhalb Schaffhausen, saß ein Ministerialengeschlecht, welches von dem Besitze der Burg daselbst und von seinem Amte am gräflichen Hofe den Namen der Truchsesse v. D. trug und beim Erlöschen des Friburgischen Hauses in den Dienst seiner Erben, der Grafen von Habsburg, überging. Zwei Männer aus diesem Geschlechte haben sich ausgezeichnet. Ritter Johann, Tr. v. D., bekleidete zur Zeit des Interregnums, nach Kaiser Heinrichs VII. Tode, im Namen Herzog Friedrichs von Oesterreich und seiner Brüder die Pflege des Reichsamtes in Sanct Gallen, kämpfte hierauf in ihren Diensten gegen Ludwig den Baier, ward Hofmeister König Friedrichs des Schönen und nahm unter dessen Räthen eine so ehrenvolle Stellung ein, daß ihn der König 1322 zum ersten weltlichen Mitgliede seiner Gesandtschaft an Papst Johann XXII. in Avignon, Kaiser Ludwig selbst aber 1330 zum Mitgliede des Schiedsgerichtes zwischen ihm und dem Hause Oesterreich ernannte. 1334 nahm D. als österreichischer Bevollmächtigter an der vom Kaiser angeordneten Kundschaftsaufnahme über die Rechte Oesterreichs in Schwyz und Unterwalden theil. Er starb um 1343. Unter seinen Söhnen widmeten sich zwei der Kirche: Konrad und Heinrich. Der letztgenannte, jüngere, vor dem 25. März 1303 geboren, erhielt frühzeitig ein Canonicat am Stifte Beromünster, dem ein mütterlicher Verwandter, Jakob von Rinach, als Propst vorstand, ging dann nach Avignon, wo er die Jahre 1333 bis 1337 zugebracht zu haben scheint und Caplan Papst Johanns XXII. wurde, kehrte aber hierauf wieder in die Heimath zurück. Als Doctor decretorum, als Domherr in Constanz (spätestens seit 1341) und als Custos von Beromünster, dem er sehr anhänglich blieb, lebte er nun mindestens noch viertehalb Jahrzehnte diesen Aemtern, wol meist in Constanz oder dessen Umgebungen sich aufhaltend. Als nach dem Tode des Bischofs Nikolaus von Kenzingen im Jahre 1344 eine Bischofswahl in Constanz nöthig wurde, erhielten neben dem Grafen Albrecht von Hohenberg auch Heinrich Tr. v. D. und sein Bruder Konrad Stimmen eines Theils des Domcapitels; Papst Clemens VI. ernannte aber keinen dieser drei Candidaten, sondern den Domdecan Ulrich Pfefferhard zum Amte. Seine Mußezeit widmete D. historischen Aufzeichnungen. Nachdem er zu den letzten Theilen der Kirchengeschichte des Ptolemäus Lucensis einige Zusätze gemacht, schrieb er in den ersten Jahren nach der Rückkehr in die Heimath ein um 1345 vollendetes fünfundzwanzigstes Buch zu jenem Werke. Im Anschlusse an ein von fremder Hand herrührendes summarisches Capitel über die ersten Regierungsjahre Papst Johanns XXII. werden darin ausführlicher die beiden letzten Jahre desselben, die Geschichte Benedicts XII. und die Anfänge Clemens' VI. bis 1343 erzählt, wobei D. insbesondere als Augenzeuge über die Vorgänge in Avignon während der Jahre 1333—1337, von da an aber auch über Ereignisse in seiner Heimath berichtet. Diesem Buche schlossen sich annalistische Aufzeichnungen über die Jahre 1344—1361 an, die von D. selbst, oder doch wenigstens unter

seiner Leitung und Mitwirkung gemacht wurden. Sie umfassen die Reichs- und Papstgeschichte dieser Jahre, am ausführlichsten aber die Ereignisse in der nächsten und ferneren Umgebung des in Constanz schreibenden Verfassers. Vorzügliche Berücksichtigung findet darin, was auf das Haus Habsburg-Oesterreich in den sogenannten Vorlanden Bezug hat.

Der Ton all' dieser Arbeiten Diessenhofen's ist ziemlich trocken. Die Darstellung geht über die einfachste Verzeichnung der äußerlichen Thatsachen meist nicht hinaus, erhebt sich nicht zu einer zusammenhängenden, Personen und Verhältnisse eingehend schildernden Erzählung, ist auch nicht ganz frei von factischen Irrthümern untergeordneter Art, und selten fällt der Verfasser sein Urtheil über die Dinge. Aber seine Stellung, die ihm vieles zu sicherer Kunde bringen mußte, der bei aller Entschiedenheit seines kirchlichen Standpunktes gegenüber dem Kaiserthum doch durchblickende mäßige Sinn, die fast völlige Gleichzeitigkeit zwischen den Aufzeichnungen und dem Geschehenen und die Genauigkeit, wonach D. sichtlich strebte, so daß den meisten erzählten Ereignissen sogar das Tagesdatum beigesetzt ist, geben Diessenhofen's Arbeit doch hohe Wichtigkeit für die Geschichte seiner Zeit. So verdankt man z. B. allein D. die bestimmte Nachricht vom Abschlusse des sogenannten Regensburger Friedens vom 25. Juli 1355, welcher, unter Vermittlung Kaiser Karls IV., den ersten längeren Krieg zwischen Herzog Albrecht II. und der durch Zürichs Beitritt erweiterten Eidgenossenschaft der Waldstätte ein Ziel setzte. — Von Diessenhofen's Werk ist bis jetzt nur eine, früher in Ulm, jetzt in der Münchener Hofbibliothek befindliche Handschrift bekannt. Doch wurde der Anfang desselben (bis zum Jahre 1337/8 reichend) schon gleich nach seiner Entstehung abschriftlich in zwei, in Italien befindliche Codices des Ptolemäus eingetragen, und das Ganze schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in Ulm durch den Dominicaner Felix Faber († 1502) bei Abfassung seiner Historia Suevorum benutzt.

Aus der Münchener Handschrift herausgegeben, findet sich der Text des Werkes in: 1) Beiträge zur Geschichte Böhmens, herausgegeben vom Verein der Deutschen in Böhmen. I. Abtheilung. Quellensammlung. Anhang zum II. Bande. (Prag und Leipzig 1865); ein von C. Höfler veranstalteter Abdruck; und: 2) im Bande IV der Fontes rerum Germanicarum von J. Fr. Böhmer (Stuttgart 1868), woselbst A. Huber auf Grund einer von Böhmer im Jahr 1842 zum Behufe der Fontes angefertigten, in seinem Nachlasse vorgefundenen Abschrift und der Ausgabe von C. Höfler einen neuen Abdruck des Ganzen desselben gegeben und mit einer erschöpfenden Einleitung über Diessenhofen's Persönlichkeit begleitet hat. Eine treffliche Beurtheilung von Diessenhofen's Arbeit siehe bei O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin 1876.

Die eben genannten Werke von Höfler, Huber, Lorenz und Urkunden.

G. v. Wyß.

Diest: Heinrich und Samuel v. D., zwei reformirte Theologen des 17. Jahrhunderts, beide gebürtig aus der Grafschaft Mark. Der ältere, Heinrich v. D., geb. 19. Decbr. 1595 zu Altena, studirte in Herborn, Basel, Heidelberg, 1621 Dr. theol. in Basel, 1624 Prediger in Emmerich als Gehülfe seines Freundes Taschenmacher, geht durch den dreißigjährigen Krieg vertrieben nach Leyden, hält hier theologische Vorlesungen, wird 1629 Professor der hebräischen Sprache und Theologie am Gymnasium ill. zu Harderwyk, 1639 Professor in Deventer, wo er den 17. Juli 1673 starb. Er ist Verfasser verschiedener, besonders biblisch-theologischer, katechetischer u. a. Werke, z. B. einer „Theologia biblica", „Enchiridion theol.", „Tractatus de studii theol. ratione", eines Commentares zu paulinischen Briefen, „Mellificium catecheticum" etc. —

Ein Vetter von ihm ist Samuel v. D., der in Duisburg und Enkhuysen lebt und einige Schriften gegen Maresius und über den Religionsfrieden schreibt.

S. Revius, Daventria ill.; Hoogstraten, Hist. Wordenbook, 1727; Gittermann in Ersch u. Gruber Enc.; Jöcher. Wagenmann.

Diestel: s. Biogr. Ebel.

Diesterweg: Friedrich Adolf D., Schulmann, geb. 29. Octbr. 1790, † 7. Juli 1866. Nachdem Pestalozzi in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit überzeugender Beredsamkeit geltend gemacht hatte, daß die Befreiung des Volkslebens von den vielerlei Nothständen, welche dasselbe gebunden hielten, nicht ohne eine gründliche Verbesserung des Jugendunterrichtes zu erreichen sei, und nachdem auf die von Ifferten aus gegebene Anregung hin die deutschen Regierungen der Begründung von Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten eine besondere Sorgfalt zugewendet hatten, kam es darauf an, eine Unterrichtsweise zu finden, welche befreiend auf den Geist wirkte und Lehrer zu erziehen, welche geschickt wären, an der neuen Volksschule zu arbeiten. Dieser Aufgabe haben Denzel, Wilberg, Harnisch, v. Türk u. A. ihr Leben gewidmet, keiner aber in so weite Kreise wirkend als D. — D. wurde zu Siegen im Regierungsbezirk Arnsberg (Westfalen), damals noch nassauisch, geboren. Der Unterricht, welchen er in der lateinischen Schule zu Siegen erhalten hat, scheint nicht ohne negativen Einfluß auf seine spätere Entwicklung geblieben zu sein. Wenigstens liegt die Vermuthung nahe, daß die Stellung, die er zu den Fragen des Religionsunterrichtes eingenommen hat, in der langweiligen Trockenheit des Religionsunterrichtes seine Erklärung finde, den er in Siegen erhielt. Ebenso dürfte sein späteres Drängen auf eine durchgreifende Umgestaltung der Universitäten auf die Eindrücke zurückzuführen sein, welche er in Jahren 1808—1811 auf den Universitäten zu Herborn und Tübingen empfing. Von 1811—1813 war er Lehrer erst in Mannheim, dann in Worms; von da wurde er im Januar 1813 an die Musterschule zu Frankfurt a. M. berufen wo er mit de Laspée und anderen unmittelbaren Schülern Pestalozzi's in Berührung trat; 1818 ward er Lehrer an der lateinischen Schule der reformirten Gemeinde in Elberfeld, lernte dort Wilberg kennen und beschloß, sein Leben dem Volksschuldienste zu widmen. Am 3. Juli 1820 trat er sein Amt als Director des neuerrichteten Schullehrerseminars zu Mörs in der Rheinprovinz an, welches ihm seine Berühmtheit verdankt. Die zwölf Jahre seiner dortigen Thätigkeit sind von dauernder Bedeutung für die Geschichte der deutschen Volksschule und sind wol auch die fruchtbarsten seines eigenen Lebens. Zunächst wendete er den größten Theil seiner bedeutenden Arbeitskraft seinem Amte zu, er lebte für die jungen Lehrer, welche er zu bilden hatte und mit denselben. Dobschall, ein Gegner seiner Richtung sagt von ihm unter Berufung auf Diesterweg's Lebensgenossen: „Nicht seine Leselehre und seine Lesebücher sind der Grund des überschwänglichen Ansehens, welches sich D. bei den Seinigen in ganz Deutschland erfreut, sondern seine treue 20jährige Arbeit an der Volksschullehrerbildung in seinem Hause und in seinen Schriften. Es ist ein Zusammenleben unter Hunderten, deren Mittelpunkt das Herz Diesterweg's ist, ein Herz, das an Hoheit der Empfindung, an Lauterkeit der Gesinnung und an Umfang der Ideen einen Reichthum besitzt, der groß genug ist, Alle für einen Beruf zu erwärmen, der heut zu Tage sehr hoch geschätzt wird" (Dobschall: D., seine Ankläger und seine Vertheidiger. Liegnitz 1844). Indem aber D. mit unermüdeter Sorgfalt für die zweckmäßigste Einrichtung des seiner Leitung unterstellten Seminars arbeitete, gewann er zugleich Einfluß auf die Lehrerbildung überhaupt, wie aus Beckedorf's Jahrbüchern 1823—1828 deutlich zu erkennen ist; namentlich ist er

als der Erste anzusehen, der die Bedeutung, ja die Unentbehrlichkeit einer guten Uebungsschule für jede Lehrerbildungsanstalt betonte.

In Mörs entstanden auch diejenigen Werke, durch welche D. bahnbrechend auf den Unterricht in der Muttersprache und in der Mathematik gewirkt hat. Diese Schriften sind insofern von allgemeiner Bedeutung, als er es in ihnen unternommen hat, die „Elementarmethode“ in voller Consequenz durchzuführen, über welche er sich später in dem „Wegweiser“ (4. Aufl., S. 204—297) ausführlich ausgesprochen hat. Er fordert dort bestimmt, daß der Lehrer nicht wissenschaftlich sondern elementarisch unterrichten solle; er solle den Unterricht „auf dem Standpunkte des Schülers beginnen, ihn von da aus stetig, ohne Unterbrechung, lückenlos und gründlich fortführen“. Aus dieser Grundforderung ergibt sich die andere von selbst: „Vom Nahen zum Fernen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannten zum Unbekannten.“ Durch solchen Unterricht soll der Schüler möglichst vielseitig erregt, das Wissen soll mit dem Können verbunden, das Erlernte so lange geübt werden, „bis es der unteren Gedankenreihe verbunden sei“; es werde auf diese Weise Erziehung und Bildung an Stelle der Abrichtung gesetzt, der Schüler werde so an das Arbeiten gewöhnt, daß es ihm zur anderen Natur werde.

Die Energie, mit welcher D. diese Grundsätze in einer großen Reihe von Schriften und in seinem eigenen Unterrichte zur Geltung brachte, rechtfertigt die allgemeine Anerkennung, mit welcher sein Name noch heute in den weitesten Kreisen genannt wird. Zweifellos würde der Erfolg seiner Bemühungen noch größer sein, wenn D. nicht schon sehr früh in allerlei Streitigkeiten verwickelt worden wäre und eine politische Thätigkeit mit der pädagogischen verbunden hätte, welche zu einer Zeit, wo es dem politischen Leben in unserer Nation noch an den rechten Organen fehlte, dieser Eintrag thun mußte. Auch die Anfänge dieser politischen Thätigkeit fallen wenigstens insofern noch nach Mörs, als er dort im Jahre 1827 die „Rheinischen Blätter“ begründete, eine Zeitschrift, welche nicht allein Fragen des Unterrichtes, sondern auch die allgemeinen Angelegenheiten der Volksschule und ihrer Lehrer in ihren Kreis ziehen sollte.

Um das Jahr 1830 wurde in Berlin das Seminar für Stadtschulen errichtet, welches zunächst bereits angestellten Lehrern Gelegenheit zu weiterer Bildung bieten, dann aber auch überhaupt junge Männer zum Unterricht an Bürgerschulen, Seminaren u. s. w. befähigen sollte. Nachdem die Verhandlungen mit Harnisch gescheitert waren, wurde D. zum Director dieser Anstalt berufen und er hat sie von 1832 bis 1847 geleitet, unterstützt von Lehrern, wie Bormann, Merget, Gabriel, Erk, Reinbott, Erler, mit welchen zusammen er eine große Anzahl von Schülern erzogen hat. Namentlich brachte er die Seminarschule zu hoher Blüthe. Es ist bekannt, daß seine Berliner Amtsthätigkeit mit der halb unfreiwilligen Entlassung des erst 57jährigen Mannes endete. Die Gründe dafür lagen zum geringsten Theil in Diesterweg's Amtsführung, vielmehr sind sie in seinem Mißverhältniß zu dem Provinzialschulrath Schulz, sowie in einigen Schriften und Reden Diesterweg's zu suchen.

Die Entlassung geschah in der ehrenvollsten Form, durch nachstehende Cabinetsordre: „An den Staatsminister Eichhorn. Auf Ihren Bericht vom 13. d. M. will ich Sie ermächtigen, das Gesuch des Seminardirectors D. zu Berlin, wonach derselbe aus seinem gegenwärtigen Amte auszuscheiden und unter Fortgenuß seines bisherigen Gesammteinkommens seine Thätigkeit der in der Nähe von Berlin neu zu errichtenden Pestalozzi'schen Waisenerziehungsanstalt widmen zu dürfen wünscht, unter der Bedingung zu genehmigen, daß er der disciplinarischen Aufsicht der ihm bis jetzt vorgesetzten Behörden auch ferner unterworfen und jeder Zeit verbunden bleibe, ein seiner Befähigung angemessenes und im

Einkommen und Rang seinem bisherigen Amte entsprechendes anderweites Amt, welches ihm übertragen werden sollte, anzunehmen. Friedrich Wilhelm. 23. April 1847." Die spätere Pensionirung erfolgte auf Anregung des Landtages. Die Beziehung auf die Pestalozzistiftung ist übrigens eine durchaus berechtigte, denn D. hatte nicht nur die Lehrer selbst an ihre Pflichten gegen ihre Wittwen und Waisen erinnert, sondern auch die Säcularfeier Pestalozzi's benützt, um in weiten Kreisen Theilnahme für dieselbe zu gewinnen. Seiner in dieser Richtung gegebenen Anregung verdanken außer der Waisenanstalt zu Pankow zahlreiche Pestalozzi-Vereine ihre Begründung.

Während der 15 Jahre seiner Berliner Amtswirksamkeit hat D. als Schriftsteller eifrig weiter gearbeitet, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Polemik, das er in seinen „Streitfragen" und in seinen „Lebensfragen" beschritt, sondern auch auf dem der Pädagogik im eigentlichen Sinne, durch seinen „Wegweiser" und sein „Pädagogisches Deutschland". Der erstere ist in seiner 4. Auflage unter Mitwirkung von Bormann, Hentschel, Hill, Knebel, Knie, Lüben, Meyer, Mädler, Prange, Reinbott und Schmitz erschienen und ist noch heute jedem unentbehrlich, der sich auf dem Gebiete der Unterrichtslehre orientiren will. Die 5. Auflage, Essen 1873, hat Ludwig Rudolph zu Berlin besorgt. Auf dem Felde der Lehrbücher fügte er den früheren noch seine mathematische Geographie und Himmelskunde zu. Nach seiner Pensionirung begründete er das „Pädagogische Jahrbuch" seit 1851, in welchem er Karl Hofmeister ein Denkmal errichtet und in dem er auch „die Geschichte seines amtlichen Schiffbruchs" erzählt hat. Sodann besorgte er eine neue Ausgabe von „Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten" und die Herausgabe der „Rheinischen Blätter", jetzt fortgesetzt von Wichard Lange, in welchen er namentlich einen eifrigen Krieg gegen die preußischen Regulative führte. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm ein Mandat zum Hause der Abgeordneten 1859 und wählte ihn auch in die Berliner Stadtverordnetenversammlung. D. starb 1866 an der Cholera, welcher kurz zuvor seine Frau, eine geborene Enslin aus Wetzlar, erlegen war. Mit dieser hatte er 52 Jahre hindurch in glücklichster Ehe gelebt.

Diesterweg's Werke sind folgende: „Die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Pestalozzi" (mit Kalisch und Maßmann) 1845; „Heinrich Pestalozzi" 1846; „Schulreden und pädagogische Abhandlungen" 1832; „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik" 1837; „Inspection, Stellung und Wesen der neuen (modernen) Volksschule" 1846; „Beiträge zur Lösung der Lebensfragen der Civilisation" 1838 (betrifft u. a. die Reform der Universitäten); „Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten" 1836 (gegen den wechselseitigen Unterricht); „Das pädagogische Deutschland der Gegenwart" 1835/6, 2 Bde. (enthält die Selbstbiographie von Hendel, Ramsauer, Braubach, Roth, Lorberg, Reinbeck, Lange, G. A. F. und H. F. F. Sickel, Schweitzer, Kröger, Kopf, Kern, Rebs, Ewig); „Wegweiser zur Bildung deutscher Lehrer", 4. Auflage 1850; „Confessioneller Religionsunterricht in den Schulen oder nicht" 1848 (D. spricht sich gegen den confessionellen Religionsunterricht aus). Ferner eine Reihe von Streitschriften, darunter die bekannteste: „Anti-Piper oder der wiedererstandene Hauptpastor Melchior Götze". — „Die Rheinischen Blätter", Frankfurt a. M. bei Diesterweg. — Für den Unterricht: „Der Unterricht in der Kleinkinderschule", 5. Auflage 1872; „Schullesebuch in sachgemäßer Ordnung", 2 Theile, 11. Auflage 1847, Anweisung zum Gebrauche desselben, 2 Theile; „Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache", 3 Theile, 1845; „Praktisches Uebungsbuch in der deutschen Sprache", 10. Auflage 1868; „Leitfaden für den Unterricht in der Mathematik", 3 Theile, 1823; „Geometrische Aufgaben" 1825; „Leitfaden für den Unter-

richt in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre" 1845, 4. Auflage, Anweisung zum Gebrauche derselben. (Mit Heuser) „Methodisches Handbuch für den Gesammtunterricht im Rechnen", 2 Theile, 5. Auflage 1850; „Praktisches Rechenbuch" 3 Theile, 1848 und 1849; „Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde", 3. Auflage 1848, 5. Auflage von Strübing besorgt 1873.

Langenberg, Adolf Diesterweg, sein Leben und seine Schriften, Frankfurt a. M. 1868. Außerdem Wegweiser, 5. Aufl., Seite 1 bis 27.

Schneider.

Diesterweg: Wilhelm Adolf D., Mathematiker, geb. zu Siegen in Nassau 27. Nov. 1782, † zu Bonn 13. Juni 1835. Er studirte zuerst Theologie, dann Mathematik und habilitirte sich für dieses Fach 1808 an der Universität Heidelberg mit der Abhandlung: „De methodo tractandi capita arithmethicae practicae." Er wurde 1809 Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim und 1818 ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität Bonn, als welcher er später zum Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission ernannt wurde. Von seinen Schriften sind die Bearbeitungen von des Apollonius bestimmtem Schnitte (1822) und Raumschnitte (1827) zu erwähnen, außerdem mehrere Arbeiten wesentlich elementarer Natur. So zwei Schriften über „Geometrische Analysis" (1815 und 1834), „Geometrische Aufgaben nach der Methode der Griechen" (1826); „Zu der Lehre von den positiven und negativen Größen" (1834) u. s. w.

Vergl. N. Nekrolog XIII. 1835, S. 543 ff. Cantor.

Diesthemius: Petrus D. hat auf Grundlage der ausgezeichneten englischen Moralität Every-man ein niederländisches Stück „Jedermann" (Quilibet) verfaßt, das zu Antwerpen öffentlich aufgeführt und mit dem Preise gekrönt wurde. Das Stück selbst ist verloren, nur eine lateinische Uebersetzung unter dem Titel „Homulus" von Christian Ischyrius (Sterck) 1536 gewährt eine Vorstellung davon, und der „Hecastus" von Macropedius (1538) ist ohne Zweifel dadurch angeregt. Der kölnische Buchdrucker Jaspar von Gennep hat dann 1539 den „Homulus" ins Deutsche übersetzt und 1540 aus dem „Hecastus" und anderen Stücken interpolirt. Jene Aufführung des niederländischen „Jedermann" hatte vermuthlich nicht lange vor 1535 stattgefunden. — Das englische moral play dramatisirt eine ihrem Ursprunge nach buddhistische Fabel, worin die guten Werke als die einzigen, noch im Tode treuen Freunde des Menschen dargestellt werden. Seine Genossen, seine Verwandten, sein Geld und Gut wollen ihn nicht begleiten, als Gott ihn durch den Tod zur Rechenschaft auffordert. Die guten Werke aber (oder die Tugend bei den Niederländern) rufen die getreuen Helferinnen Erkenntniß und Beichte herbei; und während Schönheit, Stärke, Verstand, fünf Sinne entfliehen, geleiten diese Schwestern den reuigen Sünder bis an Gottes Thron. Der einfache Gang des englischen Stückes ist durch stärkere Effecte, die auf eine schaulustige Menge berechnet sind, langsamer und schwerfälliger gemacht. Himmel und Hölle werden in größerem Maße hereingezogen, die Kameraden und die Verwandtschaft durch mehrere Repräsentanten noch drastischer vergegenwärtigt. Die feierlichen, die komischen und die Elemente des wirklichen Lebens haben um sich gegriffen. So wenig wir von dem Originalwerke des Petrus D. auch wissen (ob es Jaspar von Gennep etwa noch benutzte, bleibt zu untersuchen), ihm gebührt das Verdienst, den tiefsinnigen und fruchtbaren Stoff für die continentale Bühne gewonnen zu haben.

Goedeke, Every-man (Hannover 1865) S. 42 ff. 210. Scherer.

Dietbold I., Markgraf von Vohburg, † 8. April 1146. Als sein Vater darf mit hoher Wahrscheinlichkeit Markgraf Dietbold von Giengen (an

der Brenz) betrachtet werden, der 1078 in der Schlacht bei Melrichstadt den Tod fand. Seine Mutter Liutgard war eine Tochter Herzog Bertolds I. von Zähringen. Der Anfall eines bedeutenden Theils der über alle Maßen reichen Besitzungen des baierischen Pfalzgrafen Rapoto († 1099) erhob den Markgrafen zu einem der begütertsten Fürsten Oberdeutschlands. Ueber Schwaben, Baiern, Oesterreich dehnten sich seine Besitzungen, ihre Hauptmasse lag im baierischen Nordgau und Egerlande. Vohburg, Cham und Nabburg erhielt D. aus Rapoto's Nachlaß wol als heimgefallene Reichslehen; Verwandtschaft mit Rapoto läßt sich nicht nachweisen. Inmitten seiner neuen Besitzungen in der Mark Cham stiftete D. 1118 das Benedictinerkloster Reichenbach am Regen und im nördlichen Theile des Nordgaues 1132 das Cistercienserstift Waldsassen. Die Germanisirung des Egerlandes hat unter ihm die größten Fortschritte gemacht, die Stadt Eger selbst den ersten Aufschwung genommen. D. gehört zu jenen nordgauischen Herren, welche die Erhebung Heinrichs V. gegen seinen Vater ins Werk setzten, welche dann dem Sohne während seiner ganzen Regierung von allen Fürsten des Reiches am nächsten standen. Als Gesandte des Königs versammelten er und Graf Berengar von Sulzbach im März 1105 die sächsischen Großen in Quedlinburg zu Berathungen, deren Ziele sich gegen den alten Kaiser Heinrich IV. richteten. Als es zum offenen Kampfe zwischen Vater und Sohn kam, war D., während seine nordgauischen Lande von den böhmischen Hülfstruppen des Kaisers arg mitgenommen wurden, als eine Hauptstütze des ehrgeizigen Sohnes thätig. In den Tagen Lothars erleichterte Dietbolds Uebertritt auf die Seite des Kaisers dessen Sieg über die Staufer. Um 1127 trat der Markgraf zwar den staufischen Brüdern Friedrich und Konrad näher; doch hatte diese Wendung kurzen Bestand: Dank der Vermittlung des Herzogs Heinrich von Baiern, treffen wir D. schon 1128 wieder auf der kaiserlichen Seite, wahrscheinlich dadurch gewonnen, daß die Welfin Mathilde seinem ältesten Sohn Bertold verlobt ward. Nahezu ein halbes Jahrhundert hat D., der sich „Markgraf von Gottes Gnaden" nannte, an den politischen Dingen in Deutschland einflußreichen Antheil genommen. Er war dreimal vermählt, zuerst mit einer polnischen Fürstin Adelheid, dann mit Kunigunde von Beichlingen, einer Enkelin Otto's von Nordheim, der Wittwe Wiprechts II. von Groitsch, endlich mit einer ungarischen Grafentochter. Diesen Verbindungen erwuchsen drei Söhne und vier Töchter, von denen die älteste aus der ersten Ehe, Namens Adela, die Gemahlin Kaiser Friedrichs I. ward; die kinderlose Ehe wurde jedoch schon 1153 gelöst, worauf sich Adela, nicht verschont von schlimmem Verdachte, tief unter ihrem Stande mit einem kaiserlichen Ministerialen, Dietho von Ravensburg, vermählte. Aus der zweiten Ehe Dietbolds stammte Bertold, der dem Vater als Markgraf folgte, aus der dritten Markgraf Dietbold II. Die Herrschaften Vohburg und Cham gelangten 1204 nach dem Tode Bertolds II., vielleicht eines Sohnes Dietbolds II., an dessen Schwager Herzog Ludwig von Baiern und blieben fortan mit dem Herzogthume vereint.

v. Giesebrecht, Beiträge zur Genealogie des baierischen Adels im 11., 12. u. 13. Jahrhdt. S. B. d. k. b. Ak. d. Wiss. Jahrg. 1870, I, 4. Hier sind die Ansichten von Pfeffel (Die Markgrafen auf dem Nordgau, Abhdlgen. d. churfürstl. b. Ak. d. W. 1764, II), Moritz (Geschichte der Grafen v. Sulzbach, Abhdlgen. d. hist. Cl. d. k. b. Ak. d. W. 1833, Bd. I, Th. 2) u. a. auf Grund neugewonnenen Materials berichtigt. Riezler.

Dietelmair: Johann Augustin D., geb. zu Nürnberg 2. April 1717, war seit 1741 Prediger an der Dominicanerkirche, seit 1744 an der Aegidienkirche zu Nürnberg, seit 1746 ordentlicher Professor der Theologie und Pastor

zu Altdorf, seit 1769 auch Professor der griechischen Sprache. 1774 ward er Präses des Pegnitzer Blumenordens. Er starb am 6. April 1785. Vgl. Will, Nürnberg. Gel. Lex. 1755. Bd. I, S. 253 ff. Meusel, Lex. II. gibt ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, meist dogmatischen und homiletischen, bisweilen auch neutestamentlich-exegetischen Inhalts. Hier verdient nur seine Betheiligung an jenem großen exegetischen Sammelwerke hervorgehoben zu werden, welches als das „englische Bibelwerk" (s. den vollständigen Titel bei Meusel a. a. O.) bekannt ist. Dasselbe erschien Leipzig 1749—1770 in 19 Bänden 4°. Bd. 1 u. 2 hat Romanus Teller, Bd. 3—11 D. besorgt. Diese Bände umfassen das Alte Testament; das Neue Testament, Bd. 12—19, ist von Brucker herausgegeben. — Benutzt sind von älteren Auslegern: A. T. Ainsworth, Cartwright Willet, sonst die englische Bibel von 1657, Rich. Kidder für den Pentateuch, Parker, Poole, Patrick, Pyle, Wells, Walls u. a., Schriften von Mede, Usher, Selden, Pococke, Stackhouse u. a. (eine Uebersicht der benutzten englischen Ausleger und ihrer Werke nebst biographischen und andern Notizen gibt die Vorrede zu Bd. 3 von Baumgarten). Obwol die Tendenz apologetisch und der Standpunkt kirchlich-dogmatisch ist, so werden doch die Fragen von der Inspiration sehr rationalisirend behandelt und in der biblischen Kritik starke Zugeständnisse gemacht. Einheit der Anschauung ist nicht in dem Ganzen, bald kommt die Vernunft, bald der Glaube übel weg: und Dietelmair's eigene Anmerkungen sind nicht im Stande, diese Dissonanz der Erklärer zu lösen, da sie selbst an großer Unklarheit leiden. — Einzelne brauchbare grammatische und antiquarische Notizen kommen vor, auch mancher feinern Bemerkung begegnet man, aber freilich ist dies alles versteckt unter einem großen Wust dogmatischer und für die eigentliche Sinnerklärung überflüssiger Erörterungen, die oft mit unerträglicher Weitschweifigkeit ausgesponnen sind. Beispiele dieser Exegesen s. b. Diestel, Gesch. des Alten Testaments, S. 638. Siegfried.

Dietenberger: Johann D., ein Predigermönch aus Dietenberg im Erzbisthum Mainz, war Großinquisitor zu Mainz und Köln, † 30. Aug. 1534. Außer mehreren polemischen Schriften gegen Luther und einigen ascetischen Abhandlungen, deren Titel man bei Jöcher findet, machte er sich bekannt durch eine gegen die lutherische gerichtete Bibelübersetzung (s. den vollständigen Titel bei Meyer, Geschichte der Schrifterklärung, Bd. 2, S. 533), in welcher er „die ungesauberten Biblien der Elymassiten von ihrem Unflat zu fegen und zu reinigen" versprach. Indessen im Alten Testament hat er meist Luther's Uebersetzung ganz wörtlich beibehalten, nur daß der sprachliche Ausdruck verschlechtert ist, und in den wenigen Stellen, wo er geändert hat, ist dies nach der Vulgata und gegen den Sinn des Grundtextes geschehen. So ist denn von der im Titel verkündigten „Besserung viler verrückter wort und sprüch so biß anhero inn andern kurz außgangnen theutschen Bibeln gespürt und gesehen" nicht viel zu spüren und zu sehen. — Von der plumpen Art seiner Aenderungen s. einige Beispiele bei Meyer a. a. O., S. 534. Im Uebrigen vgl. Panzer, Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholisch-deutschen Bibelübersetzung, Nürnberg 1781, S. 77 f. — Die Uebersetzung der Apokryphen ist aus der von Leo Judä (1529) abgeschrieben, das Neue Testament nach Hieronymus Emser, im Grunde also auch wieder auf Luther zurückgehend. S. Panzer a. a. O., S. 83 ff., 90 ff. — Gleichwol ist das Werk öfter wieder gedruckt: Köln 1540, 1550, Augsburg 1776, s. Panzer a. a. O. S. 94 ff. Wie schwer es den Gelehrten der römisch-katholischen Kirche wurde, sich über die Dietenberger'sche Leistung zu erheben, beweist der Umstand, daß sie noch bei der Ettenheimer Bibelübersetzung von 1751 mit zu Grunde gelegt ward. S. Panzer a. a. O. S. 190. — Fast belustigend ist es, daß sich Hutter in seiner Polyglotte, Nürnberg 1599, die un-

dankbare Mühe machte, aus dieser Dietenberger'schen Bibel den unechten Laodicenserbrief in das Syrische zu übersetzen. Vgl. Brun's Bemerkungen über einige der vornehmsten Ausgaben der alten syrischen Uebersetzung des Neuen Testaments u. s. w. in Eichhorn's Repertorium für bibl. und morgenl. Lit. Bd 15, S. 159 ff.
Siegfried.

Dieterich: Johann Christian D. wurde zu Stendal im J. 1712 geboren, erlernte die Handlung und errichtete ein Seidenwaarengeschäft zu Berlin, später zu Gotha. Hier heirathete er die Tochter des Buchhändlers Merius 1749 und übernahm die Merius'sche Buchhandlung. Das Ministerium in Hannover veranlaßte ihn, im J. 1760 eine Buchhandlung unter seinem Namen in Göttingen zu gründen, indem er sein Geschäft in Gotha nebenbei betrieb und zwar bis er es im J. 1776 an seinen ersten Commis, Ettinger, verkaufte, welcher jenes Geschäft unter seinem eigenen Namen fortsetzte. Seine Handlung zu Göttingen hat er bis zu seinem 1800 erfolgten Tode allein fortgetrieben. Auch hatte er 1770 eine Druckerei dortselbst errichtet, welche, sowie seine Buchhandlung, noch besteht. Dieterich's ältester Sohn Heinrich, 1761 in Göttingen geboren und 1837 daselbst gestorben, übernahm nach des Vaters Tode das ganze Geschäft und setzte es bis zum J. 1824 fort, wo er es seiner Familie abtrat. Die Buchhandlung nahm nun die Firma: Dieterich'sche Buchhandlung an und wurde von Fr. Schlemmer geleitet, welcher in Baireuth 1799 geboren war, in Leipzig den Buchhandel gelernt hatte und seit 1824 in der Dieterich'schen Buchhandlung conditionirte, 1827 Procuraträger, 1831 aber Compagnon wurde. Im J. 1847 ging das Geschäft in andere Hände über und besteht heute noch unter der gleichen Firma. Im J. 1766 wurde von D. der Almanach de Gotha (Gothaischer genealogischer Kalender) gegründet, welcher seitdem ununterbrochen erschienen ist. Er ist der Verleger von Grimm's deutscher Grammatik, Grimm's Weisthümern und noch vielen anderen Schriften von Grimm, Mertens' Recueil ꝛc., sowie sich denn an seinen Verlag die bedeutendsten Namen aus der Gelehrtenwelt knüpfen, welche ihre Werke bei ihm erscheinen ließen, wie: Dahlmann, Lichtenberg, Gebrüder Grimm, Gottfried Müller, Zachariä, Langenbeck, Gauß, Benecke, Leutsch, Schneidewin ꝛc. D. stand in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel mit Gottfried August Bürger, dessen Schriften er auch verlegte. Den berühmten Göttinger Musenalmanach, welchen D. ebenfalls verlegte, redigirte Bürger von 1776—1801. (Strodtmann, Briefe von und an Gottfried August Bürger, Berlin 1874, 4 Bde.)
Kelchner.

Dieterich: Johann Friedrich D., Maler, geb. 21. Sept. 1787 zu Biberach, † 17. Jan. 1846 zu Stuttgart als Professor an der kgl. Kunstschule. Sohn eines armen Sackträgers verrieth D. sein Kunsttalent zuerst durch geschickte Bemalung von Fruchtsäcken und kam nach einigen verlorenen Lehrjahren in Scheer und Ehingen zu den Stuttgarter Hofmalern Heideloff und Seele, welche ihn zumeist mit Theatermalerei beschäftigten. Von höherem Streben erfüllt, ging er im J. 1811 nach München und später nach Italien. Aus Rom brachte er im J. 1816 ein Oelbild nach Stuttgart zurück „Christus mit den Jüngern in Emaus“ (jetzt in der Stuttg. Staats-Gallerie), welches mit Recht eine hohe Meinung von seinem Talente erweckte. Im J. 1818 ging er mit Staatsunterstützung wieder nach Italien und schloß sich in Rom an den bekannten Kreis von Cornelius, Overbeck, Veith u. A. an, von denen besonders der erstgenannte zeitlebens mit größter Achtung von Dieterich's Begabung sprach. Ein in die Heimath gesendetes großes Oelgemälde „Abrahams Einzug in das gelobte Land“ überraschte durch seinen Reichthum an lebendigen Motiven, durch seelenvolle Charakteristik und eine für jene Zeit ungewöhnliche Kraft und Harmonie des

Colorits so sehr, daß man in Stuttgart einen Ersatz für G. Schick gefunden zu haben glaubte. Im J. 1822 nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt D. von König Wilhelm von Würtemberg den für einen Maler freilich seltsamen, aber von ihm nicht ungeschickt gelösten Auftrag, Entwürfe zu Reliefs für die Giebelfelder des Landhauses Rosenstein auf Leinwand zu malen, welche dann von dem Bildhauer Distelbarth in Stein ausgeführt wurden, Helios auf der einen, Selene auf der andern, je mit entsprechenden Nebenfiguren. Von 1826—1828 schmückte D. die Decke des Speisesaales in demselben Landhause mit Fresken aus der Bacchusmythe und schuf dabei namentlich hübsch erfundene und trefflich gezeichnete Kinderscenen, fühlte sich aber sichtlich doch bei diesen mehr decorativen Aufgaben mit seiner ernst und streng angelegten Künstlernatur nicht im rechten Elemente. Er erhielt auch von Seiten des Hofes, dessen Geschmack in anderer Richtung lag als Dieterich's Talent, keine Aufträge mehr, wol aber im J. 1829 eine, seit 1833 mit dem Professorstitel verbundene Anstellung als Hauptlehrer an der damals neu gegründeten Kunstschule. Er wandte sich von da an ganz der kirchlichen Kunst und dem Bildnißfache zu, worin er schon in jungen Jahren Tüchtiges geleistet hatte. Das profane Geschichts- und das edlere Genre-Bild, wofür er wol am meisten angelegt war, mußte er so gut wie ungepflegt lassen. Die bekannteren unter seinen religiösen Bildern sind: „Der Traum des heiligen Martinus von Tours", Altarblatt in der Kirche zu Schemmerberg bei Biberach (1834); ein Cyklus von Fresco-Bildern, Darstellungen aus dem Neuen Testament in der Kirche zu Bulach bei Karlsruhe (1838—1839); „Die Auferstehung Christi" (Altarbild in der katholischen Kirche zu Stuttgart (1840); zwei Altarbilder mit Flügeln in der Liebfrauenkirche zu Ravensburg, das eine die „Geburt Christi mit der Verkündigung und der Erscheinung des Engels bei den Hirten", das andere „Christus am Oelberg mit Jesaias und Moses zu den Seiten" vorstellend (1843 und 1845). In keinem dieser Werke verläugnet D. sein tief religiöses Gemüth und eine freilich oft bis zur Derbheit eigenartige, zugleich an der älteren und der vorrafaelischen italienischen Schule gebildete Kunstauffassung, es läßt sich jedoch nicht verhehlen, daß sich bald nach seiner Niederlassung in Stuttgart bei ihm, wie bei andern schwäbischen Künstlern jener Zeit, ein merklicher Rückgang zeigte, wie solchen eine isolirte Stellung in der kleinen und kunstarmen Stadt fast nothwendig herbeiführen mußte.

Zum Andenken an J. F. Dieterich. Stuttg. 1846. Nekrolog von Eser im 3. Bericht des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. 1845. Förster, Gesch. d. d. Kunst. Bd. 5.

Wintterlin.

Dieterich: Konrad D., geb. 9. Jan. 1575 in dem oberhessischen Städtchen Gemünden an der Wohra, studirte in Marburg anfangs Philosophie und griechische Sprache, dann, nachdem er 1594 Magister geworden war, Theologie und wurde Major an der Stipendiatenanstalt. Schon jetzt hatte er sich innerlich für die Concordienformel (obschon sie in der hessischen Kirche keine Geltung hatte) entschieden. Von Reisen durch Franken, Baiern und die Pfalz zurückgekehrt, nahm er 1599 bei dem Grafen Philipp von Solms-Laubach die Stelle eines Feldpredigers, nach dessen Tode aber die eines Archidiaconus zu Marburg an, wo er nun mit den Häuptern des hessischen Lutherthums in den regsten Verkehr trat. Mit diesen mußte er daher, als Landgraf Moritz von Hessen-Kassel auch in Marburg seine das Lutherthum ausschließenden „Verbesserungspunkte" einführte, Marburg verlassen. Dafür wurde er schon 1607 an der eben errichteten lutherischen Universität zu Gießen zum Professor der Philosophie und Director des Pädagogiums ernannt. Zum größten Leidwesen des Landgrafen Ludwig V. zu Darmstadt verließ er 1614 diese Stellung, indem er einem Rufe auf die

Stelle eines Superintendenten nach Ulm folgte, wo er 1620 zugleich zum Director des großen Theils auf sein Betreiben errichteten Gymnasiums ernannt wurde und am 22. März (oder Mai) 1639 starb. Die Zahl seiner hinterlassenen Schriften ist sehr groß. Darunter finden sich viele Predigten, Gelegenheitsreden, erbauliche Tractate, kleinere Abhandlungen und Disputationen vor, welche letzteren großentheils die Erläuterung und Vertheidigung des lutherischen Dogmas zum Zwecke haben. Unter den Predigten verdient besondere Erwähnung: „Das Buch der Weisheit Salomonis in unterschiedenen Predigten", 1627, 2 Bde. fol.; 68 Predigten, welche 8 Auflagen erlebten und auch für den Sprachforscher beachtenswerth sind, weil sie eine reiche Ausbeute an seltenen Sprüchwörtern, sprüchwörtlichen Redensarten, Anspielungen und Vergleichungen bieten. Außerdem edirte er jedoch vier größere Werke, welche eigentlich seinen Ruhm begründeten, nämlich: „Institutiones dialecticae" (Gießen 1609); „Institutiones catecheticae" (Gießen 1613); „Institutiones rhetoricae" (Gießen 1613) und „Institutiones oratoriae" (Gießen 1613). Alle diese vier Werke erhielten in zahlreichen neuen Auflagen weite Verbreitung, die weiteste jedoch seine „Institutiones catecheticae", ein Lehrbuch der lutherischen Dogmatik in katechetischer Form, welches bis ins 18. Jahrhundert gegen 20 Auflagen erlebte und auch neuerdings wieder aufgelegt ist. Zu bemerken ist, daß hierin noch die reformatorische Unterscheidung canonischer und apokryphischer Bücher des Neuen Testaments festgehalten und die Christologie des Martin Chemnitz im Gegensatz zur Tübinger Lehre sehr bestimmt vertreten wird.

Vgl. Strieder, Grundlage einer hessischen Gelehrtengeschichte, Bd. II, S. 29—38. Weyermann, Ulmische Gelehrten, S. 145—157.

Heppe.

Dieterichs: Joachim Christian Friedrich D., königl. Oberthierarzt und Professor an der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin, geb. 1. März 1792 zu Stendal, † 28. Febr. 1858. Seinen ersten Unterricht erhielt er zu Westerhausen, dann erlernte er die Schmiedeprofession und ging als Schmiedegeselle auf die Wanderschaft. 1813 betrat er als Militäreleve die Thierarzneischule in Berlin und wurde bald darauf als Marstall- und Gestütseleve eingereiht. Nachdem er mehrere Jahre Veterinärkunde studirt und praktisch geübt hatte, wandte er sich auch der Medicin und den Naturwissenschaften zu, machte 1817 das Examen und wurde in Folge dessen zum Oberthierarzt ernannt. 1818 und 1819 wurde er auf Staatskosten nach Frankreich geschickt, um die dortigen Veterinärschulen und Züchtungsanstalten zu besuchen und darüber Kenntnisse zu sammeln. Nach seiner Rückkehr wirkte er als Lehrer an der Thierarzneischule zu Berlin, nahm aber 1823 seine Entlassung und prakticirte als Thierarzt. Seit 1830 fungirte er wieder als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule, bei welcher er 1841 zum Professor ernannt wurde. — Als Schriftsteller machte er sich zuerst bekannt durch seinen Artikel „Pferdezucht" in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Putsche. In seiner gekrönten Preisschrift „Katechismus der Pferdezucht", 1825, bewährte er sich als kenntnißreicher Hippolog. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Ueber die Lungenseuche des Rindviehs", 1811; „Handbuch der Veterinärchirurgie", 1822, 7. Aufl. 1856; „Anleitung das Alter der Pferde zu erkennen", 1823, 2. Aufl. 1837; „Ueber die Hufbeschlagkunst", 1823; „Ueber Gestüts- und Züchtungskunde", 1824, 3. Aufl. 1842; „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie", 1828, 3. Aufl. 1851; „Handbuch der allgemeinen und besonderen Arzneimittellehre", 1825, 3. Aufl. 1839; „Handbuch der praktischen Pferdekenntniß", 1834, 3. Aufl. 1845; „Handbuch der Geburtshülfe", 1845; „Vieharzneibuch", 1836; „Handbuch der Veterinärchirurgie", 1842, 2. Aufl. 1856; „Die Fehler und Gewährsmängel bei den Pferden", 1853;

„Handbuch der gesammten Hausthierzucht", 1848; „Thierärztliche Erfahrungen", 1851; „Sammlung von Abhandlungen über Thierheilkunde", 1852; „Anleitung zum Erkennen, Verhüten und Tilgen der Rinderpest", 1856. Löbe.

Dieterici: Karl Friedrich Wilhelm D., verdienter Statistiker und Nationalökonom, geb. 23. August 1790 zu Berlin, † 30. Juli 1859 ebendaselbst, war der Sohn eines Buchdruckereibesitzers, welcher sich durch Redaction patriotischer Journale zur Zeit der Erniedrigung Preußens ausgezeichnet hat. Seine erste Ausbildung erhielt D. auf dem berlinisch-cölnischen Gymnasium zum grauen Kloster, wo er sich bereits in der Mathematik und Physik hervorthat. Zu Ostern 1809 begann er seine akademischen Studien zu Königsberg, hörte dort die statistischen und staatswissenschaftlichen Collegien bei Hollmann, Philosophie bei Herbart, Mathematik bei Wrede u. s. w. Seine vorzügliche Befähigung in dem letztgenannten Fache gab die Veranlassung, daß ihm der Unterricht des Prinzen Wilhelm, nachmaligen Königs und Kaisers, in der Mathematik übertragen wurde; es wurde hiermit der Grund zu einer Beziehung gelegt, welche bis in sein Alter fortdauerte. Im Herbst 1810 kehrte D. nach Berlin zurück und widmete sich an der neu errichteten Universität dem Studium der juristischen Disciplinen bei Savigny, Eichhorn und Schmalz, hörte sämmtliche staatswirthschaftliche Collegia bei J. G. Hoffmann, Geschichte bei Rühs, Landwirthschaft bei Thaer u. s. w. Die in Folge der Zeitumstände beschränkteren Verhältnisse des elterlichen Hauses und der Drang nach selbständiger Existenz veranlaßten ihn, Erzieher im Hause des nachmaligen Staatsministers v. Klewitz zu werden.

Im Herbst 1812 trat D. in den Staatsdienst ein; er arbeitete zunächst bei der Generalverpflegungscommission in Berlin und hatte eben seine Probearbeiten als Referendar vorgelegt, als der Aufruf des Königs erging, worauf er in die Armee freiwillig eintrat. Er wurde als Ingenieurgeograph dem Hauptquartier des Fürsten Blücher zugetheilt, bei welchem er die Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 mitmachte; er zeigte sich hierbei als ein äußerst brauchbarer Officier und erwarb sich das eiserne Kreuz. Im August 1814 trat er bei der Gouvernementscommission zu Halberstadt ein, an deren Spitze der Civilgouverneur v. Klewitz stand, wurde aber durch den Ausbruch des Krieges 1815 in sein früheres militärisches Verhältniß zurückgerufen. Nach der Einnahme von Paris wurde er mit der Verwaltung des dortigen Einquartierungswesens beauftragt, und zeichnete sich bei der Erledigung dieses und anderer schwieriger Aufträge aus. Als er demnächst im März 1816 bei der Berliner Regierung eintrat, wurde ihm die rückständige Prüfung als Referendar erlassen und er machte noch im Laufe desselben Jahres sein Assessorexamen, bei welchem seine vorzügliche wissenschaftliche Bildung hervorgehoben wurde. Als Assessor arbeitete D. bei der Potsdamer Regierung, an deren Spitze damals der auch als Statistiker bedeutende Oberpräsident v. Bassewitz stand, er wurde von diesem mit commissarischen Aufträgen für die Domänen- und Forstverwaltung beschäftigt; 1818 wurde er Regierungsrath und erhielt das Militärdepartement derselben Regierung.

Der eigentliche Wendepunkt in seiner Lebensentwicklung trat bald nach seiner Verheirathung ein, indem ihn im Anfange des Jahres 1820 der Minister v. Altenstein als Hülfsarbeiter in die geistliche und Unterrichtsabtheilung des Ministeriums berief; hier erhielt er sehr bald an Stelle des ihm befreundeten Geheimeraths v. Seydewitz die Cassencuratel, in welcher Eigenschaft er später auch bei der Medicinalabtheilung mitarbeitete. Im J. 1823 wurde er zum geheimen Regierungsrath, 1831 zum geheimen Oberregierungsrath befördert; seine weitere Beförderung zum wirklichen geheimen Oberregierungsrath fand erst 1858 statt. Während seiner Thätigkeit im Ministerium veröffentlichte er die Mono-

graphie über „Die Waldenser und ihre Verhältnisse zum Brandenburgisch-Preußischen Staate" (Berlin 1831), was die Errichtung von Stipendien für Waldenser zur Folge hatte. Speciell statistischen Studien hatte sich D. sogleich nach seiner Rückkehr nach Berlin zugewendet, er hörte wiederholentlich Hoffmann's sämmtliche Collegia und dieser forderte ihn auf, sich zu seinem Nachfolger auszubilden. Die Gelegenheit hierzu trat im J. 1834 ein, als Hoffmann die statistischen Arbeiten seines Bureaus wieder ganz in seine Hand nahm und ihm nun in Ansehung der Professur eine Erleichterung erwünscht war. Er schlug D. zu seinem sofortigen Nachfolger in der Professur und zu seinem künftigen Nachfolger in der Direction des statistischen Bureaus vor, indem er auf dessen ausgezeichnete Beamtenthätigkeit und auf die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse hinweisend erklärte, daß er keinen Würdigeren kenne. Mit Recht urtheilte Hoffmann, daß Dieterici's Neigung, dem Leben die wissenschaftliche Seite und der Wissenschaft die Anwendung auf das Leben abzugewinnen, seine Thätigkeit in beiden Stellungen und in der nothwendigen Verbindung beider als besonders fruchtbringend verhieß. Dieterici's Ernennung zum ordentlichen Professor für die Staatswissenschaften erfolgte im December 1834, gleichzeitig wurde sein Decernat im Ministerium bedeutend eingeschränkt. Im folgenden Jahre wurde er zum Hülfsarbeiter im statistischen Bureau ernannt, mit dem Zusatze, daß ihm dadurch der Weg zur Directorstelle gebahnt werden solle.

D. hat seitdem die Collegia über Statistik, Staatswirthschaft, Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft regelmäßig und außerdem zeitweise ein Collegium publicum über den Zollverein gelesen. An den Geschäften des statistischen Bureaus betheiligte er sich damals nicht. Zunächst bearbeitete er die „Geschichtliche und statistische Uebersicht der Universitäten im preußischen Staate" (Berlin 1836), dann wandte er sich der außerhalb des Geschäftskreises des Bureaus liegenden Zollvereins-Statistik zu, indem er die Ferber'schen Beiträge fortsetzte. Die erste „Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate und im Zollverein" (für 1832—36) erschien 1838, die beiden folgenden, für die Jahre 1837—39 und 1840—42, erschienen 1842 und 1844. Weitere Fortsetzungen hat er als Director des Bureaus noch für die Perioden 1843—45, 1846—48, und 1849—53 in den Jahren 1848, 1851 und 1857 veröffentlicht. In die Zeit vor seiner Direction fällt noch seine „Statistische Uebersicht der Stadt Berlin", ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein, erschienen 1844.

Sein Eintritt in die Stelle als Director des statistischen Bureaus fand am 29. Juli 1844 statt, als Hoffmann diesen Posten niedergelegt hatte, weil die Unterordnung des statistischen Bureaus unter das neu errichtete Handelsamt in Aussicht stand. In Folge dieser Unterordnung kam D. in eine weit unselbständigere Stellung, als er erwartet hatte, eine Stellung, welche lähmend auf seine Thätigkeit am Bureau einwirken mußte. Erst im April 1848, als an Stelle des Handelsamts das Handelsministerium errichtet wurde, erhielt das statistische Bureau wieder eine selbständigere Stellung. Es wurde zwar dem Ministerium des Innern untergeordnet, aber diese Unterordnung war nur eine äußerliche. Die Behandlung der Angelegenheiten des Bureaus befand sich in den Händen des mit D. befreundeten Geheimeraths Sulzer, welcher die Thätigkeit des Bureaus nicht beschränkte, so daß D. sein Programm: daß das statistische Bureau Landessache sei, daß es nicht einem oder dem andern Theil, sondern der ganzen Staatsverwaltung zu dienen, daß es keine besonderen Tendenzen zu verfolgen, sondern in allen staatlichen Beziehungen unbefangen nach Wahrheit zu suchen habe, unbehindert durchführen konnte. Erheblicher waren die Hindernisse, welche fast während der ganzen Directionszeit Dieterici's seinem Wirkungs-

kreise aus der Concurrenz verschiedener Fachministerien erwuchsen, indem diese Theile der vom statistischen Bureau ressortirenden Aufnahmen in ihr Ressort hinüberzuziehen oder einseitig zu ordnen strebten. In den statistischen Aufnahmen des Bureaus hielt D. in der Hauptsache an der Gestaltung Hoffmann's fest, doch blieb keine der größeren Tabellen ohne Ergänzungen oder Verbesserungen im einzelnen, auch fügte er manche neue Gegenstände (wie Wohnplätze, Grundeigenthum und landwirthschaftliche Besitzungen) den vorhandenen Tabellen hinzu. Besondere Aufnahmen über noch nicht behandelte Gegenstände veranlaßte er hauptsächlich im Ressort des Ministeriums des Innern (z. B. über Wahlen, Armenpflege, Communalhaushalt).

Schon in den ersten Jahren seiner Direction hatte D. mit amtlichen Veröffentlichungen begonnen: die „Statistischen Tabellen des preußischen Staats nach den amtlichen Aufnahmen von 1843“ erschienen 1845, dann folgte die „Bevölkerung des preußischen Staates nach den Aufnahmen von 1846“. In die gleiche Zeit fällt eine der bedeutendsten Arbeiten Dieterici's „Der Volkswohlstand im preußischen Staate, 1846“, in welcher er hauptsächlich unter Zugrundelegung der Consumtionsverhältnisse den damaligen Wohlstand mit dem vor der Gründung des Zollvereins und mit den Verhältnissen von 1806 vergleicht. (Diese Schrift ist auch von Moreau de Jonnès ins Französische übersetzt 1848 erschienen.) Auf das gleiche Material stützte sich eine kleine Schrift, welche D. im J. 1848 über „Preußische Zustände, über Arbeit und Capital“ veröffentlichte; sie ist der treueste Ausdruck seiner staatswirthschaftlichen Anschauungen und social-politischen Ueberzeugungen; in ihr bezeichnete er als das Hauptergebniß seiner wissenschaftlichen Untersuchungen, daß des Staates Wohl ganz und gar auf der Moral beruht, daß alle gute Verwaltung und die wahre Politik in der Sittenlehre ihre Wurzel hat, und nur der Weg der Tugend die Menschen zu Glück und Wohlstand führt.

Als im Frühjahr 1848 das Bedürfniß hervortrat, wichtige Tagesfragen statistisch zu beleuchten, gründete er die Zeitschrift „Mittheilungen des statistischen Bureaus“, welche seither bis zu seinem Tode in halbmonatlichen Lieferungen von ihm herausgegeben worden ist. Sie brachte meist kurze Aufsätze über Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der preußischen Statistik; der größere Theil derselben ist von D. persönlich oder unter seiner Leitung verfaßt; der vierte Jahrgang enthält unter anderem seine Abhandlung über den Begriff der Statistik und ihre Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben. Nachdem im Etat für 1850 zum ersten Male die Mittel für eine größere statistische Publication bewilligt worden waren, begann D. die Veröffentlichung der sogenannten Blaubände, der „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den preußischen Staat, herausgegeben von dem statistischen Bureau zu Berlin“. Der erste Band derselben enthält die statistische Tabelle der Bevölkerung, der Gebäude und des Viehstandes nebst der der Wohnplätze nach den Aufnahmen von 1849, der zweite die Bevölkerungsliste der Geburten, Trauungen und Sterbefälle, sowie die Sanitäts-, Kirchen- und Schultabellen nach der gleichen Aufnahme, der fünfte und sechste Band (1854 und 55 erschienen) brachte die Gewerbetabellen von 1849 und 52, der siebente Band (1855) die im ersten und zweiten enthaltenen Tabellen nach der Aufnahme von 1852, die achte (1858 erschienen) die Tabellen der Aufnahme von 1855. Die Veröffentlichung des ganzen vom statistischen Bureau ressortirenden Materials war von einem ausführlichen erläuternden Text begleitet, der aus Dieterici's Feder herrührte. Diese werthvolle Arbeit erhielt ihre Vollendung durch die Bearbeitung des vierten Bandes (1853 erschienen), welcher die Resultate der Verwaltung zum Gegenstande hatte; hier wurden sämmtliche von den einzelnen Ministerien ressortirenden Aufnahmen systematisch dargestellt und, wo deren noch fehlten, nach Möglichkeit beschafft; der Text fast aller Abschnitte

dieses großen Werkes ist von ihm ausschließlich verfaßt. Indem D. so die Verwaltungsstatistik dem Arbeitskreise des statistischen Bureaus hinzufügte, gab er der preußischen Statistik die volle zeitgemäße Erweiterung.

Mit der geistig bedeutendste Theil seiner Werke sind die elf Abhandlungen, welche er seit 1847, wo er zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt war, für diese gelehrte Körperschaft schrieb, und welche in den Veröffentlichungen derselben, sowie theilweise auch in besonderen Abdrücken erschienen sind. Sie behandeln den Begriff der Uebervölkerung, die Bevölkerungszunahme, die Altersverhältnisse, die Sterblichkeitsverhältnisse in Europa, die Todesarten, die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung des Wohlstandes unter den Völkern mit besonderer Beziehung auf die ethischen Verhältnisse und die geistige Entwicklung, die Zahl der Geburten, die Zahl der Ehen, die Bevölkerung der Erde und den Begriff der mittleren Lebensdauer. Den Schlußstein seiner gesammten Thätigkeit sollte das „Handbuch der Statistik des preußischen Staates" bilden (Berlin 1861 erschienen), während dessen Bearbeitung er einer Krankheit erlag; dasselbe ist nach seinen hinterlassenen Papieren von seinem jüngeren Sohne Karl D., nachmaligem Verfasser der Finanzgesetzgebung Preußens unter Stein und Hardenberg zum Abschlusse gebracht worden (sein älterer Sohn Fr. D. ist der bekannte Orientalist).

Wie sich durch seine ganzen Werke, auch gerade bei der Behandlung materieller Interessen ein ideales Streben, das Streben nach der Beförderung echter Humanität hindurchzieht, so hat er eine echt humane Gesinnung auch in allen Verhältnissen seines Lebens von früher Zeit bis ins Alter bewährt. Als Director des statistischen Bureaus bewies er dieselbe Uneigennützigkeit, die ihn schon als Studenten in Königsberg ausgezeichnet hatte. Seine Persönlichkeit verlieh den amtlichen Verhältnissen des Bureaus einen patriarchalischen Charakter; bezeichnend ist es, daß er alljährlich alle, die zum Bureau in amtlichen Beziehungen standen, zum Mittagessen zusammenlud, den Ministerialrath wie den Calculator. Sein Hauswesen, 40 Jahre hindurch von seiner trefflichen Frau, einer geborenen v. Wedell, geleitet, bot eine behagliche bürgerliche Gastfreiheit, sein geselliger und freundschaftlicher Verkehr gehörte größtentheils akademischen Kreisen an. Mit echtem Wohlwollen kam er seinen Schülern entgegen; ihre Ausbildung und Förderung war ihm Herzenssache. Die Beziehungen zu seinen Schülern wurden nähere, und seine lehrende und bildende Thätigkeit eine noch wirksamere, seit er neben den Vorlesungen eine Art Seminar hielt, in welchem von den Mitgliedern Vorträge gehalten und behandelt wurden. Aus diesen Mitgliedern ist eine Anzahl namhafter Staatsbeamten verschiedener Verwaltungszweige hervorgegangen. Seit 1847 war er Mitglied der Examinationscommission für das Regierungsassessorexamen, mit deren geistvollem Präsidenten Kühne er in engem Freundschaftsbündniß und mit deren geistig hervorragenden Mitgliedern er in herzlich collegialischem Verhältniß stand; schon seit 1844 war er Mitglied der Examinationscommission für das diplomatische Examen. Wie er schon in den früheren Arbeiten über die Grenzen des preußischen Staates hinausging, war er eifrigst bestrebt, die Vereinigung und Vergleichbarkeit der deutschen Statistik herbeizuführen; angehenden Statistikern aus anderen deutschen Staaten gab er Gelegenheit, sich am Bureau selbst auszubilden. Die Verbindungen, welche Hoffmann mit hervorragenden auswärtigen Statistikern gehabt hatte, gingen auf ihn über; er wurde Mitglied der namhaftesten ausländischen Akademien. Auf den statistischen Congressen, deren Werth er in dem collegialischen Ideenaustausche zu gemeinsamem humanistischen Streben fand, hat er zusammen mit dem Königsberger Schubert und zur Seite Hermann's die deutsche Statistik würdig vertreten.

In eine unmittelbare politische Thätigkeit trat er nach Octroirung der Verfassung ein, er wurde in die erste Wahlkammer gewählt und war hier besonders für finanzielle Fragen thätig. Anfangs dem Centrum angehörig, trat er nach dem Olmützer Vertrage in die Opposition. Objectiv in seinen Anschauungen scheute er sich um so weniger dieselben in ihrer wissenschaftlichen Begründung zum Ausdrucke zu bringen; seine Rede gegen die Einführung der Majorate wurde ihm übel gedeutet und das Gefühl, daß er sich mit der ganzen damals herrschenden rückläufigen Richtung in Widerspruch befinde, veranlaßte ihn, der politischen Thätigkeit zu entsagen. Um so mehr war es ihm Bedürfniß, sein Streben nach der dem Geiste des preußischen Staates entsprechenden fortschreitenden Entwicklung in seinen akademischen Abhandlungen auszusprechen.

Durch Gediegenheit des Charakters ausgezeichnet, und mit einer wahrhaft seltenen wissenschaftlich reichen und praktisch vielseitigen Vorbildung begabt, ein echter Vertreter des intelligenten und freisinnigen altpreußischen Beamtenthums, hat D. fünfzehn Jahre lang die ihm von Hoffmann bestimmte Stellung unter schwierigen Verhältnissen mit dem Aufwande einer ungemeinen Arbeitskraft in fruchtbringender Weise ausgefüllt; seine ebenso tüchtige wie angenehme humane Persönlichkeit verband die Wissenschaft und das Leben; mit seinem Tode fielen die für ihn und durch ihn vereinigt gehaltenen Stellen auseinander.

R. Böckh.

Dietger oder Theoger, geb. um die Mitte des 11. Jahrhunderts, war ein Schüler des berühmten Lehrers Manegold, ausgezeichnet durch vielseitige Kenntnisse, von welchen noch sein Werk über die Musik (gedruckt bei Gerbert, SS. eccles. de musica II. 182—206) Zeugniß gibt. Als Canonicus und Schulvorsteher in Neuhausen bei Worms wirkte er mit gutem Erfolg, bis bei einem Besuche in Hirschau eine Predigt des Abtes Wilhelm solchen Eindruck auf ihn machte, daß er das Mönchskleid annahm. Im J. 1085 wurde er Prior des neugegründeten Klosters Reichenbach, 1088 Abt von St. Georgen im Schwarzwald. Hier wirkte er 30 Jahre lang im Sinne des strengsten, unbedingt dem römischen Papste ergebenen Mönchthums, sehr verehrt wegen seiner Einsicht und seiner Tugenden, weshalb auch andere Klöster ihm übergeben wurden, um sie persönlich oder durch seine Schüler zu reformiren. Dann aber wurde der arme alte Mann von Albero, dem fanatischen Archidiaconus von Metz, dazu ausersehen, um dem kaiserlich gesinnten Bischof Adalbero IV. von Metz entgegengestellt zu werden. Er sträubte sich heftig, aber der Legat Cuno von Präneste zwang ihn, unter Androhung des Bannes, die Wahl anzunehmen, und weihte ihn am 7. Juli 1118. Ein Versuch, in das gut kaiserliche Bisthum einzubringen, war jedoch vergeblich; unter allerlei Fährlichkeiten zog er umher, weihte einige Kirchen, wurde dann von Calixt II. auf der Synode zu Reims noch einmal feierlich bestätigt, und folgte dem Papste bis nach Cluny, wo er am 29. April 1120 gestorben ist, ohne in den Besitz seines Bisthums gekommen zu sein. Eine gleichzeitige Biographie (Mon. Germ. SS. XII. 450—479) ist leider nicht vollständig erhalten.

Vgl. P. Bennecke, Leben und Wirken des heil. Theoger, Hall. Diss. 1873.

Wattenbach.

Diethelm, Bischof von Konstanz, † am 10. oder 12. April 1206. D., aus dem schwäbischen Ministerialengeschlechte von Krenkingen, war wenigstens seit dem Februar 1173 Abt von Reichenau gewesen, als er im J. 1190 zum Bischofe erwählt wurde. Als solcher wäre von ihm Sonderliches nicht zu erwähnen; wie andere Bischöfe hat auch er sich bemüht, seinem Geschlechte Vortheile zuzuwenden, so z. B. den Krenkingern die Vogtei von Rheinau verschafft und auch wol einigen Antheil dabei gehabt, daß seinem Neffen Eberhard von Waldburg erst das Bisthum Brixen, später sogar das Erzbisthum Salzburg zufiel. Eberhard

ernannte wenigstens sogleich nach seiner Erhebung zum Erzbischofe Diethelms Bruder, Walther, bisher Abt von Dissentis, zum Bischofe von Gurk. Ausgezeichnet ist aber D. durch die treue Anhänglichkeit, die er den Staufern und besonders Philipp von Schwaben widmete, der ihm im J. 1197 während eines Zuges nach Italien die Verwaltung des Herzogthums Schwaben anvertraute. Es spricht für Diethelms politischen Blick, daß auf seinen Rath im nächsten Jahre Philipp die unfruchtbare Agitation für seinen Neffen, den jungen Friedrich II., aufgab und sich selbst als Bewerber um die deutsche Krone hinstellte, zu welcher dann unter Diethelms Mitwirkung die Mehrzahl der deutschen Fürsten ihn wirklich berief. D. war ferner einer der Bürgen des Vertrags mit Frankreich, welcher das Gegengewicht gegen die Unterstützung des Welfen Otto IV. durch England abgeben sollte. Mag D., gleich anderen bischöflichen Anhängern Philipps, später auch dem Papste gegenüber sich zu allerlei Verpflichtungen genöthigt gesehen haben, um von dem Banne befreit zu werden, in den er als Philipps Freund gerathen war, so ließ er doch auch fernerhin es nicht an sich fehlen und stand dem Könige im Felde und auf Reichstagen mit That und Rath zur Seite. Gewiß hochbejahrt, machte er 1204 den Feldzug in Thüringen mit, welcher den Sieg Philipps entschied, und er war im Januar 1205 mit in Aachen, als Philipp dort diesen Sieg nachträglich durch eine neue allgemeinere Wahl und durch seine Krönung legitimirte. Jetzt konnte Philipp des Berathers entbehren, der sich zuletzt wieder in ein Kloster, nach Salem oder Reichenau, zurückzog und im April 1206 gestorben ist. Ein Mönch Gallus hat zu seinem Andenken ein ziemlich inhaltloses Gedicht verfaßt. Winkelmann.

Diether: Andreas D., lateinischer Dramatiker. Er war Schullehrer bei St. Anna in Augsburg, hatte seine Bildung zu Straßburg und Wittenberg empfangen. Seine „Historia sacra Joseph" (1543) ist auf Grundlage der berühmten Concordia sacra gleiches Namens von Crocus (1536) gearbeitet; aber während Crocus nur die ägyptische Episode von der Beziehung zu Potiphars Frau bis zur Erhöhung durch Pharao auswählte, der sich eine gewisse Einheit geben ließ: zog er es vor, die ganze Geschichte Josephs und seiner Brüder hereinzuziehen, wofür er das ausdrückliche Lob der Zeitgenossen erntete. Auch den vortrefflichen deutschen Joseph von Thiebold Gart scheint er gekannt und Motive daraus entnommen zu haben. Der Stoff ist fast der einzige, in welchem die Dramatiker des 16. Jahrhunderts Liebesleidenschaft darstellen. D. hat sich dabei keineswegs als erfinderischer Kopf gezeigt, sondern nur durch nähere Ausführung von Einzelheiten seine Vorgänger zu übertreffen gesucht. — Er ist wol auch der Uebersetzer, den Jöcher mit einer Arbeit von 1550 erwähnt, aber fälschlich zusammengeworfen mit einem Autor von 1505.

Scherer.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, 1459—63 und zum zweiten Male 1475—1482, war der zweite Sohn des Grafen Diether v. Isenburg-Büdingen und der Gräfin Elisabeth v. Solms und wurde um das J. 1412 geboren. Dem geistlichen Stande bestimmt, gelangte er frühzeitig in den Genuß von Dompfründen in Mainz, Trier und Köln. Auf der Universität zu Erfurt erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung, wurde Baccalaureus der freien Künste und im J. 1434 Rector. Acht Jahre später erscheint er zu Mainz, wo er schon seit 1427 Domherr war, als Propst der Stiftskirchen von St. Martin und St. Johann. Im J. 1453 wurde er Custos an der Domkirche. Drei Jahre später wollte eine Minderheit des Trierer Domcapitels ihn zum Erzbischof erwählen, allein die Mehrheit entschied sich für Johann von Baden. Besseren Erfolg hatte D. im J. 1459 zu Mainz. Nach dem Tode des Erzbischofs Dietrich (von Erbach) wurde er am 18. Juni von der Mehrheit des Capitels zum Erzbischof von Mainz gewählt, während eine Minderheit die Wahl des

Grafen Adolf von Nassau gewünscht zu haben scheint. Bei seiner Erhebung übernahm D. eine Verpflichtung, welche das Erzstift und ihn selbst in schwere Verwicklungen brachte. Er mußte dem Bunde beitreten, welchen sein Vorgänger mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Grafen Ulrich von Würtemberg wider den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz abschlossen. Die gegenseitige Feindschaft, durch territoriale und persönliche Streitigkeiten veranlaßt, wurde durch den Zwiespalt, welchen die großen Angelegenheiten des Reiches und der Kirche hervorriefen, genährt und verschärft. Kurfürst Friedrich von der Pfalz stand in Opposition gegen Kaiser und Papst. Er wollte den Einfluß der Kurfürsten auf die Regierung des Reiches erhöhen, er erneute einen Theil der Forderungen und Beschwerden der deutschen Nation wider die römische Curie, welche in den Tagen von Constanz und Basel sich drohend geäußert und in dem Wiener Concordate vom J. 1448 einen kläglichen Abschluß gefunden hatten. Markgraf Albrecht dagegen vertheidigte die bestehenden Zustände, die unbeschränkte Herrschaft der kaiserlichen und päpstlichen Autorität. Drei Tage nach seiner Wahl, am 21. Juni, erfüllte D. die Bedingungen des Capitels und trat dem Bündnisse wider den Pfälzer bei. Dieser Schritt brachte ihm freilich im Anfange Vortheil. Papst Pius II., der sich damals mit dem Plane eines großen Kreuzzuges wider die Türken beschäftigte und zu diesem Zwecke einen Convent der christlichen Fürsten und Völker des Abendlandes nach Mantua berufen hatte, nahm es dem Erwählten von Mainz übel, daß er nicht persönlich in Mantua erschienen sei, und wollte die Wahl nur unter lästigen Bedingungen, die hauptsächlich gegen die conciliaren Bestrebungen der deutschen Kirchenfürsten gerichtet waren, bestätigen. Die Gesandten Diethers, welche sich weigerten, jene Bedingungen anzunehmen, mußten unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Erst auf die persönliche Fürsprache des Markgrafen Albrecht, der es für wichtig hielt, daß ein Anhänger seiner Partei den erzbischöflichen Stuhl von Mainz inne habe, ließ Pius die früheren Bedingungen fallen und sprach die Bestätigung Diethers aus, aber er forderte dabei eine so hohe Summe für die Annaten, daß bei der Weigerung Diethers, sie zu bezahlen, ein neuer Zwiespalt unvermeidlich war. Einstweilen jedoch blieb D. der Partei- und Bundesgenosse des Markgrafen, und nachdem ein Versuch, auf listige Weise, durch die sogenannten blinden Sprüche, gegen den Pfalzgrafen Recht zu behalten, vollständig gescheitert war, kam es aller Friedensmahnungen des Papstes ungeachtet zum Kriege. Aber er wurde unglücklich geführt. D. wurde am 4. Juli 1460 bei Pfeddersheim von dem Pfalzgrafen geschlagen und zum Frieden und zur Bundesgenossenschaft genöthigt. Der Uebertritt zur pfälzischen Partei wird dem Erzbischof nicht schwer geworden sein. Er war früher mit Friedrich befreundet und in dem Augenblicke, da er einen heftigen Conflict mit dem Papste voraussah, hoffte er an dem Oppositionsfürsten eine bessere Stütze zu finden, als bei seinen bisherigen Freunden. Nicht allein die hohe Annatenforderung, auch andere Kundgebungen des Papstes, die Bulle Execrabilis, durch welche Pius jede Berufung an ein allgemeines Concilium verdammte, das Gebot einer Besteuerung der Geistlichen für die Zwecke des Türkenkrieges, Maßregelungen einzelner deutscher Fürsten, wie des Herzogs Sigismund von Oesterreich u. a., hatten Diethers Unzufriedenheit in hohem Grade erregt. Als Cardinal Bessarion, der den Kreuzzug in Deutschland betreiben sollte, die zögernden Fürsten in plumper und leidenschaftlicher Weise schmähte, erwachte ein heftiger Widerstand und Friedrich von der Pfalz und Erzbischof D. traten an die Spitze. Nicht allein gegen den Papst, auch gegen den Kaiser, der jene Besteuerung der Fürsten gebilligt hatte, und durch allerlei Händel im eigenen Lande verhindert war, sich der Reichsgeschäfte anzunehmen, richtete sich der allgemeine Unwille. So gewaltig wuchs die Bewegung,

daß selbst die brandenburgischen Fürsten, selbst Markgraf Albrecht, von ihr fortgerissen wurden und die Nothwendigkeit der Abwehr der päpstlichen Uebergriffe und einer Reform des Reiches erkannten und aussprachen. Aber über die Mittel konnten sich die Fürsten nicht verständigen. Pfalzgraf Friedrich und Erzbischof D. waren gesonnen, dem Kaiser in der Person des Böhmenkönigs Georg Podiebrad einen römischen König an die Seite zu setzen, der die Reform des Reiches, vor allem ein Reichsregiment und ein Reichsgericht, betreiben und ein deutsches Nationalconcil zur Abstellung der Beschwerden wider die Curie berufen sollte. Die Markgrafen von Brandenburg aber waren solchen weitgehenden Maßregeln nicht geneigt, sie meinten, die schlimmsten Mißstände durch einmüthige Mahnungen an Kaiser und Papst abstellen zu können. Erzbischof D. berief auf den Montag nach Estomihi (16. Febr.) 1461 die Kurfürsten und Fürsten nach Nürnberg, um über die Reform zu berathen. Hier erließ er in seiner eigenen Sache, wegen der Annaten, eine scharfe Appellation an ein künftig Concil und gewann außer den Kurfürsten von der Pfalz noch die Brandenburger Friedrich, Albrecht und Johann und den Bischof von Würzburg zum Beitritt. Diese Fürsten — mit Ausnahme des Würzburgers — richteten außerdem noch ein besonderes Schreiben an den Papst und baten ihn, von seiner hohen Annatenforderung abzustehen. Aber D. brachte auch die wichtigsten Beschwerden der deutschen Nation wider das Papstthum vor, die beabsichtigte Besteuerung, die Bulle Execrabilis, die Uebertretungen der Decrete der Concilien von Constanz und Basel, die Verletzung der Concordate. Als Mittel der Abwehr schlug er ein allgemeines Concil auf deutschem Boden vor, und eine pragmatische Sanction, welche die deutsche Kirche von Rom unabhängiger stellen sollte. Auch wider den Kaiser erhoben sich heftige Klagen: daß er länger als 15 Jahre nicht mehr ins Reich gekommen sei, daß er nichts thue für Friede und Recht. Von einer Königswahl, von der Erhebung des Böhmenkönigs oder eines anderen Fürsten, sahen die Fürsten zwar ab, es siegte die mildere Auffassung der Markgrafen von Brandenburg, aber an ernstlichen Mahnungen ließen sie es nicht fehlen. Am 1. März schrieben die Kurfürsten von Mainz, der Pfalz und Brandenburg an den Kaiser einen Brief voll bittrer Klagen und Vorwürfe und forderten ihn auf, zum 31. Mai nach Frankfurt zu kommen, um gemeinschaftlich mit den Kurfürsten die dringendsten Reichsgeschäfte vorzunehmen. An demselben Tage schlossen sie ein Bündniß zur thatkräftigen Betreibung der Reform und gelobten, weder durch den Kaiser noch durch den Papst von ihren Plänen sich abwendig machen zu lassen. Die Erneuerung des Kurvereins und die Aufnahme des Mainzers und des Pfälzers war ein weiterer lebhafter Ausdruck der Opposition. Aber die Einheit und der Eifer der Fürsten waren nicht von langer Dauer. Die Markgrafen von Brandenburg, von heftigem Mißtrauen wider die Führer der Bewegung erfüllt, lenkten bald wieder vorsichtig ein und beeilten sich, ihre guten Beziehungen zu dem Kaiser wieder herzustellen. Außer den Briefen und den genannten Einungen und Bündnissen kam nichts Wesentliches in Nürnberg zu Stande. Der Abschied wies die Fortsetzung der Berathungen und die Ausführung der Reformen auf eine künftige Versammlung, welche am 31. Mai zu Frankfurt stattfinden sollte. Diese Versammlung aber hatte einen überaus kläglichen Verlauf. Schon vor ihrem Beginne war es dem Papste durch kluge Maßregeln gelungen, einen Theil der unzufriedenen Fürsten, wie den Pfalzgrafen Friedrich und den Erzbischof von Trier, zu beschwichtigen und zu besänftigen. Der Kaiser verbot den Frankfurtern, die Versammlung aufzunehmen. So fand dieselbe in Mainz statt bei geringer Theilnahme. Die anwesenden päpstlichen Legaten übernahmen mit Geschick die Vertheidigung des Papstes und gaben die Erklärung ab, daß Pius II. keineswegs beabsichtige, die deutsche Nation ohne Zustimmung der Fürsten zu be-

steuern. Erzbischof D. versuchte zwar auch hier, die Opposition noch einmal zu entflammen und zu entschiedenen Maßregeln zu bewegen, jedoch vergeblich; er stand bald, verlassen von seinen Bündnern und Anhängern, ganz allein seinen heftig erzürnten Gegnern, dem Papste und dem Kaiser, gegenüber. Es half ihm nichts, daß er jetzt in Gegenwart der päpstlichen Legaten seine Appellation widerrief. Papst und Kaiser waren einig, den verwegenen Kirchenfürsten, der sich so schwer wider ihr Ansehen vergangen hatte, für immer unschädlich zu machen. D. wäre ihrer Rache nicht entgangen, auch wenn er nach dem Mainzer Tage sich ruhig verhalten hätte. Aber noch einmal machte er den Versuch, die wenigen Anhänger der conciliaren Bewegung um sich zu sammeln. Da that der Papst den Schritt, den er lange vorsichtig vorbereitet, er sprach am 21. Aug. 1461 die Absetzung Diethers aus und erhob durch Provision den Domherrn Adolf von Nassau, den im J. 1459 bereits eine Minderheit gewollt hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Am 26. Sept. wurde die Bulle des Papstes zu Mainz in einer Versammlung des Domcapitels, der D. und Adolf beiwohnten, verkündigt und wenige Tage darnach (2. Oct.) der Nassauer als Erzbischof eingesetzt. Indeß D. war keineswegs gesonnen, die Strafe ruhig hinzunehmen. Er protestirte wider die Bulle des Papstes und machte bekannt, daß er nur der Gewalt weichen werde. Seine Hoffnung war zumeist auf den Pfalzgrafen Friedrich gesetzt, und in der That ergriff der siegreiche Fürst seine Partei, jedoch er that dies nicht in Erinnerung an die früher gemeinsam betriebenen Reformpläne, nicht aus Entrüstung über die Maßregel des Papstes, sondern nach neuen Verhandlungen und Abmachungen, aus Eigennutz und Gewinnsucht. Erst als ihm D. einen bedeutenden Preis, die blühende Landschaft an der Bergstraße mit ihren Städten und Burgen zugesagt hatte, schloß Friedrich ein Bündniß mit ihm und versprach ihm seine Hülfe wider Adolf und seine Anhänger (18. Nov. 1461). Die Folge dieses Bündnisses war, daß auch die Stadt Mainz sich für D. erklärte. Nun begann ein Krieg, der länger als ein Jahr die rheinischen Gegenden verwüstete. Auf Diethers Seite standen außer dem Pfalzgrafen noch Landgraf Heinrich von Hessen und Graf Philipp von Katzenelnbogen. Für Adolf waren sein Bruder Graf Johann von Nassau-Wiesbaden, Pfalzgraf Ludwig, Graf von Veldenz, Markgraf Karl von Baden, Graf Eberhard von Königstein. Auch ferner wohnende Fürsten namen Partei. Markgraf Albrecht von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Sachsen, Graf Ulrich von Würtemberg, Landgraf Ludwig von Hessen, die Bischöfe von Trier, Speyer und Metz für den Nassauer, Markgraf Otto von Mosbach für D. So groß die Zahl der Anhänger Adolfs war, so gelang es doch nicht, ihre gesammten Kräfte wider den Isenburger ins Feld zu führen. Der Krieg bestand lange nur aus einzelnen verheerenden Zügen, aus Belagerungen und Berennungen von Burgen und Vesten. Der wichtigste Anhänger Adolfs Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde durch den Krieg mit dem Herzoge Ludwig von Baiern abgehalten, andere erfüllten nur lässig ihre Bundespflicht. Vergeblich trieben Papst und Kaiser zu kräftiger Kriegsführung an. Erst im Juni 1462 unternahmen Karl von Baden, sein Bruder der Bischof von Metz, und Graf Ulrich einen größeren Feldzug wider den Pfalzgrafen. Derselbe sollte ihnen aber übel bekommen. Sie wurden am 30. Juni bei Seckenheim von dem Pfalzgrafen und Erzbischof D. geschlagen und gefangen. Dieser Sieg erfüllte den letzteren mit der größten Zuversicht auf den glücklichen Ausgang des Kampfes. Er wies jede Friedensverhandlung zurück, welche nicht den Rücktritt Adolfs zur Voraussetzung hatte, er war der festen Meinung, daß ihm der Pfalzgraf bis zum glücklichen Ausgange treu zur Seite stehen werde. Aber die Dinge nahmen doch einen anderen Verlauf. Die Bedeutung des Seckenheimer Sieges wurde wenige Monate später durch einen glücklichen Hand-

streich der Gegner wieder aufgewogen. Am frühen Morgen des 28. October gelang es dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Grafen von Königstein in die Stadt Mainz zu bringen und dieselbe nach hartnäckigem Kampfe zu behaupten. Adolf von Nassau beraubte die bezwungene Stadt ihrer Reichsunmittelbarkeit und drückte sie zur landsässigen Stadt des Erzstiftes herab. Seitdem gerieth D., eines festen Mittelpunktes seiner Herrschaft beraubt, in immer größere Abhängigkeit von dem Pfalzgrafen. Die Politik Friedrichs aber stellte sich mehr und mehr als eine höchst eigennützige dar; nicht zufrieden mit dem bisherigen Gewinne trachtete er nach stets größerer Bereicherung auf Kosten des Erzstiftes. Von entscheidender Wichtigkeit war es, daß des Pfalzgrafen Bruder Ruprecht am 30. März 1463 zum Erzbischof von Köln gewählt wurde und bei seiner Wahl die Verpflichtung übernahm, seinen Bruder zum Abfall von D. und zu einem Bündniß mit Adolf zu bewegen. Zwar weigerte sich Friedrich entschieden, den Wünschen seines Bruders nachzugeben, aber er hörte doch auf, für D. mit aller Entschiedenheit einzutreten, weil er die Bestätigung seines Bruders in Köln nicht unmöglich machen wollte; er bewilligte im April der Gegenpartei einen Waffenstillstand bis zum 11. November, den Ruprecht vermittelte. Um dieselbe Zeit entließ er den Markgrafen von Baden und den Grafen von Würtemberg aus ihrer Haft gegen inhaltreiche Verschreibungen, die allein ihm Gewinn und Vortheil brachten. D wurde durch diese Vorgänge in seiner Zuversicht stark erschüttert und begann sich mit dem Gedanken eines Rücktrittes vertraut zu machen. Unter eifriger Vermittlung des Markgrafen Karl von Baden kam zu Idstein am 1. Juni 1463 ein Vertragsentwurf zu Stande, der bereits den Verzicht Diethers und seine Abfindung mit etlichen Städten und Schlössern zum Inhalt hatte, aber nicht zur Ausführung kam, wahrscheinlich weil Pfalzgraf Friedrich keinen Vortheil für sich erkannte und den Ausgleich zu hintertreiben wußte. Da versuchte die nassauische Partei den Isenburger von dem Pfalzgrafen abzuziehen und sich mit ihm allein zu verständigen. Die List, welche sie anwandte, die Täuschung Diethers durch einen erdichteten Brief, in dem Friedrich sich bereit erklärte, ohne Diethers Wissen mit Adolf Frieden zu machen, gelang vollständig. D., der schon lange argwöhnisch gegen seinen Bundesgenossen war, ließ sich bestimmen, einseitig einen Vertrag abzuschließen. Dies geschah am 5. October zu Zeilsheim unter Vermittlung des Landgrafen Heinrich von Hessen. Adolf von Nassau übernahm das Erzstift mit allen seinen Schulden, und D. erhielt auf Lebenszeit die Städte und Schlösser Höchst, Steinheim und Dieburg als besonderes Fürstenthum nebst einer ansehnlichen Summe Geldes. Vergeblich protestirte der Pfalzgraf gegen diese Abmachungen, gegen den Betrug, den die Gegner getrieben. D. blieb diesmal bei dem Vertrage, stellte alsbald die nothwendigen Urkunden über die einzelnen Punkte aus und empfing von dem päpstlichen Legaten die Absolution vom Banne (October 1463). Auch der Pfalzgraf ließ sich bald besänftigen. Da man ihm die Verpfändung der Bergstraße bestätigte und außerdem noch die Stadt Pfeddersheim und Einkünfte vom Zolle zu Ehrenfels überließ, willigte er in den Frieden und empfing wie zuvor D. die Losprechung vom Banne. Bald darauf, im Mai 1464, wurde Pfalzgraf Ruprecht als Erzbischof von Köln bestätigt. Nicht so leicht als der Papst ließ sich der Kaiser zur Anerkennung dieses Friedens bewegen. Erst geraume Zeit später, am 13. Febr. 1465, ertheilte er dem Zeilsheimer Vertrage seine Genehmigung.

Die folgenden Jahre wird D. in seinem kleinen Fürstenthum verlebt haben, wie es scheint, nicht ganz sorglos und unangefochten, wenigstens sind Andeutungen vorhanden, daß sich Graf Heinrich von Würtemberg, den sich Erzbischof Adolf zum Coadjutor genommen hatte, mit dem Plane beschäftigt habe, den Isenburger aus seinem Besitzthum zu vertreiben. Jedoch dies kam nicht zur Ausführung,

ebensowenig wurde Graf Heinrich der Nachfolger Adolfs. Das Domcapitel richtete vielmehr nach dessen Tode seine Blicke wieder auf den verdrängten Erzbischof D., wol hauptsächlich von dem Wunsche geleitet, das abgetrennte Besitzthum wieder mit dem Erzstift zu vereinigen. Vergeblich warnte Papst Sixtus IV. D. von Isenburg wurde am 9. Nov. 1475 wieder zum Erzbischof gewählt und nachdem das Capitel in einem Schreiben an den Papst ausführlich die Gründe auseinander gesetzt hatte, erfolgte am 5. April 1476 die päpstliche Bestätigung. Die kaiserliche Belehnung dagegen scheint niemals ertheilt worden zu sein. Während seiner zweiten Regierung befolgte D. eine ruhigere und friedlichere Politik, wenn auch einzelne Erregungen und Bewegungen nicht fehlten. Einigen Anlaß zu solchen gab die Stadt Mainz, welche in der Meinung, daß nun die Gelegenheit gekommen, die frühere Reichsfreiheit wieder zu erlangen, dem Erzbischof zu huldigen sich weigerte. D. aber war keineswegs gesonnen, den wichtigen Zuwachs des Erzstiftes, das Werk seiner Gegner, wieder aufzugeben; er trug sogar kein Bedenken, den Besitz durch den Papst sich bestätigen und bekräftigen zu lassen. Am 26. Januar 1478 erschien eine Bulle Sixtus' IV., durch welche die Stadt Mainz für immer der Herrschaft des Erzbischofs D. und seiner Nachfolger zugewiesen wurde. Bald darnach ernannte D. den Grafen Philipp von Königstein, den Sohn jenes Eberhard, der Mainz erobert hatte, zum Befehlshaber der Stadt, gewiß in der Absicht, die unterworfene an das Recht der Eroberung zu erinnern. Zeigte sich D. in diesem Punkte als strengen und harten Herrn, so war er auf der andern Seite auch thätig und rührig, um die Stadt zu heben, ihr neue Erwerbsquellen zu öffnen. Er errichtete im J. 1477, nachdem er die päpstliche Erlaubniß eingeholt und erlangt hatte (Bulle Sixtus' IV. vom 23. Nov. 1476), in Mainz eine Universität (studium generale) nach dem Muster von Bologna, Paris und Köln und machte als deren Eröffnungstermin den 1. October 1477 bekannt. Im folgenden Jahre erbaute er bei dem Grinsthurme die Martinsburg, welche ihm als Residenz und als Zwingburg der Stadt Mainz dienen sollte. Als dieselbe am 2. März 1481 abbrannte, ließ er sie sofort fester und stattlicher wieder aufbauen und erhob dazu eine Steuer im Erzstifte. Ueberhaupt auf die bauliche Ausstattung der Stadt war Diethers Sinn gerichtet; da von den bei der Eroberung zerstörten Häusern noch viele in Schutt lagen, erließ er ein Gebot, daß dieselben sofort wieder aufgebaut werden sollten. Als dies wenig beachtet wurde, erneuerte er den Befehl und fügte drohend bei, daß er alle Gebäude, welche in bestimmter Frist nicht wieder hergestellt seien, für den Fiscus in Beschlag nehmen werde. Auch mancherlei Lustbarkeiten wurden am Mainzer Hofe abgehalten. Für den August 1480 kündete D. ein ritterliches Turnier an, wobei er nicht versäumte, den Papst zu benachrichtigen und ihm die Bedeutung und den Zweck dieses Festes auseinander zu setzen (10. Mai 1480). Mit großem Eifer betrieb D. die Wiedereinlösung der Städte und übrigen Zugehörungen, welche dem Erzstift während seines Streites mit Adolf von Nassau entzogen worden waren. So brachte er u. a. Algesheim, Amöneburg, Bischofsheim, das Eichsfeld wieder an das Erzstift zurück, letzteres nicht ohne Conflict mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen, der die Pfandschaft gerne in eigenthümlichen Besitz umgewandelt hätte. Diese Erfolge verdankte D. großentheils den Herzogen Ernst und Albrecht von Sachsen, welche ihm namhafte Geldsummen vorstreckten. D. zeigte sich dankbar für solche Gefälligkeiten. Zuerst ernannte er den jungen Herzog Albrecht, den Sohn des Kurfürsten Ernst von Sachsen, zum Provisor im Eichsfeld, dann zu seinem Coadjutor, gewiß mit Rücksicht auf die Besserung der Finanzen des Erzstiftes. Auch dies geschah mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes Sixtus IV. (14. Januar 1480), dem D., wie wir gesehen, schon vielfache Beweise von Gehorsam und

Unterwürfigkeit gegeben hatte. Ganz besonderen Dank bei dem apostolischen Stuhl verdiente sich D. durch die strenge Bestrafung solcher Geistlichen, welche ein unkirchliches und unwürdiges Leben führten, und durch die Verfolgung von Irrlehren. Bekanntlich wurde der Ketzerproceß und die Bestrafung Johanns v. Wesel († 1481), der wider verschiedene Dogmen der Kirche geschrieben und gepredigt hat, von Erzbischof D. veranlaßt (1479). Dies Verfahren Diethers stand übrigens keineswegs im Gegensatz zu seinem früheren Auftreten. Selbst in den Tagen, da er am heftigsten mit dem Papste stritt, hat er wiederholt betont, daß er in keiner Weise von der Glaubenslehre der Kirche abweiche. Haben doch selbst die Concilsväter von Constanz den Johannes Hus als Ketzer verdammt und verbrannt. D. starb am 7. Mai 1482 zu Aschaffenburg und wurde in der Domkirche zu Mainz begraben.

Schwarz, Diether von Isenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz. 2 Bände. Mainz 1789 (eine ganz ungenügende Schrift). — K. Menzel, 1) Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz. 1459—1463. Erlangen 1867. 2) Die Verträge zwischen den Grafen Adolf von Nassau und Diether von Isenburg-Büdingen zur Beilegung des Streites um das Erzstift Mainz (Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. X. 1870). 3) Urkundliche Mittheilungen zur Geschichte des Erzstiftes Mainz während der ersten Regierung Diethers von Isenburg (Annalen rc. Bd. XII. 1873). Menzel.

Diether, Erzbischof von Trier 1300—1307, war der älteste Sohn des Grafen Walram von Nassau-Wiesbaden und der Gräfin Adelheid von Katzenelnbogen, ein Bruder des römischen Königs Adolfs von Nassau, und gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts geboren. Schon früh zu Mainz in den Dominicanerorden getreten, erscheint er 1295 in Diensten des Papstes Bonifacius VIII. thätig und erwarb sich dessen Gunst in dem Grade, daß ihn der Papst nach dem Tode des Erzbischofs Boemund von Trier im Frühjahr 1300 zum Erzbischof von Trier ernannte. Wider den Willen des Domcapitels, welches bereits den späteren Erzbischof von Köln Heinrich von Virnenburg gewählt hatte, und wider den Willen des Landes. Es galt aber dem Könige Albrecht von Oesterreich einen schon aus Familienhaß, wegen des Todes des Königs Adolf, unversöhnlichen Gegner entgegenzustellen, und dieser Politik hat sich D. opfern müssen. Der von König Albrecht im J. 1301 gegen die verbündeten vier rheinischen Kurfürsten geführte, sogenannte Zollkrieg nöthigte zuerst den Pfalzgrafen Ruprecht, dann die Erzbischöfe Gerhard von Mainz und Wigbold von Köln zur Unterwerfung. Im November 1302 rückte Albrecht auch vor Trier und zwang den von seinem Lande verlassenen Erzbischof zu einem demüthigenden Frieden. Zwistigkeiten aller Art mit dem Domcapitel, dem Clerus und den Unterthanen nahmen von nun an Diethers Thätigkeit beinahe ausschließlich in Anspruch. Im Frühjahre 1303 mußte er der Stadt Trier nach einem Aufstande der Zünfte volle Freiheit ihrer Gemeindeverwaltung zusichern, und im Herbste 1303 gelang es ihm kaum eine ähnliche Erhebung der Stadt Coblenz durch Waffengewalt niederzuhalten. Waren schon in Folge des Kriegs mit König Albrecht die Geldverlegenheiten des Erzbischofs bedeutend gewesen, so wuchsen dieselben nun in doppeltem Maße. Nachdem alle Güter und Einkünfte des Erzstifts verpfändet, scheute sich D. nicht auch das Eigenthum des Domcapitels, des regulirten und weltlichen Clerus anzugreifen und gegen die Widerstrebenden die schärfsten Kirchenstrafen zu verhängen. Da erhoben sich Geistlichkeit und Landschaft in Masse gegen ihn und wandten sich 1305 mit bittender Beschwerde an Papst Clemens V. Dieser lud den Erzbischof zur Verantwortung nach Rom. Ehe derselbe jedoch, an Geist und Körper gebrochen, den Weg dorthin antreten konnte, ereilte ihn

der Tod zu Trier am 23. November 1307. Er wurde im dortigen Dominicanerkloster bei seinen Ordensbrüdern bestattet, hinterließ aber sein Land in der größten Verwirrung und mit Schulden belastet. Von bleibenden Einrichtungen Diethers ist nur zu verzeichnen die Verleihung des Stadtrechtes für Wittlich 1300 und die Gründung des Collegiatstifts U. L. Frauen zu Oberwesel 1302.

Näheres über D. geben: Gesta Trevirorum bei Hontheim, Prodromus hist.Trevir. p. 720 816. A. Görz, Regesten der Erzbischöfe von Trier S. 61. Dominicus, Das Erzstift Trier unter Boemund von Warsberg und Diether von Nassau im Programm des Coblenzer Gymnasiums von 1852/53. v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius I. 4. S. 570. v. Eltester.

Dietl: Georg Alois D., geb. 1752 zu Pressath in der Oberpfalz, starb 17. Mai 1809 zu Landshut. Seine Gymnasialstudien machte er zu Amberg. nach deren Vollendung ließ er sich in die Gesellschaft Jesu aufnehmen. Als die Societät unterdrückt wurde, entschied er sich für den Weltpriesterstand und erwarb sich zu Ingolstadt seine theologische Bildung. Anfänglich Hofmeister, dann Dorfcaplan, jedoch in diesen Stellungen nicht ganz zufrieden, folgte er gerne einem Rufe des Fürstbischofs von Regensburg, der ihm 1781 die Curatie zu Mariataferl in Unteröſterreich verlieh, woselbst D. sich mit den Aufklärungsplänen Kaiser Josephs II. vertraut machte. Nach Baiern zurückgekehrt und mit der Pfarrei Berg bei Landshut bedacht, erregte er durch veröffentlichte „Vertraute Briefe eines Geistlichen an seinen Freund" (München bei Strobel 1786), die kirchliche Zustände in sehr freiem Tone besprachen, das Mißtrauen der Regierung und seiner geistlichen Behörde bis zu dem Grade, daß man ihn hierüber förmlich zur Verantwortung zog. Doch schützte ihn Bischof Joseph Konrad von Freising, soweit sein Einfluß reichte, vor weiterer Behelligung. Seine Briefe blieben längere Zeit verboten. Im J. 1801 wurde ihm der Lehrstuhl der Aesthetik an der Universität Landshut und bald darauf die Stadtpfarrei zu St. Martin daselbst übertragen. — D. war ein sinniges, feinbeobachtendes Gemüth, doch gebrach es ihm an wissenschaftlicher Tiefe. Seine Schriften athmen eine eigene Anmuth des Stiles. Durch die „Predigten an meine Pfarrgemeinde", 1787 wie durch die „Homilien über die sonntäglichen Evangelien", 1789 erwarb er sich auch bei Gegnern einen geachteten Namen.

Gedächtnißrede von Drechsel, Landshut 1809. Baader, Gel. Bayern S. 241. — Selbstbiographie in der Gallerie denkwürdiger Baiern von John, München 1807. Lief. I. S. 43 ff. Westermayer.

Dietmar s. **Detmar**, **Ditmar** und **Thietmar**.

Dietmar: Joh. Wilhelm D., ein um die Subsistenzmittel der Universität Jena höchst verdienstvoller Rechtsgelehrter, 1671 zu Oberkatz im Großherzogthum Sachsen-Meiningen geboren, Sohn eines dasigen Bauern und Wagners, besuchte die Schule zu Gotha und 1693 die Universität Jena, wurde hier 1695 Advocat, 1702 Doctor juris und Privatdocent, 1712 sachsen-meiningisch-coburgischer Commissionsrath, 1720 wirklicher Rath und ordentlicher Advocat bei dem fürstlich sächsischen Hofgericht zu Jena. In den 1730er Jahren führte er für die Herzoge des Gesammthauses Sachsen-Gotha gegen Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, der das für die Universität Jena gestiftete Gut Apolda an sich zu ziehen suchte, bei dem Reichshofrath einen siegreichen Proceß, dem zufolge das Haus Sachsen-Weimar alles Entzogene an Jena herausgeben und alle Schäden ersetzen mußte. Eben deshalb konnte D., solange der ihm grollende Herzog Ernst August († 1748) lebte, zu keiner Professur gelangen. Erst 1749 ward er Professor der Institutionen, 1753 zugleich der Pandekten und 1755 des Codex. Er starb 6. Juli 1759 im 88. Lebensjahre. Von seinen Schriften ist sein Programm „De vestigiis et situ Dispargi in Comitatu Henneberg", eine historische,

leider aus Vorliebe für die bei seinem Geburtsort gelegene Diesburg verfaßte, im Ziel verfehlte Abhandlung; die übrigen sind theils rein wissenschaftliche theils advocatorische juridische Arbeiten.

Ueber seine Schriften s. Meusel's Lexikon; Stapf, Gallerie aller jurid. Autoren II, 198. Brückner.

Dietrich, Prinz oder wie die Prinzen des Hauses sich früher stets schrieben, Fürst zu Anhalt, der dritte Sohn Fürst Leopolds von Anhalt-Dessau und der Fürstin Anna Luise, ward am 2. August 1702 zu Dessau geboren, † 1769, erhielt eine zwar sorgfältige, aber mehr auf Ausbildung des Körpers als des Geistes gerichtete Erziehung. Frühzeitig durch freies Leben in Wald und Flur abgehärtet und zum Ertragen körperlicher Anstrengungen geschickt gemacht, trat er bereits 1716 als Oberstlieutenant in holländische Dienste, vertauschte diese aber schon nach zwei Jahren mit den preußischen, wo er unter gleichen Rangverhältnissen eine Compagnie in seines Vaters Regimente erhielt, dessen Führung ihm bereits 1721 anvertraut wurde. 1722 zum Obersten ernannt, erhielt er 1730 ein eigenes Regiment, dessen Chef bisher Prinz Georg von Hessen-Cassel gewesen und welches in Bielefeld und Hervord in Garnison stand. Als 1734 und 1735 Prinz Eugen von Savoyen mit dem Reichsheer gegen Frankreich am Rhein zu Felde lag, wohnte der Prinz mit seinen vier Brüdern beiden Feldzügen als Freiwilliger bei und hatte so Gelegenheit, wenn auch ohne selbst ein Commando zu führen, sich vom Dienst im Felde unter dem berühmtesten Feldherrn jener Zeit durch eigene Anschauung Kenntniß zu verschaffen. Im J. 1738 wurde er zum Generalmajor ernannt. Als Friedrich d. Gr. den ersten schlesischen Krieg begann, ward auch unser Prinz mit seinem Regiment zur mobilen Armee gezogen und der Brigade des Generallieutenants v. Kalkstein zugetheilt. Mit dieser nahm er rühmlichsten Antheil an der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741, erlitt aber bei einem der Angriffe der österreichischen Reiterei auf die preußischen Linien, als Dragoner des Regimentes Lichtenstein in sein Regiment einzubringen versuchten, eine so heftige Quetschung der linken Seite, daß er stets daran leidend blieb und dadurch auch eher als er selbst wünschte zum Rücktritt vom Kriegsdienste gezwungen ward. Nachdem der Prinz bei der darauf vorgenommenen Belagerung von Brieg gleichfalls thätig gewesen und sich dabei und bei mehreren anderen Gelegenheiten stets der Anerkennung Friedrichs II. zu erfreuen gehabt hatte, ward er Ende Juni beauftragt, in Grottkau mit dem österreichischen General Baron Lentulus ein Cartel wegen Auswechslung der beiderseitigen Gefangenen abzuschließen und manches andere zu verabreden, was mit Unterbrechungen bis zum 1. August seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Auch hierbei wußte er so gut das Interesse seines Kriegsherrn wahrzunehmen, daß das Cartel auch in den nächsten Feldzügen erneuert ward. Nachdem der Prinz bei den nun folgenden Hin- und Hermärschen meist die Avantgarde oder den Nachtrab geführt, wurde er im October unter seinem Bruder, dem Erbprinzen Leopold Maximilian von Dessau, zur Belagerung von Neiße mit seinem Regiment commandirt und übernahm, als der Erbprinz am 19. October, dem Tage nach der Ankunft vor der Festung, mit einer Abtheilung nach Böhmen entsendet wurde, den Befehl über die Belagerung, die so kräftig betrieben ward, daß Neiße bereits am 29. durch Capitulation in den Besitz der Preußen überging. Am Tage der Besetzung, den 2. November, ernannte König Friedrich unsern Prinzen zum Generallieutenant und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden.

Nachdem der Prinz bei der Huldigung des Königs in Breslau zugegen gewesen, erhielt er den Befehl, nach Oberschlesien, wo sein Regiment in Winterquartieren lag, zu gehen und aus den dortigen Haiden Bauhölzer, sowie Kalksteine auf der Oder zum Festungsbau nach Breslau und Brieg schaffen zu lassen.

Kaum damit fertig, ging ihm im Januar 1742 die Ordre zu, mit seinem Regimente zur königlichen Armee in Mähren zu stoßen; er traf am 5. Februar im königlichen Hauptquartier zu Wischau ein und blieb bei dem alsbald erfolgenden Weitermarsch des Königs um dessen Person. Am 13. Februar wurde der Prinz mit preußischen und sächsischen Truppen nebst 3000 Franzosen nach der Stadt Iglau entsendet, um den Fürsten Lobkowitz von dort zu vertreiben. Er verjagte auch mit den deutschen Truppen (die Franzosen hatten wegen plötzlichen Steigens einiger Gewässer nicht zu ihm stoßen können) den österreichischen Nachtrab aus Iglau, ließ die Sachsen als Besatzung daselbst und kehrte mit den preußischen Truppen zur Armee des Königs nach Znaim zurück. Als dieser Anfangs März erfuhr, daß eine bedeutende Anzahl ungarischer Milizen sich an der ungarisch-mährischen Grenze bei Skalitz versammelt, entsendete er unsern Prinzen mit 11 Bataillonen und 20 Escadronen unter den Generalen v. Vogt, v. Selchow, v. Pannewitz, v. Posadowski und 500 Husaren unter dem Obersten v. Ziethen um jene zu verjagen. Prinz D. wendete sich am 10. zunächst nach dem Schlosse Göding an der ungarischen Grenze und zwang die dort liegenden Milizen durch sein energisches Auftreten zur Capitulation, dann ging er über die March auf Ungarisch Skalitz, welches er vom Feinde verlassen fand, und vernichtete die dortigen Getreidevorräthe, hierauf eilte er nach Ungarisch Altenburg und zwang auch hier die Besatzung zur Ergebung. Nachdem er nun so seinen Zweck vollständig erreicht und die gesammten feindlichen Streitkräfte in jener Gegend zersprengt und gefangen genommen hatte, ging er über Meseritz nach dem königlichen Hauptquartiere zu Selowitz mit seinem Corps zurück und traf daselbst am 30. März ein. Als Friedrich II. anfangs April aus Mähren nach Böhmen zog, ließ er unsern Prinzen mit 8 Bataillonen, 17 Escadronen, wobei 2 Ecadronen Husaren unter Oberst v. Ziethen und 800 Mann sächsische Ulanen zurück, um Olmütz und eine Linie von dieser Stadt bis nach Troppau besetzt zu halten. Hier blieb der Prinz, obwol sehr von den feindlichen Vortruppen beunruhigt, bis gegen Ende des Monats stehen, mußte dann aber aus Mangel an Fourage und weil zu befürchten stand, daß sein kleines Corps von der immer mehr sich nähernden feindlichen Hauptmacht von Schlesien abgeschnitten würde, Olmütz räumen und sich nach Troppau zurückziehen, wo er nicht unbelästigt von den feindlichen leichten Truppen am 26. April ankam und eine Stellung bis Jägerndorf einnahm. Die Oesterreicher rückten nach und beunruhigten in der nächsten Zeit die in Oberschlesien befindlichen preußischen Truppen, über welche zu Anfang Mai der Fürst von Dessau den Oberbefehl übernommen; es kam jedoch nicht zu einem ernstlichen Zusammenstoß, bis dann der am 11. Juni zu Breslau geschlossene Friede dem Kriege ein Ende machte. Prinz D. erhielt die Nachricht auf dem Marsche zum Könige nach Böhmen, zu dem er mit mehreren Regimentern beordert worden, sprach ihn am 27. selbst in Nachod und empfing die schmeichelhafteste Anerkennung seiner während des Krieges gezeigten vielfachen Thätigkeit. Er trat nun mit seinem Regimente unter dem Oberbefehle seines Bruders, des Erbprinzen Leopold Maximilian, den Rückmarsch in die Heimath an, und traf jenes am 9. August 1742 in seinen früheren Garnisonen Bielefeld und Hervord wieder ein.

Hier blieb der Prinz mit dem Regimente bis zum Ausbruche des zweiten schlesischen Kriegs stehen. Er selbst ward am 24. Juli 1744 beordert, sich am 1. August in Potsdam beim König einzufinden, und erhielt dort die Bestimmung, mit dem Corps unter General v. Marwitz, gleichsam als des letztern Ablatus, nach Oberschlesien und von da nach Mähren zur Belagerung von Olmütz zu gehen. Er begab sich daher sofort nach Breslau, traf hier den General v. Marwitz, der am 26. August mit dem Corps ausmarschirte und am 31. Neustadt erreichte, aber hier den Befehl erhielt, zwischen Troppau und Jägerndorf

hinter der Ottawa stehen zu bleiben. So war nun vor der Hand dem Prinzen die Hoffnung genommen, bald mit dem Feinde zusammen zu treffen, und brachten auch mehrfache schriftliche Gesuche um Versetzung zur Armee des Königs keine Veränderung, da dieser dem Prinzen schrieb, er könne ihn unmöglich vom Marwitz'schen Corps wegnehmen. Prinz D. mußte demnach hier zurückbleiben, wo es im allgemeinen wenig für ihn zu thun gab und die feindlichen leichten Truppen nur selten Störungen verursachten, bis sie denn am 3. November Jägerndorf angriffen, aber vom Prinzen selbst mit einem Verlust von etwa 100 Todten und Gefangenen zurückgeworfen wurden. Nach mehrfachen Hin- und Hermärschen ging General Marwitz am 20. October mit seinem Corps über Cosel nach Ratibor zurück, wo Prinz D. nach dem plötzlichen Tode des Generals die Führung übernahm und auf Befehl seines Vaters, des in Oberschlesien commandiren Fürsten Leopold von Dessau, mit dem Corps nach Neiße marschirte, dort zur Armee des letztgedachten Feldherrn stieß und nunmehr die Führung einer Brigade übernahm. Als nun Fürst Leopold am 9. Januar 1745 aufbrach um die Oesterreicher aus Oberschlesien zu vertreiben, nahm selbstverständlich auch unser Prinz an diesem Zuge Theil und führte mehrere wichtige Aufträge mit seiner Brigade bestens aus; es kam aber zu keinem Zusammenstoße, da der Feind ohne Stand zu halten sich nach Mähren zurückzog, worauf Fürst Leopold, der bis Jägerndorf gefolgt war, am 21. Januar auf Neiße zurückging, daselbst am 23. eintraf und dort und in der Umgegend Winterquartiere bezog. Prinz D. fand sein Quartier in Hennersdorf. Nachdem der Winter für den Prinzen ziemlich ruhig vergangen war, finden wir ihn am 27. Mai im Lager bei Frankenstein wieder, wo die ganze preußische Armee versammelt worden, um den aus Böhmen heranziehenden Oesterreichern und Sachsen entgegen zu treten, und nahm König Friedrich II. zu dem Ende am Abend des 3. Juni, als seine Gegner das Gebirge passirt hatten, eine Stellung bei Striegau hinter Hügeln und einem Busche, von wo aus er am 4. zuerst die den linken Flügel bildenden Sachsen unter dem Herzoge von Weißenfels und sodann den rechten, österreichischen Flügel unter dem Prinzen Karl von Lothringen gänzlich schlug. Prinz D., der auf dem Marsche die erste preußische Colonne geführt und in der Schlacht eine Brigade von 5 Grenadierbataillonen auf dem rechten Flügel befehligte, trug durch seine Einsicht und Tapferkeit viel zu dem so schnellen und glücklichen Erfolge bei, indem er unerschrocken mit seiner Brigade die ihm in einem mit dichtem Gehölze besetzten Bruche gegenüberstehenden sächsischen Abtheilungen angriff, sie trotz heftigen Kanonen- und Gewehrfeuers und ohne sich durch das sehr schwierige Terrain aufhalten zu lassen, wenn auch mit bedeutendem Verluste, aus ihrer Stellung warf und bis an den Fuß des Gebirges verfolgte. König Friedrich bezeigte dem Prinzen, dessen Pferd in der Schlacht schwer verwundet ward und der selbst eine matte Kugel auf das Stichblatt seines Degens erhalten, seine große Zufriedenheit und ernannte ihn zum General der Infanterie. Die preußische Armee folgte dem nach Böhmen zurückgehenden Feinde und bezog ein Lager bei Königgrätz, wo sie, ohne irgend etwas zu unternehmen, jenem gegenüber drei Monate stehen blieb. Am 28. Juni erhielt Prinz D. Befehl, mit mehreren Regimentern zu seinem Vater, dem Fürsten Leopold von Dessau, zu gehen, der mit 12000 Mann in einem Lager bei Wieskau unweit Halle stand, traf daselbst am 30. August ein und blieb dort stehen, bis das Lager am 15. October aufgelöst ward. Um Erleichterung von den Beschwerden zu suchen, die unserm Prinzen die bei Mollwitz empfangene Verletzung immer noch verursachte, ging derselbe von seiner nunmehrigen Garnison Calbe a. d. Saale zum Gebrauch der Bäder nach Aachen, kehrte aber bereits am 21. November auf die Nachricht, daß das Corps seines Vaters wieder zusammengezogen werde, von dort zurück und traf am 28. in Halle ein. Als Fürst Leopold

mit seinem Corps am 29. nach Sachsen aufbrach, ging Prinz D. zwar mit seiner Brigade mit und war auch noch bei der Einnahme von Leipzig thätig, nahm aber an dem ferneren Feldzuge und an der entscheidenden Schlacht bei Kesselsdorf am 15. December nicht Theil, da er den Befehl bekam, in Leipzig das Eintreiben der ausgeschriebenen Contribution und andere Verwaltungsmaßregeln zu erledigen. Nach dem am 25. December 1745 zu Dresden abgeschlossenen Frieden ging er mit seinem Regiment in dessen frühere Garnisonen nach Westfalen zurück und zwar für seine Person nach Bielefeld.

Nicht weniger eifrig als im Felde, lag nun der Prinz in den jetzt folgenden Friedensjahren seinen dienstlichen Pflichten ob und bemühte sich, sein Regiment auf die möglichste Höhe der Ausbildung zu bringen. Er hatte auch die Freude, durch die im J. 1747 erfolgte Ernennung zum Feldmarschall Belohnung seiner Leistungen zu finden, leider aber erschwerte ihm seine leidende Gesundheit, die sich nach der Schlacht bei Mollwitz nie wieder ganz befestigte, die Ausübung seiner dienstlichen Obliegenheiten mehr und mehr, so daß er sich im J. 1748 genöthigt sah, um seine Entlassung zu bitten, die ihm denn König Friedrich auch auf sein wiederholtes Drängen am 27. December 1750 bewilligte. Der Prinz zog sich hierauf nach Dessau in das Privatleben zurück, mußte aber bald wieder an die Oeffentlichkeit treten, da ihn durch den 1751 unerwartet eingetretenen Tod seines Bruders, des Fürsten Leopold Maximilian, der seinem Vater, dem Fürsten Leopold, 1747 in der Regierung gefolgt war, die Vormundschaft über die Kinder des ersteren und die Regentschaft für den gleichfalls unmündigen Nachfolger Leopold Friedrich Franz zufiel. Er führte die Regierung unter manchen schwierigen Verhältnissen bis 1758 auf das trefflichste und starb unvermählt 1769 zu Dessau im Besitz der allgemeinen Achtung und Liebe. Sein Neffe Fürst Leopold Friedrich Franz hat ihm in den Wörlitzer Parkanlagen ein Denkmal als Zeichen seiner Liebe und Dankbarkeit errichtet. Prinz D. von Anhalt war ein guter Sohn, ein gläubiger Christ, ein tapferer Soldat, ein treuer Diener seines Kriegsherrn und ein aufopfernder Freund seiner Anverwandten. Von seinen Geschwistern überlebten ihn drei, ein Bruder und zwei Schwestern. Ersterer, Prinz Friedrich Heinrich Eugenius, geb. 1705, trat schon 1717 in preußische Dienste, war 1733—35 an der Spitze eines Dragonerregiments mit seinen Brüdern am Rhein, machte sich später um die Bildung der preußischen Husaren verdient und nahm am ersten schlesischen Kriege Theil. 1743 verließ er wegen mancher Mißhelligkeiten den preußischen Dienst, war dann bei der österreichischen Armee unter Prinz Karl von Lothringen am Rhein als Volontair und trat 1746 in kursächsische Dienste, wo er Gouverneur von Wittenberg und später Feldmarschall wurde. Er starb 1781 zu Dessau unvermählt. Die beiden Schwestern, welche Prinz D. überlebten, blieben gleichfalls unvermählt: beide hinterließen durch milde Stiftungen ein gutes Andenken. Anna Wilhelmine, gest. 1780, ward Stifterin des adelichen Fräuleinstiftes zu Mosigkau bei Dessau, Henriette Amalie, Coadjutorin zu Hervord, gest. 1793, gründete die segensreiche Amalienstiftung zu Dessau für Arme beiderlei Geschlechts. Siebigk.

Dietrich III., † 26. April 1393, wie sein Leichenstein besagt, als der 33. (richtiger 32.) Bischof von Brandenburg. Dem besonders in der Altmark begüterten Geschlecht der v. d. Schulenburg entstammend, war er ein Sohn Bernhards, des Pfandbesitzers von Betzendorf (unweit Salzwedel), welcher der Stammvater der sogenannten weißen Linie seines Hauses geworden ist. Nachdem D. einige Zeit als Canonicus dem Prämonstratenser-Domcapitel zu Brandenburg an der Havel angehört hatte, wurde er 1363 zu dessen Propst ernannt und gelangte 1365 durch päpstliche Provision zur bischöflichen Würde. Zwar läßt Lentz dies schon im J. 1347 geschehen, doch beruht dieser Irrthum auf einer

Identificirung mit seinem Vorgänger Dietrich Kothe, wie Riedel urkundlich nachgewiesen hat. Waren die Bischöfe von Brandenburg überhaupt berufen bei der Verwaltung der Landesangelegenheiten mitzuwirken, so nimmt auch D. schon unter dem Markgrafen Otto, welchen er mehrfach durch Geldsummen unterstützte, an dem Berliner Landtage behufs Regelung des Münzwesens in der Mark 1369 Theil. Nach der Resignation Otto's erwählte ihn Karl IV. zu seinem Rath mit 100 Mark Silbers jährlicher Besoldung, und als solcher ist er bemüht die Stände der beabsichtigten Erbvereinigung der Mark mit der Krone Böhmen geneigt zu machen, welche Karl IV. auf dem großen Landtage zu Tangermünde am 29. Juni 1374 bestätigte, aber freilich durch die Theilung seiner Länder unter seine Söhne wieder aufhob. Während Sigismunds Abwesenheit fungirte Bischof D., wenn auch nur kurze Zeit, 1383 als Verweser der Mark, und in den traurigen Zeiten, welche bald darauf über dieselbe hereinbrachen, stand er treu auf Seiten des Landesherrn. Seine Diöcese wurde daher von den Feinden des Hauses Luxemburg, auch von seinem Metropoliten, dem Erzbischof Albrecht IV. von Magdeburg (s. d.), bei ihren Streifzügen eben so wenig geschont, als die übrigen Landestheile. So fehlten 1385 dem Domstift zu Brandenburg sogar die Mittel seine Domherren zu erhalten und noch 1393 verwüsteten die Scharen der Fürsten von Anhalt die Umgegend der bischöflichen Burg Ziesar. Dem sterbenden Bischof blieb nur der Bannstrahl zu seiner Vertheidigung. — Für die Hebung des religiösen Lebens in so bedrängter Zeit hatte D. durch die auf einer Synode zu Brandenburg 1380 erlassene Kirchenordnung, die erste in der Mark, zu wirken gesucht. Auch förderte er die Reparatur des Doms zu Brandenburg, sowie den Neubau der Katharinenkirche, welche bald die Hauptzier der Neustadt-Brandenburg werden sollte. Wenn er 1384 in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg und den Bischöfen von Havelberg und Lebus durch einen Ablaßbrief die Wallfahrten zu dem Wunderblut in Wilsnack sanctioniren half, so folgte er darin eben der herrschenden Richtung seiner Zeit. Daß das frühere Subjectionsverhältniß seines Sprengels zum Erzstift Magdeburg durch die verschiedene politische Parteistellung des Suffraganbischofes und seines Metropoliten sich lockerte, ist begreiflich, und wurde dasselbe auch später nur theilweise wieder hergestellt.

Außer den älteren Stiftshistorien von Lentz (1750) und Gercken (1766) vgl. Riedel, Cod. dipl. Brandenb. I. Abth. V und VII, sowie Danneil, Das Geschlecht der v. d. Schulenburg, 2 Bde. 1847. Schwarze.

Dietrich, Graf in Friesland, der Gründer der holländischen Grafenlinie, als solcher früher immer D. I. genannt, scheint der Sohn und Nachfolger des in Westfriesland herrschenden Grafen Gerolf gewesen zu sein. Er lebte in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Lang ein treuer Anhänger des Königs Karl des Einfältigen, seines Lehnsherrn, ward er von diesem belohnt durch die Schenkung (15. Juni 922) der Kirche von Egmont, nebst vielen Gütern in der Umgebung, im jetzigen Nordholland, wie die Urkunde sagt, zwischen Suithardeshaghe und Fortrapa und Kinnem. Von jetzt an herrschte er im Lande also nicht allein als höchster Beamter, sondern auch als Grundherr. In seinem spätern Leben scheint er sich dem Aufstande der lothringer Herzoge gegen König Ludwig angeschlossen zu haben und ist vielleicht mit denselben in der Schlacht bei Breisach (939) gefallen. Doch Gewisses ist nur sehr wenig von ihm zu sagen, ebenso wie von seiner Gemahlin Geva, die wie er von den Egmonter Mönchen als Beschützer dieses Klosters (von ihnen als ein Frauenkloster mit einer hölzernen Kirche gebaut), gepriesen wird, und wie von seinem Sohn und Nachfolger.

Dietrich II., Graf in Friesland, oder wie er früher genannt ward, von Holland. Dieser Fürst erwarb durch seine enge Verbindung mit dem sächsischen Kaiserhause und dem Markgrafen Arnulf von Flandern großen Einfluß, obgleich leider seine Geschichte so unsicher ist, daß es, trotz der vielen Urkunden in welchen er genannt wird, völlig unmöglich ist mehr als einzelne Facta festzustellen. Vom König Lothar von Frankreich empfing er das sonst unbekannte Forestum Wasda 969, vom Kaiser Otto III. 985 viele Lehngüter in Nord- und Südholland, namentlich in Mazalant, Kinhem und Texla als freie Besitzung. Zugleich war er Graf von Gent, wol nicht Burggraf der Stadt Gent, sondern Graf des Gentgau, wahrscheinlich als Lehnsmann seines Verwandten Arnulf von Flandern, zu dessen Hause seine Frau Hildegarde gehört zu haben scheint und dessen Executor er war 964. Die Mönche von Egmond loben ihn als einen großmüthigen mächtigen Fürsten, der ihrer Abtei viel Gutes that, und mit Recht, denn er baute ihre Kirche von Stein und gab sie mit sammt dem Kloster und seinen Besitzungen, die er ansehnlich vermehrte, den Mönchen des Benedictinerordens zu bewohnen, während er die Nonnen nach Bennenbroek, mehr südlich und also weniger den Angriffen der Friesen ausgesetzt, verpflanzte. Auch die berühmte Abtei von St. Peter in Monte Blandinio in Gent beschenkte er fürstlich. Seine Söhne waren Egbert, der bekannte Erzbischof von Trier, und Arnulf, der ihm als Graf im J. 988 folgte, als er, es scheint am 6. Mai, gestorben war.

Die sämmtlichen Quellen zur Geschichte der beiden Grafen D. hat Dr. Bolhuis van Zeeburgh zusammengestellt und bearbeitet in seiner Abhandlung in Nyhoff's Bydragen VI. Bd. Over de geschiedenis der eerste graven uit het Hollandsche Huis. P. L. Müller.

Dietrich, Graf in Friesland, genannt D. III. von Holland, des vorigen Enkel, folgte seinem Vater, dem Grafen Arnulf, obgleich noch nicht volljährig, 993 nach, und fing um 998 selbst zu regieren an. Er hatte sein während seiner Minderjährigkeit sehr verringertes Erbgut gegen viele Feinde zu vertheidigen, namentlich aber gegen die Friesen und die Lehnsmänner des Bisthums Utrecht, welche die Grafschaft Bodegraven am Rhein inne hatten. Er vertrieb den Grafen Dietrich Bavensohn, kam jedoch dadurch in Streit mit dem Bischof Adelbold (s. d.). Mehr aber noch als er um 1015 einen Zoll an der Maas, beim spätern Dordrecht aufstellte, wodurch er den Handel der rheinischen Städte arg beeinträchtigte und das Bisthum Utrecht, welchem diese damals noch großentheils aus Sümpfen bestehenden Länder und die Maasmündung bei Flartinga gehörten, vom Meer abschnitt. Es folgte der bekannte Rachezug und die Niederlage der rheinischen Bischöfe und des lothringer Herzogs, 1018, weiterhin der Vergleich mit Bischof Adelbold. Doch blieb D. im Besitz des Landes um Flartinga und Bodegraven, daher kann er mehr als einer als der erste Graf von Holland angesehen werden. Doch wird auch er nur Graf in Friesland genannt. 1024 war er mit auf dem Reichstage, welcher Konrad II. zum Kaiser erhob. Nachher machte er eine Wallfahrt nach Jerusalem. Er starb 27. Mai 1039. Ihm folgte sein Sohn

Dietrich IV., Graf in Friesland oder von Holland, ein kriegerischer Herr, der mit seinen sämmtlichen Nachbarn in Streite lag. Er suchte sich West-Seelands, das damals zu Flandern gehörte, zu bemeistern, und von diesen Ansprüchen her datirt der fast dreihundertjährige Kampf Flanderns mit Holland. Doch schloß er sich dem Grafen Baldewin von Flandern und Herzog Godfried von Niederlothringen an, als diese den Kaiser Heinrich III. bekriegten, denn auch er hatte von diesem Unbill zu leiden gehabt, da der Kaiser zu Gunsten des Bisthums Utrecht ihm 1046 Flartingerland entriß. Doch im nächsten Jahre

eroberte er das Land zurück, denn in dem Kriege in den sumpfigen Flüssen und Ländern waren seine Friesen den Angreifern zu Schiff wie zu Lande überlegen. Im J. 1048 entstand neuer Streit wegen Verbrennung der lüttischer und kölnischen Schiffe, die D. aus Rache für eine ihm in Lüttich erfahrene Unbill anstiftete. Die neue Feste Dordrecht, wo D. seinen Zoll aufgestellt hatte, ward von den verbündeten niederrheinischen Bischöfen und ihren Bundesgenossen erobert. Zwar gelang es D., bei Nacht sich ihrer zu bemächtigen, doch am Tage nach seinem Siege fiel er von einem Meuchelmörder durch einen Pfeil getroffen, 14. Jan. 1049. Er war unverheirathet. Sein Bruder Florens folgte ihm nach.

P. L. Müller.

Dietrich V., Graf von Holland, Sohn des Grafen Florens I., folgte diesem unter der Vormundschaft seiner Mutter Gertrud von Sachsen 1061 nach, die bald nachher sich wieder mit Robert, genannt der Friese, Bruder des Grafen von Flandern, verheirathete, der dann die Regierung führte und das Land kräftig gegen die Ansprüche des Utrechter Bischofs Wilhelm schirmte, dem Kaiser Heinrich IV. sämmtliche Güter, welche früher dem Utrechter Stifte und jetzt D. gehörten, zurückgab. Als aber Robert die Vormundschaft über Flandern forderte, ward Holland in dem jetzt entstandenen Krieg vom Herzog Godfried dem Buckligen erobert und als Lehn von Utrecht behalten, 1070. Nach dessen und des Bischofs Wilhelm Tode gelang es D. nach längerem Kriege sein Land wieder zu gewinnen. Die Chroniken erzählen noch vieles von seinen Eroberungen in Friesland, und überhaupt scheint er von seinen Nachbarn unbehindert weiter geherrscht zu haben, bis er 1091 starb. Seine Gemahlin war, wie fast alle Grafen seines Hauses, eine sächsische, Othelhilde. Er ist der erste Graf der sich, 1083, Graf von Holland, Comes Holtlandensis, nannte.

P. L. Müller.

Dietrich VI., Graf von Holland, Sohn des Grafen Florens II. und Enkel des vorigen D., regierte von 1124 unter Vormundschaft seiner fähigen und herrschsüchtigen Mutter, Petronella von Sachsen, bis er, 1132 durch einen Einfall der Friesen veranlaßt, selbst die Zügel ergriff. Ein Streit, der ein Krieg mit seinem Bruder Florens wurde, um den sich ein großer Anhang von Unzufriedenen und namentlich die halbunterjochten Westfriesen sammelten, machte ihm viel zu schaffen. Dem Kaiser Lothar von Sachsen gelang es, die Zwistigkeiten seines Neffen zu schlichten. Dessen Nachfolger Konrad III. unterstützte die Ansprüche der Utrechter Bischöfe auf seine von Lothar verliehenen friesischen Länder, und D. rächte sich dadurch, daß er 1142 in Rom durchsetzte, daß die Abteien Egmond und Rynsburg der Oberherrschaft der Utrechter Kirche entzogen und zu freien dem römischen Stuhle zur Gehorsamkeit verpflichteten Stiften erhoben wurden. Der sich 1143 hieraus entspinnende Krieg fiel zwar zu Gunsten des Grafen aus, Bischof Herbert (s. d.) aber zwang ihn durch Androhung der Excommunication Frieden zu machen. Sieben Jahre später jedoch gelang es diesem mit dem Waffen die Wahl des Hermann von Horn zum Bischof durchzusetzen und so das Bisthum in seine Abhängigkeit zu bringen. Er starb 1150, ein mächtiger Fürst, der sich auch mit dem Kaiser Friedrich gut zu stellen wußte.

P. L. Müller.

Dietrich VII., Graf von Holland, Enkel des vorigen und Sohn des Grafen Florens III., folgte diesem 1190 nach und suchte gleich die beim sogenannten Tractat von Hedensee, 1167, seinem Vater auferlegte Verpflichtung gegen Flandern abzuschütteln, doch ohne Erfolg. Nur der Zoll zu Geervliet an der Maas ward ihm vom Kaiser Heinrich VI. bestätigt und dadurch eine reiche Hülfsquelle gegeben. Bald gerieth er in heftigen Streit mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm (s. d.), der sich mit Flandern und den Friesen gegen ihn verband. Mit Hülfe seiner streitbaren Gemahlin Adelheide von Cleve erwehrte er

sich seiner Feinde. Er selbst schlug die Vlämingen aus Walcheren heraus, Adelheid seinen Bruder und die Friesen, 1195. Seine Herrschsucht gab ihm nicht lange Ruhe. Mit Geldern verbunden suchte er Utrecht in seine Abhängigkeit zu bringen, und im Kriege mit dessen Verbündeten, dem Herzoge von Lothringen-Brabant, mit dem er übrigens über Ostseeland wie mit Flandern über Westseeland im Streite lag, ward er 1202 bei Heusden überrascht und gefangen und so zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen, welchen er nicht lange überlebte. Er starb 1203, seiner Tochter Ada ein vom Kriege ausgezehrtes Land und eine bestrittene Nachfolge hinterlassend. P. L. Müller.

Dietrich I., Erzbischof von Köln (1208—1216). Nach dem Tode des Erzbischofs Bruno IV. (2. Nov. 1208) beabsichtigte König Otto IV., seit der Ermordung Philipps von Schwaben allgemein anerkannt, den Bischof von Cambray, Johann von Bethune, auf den Kölner Stuhl zu erheben. Das Capitel aber wählte den Propst des Apostelstifts Dietrich von Heinsberg, der auch von dem anwesenden König sofort die Belehnung erhielt. Früher wegen seiner Frömmigkeit gerühmt, soll er sich nach der Wahl, durch seine Räthe verführt, einem wilden Kriegerleben ergeben und seine Unterthanen, besonders den Klerus, hart bedrückt haben. Zum Priester und Bischof geweiht (23. und 24. Mai 1209) nahm er an dem glänzenden Würzburger Hoftage Theil und begleitete Otto im Juni nach Speyer, nicht jedoch auf dem Römerzuge, auf welchem Otto gleich nach der Kaiserkrönung sich mit Papst Innocenz III. entzweite. Nach der Excommunication des Kaisers (18. Nov. 1210) hielt D. an ihm fest; er wurde deshalb 1212 durch den Erzbischof von Mainz als päpstlichen Legaten gebannt und abgesetzt. Anfang Mai des gleichen Jahres kam der ehemalige Kölner Erzbischof Adolf, früher wegen seines Abfalls von Otto IV. abgesetzt, später mit dem Papste ausgesöhnt, nach Köln, um das Absetzungsdecret zur Ausführung zu bringen. Fast der gesammte Klerus fiel ihm zu; obwol die Bürger der kaiserlichen Partei treu blieben, verließ D. die Stadt und begab sich zu dem inzwischen aus Italien zurückgekehrten Kaiser, bei dem wir ihn 10. Mai 1212 auf dem Nürnberger Hoftage treffen. Das rasche Vordringen Friedrichs II. nahm ihm bald die Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge. Er ging deshalb nach Rom, um seine Restitution zu erwirken, erreichte aber, trotz mehrjähriger Anwesenheit und obwol er einige Cardinäle für sich zu interessiren wußte, seinen Zweck nicht. Als 29. Februar 1216 der Dompropst Engelbert zum Erzbischof gewählt ward, wurde D. mit einer Pension abgefunden. Wahrscheinlich hat er unter Engelbert weihbischöfliche Functionen ausgeübt. Er lebte noch 1223.

Vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln II. Langerfeldt, Kaiser Otto IV.

Cardauns.

Dietrich II., Erzbischof von Köln, Geburtsjahr unbekannt, † 14. Febr. 1463, Sohn des Grafen Friedrich von Mörs, der durch seine Heirath mit Walpurgis, einer Schwester des Erzbischofs Friedrich III. von Köln, auch die Grafschaft Saarwerden erwarb. Nach dem Tode Friedrichs III. (8./9. Febr. 1414) warben zwei Candidaten um das Kölner Stift. Der Erzbischof hatte die Nachfolge seines Schwestersohns D. von Mörs (Archidiacon und Bonner Propst, 1409 Vertreter seines Oheims auf dem Concil zu Pisa) begünstigt, demselben auch kurz vor seinem Tode den Treueid seitens der Stiftsamtleute leisten lassen. Dagegen wirkte Herzog Adolf von Berg für seinen Bruder Wilhelm, Elect von Paderborn. Letzterer wurde 18. April 1414 von der Minorität des Capitels in Köln gewählt; sechs Tage später stellte die Mehrheit in Bonn D. auf. Die Folge war eine mehrjährige Fehde zwischen der bergischen und mörsischen Partei. Zu jener standen u. a. Herzog Reinald von Jülich-Geldern, Herzog Anton von

Lothringen-Brabant, zu dieser der Pfalzgraf Ludwig, Graf Adolf von Cleve-Mark (seit 1417 Herzog) und der Bischof von Metz. Für D. waren ferner König Sigmund, der sich (8. Nov. 1414) zu Aachen von ihm krönen ließ, und Papst Johann XXIII., während Wilhelm an Gregor XII. und das Constanzer Concil appellirte. Am ersten wurde D. mit seinem Rivalen fertig. Er verdrängte ihn aus Paderborn, wo er selbst vom Capitel als Administrator bestellt wurde, und bewog ihn (December 1415), in einem Vergleich seinen Ansprüchen auf Köln zu entsagen. Die Fehde gegen Berg und dessen Verbündete setzte D., später auch von der Stadt Köln wirksam unterstützt, noch ein Jahr lang ohne Entscheidung fort, bis König Sigmund bei seiner zweiten Anwesenheit am Unterrhein eine Waffenruhe (13. Dec. 1416) und dann zu Constanz den Frieden vermittelte.

Mit Sigmund blieb D., ungeachtet seines Beitritts zum Kurverein von 1424, in gutem Einvernehmen. Persönlich machte er die unglücklichen Hussitenzüge von 1421 und 1431, die Belagerung von Saaz und die schmähliche Niederlage von Thauß mit. Sigmund belohnte ihn mit Gunstbriefen und Gefälligkeiten aller Art, übertrug ihm auch mehrmals Reichscommissariate (brabantische Erbschaftssache, Heimfall Hollands, geldrische Erbschaft, Reform der Vehme). Papst Martin V. entschädigte ihn für seine pecuniären Opfer im Böhmenkrieg durch Besteuerung des Kölner Klerus, gab auch seine Zustimmung zur ewigen Union Paderborns mit Köln. Als Eugen IV. die Union aufhob, appellirte D. an das Basler Concil und trat auf dem Reichstag zu Frankfurt der Neutralitätserklärung der Kurfürsten (17. März 1438) bei. Er wahrte seine neutrale Stellung mit größerer Consequenz als die meisten Mitglieder des Bundes und ließ sich, bei unverkennbarer Hinneigung zu dem Concilspapste Felix V., doch nie zu einer förmlichen Anerkennung desselben bewegen. Trotz dieser Zurückhaltung wurde er 1445 mit Jakob von Trier von Eugen IV. abgesetzt. An ihrer Stelle wurden Adolf von Cleve und Bischof Johann von Cambray, ein Neffe und ein Bruder des Herzogs von Burgund, ernannt. Die Erneuerung des Kurfürstenbundes, welche gegenüber diesem Vorgehen der Curie erfolgte, blieb ohne nachhaltige Wirkung; Hand in Hand wußten Eugen und Friedrich III., welchem D. gegen große Vergünstigungen seine Stimme bei der Königswahl gegeben hatte, die Neutralität zu sprengen. Bald nach Friedrichs Obedienzerklärung (7. Febr. 1447) hat auch D. seinen Frieden mit Nikolaus V. gemacht, der ihm sein Erzbisthum zurück gab.

Die abweichende Haltung Dietrichs in der kirchlichen Frage scheint sein Verhältniß zu Friedrich III., dem er 1442 die Krönung ertheilte, nicht wesentlich getrübt zu haben. Dagegen finden wir ihn seit 1454 an der Friedrich so mißliebigen Agitation wegen der Reichsreform betheiligt. Er war der erste, dem Jakob von Trier seinen Reformentwurf, die „Avisamenta“, mittheilte. Wiederholt nimmt er während der nächsten Jahre persönlich oder durch Boten Theil an den in dieser Angelegenheit abgehaltenen Kurfürstentagen; auch hat er dem Plan, an Stelle Friedrichs dessen Bruder, den Erzherzog Albrecht, zum römischen König zu wählen, seine Beihülfe geliehen. Durch den Tod Jakobs von Trier (28. Mai 1456) wurde die Reformpartei gesprengt; als Sachsen und Brandenburg sich durch Albrecht Achilles für den Kaiser gewinnen ließen, zog sich D. zurück. Seitdem scheint ihn sein hohes Alter von den großen kirchlichen und politischen Fragen abgezogen zu haben. Zwar stand er weder der Opposition der geistlichen Kurfürsten gegen Rom noch dem Project der Königswahl Georg Podiebrad's vollständig fern; zu einem kräftigen Eingreifen jedoch hat er sich weder in der einen noch in der anderen Richtung entschlossen.

Ueberhaupt ist das lange Pontificat Dietrichs für die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs und der Kirche nicht von allzugroßer Bedeutung gewesen.

Mehr Krieger, als Bischof und Staatsmann, spielt er nur eine bescheidene Rolle neben fürstlichen Zeitgenossen wie Friedrich I. von Brandenburg, Konrad III. von Mainz, Albrecht Achilles, Jakob von Trier und Friedrich von der Pfalz. Seine Thätigkeit war mehr localen Interessen zugewendet. Durch Einmischung in die erbitterten Kämpfe zwischen Herzog Adolf von Cleve und dessen Bruder Junker Gerhard, der im Friedensschluß die Grafschaft Mark erhielt, gewann er (21. Dec. 1424) den Besitz von Kaiserswerth, das seitdem bis 1772 bei Kurköln verblieb. Die Feindschaft mit Cleve zieht sich durch seine ganze Regierung. Sein anfangs so schroffes Verhältniß zu Berg gestaltete sich später friedlich, namentlich als nach Herzog Adolfs Tode (1437) dessen Neffe Gerhard, ein Großneffe des Erzbischofs, folgte. D. nahm für ihn die Huldigung entgegen, begünstigte ihn auch, meistens jedoch in blos vermittelnder Haltung, bei seinen Streitigkeiten mit Arnold von Egmond in der geldrischen Erbfolgefrage. Eine Aussicht auf großartige Erweiterung des Erzstifts eröffnete sich, als ihm Herzog Gerhard (12. März 1451) für den Fall seines kinderlosen Absterbens die Vereinigung von Berg, Ravensberg und Blankenberg mit Köln zusagte; doch blieb der Vertrag wirkungslos, da Gerhard bald nachher Nachkommenschaft erhielt. Eine mächtige Stütze der Politik Dietrichs bildeten die Erfolge, die er bei Besetzung norddeutscher Bischofsstühle errang. Er selbst war seit 1415 Administrator von Paderborn. Lange Zeit hoffte er mit Unterstützung des Concils von Basel die ewige Incorporation erreichen zu können; erst 1444 hat er auf diesen Plan verzichtet, um sich im Soester Krieg die Hülfe des Mainzer Metropoliten zu gewinnen. Die Administration behielt er bis zu seinem Tode. Gestützt auf die Basler und König Sigmund stellte er dem Utrechter Bischof Rudolf v. Diepholt seinen Bruder Walram entgegen. Ein anderer Bruder, Heinrich, wurde bereits 1424 Bischof von Münster, dazu übertrugen ihm 1442 die Basler die Administration von Osnabrück. Nach dessen Tode (1450) erfolgte in Münster Doppelwahl zwischen Walram von Mörs und Graf Erich von Hoya. Mit clevischer Hülfe nahm letzterer fast das ganze Stift ein; dann siegte D. über die Münster'schen und ihre Bundesgenossen in dem Treffen von Varlar (18. Juli 1454), wo Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg gefangen wurde. Dadurch besserte sich die Stellung Walrams, den jedoch der Gegencandidat überlebte.

Schwere Kämpfe hat D. gegen das Bürgerthum seiner Stiftslande zu bestehen gehabt. Trotz der Hülfe, welche ihm die Stadt Köln bei der Stiftsfehde geleistet hatte, kam es schon bald nach dem Frieden zu endlosen Zänkereien über erzbischöfliche Gerechtsame, dann (1419) zu kurzem Krieg, bei welchem die Stadt vom Herzog von Berg, der Erzbischof von den rheinischen Kurfürsten und dem Herzog von Jülich-Geldern Unterstützung erhielt. Man bequemte sich schon bald zu einem Vergleich, und seitdem blieb das Verhältniß ein leidliches, wenn es auch nicht an Reibereien fehlte, so namentlich bei Austreibung der Kölner Juden (1424). Zwar gelang D. (1435) die Demüthigung von Neuß, der wichtigsten Stadt des Unterstifts, dagegen schlossen in Westfalen Ritterschaft und Städte ein Bündniß, um Besteuerungsversuche des Erzbischofs abzuwehren. Aus diesen Wirren entwickelte sich die große Soester Fehde. Als nach jahrelangen Verhandlungen Soest, die mächtigste Stadt Westfalens, den Jungherzog Johann von Cleve zu ihrem Erbherrn annahm, begann (1444) ein gräuelvoller Verwüstungskrieg, der sich über einen großen Theil des nördlichen Deutschland verzweigte. Die kaiserliche Acht über Soest blieb wirkungslos, und als D. (Juni 1447), von Herzog Wilhelm von Sachsen und zuchtlosen böhmischen Soldtruppen unterstützt, die Stadt drei Wochen lang bestürmte, wurde er unter schweren Verlusten abgewiesen. Am 27. April 1449 vermittelte der Cardinallegat Johann einen Still-

stand. Die Proceßacten gingen nach Rom; trotz mehrfacher günstiger Entscheidungen der Curie hat D. Soest in clevischen Händen lassen müssen. Unter D. ist die ständische Verfassung des Kölner Landes vorbereitet worden. Seine glänzende Hofhaltung, die unaufhörlichen Fehden und kostspieligen Länderkäufe machten die finanziellen Verlegenheiten, die er freilich schon von seinem Vorgänger ererbte, permanent. Sie zwangen ihn zu Verpfändungen im größten Maßstab, zu außerordentlichen Auflagen auf die Hintersassen der Vasallen und namentlich zu zahlreichen drückenden Anforderungen an die Geistlichkeit. Schon bei seinen Lebzeiten bildeten sich Einigungen der Stände, gegen die er mit päpstlichen Verboten einschritt. Gleich nach seinem Tode traten das Domcapitel, die Ritterschaft und die Städte des rheinischen Stiftsgebietes zu der „Erblandsvereinigung" (26. März 1463) zusammen, welche sein Nachfolger Rupert beschwören mußte und die seitdem die Grundlage der ständischen Rechte bildete.

Dietrichs dynastische Politik hat, bei glänzenden Resultaten im einzelnen, doch keine dauernden Erfolge erzielt. Eine Zeit lang schien das aufstrebende mörsische Grafenhaus, gestützt auf den Besitz Kölns und die meisten westfälischen Bisthümer, die erste Macht des nordwestlichen Deutschland werden zu sollen; mit Dietrichs Tode sinkt es wieder zu einer bescheidenen Existenz hinab. Die Aufrichtung einer starken landesherrlichen Gewalt, die Demüthigung der ständischen und städtischen Opposition ist D. ebensowenig gelungen als die territoriale Abrundung seines Stifts. Er hinterließ dasselbe in völliger Zerrüttung. Zehn Jahre nach seinem Tode entging Kurköln nur mit genauer Noth der Gefahr, von Burgund verschlungen zu werden. Seine Bemühungen zur Hebung des kirchlichen Lebens werden gerühmt; nachhaltige Wirkungen haben jedoch die Reformversuche dieses kriegerischen Prälaten kaum gehabt. — Eine monographische Bearbeitung seiner für rheinische und westfälische Provinzialgeschichte sehr wichtigen Regierung ist noch nicht versucht, auch bei dem ausgebreiteten und zerstreuten Material keine leichte Aufgabe.

Vgl. besonders: Ennen, Gesch. der Stadt Köln, 3. Bd. — Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. — Chroniken der Stadt Köln, 1. u. 2. Bd. — Barthold, Soest. — Pückert, Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. — Menzel, Kurfürst Friedrich der Siegreiche. Cardauns.

Dietrich, Bischof von Lebus, aus dem Hause Bülow, Sohn des Ritters Friedrich v. Bülow auf Wehningen, braunschweigischen und mecklenburgischen Rathes, auf den mecklenburgischen Gütern seines Vaters 1460 geboren, hat sich um die Förderung des Humanismus in der Mark verdient gemacht. Nachdem er auf mehreren ausländischen Universitäten studirt und in Bologna die Doctorwürde beider Rechte erlangt hatte, kam er an den Brandenburger Hof und wurde des Kurfürsten Johann Cicero Rath, auf dessen nachdrückliche Empfehlung er 1490 an Stelle des bereits gewählten, aber zum Verzicht genöthigten Günther v. Bünau, Bischof von Lebus wurde. Auch als Bischof wurde er von den Kurfürsten Johann und Joachim I. in wichtigen diplomatischen Geschäften hinzugezogen und 1521 von dem zum Reichstage nach Worms reisenden Kurfürsten als Statthalter der Mark zurückgelassen. Zeugnisse seiner Theilnahme an den humanistischen Bestrebungen seiner Zeit bieten die Verehrung, welche Ulrich v. Hutten ihm als seinem väterlichen Freunde und seinem Beschützer gegen die Verfolgung seiner Greifswalder Feinde in der ihm gewidmeten Elegie zollte, seine mit dem Abt Johann Tritheim gewechselten lateinischen, launig abgefaßten Briefe, in denen er als ein Sammler seltener Handschriften und Freund gelehrter Untersuchungen, die sich bis auf den Jamblichus, Proclus und Philostratus erstrecken, hervortritt, seine Bemühungen drei junge Edelleute seiner Verwandtschaft,

von denen er zwei nach Italien sandte, für gelehrte Studien zu gewinnen, endlich seine Betheiligung an der Gründung der Universität Frankfurt a/O. 1506, zu deren erstem Kanzler er vom Kurfürsten ernannt wurde. Eigene litterarische Thätigkeit gibt sich nur in den von ihm durch den Druck veröffentlichten liturgischen Büchern seiner Diöcese kund. Mit seiner Universität und seinem Kurfürsten Joachim theilte er die Abneigung gegen die von Wittenberg ausgegangene religiöse Bewegung. Er † 1. Octbr. 1523.

S. W. Wohlbrück, Gesch. des ehemaligen Bisthums Lebus, Th. 2.

Th. Hirsch.

Dietrich, einer der hervorragendsten Magdeburger Erzbischöfe (1361—67), war der Sohn eines Gewandmachers in Stendal und stammte aus der später in den Adelstand übergetretenen altmärkischen Familie v. Portitz, von der auch ein Zweig in Böhmen angesessen war. Seine erste Bildung erhielt er in der Domschule seiner Vaterstadt, leistete dann das Mönchsgelübde im Kloster Lehnin, dessen zerrüttete wirthschaftliche Verhältnisse er mit Geschick und Einsicht wieder ordnete. Seine Tüchtigkeit empfahl ihn dem Bischof Ludwig von Brandenburg, der ihn 1329 in seine Dienste nahm und zum Protonotar, dann zum Official und endlich zum Hofmeister machte. Bei Gelegenheit einer Reise an den päpstlichen Stuhl nach Rom, die er im Auftrage seines Bischofes unternahm, wurde ihm die Würde eines Bischofes von Sarepta zu Theil, wol als Belohnung für die von ihm mehrfach bewiesene kirchliche Rechtgläubigkeit. Seine Bewerbung um das durch den Tod Ludwigs erledigte Bisthum Brandenburg (1347) mißlang; Weihbischof D., ein politischer Gegner der Wittelsbacher, begab sich daher an den Hof König Karls von Böhmen, der damals gerade, im Kampfe gegen die Baiern, sich des römischen Reiches unterwand, dem natürlich ein mit den Verhältnissen des baierischen Regiments in der Mark genau bekannter Diener gewiß willkommen war. Sehr schnell gewann er am Hofe König Karls den weitgehendsten Einfluß. Bereits 1353 erhielt er das Bisthum Minden, dem er freilich, da ihn die Dienste bei seinem königlichen Herrn vollständig in Anspruch nahmen, nur wenig von seiner Zeit widmen konnte. In Böhmen war er eine der einflußreichsten Persönlichkeiten, in seinen Händen lag hauptsächlich die Verwaltung des Landes. Der König überhäufte den tapfern und staatsklugen Bischof mit Gnadenbezeugungen, gab ihm das Schloß Parkstein mit Weiden auf Lebenszeit zu Lehn, übertrug ihm die oberste Verwaltung des ganzen Finanzwesens seines Reiches und beförderte ihn zur Würde eines Wissherader Propstes und obersten Kanzlers in Böhmen. Die Urkunden König Karls sind seines Lobes voll, namentlich heben sie seine großen Verdienste um die finanzielle Hebung des Landes hervor. Auch zu diplomatischen Missionen wurde der erfahrene Bischof benutzt: an der Kaiserkrönung Karls hatte er einen wesentlichen Antheil; Papst Innocenz VI. spricht seine Befriedigung darüber aus, daß Karl den Bischof von Minden an ihn abgesandt habe.

Nach dem Tode Erzbischof Otto's von Magdeburg (30. April 1361) suchte Kaiser Karl seinem Günstlinge die Nachfolge in diesem Hochstifte zu verschaffen. Auf seine Veranlassung untersagte der Papst unter dem 8. Juni dem Domcapitel die Vornahme der Wahl eines Nachfolgers und verlieh am 20. Juni Bischof D. aus apostolischer Machtvollkommenheit mit dem Pallium die erzbischöfliche Würde. Das Domcapitel hatte bereits eine Neuwahl getroffen, die auf Bischof Ludwig von Halberstadt, einen geborenen Markgrafen von Meißen, gefallen war, nicht zur besonderen Zufriedenheit der Bürgerschaft von Magdeburg. Die nachdrückliche Empfehlung Kaiser Karls und die Aussöhnung der widerstreitenden Parteien durch die Bemühungen des dem neuen Erzbischofe nahe verwandten Nicolaus v. Bismarck, den er bald darauf zu seinem Stiftshaupt-

mann machte, beseitigten den Widerstand von einem Theile der Domherren und bewirkten die allseitige freiwillige Anerkennung Dietrichs als Erzbischof. So konnte dieser am 16. November einen feierlichen Einzug in Magdeburg halten und die Huldigung des Landes entgegen nehmen. Dietrichs Sorge richtete sich zunächst darauf, die zerrütteten Finanzen des Erzstifts zu ordnen. Seit lange verpfändete Güter, Dörfer, Schlösser und Städte wurden mit zum Theil sehr großen Summen zurückgekauft, andere Besitzungen neu erworben. Neue Bauten wurden ausgeführt, und trotz alle dem noch Geld erübrigt, um die großen Kosten zur Einweihung der Domkirche, deren Bau bereits Erzbischof Albrecht II. im J. 1208 begonnen hatte, zu tragen. Mit großem Gepränge unter Assistenz vieler hoher geistlicher Würdenträger fand die Ceremonie am 22. Octbr. 1363 statt. Die gleichzeitigen chronikalischen Berichte rühmen Dietrichs vortreffliche Verwaltung und heben hervor, daß er „das Geld mit Klugheit aus dem Lande zog". Auch dem überhandnehmenden Räuber- und Fehdewesen steuerte er nach Kräften. Mit den benachbarten Fürsten und Herren schloß er (13. Dec. 1362) ein Landfriedensbündniß; mit dem Domcapitel, den Stiftsvasallen und den Städten im Lande zwischen der Elbe und Bode ging er eine Verbindung auf drei Jahre ein, wonach sämmtliche Betheiligte einander wirksamen und kräftigen Beistand zur Verfolgung der Friedensbrecher versprachen (26. April 1363). Gegen die Grafen von Hadmersleben und gegen die von Knesebeck, die sich Gewaltthätigkeiten gegen Magdeburger hatten zu Schulden kommen lassen, zog er mit Heeresmacht zu Felde.

Was Kaiser Karl IV. hauptsächlich bewog, seinem Kanzler das Erzstift Magdeburg zu verschaffen, war sein Verhältniß zu dem baierischen Hause. Was früher durch die von dem Kaiser wenigstens begünstigte Aufstellung des falschen Waldemar und mit Waffengewalt nicht zu erreichen war, die Baiern der Mark zu berauben, hatte er jetzt beschlossen, durch Bande der Liebe und Freundschaft zu versuchen, womit er die Markgrafen allmählich immer fester umspann, bis sie sich zuletzt hülflos ihm ergeben mußten. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte er der Mitwirkung Dietrichs, der, in der Mark geboren, durch vieljährige amtliche Thätigkeit in derselben mit Persönlichkeiten und Verhältnissen vollkommen vertraut, dabei dem Kaiser treu ergeben und jetzt durch ihn zum Nachbarfürsten der Mark und zum Metropolitan des größten Theiles derselben erhoben war. Der Erzbischof schritt vorsichtig und allmählich zur Erreichung des ihm gesteckten Zieles. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Markgrafen Ludwig dem Römer zu Tangermünde schloß er mit diesem (10. Decbr. 1362) einen Vertrag, wodurch er für die nächsten drei Jahre Mitregent der Mark wurde. Andererseits garantirte der Erzbischof dem Markgrafen zu seinem Unterhalte eine bestimmte Rente und streckte ihm außerdem große Geldsummen vor. Andere noch weiter gehende Unterhandlungen zwischen beiden Theilen scheinen vorläufig nur mündlich verabredet worden zu sein. Auf einer im März des folgenden Jahres in Nürnberg veranstalteten persönlichen Zusammenkunft der Markgrafen mit dem Kaiser wurde dem luxemburgischen Hause die Eventualsuccession in der Mark Brandenburg eingeräumt, und auf Anrathen des Erzbischofs D. erschien der Kaiser, von einem Heere begleitet, persönlich in der Mark, um für seinen Sohn Wenzel und alle seine männlichen Nachkommen die Eventualhuldigung entgegen zu nehmen. Hierbei wurde der Kaiser von dem Erzbischofe, unter dessen Mitwirkung die märkische Landesregierung stand, auf das kräftigste unterstützt. Die Verhandlungen der folgenden Jahre, durch die das baierische Haus dem Kaiser immer mehr Rechte in der Mark übertrug, wurden gleichfalls ohne Zweifel durch den Magdeburger Erzbischof geleitet. Mit der Consolidirung und Hebung seiner Hausmacht mag auch ein anderer, aber nicht zur Ausführung gekommener Plan

des Kaisers in Zusammenhang stehen, die Elbe zu einer Haupthandelsstraße von Böhmen bis zur Nordsee zu machen. Als man in Mageburg davon Kenntniß erhielt, traf man seitens der Bürgerschaft durch größere Befestigung der Stadt Vorkehrungen gegen die vom Kaiser in Aussicht genommene Expedition. Inwieweit Erzbischof D. auf diesen Plan fördernd oder hemmend einwirkte, ist nicht ersichtlich. Die Zwistigkeiten, welche mehrfach zwischen ihm und der Stadt vorkamen, wußte er zur rechten Zeit stets durch kluge Nachgibigkeit auszugleichen; obwol er den erzbischöflichen Rechten über die Stadt nichts vergab, war er doch, wozu seine bürgerliche Herkunft nicht wenig beitragen mochte, einer der populärsten Erzbischöfe.

In sein letztes Lebensjahr fällt ein unglücklicher Feldzug gegen den Bischof von Hildesheim. Nach einer gleichzeitigen chronikalischen Notiz waren von dem hildesheimischen Schlosse Wallmoden Raubzüge in die Nachbarschaft unternommen, und dies veranlaßte den Erzbischof, als die Beschwerden der dadurch Geschädigten erfolglos blieben, sich mit dem Herzog Magnus von Braunschweig zu verbinden. Die Verbündeten fielen mit ihren Streitkräften in das bischöfliche Gebiet und drangen, ohne Widerstand zu finden, bis in die Nähe von Hildesheim. Hier, zwischen den Dörfern Farmsen und Dinklar, griff sie der Bischof am 3. Sept. unerwartet an und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Eine große Anzahl von rittermäßigen Leuten fielen in die Hände des Siegers, die mit schwerem Lösegelde aus der Gefangenschaft losgekauft werden mußten. — Um das Land nach seinem Tode vor Ernennung eines Nachfolgers nicht wieder der Verwüstung durch Fehden und Raubzüge preiszugeben, bestimmte er, daß während dieser Zeit eine Zwischenregierung, aus Domherren, Stiftsvasallen und Vertretern der Städte bestehend, die Interessen des Landes wahrnehmen sollte. Erzbischof D. † am 17. Decbr. 1367.

Magdeburger Schöppenchronik (= Städtechroniken, Bd. VII.), S. 232 ff. Chron. Magdeb. bei Meibom, Script.Rer. Germ. II, p. 342 ss. Sagittarius, Hist. Archiepisc. Magdeb. bei Boysen, Histor. Magazin IV, 3 ff. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises I, 74 ff. P. Gerike, Leben Theodorici, Ertz-Bischofes zu Magdeburg Hannover und Braunschweig 1743. Derselbe, Fernere Nachricht von dem Leben Theodorici, Helmstedt 1743. Riedel, Gesch. des schloßgesessenen adlichen Geschlechts von Bismarck &c. im XI. Bande der märkischen Forschungen, Berlin 1867. S. 79 ff. Janicke.

Dietrich, Schenk von Erbach, Sohn Eberhards des Erbschenken von Erbach, Erzbischof von Mainz (1434—1459). Vorher Domherr zu Mainz, wurde er in einer zu Bingen anberaumten Capitelsversammlung am 6. Juli 1434 zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz erwählt und am 20. Octbr. von Papst Eugen IV. bestätigt. Es waren zu jener Zeit heftige Streitigkeiten zwischen Eugen IV. und dem Baseler Concil ausgebrochen. Beide Theile klagten sich gegenseitig ungebührlicher Anmaßungen an und in der 26. Sitzung am 31. Juli 1437 setzte das Concil den Papst in Anklagezustand. D. rieth den deutschen Fürsten, keinen Theils weder dem Papste noch dem Concile anzuhängen, die Baseler aber, welche am 24. Jan. 1438 die Suspension über Eugen IV. aussprachen, von weiterem Vorschreiten gegen diesen abzumahnen. Die Kurfürsten bemühten sich, unter den streitenden Parteien zu vermitteln und erklärten, um desto eher Nachgibigkeit zu erzielen, am Tage vor der Wahl Albrechts II., den 17. März 1438, die deutsche Kirche für neutral; Kaiser und Reich nahmen aber auf einem Convent zu Mainz am 26. März 1439 die Beschlüsse des Baseler Concils an, ausgenommen die Suspension des Papstes und schlugen beiden Theilen zur Ausgleichung eine deutsche Stadt zur Abhaltung einer neuen Kirchenversammlung vor. Die allgemeine Annahme ihrer Reformation jedoch verleitete

die Baseler Väter zu einer Ueberschätzung ihrer moralischen Kraft; sie lehnten jede Nachgibigkeit ab, sprachen am 25. Mai 1439 die Absetzung Eugens aus und stellten in Felix V. einen Gegenpapst auf. Das Verfahren beunruhigte sowol Kaiser Friedrich III. als auch mehrere Fürsten und Bischöfe, und D. sowol als des Kaisers Geheimschreiber Aeneas Sylvius brachten nach mehrfacher Bemühung eine Einigung zu Stande. Man erkannte Eugen IV. als rechtmäßigen Papst an und verstand sich mit dessen Nachfolger Nicolaus V. auch auf dem Convent zu Aschaffenburg, Juli 1447, über die Besetzung der deutschen Kirchenstellen durch den Papst. — Verschiedener Bedrückungen wegen züchtigte D. mehrere adliche Herren. Mit Kurpfalz schloß er ein gegenseitiges Schutzbündniß. Auf die Sitten der Geistlichen achtete er sehr streng, wie die Synoden zu Mainz 1438, 1446 und 1451 und die zu Aschaffenburg 1440 und 1455 beweisen. Unter ihm kam Amt und Schloß Lindau vom Bisthum Hildesheim zur einen Hälfte an das Erzstift. Von der Abtei Fulda erwarb er 1455 das Dorf Dietzenrode. Das Nonnenkloster am Fuße des Johannesberges löste er auf, das zu Klingenmünster revidirte er, das Chorherrnstift zu Flonheim verwandelte er in eine gewöhnliche Collegiatkirche. In seine Zeit fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg in Mainz. D. † am 6. Mai 1459 zu Aschaffenburg. Walther.

Dietrich, Theodoricus de tribu Buzizi, nennt Thietmar VI., 34 den ältesten sicher nachweisbaren Ahnherrn des später nach der Burg Wettin sich nennenden Geschlechtes, dessen Stammgüter im Schwabengau lagen. Ein vir egregiae libertatis heißt er beim sächsischen Annalisten. Wahrscheinlich war derselbe ein Sohn des von Widukind (II, 18. III, 16) erwähnten Grafen Teti (Dadanus) im Hosgau, der 957 starb.

Dietrich, Sohn Dedo's I., erhielt nach seines Vaters Tode dessen Grafschaft und Lehen und nach dem seines Oheims Friedrich auch die Grafschaft Eilenburg und die Aufsicht über den Gau Siusli von Kaiser Heinrich II. Seiner Ehe mit Mathildis, Tochter des Markgrafen Ekkard I. von Meißen, entstammten außer einer Tochter sechs Söhne, Friedrich, Dedo, Thimo, Gero, Konrad und Rigdag. 1034 wurde er von den Leuten seines Schwagers Ekkard II. umgebracht.

Dietrich, zweiter Sohn des Markgrafen Konrad von Meißen, erhielt aus der väterlichen Erbschaft Eilenburg, wird auch nach dem von ihm erbauten Schloß Landsberg genannt; ist Stifter des Cisterzienserklosters Dobrilugk. Gleich seinen Brüdern ein treuer Anhänger Kaiser Friedrichs I. und ein heftiger Gegner Heinrich des Löwen, an dessen Zuge gegen die Abodriten er 1160 Theil genommen hatte, trat er gegen diesen besonders erbittert auf dem Tage zu Magdeburg auf, weil Heinrich die Nordslaven zu einem Einfall in die Niederlausitz gereizt hatte. 1184 auf dem Reichstage zu Mainz erkrankt, † er 9. Febr. 1185 auf dem Petersberge. Von seiner Gemahlin Dobergana oder Lucardis, einer Tochter Boleslaws III. von Polen, lebte er lange getrennt und während dieser Zeit mit Kunigunde, Wittwe des Grafen Bernhard von Plötzke, die ihm einen Sohn Dietrich gebar, der, nachher legitimirt, Bischof von Merseburg wurde. Sein rechtmäßiger Sohn Konrad fand 1175 seinen Tod im Turnier, weshalb Dietrichs Erbe und Lehen auf seinen Bruder Dedo von Rochlitz übergingen.

Dietrich der Bedrängte, jüngerer Sohn des Markgrafen Otto von Meißen, wurde dadurch, daß auf Betrieb seiner Mutter Hedwig sein Vater ihm statt dem älteren Sohne Albrecht die Nachfolge in der Mark zuwenden wollte, der Anlaß zu der zwischen letzterem und dem Vater ausbrechenden Fehde. Da er bei Otto's Tode, nicht zufrieden mit dem ihm zufallenden Erbtheil, Weißenfels nebst etlichen anderen Gütern, auch auf die väterliche Fürstenwürde — mit welchem Rechte

ist nicht ersichtlich — Anspruch machte, so erneuerte sich der Krieg zwischen den Brüdern, für welchen sich D. die Unterstützung des Landgrafen Hermann I. von Thüringen gewann, indem er sich mit dessen neunjähriger Tochter Jutta verlobte. Während dann nach Albrechts frühem Tode Kaiser Heinrich VI. die Mark Meißen als heimgefallenes Lehen einzog, betheiligte sich D. an dem von seinem Schwiegervater und anderen Fürsten unternommenen Kreuzzuge, bis ihn die Nachricht von des Kaisers Tode heimrief. Philipp von Schwaben bestätigte ihn in deren Besitz und gewann dadurch nicht nur Dietrichs Stimme bei der Wahl, sondern auch für die Folgezeit an ihm einen verhältnißmäßig treuen Bundesgenossen, daher auch Walther v. d. Vogelweide die Treue des Meißners besonders preist. Erst nach Philipps Tode erkannte auch er Otto IV. an, schloß sich zwar, sobald Friedrich II. in Deutschland erschien, diesem an, trat aber schon 1212 in Frankfurt zu Otto zurück, wogegen sich dieser verbindlich machte, Böhmen dem König Ottokar abzusprechen und es Wratislaw, dem Sohne von dessen verstoßener Gemahlin Adela und Dietrichs Neffen, zu geben. Er half Otto Weißensee belagern, kehrte aber doch 1213 zu Friedrich zurück. Der Versuch, seine Rechte über Leipzig, welches die Markgrafen bislang nur als bischöflich merseburgisches Lehen besessen hatten, zu erweitern, verwickelte ihn in eine Fehde mit der Stadt und dem osterländischen Adel, der sich mit der welfischen Partei in Einverständniß setzte. Mit Hülfe des aus Metz herbeieilenden Königs Friedrich gelang es ihm, Leipzig zur Unterwerfung zu bringen; am 15. Juli 1216 schloß er mit der Stadt einen Sühnvertrag, welcher deren Rechte anerkannte. Aber bald nach seiner Rückkehr von einer vergeblichen Belagerung von Aken bemächtigte er sich der Stadt durch Verrath, beraubte sie eines Theils ihrer Freiheiten, ihrer Befestigungen und sicherte die markgräfliche Lehensherrlichkeit durch Erbauung dreier Schlösser. Auch mit den welfisch gesinnten Geistlichen seiner Nachbarschaft, namentlich dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und dem Bischof Ekkard von Merseburg, lag er in vielfachen Händeln, ebenso mit dem Abt Siegfried von Pegau über die Vogtei dieses Klosters. D. † am 17. Febr. 1221 mit Hinterlassung von drei Söhnen, Dietrich, Bischof zu Naumburg, Heinrich, Dompropst zu Meißen, † 31. Juli 1259 und Markgraf Heinrich d. Erlauchten, sowie von zwei Töchtern, Hedwig, Gemahlin Dietrichs V. von Cleve, und Sophia, Gemahlin Heinrichs VIII. von Henneberg.

Böttiger, Geschichte des Königreiches Sachsen, Bd. I, 163 ff. (2. Auflage, bearbeitet von Flathe). Flathe.

Dietrich, zweiter Sohn des Markgrafen Heinrich d. Erlauchten von Meißen, geb. 1242, erhielt von seinem Vater noch bei dessen Lebzeiten das Osterland und Landsberg, nach welchem letzteren er gewöhnlich genannt wird. 1259 übertrug Heinrich aus unbekannten Gründen Landsberg an den älteren Sohn Albrecht und dessen Antheil, Thüringen, an den jüngeren, stellte jedoch 1262 die frühere Ordnung wieder her. Wahrscheinlich in Folge dieser Theilungen gerieth D. wiederholt mit seinem Bruder in Fehde, dann nahm er an den Kämpfen der Deutschritter gegen die Preußen hervorragenden Antheil. An seinem früheren Verbündeten, dem Erzbischof Erich von Magdeburg, rächte er seine Gefangennehmung durch Verwüstung des Erzstiftes und Zerstörung von Taucha. Nach Rudolfs von Habsburg Erwählung hielt er sich gleich seinem Vater und Bruder zu Ottokar, wurde aber 1277 in den zwischen beiden geschlossenen Frieden aufgenommen, auch scheint Rudolf in dem folgenden Kampfe Dietrichs Neutralität durch Zugeständnisse erkauft zu haben. Die Stadt Leipzig verdankt D. wichtige Privilegien. Vermählt war D. seit 1268 mit Helene von Brandenburg, die ihm außer seinem einzigen Sohn Friedrich Tutta drei Töchter gebar. Er † 8. Febr. 1285 auf dem Rückweg aus Polen, wo er die jüngste derselben,

Gertrud, mit Herzog Bolko von Münsterberg verlobt hatte. Die älteste, Sophie, als Kind wahrscheinlich die Verlobte Konradins, heirathete den Herzog Konrad von Glogau und trat, 1273 verwittwet, gleich ihrer Schwester Gertrud in das von ihrem Vater 1285 gestiftete Clarissinnenkloster zu Weißenfels; die zweite, Helene, wurde die Gemahlin Johanns II. von Brandenburg.

Flathe.

Dietrich I., Bischof von Metz (964—984). Nach dem Tode des Bischofs Adalbert, eines Sohnes des Grafen Friedrich I. von Bar, wurde D., ein naher Verwandter Otto's I., Verwalter des Bisthums und später auf das Betreiben des Erzbischofs Bruno von Köln Nachfolger Adalberts. Nach dem Zeugnisse der gleichzeitigen Schriftsteller war D. eine Leuchte, die ihr Licht über alle Zweige menschlichen Wissens ergoß (studiorum omnium lux). Er war der Freund und Rathgeber Bruno's und als solcher begleitete er ihn auf seiner Reise nach Compiègne. Bruno starb unterwegs zu Reims in den Armen seines geliebten Freundes. Seit dem Tode Bruno's stand D., als einer der einflußreichsten Rathgeber Otto's I., in naher Beziehung zum Hofe und war deshalb häufig längere Zeit von Metz abwesend, so daß er seinem Bisthum eine besonders große Sorgfalt zu widmen nicht vermochte. 968 gründete er die Abtei St. Vincent und erwies sich als Gönner verschiedener Kirchen und Klöster. 962 begleitete er Otto nach Italien, wohnte dessen Krönungsfeier bei und erhielt später den ehrenvollen Auftrag, die griechische Kaiserstochter Theophamia, um welche der Kaiser von Rom aus für seinen Sohn geworben, an der Küste Italiens zu empfangen. Nach Otto's I. Tode erhielt D. dieselbe einflußreiche Stellung am Hofe Otto's II. Nach glücklicher Beendigung des Krieges mit König Lothar von Frankreich kam Otto II. nach Metz und ließ sich dort feierlichst zum König von Lothringen krönen. 981 begleitete D. den Kaiser nach Italien und leistete ihm nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien nicht unerhebliche Dienste. Er † den 7. Septbr. 984. D. war auch als Schriftsteller thätig. Von seinen Reisen nach Italien hatte er nämlich Reliquien verschiedener Heiligen mitgebracht, deren Lebensbeschreibungen er verfaßte; dieselben sind jedoch verloren gegangen.

Sigebertus, Vita Theod.; Meurisse, Histoire des évèques de Metz; Hist. litt. de la France T. VI; Hist. générale de Metz T. 2. Westphal, Gesch. der Stadt Metz. Schoetter.

Dietrich II., Bischof von Metz (1005—1046). Nach Adalberts II. Tode bemühte sich D., Herzog von Oberlothringen, seinen noch unmündigen Sohn Adalbert auf den Bischofssitz von Metz zu bringen. Die Vormundschaft wurde D., dem Sohne des Grafen Siegfried von Luxemburg, einem nahen Verwandten, übertragen. Kaum war D. in Metz eingetroffen, da verjagte er den jungen Adalbert und bemächtigte sich des bischöflichen Stuhles. Dietrichs Bruder, Heinrich, Graf von Luxemburg, war 1002 vom König Heinrich mit dem Herzogthum Baiern belehnt worden. Bald jedoch entstanden Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und den Prinzen des Luxemburger Hauses. Diese sahen nämlich ungern, daß der Kaiser das von ihm gestiftete Bisthum Bamberg mit der Mitgift seiner Gemahlin Kunigunde, ihrer Schwester, ausstatten wollte. Die Unzufriedenheit artete bald in Empörung aus. D., Bischof von Metz, sagte sich vom Kaiser los. Darauf vertrieb der Kaiser den Herzog von Baiern und zog mit einem Heere vor Metz, wo der Herzog bei seinem Bruder eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Trotz einer dreijährigen Belagerung wurde Metz nicht genommen. Doch die ganze Moselgegend von Trier bis Metz litt hart an den Folgen dieser Streitigkeiten. Erst nach neun Jahren eines schrecklichen Krieges kam durch die Vermittlung des Erzbischofs von Köln eine Aussöhnung zu Stande. Graf Heinrich wurde wieder feierlich zu Bamberg in das Herzogthum Baiern eingesetzt.

Der Kaiser selbst kam 1023 nach Metz und zeigte sich sehr gnädig gegen D., der als unumschränkter Gebieter sein Bisthum bis zu seinem Tode mit starker Hand verwaltete. Bischof D. hat sich durch die Grundsteinlegung der Kathedrale von Metz ein großartiges Denkmal errichtet. Der Bau wurde 1014 begonnen, aber erst 1546 vollendet. D. verehrte der Kathedrale eine hochgeschätzte Reliquie, den Arm des hl. Stephan, der auch zum Schutzpatron derselben erwählt wurde. D. † 1046 und wurde in der Kathedrale beigesetzt. Sein Grabmal verschwand im Strudel der französischen Revolution.

Meurisse, Hist. des évèques de Metz. Hist. générale de Metz T. II. Westphal, Gesch. der Stadt Metz. Schoetter.

Dietrich III., Bischof von Münster, 1216—26, Graf von Isenburg, aus dem Geschlechte der Grafen von Altena (in Westfalen), wird 1196 durch Vermittlung seines Oheims, des Erzbischofs Adolf von Köln, Propst von Soest und folgt 1216 dem Vetter seines Vaters, Graf Engelbert von Berg, nach dessen Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln im Besitze der dortigen Dompropstei. Wol durch den Einfluß des Erzbischofs Engelbert erfolgte 22. Juli 1216 die Wahl Dietrichs zum Bischofe von Münster. Seine nur kurze Regierung ist für Münster nicht ohne Bedeutung geblieben; die bischöfliche Autorität in Friesland wurde neu befestigt und im Stifte selbst der Entwicklung des Städtewesens weiterer Aufschwung gegeben. Mit Bernard von der Lippe, Bischof von Selburg, weihte er 1222 die Kirche des von letzterem gegründeten Marienfeld; 1225 legte er den ersten Stein zum Bau des münsterischen Domes, der, von Bischof Hermann II. begonnen, unter Bischof Otto in Stocken gerathen war. Dietrichs Betheiligung an der Verschwörung westfälischer Bischöfe und Dynasten gegen den Erzbischof Engelbert von Köln, deren Folge die Ermordung des Erzbischofs durch Dietrichs älteren Bruder, Graf Friedrich von Isenburg, 7. Novbr. 1225 war, führte seinen Sturz herbei. D., ebenso wie sein jüngerer Bruder Engelbert, erwählter Bischof von Osnabrück, der Mitschuld angeklagt, verlangte von dem gerade am Niederrhein anwesenden päpstlichen Legaten Cardinal Konrad von Porto Verhandlung der Anklage, um sich von derselben reinigen zu können. Die Brüder erschienen auf der zu diesem Zwecke vom Cardinal auf den 2. Febr. 1226 nach Lüttich berufenen Versammlung, waren aber nach längeren tumultuarischen Verhandlungen nicht im Stande, die Beschuldigungen von sich abzuwälzen. Auf Bischof D. schien die Hauptschuld an dem Frevel zu lasten; seine Ministerialen waren bei der Ausführung des Mordes besonders betheiligt. Der Cardinal verhängte über die Brüder die Suspension und verwies sie zur weiteren Verhandlung nach Rom. Dorthin begaben sich die Bischöfe, begleitet von ihrem Bruder Friedrich, dem Mörder Engelberts, ohne ihr Schicksal mildern zu können. Das Urtheil des Papstes lautete auf Absetzung. Dietrichs Tod erfolgte auf der Rückreise von Rom 1226, wahrscheinlich 18. Juli.

Urkunden Dietrichs, Münster. Chroniken; Ficker, Engelbert der Heilige. Sauer.

Dietrich I., 1111 9. Bischof von Naumburg, Gründer der Klöster St. Stephan zu Zeitz, zu Riesa und zu Bosau, in welchem letzteren er 27. Sept. 1123 von einem wendischen Mönche aus Rache ermordet wurde.

Dietrich II., 17. Bischof von Naumburg, 1242—22. Sept. 1272, Sohn des Markgrafen D. von Meißen, gelangte durch den mächtigen Einfluß seines Bruders, Heinrichs des Erlauchten, mit Verdrängung des rechtmäßig gewählten Peter auf den bischöflichen Stuhl, zerfiel aber mit jenem, als er einer von seinem Vorgänger eingegangenen Uebereinkunft zuwider Zeitz zu befestigen begann und mußte davon abstehen; dagegen nahm er den unterbrochenen Bau

des Naumburger Doms wieder auf. 1268 versöhnte er seine über die ihnen von ihrem Vater abgetretenen Länder in Streit gerathenen Neffen Albrecht und Dietrich. In der Parteiung des Reichs schloß er sich den Gegnern Kaiser Friedrichs II. an, betheiligte sich an Heinrich Raspe's Wahl und trat nach dessen Tode auf Wilhelms von Holland Seite.

Lepsius, Geschichte der Bischöfe von Naumburg, Bd. I. Flathe.

Dietrich, Bischof von Utrecht, aus dem Geschlecht van der Aare, ward 1198, nach dem Tode der beiden Nebenbuhler, des Welfen Arnold von Isenburg und des Waiblingers Dietrich von Holland, zum Bischof erwählt. Er erfreute sich besonders der Gunst des Kaisers Otto IV., dem er seine Wahl zu verdanken hatte und suchte die Zwistigkeiten in Holland zum Besten seines Stiftes auszunützen. Dadurch ward er schon einmal von Wilhelm von Holland, der nach Beendigung seines Streits mit seinem Bruder D. VII., in einem Theil von Friesland herrschte und dessen Gebiet er ihm streitig machte, geschlagen und gefangen und später, als dieser mit Ada und dem Grafen Ludwig von Loz (oder Lom) über des Grafen Dietrichs Erbe kämpfte, mischte er sich fortwährend zu Gunsten der letzteren ein und suchte die früher Utrecht gehörenden, aber nachher an Holland gekommenen Länder wieder an das Stift zu bringen. Nicht minder lag er in fortwährendem Streit mit Graf Otto von Geldern, über den Besitz der Veluwe, welcher Landstrich das Nieder- und Oberstift verband. Es gelang dem kriegerischen und herrschsüchtigen Prälaten nie, seine Ansprüche durchzusetzen und, als er 1212 starb, war das Bisthum mehr als je unter holländischem Einfluß. Als Kirchenfürst war D. sehr thätig zur besseren Organisation seines Sprengels, Befestigung der Disciplin der Geistlichen rc. D. war ein echter Repräsentant der höheren Geistlichkeit seiner Zeit, ein hochstrebender nie ruhender Geist, immer bedacht, seine Macht auszubreiten. P. L. Müller.

Dietrich von Apolda, aus dem bekannten thüringischen Ministerialen-Geschlechte stammend, Dominicaner zu Erfurt, verfaßte um 1290 ein Leben der heiligen Elisabeth, dessen wichtigste Bestandtheile Bertholds Leben des Landgrafen Ludwig entnommen sind, sowie eine Biographie des Stifters seines Ordens. Flathe.

Dietrich von Delft. Der Mangel an Universitäten war neben anderem Schuld daran, daß in den Niederlanden im 14. und 15. Jahrhunderte nur sehr wenige Doctoren der Theologie hervortreten. Eine Ausnahme macht der Hofprediger des Herzogs Albrecht von Baiern, der Dominicaner D. v. Delft. Zu Erfurt und Köln studirte er auf Kosten dieses holländischen Grafen Theologie und Medicin, erhielt den Doctortitel, kehrte nachher in seinen Convent zu Utrecht zurück, ward aber 1399 von seinem fürstlichen Gönner zum Hofprediger berufen. Zum Gebrauche des Herzogs verfaßte er 1404: „Eene tafel van der Kersten ghelove“, welche handschriftlich auf der königl. Bibliothek im Haag vorhanden ist und eine Art kirchlichen und gesellschaftlichen Handbuches bildet. Es wird darin sowol von „der goldnen Lehre des Christenthums“ gehandelt, als von „dem Krönungsfeste des deutschen Kaisers“, wie auch von „dem Stande und Pflichten eines Hausvaters“. Seine vielseitige Gelehrsamkeit und sein praktischer Sinn erwarben ihm hohe Achtung und Einfluß am herzoglichen Hofe. Ob er eben derselbe ist, welcher auf einem Grabstein von 1471 in der vormaligen Hofcapelle im Haag, jetzt französisch-reformirten Kirche genannt wird, ist wenigstens streitig.

Van der Aa, Biographisch Woordenboek; Moll, Kerkgesch. d. Nederl. II. 2de St. p. 304, 382. van Slee.

Dietrich oder Theodorich von Freiburg, Dominicaner, um 1300, ein Zeitgenosse und Geistesverwandter Meister Eckharts. D. ist um die Mitte des

13. Jahrh. in oder bei Freiburg i. Br. geboren und dort in den Dominicanerorden getreten. Seine höhere theologische Ausbildung erhielt er auf der Hochschule seines Ordens für Deutschland, auf dem Studium generale zu Köln. Hier konnte er noch Albrecht den Großen hören, dessen Persönlichkeit und Geistesrichtung von nachhaltigem Einfluß auf ihn war. Im J. 1280 finden wir D. als Lector des Convents zu Trier, 1285 als Prior zu Würzburg. Um 1287 wird er von dem Ordensmeister nach Paris gesendet, um dort die Magisterwürde zu gewinnen und dann dem Herkommen gemäß 1—2 Jahre den einen der beiden Lehrstühle des Ordens an jener Hochschule einzunehmen. Das Ansehen der Dominicaner an der Universität, durch Albrecht und Thomas von Aquino begründet, wurde durch ihn erhalten. In den Verzeichnissen der deutschen Provinzialen seines Ordens, die meist nicht viel mehr als die Namen bringen, findet sich bei ihm die Bemerkung „ein großer Meister“. In einer Coblenzer Handschrift wird von ihm gesagt, daß er „bei seinen Zeiten der größte Pfaffe und der heiligsten Männer einer war, so da auf Erdreich lebeten“. Sein wissenschaftliches Ansehn, der religiöse Ernst seines Lebens und wol auch sein richtiger Blick für die Bedürfnisse der Gemeinschaft führten dazu, daß ihm wiederholt die Leitung der deutschen Ordensprovinz übertragen wurde. Er ist in den Jahren 1293—97 Provinzial von Deutschland, 1304 bekleidete er neben seinem Priorat zu Würzburg das Amt eines der vier Definitoren, welche mit dem Provinzial das Regiment über die Provinz zu führen hatten. Als solcher nimmt er in demselben Jahre an dem Generalcapitel des Ordens zu Toulouse und an der Wahl des Aimerich von Placentia zum Ordensmeister theil. Von Aimerich angeregt, schreibt er in den folgenden Jahren, in denen er die Stelle des Hauptlehrers an dem Studium generale zu Köln bekleidet, seine Schrift „De iride“. Seine Lehren scheinen ihm zuletzt den Verdacht der Ketzerei zugezogen zu haben. Noch einmal finden wir ihn um 1310 als interimistischen Verweser der deutschen Provinz und dann nicht mehr. Er beklagt sich einmal über Verläumdungen in Betreff seiner Lehre. Einige später als begardische Irrlehre bekämpfte Sätze finden sich bereits bei ihm. Diese und andere Umstände lassen vermuthen, daß der im J. 1320 mit Meister Eckhart in Untersuchung gezogene D. von St. Martin unser D. von Freiburg gewesen sei. Dann würde, wie das mehrfach vorkommt, der eine Beiname seine Familie, der andere sein Heimathkloster bezeichnen. Ueber den Ort und die Zeit seines Todes fehlen die Nachrichten. D. hat geistreiche Schriften meist naturphilosophischen Inhalts verfaßt. Seine Darstellungsweise bewegt sich noch ganz in den strengen Formen der Scholastik, aber er ist mit Erfolg bemüht, die Grundanschauungen seiner Theosophie und Mystik mit den Begriffen der damaligen theologischen Wissenschaft zu vermitteln. Er bildet in dieser Hinsicht den Uebergang von der Unterordnung der Mystik unter die Scholastik zu der Selbständigkeit und Freiheit, welche die Mystik mit Meister Eckhart erringt. Die Grundfrage der mystischen Lehre, wie wir zur unmittelbaren Gemeinschaft und zum Schauen der Gottheit zu gelangen vermögen, wird von D. vornehmlich in der Schrift: „De beatifica visione dei per essentiam“ behandelt. Von Pseudo-Dionysius ausgehend, theilt er die Dinge in obere, mittlere und untere, deren Zusammenhang dadurch erhalten oder hergestellt wird, daß jedes niedere Wesen mit seiner höchsten Kraft sich vereint mit der niedersten Kraft des über ihm stehenden Wesens. Das höchste im Menschen ist Gottes Bild, der erkennende Geist. Aber in diesem ist ein zweifaches, ein sich immer gleichbleibendes und ein sich stets neugestaltendes zu unterscheiden. Jenes nennt D., an Aristoteles sich anschließend, die wirkende, dieses die mögliche Vernunft (intellectus agens und intellectus possibilis). Von beiden Kräften ist die wirkende Vernunft das eigentliche Bild Gottes; sie ist ein in sich vollendetes, in sich seliges,

sich selbst denkendes Sein, immer thätig, auch wenn wir uns dessen nicht bewußt sind. Sie ist nicht eine und dieselbe in allen Menschen, wie unter anderen Averroës behauptete, sondern ist so vielfach als es denkende Geister gibt. In ihrer Kraft, in ihrem Lichte gestaltet sich unser Geistesleben zur möglichen Vernunft, d. i. zum jeweiligen Einzeldenken. Aber da wir sinnlich sind, so denken wir alles in Formen der Sinnlichkeit, und da wir sündig sind, so vermögen wir uns nicht zu erheben und Gott und die Dinge zu denken, wie es der wirkenden Vernunft gemäß wäre. Diese letztere denkt Gott und die Dinge nicht in vermittelter Weise, sondern in directer unmittelbarer Anschauung ihres eigenen Wesens, das ein Bild Gottes und aller Dinge ist. Da ist es nun die Gnade, die uns von den Einflüssen der Sinnlichkeit und Sünde befreit und uns bis zu dem Punkte zu führen sucht, wo unser inneres Leben ganz von der wirkenden Vernunft überformt wird. Von dieser wirkenden Vernunft gilt es, wenn D. den Menschen in einer Hinsicht schon von Natur selig sein läßt und sagt, Gott vermöchte keinen Menschen selig zu machen durch die Gnade, wenn er nicht schon selig wäre durch die Natur. Es ist dies ein später als begardische Irrlehre angegriffener Satz. Aber er hat bei den Begarden einen anderen Sinn als bei D. Das, wodurch Dietrichs Lehre von der wirkenden Vernunft für die Mystik Bedeutung gewinnt, ist der Umstand, daß er sie als constituirenden und bleibenden Bestandtheil des Menschen selbst erfaßt, und das verstandesmäßige Denken des Menschen oder die mögliche Vernunft für fähig erklärt, unter den Formen der wirkenden Vernunft zu denken. Er hat damit die Kluft auszufüllen gesucht, welche nach der herkömmlichen Annahme zwischen dem übernatürlichen Schauen und dem natürlichen Wissen besteht. Es ist ein Wissen des Göttlichen mittelst der Kräfte des Menschen und innerhalb des Bereichs derselben möglich, welches dem wahren Wesen der Gottheit einigermaßen adäquat ist. — Ein wenn auch nicht ganz correctes Verzeichniß der Schriften Dietrichs bei Leander Albertus, De viris illustr. ord. praedicatorum. Weiteres über D. in meiner Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter I. 292 ff. Preger.

Dietrich: Christian Wilhelm Ernst D., welcher sich zuweilen auch Dietricy oder Dietericy schrieb, geb. zu Weimar am 30. Octbr. 1712, † zu Dresden am 24. April 1774, war einer der begabtesten Maler seiner Zeit. Er lernte die Anfangsgründe der Kunst bei seinem Vater, einem weimarschen Hofmaler, und kam dann als Schüler zu dem Landschaftsmaler Alexander Thiele nach Dresden, wo er durch glänzende Talentproben die Aufmerksamkeit August des Starken auf sich zog. Derselbe gab dem Grafen Brühl Auftrag, für die weitere Ausbildung des jungen Künstlers Sorge zu tragen. Brühl blieb letzterem ein beständiger Gönner. Er erwirkte ihm zunächst eine Pension aus der königl. Casse. Später ward D. zum Hofmaler ernannt. Da der Künstler aber die vom König zahlreich nach Dresden berufenen italienischen Maler sich immer vorgezogen sah, so ging er, verstimmt darüber, unter dem Vorwande, eine Reise nach Holland machen zu wollen, längere Zeit nach Weimar und Braunschweig. Als er 1742 nach Dresden zurückkehrte, fand er daselbst mehr Beachtung als früher. Sein alter Gönner, Graf Brühl, war mittlerweile Intendant der königlichen Sammlungen und Kunstanstalten geworden; er sowol wie Heinecken, dessen Urtheil in künstlerischen Angelegenheiten maßgebend war und der D. schätzte, suchten diesen möglichst zu fördern. Heinecken faßte ihn für die Directorstelle der projectirten Kunstakademie ins Auge und empfahl dem Hof, den Künstler, zur Vorbereitung für diese Stellung, nach Italien zu schicken. Letzterer ging denn auch 1743 zuerst nach Venedig, dann nach Rom; aber die italienische Luft und Kunst hatte wenig Reiz für ihn und schon in dem nächsten Jahr trieb ihn das Heimweh nach Dresden zurück. Heinecken schreibt bitter:

D. habe nicht das Geringste aus Italien mitgebracht, weder von der Manier im Malen, noch im Zeichnen; sein Widerwille gegen die Italiener erstrecke sich sogar auf ihre Schule. Man ernannte den Künstler weiterhin zum Inspector der Gemäldegallerie. Während des siebenjährigen Krieges scheint er in Freiberg und Meißen gelebt zu haben. Bei der Errichtung der Dresdener Kunstakademie sah man von D. ab; jedoch gab man ihm 1763 das Directorat der Malerschule an der Meißener Porzellanmanufactur, aber schon 1765 wurde er als Professor an die Akademie zu Dresden versetzt. Unter seinen Schülern ist der Landschaftsmaler und Radirer Klengel hervorzuheben. — D. fehlte der selbständige, schöpferische Künstlergeist und seine große Begabung war mehr nur technischer Natur. Hauptsächlich gefiel er sich in der Nachahmung insbesondere niederländischer Meister, welche Nachahmung aber immer nur eine äußerliche blieb. Noch den meisten Charakter, soweit es die naturentfremdete, manierirte Zeit gestattete, zeigt er in seinen landschaftlichen Arbeiten; Winckelmann nennt ihn sogar den Raphael der Landschaftsmaler. Am besten wird man den Künstler in Dresden kennen lernen, die dortige Gallerie besitzt von ihm 54 Gemälde. Als Hofmaler hatte er die Verpflichtung, jährlich vier Cabinetsstücke zu liefern. Auch an seinen Handzeichnungen ist Dresden reich. Eine hervorragende Stelle nimmt D. als Maler-Radirer ein. Seine zahlreichen Blätter bezeichnen einen großen Fortschritt der deutschen Aetzkunst und geben zugleich von der Leichtigkeit und Beweglichkeit seines Schaffens Zeugniß. Seine nachgelassenen Kupferplatten wurden von seinen Erben herausgegeben; später wurden die Platten wieder aufgestochen und an Frauenholz verkauft. Eine Sammlung seiner Handzeichnungen, Studien und Skizzen publicirte 1810 Ch. Otto in Leipzig, in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, in 5 Heften. Viele Künstler haben nach ihm gestochen.

Vgl. J. F. Linck, Monographie der von D. radirten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen, Berlin 1846. — Deutsches Kunstblatt, 1856: Ch. W. E. Dietrich. Ein Beitrag z. d. Kunstgesch. des 18. Jahrh., von L. v. Schorn. E. Clauß.

Dietrich: Dominicus D., Ammeister von Straßburg, geb. 30. Jan. 1620, † 1692. Sein Großvater Dominicus Didier, zu St. Nicolas in Lothringen im J. 1549 geb., flüchtete als Protestant während der Religionskriege nach Straßburg und germanisirte daselbst seinen Familiennamen. Johannes D., der Vater des zweiten, geschichtlich berühmten Dominicus, war Handelsmann und Mitglied der XVer Kammer. — Durch seine eheliche Verbindung mit einer Tochter des Ammeisters Wendler (den 10. April 1647) öffnete sich für Dominicus D. die Laufbahn der öffentlichen Aemter. Er wurde in den Großen Rath gebracht, und betrat nacheinander die Kammern der XVer, XXIer und der XIIIer; im J. 1660, also im Alter von 40 Jahren, wurde er zum erstenmal zum Ammeister ernannt. — Seine Familie bestand aus acht Kindern (er war zweimal verheirathet); seine Vaterstadt ehrte ihn als ihren vorzüglichsten Bürger. — Als Ammeister stand er in ständigem Verkehr mit den französischen Residenten, welche Ludwig XIV., seit dem westfälischen Frieden, in Straßburg unterhielt. Die Lage der Stadt Straßburg zwischen dem deutschen Reich und der französischen Regierung war im höchsten Grade schwierig. Dominicus D. suchte so viel thunlich die Neutralität zu wahren. Eine anonyme Schmähschrift erschütterte sein Ansehn (1672); der entdeckte Verfasser des Pamphlets, Georg Obrecht, wurde zum Tode verurtheilt; das Gehässige dieser fürchterlichen Strafe blieb an D. haften. Man beschuldigte ihn, zu Frankreich hinzuneigen. D. war hellsehend. Er bemühte sich, in den Augen der Residenten Fleischmann und Frémont d'Ablancourt, die öftern Eingriffe der Stadt in die Neutralität zu

beschönigen. Als nach Turenne's Tode (1675) und dem Rückzug des französischen Heeres Montecuculi mit den Reichstruppen zu Kehl sein Lager aufschlug und für seine verwundeten Soldaten in Straßburg Aufnahme erzwang, wurde die Sprache des französischen Residenten immer drohender. Schon während des Jahres 1678 lief Straßburg große Gefahr. Die Festung Kehl, woselbst die Straßburger Bürgermiliz und schweizerische Söldner Standquartier hielten, wurde von Baron Monclar angegriffen und fiel in die Hände dieses französischen Feldherrn. D. hatte bei der Gegenwehr seine persönliche Tapferkeit bethätigt. Der Friede von Nymwegen zog Straßburg noch für drei Jahre aus der Klemme. Der Resident Fleischmann der jüngere nahm sich unterdeß heraus, eine katholische Capelle in seinem Hotel einzusetzen. Die Reunionskammern gingen rücksichtslos vorwärts. Die Straßburger Landvogteien wurden von französischen Truppen besetzt; immer enger und näher schloß sich der eiserne Zirkel um Straßburg. Am 27. Septbr. 1681 hatte Monclar 30000 Mann Kerntruppen in der Umgebung der Stadt aufgestellt. Unter Dietrich's Führung begab sich eine Deputation des Straßburger Magistrats zu Monclar, der aber die Abgesandten an Louvois hinwies. Es war dieser Staatsminister den 29. September zu Illkirch, eine Stunde südlich von Straßburg, angekommen; keine weitere Zögerung war möglich. Am 30. Septbr. wurde das Instrument der Uebergabe unterzeichnet. In dieser merkwürdigen Urkunde steht Dietrich's Name zwischen den Namen v. Zedlitz und Fröreisen. Immer schwieriger wurde Dietrich's Lage. Sein bisheriges Ansehn war und blieb vernichtet; der Syndicus Güntzer und der gelehrte Ulrich Obrecht — Georg Obrecht's Sohn — hatten sich zum katholischen Glauben bekehrt, den Dominicus D. nicht nur in den Hintergrund gedrängt; durch ihre Einflüsterungen ward der allmächtige Louvois immer mehr gegen den unglücklichen Ammeister eingenommen; er glaubte — wol nicht ganz mit Unrecht — durch Dietrich's festes Beharren im lutherischen Glauben würden Straßburgs Einwohner vom Uebertritt in die Mutterkirche abgehalten. Im Monat Februar 1685 wurde D. nach Paris beschieden und vielfach bearbeitet; allein er blieb unerschüttert in seiner Glaubenstreue. Erzürnt, auf solchen Widerstand zu stoßen, verbannte Louvois den unterdeß seines Amtes enthobenen Ammeister in das Städtchen Guéret (Juli 1685). In Straßburg selber wurden die Mitglieder der Familie D. mit Bitten und Drohungen und Versprechen bestürmt. Ein näherer Verwandter ward abtrünnig. D., altersschwach und krank, hielt fest. Im J. 1688 erhielt er auf zwei Monate lang die Erlaubniß, seine Geschäfte in Straßburg zu ordnen, und kam zuletzt ins Exil nach Vesoul in der Freigrafschaft. Den 3. Oct. 1689 ward ihm die Rückkehr in seine Vaterstadt zugestanden; doch hatte er sich in seiner Wohnung verborgen zu halten; der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes war ihm untersagt. Er starb 9. März 1692, am Leibe zerrüttet, im Geiste ungebeugt. Seinen Feinden vergab er als Christ und empfahl seiner Familie eine gleiche Gesinnung.

Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses. Bd. V. S. 131 u. ff. Piton, Strasbourg illustré, T. II. p. 59. Coste, Réunion de l'Alsace à la France (passim). Van Huffel, Documents inédits sur l'histoire de France (passim). Scherer, Der Verrath Straßburgs an Frankreich in Raumer's historischem Taschenbuch von 1843. Louis Spach, Biographies alsaciennes Tom. I. p. 81 ss.
Spach.

Dietrich: Ewald Christian Victorin D., Schriftsteller, am 19. Juli 1785 zu Grünhayn geb., studirte, nachdem er Rechtswissenschaft eine Zeit lang getrieben, später Medicin und trat 1809 in ein sächsisches Armeecorps als Unterchirurg ein, machte die Feldzüge in Polen, Rußland und den Niederlanden und Frankreich mit, ward darauf 1815 Oberchirurg und kam bei der Theilung

Sachsens als Oberarzt in preußische Dienste. Er ließ sich dann als praktischer Arzt in Scheibenberg und Moritzburg nieder, im J. 1820 ging er mit der österreichischen Armee als Oberchirurg nach Italien und wohnte hierauf in Dresden, später in Leipzig, wo er am 1. Jan. 1832 starb. Er schrieb: „Gedichte“, 1812, 2. Aufl. 1820. „Clara und Mathilde, der Jungfrauen Reise nach Tharand, in die sächsische Schweiz und nach Karlsbad. Eine idyllische Erzählung“, 1822. „Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde“, 1823. „Des Jägers Waffenglück und Minne“, 1826. „Die Verlobung am Hochgerichte und des Pfarrers Tochter von Taubenheim“, 1829 ꝛc.

Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler. Supplement 70. W. Chézy, Erinnerungen I, 226 f. ꝛc. Nekrolog der Deutschen X, 915. Kelchner.

Dietrich: M. Henrich D., auch zeitüblich Theodorus genannt, berühmter Lehrer und Prediger im Reformationszeitalter, war 1512 zu Hildburghausen geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und 1532 die Universität Wittenberg, wurde, von Melanchthon empfohlen, erst Rector zu Sorau, dann Diaconus zu Weißenfels, darauf Superintendent zu Jüterbogk, bald nachher zu Neuburg und endlich 1554 zu Liegnitz, wo er den 6. Decbr. 1571 starb. War seine Wirksamkeit als Lehrer bedeutend, wie dies sein Schüler, der berühmte Michael Neander, bezeugt, so wirkte er noch nachhaltiger als Prediger theils durch seine Kanzelvorträge, theils durch seine in Druck gegebenen Predigten, weshalb er vielfache Berufungen für dies Amt erhielt, indeß nur einem Theil derselben genügen konnte. Was er an den damals reichen Quellen klaren Wissens und evangelischen Glaubens in Wittenberg mit Begeisterung in sich aufgenommen, trug er einem edlen Säemann gleich nach Nord- und Süddeutschland und bewährte sich überall als einen muthigen Kämpfer für das reine Wort Gottes. Brückner.

Dietrich: Sixt D. (Sixtus [Xistus] Theodoricus), einer der hervorragendsten Tonsetzer aus der Reformationszeit, von dessen Lebensverhältnissen jedoch nichts weiter verlautet, als daß er zu Augsburg geboren sei und nachher zu Constanz sich aufgehalten habe, von wo aus er an Glarean Tonstücke als Beispiele für das Dodekachordon sandte. Glarean nennt ihn seinen Freund und einen ausgezeichneten Tonsetzer seines Zeitalters, und auch zu Georg Rhaw in Wittenberg wird er in näheren Beziehungen gestanden haben; wenigstens hat dieser verhältnißmäßig viel von Dietrich's Arbeiten gedruckt. Letztere sind größerentheils Kirchenstücke einschließlich von Tonsätzen über Melodien des protestantischen Gemeindegesanges; außerdem mehrstimmige Bearbeitungen weltlicher Lieder. Nämlich: „Epicedion Th. Sporeri Musicae principis etc.“, Straßb. 1534 (Gerber AL.); „Magnificat octo tonorum Lib. I.“, ebd. Peter Schöffer, 1535; „Novum ac insigne opus mus. 36 Antiphonarum 4 voc.“, Wittenb., G. Rhaw, 1541; „Novum op. music. tres tonos sacror. hymnor. continens“, ebd., G. Rhaw, 1545 (Gerber NL.). Einzelne Stücke von seiner Arbeit finden sich außerdem, neben Tonsätzen von Josquin, Brumel, Willaert, Walter, Senfl, Isaac, St. Mahu, Ducis und Anderen, in den nachfolgenden gleichzeitigen Sammelwerken: „Psalmorum select. Tom. I“, Nürnberg, bei Petreius, 1538; „Concentus 4—8 voc.“, Augsburg bei Uhlhard 1545; „Cantiones 5—7 voc.“, Augsburg bei Kriesstein 1545; „Selectissimae nec non Familiarissimae Cantiones ultra centum 2—8 voc.“, Augsburg bei Kriesstein 1540; „Bicinia gallica, lat. et germ.“, Wittenb. bei G. Rhaw 1545; in den Liedersammlungen von G. Forster, Nürnb. 1539 ff. und Johann Ott, ebd. 1544; die 123 neuen geistl. Gesänge 4—5 voc. für die gemeinen Schulen, Wittenb. bei G. Rhau 1544, enthalten sieben Tonsätze von D. Endlich hat Glarean in sein Dodekachordon

aufgenommen: „Domine Jesu Christe 3 voc.“, S. 276; „Servus tuus sum“ und „Erue Domine 2 voc.“, S. 328 f.; „Domine fac me 4 voc.“, S. 342; „Ab occultis meis 4 voc.“, S. 344. v. Dommer.

Dietrich: Veit D. (Vitus Theodorus oder Theodoricus), geboren 1506 zu Nürnberg, † im März 1549. Er studirte seit 1527 zu Wittenberg, wo er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Lehrer Luther und Melanchthon erwarb. Im J. 1527 wurde er Amanuensis Luther's und dessen Tischgenosse. Er begleitete ihn als solcher auf das Religionsgespräch zu Marburg 1529, darauf nach Coburg und verweilte bei ihm daselbst während des Reichstages von Augsburg 1530. Er war von etwas heftiger Gemüthsart und geneigt zum Disputiren. Dadurch gerieth er in eine jedoch nur kurze Zeit währende Spannung mit seinem bisherigen Genossen Luther, die ihn bewog, im J. 1535 in seine Vaterstadt zurückzukehren. Zu Anfang des J. 1536 berief der Rath den vielversprechenden jungen Mann, dem schon die Aussicht auf eine Professur in Wittenberg eröffnet worden war, als Prediger zu St. Sebald. Er nahm die Stelle an aus Liebe zu seiner Vaterstadt, die ihm durch pecuniäre Unterstützung das Studium in Wittenberg ermöglicht hatte. Er verblieb an jener Stelle bis an seinen Tod, sowie in fortwährender Verbindung mit Luther, mit dem er sich bald ausgesöhnt hatte, und mit Melanchthon. Er unterzeichnete im Namen der Nürnberger Kirche die schmalkaldischen Artikel 1537 und wohnte 1546 dem Colloquium von Regensburg bei. In Verwaltung seines Amtes wurde er in allerlei Geschäfte und Kämpfe hineingezogen. Er vertheidigte gegen Osiander (s. d. Art.) die Sitte der allgemeinen Absolution neben der Privatabsolution, während Osiander jene abschaffen wollte. Zuletzt wurde die Privatabsolution aufgegeben und erst durch das Augsburger Interim wieder eingeführt. Auf Befehl des Magistrats führte D. 1542 die Reformation in einigen pfälzischen Aemtern ein, welche Nürnberg käuflich an sich gebracht hatte. Mit dem genannten Osiander hatte er 1543 einen neuen Streit über die Ordination der Geistlichen durch Handauflegung, welchen Gebrauch D. als papistisch verwarf. Durch seine Bemühungen geschah es, daß der Gebrauch damals nicht durchdringen konnte. Wenn er hierin zu weit ging, wie denn die Handauflegung nicht nothwendig den katholischen character indelebilis in sich schließt, so hatte D. dagegen vollkommen Recht, den Ritus der Elevation der Elemente des Abendmahls, der bei der Reformation stehen geblieben war, zu bekämpfen. Denn es knüpften sich daran katholische Ansichten nicht nur, sondern auch katholische Kundgebungen. Seine Festigkeit hierin ist um so mehr anzuerkennen, als sein College Osiander für Beibehaltung des auf protestantischem Standpunkte durchaus verwerflichen Ritus sich aussprach; ebenso der sehr angesehene Rathsherr Baumgartner aus Furcht vor unruhigen Bewegungen, ja selbst Luther und Melanchthon. Nachdem D. 1543 auf eigene Faust die Elevation ausgelassen, wurden die übrigen Prediger vom Rathe angewiesen, sein Beispiel nachzuahmen. Es half nicht, daß Osiander über nestorianische Ketzerei schrie, daß man D. des Zwinglianismus beschuldigte. Er war nichts weniger als zwinglisch gesinnt, sondern in seinem Agendbüchlein sagt er geradezu: „es ist eine greuliche Sünde von diesem Sacramente halten wie Zwingel und die Sacramentschwärmer, daß es nur Brod und Wein sei.“ Dieses Agendbüchlein ist im Auftrage des Rathes für die Stadt Nürnberg und die dazu gehörige Landschaft verfaßt und 1543 gedruckt worden. — Es wurde bei der Ausarbeitung der neuen Agende für die baierisch-lutherische Kirche benützt. Melanchthon hatte gegen D. sein Gefallen an dieser Agende ausgedrückt und nur die Excommunication vermißt. Dietrich's letzte Lebensjahre wurden sehr getrübt theils durch Krankheit, theils durch die unglückliche Wendung der kirchlichen Verhältnisse. Während der Anwesenheit

Karls V. im J. 1547 trat er so scharf in einer Predigt auf, daß er auf Befehl des Rathes sich einige Zeit des Predigens enthalten mußte. Er mußte es erleben, daß ungeachtet des Gutachtens der Geistlichen, welches D. verfaßt hatte, das Interim 1549, wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in den meisten angenommen wurde, wobei denn auch der Ritus der Elevation der Abendmahlselemente wieder eingeschmuggelt wurde. D. blieb nur auf ernstes Zureden von Melanchthon in Nürnberg, starb aber schon in demselben Jahre. Was Dietrich's schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so hat er durch die Herausgabe vieler erbaulicher und auf die Schrifterklärung bezüglicher Schriften Luther's, die er zum Theil ins Deutsche übersetzte, christliche Erkenntniß und christliches Leben gefördert. Seine eigenen Producte beschränken sich meistens auf Predigten, bereits krank gab er 1548 den Propheten Jesaias in erbaulicher Auslegung heraus. Er hat auch einige geistliche Lieder verfaßt (Wackern, D. K. L. III, Nr. 610—13) und ist der Urheber mehrerer christlichen Anstalten in seiner Vaterstadt geworden. — S. im Corpus Reformatorum die Correspondenz Melanchthon's und Cruciger's mit Dietrich, sodann Strobel, Nachricht von dem Leben und den Schriften Veit Dietrich's, 1772. Herzog.

Dietrichstein: Adam Freiherr v. D., der Ahnherr der jüngeren nikolsburgischen oder fürstlichen Linie des Hollenburg-Finkensteinischen Zweiges seines Hauses, Sohn Sigmunds v. D., des Lieblings Kaiser Maximilians I., und der Barbara v. Rottal, geb. am 17. Oct. 1527 zu Graz, † 1590, kam 1547 als Page an König Ferdinands I. Hof. 1548 wurde er Truchseß, dann Mundschenk und 1553 wirklicher Kammerherr im Hofhalt des Erzherzogs Maximilian, Erbprinzen und nachmaligen Kaisers, dessen besondere Zuneigung und unbeschränktes Vertrauen er sich als Mann von vieler Begabung, feinen Sitten und Würde im Benehmen bleibend erwarb. Trotzdem hing er fest und eifrig der katholischen Lehre an, während seine beiden Brüder Karl und Sigmund Georg sich zur protestantischen bekannten. 1548 begleitete D. im Auftrage Ferdinands den Erzherzog Maximilian nach Spanien zum Beilager der Infantin Maria und kehrte mit ihm 1550 nach Deutschland und 1551 noch einmal nach Spanien zurück. 1552 treffen wir ihn bei Kaiser Karl in Innsbruck und bei König Ferdinand in Graz und 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg. Auch war D. eifrig beflissen, das Zerwürfniß zwischen dem Erbprinzen und seinem kaiserlichen Vater zu beseitigen. 1556 geleitete er Maximilian und dessen Gemahlin nach den Niederlanden. Als Oberststall-, bald hernach als Obersthofmeister gehörte D. seit 1560 dem Hofstaate der letzteren an. Auf dem im Monat Juni d. J. vom Erzherzog zu Wien gehaltenen prächtigen Turnier erschien er als einer der tapfersten Kämpfer in glänzendem Schmucke, in ganz silbernem Küraß, Schild und Helm. 1561 ward er von der Infantin Maria, damals bereits Königin in Böhmen, mit einem geheimen Auftrage und gelegentlich desselben auch von seinem königlichen Herrn mit jener so schwierigen und leider fruchtlosen Sendung an Pius IV. betraut, um in einem geheimen Consistorium zur Verhütung größeren Unheils die Gestattung des Laienkelches in den österreichischen Ländern zu erwirken. 1562 verwendeten ihn Ferdinand und Maximilian als Abgesandten an die Kurfürsten wegen der römischen Königswahl. Da dem König in diesem Jahre ein Erzherzog (Friedrich) geboren wurde, stand D. demselben als Pathe. 1563 übertrug ihm Maximilian das in politischer Beziehung wichtige Geschäft, seine beiden Söhne Rudolf und Ernst an den spanischen Hof zu bringen und sowol dort ihre Erziehung zu leiten, als auch dem österreichischen Gesandtschaftsposten vorzustehen. Anfangs vereinigte D. in seiner Person blos den Ajo der beiden Prinzen und den kaiserlichen Orator, aber noch Kaiser Fer-

dinand ernannte ihn kurz vor seinem Lebensende zu seinem Gesandten, auch führte er später den Titel eines Obersthofmeisters der beiden Erzherzoge. Die Sendung nach Madrid erfolgte 1563, und von dieser Zeit datirt die Herstellung des durch Maximilians Hinneigung zum Protestantismus gestörten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihm und Philipp, an dessen Befestigung jetzt Maximilian um so eifriger arbeitete, als ihm eine Verbindung seiner ältesten Tochter Anna mit Don Carlos, dem spanischen Thronerben, am Herzen lag. D. betrieb in Madrid auch diese Angelegenheit, und da dem Kaiser an der genauen Kenntniß der persönlichen Eigenschaften seines künftigen Schwiegersohnes sehr viel lag, so gab sich sein Gesandter alle mögliche Mühe, sie ihm zu verschaffen. Diesem Umstande verdanken wir einige Briefe Dietrichstein's, „unstreitig die genaueste und vollständigste aller bekannten Relationen" über Don Carlos. Die Heirath kam bekanntlich nicht zu Stande, und nachdem der Prinz gestorben war, wirkte D. als Procurator der Vermählung Anna's mit Philipp II. und ihrer Schwester Isabella mit Karl IX. von Frankreich. 1569 verlieh ihm König Philipp II. die reiche Comthurei von Alcaniz im Calatrava-Orden. 1571 brachte D. die Erzherzöge aus Spanien zurück (das Itinerar nach Dietrichstein's Diarium in Res gestae gentis Dietrichst., 96 ss.). Er selbst aber ging noch einmal nach Spanien, welches Land er erst 1573 für immer verließ. 1572 gab ihm die Wahl Rudolfs zum König von Ungarn den Anlaß zu einer Denkschrift, in welcher er dessen Erbrecht auf die Stephanskrone darzulegen suchte und die er gleich einer ähnlichen aus Anlaß der Krönung Rudolfs zum König von Böhmen (1575) verfaßten Schrift dem letzteren zueignete. D. wohnte 1575 der Krönung Rudolfs zum römischen König als sein oberster Hofmeister bei, welche Würde er bis an sein Lebensende beibehielt. In demselben Jahre verlieh ihm Kaiser Maximilian die Herrschaft Nikolsburg, die er bei persönlicher Anwesenheit daselbst aus einem Lehen in Dietrichstein's freies Eigenthum verwandelte. 1576 stand D. an des Kaisers Sterbebette. 1583 verliehen die ungarischen Stände ihm und seinem Sohne Maximilian den Incolat ihres Königreiches. 1588 wohnte D. dem Convent der Erzherzöge zu Prag bei, zu welchem die schlimme Lage des Erzherzogs Maximilian in Polen den Anlaß gab. Die letzten Jahre seines thätigen Lebens verbrachte D. auf seiner neuen Besitzung Nikolsburg, wo es ihm gelungen war, den Katholicismus wieder herzustellen, in eifrigem Verkehr mit gelehrten Freunden, wie dem Orientalisten Busbeck und dem Vorsteher der kaiserl. Hofbibliothek Blotius, der ihm 1576 den Katalog der Bibliothek widmete. D. † 15. Januar (nach Anderen 5. Februar) 1590. Aus der Ehe mit Margaretha, Don Antonio's, des Vicekönigs von Sardinien Tochter aus dem herzoglichen Hause Cordona (nicht Cardona), mit welcher er sich 1555 vermählte, und durch welche er selbst mit dem königlichen Geblüt von Aragonien in verwandtschaftlicher Beziehung stand, hatte er 12 Kinder, 4 Töchter und 8 Söhne, von denen sich die ersteren, Maria 1554, Hippolyta 1556, Anna 1557 und Beatrix 1563 geboren, alle in die reichsten Häuser Madrids verehelichten. Von seinen Söhnen sind Sigmund, Max und Franz erwähnenswerth, Anton aber starb schon im zartesten Alter.

Res gestae gentis Dietrichsteinianae, T. I., Olomucii 1621. — F. A. Edler v. Benedikt, Die Fürsten v. Dietrichstein in: Schriften des historischen Vereins für Inneröfterreich, 1. Heft. — Berichte des Freiherrn Adam v. Dietrichstein, österreichischen Gesandten am Hofe Philipps II., an den Kaiser Maximilian II. von 1563—68 in: M. Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II.

H. R. v. Zeißberg.

Dietrichstein: Franz, Fürst v. D., Cardinal und Bischof von Olmütz, Sohn Adams Freih. v. D. und der Margaretha, Herzogin von Cordona (nicht Cardona), geb. 22. Aug. 1570 zu Madrid, † 1636, studirte zu Wien und Prag, dann (seit 1588) im Collegium germanicum zu Rom, erhielt bereits 1591 (Februar) ein Canonicat zu Olmütz, ward 1593 auch Domherr in Breslau und Passau (nicht Salzburg), päpstlicher Kämmerer, 1594 Probst zu Leitmeritz und las 1597, zum Priester geweiht, in der St. Salvatorkirche der Jesuiten in der Altstadt Prag seine erste Messe. Von Clemens VIII., der als Cardinal auf einer Reise durch Mähren den jungen D. kennen und schätzen gelernt hatte, nach Rom berufen, wo er auch mit dem heiligen Philipp Neri verkehrte, begleitete er diesen Papst nach Ferrara und begrüßte hier in dessen Namen die Erzherzogin Margaretha auf ihrer Brautreise nach Spanien. Im Alter von 29 Jahren (3. Mai 1599) wurde er zum Cardinalpriester mit dem Titel zum h. Sylvester (den er nachmals mit jenem von S. Maria trans Tiberim vertauschte) erhoben und am 26. Mai 1599 auf dringenden Wunsch des Papstes und des Kaisers von dem anfangs widerstrebenden Capitel zum Bischof von Olmütz gewählt, in Rom, wo er lebte, sogleich bestätigt und consecrirt (October). Nachdem er als Legat a latere den Erzherzog Albrecht und dessen Gemahlin auf ihrer Reise aus Spanien über Italien nach den Niederlanden im Namen des Papstes zu Genua begrüßt und 23. April 1600 zu Graz die Ehe des Erzh. Ferdinand mit Maria Anna von Baiern eingesegnet hatte, hielt er am 9. Juni seinen Einzug in Olmütz. Sein Wirken in Olmütz wurde anfangs durch den Umstand erschwert, daß der Cardinal vermöge seines fast ununterbrochenen Aufenthaltes in der Fremde der böhmischen Sprache nicht ganz mächtig war. Als er bei den Sitzungen des Landrechtes sich der deutschen Sprache bedienen wollte, wurde ihm dies auf Antrag Karls v. Zierotin untersagt. Durch die Sprachenfrage wollte man den Cardinal thatsächlich zur Unthätigkeit verdammen. Doch D., obgleich dadurch verletzt, widmete sich dem Studium der böhmischen Sprache mit solchem Eifer, daß er sich ihrer in kurzer Zeit mit Sicherheit und Geläufigkeit bediente. Nicht minder thätig war er für die Gegenreformation, ein Unternehmen, welches bei der unabhängigen Stellung des Adels und bei der ins Blut des Volkes übergegangenen Hinneigung zum Protestantismus geradezu undurchführbar erschien. Er hielt die Frohnleichnamsprocession persönlich, am 25. Mai 1606 zu Brünn sogar barfuß ab, predigte Nachmittags, was bis dahin noch kein Bischof gethan, trieb Teufel aus, saß im Beichtstuhl ununterbrochen durch die ganze Char- und Osterwoche. Solcher Eifer war auch von Erfolg gekrönt. Seinen Predigten wohnte gewöhnlich die ganze Landschaft, auch die Sectirer bei. Herren und Ritter mit ihren Damen folgten ihm bei den Processionen mit brennenden Lichtern. Vor dieser glänzenden Gemeinde communicirte der Cardinal Hunderte von Personen und weihte Priester. So groß war sein Einfluß, daß er einen ansehnlichen Theil des protestantischen Adels bei einem Gastmal überredete, Beiträge zum Bau eines Jesuitenconvents in Brünn zu geben. Aehnliche Veränderungen bewirkte D. im Landrecht. Er setzte den Beschluß durch, daß kein Bewohner aufgenommen werde, der nicht zur Mutter Gottes und allen Heiligen schwöre, und bewirkte die Ausschließung Zierotin's aus demselben, sowie bei der Brünner Stadterneuerung die Entsetzung aller Unkatholischen von ihren Aemtern.

D., der eine so gewaltige Aenderung in so kurzer Zeit bewirkte, stand nun an der Spitze der Geschäfte. Er wurde Landeshauptmanns-Stellvertreter, doch bekleidete er diesen Posten nur bis 1602, denn die Prager Hofpartei war ihm damals abhold, zumal Liechtenstein, da der Cardinal dem Ansinnen desselben an den Kaiser, die Abtei Raygern zu Gunsten eines Jesuitencollegiums aufzulösen,

mit Erfolg entgegengetreten war. Zwischen 1600 und 1606 treffen wir D. wiederholt in Rom (Rechnungen über Dietrichstein's Ausgaben und Einnahmen in Rom 1600—1606 in der Hs. 595 des geh. Arch. in Wien): so 1600, um vom Papst Türkenhülfe zu erwirken und 1605 bei der Wahl der Päpste Leo XI. und Paul V. 1602 gerieth D. in Streit mit der Stadt Troppau, welche trotz kaiserlichen Befehles nicht den lutherischen Pfarrer beseitigen und einen katholischen präsentiren wollte. In dieser Sache kam D. selbst (8. Mai 1603) nach Troppau, wurde aber, als er einfuhr, von einem Volkshaufen umringt und mußte endlich froh sein, mit dem Leben aus der Stadt zu entkommen. 1605 befehligte er mit päpstlicher Erlaubniß das mährische Kriegsvolk gegen Boczkai, nahm Skalitz ein und schlug daselbst sein Hauptquartier auf. Auch gab er, als die verwittwete Erzherzogin Maria, die Mutter Kaiser Ferdinands II., aus Polen zurückkehrte, wohin sie ihre Tochter Constantia als Braut des Königs Sigismund III. 1605 gebracht hatte, derselben durch Mähren persönlich bewaffnetes Geleite, um sie vor Boczkai's Anschlägen zu schützen.

Während in dem bald darnach beginnenden habsburgischen Bruderkriege Zierotin und Liechtenstein die Sache des Matthias ergriffen, verkettete D. jetzt fester als je sein Schicksal mit jenem des Kaisers, der ihn nach Liechtenstein's Abgang (Ende 1607) zum Präsidenten des geheimen Rathes ernannte. In einer so trostlosen Angelegenheit, wie es der Streit zwischen Rudolf und Matthias war, war D. der vielgeplagte Unterhändler. Wiederholt reiste er in Rudolfs Auftrage nach Wien, dann nach Znaim, um Matthias durch das Anerbieten der Ratification des Wiener Friedens von dem beabsichtigten Marsche nach Böhmen abzubringen. Doch ließ sich Matthias weder hiedurch, noch durch eine vierte und fünfte Botschaft, die D. in Iglau und Czaslau überbrachte, umstimmen, obgleich außer der Anwartschaft auf Böhmen und der Uebertragung der Verwaltung von Oesterreich und Ungarn, die Rudolf seinem Bruder öffentlich anbot, D. zu Czaslau in geheimer Audienz auch das Anerbieten hinzufügen konnte, Matthias die Kaiserkrone zu verschaffen. Während Matthias nach Kolin zog (14. Mai), eilte der Cardinal nach Prag, um über die Forderung der Unirten und des Erzherzogs die kaiserliche Antwort abzuholen. Aber weder die Instruction, welche er vom Kaiser am 16. Mai erhielt und worin dem Erzherzog die ungarische Krone angetragen wurde, noch eine spätere, mit welcher der Cardinal am 21. Mai eine neue diplomatische Sendung, die siebente, unternahm, hielt Matthias von weiterem Vorrücken ab. D. befand sich sodann unter den Commissären bei den Verhandlungen zu Dubeč (11. Juni) und zu Liben (18. ff. Juni), denen zu Folge auch Mähren von Böhmen getrennt und an den Erzherzog abgetreten werden sollte. Nach der Unterzeichnung des Vertrages durch den Kaiser überbrachte D. als kaiserlicher Commissär dem Erzherzog Matthias die ungarischen Reichsinsignien in das Lager von Stěrbohol (27. Juni). Mit der Uebergabe Mährens an Matthias kam auch das Bisthum Olmütz unter dessen Scepter. Bei dem Einzuge des letzteren in Brünn (25. Aug.) empfing ihn D. auf dem letzten Stiegenabsatze der erzherzoglichen Wohnung und bei der Huldigung (30. August) celebrirte derselbe in der Jakobskirche das Hochamt. Tags darauf gab der Cardinal eine Tafel, bei welcher Matthias erschien und eine außerordentliche Pracht entfaltet wurde. 300 Speisen wurden aufgetragen und die Gäste von 18 Baronen und Vasallen des Bisthums bedient. Es war corte aperta. Jeder Fremde, der darum ansprach, erhielt Speisen und Getränke. Das Gefolge des Cardinals bestand aus 300 Reitern und Wagen. Auf dem am 26. August eröffneten Landtage widersetzte sich D. mit Erfolg dem Begehren Karls v. Zierotin und der protestantischen Stände nach unbedingter Glaubensfreiheit. Auch wurde D. in die Commission zur Redaction einer neuen Landesordnung gewählt.

Die Stellung Dietrichstein's in jener Zeit war eine eigenthümliche. Während sein Name überall unter den verfänglichsten Schriften der mährischen Stände zu Gunsten der österreichischen Protestanten zu lesen war, genoß er das höchste Vertrauen des Papstes Paul V., der ihm seine Absichten offenbarte, Matthias von allen Concessionen an die Protestanten zurückzuhalten. In ähnlicher Doppelstellung erscheint D. in dem sogenannten Sarkander'schen Processe. Die Troppauer waren endlich durch Achtserklärung und durch Einlagerung von Truppen gezwungen worden, Nikolaus Sarkander, Bruder des 1860 selig gesprochenen Johann Sarkander, als katholischen Pfarrer (Dechant) anzunehmen (1608). 1609 aber wurden von den Troppauern Briefe desselben aufgefangen, welche auf ein Complott hinzudeuten schienen, durch welches Mähren dem Kaiser wieder in die Hände gespielt und dem Katholicismus im Lande zum Siege verholfen werden sollte. Der Dechant mußte sich hierüber auf Verlangen der Troppauer Stände bei der bischöflichen Behörde in Olmütz zur Verantwortung stellen. Der Cardinal ließ ihn auf Ansuchen des mährischen Landeshauptmanns Karl v. Zierotin verhaften. Als aber Sarkander (24./25. Dec.) entkam, gerieth D., obwol er hierüber einen Schmerz offenbarte, daß Zierotin spottend meinte, es sei zu besorgen, der Cardinal werde in eine Trauerweide verwandelt werden, obwol er ferner alle, welche bei der Flucht thätig gewesen, mit dem Banne belegte, mehrere verdächtige Personen sogar ins Gefängniß werfen ließ, wo einige starben, doch in Verdacht, um so mehr, weil man wußte, daß er im verflossenen Jahre nur sehr ungern auf die Seite des Königs Matthias getreten war (vgl. Trampler, Correspondenz des Cardinals Franz Fürsten v. D. 1609—1611 im Archiv für österreich. Gesch. XLV.). D. krönte am Pfingstsonntag 1611 Matthias zum Könige von Böhmen. Anfangs December segnete er, zum päpstlichen Legaten für diesen Fall ernannt, zu Wien die Ehe des Matthias mit der Erzherzogin Anna von Tirol ein. 1612 reiste D. mit Karl v. Zierotin nach Prag, um eine Entscheidung in Frage der Annexion Troppau's an Mähren oder Schlesien bei dem Kaiser herbeizuführen (Sept. 1612). 1615 nahm er an dem Prager Generallandtage als Mitglied der mährischen Deputation theil, nachdem er zuvor im Auftrage des Kaisers eine auf diese Versammlung bezügliche Denkschrift Khlesl's begutachtet hatte. Auch bei dem Streite der Böhmen mit den Schlesiern wegen der Kanzlei (Gindely, Rudolf II. Anhang) fungirte D. als Obmann der kaiserlichen Commission zu Prag (Juni 1616). 19. Juni 1617 nahmen D. und Khlesl an der Krönung Ferdinands II. zum böhmischen Könige theil, wobei sie, eifersüchtig auf den Vorsitz, sich dahin einigten, bei der Ceremonie mehrmal die Sitze zu wechseln. 1618 nahm D. theil an der von den mährischen Ständen abgesendeten Deputation, welche dem Kaiser zur Wahl friedlicher Maßregeln bei der Bekämpfung des böhmischen Aufstandes rathen sollte, obgleich D. selbst nicht zu den Männern gehörte, die sich um einen Ausgleich sonderlich bekümmerten. D. war es auch, der, als die Stimmung gegen Matthias feindlich wurde, dem König (später Kaiser) Ferdinand II. abrieth, den Brünner Landtag von 1618, wie er die Absicht hatte, persönlich zu besuchen.

D. hatte so sehr im Vordergrunde der Restaurationspolitik gestanden, daß es nur natürlich war, wenn sich das 1619 in Mähren sammelnde Gewitter vor allem über ihn entlud. D. wurde in seiner Wohnung zu Brünn von einer Reitercompagnie bewacht, später auf dem Christi-Verklärungstage des Landes verwiesen und seiner Güter verlustig erklärt, worauf er sich auf seinem Schlosse Nikolsburg verborgen hielt und endlich nach Wien begab. Da änderte mit einem Schlage die Schlacht am weißen Berge die Situation. Im Stephansdome zu Wien feierte der Cardinal in einer begeisterten Dankpredigt diesen Sieg. D. wurde jetzt für jene Herren Mährens, die sich um die Gnade des Kaisers bewarben,

die Mittelsperson. Dieser ernannte D. zu seinem General-Commissarius, Statthalter (Gubernator) und Landeshauptmann in Mähren (1621—1636). Ueberdies wurde D. mit der Stellvertretung des Oberstlandkämmereramtes betraut. Als General-Commissar führte D. den Vorsitz in der Confiscations-, später in der General-Crida- (1623—1624), endlich (1628—29) in der Revisions- und Tractations-Commission. Hand in Hand mit den politischen Maßregeln, welche der Kaiser zur Pacification Mährens ergriff, ging die Religionsreform, deren Seele gleichfalls D. war (vgl. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, II. 207 und Ulmann, Die Vertreibung der Akatholiken aus Mähren 1623. 1624. 1625 in den Schriften der historisch-statistischen Section der mährischen Gesellschaft IX.). Ferdinand II. schenkte D. die Herrschaften Leipnik und Weißkirchen und erhob ihn (26. März 1624) in den Reichsfürstenstand. Am 8. Nov. 1629 wurde die dem Cardinal ertheilte Reichsfürstenwürde auf seinen Neffen und Erben Grafen Maximilian v. D. und jedesmal auf den Erstgeborenen dieses Geschlechtes ausgedehnt. Auch kaufte D. eine Anzahl confiscirter Rebellengüter an (Demuth, Landtafel 171 ff.). Aus dieser Zeit datirt der große Reichthum des Cardinals, dem Schmeichler eine Medaille prägen ließen mit dem Motto: Copia me inopem fecit, eine Anspielung auf seine vielen den Klöstern gemachten Stiftungen. 1621 wohnte D. dem Conclave bei, aus welchem 9. Februar Gregor XV. hervorging. Am 6. August 1623 war er bei der Wahl des Papstes Urban VIII. zugegen. Neben Pazmany schreibt man D. das Zustandekommen des Nikolsburger Friedens zwischen dem Kaiser und Bethlen Gabor zu (1621/22). Vgl. Firnhaber, Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen VIII. 1628 (5. April) wohnte D. der Grundsteinlegung der zur Erinnerung des Sieges am weißen Berge gegründeten Kirche S. Maria de Victoria bei Prag bei. Am 18. Juni 1630 übernahm D. zu Genua aus Herzog Alba's Händen die spanische Infantin Donna Maria und geleitete dieselbe nebst Graf Chr. Khevenhüller nach Wien zu ihrem Bräutigam Ferdinand (III.), mit welchem er sie 1631 in der Augustinerkirche zu Wien vermählte. Desgleichen taufte er die Kinder aus dieser Ehe, (1633) Erzherzog Ferdinand (IV.) und (1635) Erzherzogin Maria Anna und segnete 15. Juni 1635 die Ehe der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Ferdinands III., mit Maximilian I. von Baiern ein. 1635 wurde D. zum Protector Germaniae ernannt. Die Kaiserin Maria, welche ihren Bruder Ferdinand, Infanten von Spanien, zu sehen wünschte, begleitete D. nach Passau. 1636, als der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg war, führte D. das Directorium über alle öffentlichen Geschäfte auch in Unter- und Ober-Oesterreich und die Aufsicht über die Kinder Ferdinands III. Er begleitete sodann die Königin nach Regensburg und beging auf eigene Kosten deren Geburtstag glänzend. Sodann hielt er in Brünn den Landtag ab. Während des Mittagsmahles (15. Sept. 1636) fühlte er sich plötzlich unwohl, empfing Tags darauf die Sterbesacramente und starb zu Brünn am 19. Sept. 1636 als Senior der Cardinäle im 67. Jahre seines Alters, im 37. seines Bisthums. Sein (letztes) Testament (abgedruckt in den Schriften der historisch-statistischen Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues u. s. f. IX.) ist datirt: Oedenburg 29. Dec. 1634. Zum Erben des von ihm 29. Dec. 1634 errichteten Fideicommisses ernannte er seinen Neffen Maximilian, den er adoptirte. D. wurde in der Domkirche zu Olmütz, die er mehrfach verschönert hatte, beigesetzt. Die werthvolle Bibliothek, die er zu Nikolsburg gegründet, wurde 1645 von den Schweden vollständig ausgeplündert (Dudik, Forsch. in Schweden 38 ff.) und nur der 1631 von dem Jesuiten G. Dingenauer im Auftrag Dietrichstein's verfaßte Katalog derselben wird noch im Landesarchiv zu Brünn aufbewahrt (vgl. Dudik, Archiv für österreichische Geschichte XXXIX). Auch legte D. zu Nikolsburg eine Druckerei an und ließ sich gerne gelehrte Schriften zueignen. Von ihm selbst

besitzt man Predigten, die im Druck erschienen sind: die eine, gehalten in der Stephanskirche zu Wien „in wehrenden Jubilaeo", 1617; „Zwo Predigten, deren Eine am Hochheil. Fest Unser lieben Frawen Verkündigung, die Andere am Sonntag Lätare gehalten zu Brünn in Mähren. Im J. MDCXXVIII. Vnd gedruckt zu Olmütz bey Nikolaum Hradetzky." Zu Nikolsburg erbaute er eine der Loretto'schen nachgebildete Capelle (später Kirche) sowie eine Kirche auf dem h. (früher Tanz-) Berge. 1624 stiftete er eine Collegiate an der Wenzelskirche zu Nikolsburg mit einem dazu gehörigen Seminar, dessen Leitung er den Piaristen übergab. Für letztere stiftete er zu Leipnik ein Probehaus. Außer den Piaristen und Kapuzinern, die er nach Mähren kommen ließ, begünstigte D. auch die Jesuiten. Er trug das meiste dazu bei, daß letzteren ein Probehaus zu Brünn gestiftet wurde. Für die Franciscaner erbaute er zu Kremsier 1620, für die Kapuziner zu Brünn 1606, zu Nikolsburg 1611 und Wischau 1617 Klöster. Einen guten Ueberblick seines Wirkens für die Gegenreform gibt D. selbst in dem Bericht über die Diöcese Olmütz aus dem J. 1634 (von Dudik veröffentlicht im Archiv für österr. Gesch. XLII).

Leider fehlt es bisher an einer erschöpfenden, quellenmäßig behandelten Biographie Dietrichstein's. Die Quelle, auf welche die Angaben über ihn zurückzugehen pflegen, ist das seltene Buch: Rerum gestarum gentis Dietrichsteinianae T. I. Olomucii 1621. typis Schrammii. Auf ihr beruht Adam Voigt, Leben Franz Fürsten und Cardinals v. D. Leipzig 1792 (der Anhang handelt von den Münzen Dietrichstein's, denn Olmütz besaß damals noch das Münzrecht, das sich D. für Kremsier erneuern ließ. Eingehender hingegen: E. Edler v. Mayer, Des fürstl. Hochstifts Olmütz Münzen und Medaillen S. 4 ff.; vgl. auch Archiv f. k. österr. Gq. 1849. II.). Vgl. ferner: F. R. Edler v. Benedikt, Die Fürsten v. D. in den Schriften des hist. Vereins für Inneröstterreich. 1. Heft. Graz 1848. Wolny, Kirchl. Topogr. von Mähren I, 87 ff. Werthvolles Material enthalten über D. Chlumetzky's Karl v. Zierotin, Gindely's verschiedene Schriften und d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der Rebellion, Reformation, des 30jährigen Krieges und der Neugestaltung Mährens (8. Bd. der Schriften der mähr.-schles. Gesellschaft). Sehr gehaltvoll ist auch die „Correspondenz des Cardinals D. mit dem Hofkriegsrathspräsidenten Collalto", herausgegeben von R. Trampler, Wien 1873 (umfassend die J. 1623—30). v. Zeißberg.

Dietrichstein: Johann Karl, Fürst v. D.-Proskau-Leslie, geb. 27. Juni 1728, war der erstgeborene Sohn des Fürsten Karl Max Philipp Franz Xaver v. Dietrichstein (geb. 28. April 1702, gestorben 24. October 1784) und der Fürstin Maria Anna Josepha, geb. Gräfin v. Khevenhüller (vermählt 2. Sept. 1725, gestorben 4. Oct. 1764). Erst 28 Jahre alt wurde er Ende 1756 zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt. Trotz seiner Jugend rechtfertigte er vollkommen auf diesem während des siebenjährigen Krieges nicht unwichtigen Beobachtungsposten das in ihn gesetzte Vertrauen. Er verließ Kopenhagen mit Urlaub am 3. Januar 1763 und begab sich nach Wien zum Besuche seiner Verwandten. Als er sich wieder auf seinen Posten zurück verfügte, wurde er mit einer wichtigen Sendung betraut. Er sollte auf der Durchreise in Berlin die Gesinnungen des Königs von Preußen über die bevorstehende Königswahl erforschen. Die Haltung des Kurfürsten von der Pfalz hatte in Wien gerechte Besorgnisse hervorgerufen. Den König dahin zu bringen, daß er zur Hinwegräumung der Hindernisse, welche der Kurfürst der Wahl Josephs in den Weg zu legen drohte, seine Mithülfe leihe, und daß er die frühere Behauptung, derzufolge die Einhelligkeit der Stimmen nothwendig sei, nicht neuerdings aufnehme — das war die Aufgabe, welche D. zu lösen hatte. Am Abende des 5. Juli 1763 traf D. in Berlin ein. Am 7. Juli machte er dem neuernannten Minister Hertzberg die ersten Eröffnungen. Dieser erweckte in ihm die Hoffnung

auf Gewährung seiner Wünsche, Finkenstein bekräftigte, der König erfüllte sie. Zu Charlottenburg wurde D. vom Könige am 13. Juli empfangen und beauftragt, der Kaiserin zu schreiben, daß er entschlossen sei, ihrem Begehren zu willfahren. Er habe hinsichtlich der römischen Königswahl sein Wort verpfändet und werde sein Versprechen rückhaltlos erfüllen. D. erstattete am 15. Juli ausführlichen Bericht über diesen guten Erfolg seiner Sendung, verließ am nächsten Tage Berlin und langte am 31. Juli in Kopenhagen an. Sein Aufenthalt dort war von keiner Dauer. Schon im October erhielt er das kaiserliche Abberufungsschreiben und verließ Kopenhagen am 4. November 1763. Nach Wien zurückgehrt, wurde er als Oberststallmeister beim Kronprinzen Erzherzog Joseph angestellt. Am 20. Januar 1764 vermählte er sich mit Maria Christine, Gräfin von Thun (geb. 25. April 1738, gest. 4. März 1788). Im März desselben Jahres wurde ihm die geheime Rathswürde, im J. 1767 der Orden vom goldenen Vließe verliehen. Als Joseph zur Zeit seiner Mitregentschaft Einschränkungen im Hofstaate vornahm und Fürst Auersperg, bisher Oberststallmeister der Kaiserin, aus seinem Amte schied, behielt D. die Stelle eines Oberststallmeisters auch in dem nunmehr vereinigten Hofstaate bei. Er genoß gleiches Vertrauen bei Maria Theresia wie bei ihrem Sohne, dessen Gunst, ja vertraute Freundschaft er sich erwarb und bewahrte. Mit dem Grafen von Rosenberg und dem Feldmarschall Grafen v. Lacy bildete er geraume Zeit hindurch den engeren Gesellschaftskreis Josephs. Er begleitete denselben 1766 auf seiner ersten Reise in das Banat und später nach Italien, war dessen einziger Begleiter, als dieser am 15. März 1769 durch die Porta del Popolo in Rom einfuhr, ohne daß irgend Jemand um die Ankunft des Kaisers wußte oder ihn erkannte, und setzte mit ihm die Reise nach Neapel, Florenz, Parma, Turin und Mailand fort. 1770 begab er sich aus Anlaß der großen Hungersnoth nach Böhmen und Mähren. Er wohnte auch der Zusammenkunft bei, welche Kaiser Joseph mit König Friedrich im Lager bei Neisse hatte. — Durch Cession seines Vaters erhielt er 1779 die gräflich Proskau'schen Fideicommißherrschaften Proskau und Chrzelitz, die er 1782 an den König von Preußen verkaufte. Im J. 1802 fielen ihm nach dem Aussterben des gräflich Leslie'schen Mannsstammes auch die Fideicommißherrschaften Ober-Pettau und Neustadt an der Mettau zu. Seit 4. März 1788 Wittwer trat er am 23. Juli 1802 in zweite Ehe mit Anna Baldtauf (geb. 6. Februar 1757, gest. 25. Februar 1815). Gleichzeitige Quellen rühmen seine Wohlthätigkeit, seine gute Laune und seinen Freimuth, nennen ihn einen Biedermann im strengsten Sinn des Wortes, einen würdigen Staatsmann und treuen Anhänger seines kaiserlichen Freundes. Seiner ersten Ehe waren acht Kinder entsprossen, von denen er drei schon in frühester Jugend verlor. Er starb im 80. Lebensjahre am Morgen des 25. Mai 1808.

Wurzbach, Biogr. Lex. 3. Th. (Wien 1858). — Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungszeit. 1. Band (Wien 1876). Felgel.

Dietrichstein: Moritz Graf von D.-Proskau-Leslie, geb. 19. Febr. 1775 zu Wien, † 27. August 1864 daselbst. Ein Sprößling des jüngeren, gefürsteten Zweiges der Hollenburg-Finkenstein'schen Hauptlinie, eines uralten, durch eine Reihe hervorragender Staatsmänner ausgezeichneten Geschlechtes, trat Graf Moritz D., der jüngere Sohn des dem Kaiser Joseph II. innig befreundeten Fürsten Karl D., im J. 1791 im Alter von 16. Jahren als Unterlieutenant bei dem Infanterieregimente Lascy ein. Im J. 1793 zum Oberlieutenant in der Artillerie befördert, nahm er an den Feldzügen in den Niederlanden in den J. 1794—1796 mit Auszeichnung Antheil, ward im J. 1795 als Hauptmann im Generalstab dem Feldmarschall Grafen Alvinczy beigegeben, an dessen Seite er die Feldzüge am Ober- und Niederrhein und, im J. 1796 zum Major befördert, den unglücklichen Feldzug in Italien, insbesondere die Schlachten von Bassano und

Arcole, mitmachte. Noch vor dem Abschlusse des Friedens von Campo-Formio wurde er im März 1797 als Flügeladjutant dem Feldmarschall Baron Mack, der am Rhein stand, zugetheilt, als dessen Begleiter er an den militärischen Bewegungen am Rhein, in Inneröstterreich, an den italienischen Grenzen, sowie im französischen Hauptquartier und in Baiern Antheil nahm. In Folge des im J. 1798 zwischen Oesterreich und Neapel abgeschlossenen Offensiv- und Defensiv-Bündnisses folgte D., zum Oberst und Generaladjutanten ernannt, dem zur Führung des neapolitanischen Heeres bestimmten Feldmarschall Mack nach Neapel. Die unrühmliche Haltung der neapolitanischen Truppen in jenem, nur wenige Wochen dauernden Feldzuge nöthigte Mack zum schleunigen Rückzuge nach Neapel und zum Abschlusse eines Waffenstillstandes am 10. Januar 1799 in Capua, und zwang ihn, nachdem der neapolitanische Hof sich selbst an Bord des englischen Admiralschiffes geflüchtet hatte und bei der eingerissenen vollständigen Anarchie seine eigene persönliche Sicherheit im höchsten Grade gefährdet war, sich sammt den ihm beigegebenen österreichischen Officieren in das Lager des Generals Championnet zu begeben und sich seinem Schutze anzuvertrauen. Ungeachtet der ihm von letzterem freigestellten Rückreise nach Deutschland wurde jedoch Mack, in Bologna angelangt, auf Contreordre des ersten Consuls Bonaparte, sammt seiner Suite, darunter auch der Oberst Graf D., als Kriegsgefangener erklärt und unter strenger Bewachung nach Frankreich abgeführt. Nach beinahe zweijähriger Haft, zuerst in Briançon, dann in Dijon und zuletzt in Paris, und nachdem sich Feldmarschalllieutenant Mack, ungeachtet des gegebenen Ehrenwortes, dieser völkerrechtswidrigen Behandlung, ohne Vorwissen seiner Suite, durch die Flucht entzogen hatte, gelang es endlich D., nachdem ihm noch die vollste Anerkennung seines ehrenvollen Verhaltens von Seite des französischen Kriegsministers Carnot zu Theil geworden war, am 28. April 1800 seine Freiheit wieder zu erlangen. Nach Wien zurückgekehrt, verließ er kurz darauf den Militärdienst, vermählte sich mit der Gräfin Therese von Gillüs und widmete sich von da ab ausschließlich der Pflege der Kunst und Wissenschaft, die er, im regen Verkehre mit deren hervorragendsten Vertretern, namentlich Heinrich Collin, v. Sonnenfels, Johannes Müller, Hormayr, Maylath, Beethoven, Weigl, den Malern Füger, Lange, Bildhauer Zauner u. A., die in seinem Hause einen geselligen Mittelpunkt fanden, als echter Mäcen zu fördern beflissen war. Im J. 1815 zum Erzieher des Herzogs von Reichstadt ernannt, leitete er die Jugend desselben in der taktvollsten und verständigsten Weise bis zum J. 1831, in welchem der junge Prinz, unter Beweisen seiner dankbaren Anerkennung und Freundschaft, sich von ihm trennte.

Außerdem war D. schon früher vom kaiserlichen Hofe zur Leitung der verschiedenen, zur Förderung der Künste und Wissenschaften bestimmten Hofanstalten und Sammlungen berufen worden. Seit 1819—1848 bekleidete er die Aemter eines Hofmusikgrafen, Hoftheaterdirectors, des Präfecten der Hofbibliothek, des Directors des Münzen- und Antikencabinets, daneben auch das Amt eines Oberstkämmerers und später des Obersthofmeister-Stellvertreters des Kaisers. In allen diesen Stellungen führte D. nicht nur eine Reihe von zweckmäßigen Reformen durch, bereicherte durch eine langjährig persönlich unterhaltenen Correspondenz mit den hervorragendsten wissenschaftlichen Capacitäten sowie mit in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften und Kunstinstituten die seiner Leitung anvertrauten Sammlungen, sondern gewann auch durch das warme Interesse, das er den Leistungen auf diesen Gebieten entgegenbrachte, allenthalben die vollste Sympathie der betheiligten Kreise, in einem bis dahin und auch seither kaum dagewesenen Maße.

Im J. 1848 zog sich D. von allen seinen öffentlichen Stellungen zurück. Der im J. 1854 eingetretene Tod seines älteren Bruders, des Fürsten Franz

Joseph D., brachte ihm den Besitz der großen Fideicommißherrschaften der älteren Linie. Auf die Anwartschaft auf den Fürstentitel sowie auf die eventuelle Nachfolge in den Besitz des Fideicommisses der älteren Linie verzichtete er jedoch, nachdem sein einziger Sohn, Moritz, ihm im J. 1852 im Tode vorangegangen, in einem im J. 1856 zu Stande gekommenen Familienvertrage zu Gunsten seines Neffen, des Fürsten Joseph, welchen er gleichwol auch zu überleben bestimmt war. Von da ab war sein Leben, ohne jede öffentliche Stellung, ausschließlich der Pflege der Künste und Wissenschaften, die er in wahrhaft großartiger Weise unterstützte, und dem gewohnten freundschaftlichen Verkehre mit deren hervorragenden Vertretern gewidmet. Seit dem J. 1862 durch eine schmerzhafte Krankheit ununterbrochen an das Bett gefesselt, nahm er gleichwol bis in sein 90. Lebensjahr an allen öffentlichen Angelegenheiten und an allen Schicksalen seiner Freunde den lebhaftesten Antheil, über die zahlreichen höchsten Auszeichnungen, die ihm bis an die Grenze seines Lebens von allen Seiten im reichsten Maße zu Theil geworden, mit wahrhaft stoischer Gleichgültigkeit hinwegsehend. Mit seinem am 27. August 1864 erfolgten Tode erlosch das uralte und berühmte Geschlecht und ging der Name und Fürstentitel an seinen Schwiegersohn, den Grafen Alexander Mensdorf über, um nach dessen wenige Jahre darauf erfolgten Ableben für alle Zeiten zu erlöschen.

Weidmann, Graf Moritz Dietrichstein. Sein Leben und Wirken. Wien 1867. — Oesterreichische Revue 1866. IV. Jahrgang. Heft II. u. III. — Die vollständige Litteratur bei Wurzbach. Sommaruga.

Dietsch: Heinrich Rudolf D., Philolog und Schulmann, geb. zu Mylau im Voigtlande am 16. März 1814, † in Stötteritz bei Leipzig am 29. Decbr. 1875. Schon in dem Alter von vier Jahren verlor er seinen Vater, welcher Director der Brückner'schen Spinnerei gewesen war und die Seinigen in sehr bedrängter Lage zurückließ. Die Mutter zog nach Reichenbach, wo der Knabe seine erste Schulbildung erhielt. Zehnjährig trat er im Herbst 1824 als Pensionär des Conrectors Dähne in das Stiftsgymnasium zu Zeitz, wo Kießling und Kahnt besonders auf ihn einwirkten. Von 1832—36 studirte er in Leipzig Philologie, wo er natürlich alle Vorlesungen G. Hermann's hörte und Mitglied der griechischen Gesellschaft wurde. Bezeichnend für seine spätere Richtung ist das Interesse für die geschichtlichen Vorlesungen Wachsmuth's und die mehr die Realien des Alterthums behandelnden A. Westermann's. Nach vierjährigem Aufenthalte ging er nach Halle, um daselbst in gleicher Richtung unter Bernhardy und Leo seine Studien zu vollenden. Zu gleicher Zeit war er als Hülfslehrer an der lateinischen Hauptschule beschäftigt; die ersten Versuche seiner schulmeisterlichen Wirksamkeit gelangen sehr gut. Dies ward die Veranlassung zu der Berufung an das Gymnasium in Hildburghausen, an dem er fast vier Jahre blieb. Vorher noch hatte er in Leipzig die philosophische Doctorwürde erworben. Die Verheirathung mit Bianca Teubner am 23. Mai 1839 erweckte den Wunsch, in die Nähe des schwiegerelterlichen Hauses versetzt zu werden; derselbe ging bald in Erfüllung, denn am 20. Mai 1840 wurde D. zum neunten Oberlehrer an der Landesschule in Grimma ernannt und vorzugsweise mit dem geschichtlichen und geographischen Unterrichte betraut, wozu noch einige deutsche und lateinische Stunden in einer Unterclasse hinzutraten. In dieser Stellung blieb er, wenn auch nach und nach bis zur sechsten Stelle im Collegium aufrückend, 10 Jahre. Nur in Behinderungsfällen der Rectoren hatte er vorübergehend lateinische und griechische Unterrichtsstunden in Prima ertheilt, erst 1850, als er in die fünfte Lehrerstelle aufrückte, wurde er Ordinarius von Secunda und übernahm dazu den griechischen Prosaiker in Prima. 1860 trat er in die vierte Stelle ein und am 13. April 1861 feierte er unter lebhafter Theilnahme sein 25jähriges Lehrer-

jubiläum. Im Herbste 1861 wurde er zum Rector des Gymnasiums und der damit verbundenen Realschule nach Plauen berufen. Damit eröffnete sich ein weiterer, selbständiger Wirkungskreis noch dazu an einer Doppelanstalt, deren verschiedene Interessen zu wahren er bei seiner wissenschaftlichen Vielseitigkeit eben so geeignet als bei seiner pädagogischen Einsicht geneigt war. Auch war er seiner Heimath und dem Kreise seiner Verwandten durch diese Versetzung nach der freundlichen Bergstadt nähergerückt. Trotzdem ging er mit Freude nach Grimma zurück, als Eduard Wunder das Rectorat der Landesschule niederlegte. Am 28. Mai 1866 trat er das Amt an mit einer lateinischen Rede, welche von dem Einflusse der Humanitätsstudien auf die sittliche Ausbildung der Jugend handelt. Aber nach wenigen Jahren zeigte sich eine Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte, namentlich das Gedächtniß schwand, eine krankhafte Nervosität stellte sich ein, äußere Reizmittel verschlimmerten das Uebel, unter dem auch das amtliche Wirken schwer leiden mußte. Ostern 1872 legte er sein Amt nieder, das er erst vor wenigen Jahren mit fröhlichen Hoffnungen übernommen hatte, und schied von der Anstalt, welcher der größte Theil seines Lebens gewidmet gewesen war. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Leipzig. Die Hoffnung, daß die Ruhe seinen kranken Nerven Genesung verschaffen werde, ging nicht in Erfüllung. Sein Leiden bildete sich vielmehr zu voller Geisteskrankheit aus und machte seine Unterbringung in der Irrenanstalt zu Stötteritz nothwendig. Dort ist er am 29. Decbr. 1875 gestorben, ohne sich und den Seinen wiedergegeben zu sein. Als Lehrer war D. gewissenhaft, durch seine fruchtbare Methode vielseitig anregend, mit seinem gegenwärtigen Wissen und durch die Kraft seines Gedächtnisses imponirend. Die freundliche und wohlwollende Gesinnung gegen die Schüler sicherte ihm deren Liebe und Vertrauen. Da seine Ehe kinderlos war, hat er im Verein mit seiner Gattin vieler armer Schüler sich angenommen und ihnen unterstützende Beihülfe gewährt. Der Schule galt auch, was er in Schriften geliefert hat. Schon 1839 gab er den ersten Cursus eines Uebungsbuches zum Uebersetzen ins Lateinische, dem (Halle 1841) der zweite Cursus folgte. Das Buch fand viel Eingang, weil es sich an die damals viel gebrauchte Grammatik von O. Schulz anschließt, und verdient ihn in dem zweiten Cursus noch heute, weil hier in den Erzählungen überall auf den Sprachschatz des Cornelius Nepos Rücksicht genommen wird. 1843 erschien in Grimma das Leben Albrechts des Beherzten. Als Jahn 1847 gestorben war, trat er, bestimmt, wie er sagt, durch den Wunsch seines Schwiegervaters B. G. Teubner, seit Januar 1848 in die Redaction der „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" ein, zuerst bis 1851 mit R. Klotz, von 1852—56 mit diesem u. A. Fleckeisen, von 1857—62 mit Fleckeisen allein. 1855 wurde die Trennung in zwei Abtheilungen vorgenommen, die pädagogische, die seinen Neigungen am meisten entsprach, nahm D. für sich und es war für ihn ein schmerzliches Opfer, als er 1863 durch äußere Rücksichten diese Thätigkeit aufzugeben veranlaßt wurde. Gleich im Anfange boten die widersprechenden Bestrebungen auf dem Gebiet der Gymnasialreform ihm reiche Gelegenheit berichtend und bestreitend in seiner Zeitschrift aufzutreten, wie er auch an den Versammlungen der sächsischen Gymnasiallehrer regen Antheil nahm und über die Juli-Versammlung in Leipzig 1848 selbst einen genauen Bericht abstattete. Bei den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner war er ein fleißiger Theilnehmer, die Versammlung in Meißen (1863) eröffnete er als ordnender Präsident mit einem Vortrage über Lessing als Philolog; in Stuttgart (1856) sprach er über richtige Auffassung und Würdigung des Sallust. Den Verhandlungen der pädagogischen Section in Stuttgart legte er Thesen über das Programmen-Institut, in Braunschweig (1860) über den Geschichtsunterricht vor. Bei der Tafel ließ er sich gern in Prosa und in Versen

aus. Zu Schmid's Encyklopädie hat er umfangreiche Artikel über Alumnate und über das Schulwesen im Königreich Sachsen geliefert. Von alten Schriftstellern hat er für die Teubner'sche Bibliothek bearbeitet zweimal den Eutropius (1849) mit kritischen Anmerkungen und den Text allein (1850 und 1875), Herodot (1850 und 1874), Cicero's ausgewählte Briefe (1854 und 1874), Cornelius Nepos (1859 und 1869), die alle ein besonderes Verdienst nicht beanspruchen. Mehr Sorgfalt hat er dem Sallustius zugewendet, zu dem er immer wieder zurückkehrte. 1843 und 1846 erschienen Catilina und Jugurtha mit weitschichtigem lateinischem Commentar in der Art der Ausgaben cum notis variorum (sie ist vergriffen), 1843 die einfache Textausgabe (1874 zum vierten Male), 1859 eine neue Recension in 2 Bänden, 1864 der Catilina mit deutschen Anmerkungen, 1858 eine deutsche Uebersetzung in der Metzler'schen Sammlung zu Stuttgart, 1845 die „Observatio critica in Iugurthae partem extremam". Man wird zugeben, daß er für das sachliche und sprachliche Verständniß manches geleistet hat, aber für die tüchtige Handhabung der Kritik fehlte ihm nicht blos die richtige Methode. Der Versuch über Thukydides (1856) gibt Text, deutsche Uebersetzung und erklärende Anmerkungen zu 20 Capiteln (67—87) des ersten Buches. In zwei Programmen von Grimma gab er 1853 „Theologumena Vergiliana" und 1872 die „Comment. de Sophoclis Oedipode Colon.". Neben diese philologischen Arbeiten treten, gleichfalls durch sein Schulamt veranlaßt, die geschichtlichen, das „Lehrbuch der Geschichte" in 3 Bden. zuerst 1847—1851, sodann die zweite Aufl. 1861—69 in zwei Bden. von je zwei Abtheilungen, die aber nur bis zu den Kreuzzügen gehen und ihre Fortsetzung von Richter in Jena erwarten. Noch mehr Eingang hat der „Grundriß der Geschichte für die oberen Classen" gefunden, denn von ihm sind seit 1854 bereits sieben Auflagen erschienen und von dem dazu gehörenden Abriß der brandenburg-preußischen Geschichte vier. Endlich verdient Erwähnung, daß D., wie mehrere andere deutsche Schulmänner, berufen war den Entwurf eines Reglements für die allgemeinen Bildungsanstalten in Rußland zu begutachten, für welche Arbeit die kaiserliche Regierung ihm 1864 den Annenorden 3. Classe verliehen hat.

Vgl. (Vogel in Chemnitz) Zur Erinnerung an R. Dietsch in Masius' Jahrbüchern für Pädagogik 1876. S. 110—119. Eckstein.

Dietwin, Cardinalbischof, aus Schwaben, † 1153, war Mönch des Klosters Mauermünster, wurde Abt in Gorz, endlich Cardinalbischof von St. Rufina. Seit dem J. 1134 war er als päpstlicher Legat zuerst unter Kaiser Lothar, dann in noch hervorragenderer Weise als Anhänger der Staufer unter König Konrad III. in Deutschland thätig. Als sich Herzog Friedrich von Schwaben im October des genannten Jahres zu Fulda unterwarf, löste ihn der Legat vom Bann, feierte mit dem Kaiser das Weihnachtsfest zu Aachen und stand ihm noch auf dem im März 1135 zu Bamberg abgehaltenen Reichstage zur Seite. Nach Lothars Tode erschien er abermals in Deutschland, um unter Zustimmung des Papstes, der Römer und der Städte Italiens und im Einverständniß mit dem Erzbischof Adalbert von Trier gegen Herzog Heinrich den Stolzen die Erhebung Herzog Konrads durchzusetzen. Den bereits am 13. März 1138 zu Coblenz gewählten begleitete er zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Aachen, wo er selbst, da der Erzbischof von Köln das Pallium noch nicht besaß, in immerhin unhergebrachter Weise die Krönung vollzog. Hiermit war Dietwins Aufgabe als päpstlicher Legat keineswegs gelöst, vielmehr stand er dem König auch in den nächsten Jahren berathend zur Seite, im November und December 1140 bei der Belagerung von Weinsberg, im Frühjahr 1141 zu Regensburg, als es galt, seinen Halbbruder, den Babenberger Leopold, gegen die Angriffe Herzog Welfs zu schützen, ebendaselbst in den beiden ersten Monaten des J. 1142, wo

der König nach dem am 18. October erfolgten unerwarteten Tode Leopolds über das erledigte Herzogthum und die rheinische Pfalzgrafschaft Bestimmungen treffen mußte. Seine Mission hatte ihr Ende erreicht, als sich auf dem großen Reichstage zu Frankfurt im Mai 1142 endlich der Friede zwischen der staufischen und der sächsischen Partei durch die Vermählung Gertruds, der Wittwe Herzog Heinrichs des Stolzen, mit Heinrich Jasomirgott, dem Bruder des Königs, befestigt zeigte. Als 5 Jahre danach König Konrad dem Ruf des heiligen Bernhard gefolgt war und das Kreuzzugsgelübde abgelegt hatte, erschien D. nochmals als päpstlicher Legat in Deutschland; zunächst hatte er den Beschwerden des Papstes Eugen Ausdruck zu geben, weil Konrad in jener Angelegenheit Rath und Bewilligung der römischen Curie nicht zuvor nachgesucht hatte, sodann wurden er, nicht der heilige Bernhard, und der Cardinalpriester Guido von Florenz dazu auserſehen, als apostolische Legaten die beiden Könige von Deutschland und Frankreich nach dem Orient zu begleiten. Der Einfluß Dietwins, so weit es sich darum handelte, ihn während des Kreuzzuges als Deutscher den Franzosen gegenüber geltend zu machen, war keineswegs erheblich. Erst nach Ostern 1149 scheint er mit König Ludwig das heilige Land verlassen zu haben. Als ungeachtet der kläglichen Erfolglosigkeit schon im nächsten Jahre neue Kreuzzugspläne auf das lebhafteste von Frankreich ausgingen, hat D. sie in sofern unterstützt, als er, und zwar im Sinne des Papstes, aber freilich vergebens, von Italien aus König Konrad zu bestimmen suchte, sich vom griechischen Kaiser zu trennen, dafür aber sich mit dem den Franzosen befreundeten und von den Griechen angegriffenen König Roger von Sicilien zu verständigen.

Schirrmacher.

Dietz: Feodor D., Schlachtenmaler, geb. zu Neunstetten in Baden den 29. Mai 1813, † 18. Nov. 1870, erhielt den ersten Unterricht bei den Brüdern Kuntz in Karlsruhe, begab sich aber schon 1831 nach München, wo er sich bald durch sein Talent bemerkbar machte. Erst bei den Wandgemälden im Königsbau beschäftigt, ging er bei entschiedener Neigung zu allen militärischen Dingen bald zur Schlachtenmalerei über und malte zunächst einige Bilder zu dem Schiller'schen Wallenstein. So einen Tod Max Piccolomini's 1835, welcher großen Erfolg hatte durch die Kühnheit und den Phantasiereichthum der Composition trotz allerdings sehr unvollkommener Technik und geringer Kenntniß der Natur. Aber die durchaus romantische Auffassung, welche der damaligen Stimmung so sehr entsprach, ließ den sehr starken Bestandtheil theatralischen Wesens, das eine fast nothwendige Frucht solcher Vereinigung war, anfänglich ganz übersehen. Um so mehr, als die nun rasch nach einander folgenden Bilder vom Tod Pappenheim's, Gustav Adolfs, dem Sieg des Markgrafen Ludwig über die Türken einen bedeutenden Fortschritt zu gesundem Realismus zeigten. Einige Bilder aus der neueren Kriegsgeschichte offenbarten freilich auch die Mängel dieser leicht ins Hohle und Gespreizte umschlagenden Richtung, denen er niemals durch jenes feine Naturstudium, den starken Sinn für alles Individuelle und Charakteristische zu begegnen wußte, wie er den Werken eines Pet. Heß, Frz. Adam, Horschelt ihren Werth gibt. Auch nicht als er bei einem dreijährigen Aufenthalt in Paris sich mit Vernet befreundete. Indeß erhielt dort eines seiner durch ihre reiche Erfindung und energisches dramatisches Leben frappirenden Bilder die große goldene Medaille. — Im J. 1839 kehrte er erst nach Karlsruhe zurück und malte dann, bald wieder nach München übersiedelnd, eine Reihe Scenen aus der badischen Kriegsgeschichte, die indeß wenig Werth haben, da der Mangel eines genauen Naturstudiums, wie der Fähigkeit, dem modernen Leben seine malerische Seite abzugewinnen, immer mehr hervortritt.

Voll patriotischer Begeisterung und ritterlichen Wesens machte er 1848 und 49 die Feldzüge in Schleswig-Holstein als Freiwilliger mit und brachte eine interessante Ausbeute an künstlerischen Studien heim, ohne sie indeß in bedeutenden Schöpfungen zu verwerthen, da die Darstellung moderner Kämpfe seinem vorherrschend pathetisch idealisirenden Wesen immer weniger gelang. Am meisten Werth haben sie darum noch, wenn er sie ins phantastische Gebiet hinüberspielen kann, wie in seiner nächtlichen Heerschau nach Zedlitz oder seiner Scene aus der Schlacht von Leipzig, wo Bauern dem fliehenden Napoleon ihre Verwünschungen nachsenden. Dies führte ihn denn auch zu seiner bedeutendsten Schöpfung, jener Zerstörung Heidelbergs durch Melac, die er in lebensgroßen Figuren 1856 für die Karlsruher Gallerie gemalt hat, ein Bild, dem man trotz stark hervortretendem theatralischen Pathos, ziemlich roher Charakteristik und ungenügender Bewältigung der Zeichnung doch weder dramatisches Leben noch glückliche Erfindung der Motive oder selbst coloristisches Verdienst absprechen kann. Viel schwächer ist die unmittelbar darauffolgende Königin Eleonore am Sarge Gustav Adolfs, schwarz und schwer gemalt, conventionell in der Auffassung und roh in der Durcharbeitung.

Von einer ungewöhnlich gewandten und einnehmenden Persönlichkeit unterstützt, erwarb sich in dieser Zeit D. viele Verdienste um die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Münchener Künstlerschaft, die ihn Jahre lang zum Vorstand der Corporation wählte, in welcher Eigenschaft er die historische Ausstellung von 1858, den Unterstützungsverein, eine Verbindung sämmlicher Genossenschaften zu einem allgemein deutschen Künstlerverein sehr förderte. Freilich war gerade die Beschäftigung mit diesen zeitraubenden und zerstreuenden Dingen künstlerischer Sammlung und Vertiefung sehr wenig günstig. Im J. 1862 folgte er einem Rufe als Lehrer an die Karlsruher Akademie, ohne dort irgend bedeutendes mehr zu schaffen. Selbst die Bilder, die er noch ins Münchener Nationalmuseum und fürs Maximilianeum lieferte, zeigen nur die Schwächen seiner Richtung, die ihn trotz aller unbestreitbaren Begabung zu Werken von bleibender Bedeutung nie kommen ließen. Als Abgeordneter der badischen Hülfsvereine den deutschen Truppen nach Frankreich folgend, machte ein Gehirnschlag dem bewegten Leben dieses durch seine glänzende Persönlichkeit noch mehr als durch seine Werke bedeutenden Mannes bei Gray am 18. Novbr. 1870 ein Ende. — Mit ihm starb einer der letzten und ritterlichsten Romantiker.

F. Pecht.

Dietz: Friedrich Reinhold D., Arzt, 1804 in Königsberg in Pr. geb., hatte hier, nachdem er sich eine vorzügliche philologische Ausbildung zu eigen gemacht, Medecin studirt und 1826 die Doctorwürde erlangt; auf Grund der von ihm veröffentlichten (später in Leipzig 1827 erschienenen) Inaugural-Dissertation „*Ἱπποκράτους περὶ ἱερῆς νούσου βίβλιον*“, einer griechisch-lateinischen, mit Varianten und Commentaren versehenen Ausgabe der in der hippokratischen Sammlung enthaltenen Schrift über die Fallsucht, wurden D. von der preußischen Regierung die Mittel gewährt, eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich, Italien, England und Spanien zu dem Zwecke anzustellen, Forschungen über die in den großen Bibliotheken befindlichen Manuscripte der griechischen und arabischen Aerzte und vorzugsweise vergleichende Untersuchungen über den Text der Handschriften anzustellen. Nach seiner 1833 erfolgten Rückkehr in die Heimath wurde er zum Prof. extraord. und Secundärarzt am Krankenhause ernannt, starb aber schon am 5. Juni 1836, nachdem er kurz zuvor Prof. ord. und Director des Krankenhauses geworden war. — Die aus seinen Collectaneen bearbeiteten Schriften Dietz' gehören mit zu den bedeutendsten Leistungen der neuesten Zeit auf dem vom Verfasser cultivirten Gebiete der Geschichte der

Medicin; schon 1830 veröffentlichte er in „Analecta med. ex libris mss. primum edita. Fasc. I." einen Auszug aus der Materia medica des Ibn Beithar mit Anmerkungen zu Dioskorides und Mittheilungen über mehrere in englischen Bibliotheken befindliche medicinische Sanskritschriften, ferner „Galeni de dissectione musculorum et de consuetudine libri", 1832, griechische Ausgabe der genannten Schriften, von welchen die letztgenannte (περὶ ἐθῶν) hier zum ersten Male im Urtext veröffentlicht ist, mit einer Anzeige der Resultate, zu welchen Verfasser auf seiner fünfjährigen Reise bezüglich der Kritik des Textes in der hippokratischen Sammlung gelangt ist, sodann „Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili . . et aliorum scholia in Hippocratem et Galenum", 2 Tom. 1834, eine sehr werthvolle, mit der gründlichsten Kritik und Umsicht bearbeitete Sammlung (erste Ausgabe im Urtexte), endlich „Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt", 1838, erste Ausgabe dieser classischen Schrift, nach dem Tode des Verfassers mit einem Vorworte und Zusätzen versehen, von Lobeck edirt. — Von seinen sehr umfangreichen Collectaneen, die zu verwerthen der frühe Tod den Verfasser hinderte, soll sich noch ein Theil auf der königl. Bibliothek in Königsberg befinden. A. Hirsch.

Dietz: Ludwig D., geb. zu Speier, wurde Buchdrucker und kam um 1504 nach Rostock, wo er sich in der Druckerei des Hermann Barckhusen beschäftigte, welche er in den J. 1513—15 selbständig übernahm. Zeitweise und zum Druck bestimmter Werke hatte er Filialdruckereien zu Lübeck (1533?) und zu Kopenhagen (1548—50 zum Druck der dänischen Bibel). Am 25. April 1558 wurde er Universitäts-Buchdrucker in Rostock und † am 1. Sept. 1559. Seine Drucke, von welchen die Rostocker Ausgabe des (niederd.) Narrenschiffs von 1519 und des Reineke Vos von 1539 zu erwähnen, s. in Lisch, Meckl. Jahrb. IV. S. 143, V. S. 20. 172, XVIII. S. 179, XXII. S. 241; über sein Druckerzeichen das. und XXIII. S. 111. 119. Fromm.

Dietz: Rudolf D., Staatsmann, geb. 7. Febr. 1814 in dem badischen Städtchen Emmendingen, wo sein Vater Obereinnehmer war, starb auf einer kurzen Erholungsreise 3. Octbr. 1870 zu Mundingen unweit Emmendingen. Von der Volksschule seines Geburtsortes ging er 1823 auf die lateinische Schule daselbst, 1828 auf das Lyceum in Karlsruhe, bestand 1829 die Incipientenprüfung, nach dreijähriger Lehrzeit bei der Obereinnehmerei in Emmendingen 1832 die Prüfung der Cameral-Scribenten und endlich, durch erneuten Besuch des Lyceums und durch naturwissenschaftliche Curse an der polytechnischen Schule vorbereitet, im October 1833 das Lyceal-Examen, welches ihn zum Besuch der Universität berechtigte. Er studirte nun Cameralwissenschaften in Heidelberg, dann in München bis zum Herbste 1835 und wollte eben eine Reise nach Wien antreten, als er zurückgerufen wurde, um bis zur Pensionirung seines erkrankten Vaters Ende 1836 die Obereinnehmereigeschäfte zu besorgen. In dieser Zeit legte er auch, nach nur vierwöchentlicher Vorbereitung, das Staatsexamen ab. Nachdem er hierauf successiv als Volontär bei dem Oberamte in Emmendingen, als Dienstverweser bei der dortigen Obereinnehmerei, als Revident bei der Steuerrechnungsrevision in Karlsruhe und als Secretariatsassistent bei der großherzogl. Steuerdirection gearbeitet hatte, nahm er im Mai 1838 einen längeren Urlaub, um auf eigene Kosten eine wissenschaftliche Reise durch die Schweiz, Oberitalien und Frankreich zu machen, von welcher er im Januar 1839 heim- und in seine letztgenannte Stellung zurückkehrte. Im November desselben Jahres kam er als Secretariatspraktikant ins Finanzministerium; 1840 bereiste er die Niederlande und Belgien; 1842 wurde er Secretär bei der Steuerdirection, 1843 Assessor in derselben, 1847 Assessor beim Ministerium des Innern, 1850 Ministerialrath daselbst, 1860 geheimer Referendar in dem neu gebildeten Handelsministerium,

1868 endlich Geheimerrath 2. Classe. Seit seinem Eintritt in das Ministerium des Innern wurde er jeweilig als Regierungscommissär bei den Ständekammern für einzelne Vorlagen und seit seinem Uebergange zum Handelsministerium als ständiger Regierungscommissär bestellt. Von 1854—59 war er Mitglied der Commission zur Prüfung der Rechtscandidaten und hatte in Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zu prüfen. Im J. 1857 wurde ihm der Vorsitz in dem neu gebildeten Gewerbeschulrath übertragen, welchen er bis zur Auflösung dieser Behörde im J. 1863 bekleidete. Ferner wurde er ernannt 1861 zum badischen Bevollmächtigten bei der Rheinschifffahrtscommission, 1862 zum interimistischen Director der (1864 wieder aufgehobenen) Centralstelle für Landwirthschaft. Schon als Praktikant bei der Obereinnehmerei in Emmendingen hatte D. die Statuten der Ersparnißgesellschaft Hochberg entworfen und bei Gründung dieser Anstalt mitgewirkt. In seinen späteren Stellungen bei der Steuerdirection und dem Finanzministerium besorgte er für den damaligen geheimen Referendar, nachherigen Finanzminister Regenauer viele Arbeiten zur Finanzstatistik, welche der Genannte in seinem Werke „Der Staatshaushalt des Großherzogthums Baden" (1863) veröffentlichte. Im J. 1840 führte er unter Leitung des derzeitigen Ministerialraths Kühlenthal in Betreff der beabsichtigten Lotterieanleihe die Berechnungen aus, welche später durch Professor Oettinger in Freiburg veröffentlicht worden sind. Unter gleicher Leitung lieferte er über den mathematischen Grundplan der Versorgungsanstalt die Berechnungen, welche in dem bezüglichen Berichte Kühlenthal's (Karlsruhe 1841) bekannt gemacht wurden. Gleichzeitig war er Mitglied und Vorstand des Karlsruher Gewerbevereins, löste anonym eine Preisaufgabe über die Erkennung von Baumwolle in Leinengeweben und überließ die gewonnene Geldprämie dem Gewerbeverein. Als Assessor der Steuerdirection beschäftigte ihn die Vereinfachung des Steuerrechnungswesens, die Verbesserung des Salinenwesens, die Gründung der Soolbäder zu Dürrheim und Rappenau etc. Von seiner Thätigkeit beim Ministerium des Innern ist beispielsweise hervorzuheben die Gründung der Uhrmacherschule zu Furtwangen (1849), der Strohflechtschulen (1851), des Gewerbeschulraths (1857), der landwirthschaftlichen Gartenbauschule in Karlsruhe, der agricultur-chemischen Versuchsstation, des statistischen Bureau (1852), viele Verbesserungen und neue Einrichtungen in den Badeörtern Baden-Baden und Badenweiler etc. Große und erfolgreiche Anstrengungen widmete er der Linderung des Nothstandes, besonders im J. 1847, zu welchem Zwecke er persönlich die 30 ärmsten Orte des Landes besuchte. In den bewegten J. 1848—49 wurde dem Ministerialrathe D. das Respiciat über die Volksbewaffnung übertragen. Als beim Ausbruch der Militärmeuterei im Mai 1849 mit dem Großherzog auch die Chefs sämmtlicher Ministerien das Land verließen, war D. unter den Zurückgebliebenen, welche inmitten von Gefahren mehrfacher Art die Geschäfte so weit möglich im Gange erhielten, ohne ihren beschworenen Pflichten irgend etwas, der aufständischen Gewalt gegenüber, zu vergeben. Dafür theilte er das Schicksal seiner Genossen, sich gegen Angriffe der heimgekehrten Flüchtlinge öffentlich vertheidigen zu müssen. In eine spätere Zeit (1864) fällt die von D. betriebene Errichtung der Landesgewerbehalle zu Karlsruhe und die Vorbereitung zur Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems, deren obere Leitung ihm anvertraut wurde. Andauernde Beschäftigung gaben die Reisen nach London (1851 und 1862), München (1854), Paris (1855 und 1867) zu den großen Industrieausstellungen, bei welchen D. die badischen Interessen zu vertreten hatte, sowie zahlreiche andere Dienstreisen. D. wurde 1859 zum Abgeordneten der Hauptstadt Karlsruhe für den Landtag gewählt, lehnte aber nach Verlauf der achtjährigen Dauer seines Mandats eine fernere Wahl ab. Von 1861—67 war er Mitglied des Generalsynodalaus-

schusses und von 1859—67 Beirath bei dem unter dem Protectorate der Großherzogin Louise stehenden wohlthätigen Frauenvereine, dessen Bestrebungen er mit besonderer Vorliebe seine thätige Theilnahme widmete. — Nebst verschiedenen anderen Schriften nationalökonomischen und statistischen Inhalts veröffentlichte er als sein Hauptwerk: „Die Gewerbe im Großherzogthum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse“, Karlsruhe 1863. — Eine so ausgebreitete und vielseitige Thätigkeit, wie das vorstehende sie nur in flüchtigen Umrissen skizziren konnte, verband sich bei D. mit einem Charakter von höchster sittlicher Reinheit und mit einer ebenso edlen wie liebenswürdigen Persönlichkeit.

Karmarsch.

Dietzel: Gustav D., Rechtsgelehrter, geb. 27. Febr. 1827 in Altenburg, † 27. April 1864 zu Kiel. Auf der Bürgerschule und dem Friedrichs-Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte er seit Ostern 1846 in Leipzig, dann in Jena, wo er im December 1851 zum Doctor beider Rechte promovirt ward. Hierauf kehrte er nach Leipzig zurück, um sich in der juristischen Praxis auszubilden und habilitirte sich 1853 an der Universität als Privatdocent. 1855 26. Oct. erhielt er eine außerordentliche Professur der Rechte. Zu Ostern 1862 folgte er einem Rufe als ord. Professor des römischen Rechts nach Kiel. Außer seinen Habilitationsschriften „De actione funeraria“ und „De mandato post mortem collato“, 1853, besitzen wir von ihm nur eine civilistische Monographie: „Das Senatusconsultum Macedonianum“, 1856, sowie mehrere gediegene Abhandlungen in Bekker's und Muther's Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts Bd. II. III. IV., in Siebenhaar's Archiv für deutsches Wechselrecht und Handelsrecht Bd. VII, und im Archiv für die sächsische Geschichte Bd. II. Auch verfaßte er das Gutachten der Kieler Juristen-Facultät über die Rechtskräftigkeit der preußischen Preßverordnung vom 1. Juli 1863.

Junghans in den Schriften der Univ. zu Kiel aus dem J. 1863. Bd. X, Chronik S. 3 ff. Ed. Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg. u. Eutin. Schriftsteller I. 160. Steffenhagen.

Dietzsch: August D., protestantischer Theologe, geb. am 14. Jan. 1836 zu Hofen in Würtemberg, † 4. März 1872, ein begabter Sohn einer schwäbischen Pfarrfamilie (Karl Friedrich D., geb. in Oehringen 20. Oct. 1769, gest. daselbst als Decan und Stiftsprediger, ist Verfasser zahlreicher homiletischer Schriften im Geiste des Dresdener Reinhard), gehörte von 1854—57 dem berühmten Tübinger Stift an, war dann bald als Hauslehrer, bald als Vicar thätig und wurde 1860 als Repetent am Seminar zu Blaubeuern angestellt. Schon 1861 in gleicher Eigenschaft an das Tübinger Stift versetzt, entfaltete er sofort eine fast alle Gebiete der Theologie und daneben auch die alte Philosophie umfassende Lehrthätigkeit. Nachdem er 1865 Stadtvicar in Stuttgart, 1866 Diaconus in Böblingen geworden war, wurde er 1870 als ordentlicher Professor der Theologie nach Bonn berufen, in welcher Stellung er eine anerkennenswerthe exegetische Studie über Röm. 5, 12—21 unter dem Titel „Adam und Christus“ (1871) veröffentlichte. Zu früh für die Wissenschaft erlag er schon ein Jahr darauf einem quälenden Herzleiden.

Vgl. Neue evangelische Kirchenzeitung 1872. Nr. 16 und 17.

Holtzmann.

Dietzsch: Joh. Christoph D., Landschaftsmaler und Kupferstecher, wurde 1710 zu Nürnberg geboren. Er fertigte kleine Landschaften mit glücklich behandeltem Baumschlage, welche vielen Beifall fanden; auch malte er Frucht- und Blumenstücke in Wasserfarben. Unter seinen Radirungen sind 11 Blatt Ansichten von Nürnberg und 41 Landschaften verschiedener Art, welche er 1760

mit seinem Bruder Joh. Albert herausgab, hervorzuheben. Er starb im J. 1769.

Barbara Regina D., Malerin, zeichnete sich durch fleißig ausgeführte Darstellung von Vögeln und Blumen aus. Sie gab auch eine Anzahl solcher Abbildungen „Sammlung meist inländischer gefangener Vögel" 1770—1575 zu Nürnberg in Kupferstich heraus. Sie starb 1783 in ihrem 77. Lebensjahre.

Margaretha Barbara D., ebenfalls Malerin, geb. 1726, † 1795, malte Vögel, Blumen und Früchte, radirte auch in Kupfer. Sie gab 1787 ein großes Werk heraus, welches alle in der Gegend von Nürnberg wachsenden Pflanzen in illuminirten Kupferstichen getreu darstellt. Bergau.

Dieu: Ludwig de D., ein bedeutender Theologe und Exeget des 17. Jahrhunderts, zu Vlissingen, wo sein Vater Prediger war, 1590 geboren, † 1642. Von Muttersseite dem Daniel Colonius, Regenten des wallonischen Collegiums zu Leyden, anverwandt, fand er in diesem gelehrten Manne einen vorzüglichen Führer, als er dort seine theologischen Studien begann. Bald erwies er sich als trefflicher Redner, weshalb Moritz von Nassau ihm, wiewol er damals noch Candidat war, das Hofpredigeramt anbot. Er schlug dies aus und folgte 1613 dem Ruf der wallonischen Gemeinde zu Middelburg. Vier Jahre später treffen wir ihn als Prediger der niederländischen Gemeinde zu Vlissingen und seit 1619 zu Leyden, wo er zugleich neben seinem Onkel Colonius als Regent des wallonischen Collegiums fungirte. Es gelang der neuerdings gestifteten Universität zu Utrecht nicht, ihn zu sich zu ziehen, und der Plan, ihm zu Leyden einen theologischen Lehrstuhl zu übertragen, ward leider durch seinen Tod vereitelt. Sein Hauptverdienst besteht in linguistischen und exegetisch-kritischen Arbeiten. Der allgemeinen Schwäche seiner Zeit wußte er sich aber nicht zu entziehen; auch seine Exegese blieb, ungeachtet großen Scharfsinns und umfassender Gelehrsamkeit, im Dienste der Dogmatik. Ihm fehlte deshalb jene Unbefangenheit, welcher z. B. Hugo Grotius es dankt, daß seine exegetischen Commentare noch heute ihren Werth behaupten. Dennoch verdienen de Dieu's Schriften in linguistischer Hinsicht erwähnt zu werden. Die vorzüglichsten sind folgende: „Compendium Grammaticae Hebraicae", 1626; „Grammatica ling. orient. Hebr., Chald. et Syr. inter se collat.", 1628; „Rudimenta ling. Persicae", 1639. Seine „Animadversio ad quatuor Evang.", 1631, enthält eine Kritik der Bibelübersetzungen des Erasmus und Beza; die Staatenübersetzung von 1618 und 1619 unterzog er in den nach seinem Tod herausgegebenen „Animadversiones in V. T. libros omnes" (1648) einer Kritik. Ueberdies besitzen wir von ihm: „Versio Syriaca Apocal. Joannis ex M. S. J. Scaligeri edita", 1627; „Animadv. in Pauli ep. ad Romanos", 1648; „Historia Christi Persice conscripta", 1639; „Historia Petri Persice conscripta", 1639; „Aphorismi theologici et Rhetorica sacra", 1693; „Tractaat tegen de gierigheid", 1660, 1695. Seine sämmtlichen kritischen Arbeiten sind von Leydecker unter dem Titel: „Critica sacra s. animadv. in loca quaed. V. et N. T.", Amst. 1693 in Folio herausgegeben. Ausführliches Verzeichniß findet man bei van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Diez: Christian Friedrich D., einer der ausgezeichnetsten neueren Sprachforscher, der Begründer der romanischen Philologie, wurde am 15. März 1794 zu Gießen geboren. Nach gründlicher Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bezog er Ostern 1811 die dortige Universität und widmete sich unter der Leitung F. G. Welcker's und im anregenden näheren Verkehr mit demselben der classischen Philologie. Das J. 1813 rief auch ihn unter die Waffen und er machte nebst mehreren anderen patriotischen Jünglingen der Gießener Hochschule den Feldzug gegen Frankreich in dem Corps der hessischen freiwilligen

Jäger mit. Nach seiner Rückkehr entsagte er der classischen Philologie und wandte sich der Rechtswissenschaft zu, deren Studium ihm jedoch so wenig Befriedigung gewährte, daß er es bald wieder aufgab, um nunmehr auf der Universität Göttingen mit großem Eifer dem der neueren Sprachen und Litteraturen obzuliegen. Auf einer Reise nach Thüringen im Frühjahr 1818 lernte er Goethe kennen. Dieser machte ihn auf die damals noch ganz neuen Arbeiten Raynouard's über die provençalische Sprache und Litteratur aufmerksam und empfahl ihm, seine Studien demselben Gebiet zu widmen. Des Altmeisters Rath ging bei dem strebsamen jungen Mann nicht verloren, vielmehr warf sich derselbe in den nächsten Jahren mit aller Energie auf diese neuen Studien, welche für seine ganze künftige wissenschaftliche Thätigkeit grundlegend werden sollten, und obgleich dieselben durch Arbeiten, die um der Sorge für das tägliche Leben willen übernommen werden mußten, sowie durch die Pflichten einer Hauslehrerstelle in Utrecht, welche D. 1819 annahm, vielfach unterbrochen wurden, konnte er doch schon im folgenden Jahre den ersten Entwurf einer „Geschichte der Sprache und Poesie der Provençalen" im Manuscript zum großen Theile vollendet mit nach Gießen bringen, wo er nun eine Zeit lang privatisirte, um sich für ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Mit seiner Arbeit, welche in dieser ersten Gestalt noch ausschließlich auf den bis dahin gedrucken Texten beruhte, wollte jedoch der gewissenhafte junge Gelehrte nicht eher vor das Publicum treten, als bis es ihm möglich geworden sein würde, wenigstens die zugänglichsten Handschriften selbst zu prüfen und daraus ein unmittelbares und möglichst vollständiges Bild des Gegenstandes zu gewinnen. Einstweilen übergab er eine Studie aus einem anderen Litteraturgebiete, „Altspanische Romanzen" (Berlin 1821), mit einer litterarhistorischen Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der altspanischen Dichtkunst, der Oeffentlichkeit und erwarb auf Grund derselben am 30. Decbr. 1821 von der Universität Gießen den Doctorgrad, nachdem er bereits kurz zuvor zum Lector der neueren Sprachen an der Bonner Hochschule ernannt worden war. Hier erhielt er 1823 eine außerordentliche Professur und widmete sodann einen Aufenthalt in Paris im Sommer 1824 der Vervollständigung seiner provençalischen Forschungen durch die eigene Einsicht der wichtigsten Handschriften und Benutzung aller litterarischen Hülfsmittel. Als erste Probe des neu Gewonnenen ließ er seine „Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie" (Berlin 1825, franz. v. Raisin u. d. T. „Essai sur les cours d'amour", Par. 1842) erscheinen, in welcher er die Frage über die Existenz der sogenannten Liebeshöfe (cours d'amour) einer gründlichen Prüfung unterwarf. Im folgenden Jahre trat er mit seinem Hauptwerke über die provençalische Litteratur, „Die Poesie der Troubadours" (1829, franz. v. Raisin, Paris 1845) hervor, in welchem er zuerst ein vollständiges Bild dieser Dichtung nach allen ihren verschiedenen Gattungen entwarf. Hieran schloß sich als nothwendige Ergänzung „Leben und Werke der Troubadours" (1829), die erste kritische auf ganz neuen Untersuchungen beruhende Darstellung des Lebens und Wirkens der bedeutendsten provençalischen Dichter. Durch diese beiden Werke wurde das ebenso wichtige wie interessante provençalische Litteraturgebiet zum ersten Male in erwünschter Vollständigkeit und in streng wissenschaftlicher Darstellung, d. h. in seiner historisch-genetischen Entwicklung, erschlossen. Beide haben seitdem auch durch die sorgfältigsten Forschungen nur in Einzelheiten berichtigt und vervollständigt werden können, bilden aber noch heute die unentbehrlichsten Grundlagen für die betreffenden Studien. Im strengsten Sinne des Wortes Epoche machend wurde Diez' „Grammatik der romanischen Sprachen" (Bonn 1836—42, 3 Bde.), durch welche er für diese Idiome dasselbe leistete, was J. Grimm für die Spachen germanischen Stammes geleistet hatte. Durch dieses Werk, gleich hervorragend durch den eisernen Fleiß,

mit welchem hier das massenhafte Material bewältigt erscheint, wie durch umfassende Gelehrsamkeit, bewunderswürdigen Scharfsinn, strenge Ordnung und musterhafte Klarheit der Darstellung, schuf D. die neue Wissenschaft der romanischen Philologie, die sich nunmehr als gleichberechtigt neben die classische stellen durfte, und wenn diese letztere auch mit der Anerkennung einer solchen Berechtigung noch einige Zeit zögerte, so sah sich der stille, bescheidene Forscher zu Bonn doch sehr bald von einer achtbaren Anzahl von Jüngern umgeben, welche dem neu eröffneten, so reiche Frucht verheißenden Felde des Wissens ihre Arbeitskraft zu widmen entschlossen waren und nach der rheinischen Hochschule eilten, um unter der Leitung des Meisters selbst ihre Studien zu machen. Ein starkes Contingent von Wißbegierigen stellten erklärlicher Weise die romanischen Nationen selbst und die meisten derjenigen, welche heutzutage in Frankreich und in Italien an der Spitze der Wissenschaft stehen, zählten einst zu Diez' unmittelbaren Schülern. Während er so als Lehrer durch das lebendige Wort aufs erfolgreichste wirkte, war auch seine schriftstellerische Thätigkeit ganz dem weiteren Ausbau der von ihm gegründeten Wissenschaft gewidmet. In „Altromanische Sprachdenkmale" (1846) und „Zwei altromanische Gedichte" (1852, 2. Abdr. 1876) gab er kritisch berichtigte Texte der ältesten provençalischen und französischen Sprachdenkmäler mit werthvollen sprachlichen und litterargeschichtlichen Erläuterungen. Hierauf folgte zunächst sein hochwichtiges „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen" (1853, 2 Bde., 3. Aufl. 1869—70. 2 Bde.), in welchem er zuerst die in der Grammatik aufgestellten Lautgesetze für die Etymologie verwerthete und diesem bis dahin auf so unsicherem Boden stehenden Theile der Wissenschaft ein solides Fundament unterbreitete. Inzwischen entwickelte sich in Deutschland wie in Frankreich eine rege, wetteifernde Thätigkeit zunächst auf dem Gebiete der provençalischen und altfranzösischen Litteratur in der Erforschung und Veröffentlichung der älteren Litteraturdenkmäler. Denn durch die von D. begründete historische Grammatik war einerseits das Bedürfniß angeregt worden, immer zahlreichere Quellen für die Sprachgeschichte aufzufinden und zu erschließen, andererseits aber auch erst eine feste Grundlage und eine sichere Norm für die kritische Behandlung der Texte gegeben. So floß denn in zwei Jahrzehenten reichlich neues Material in die Werkstatt des Meisters und die zweite Ausgabe der Grammatik (1856—60, 3 Bde.) konnte in ihren beiden ersten Theilen in wesentlich neuer Gestalt erscheinen. Wenige Jahre darauf wurde die Einleitung zur Grammatik von Diez' ehemaligem Schüler G. Paris ins Französische (Paris 1863) und das Ganze von Cayley ins Englische übersetzt (London 1863). Noch ein Mal begab sich D. auf das rein litterarhistorische Gebiet in der gehaltvollen Schrift „Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie" (1863), um sodann wieder zu den ihm nunmehr vorzugsweise am Herzen liegenden Forschungen zurückzukehren. In „Altromanische Glossare" (1865) berichtigte und erläuterte er zwei der wichtigsten unter den für die Geschichte der romanischen Sprachen so werthvollen mittellateinischen Vocabularien und arbeitete gleichzeitig unermüdlich an der Bereicherung der Grammatik, wozu sich inzwischen wieder des Stoffes genug aufgesammelt hatte. So erschien denn dieselbe 1870—72 in dritter wiederum neu bearbeiteter und vermehrter Auflage. Zahlreiche Beiträge der werthvollsten Art für verschiedene Zeitschriften, wie die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, das Jahrbuch für romanische und englische Litteratur u. a. gingen stets neben seinen größeren Werken her. Deutschlands und des Auslandes Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Wissenschaft gab sich bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums im December 1871 in den Ehrenbezeugungen kund, die dem 77jährigen Greise von den verschiedensten Seiten zu Theil wurden.

Noch mehrere Jahre erfreute er sich fast unveränderter körperlicher wie geistiger Frische und konnte noch die kleine Schrift „Romanische Wortschöpfung“ (Bonn 1875) und die Durchsicht der 4. Aufl. der Grammatik vollenden. Erst gegen Ende 1875 begann ein Siechthum, welches seinem Leben am 29. Mai 1876 ein Ende machte. Eine seltene Herzensgüte, eine gewinnende Liebenswürdigkeit im Umgange und eine fast übertriebene Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit bildeten hervorstechende Züge seines Charakters. L. Lemcke.

Diez: M. Justus Laurentius D., zu Ummerstadt, wo sein Vater Pfarrer war, den 22. Febr. 1692 geboren, erhielt in Franken zu Königsberg und zu Coburg seine Schulbildung, besuchte 1712 die Universität Jena, hier 1714 zum Magister creirt, fungirte darauf als Hauslehrer erst zu Frankfurt a/M., dann zu Hamburg, damals oft im Hause des Dichters Brockes, wurde am letztern Ort Montagsprediger, mußte aber seiner Kränklichkeit wegen diese Stelle aufgeben, sowie andere ihm angetragene Stellen, darunter das Rectorat zu Malmö zurückweisen. Er ging von Hamburg nach Holland, kehrte von da, vor einer in Folge eines bei ihm eingetretenen mehrtägigen Scheintodes beschlossenen Einsargung gerettet, 1727 in seine Heimath zurück, wurde hier 1730 Diaconus zu Ummerstadt, 1736 Hofdiaconus zu Hildburghausen und 1743 Adjunct zu Ummerstadt, wo er im J. 1750 das Zeitliche segnete. Er war ein gründlich gebildeter, zudem feiner Kopf und ein fruchtbares Talent, 1726 für die Universität Lund in Schweden ausersehen, wenn es seine Gesundheit gelitten. Von seinen Schriften haben allgemeine Anerkennung gefunden: „Succincta historia ecclesiastica Novi Testamenti a Christo nato usque ad Phil. Melanchthonem“; „Matthiae Strubyczii Livonensis descriptio Ducatus Livoniae“; „Carmen elegiacum de quatuor ultimis“. Brückner.

Diez: Karl Freiherr v. D., ein baierischer Reiterführer aus der Zeit Napoleon's I., geb. den 29. Septbr. 1769 zu Heidelberg als Sohn eines kurpfälzischen Raths, † den 8. März 1850 zu München als General der Cavallerie a. D. — Mit 17 Jahren verließ D. das Gymnasium, um als Cadett bei der pfalzbaierischen Infanterie einzutreten und wurde nach einjähriger Dienstzeit Lieutenant durch Kauf, wie dies vor der Neubildung des Heeres durch Kurfürst Maximilian Joseph noch möglich war. 1789 durch Tausch mit seinem Bruder zur Reiterei versetzt, verblieb er fortan bei dieser Waffe und führte in der Folge in 17 Feldzügen von 1790—1815 baierische Reiter gegen den Feind. Nachdem er sich in niederen Graden bei verschiedenen Gelegenheiten als tüchtiger Reiterofficier bewährt hatte, wurde er in dem der Schlacht von Austerlitz 1805 vorausgehenden Gefecht bei Stecken als Major Max-Joseph-Ordens-Ritter und im nächsten Kriege 1809 erscheint er als Oberst des 4. Chevaurlegers-Regiments bei der Division Kronprinz in Tirol. In den Kämpfen dieses Jahres hatte die baierische Reiterei sich bei Napoleon großes Ansehen erworben. Diesem Umstande, sowie dem guten Zustande dieser Truppe ist es wol zuzuschreiben, daß Napoleon 1812 nach der großen Heerschau bei Wilna die gesammte baierische Reiterei vom baierischen Heere trennte und dieselbe an die Colonnenspitzen des Haupttheiles der „Großen Armee“ stellte, welcher den Stoß gegen Moskau zu führen hatte. Die Divisionen Wrede und Deroy, welche an der Düna zurückzubleiben hatten, erhielten dafür französische und polnische Regimenter zugetheilt. D. war damals Oberst des 6. Chevaurlegers-Regiments, eingetheilt bei der Reiterdivision Preysing, welche unter dem Vicekönig von Italien (4. Armeecorps) stand. Ständig in der Vorhut, zu Streifzügen und Kundschaftsritten verwendet, hatten die baierischen Reiter fortwährende Gefechte mit den Kosaken; auf ihre Kosten wurde die übrige, namentlich die zum leichten Dienst weniger brauchbare französische Cavallerie geschont. Erklärlich ist es daher, daß bis zur Schlacht an der Moskwa die

Pferde zu sehr herabgekommen waren, um geschlossen im Trabe zu attaquiren; stehenden Fußes mit Karabinersalven mußten die am linken Flügel der Schlachtlinie befindlichen baierischen Regimenter den Stoß der überlegenen russischen Reiterei erwarten. Von entscheidenden Erfolgen konnte daher nicht die Rede sein. Nachdem D. für sein Verhalten in dieser Schlacht das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, nahm er auch an den weiteren Gefechten, namentlich auf dem Rückzuge und beim Beresina-Uebergang rühmlichen Antheil; zur Sicherung des Rückzuges vorausgeschickt, bahnte er sich mit seinem Regimente bei Malojaroslawez den Weg durch die Kosaken und besetzte rechtzeitig diesen Punkt. Mehr und mehr schmolz die Zahl der streitbaren Reiter, und als die Reste der einst so schönen Regimenter bei Wrede eintrafen, war kein Mann mehr beritten. — In den Feldzügen 1813 und 1814 führte D. unter Wrede die 3. leichte Reiterbrigade. Bei Hanau sicherte er den Rückzug der Artillerie durch diese Stadt durch einen mit Umsicht und Kühnheit ausgeführten Angriff auf französische Cürassiere und betheiligte sich im weiteren Verlaufe der Schlacht an dem hin- und herwogenden großartigen Reiterkampfe, den die ganze zur Deckung des Rückzuges eingesetzte Cavallerie, etwa 50 Schwadronen, gegen die überlegenen französischen Reiterdivisionen Nansouty und Sebastiani erfolgreich durchführte. Zu seiner schönsten That ward D. Gelegenheit in der Schlacht bei La Rothière am 1. Febr. 1814: hier zwang er die von Napoleon zur Deckung des Rückzuges auf der Straße nach Brienne aufgestellte Batterie von 16 Geschützen durch ein mit großer Umsicht und Kaltblütigkeit ausgeführtes Manöver gegen deren Rücken und rechte Flanke zum Verlassen ihrer Stellung, warf dann durch einen umfassenden Angriff die außer Fassung gebrachte Infanterie- und Cavalleriebedeckung zurück und nahm sämmtliche Geschütze. Bei Bar sur Aube fiel D. die Verfolgung des Feindes zu; im Gefecht von Troyes am 4. März kam er der feindlichen Reiterei unter Kellermann in den Rücken und trieb sie in die Flucht. An den weiteren Gefechten dieses, sowie des Feldzuges 1815 betheiligte sich die Brigade Diez' nur mehr in untergeordneter Weise. Die nun folgende Friedenszeit gab D., als Ritter des Maria-Theresia-Ordens 1817 in den Freiherrnstand erhoben, keine weitere Gelegenheit zu hervorragender Thätigkeit. Im J. 1848 trat er in den Ruhestand und zwei Jahre darauf starb er, kurz nachdem der Ausmarsch der baierischen Truppen nach Hessen ihn von seinem bei der Cavallerie stehenden Sohne getrennt hatte. — D. war im vollen Sinne des Wortes Soldat. Hingebung für die Sache des Vaterlandes und den Ruhm des baierischen Namens, mehr noch vielleicht ein glühendes Streben nach Ehre und Auszeichnung ließen ihn die schönsten Reiterthaten vollbringen. Wie er als verwegener Reiter kein Hinderniß kannte, so war ihm auch kein Unternehmen im Felde zu schwierig, und siegesmuthig ritten die Schwadronen in den Feind, wenn D. an ihrer Spitze war. Sein Selbstgefühl verlangte aber auch nach Anerkennung seiner Leistungen, selbst in Bezug auf Aeußerlichkeiten; bitter mochte es ihn daher berühren, zu erfahren, wie der andauernde Friede die Bedeutung eines tüchtigen Heeres für den Staat und die Werthschätzung kriegerischer Verdienste allmählich in den Hintergrund treten ließ.

Völdernborff, Kriegsgesch. von Baiern, 1826. Archiv für Officiere aller Waffen, 1850. Regimentsgeschichten (Handschriften). Landmann.

Diez: Samuel Friedr D., Hofrath und Hofmaler zu Meiningen, war den 19. Decbr. 1803 zu Neuhaus (bei Sonneberg) geboren, wo sein Vater, Hofr. J. Jak. D, als Amtmann fungirte. Von Kindheit an war seines Herzens Dichten und Trachten trotz mancher Hindernisse auf die Kunst gerichtet. Nachdem er den Gymnasialcursus zu Coburg vollendet hatte, besuchte er im Jahre 1824 die Akademie der Künste zu München und bildete sich hier im Gebiet der

Malerei, besonders im Porträtiren in Oel und Aquarell auf das rühmlichste aus, so daß er sehr bald im Kreise der Künstler und außerhalb desselben durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Im J. 1832 vom Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen berufen, nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in der Residenzstadt Meiningen. Seine am Meininger Hof geübte Kunstthätigkeit wurde in kurzem zur höfischen Berühmtheit. Er porträtirte nicht allein an den Fürstenhöfen zu Meiningen, Coburg, Gotha, Weimar, Reuß und München (Herzog Max), sondern auch, wie dort so hier berufen, an den Höfen zu Brüssel (Leopold), Paris (Orleans), London (Victoria), Stockholm und Petersburg. Die Denkmale seines Schaffens an den verschiedenen Fürstenhöfen, ganze Familiengallerien bildend, sind ebenso zahlreich als werthvoll und werden überall in Ehren gehalten. Dabei arbeitete D. während seines vieljährigen Aufenthalts in den europäischen Residenzstädten die Porträts der in Politik, Kunst und Wissenschaft bedeutendsten Männer der neuesten Zeit und stellte dieselben, mit den autographischen Unterschriften der Porträtirten bereichert, in einem Album von zwei Bänden zusammen. Diese kostbare, 300 Porträts umfassende Sammlung ist ein Zeugniß seiner Begabung wie seines unermüdlichen Fleißes. Er trieb daneben auch Genre- und Landschaftsmalerei, letztere in den letzten 10 Jahren seines Lebens mit Vorliebe und Glück. 1833 ernannte ihn Herzog Bernhard zu Sachen-Meiningen zum herzoglichen Hofmaler, 1851 König Leopold von Belgien zum Dessinateur honoraire de Sa M. le Roi des Belges und 1858 Fürst Heinrich LXVII. Reuß zum Hofrath. An einem Herzleiden erkrankt, starb er den 11. März 1873. Er war anspruchslos und wohlwollend in der ganzen Tiefe seines Gemüths und in allen Handlungen seines Lebens, dabei von heiterem Humor. Wie alle gute Menschen und echte Künstler liebte er das Leben der Natur. In der Residenz Meiningen hat er durch die Anlegung von reizvollen Promenadenwegen an und auf den bewaldeten Westhöhen der Stadt sich ein bleibendes Andenken geschaffen. Die Erbin seines Kunstgenius und seiner Kunstschätze ist seine einzig hinterlassene Tochter Bianca. Brückner.

Diezel: Karl Emil D., Forstmann und Jäger, geb. 8. Decbr. 1779 zu Irmelshausen an der Milz (in Baiern, unweit der meiningischen Grenze), † 23. Aug. 1860 zu Schwebheim bei Schweinfurt; Sohn eines evangelischen Geistlichen. Von frühester Jugend entwickelte sich in ihm eine große Liebe für Sprach- und Naturwissenschaften, für Musik und für Jagd. Nach dem Besuch der Gymnasien in Schleusingen und Coburg studirte er in Jena und Leipzig, wurde hierauf (1806) Lehrer der neueren Sprachen und Fechtkunst an dem Cotta'schen Privatforstinstitut in Zillbach und trat 1809, nach einem glänzend bestandenen Examen, als großherzogl. würzburg'scher Forstsecretär in Würzburg in die Beamtenlaufbahn ein. Kurze Zeit darauf wurde er mit der Inspection der dem damaligen Landesherrn von Würzburg, Erzherzog Ferdinand, gehörigen am Main gelegenen Forsten betraut. Als diese 1813 der Krone Baiern zufielen, ging er als Revierförster — unter Beibehaltung seines bisherigen Wohnsitzes zu Röthlein — in baierische Forstdienste über. 1816 wurde er als Revierförster nach Kleinwallstadt versetzt, wo er bis zu seiner Quiescirung (1852) wirkte. Den Rest seiner Tage verlebte er in Schwebheim. D. war von einer vorzüglichen allgemeinen Bildung (namentlich in den alten Classikern besser bewandert, wie mancher Philologe) und ausgezeichneter Kenner der Jagd, zumal der Niederjagd, zugleich bis in sein 80jähriges Alter ein meisterhafter Flintenschütze. — Seine schriftstellerischen Leistungen im Gebiete der Jagdkunde sind geradezu eminent. Selbst der damalige Cerberus unter den forstlichen Kritikern Pfeil („Zeus omnipotens Eberswaldensis", wie ihn D. nennt) erklärte sie für die bedeutendsten Erscheinungen in der Jagdlitteratur. Er schrieb: „Fragmente für

Jagdliebhaber" (1821; 2. Aufl. 1823); „Die Waldschnepfe" (1839; später 1842); „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd" (1849; eine 2. sehr vermehrte und verbesserte Auflage erschien 1856 in 2 Abtheilungen, eine 3. 1873 nach seinem Tode). Das letzte, wirklich classische Werk begründete Diezel's wohlverdienten Ruf. Das Buch trägt durch und durch den Stempel langjähriger, gediegener, eigener Erfahrungen. Die naturwissenschaftlichen Schilderungen sind dem Leben abgelauscht; aber den Glanzpunkt bildet die Beschreibung des praktischen Jagdbetriebs der einzelnen Niederwildarten. Höchst wohlthuend hierbei ist der so zu sagen ideale Zug, welcher das ganze Buch durchweht. Diezel's Auffassung vom Jagdbetrieb war eben eine höhere; unter seiner Feder gestaltete sich die Jagdwissenschaft thatsächlich zu einer angewandten Naturwissenschaft; er verlegte den Schwerpunkt nicht in die Zahl der erlegten Opfer, sondern in das Maß geistiger Ueberlegung zur Ueberlistung des mit so feinen Sinneswerkzeugen ausgestatteten Thiers und förderte hierdurch den Sinn für Vermehrung der Kenntnisse der Natur und Oekonomie der Jagdthiere, wovon der Jagderfolg wesentlich mit bedingt wird. — Diezel's Darstellung ist bis ins kleinste fein und elegant, seine Sprache reich an classischen Reminiscenzen, namentlich aus seinem Lieblingsdichter Horaz, wie in Diezel's Abhandlungen, so auch in den Briefen an seine Freunde Steinbrenner (in Frankfurt a/M.), Jäckel, Baldamus u. A. D. lieferte — außer obigen Werken — zahlreiche naturwissenschaftliche und jagdliche Beiträge zur Journallitteratur und war Mitglied vieler naturforschender Vereine (zu Altenburg, Augsburg, Bamberg, Berlin, Frankfurt a/M., Hanau, Karlsruhe, Marburg, München, Nürnberg, Regensburg und der Gesellschaft deutscher Ornithologen). Als Mensch treu, seinen Freunden mit voller Wärme des Gemüths ergeben, wohlwollend, im Umgang fein, geistreich, witzig, anregend, dazu gemüthlich, erwarb sich dieser seltene Mann allerwärts Verehrung und Liebe. Das Facsimile unter seinem Bild (Forst- und Jagdzeitung): „Hei mihi praeteritos si redderet Jupiter annos!" kennzeichnet die unverwüstliche Lebensfrische und den Jugendmuth Diezel's noch im Greisenalter; er pürschte sich in das Grab hinein.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, Jahrgang 1859. S. 449, 1860. S. 381 u. 423, 1862. S. 366, 406 u. 456. Dengler's Monatschrift 1860. S. 432. Grunert's forstl. Blätter 2. Heft 1861. S. 195. Judeich's deutscher Forst- und Jagdkalender 1873. II. Thl. S. 111. Heß.

Diezmann (Dietrich III.), Landgraf von Thüringen, Markgraf in dem Osterland und der Lausitz, Sohn Albrechts (des Entarteten), Landgrafen von Thüringen, und der Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., geb. 1260, gest. 1307. Nachdem seine Jugend durch die bekannten Verirrungen seines Vaters beträchtlich verdüstert worden war, tritt D. im J. 1281 zum ersten Mal auf, und zwar ist es eine Fehde mit seinem Vater, in die wir ihn da verwickelt treffen. Die Verschwendungssucht Albrechts, deren Folgen dem Sohn unerträglich geworden waren, ist aller Wahrscheinlichkeit gemäß Ursache davon gewesen. Gegen das Ende des genannten Jahres ist dann die Fehde, die einen ziemlich verheerenden Charakter angenommen hatte, wieder beigelegt und eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn erzielt worden. Schon früher hatte D. nebst seinem älteren Bruder Heinrich das Erbe seiner Mutter, das sogenannte Pleißnerland, mit dem Mittelpunkte Altenburg, angewiesen erhalten; als nun, im J. 1282, Heinrich nach Schlesien geht, um dort nach einiger Zeit zu verschwinden, führt D. die Regierung über diese Herrschaft allein und gebraucht bis zum Tode seines Großvaters (1288), des Markgrafen Heinrich des Erl. von Meißen, den Titel „Jüngerer Landgraf und Herr des Pleißnerlandes". Die nächste für D. wichtige Folge war, daß aus der Erbschaft seines Großvaters die Mark Lausitz in

seine Hände überging. Jetzt beginnen aber auch jene Zerwürfnisse zwischen dem Landgrafen und seinen beiden Söhnen Friedrich und D., die im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte einen so außerordentlichen Umfang angenommen haben. An erster Stelle in diesen Kämpfen steht allerdings Friedrich der Freidige, aber auch D. läßt sich, thatkräftig und entschlossen wie er ist, nirgends vermissen, wo es ein wohl begründetes Recht zu vertheidigen gibt. An dem Eisenacher Vertrage des J. 1190, der unter der Mitwirkung des damals seit längerer Zeit in Thüringen weilenden König Rudolf I. zwischen Albrecht und seinen beiden Söhnen zu Stande kam, ist er wesentlich betheiligt.

Epoche machend in diesen Wirren ist der Tod des Markgrafen Friedrich Tuta von Meißen geworden (1291). D. erhielt bei der nun vorgenommenen Vertheilung der aufgegangenen Erbschaft den größeren Theil des Osterlandes mit Leipzig, ferner die Zusicherung der Nachfolge in der Landgrafschaft Thüringen und behielt überdies die Mark Lausitz, das Pleißnerland dagegen hatte König Rudolf als verpfändetes Reichsland wieder eingelöst. Als dann der Markgraf Heinrich von Brandenburg, an welchen der stets geldbedürftige Landgraf Albrecht die sogenannte Markgrafschaft Landsberg verkauft hatte, sich auf Kosten Diezmanns weiter ausdehnen wollte, trat ihm dieser kampfbereit entgegen und schlug ihn aufs Haupt. Aber ganz andere Proben seines Muthes erwarteten ihn. König Adolf I. (von Nassau) erhob im Namen des Reiches als auf heimgefallene Lehen Ansprüche auf die Mark Meißen, die seit 1291 an Friedrich den Freidigen übergegangen, und auf das Osterland, das in die Hände Diezmanns gelangt war, schloß zugleich jenen wenig rühmlichen Handel mit dem alten Landgrafen Albrecht ab, durch welchen ihm dieser für den Fall seines Todes die D. vorbehaltene Landgrafschaft Thüringen verkaufte. Die beiden in ihrem Erbe so schwer angefochtenen Brüder waren fest entschlossen, sich den Absichten des Königs mit dem Schwerte in der Hand zu widersetzen. D. strengte sich vor allem an, sein Anrecht auf Thüringen zu sichern und es gelang ihm, in dem Vertrage von Triptis das erwähnte Kaufgeschäft zwischen König Adolf und seinem Vater zu überbieten und sein Recht von diesem aufs neue anerkennen zu lassen (1293). Der König ging aber auf der betretenen Bahn unentwegt vorwärts. Seine beiden Feldzüge nach Thüringen, in das Osterland und nach Meißen sind bekannt. Was der erste unvollendet ließ, führte der zweite zum Ziele. Die beiden Brüder haben vor der Uebermacht des Königs zurückweichen müssen; D. hatte sich nach der Lausitz zurückgezogen, auf die Adolf seine Forderung nicht ausdehnte. Erst der Sturz des Königs (Juli 1298) gab ihm, wie dem noch unbeugsameren Bruder, die entschwundene Hoffnung zurück. Sofort erschienen sie wieder auf dem Schauplatz und binnen kurzem sah sich D. im Besitze fast des ganzen Osterlandes. Als jedoch der Habsburger Albrecht an die Stelle des gestürzten Gegners trat, verdunkelten sich aufs neue die Aussichten des wettinischen Brüderpaares. König Albrecht nahm in dieser Frage einfach die Politik seines Vorgängers auf, und vergeblich bemühte sich gerade auch D., ihn in seinem Interesse auf andere Gedanken zu bringen. Als aber der neue König diese seine Absicht zunächst weniger nachdrücklich als Adolf verfolgt, gewinnen Friedrich und D. Zeit, sich mit ihrem wankelmüthigen Vater auszusöhnen, der Diezmanns Anrecht auf Thüringen aufs neue anerkennt. Trotzdem fühlte sich dieser gerade in Folge der vorausgegangenen Anstrengungen und Opfer in dem Grade eingeengt, daß er sich (1302) entschloß, seine Mark Lausitz dem Hochstift Magdeburg gegen eine bestimmte Summe zu Lehn aufzutragen, was einer Veräußerung bereits zur Hälfte gleich kam, und in der That ist dieselbe bald ganz an die brandenburgischen Askanier übergegangen.

Es dauerte aber nicht lange, so machte König Albrecht Anstalten, seine Ansprüche wie auf Meißen so auch auf Thüringen durchzusetzen, und lud den Land-

grafen Albrecht, der inzwischen das Land seinen Söhnen ausgeliefert hatte, vor sich. Aber das Glück stand nicht auf Seite des Königs. Seine allgemeine Politik machte es ihm auch nicht leicht, seine Kräfte gegen die Wettiner zu concentriren. Und so gelang es Friedrich und D. sogar, im J. 1307 bei Lucka, in der Nähe von Altenburg, den Truppen des Königs eine empfindliche Niederlage beizubringen. Die beiden Brüder hatten in den letzten Jahren trotz der gemeinsamen Bedrängniß sich nicht frei von wechselseitigen Zerwürfnissen erhalten; Markgraf Friedrich, der dem Vermuthen nach die Preisgebung der Lausitz übel vermerkt hatte, hatte sich dafür zu entschädigen versucht, indem er sich von seinem Vater Thüringen zusichern ließ. Nun in der elften Stunde hatten die zur Unzeit Hadernden ihren wahren Vortheil erkannt und sich mit vereinten Kräften gegen die Truppen des Königs gewendet. Mit dem Siege bei Lucka war für D. das Osterland vor der drohenden Occupation des Königs gerettet. Gleich darauf räumte Landgraf Albrecht, der sich nach allen Seiten hin unmöglich gemacht hatte, völlig den Schauplatz und zog sich nach Erfurt zurück. Ohne Zweifel betrachtete sich D. jetzt als den rechtmäßigen Landgrafen von Thüringen; aber er durfte sich dieses Erfolges nur kurze Zeit erfreuen: am 10. Dec. 1307 brachte ihm in der Kirche des Predigerklosters zu Leipzig der Dolch eines Unbekannten eine Wunde bei, der er erlag. Er starb kinderlos; seine Gemahlin Jutta, eine geb. Gräfin von Henneberg, hat sich in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Otto (mit dem Pfeil) von Brandenburg vermählt. Die Landgrafschaft Thüringen und die Markgrafschaft Osterland gingen sofort in die Hände Friedrichs d. Fr. über, der dann nach einem längeren Kriege die so schwer heimgesuchte Stellung seines Hauses nach allen Seiten hin siegreich befestigt hat.

Vgl. Wegele, Friedrich der Freidige und die Wettiner seiner Zeit. Nördlingen 1872. Wegele.

Diezmann: Johann August D., 1. Sept. 1805 in dem Dorfe Gazen bei Pegau von ganz armen Eltern geboren. Er studirte in den Jahren 1824 bis 1828 in Leipzig ohne alle Unterstützung Medicin und Naturwissenschaften, widmete sich aber später der Litteratur und lebte als Privatgelehrter in Leipzig. Er starb 25. Juli 1869 zu Schloßchemnitz bei Chemnitz während eines Erholungsaufenthaltes bei den Seinigen. Im J. 1830 gründete er die „Blätter aus der Gegenwart“ und übernahm 1834 die Redaction der „Allgemeinen Modenzeitung“, die er bis zu seinem Tode führte. Als Uebersetzer errang er sich überall Beifall, indem er nicht allein belletristische Werke aus dem Englischen u. Französischen, sondern auch aus dem Französischen wissenschaftliche, namentlich naturhistorische, übertrug, ein „Naturhistorisches Cabinet des Thierreichs“ von W. Jardin, 1836, „Dumont d'Urville's Malerische Reise um die Welt“, 1834—1837, „d'Orbigny's Reise in Süd- und Nord-Amerika“, 1837—39. Auch die „Allgemeine Pfennig-Encyklopädie für Kaufleute und Fabrikanten“, Leipzig 1836, 3. Aufl. 1838, erschien unter seiner Leitung. Außerdem gab er noch heraus: „Vollständiges Taschenwörterbuch der vier Hauptsprachen Europa's“, 1832—36. 2 Thle., „Neues deutsch-französisches Taschenwörterbuch“, 1836, „Nouv. Dictionnaire portatif français-allemand“, 1836 und 1832—1836 mit J. D. Vitale den „Courrier du beau monde“ etc. Unter seinen vielen andern Schriften wollen wir noch erwähnen: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“, 1857, „Goethe-Schiller-Museum“, 1858, „Weimar-Album. Erinnerungen an Karl August und seinen Musenhof“, 1850, „Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller“, 1855, „Goethe's Liebschaften und Liebesbriefe“, 1866 etc. und die vielen Arbeiten in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften.

Vgl. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon I. 142 ff. Kelchner.

Dike: Detmar vom D. (Thedmarus de Aggere) war neben Boleko von Bardenflet und Tammo von Huntdorf Führer der Stedinger im Kampfe gegen das Kreuzheer in der unglücklichen Schlacht bei Altenesch 27. Mai 1234. Boleko wird in erster, Detmar in dritter Stelle genannt. Sicher sind sie auch vorher die Häupter des Widerstandes gegen Erzbischof Gerhard II. von Bremen gewesen, und ebenso sicher in der Schlacht gefallen. Sie waren freie Hofbesitzer der Weststedinger Marsch und haben nach dortiger Sitte nur die Namen Boleko, Tammo und Detmar mit Zusatz des Vaternamens geführt; den letztern hat die Aufzeichnung Abt Alberts von Stade verschwiegen, dagegen ihnen den Namen des Wohnortes gegeben. Gleichzeitige Ueberlieferung bei Albert zum J. 1234 (M. G. SS. XVI. p. 362), der sie „schändlichste Aufhetzer" nennt, ist, daß diese drei tapfer ihre Leute ermahnten fürs Vaterland zu streiten, sie müßten untergehen, falls sie nicht um sich bissen wie wüthende Hunde; ferner daß sie ihre Haufen wohlgeordnet hatten und die leichtbewaffneten Bauern tapfer und in wildem Ansturm gegen das Kreuzheer führten. Die Bauern erlagen nur einem Flankenangriff der Gewappneten des Grafen Dietrich von Cleve. Die Namen der drei Männer hat besonders Arnold Schlönbach (Die Stedinger, ein vaterländisches Gedicht) gefeiert.

Dr. Schuhmacher, Die Stedinger ꝛc. Bremen 1865. Krause.

Dilfeld: Konrad Georg D. (Dielefeld), aus Nordhausen gebürtig, studirte zu Helmstädt und war seit 1656 Diaconus zu Nordhausen, wo er am 24. April 1684 starb. — D. gehörte zu den streitbarsten Vertretern der lutherischen Rechtgläubigkeit, weshalb er fast fortwährend in Händel und Kämpfe verwickelt war, — nicht blos in Nordhausen selbst, wo er sich mit dem Rector Friedrich Hildebrand überwarf, sondern auch auf dem großen Schauplatz der kirchlichen Bewegungen jener Zeit, insbesondere mit Spener. Zunächst richtete D. seine Polemik gegen die (von dem Rector Hildebrand vertheidigte) „Geistliche Schatzkammer" des Martin Statius (eines Anhängers des Hermann Rathmann zu Danzig), aus welcher Fehde bald eine neue Controverse Dilfeld's mit dem Prediger Ammersbach (der sich des Statius annahm) hervorging. Hernach (1677) band D. mit dem Kammerrath W. Ch. Kriegsmann zu Darmstadt an, der die Berechtigung der (pietistischen) Conventikel vertheidigt hatte, und gegen Spener selbst richtete D. seine Hauptschrift (1679): „Theosophia Horbio-Speneriana oder Sonderbare Gottesgelahrtheit Herrn Horbii und seines Schwagers Speneri, allen hochgelahrten und rechtschaffenen Theologis reiner evangelischer Lutherischer Kirchen zu fernerem Nachsinnen vorgestellt." Die Art und Weise der Polemik Dilfeld's gab dem frommen Spener, als im Herbst 1682 in Nordhausen die Pest ausgebrochen war, Veranlassung, den ruhelosen Kämpfer brieflich zur Einkehr in sich selbst und zur Buße zu ermahnen. Spener bot ihm die Hand zur Versöhnung. Allein D. beharrte in seiner polemischen Stellung bis er 1684 starb.

Vgl. über ihn: Joh. Heinr. Kindervater's Nordhusa illustris p. 32 ss. und Walch, Religionsstreitigkeiten der luther. Kirche, Bd. IV. S. 618. 907. 1106 und 1125 ff. Heppe.

Dilger: Daniel D., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geb. zu Danzig, Feldprediger, seit 1598 Prediger zu St. Katharina und St. Marien in seiner Vaterstadt, Freund und Verehrer von Johann Arndt, dessen Wahres Christenthum und Paradiesgärtlein er von der Kanzel empfiehlt, wodurch er sich die leidenschaftlichen Angriffe seines Collegen Dr. Johann Rabe (Corvinus) zuzieht 1618 ff. Er stirbt als pastor emeritus nach 50jähriger Amtsführung den 26. Febr. 1643. — Verfasser einer Schrift über Arndt's Wahres Christenthum 1620 und einer „Schola poenitentiae". Wagenmann.

Dilger: Nathanael D., Sohn des vorigen, geb. 5. Sept. 1604 in Danzig, studirte 1619 ff. in Königsberg, reist nach Dänemark, Holland, England, Frankreich, hält sich eine Zeit lang in Straßburg auf, wird 1630 Hofprediger zu Rappoltstein, kehrt 1637 nach Danzig zurück, wird Gehülfe und seit 1638 Nachfolger seines Vaters, 1672 Senior ministerii, und starb als solcher 31. März 1679. Er war ein gelehrter und beredter frommer und eifriger Mann, der Chrysostomus Gedanensis genannt, hat sich aber einen üblen Namen gemacht durch sein inquisitorisches Verfahren gegen den in Danzig lebenden Gymnasiallehrer Heinrich Nicolai, der sich durch eine Schrift Irenicum und De Mysterio trinitatis ketzerischer Ansichten verdächtig gemacht hatte und von D. auf dem Todtenbette zum Widerruf genöthigt wurde (vgl. die von D. gehaltene und publicirte Leichenpredigt vom J. 1662). Auch sonst gab er einige Predigten und Streitschriften, besonders gegen den Synkretismus heraus.

S. Hartknoch, Preuß. Kirchengesch. S. 798. 843 ff. 860, Witte, Diarium biogr. Tholuck, Kirchliches Leben des 17. Jahrhunderts II, S. 88.

Wagenmann.

Dilger: Simon D. (Vater) und Friedrich D. (Sohn), Uhrmacher. An die Namen dieser beiden Männer, über deren Lebensumstände genauere Nachrichten leider nicht vorhanden sind, knüpft sich ein höchst wesentlicher Theil der Geschichte eines interessanten und wichtigen deutschen Industriezweiges: der Uhrenfabrikation auf dem Schwarzwalde. Zwar lassen sich die frühesten Spuren dieser letztern fast bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurück verfolgen, denn ein Schwarzwälder Schreiner Lorenz Frey von St. Märgen und ein anderer Arbeiter derselben Gegend (aus Waldau), Namens Kreuz, hatten von einander unabhängig — nach einem aus Böhmen gebrachten Musterexemplar — schon vor 1667 hölzerne Wanduhren unvollkommenster Art zu Stande gebracht, auch einige Nachfolger in dieser mit den rohesten Werkzeugen betriebenen Kunst gefunden; aber die Kriegsbedrückungen, von welchen das Land zwischen 1689 und 1712 heimgesucht wurde, ließen diese Keime einer neuen Thätigkeit wieder untergehen. Da, vor Ablauf des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts, wurde der ältere D. aus Schollach, seines Handwerks ein Drechsler, der Wiedererwecker oder vielmehr der eigentliche Begründer der noch jetzt blühenden Schwarzwälder Uhreninduſtrie. Neben ihm werden als Gleichstrebende Franz Ketterer aus Schönwald, Johann Duffner ebendaher und Matthias Löffler von Gütenbach genannt; aber die letzteren zwei gaben das begonnene neue Gewerbe bald wieder auf. Die guten Erfolge, welche nun fortschreitend erzielt wurden, mehrten die Zahl der Uhrmacher und spornten den Erfindungsgeist zu Verbesserungen an den Uhren selbst wie zu Herstellung besserer Werkzeuge behufs ihrer Verfertigung. In ersterer Beziehung trachtete man nach zierlicherer Ausstattung; brachte mitunter Spielereien an, wovon der durch Anton Ketterer (wahrscheinlich Sohn des schon genannten Franz Ketterer) 1730 zuerst eingeführte „Kuckuck" allgemein geworden ist; setzte das Pendel an die Stelle der bisher gebräuchlichen Unruhe (um 1740), an die Stelle des ganz hölzernen Triebwerkes Getriebe von Draht (um 1750) und bald nachher auch metallene Räder; begann mit der Anfertigung von Achttage-Uhren (zwischen 1770 und 1780) 2c. In allen diesen Dingen leitete neben dem eigenen Nachdenken auch die Berücksichtigung dessen, was anderwärts von den Uhrmachern geleistet wurde, wie denn z. B. der jüngere D. bald nach 1730 nach Paris wanderte, sich dort ein Jahr lang aufhielt und mit Kenntnissen bereichert heimkehrte; dieser war es auch, der zuerst in den Schlaguhren metallene Glöckchen statt der vorher allein gebräuchlichen gläsernen anwendete. So hob sich mit der Zeit das Gewerbe in solchem Maße, daß auf dem badischen Schwarzwalde im J. 1808 etwa 1000 Uhrmacher, 300 Neben-

arbeiter und 900 Uhrenhändler vorhanden waren; — im J. 1847: 1167 Uhrmachermeister mit 1935 Gehülfen, 16 Spieluhrmacher mit 42 Gehülfen, 385 Verfertiger von Uhrbestandtheilen mit 589 Gehülfen. Karmarsch.

Dilherr: Johannes Michael D. (nicht Dillherr), aus ärmlicher Lage in sehr trüben Zeiten durch thatkräftiges Streben zu einer theologischen Leuchte seiner Tage und zum Wohlthäter der Nachwelt emporgestiegen, erblickte zu Themar, dem Stammort seiner Vorfahren und wo sein Vater Johannes D. als meiningischer Kammerprocurator und als Consulent der fränkischen Ritterschaft fungirte, den 14. October 1604 das Licht der Welt. Im 13. Lebensjahre frequentirte er das Gymnasium zu Schleusingen und 1623 die Universität Leipzig, hatte aber hier wie dort, weil sein Vater durch den Bischof von Würzburg um seine Lehen gekommen war, mit der Noth zu kämpfen. In Wittenberg, wohin er sich von Leipzig aus begeben, kam zu seiner dürftigen Lage noch eine schwere Krankheit. Sobald er genesen, ging er nach Leipzig zurück. Ein guter Stern ging für ihn auf, als im Sommer 1627 einige seiner Verwandten zu Nürnberg ihn mit ihren Söhnen nach Altorf schickten. Hier legte er den Grund zu seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen. Im J. 1629 bezog er mit seinen Pflegebefohlenen die Universität Jena und wurde daselbst 1631 Professor der Beredsamkeit, 1634 Professor der Geschichte und Poesie und 1640 nach Gerhard's Tod außerordentlicher Professor der Theologie. Zwei Jahre darauf folgte er einem Rufe nach Nürnberg, wo er zuerst als Professor der Theologie und Philosophie, von 1646 an als Hauptpfarrer an der Sebaldskirche, außerdem als Director des neu errichteten Gymnasiums St. Aegidii und als Inspector der Bibliothek und der Alumnen wirkte und endlich am 8. April 1669 sein Leben beschloß. Sein frommer Sinn, sein eiserner Fleiß und die vielfachen Verdienste, die er sich in seinen Aemtern, durch seine theologischen und philologischen Schriften, durch seine Kirchenlieder und seine wohlthätigen Stiftungen erworben hatte, fanden in Deutschland überall die vollste Anerkennung, wie denn ihm zu Ehren eine Reihe panegyrischer Schriften erschienen, unter denen die von Christoph Molitor und Christoph Arnold zugleich Biographien sind. Aus Liebe zu seinem Stammland stiftete D. für die Schulen zu Meiningen, Themar und Schleusingen Geldstipendien und aus Dankbarkeit für Nürnberg vermachte er dieser Stadt seine ansehnliche, in 8000 Bänden bestehende Bibliothek und seine werthvolle Münzsammlung. Von seinen Kirchenliedern sind 13 von den früheren Gesangbüchern aufgenommen worden. Den gewissenhaften Fleiß und frommen Sinn des Mannes kennzeichnet die interessante Aufschrift seiner Stubenthür: „Sta hospes! ne pulsa, nec turba! nisi major vis cogat. Horas promeridianas deo meo et demandatis officii mei consecratas scito; si quid tamen est, quod aliquam pretiosi temporis jacturam mereatur, tuum esto promeridiana, ita tamen, ut scias reddendum deo rationem esse singularum horarum.“

Ueber seine Schriften s. Jöcher, Gel. Lex. II, 126 rc.; außerdem J. C. Zeumeri vitae prof. Jenae. 1711. 157 etc. J. A. Strubbergii Ser. prof. theol. 25 etc. Brückner.

Dilich: Wilhelm Schäffer (Schäfer, Scheffer), genannt D., Chronist und angesehener Kriegsschriftsteller, geb. zu Wabern in Hessen als Sohn des dortigen Predigers, wahrscheinlich zwischen 1570 und 1580, † 1655. Seine Studien hat er, wie mit Grund vermuthet wird, am Gymnasium zu Cassel und an der Universität zu Marburg gemacht. Ziemlich jung trat er in die Dienste des Landgrafen Moritz und erscheint bald als dessen Geographus und Historicus, eine Stellung, welche ihn zur Abfassung eines guten Theiles seiner verschiedenen Schriften veranlaßt hat. Als sein bekanntestes Werk gilt seine „Hessische Chronik“,

deren erste Ausgabe im J. 1605 zu Cassel erschien. Der erste Theil derselben enthält die „Beschreibung und das Verzeichniß der Beschaffenheit des Landes Hessen", mit Karten und Städteansichten, die sich zum Theil an S. Münster's Cosmographie anschließen, der zweite handelt von „den Bewohnern des Landes Hessen" und gibt die eigentliche Geschichte desselben bis 1605, mit Illustrationen und Abbildungen der hessischen Fürsten, die von Originalen entnommen sind. Auf die erste Ausgabe des Werkes sind noch 1606, 1607, 1608 drei weitere gefolgt, die wenigstens scheinbar zum Theil Umarbeitungen der ältesten sind. Der Werth der Chronik wird verschieden beurtheilt, eine bleibende Bedeutung kann ihr freilich nicht zugeschrieben werden. Eine andere Hauptschrift Dilich's ist sein „Kriegßbuch", darin „die alte und neue Militia eigentlich beschrieben und allen Kriegßneulingen, Bau- und Büchsenmeistern zu nutz und guter Anleitung in Druck geben und verfertigt" durch W. D. Cassel 1607 u. 1608. D. hatte sich im Gefolge des ältesten Sohnes des Landgrafen, Otto, längere Zeit in den Niederlanden aufgehalten und dort das Kriegshandwerk praktisch erlernt. So hatte er eine Neigung zu diesen Dingen bekommen, und noch 40 Jahre später hat er eine beträchtliche Erweiterung jener seiner Schrift unternommen, die aber erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Ein anderes kriegswissenschaftliches Werk Dilich's ist seine „Peribologia", ein Lehrbuch vom Festungsbau, das sein Sohn Joh. W. D. im J. 1640 zu Frankfurt a. M. herausgegeben und mit 410 Kupfertafeln vermehrt hat. — Nicht minder schätzbar ist seine „Urbs et Academia Marpurgensis succincte descripta et typis efformata", die noch vor 1625 vollendet war, aber wenn auch häufig im Manuscript benutzt, erst in neuester Zeit von Professor Caesar (Marburg) 1867 veröffentlicht worden ist. Die Schrift ist namentlich dadurch werthvoll, daß sie eine eingehende Beschreibung der Universität Marburg und Biographien der sämmtlichen Professoren enthält; freilich ist darin manches unausgeführt geblieben, woran zum Theil die ungünstigen Zeitverhältnisse, zum Theil des Verfassers im J. 1625 erfolgter Uebertritt in kurfürstlich sächsische Dienste als „Geographus, Historicus und Architectus" Sr. Kfl. G. Schuld war. Das Werk bezeugt in Verbindung mit Dilich's gesammter Thätigkeit seinen gewissenhaften Fleiß und seine große Arbeitskraft. In seiner neuen dienstlichen Stellung hat er eine topographische Beschreibung des kursächsischen und meißnischen Landes in lateinischer Sprache unternommen, deren Handschrift sich zu Dresden findet, wo D. im J. 1655 gestorben ist.

Strieder, Hessisches Gelehrten-Lexikon. Nach Cäsar.

Dillenius: Johann Jakob D., geb. 1687 zu Darmstadt, wurde um 1715 Professor der Botanik in Gießen und blieb in dieser Stellung bis zum J. 1721; er verließ Gießen, um mit W. Sherard, einem eifrigen Mäcen der Botanik, nach England zu gehen. Bis 1728 blieb er bei Sherard und wurde dann Professor der Botanik in Oxford, wo er im J. 1747 starb. Die wissenschaftliche Bedeutung von D. liegt hauptsächlich in seinen ausgedehnten und eingehenden Untersuchungen über die Moose und andere Kryptogamen, so daß er als der Begründer des wissenschaftlichen kryptogamischen Studiums anzusehen ist. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er nieder in einem mit 85 Tafeln ausgestatteten Werke: „Historia muscorum", Oxford 1741, welches auch 1763 in London englisch herausgegeben wurde. Außerdem machte sich D. durch Herausgabe einer Flora von Gießen (Frankfurt 1719) und einer Beschreibung des Sherard'schen Gartens zu Eltham verdient (London 1732).

Verzeichniß der Schriften in Pritzel's Thesaurus p. 70 Nr. 2632 bis 2636. Engler.

Dillis: Johann Cantius D., Landschaftsmaler und Radirer, jüngster Bruder des folgenden, geb. 1779 zu Grüngiebing, einer Filiale der Pfarrei

Schwindkirchen des königl. Landgerichts Haag in Oberbaiern, wo sein Vater Wolfgang D. kurfürstl. Revierförster war. Cantius kam, noch nicht 10 Jahr alt, nach München in Wohnung und Pflege bei seinem ältesten Bruder Georg, der auch seinen Unterricht im Zeichnen leitete und unter dessen Führung er sich zum Künstler im Fache der Landschaftsmalerei und als Radirer ausbildete. Von seinem späteren Leben wissen wir wenig; es floß, in fleißiger nicht ganz ruhmloser Arbeit und durch größere und kleinere Studien- wie Geschäftsreisen häufig unterbrochen, still und geräuschlos dahin. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, aber er ist seinem Bruder Georg, mit dem wir ihm auch später wiederholt in gemeinsamer Thätigkeit begegnen, bei Ausführung von dessen amtlichen Aufträgen vielfach und mit Erfolg hülfreich zur Seite gestanden. Als im Herbst 1796 die Gemälde der Münchener Gallerie durch Georg D. nach Linz, bald darauf von dort nach Passau und Straubing geflüchtet wurden, begleitete Cantius seinen Bruder, mit ihm die Sorge für diese Kunstschätze theilend. Nach dem Tode ihres Vaters, im Frühjahr 1805 unternahmen beide Brüder (den Cantius ließ die baierische Regierung reisen) gemeinschaftlich eine Kunstreise durch die Schweiz, das südliche Tirol und nördliche Italien nach Rom, dann über Neapel nach Rom zurück, wo sie während des Winters von 1805 auf 1806 künstlerischen und kunstgeschichtlichen Studien oblagen, bis Georg im Februar 1806 dem Rufe des Kronprinzen von Baiern nach Paris folgte und Cantius allein in Rom zurückblieb, um später nach München heimzukehren. Auch auf Georgs italienischer Reise von 1808 auf 1809 war Cantius dessen Begleiter, ebenso als jener im J. 1815 sich nach Paris begab, um die von den Franzosen im Jahr 1800 aus den baierischen Gallerien entführten Gemälde zu reclamiren und nach München zurückzubringen. Noch einmal geschah dies 1820, als Georg beauftragt war, die in den königlichen Schlössern zu Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg befindlichen Gemälde neu aufzustellen und zu inventarisiren, wobei ihm sein Bruder die ersprießlichsten Dienste leistete. Auch machten sie damals von Aschaffenburg aus einen gemeinschaftlichen Ausflug nach dem nahegelegenen Frankfurt, um die dortigen älteren Bauwerke und Kunstsammlungen näher kennen zu lernen. Des Cantius Blüthezeit als Künstler fällt in die zwanziger Jahre. Damals, besonders in den Jahren 1825—27, betheiligte er sich lebhaft an den Bestrebungen des neugegründeten Kunstvereins durch fleißige Einsendung seiner neuentstandenen Werke. Wir kennen aber aus jener Zeit auch sonst noch Arbeiten von ihm. Sein Name war damals vielgenannt und geachtet. So wurde er, nachdem er bereits 1807 in die Kategorie der baierischen Staatspensionäre aufgenommen worden war, im J. 1833 zugleich mit seinem Bruder Georg und dem jungen J. J. Dorner zum Ehrenmitgliede der königl. Akademie der bildenden Künste ernannt. Er starb im J. 1856 zu München, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens nur selten noch mit Arbeiten seiner Hand vor die Oeffentlichkeit getreten war. Wir besitzen von ihm ein Bildniß als Knabe mit langem, unordentlichem Haupthaar und vorn offenstehendem Rock, in ovaler Form von seinem Bruder mit vieler Liebe nach dem Leben radirt. Auch in der Felix Halm'schen Sammlung von Originalzeichnungen baierischer Künstler (bei Herrn v. Maffei in München) befindet sich sein Bildniß. Cantius D. malte in der Regel nur Bilder von geringem Umfange: waldige abgeschlossene Gegenden mit Wasserstürzen und Mühlen an schäumenden Waldbächen, wirksam beleuchtet von einfallenden Sonnenstrahlen oder dem Blau des schwach bewölkten Himmels; aussichtsweite Berghalden mit dem Fernblick auf freundliche See- und Flußthäler, oder anmuthig-idyllische Wald- und Wiesengründe mit Bauernhütten unter Bäumen, Feldcapellen am Wege, Schlössern und Ruinen auf nahen Bergen, belebt von Jägern, Landleuten und kleinen Heerden: schlichte anspruchslose Ab-

bilder einer schönen Natur, die auch in der Ausführung mit Wasserfarben oder in Oel dem einfachsten System der Farbengebung entsprechen. Die Motive dazu entlehnte der Künstler vornehmlich aus den Umgebungen Münchens, dem baierischen Alpenlande und aus Vorarlberg. Von seinen seltenen italienischen Landschaftsbildern besitzt die Familie des Oberforstmeisters Schilcher zwei vorzügliche, Gegenden um Tivoli darstellend. Die von ihm hinterlassenen Werke, in Handzeichnungen, Oelgemälden und Radirungen bestehend, sind meistens zerstreut in Privathänden und daher öffentlich nur wenig bekannt.

Was des Cantius D. Handzeichnungen betrifft, so liebte er es, sie theils mit der Feder und schwarz oder braun getuscht, theils nur in Sepia, zuweilen weißgehöht, auszuführen. Man findet deren vereinzelt in öffentlichen Sammlungen. Die oben erwähnte Felix Halm'sche Sammlung enthält im XI. Bande unter Nr. 78—83 zusammen 11 landschaftliche Zeichnungen von ihm. In dem 1853 zu München versteigerten Nachlaß des jüngeren J. J. Dorner befinden sich von Cantius D. zwei braungetuschte und eine Federzeichnung, Berg- und Felslandschaften darstellend. Die Maillinger'sche Sammlung in München enthält von ihm drei zum Theil werthvolle Originalzeichnungen: die Amalienburg im Schloßgarten zu Nymphenburg (angeblich vom J. 1820), eine Gebirgslandschaft bei Schliersee (vom 12. Juli 1826), eine Sepiazeichnung mit Bauernhaus (Bilder-Chronik I. 1805. 2693. 2694).

Von seinen Oelgemälden nennen wir vor allem eine Ansicht aus der Gegend von Grotta Ferrata in der Schleißheimer Gallerie (Nr. 219), wol von 1809; aus der herzogl. Leuchtenbergschen Gallerie eine „Aussicht von der Hochalpe bei Neselau im baierischen Gebirg" (im Umriß radirt von N. Muxel) und „Steinerne Brücke bei der Mühle zu Aubors" (radirt von Demarez), die zu seinen vorzüglichsten Arbeiten zählen. Ein großer Waldgrund mit Jägern und Thieren staffirt (kam 1825 in Besitz des Oberappellraths v. Heinrichen). Demselben Jahre gehören noch folgende Oelbilder an: Dorf an einem Bache; — Kühe und Ziegen vor einem Bauernhause; — Winterlandschaft mit einem Dorfe. In die Jahre 1826 und 1827 fallen zwei Hochalpenbilder aus Baiern. Eine kleine schöne Gebirgslandschaft mit Bauernhof und Hornvieh befand sich früher im Besitz des jüngeren J. J. Dorner.

Die radirten Blätter, welche Cantius D. hinterließ, verrathen eine leichte, geistreiche Nadel und sind in einem klaren und angenehmen Tone gehalten. Es befinden sich darunter Copien nach Everdingen u. A., auf welchen die Initialen J K. D. vorkommen, während die übrigen Blätter meist mit dem vollständigen Namen bezeichnet sind. Wir glauben sie chronologisch hier folgendermaßen aufführen zu dürfen.

1. Das Geburtshaus des Künstlers (als er noch nicht 11 Jahre alt war, wahrscheinlich unter Leitung seines Bruders Georg gearbeitet), Nagler, Monogr. III. 2700 Nr. 2. Maillinger I. Nr. 2696. 2. Die Tanne auf dem Felsen, Copie nach C. W. E. Dietrich. 1795. Nagl. 9. Maill. I. 2703. 3. Herbstlandschaft. Nach Everdingen (Bartsch 12) Nagl. 10. Maill. I. 2704. 4. Landschaft mit Balkenhütte an einem Gewässer. Nach Everdingen. Maill. I. 2705. Von Andresen fälschlich unter G. v. Dillis Nr. 39 aufgeführt. 5. Bauernhütten unter Bäumen. Wahrscheinlich aus dem Jahr 1800. Nagler 7. Maill. I. 2701. 6. Ansicht des Schlosses Harlaching (1801). Seltenes Blatt, radirt, nachdem das Schloß im Jahr 1800 ein Raub der Flammen geworden. Nagl. 1. Maill. I. 2695. 7. Landschaft mit Kirchenruine. Nach Ferd. Kobell. Nagl. 3. Maill. I. 2697. 8. Landschaft mit Bauernhaus. Nagl. 7. Maill. I. 2698. 9. Dasselbe, mit Veränderungen und ohne die Hühner. Maill. I. 2699. 10. Seehafen. Copie nach Weirotter. Nagl. 5. Maill. I. 2700. 11. Seehafen. Gleichfalls

Copie nach Weirotter. Maill. I. 2700. 12. Die Schleifsteinmühle bei Ohlstadt. Nagl. 8. Maill. I. 2702. Marggraff.

Dillis: Johann Georg v. D., Maler und Radirer, königl. baierischer Centralgalleriedirector in München, ältester Bruder des vorigen, wurde am 26. Decbr. 1759 in Grüngiebing geboren. Sein Vater, Wolfgang D., aus einer alten Jägerfamilie stammend, würde außer Stande gewesen sein, dem mit trefflichen Anlagen ausgestatteten Knaben eine entsprechende Erziehung zuzuwenden, wenn nicht der damalige Kurfürst Maximilian III. von Baiern ihn veranlaßt hätte, seinen Sohn zum Zweck höherer Ausbildung nach München zu einer nahen Verwandten in Pflege und Aufsicht zu geben. Dies geschah mit kurfürstlicher Unterstützung, als der Knabe, einer nicht ganz sicheren Nachricht zufolge, erst 6 Jahre alt war. Hier besuchte er das Gymnasium und wenn eine mit G. D. 1771 bezeichnete Radirung, von welcher Brulliot (II. Nr. 964) berichtet, wie kaum zu zweifeln, wirklich von Georg D. gearbeitet war, so würde darin ein Beleg für die Nachricht zu finden sein, daß D. bereits auf dem Gymnasium sich mit Kunstübungen befaßt und möglicherweise schon damals, wie behauptet wird, den Unterricht des Vicedirectors J. J. Dorner genossen habe. Doch widmete er sich auch ferner vorzugsweise den gelehrten Studien, und nachdem er das Gymnasium verlassen, begab er sich nach Ingolstadt, um sich auf der dortigen Universität durch das Studium der Philosophie für die Theologie vorzubereiten, welche er, dem Wunsche seiner Eltern gemäß, um so lieber erwählte, als Kurfürst Maximilian III. im J. 1777 gestorben und damit auch seine Unterstützung aus der kurfürstlichen Cabinetscasse für immer erloschen war. Nachdem er die theologischen Studien beendigt und hierauf in dem Albertinum zu Ingolstadt während zweier Jahre seine praktische Ausbildung als Geistlicher empfangen hatte, wurde er am 21. Decbr. 1782 daselbst zum Priester geweiht. Dann aber verfolgte er, der lange niedergehaltenen Liebe zur Kunst nachgebend, die geistliche Laufbahn nicht weiter, sondern widmete sich ganz dem Studium der Landschaftsmalerei. Zunächst besuchte er die in München seit 1770 bestehende Zeichnungs-Akademie, um sich daselbst nach Gyps- und Naturmodellen im Zeichnen von Figuren und Köpfen zu üben, wol zuerst unter der Leitung des akademischen Zeichnungsmeisters Ott (geb. 1735, † um 1797), später unter der des Prof. Ignaz Oefele. Im Porträt- wie im Landschaftsfach scheint er denn, einer weiteren Nachricht zufolge, auch den Unterricht mitgenossen zu haben, den Dorner in der neuerrichteten Gallerie am Hofgarten damals an schon fortgeschrittene Künstler zu ertheilen pflegte. Im J. 1786 wurde ihm der Zeichenunterricht bei den kurfürstlichen Edelknaben übertragen, was von Seiten des bischöflichen Ordinariats Freising seine Enthebung von der Verpflichtung zu seelsorgerischen Verrichtungen zur Folge hatte. Durch seinen Unterricht kam er mit mehreren der angesehensten adelichen Familien der Hauptstadt — wir nennen hier nur die Grafen von Salern und von Seinsheim, desgleichen die Freiherren v. Aretin und v. Stengel — und durch diese mit dem bei dem kurfürstlichen Hofe in Gunst und Einfluß stehenden Grafen Benjamin Thompson von Rumford in nähere Berührung. Seine Verhältnisse waren um jene Zeit schon so gesichert, daß er nach und nach seine Brüder Ignaz, Cantius und Joseph zu sich nehmen konnte, um ihren Unterricht, zumal im Zeichnen, zu überwachen und zu leiten. Er wohnte damals im Hause des Freiherrn v. Aretin, dessen 3 Söhnen er im Zeichnen Unterricht ertheilte, wodurch ein reger Wetteifer unter den jungen Leuten entstand, der sich auch der Familie des Geheimraths Freiherrn v. Stengel mittheilte und in des letzteren Hause zu Abendunterhaltungen führte, an welchen auch andere in München lebende Künstler, wie Karl Heß, Ferdin. und Franz Kobell u. A., theilnahmen. Man zeichnete, betrachtete und besprach ältere und

neue Kupferstiche oder unterhielt sich in belehrenden Gesprächen über Kunst und ihre Interessen, deren belebender und leitender Mittelpunkt Georg D. war. Ein reger Sammlergeist erwachte; an der Prüfung der eignen wie der fremden Arbeit schärfte sich das Verständniß für das Wahre und Wesentliche der Kunst, und Keime wurden damals hier gelegt, die in anderer Richtung später zu reichem Kunstwirken und Kunstschaffen emporwuchsen. Auf Veranlassung des Grafen Rumford zeichnete er um jene Zeit die anmuthigsten Partien des von letzterem seit 1783 angelegten englischen Gartens in Aquarell. Eine mit demselben beabsichtigte Reise nach England mußte der politischen Verhältnisse wegen aufgegeben werden. Statt dessen nahm ihn der Graf mit auf einer malerischen Reise ins baierische Gebirge, während er später mit kurfürstlicher Unterstützung die Gegenden von Traunstein, Reichenhall, Starnberg, Tegernsee, Miesbach &c. besuchte, um auch dort die schönsten Ansichten in Aquarellzeichnungen aufzunehmen, die in das Schloß zu Nymphenburg kamen und später durch Simon Warnberger publicirt wurden. Eine erste weitere Reise machte er im J. 1788, auf Unkosten des würdigen alten Grafen Max von Preysing, mit dessen Sohn Karl und dem Staatskanzler v. Vacchiery in die Schweiz und oberen Rheingegenden, wo er in Straßburg den zweijährigen Pfalzgrafen Karl Ludwig August, nachmaligen König Ludwig I., zeichnete und in Kupfer stach. Auch sah er damals zuerst die berühmte Gemäldegallerie zu Mannheim und die Kunstsammlungen zu Frankfurt a/M. und in Mainz. Damit schließt die Periode seiner Vorbereitung und Bildung als Künstler. — Nach München zurückgekehrt, wurde er im J. 1790, auf Rumford's Verwendung, von dem Kurfürsten Karl Theodor als Inspector bei der neuen Gallerie am Hofgarten mit einem Gehalt von 300 Gulden angestellt. Rumford war auch Ursache, daß er 1792 einer nach Sachsen bestimmten Militärcommission als Zeichner mit dem Auftrage beigegeben wurde, von den Ergebnissen dieser Sendung, zumal in Bezug auf Landessitten und Gebräuche, die nöthigen Zeichnungen zu entwerfen, aber was ihm vor allem erwünscht und förderlich war, er fand auf dieser Reise auch Gelegenheit, die Kunstsammlungen in Dresden, Prag und Wien zu sehen, am letzteren Orte in der Begleitung Heinrich Füger's, des Vicedirectors der dortigen Akademie. — In die Zeit von 1793 auf 1794 fallen seine Versuche mit einem neuen Malverfahren für Porträt und Landschaft mittelst Wachsfarben, die er in Gemeinschaft mit dem Hofmaler Moritz Kellerhoven anstellte, aber nicht zum Abschluß gebracht zu haben scheint. Durch den Grafen Rumford wurde er damals mit der in München aus Rom eingetroffenen englischen Familie Palmerston bekannt, die ihn zur Begleitung nach Salzburg mitnahm und bei dieser Gelegenheit ihrem Freunde Sir Gilbert Elliot als Gesellschafter zu einer Reise durch Italien empfahl. Für das Zusammentreffen wurde Livorno bestimmt. Dort angekommen, benutzte D. die Zeit eines 14tägigen Aufenthalts bis zur Ankunft Elliot's, der inzwischen zum Vicekönig von Corsica ernannt worden war und deshalb seine italienische Reise aufgeben mußte, um Ansichten des Meeres, des Hafens und des mannigfach regen Volksverkehrs zu zeichnen, die rasch von anwesenden Fremden gekauft wurden und fast sämmtlich nach England kamen, wo sie noch heute sind. Auch in Corsica zeichnete er Landschaftliches und Volksthümliches und, für den Vicekönig, Uferansichten der Insel und die imposante Kriegsflotte des Admirals Hood, welche nach der Capitulation von Bastia im Mai 1794 noch vor Anker lag. Fortwährende Zwistigkeiten zwischen Corsen und Engländern verleideten ihm indeß den dortigen Aufenthalt; er verließ daher noch in demselben Jahre Corsica, um sich, auf Unkosten des Vicekönigs, über Civita Vecchia nach Rom zu begeben, das er jetzt zum ersten Male sah. Hier hatte er den Verlust seiner Zeichnungen aus Corsica zu beklagen. Betrübt hierüber, doch reich an neuen Kenntnissen und Bekanntschaften, die

Mappen und Skizzenbücher mit italienischen Zeichnungen angefüllt, kehrte er 1795 nach München heim. — Als im Herbst 1796 Napoleon die Alpen überstiegen hatte und ein französisches Heer auch Baiern zu bedrohen schien, erhielt D. den Auftrag, die Gemälde der Münchener Gallerie nach Linz und, als die Franzosen über Kärnthen und Steiermark weiter vordrangen, auf der Donau nach Passau und von da nach Straubing zu bringen, wobei ihm sein Bruder Cantius treuen Beistand leistete. Erst nach dem Frieden zu Campo Formio im Frühjahr 1797 konnten diese Kunstschätze wohlerhalten wieder nach München in das Galleriegebäude am Hofgarten zurückgebracht werden. Ein kürzerer Ausflug mit Lord Ossulton über Zürich und Lausanne in die Eisgebirge der Schweiz und von da nach Mailand war, wie es scheint, auch nicht ganz ohne Gewinn für seine künstlerischen Studien. Vier Landschaften, die er dort zeichnete, befanden sich später im Cabinet des Kronprinzen zu Nymphenburg. Als im J. 1800 Baierns Hauptstadt von einer noch dringenderen Gefahr durch die Nähe der Franzosen bedroht war, hatte er abermals die Galleriegemälde in Sicherheit zu bringen und zwar nach der damals preußischen Stadt Ansbach, von wo sie erst nach Verfluß eines Jahres, als der Friede zu Luneville geschlossen war, nach München zurückgelangten. Das J. 1803 brachte ihm den Auftrag, aus den aufgehobenen Klöstern Baierns die besten Gemälde für die königl. Gallerie auszuwählen, dessen er sich mit Kenntniß und Anstand zu entledigen wußte. Eine größere Reise, die er, nach dem Ableben seines Vaters, im Mai 1805, mit seinem Bruder Cantius, den die baierische Regierung reisen ließ, über Constanz und Zürich durch die Schweiz zu Fuß über den St. Gotthardt, dann durch das südliche Tirol über Como zunächst nach Mailand unternahm, fiel namentlich für seine kunstwissenschaftlichen Studien, die ihn überhaupt längst mehr als seine künstlerischen Arbeiten beschäftigten, lohnend aus. Sein Tagebuch bringt über die Kirchen, die er besuchte, über die darin befindlichen Kunstwerke und deren Urheber die anziehendsten Bemerkungen. Nach Mailand kam er zu einer sehr merkwürdigen Zeit, da eben die Krönung Napoleon's zum Könige von Italien stattfand und eine öffentliche Ausstellung von Werken einheimischer Künstler in der Brera ihm die erwünschte Gelegenheit bot, die lombardische Schule aus den Werken ihrer Hauptvertreter selbst kennen zu lernen. Am 2. Juni 1805 begab sich G. D. mit seinem Bruder über Lodi und Piacenza nach Parma und von da über Modena, Bologna und Florenz, wo ihn hauptsächlich die Meisterwerke aus der Blüthezeit der italienischen Kunst in Anspruch nahmen, zum zweiten Mal nach Rom. Hier, in den Werkstätten und im Umgange älterer Freunde und Bekannten, des Malers Cramer aus Dänemark, der noch immer thätigen Angelica Kauffmann, der Landschaftsmaler Jos. Koch und Rhoden, der Kupferstecher Gmelin und Metz, der Bildhauer Martin Wagener und Thorwaldsen, eröffnete sich ihm diesmal, abgesehen von allem, was öffentliche und Privatsammlungen, Kirchen und Paläste an Kunstgenüssen ihm darboten, eine so reiche Welt des Schönen, Belehrenden, Anregenden, aus allen Gebieten und Perioden der Kunst, daß für ihn seitdem eine neue Epoche seiner kunstkritischen Anschauungsweise und Thätigkeit herzuleiten ist. Er erkannte, daß allein in der vergleichenden Betrachtung der Werke eines Künstlers aus den verschiedenen Epochen seines Schaffens ein vollständig befriedigendes Bild seiner geistigen und technischen Eigenart gewonnen werden könne, was vor allem für den Conservator einer öffentlichen Gallerie, wie er es war, nöthig ist. An die Ausflüge in die Campagna, nach Tivoli, Subiaco, Albano, knüpfte sich im Spätherbst ein weiterer mit seinem Bruder nach Neapel und über Portici nach Pompeji, der seine Reiseskizzensammlung mit vielen interessanten Zeichnungen bereicherte. Unruhige Ereignisse trieben beide Brüder nach Rom zurück, wo sie im Winter von 1805

auf 1806, zum Theil im Verein mit anderen Künstlern, sich mit Malen und kunstgeschichtlichen Studien beschäftigten. Einem Rufe des Kronprinzen Ludwig Folge leistend und seinen Bruder allein in Rom zurücklassend, begab sich G. D. im Anfang Februar 1806 über Florenz und Mailand durch die Schweiz nach Paris. In Florenz benutzte er den diesmaligen längeren Aufenthalt hauptsächlich dazu, die Meister aus der Frühzeit der dortigen Schulen, von Cimabue bis Francesco Francia, Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto nicht nur aus ihren Oelgemälden, sondern vor allen auch aus ihren Handzeichnungen gründlich zu studiren. Die Anordnung nach Schulen und chronologischer Reihenfolge der Meister und ihrer Werke, welche der Galleriedirector Puccini bei Aufstellung der Bilder einzuführen im Begriff war, fand D. musterhaft und nachahmungswerth. Er fand die hervorragendsten Kunstwerke aller Zeiten aus den hauptsächlichsten Sammlungen Europa's damals in den dortigen Museen aufgehäuft, und außerdem genoß er die Ehre, bei dem baierischen Kronprinzen den Cicerone zu machen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, was die Einrichtung der Kunstsammlungen und Kunstlehranstalten, was die Anlage und Beleuchtung der Säle, die Anordnung und Aufstellung der Gemälde, der Marmorwerke und Gypsabgüsse in den Gallerien, die unentgeltliche und entgegenkommende Benutzung der letzteren betrifft, überall sammelte er Erfahrungen zu dem Zweck und in der Hoffnung, sie einst für die königl. baierischen Kunstsammlungen praktisch verwerthen zu können. Mit lernbegierigem, kundigem Blick durchforschte er die öffentlichen und die besseren Privatsammlungen. Sein Tagebuch enthält darüber die belehrendsten, für die Geschichte der Sammlungen und einzelner Bilder werthvollsten Mittheilungen. Auch den Kupferstich- und Handzeichnungssammlungen widmete er eine reichliche Zeit. Sein Augenmerk war hauptsächlich den ältesten Producten der Grabstichelkunst zugewendet. Nach dem Muster des kaiserl. Kupferstichcabinets beschloß er, später auch in München die dort vorhandenen Originalzeichnungen der Künstler, so weit möglich, chronologisch zu ordnen und die vorzüglicheren unter Glas und Rahmen dem Kunstpublicum zu unbeschränktem Genusse vorzuführen. Wenn dies in der Folge geschah, so ist die erste Anregung dazu von D. ausgegangen. Sein ästhetisches Interesse und Urtheil stand auf kunstgeschichtlichem Boden und machte sich rein objectiv geltend ohne einseitige Vorliebe für diese oder jene Zeit, für diesen oder jenen Meister. Nichts war ihm unter solchen Umständen schmerzlicher, als daß die vom Kronprinzen projectirte Reise nach Spanien, auf welcher er denselben begleiten sollte und von der er sich mit Recht für die Erweiterung seiner Kenntnisse sowol wie bezüglich neuer dortiger Bilderankäufe für die königl. baierische Gallerie die besten Erfolge versprach, nicht vollständig zur Durchführung gelangte. Er kam mit dem hohen Reisenden über den Mont Cenis und das südliche Frankreich, überall die pittoresken Naturscenen und Ansichten in geistreichen Skizzen, deren gegen hundert in das Reisejournal des Kronprinzen gelangten, festhaltend, nur bis zur spanischen Grenze bei Figueras, wo der Kronprinz sich genöthigt sah, umzukehren, um sich zu dem im Felde stehenden Heere nach Deutschland zu begeben. D. begleitete ihn bis Berlin und kehrte von dort zu Anfang des Jahres 1807 allein nach München zurück. Als er im August wiederum in Begleitung seines Bruders Cantius nach Italien ging, geschah es, um im Auftrage des Kronprinzen geeignete Werke der Kunst für dessen Privatsammlungen anzukaufen. Diesmal waren es daher vorzüglich die im Besitz von Privaten und in Privatgallerien befindlichen Gemälde und Sculpturen, die er bei seinen Nachforschungen zu Venedig, Bologna, Florenz, Rom und anderwärts ins Auge zu fassen hatte, und was hierüber aus den J. 1808 und 1809 seine Tagebücher an Verzeichnissen dem Verkauf zugänglicher Gallerien oder einzelner Werke und an abbild-

lichen Skizzen derselben enthalten, ist von bleibendem kunstgeschichtlichem Interesse. Damals gelang es ihm, in Florenz das vielbesprochene Altovitibildniß von Rafael und die Madonna di Tempi, in Rom aus der Sammlung des Duca Braschi eine Anzahl werthvoller Antiken, darunter die merkwürdige Dianenstatue (Glypt. Nr. 93) und den sandalenbindenden Mercur (Glypt. Nr. 151) zu erwerben. Von Rom aus kehrte D. über Spoleto, Foligno, Assisi, Perugia, Arezzo nach Florenz und von da durch Tirol, im J. 1809 nach München zurück. Auch die J. 1811 und 1812 sahen ihn wiederholt in Italien, das letztgenannte Jahr zugleich in Rom, wohin er sich im Auftrage des Kronprinzen begab, um für denselben theils wiederum neue Ankäufe, theils die richtige Verpackung und Versendung früher erworbener zu besorgen. Erfolgreich für die königl. Sammlungen wurde im J. 1815 seine Sendung nach Paris nicht nur dadurch, daß es ihm gelang, die bei der schnellen Flucht der Münchener Gallerie im J. 1800 von den Franzosen dorthin aus Baiern entführten und nunmehr reclamirten Gemälde wohlerhalten nach München zurückzubringen, sondern mehr noch durch den damit verbundenen weiteren Auftrag, zugleich den Ankauf mehrerer zur selben Zeit in Paris verkäuflicher Gemälde vorzüglichen Kunstwerthes zu vermitteln. D., dessen Leben sich immer enger mit der Geschichte der königl. baierischen Gemäldesammlungen verknüpfen sollte, war denn auch so glücklich, eine Reihe von Bildern aus der italienischen und spanischen Schule zu erwerben, welche gegenwärtig zu den hervorragendsten Zierden der älteren königl. Pinakothek gehören. Im J. 1816 wurde D. durch seinen vieljährigen Freund, den Domherrn B. Speth, veranlaßt, gemeinschaftlich mit ihm eine Kunstreise nach Italien zu unternehmen, wozu derselbe sich um so lieber entschloß, als auch ein längerer Besuch Neapels mit seinen Naturschönheiten, Kunstschätzen und Alterthümern im Plane lag. Speth gedenkt in der Vorrede zu seinem dreibändigen Reisebericht „Die Kunst in Italien“, München 1819—22, seines kunstverständigen und landeskundigen Begleiters mit dankbaren Worten, da dessen bewährtem, scharfem Kennerblick auch das unscheinbar Herrlichste nicht unbemerkt bleiben konnte. Für D. aber war es damals besonders erfreulich, zu Rom die von ihm ein Jahr vorher in Paris auf Ansuchen des Marchese Canova für den päpstlichen Stuhl verpackten kostbaren Gemälde wohlerhalten im Vatican aufgestellt wieder zu erblicken. An diese größere Reise schloß sich ein kurzer Ausflug nach Como in Oberitalien. Doch kaum nach München zurückgekehrt, erhielt er von dem Kronprinzen die Einladung, ihn auf einer Reise durch Italien nach Rom und von da über Neapel nach Sicilien zu begleiten. Diesmal war es vorzugsweise die Natur und das Leben des Volkes, was ihn beschäftigte. Seine Tagebücher von 1817 auf 1818 enthalten eine Menge Zeichnungen von Figuren und Figurengruppen: Lastträger, Matrosen, Schiffsjungen, alles aus dem Leben gegriffen, wie er sie auf der Straße, am Ufer des Meeres, auf dem Verdeck des Schiffes gesehen. Das unendliche Meer, die Flachlandschaften am Ufer mit schroffen Felsen und wildem Gestrüpp, mit zerstörten Tempeln und baulichen Ueberresten vergangener Größe und Herrlichkeit liehen seiner Phantasie den mannigfaltigsten Stoff zu Bildern, die er theils flüchtig umrissen in sein Tagebuch einzeichnete, theils an Ort und Stelle in ausgeführteren Zeichnungen vollendete, welche später als Geschenk des Meisters in die Privatsammlung seines kronprinzlichen Gönners übergingen. — G. D., der 20 Jahre lang ein Gegner der neuen Senefelder'schen Vervielfältigungsmethode gewesen war, machte ums J. 1817 den ersten lithographischen Versuch, der auch sein einziger geblieben ist, doch wurde sein Blatt nicht, wie anfangs bestimmt war, in der bei Zeller in München erscheinenden „Sammlung lithographischer Originalzeichnungen Münchener Künstler“ mit ausgegeben. — Im J. 1820 wurde ihm die Ausscheidung, Ordnung und Neuauf-

stellung der in den königl. Schlössern zu Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg befindlichen Gemälde übertragen, eine Aufgabe, die er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Cantius in Erledigung brachte. Von Aschaffenburg aus unternahm er alsdann, gleichfalls in Begleitung des Bruders, einen Ausflug nach Frankfurt a/M., um dort seinen Jugendfreund und eifrigen Kupferstichsammler, den damaligen königl. baierischen Bundestagsgesandten Adam v. Aretin, wiederzusehen und die Kunstschätze des Städel'schen Instituts, sowie einige werthvolle Privatsammlungen in Augenschein zu nehmen.

Was D. einst in seinem Pariser Tagebuch von 1806 als Wunsch ausgesprochen, daß ihn nichts mehr in seinen Bestrebungen ermuntern würde, als einen eigenen Wirkungskreis zu erhalten, in welchem er seine in allen Theilen der Kunst erworbenen Kenntnisse praktisch und wissenschaftlich verwerthen könne, das sollte für ihn nun auch wirklich in reichste Erfüllung gehen. Nachdem am 2. Jan. 1822 der um eine zweckmäßigere Aufstellung der königl. baierischen Gemäldesammlungen vielverdiente Centralgalleriedirector Christ. v. Mannlich gestorben war, wurde die erledigte Stelle bereits am 5. März dem bisherigen Gallerieinspector G. D. als dem hierzu durch Kenntnisse, sachgemäße Grundsätze und praktische Erfahrung würdigsten übertragen. Die neue Verwaltung hatte eine Reihe von Arbeiten und Verbesserungen im Gefolge, die für die leichtere Uebersicht und Benutzung der königl. Sammlungen von Bedeutung waren. Sämmtliche Inventarien wurden der Revision unterworfen, über die in Augsburg befindlichen Gemälde des königl. baierischen Staatsbesitzes von D. ein Inventar angefertigt (1822) und für die Gallerie am Hofgarten als Leitfaden für die Besucher gleichfalls von D. ein Katalog herausgegeben, der über 900 Nrn. umfaßte. Wenn damals schon, im J. 1822, der allerhöchste Beschluß gefaßt wurde, ein neues, der Größe und Bedeutsamkeit des vorhandenen Bilderschatzes und den erhöhten Anforderungen zweckmäßiger Räumlichkeit und Beleuchtung entsprechendes Galleriegebäude in München zu errichten, so hat sicherlich der neue Director das seinige zur Förderung dieses Beschlusses beigetragen. Ihm lag es jetzt ob, die räumlichen und anderweitigen praktischen Erfordernisse für den projectirten Bau festzustellen und mit dem Architekten, Hofbau-Intendanten Leo v. Klenze, behufs des von diesem zu entwerfenden Plans und Kostenvoranschlags, darüber zu verkehren, so daß am 7. April 1826 die Grundsteinlegung zur Pinakothek stattfinden konnte. — Inzwischen war (1824) der Münchener Kunstverein ins Leben getreten. D., obgleich sein Kunstfach dabei vorzüglich bedacht war, betheiligte sich doch nur wenig an den Bestrebungen und Zwecken des Vereins — die ihm in ihrer oppositionellen Richtung gegen die aufblühende monumentale Kunst nicht völlig zusagen mochten — sei es durch Ausstellung seiner Bilder im Vereinslocal oder durch Theilnahme an den Arbeiten des Ausschusses, in den er wiederholt gewählt wurde, ohne von der Wahl Gebrauch zu machen. — Als im J. 1826 die Gebrüder Boisserée und ihr gemeinschaftlicher Freund Bertram wegen ihrer Sammlung altober- und altniederdeutscher Gemälde Verkaufsanträge stellten, wurde D. vom König Ludwig mit den Verhandlungen des Kaufs beauftragt und im folgenden Jahre nach Stuttgart zur Uebernahme der Gemälde entsendet, die gegenwärtig den eigenthümlichsten, kunstgeschichtlich überaus werthvollen Theil der alten Pinakothek bilden. Gleicherweise war D. bei der Erwerbung der fürstl. Wallerstein'schen Sammlung altdeutscher Gemälde betheiligt, die im darauffolgenden Jahre (1828) ebenfalls aus der königl. Hofcasse bewerkstelligt wurde. Als hierauf der König aus eigenem Antriebe beschloß, Nürnberg, die Wiege der deutschen Kunst, der es an classischen Belegen dafür fehlte, mit einem Bildersaal der alten ober- und niederdeutschen Malerschulen aus den neuen Erwerbungen zu schmücken, wurde auf Dillis' Vorschlag

zum Local dafür die seit Jahren zum Holzmagazin herabgewürdigte gothische Moritzcapelle gewählt und eingerichtet (1829). Auch für diese Sammlung besorgte D. die Aufstellung und einen Katalog, der sich in den Benennungen der Meister und Schulen an die von den früheren Besitzern der Bilder gegebenen Namen hielt. — Im Mai 1830 begleitete D. den König auf einer Erholungsreise durch Italien nach den Bädern von Ischia, von der er viele zum Theil gleich nach der Natur in Farben gesetzte Skizzen der malerischsten Punkte der Insel und des Golfs von Neapel heimbrachte. Im folgenden Jahre (1831) erschien von ihm ein Verzeichniß der Gemälde in der königl. Gallerie zu Schleißheim. — Im J. 1832 wurde D. noch einmal durch allerhöchsten Auftrag zu einer Reise nach Unteritalien veranlaßt, bei welcher Gelegenheit er den in Rom so lange gefangen gehaltenen barberinischen Faun nach München brachte. Im folgenden Jahre sehen wir ihn mit der Einrichtung der neuen Gallerie in Augsburg beschäftigt, die, nach dem Beschluß der königl. Staatsregierung, in ihrem Kern aus den vorräthigen Werken der schwäbisch-augsburger und der ihr verwandten schwäbisch-ulmer Schule bestehen und durch Gemälde anderer Schulen vermehrt als eine Filiale der Centralgallerie in München gelten sollte. Unterdessen war der Bau der Pinakothek im Aeußeren und Inneren so weit vollendet, daß im Frühjahr 1836 mit der Aufstellung der inzwischen zur Aufnahme in das neue Galleriegebäude ausgewählten Gemälde begonnen werden konnte. Es handelte sich dabei um die zweckmäßige Vertheilung und Einreihung von nahezu 1400 theils sehr umfangreichen, theils sehr kleinen Gemälden in 9 Sälen und 23 Cabineten, und wenn es auch nicht gelang, das kunstgeschichtliche Princip, wie D. es beabsichtigte, bei der Aufstellung nach Schulen und Zeiten streng durchzuführen und mit dem ästhetischen in einen vollständig befriedigenden Einklang zu bringen, so war im ganzen die schwierige Aufgabe doch sehr glücklich gelöst. Am 16. Octbr. desselben Jahres bereits konnte die Gallerie dem Publicum geöffnet werden. D. empfing als Anerkennung für seine bei diesem Anlaß bewiesenen Verdienste am 1. Januar 1837 das Commandeurkreuz des königl. Civilverdienstordens der baierischen Krone. Ein Jahr später erschien auch der von ihm verfaßte Katalog zur Pinakothek, der mit Sorgfalt bearbeitet doch eben nur dem damaligen Standpunkt der Bilderkritik entsprach und überhaupt keinen weiteren Zweck erstrebte, als dem besuchenden Publicum zum Wegweiser durch die Sammlung zu dienen. — Als D. im Herbst 1837 eine von seinem Freunde, dem Domherrn Speth, nach Venedig und Mailand beschlossene Reise mitzumachen wünschte, um noch ein Mal die Werke der Venezianer und Lombarden an Ort und Stelle zu genießen und zu studiren, bewilligte ihm der König hierzu nicht nur gern Urlaub mit dem Wunsche, daß die Reise ihm Erheiterung und Kräftigung bringen möge, sondern er überließ ihm auch einen Hofreisewagen zu der Fahrt, die heiter und glücklich von Statten ging. Dies war die letzte Reise in das gelobte Land der Kunst, das er nun, unter den günstigsten Umständen, zehn Mal in verschiedenen Richtungen durchzogen hatte. Dem Glücklichen wurde aber auch noch die Freude zu Theil, am 21. April 1840 sein 50jähriges Dienstjubiläum zu feiern, bei welchem Anlaß er vom König eigenhändig mit dem Ehrenkreuz des Ludwigsordens geschmückt wurde. Nachdem er indeß jetzt, hochbetagt, noch ein Mal, im Mai 1841, eine amtliche Commissionsreise über Neuburg nach Ansbach und Nürnberg und von da über Regensburg und Landshut nach München zurück unternommen hatte, von der er merklich geschwächt heimkehrte, konnte er sich seitdem nicht mehr völlig erholen. Zuletzt warf ihn eine schnell überhandnehmende Unterleibskrankheit aufs Lager, von dem er nicht wieder aufstand, und so starb er im Alter von 81 Jahren und 9 Monaten am 28. Sept. 1841.

G. D. war ein bis zur Selbstaufopferung treuer Beamter von seltenster Thätigkeit und Ehrenhaftigkeit, dem baierischen Regentenhause in unwandelbarer Anhänglichkeit ergeben, um Ehre und Auszeichnung nicht buhlend, aber auf sein amtliches Ansehen haltend, der Tageskritik entschieden abgeneigt, ein erprobter Freund und ein Künstler von achtbarem Talent und Streben, der die Natur und wenige gleichgesinnte Meister zu Vorbildern für sein Studium nehmend, in anspruchsloser feiner Nachempfindung seine Eigenart zu wahren wußte. Er zeichnete, malte und radirte Landschaften, Bildnisse und Allegorien. Er ist meist glücklich in der Wahl seiner Vorwürfe; seine Behandlung ist leicht und frei, in den ausgeführteren Arbeiten aber bis zur Peinlichkeit sorgfältig, seine Auffassung sinnig. Die Färbung, seiner Gefühlsstimmung entsprechend, meist lichtvoll, wahr und harmonisch, ohne gesuchte, aufdringliche Effecte. Seine Bilder entsprachen seinem Charakter, und wie er im Leben Stille und Zurückgezogenheit, selbst in der Umgebung der großen Welt liebte, so auch in seinem künstlerischen Schaffen wie amtlichen Walten. D. war von Natur mit entschiedener Anlage zur bildenden Kunst ausgestattet, aber in reicherem Maße vielleicht zur empfindungsvollen Betrachtung und Insichaufnahme des Schönen in der Kunst, als zur freien selbständigen Wiedergabe und Schaffung desselben. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine häufigen und meist langwierigen und anstrengenden Reisen, endlich seine kunstwissenschaftlichen Studien, denen er viele Zeit widmete, ließen ihn übrigens nur wenig zur Ausführung zumal größerer Gemälde in Oel kommen.

Wir besitzen verschiedene Bildnisse, die ihn darstellen. Er selbst hat sich in einer Silhouette in einer radirten Landschaft von c. 1788 angebracht. Das 1794 von M. Kellerhoven versuchsweise mit Wachsfarben ausgeführte Bildniß desselben scheint verschollen. Th. Mottenheimer lithographirte, wol nach eigener Aufnahme, sein Bildniß 1831 und 1833 ließ König Ludwig sein Bildniß durch Liberat Hundertpfund zu Augsburg in Oel malen, das nach Schleißheim kam und von J. W. Wölffle lithographirt wurde.

Seine hinterlassenen Werke bestehen in Handzeichnungen, Oelgemälden und Radirungen. — Die Handzeichnungen haben sich theils in einzelnen Blättern, theils in zahlreichen Skizzenbüchern erhalten. Von jenen gelangten nur wenige in die Hände seiner Freunde, eine größere Zahl kam in die Sammlung des Kronprinzen und nachmaligen Königs Ludwig, die meisten und vorzüglicheren nach seinem Tode in den Besitz seiner Familie. Sie sind theils mit Kreide, theils mit der Feder umrissen und braun oder schwarz angetuscht, zuweilen mit Weiß gehöht, oder in Farben, meist ganz oder theilweise gleich nach der Natur, gewöhnlich auf farbigem Papier ausgeführt. Verzeichnisse landschaftlicher Zeichnungen finden sich bei Maillinger, Bilder-Chronik I. 1278. 1282. 1288 (8 Z. unter 1 Nr.). 1788. 1789. 2333—63 (32 Stück), II. 229. – Halm'sche Handzeichnungssamml. Bd. IX. Nr. 94—100 (10 Stück); Supplement-Bd. Nr. 51. In sehr viel geringerer Zahl sind seine Bildnißzeichnungen auf uns gekommen, darunter die des Königs Ludwig I. als sechsjähriger Knabe in ganzer Gestalt, in Aquarell von 1792 (Maill. II. 519) und das Brustbild des Grafen Rumford in farbiger Kreide, aus der nämlichen Zeit (Maill. I. 1444). — Seine Oelgemälde fertigte D. zunächst für Freunde und Bekannte. Sie sind auf Holz, auf Leinewand oder auf Kupfer gemalt und meist die Frucht seiner Erholungszeiten, die er auf dem Lande bei Freunden und Verwandten zubrachte. Die Oelbildnisse, meist kleineren Formats, verrathen das Studium Rembrandt's. Die Bildnisse des Oberfinanzdirectors Clemens Neumayer, des ehemaligen Landshuter Prof. Drechsel und des Oberforstraths Matthias Schilcher befinden sich bei der Familie des letzteren, die auch zwei seiner größten und vorzüglichsten Landschaftsbilder besitzt: der Wasserfall am Kesselberg und eine Ansicht von

Dietramszell, dem Schilcher'schen Gute. Auch die „Herbstliche Waldpartie“ in der Schleißheimer und die „Bergmühle“ in der Leuchtenberg'schen Gallerie, ferner zwei Landschaften im herzogl. Schlosse zu Tegernsee und die „Ohlstadter Mühle“ in der v. Heydeck'schen Sammlung (gemalt 1820) gehören zu seinen gelungensten Landschaftsbildern. Die neue Pinakothek enthält von ihm eine Ansicht von Grotta Ferrata mit der Bergstadt im Mittelgrunde, auf Holz, dann eine Ansicht von Tegernsee mit der Quirinscapelle auf Kupfer, die sich durch ihren duftig heitern, feinen Ton auszeichnet. Aus dem Nachlaß des jüngeren J. J. Dorner wurden 1853 zwei Landschaften von D. versteigert: eine idyllische mit weidendem Hornvieh und eine Felslandschaft mit Wasserfall. Seine Muster in der Landschaft waren anfangs A. v. Everdingen und Waterloo, später die beiden Ruysdael, Berghen und Fr. J. Beich. — Was die Radirungen betrifft, so läßt ihn Fr. Brulliot, wie bemerkt, schon 1771, als er noch nicht ganz 12 Jahre alt, aber bereits in München war, eine Radirung mit den Initialen G. D. fertigen. Das nächste, das Bildniß des Max de Comes, ist von 1783; die übrigen fallen in die Zeit bis 1806, wo D. in Paris zum letzten Mal die Nadel gebrauchte. Dem erwähnten Bildniß folgten noch einige weitere: sein Bruder Cantius (1786), Pfalzgraf Karl Ludwig August (1788), Pfalzgraf Pius Augustus (1789), sein Bruder Eustachius, den er zwei Mal radirte: 1792 („Der Mann mit der Pelzmütze“, von Andresen nicht erkannt) und um 1795 („Der Förster Eustachius“), endlich Schauspieler Baron Binder (nach J. J. Dorner d. ä.). Auch drei Genrestücke, nach Nicol. König (der sein Geld zählende Leiermann, das Mädchen mit der Tasse, die Alte mit der Brille — letztere beide Brustbilder —) und ein Versuch in Aquatintamanier (Amorbüste nach A. Carracci) finden sich unter seinen Radirungen, desgleichen 13 Vignetten, sehr artige Blättchen, zur Verzierung von Büchertexten; die übrigen sind Landschaften meist eigener Composition, einige nach andern Meistern (Everdingen, Berghen, F. Kobell). „Das kleine Jägerhaus“ (die elterliche Wohnung des Künstlers), dann zwei Blätter Waldgegenden und ein Dorf unter Bäumen versteckt, sämmtlich von 1793, ferner ein Wasserfall von 1801, endlich der große und kleine Isarsteg, beide von 1806, gehören, zumal das letztgenannte schön und malerisch behandelte Blatt, nicht nur zu den vorzüglichsten seiner eigenen Originalradirungen, sondern überhaupt zu den geschätztesten und seltensten Arbeiten dieser Art. Sein Werk besteht aus 52 Nummern und vielleicht darüber. Andresen, Die Maler-Radirer IV. S. 182 ff. zählt sie ohne systematische oder chronologische Ordnung von Nr. 1—52 auf und fügt ihnen als Nr. 53 die Lithographie bei. Doch ist Nr. 39 (die hölzerne Brücke am Canal) wahrscheinlich von Cantius D., das Aquatintablatt Nr. 51 (der Fischer im Kahn) wahrscheinlich von J. J. Dorner d. j. und das Aquatintablatt Nr. 48 (die Häuser am Wasser) als echt zu bezweifeln. An ihre Stelle treten drei von Andresen nicht gekannte Blätter (Maill. I. 2389—91). Ueber das Vorhandensein weiterer von Nagler und Anderen aufgeführter Blätter ist noch zu entscheiden. Die einzige von D. gefertigte, mit G. v. D. bezeichnete Lithographie, „Der Gebirgsstrom“ von 1817, zählt zu den größten Seltenheiten.

Lipowsky, Baier. Künstlerlex. 1810, Bd. I. S. 50 u. 222; II. S. 221 f. — A. v. Schaden, Artistisches München im J. 1835. 1836 (nach autobiograph. Mittheilungen S. 16 ff.) — Biograph. Skizze (von B. Speth) im Bericht des Kunstvereins zu München für 1841, München 1842. S. 100 ff. — Erinnerungen an Joh. G. v. Dillis (von B. Speth), München 1844. — Andr. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer IV, Leipzig 1870. S 137—200 (genauer Abdruck der vorigen Schrift nebst einem Verzeichniß der radirten Arbeiten des G. v. D.). Marggraff.

Dilthey: Jul. Friedr. Karl D., geb. am 12. März 1797 zu Nordhausen in Thüringen, erhielt in dem Gymnasium seiner Vaterstadt, sodann auf der Universität Göttingen seine wissenschaftliche Ausbildung und an letzterem Orte im J. 1818 die philosophische Doctorwürde, eine Anstellung an der Universitätsbibliothek und dem Gymnasium. An der Universität las er als Privatdocent über verschiedene römische Schriftsteller. Im J. 1821 wurde er als Lehrer an das Martineum zu Braunschweig berufen und 1823 als Professor an das Gymnasium zu Darmstadt, zu dessen Director er im J. 1826 ernannt wurde. Er war bis zu seinem am 17. Febr. 1857 erfolgten Tode zugleich Mitglied der Oberstudiendirection. D. war ein gründlicher Philologe und ein ungemein anregender Lehrer, ebenso durch den Ernst und die Wärme seines Unterrichts, wie durch die Schärfe seiner Beurtheilung der Leistungen seiner Schüler. Auf die Verbesserung der hessischen Gymnasien äußerte er einen entschiedenen Einfluß und arbeitete für die Vereinigung des realistischen Elements mit dem humanistischen der Gymnasien, ein Mal um dem Gymnasialunterricht mehr von realistischem Wissen beizufügen, andererseits um die Realschulen der humanistischen Bildung nicht zu entfremden. Seine Ansichten legte er in einer seiner Arbeiten: „Ueber das Verhältniß der Real- und Gewerbeschulen zu den Gymnasien ꝛc.“, Darmstadt 1839 nieder, sowie er sie in verschiedenen Schulreden entwickelt hatte.

Walther.

Dinckel: Johannes D., Generalsuperintendent zu Coburg, geb. zu Tröchtelborn bei Gotha 23. Juni 1545, † 14. Dec. 1601 zu Coburg, studirte Theologie zu Wittenberg, wurde erst Professor der Logik und hebräischen Sprache zu Erfurt, dann (1580) Rector und Diaconus zu Gotha, endlich 1583 Generalsuperintendent zu Coburg. Unter seinen Schriften verdienen Erwähnung: „Epitome grammaticae ebraeae“, 1579; „Calendarium poeticum“, 1589 und „De usu dialecticae“, 1579 und wieder 1589.

Joh. Chr. Thomä, Das der evangelischen Kirche in Coburg aufgegangene Licht am Abend, Cob. 1722. S. 371. Beck.

Dindorf: Ludwig August D., Philolog, geb. in Leipzig am 3. Januar 1805, † daselbst am 6. Septbr. 1871. Er ist der zweite Sohn des Professors der orientalischen Sprachen Gottlieb Immanuel D., der jüngere Bruder von Wilhelm. Schon im siebenten Jahre wurde er in die Quarta der Thomasschule aufgenommen und rückte 1813 bereits in die Tertia auf. Der Besuch dieser Schule wurde $1\frac{1}{2}$ Jahr unterbrochen, während welcher er von Michaelis 1814 die Klosterschule in Donndorf besuchte. Am 26. April 1816 trat er wieder ein in die Secunda, wurde 1818 in die Prima versetzt und verließ mit Ehren am 10. April 1820 die Anstalt, um auf der Universität Leipzig Philologie zu studiren. Daß er sich allein an G. Hermann anschloß, war natürlich; ihm verdankte er die ausschließliche Richtung auf die Kritik griechischer Schriftsteller. Schon 1822, ehe er seine akademischen Studien vollendet hatte, trat er mit einer Ausgabe von Xenophon's Symposion und Agesilaos hervor, die eine für solche Lebensjahre seltene Reife des Urtheils bekundete. Zu einem Lehramte konnte er sich nicht entschließen; er zog das Stillleben des Gelehrten vor, der unermüdlich thätig auch von allem geselligen Verkehre sich abschloß und kaum ein Mal zu einem einsamen Spaziergange in der Abendstunde den Arbeitstisch verließ. Nur Wenige haben ihn gesehen. Daher ist auch der falsche Glaube entstanden, daß Ludwig D. nur ein angenommener Name sei, unter dem sein Bruder einen Theil seiner zahlreichen Arbeiten veröffentlicht habe und daß es einen Bruder dieses Namens gar nicht gegeben habe. Zunächst wendete D. seine Thätigkeit der Teubner'schen Sammlung griechischer Classiker zu, für die er 1824 Thukydides, 1825 Hesiod und Euripides (2 Bde.) bearbeitete. In derselben Bibliotheca gab er auch zuerst 1824—26 Xenophon's Schriften heraus, für die er sein

ganzes Leben gearbeitet hat. 1829—31 erschienen dieselben (Berlin bei Reimer) in einer Stereotypausgabe mit Anmerkungen. Während er schon 1825 in der Ausgabe der Anabasis nach richtiger Erkenntniß der besseren Handschriftenfamilie die bis dahin geltende Vulgata beseitigt hatte, nicht ohne heftigen Widerspruch Krüger's, hat er die Ergebnisse seiner sicheren diplomatischen Kritik nicht blos der Teubner'schen Ausgabe seit 1849—51 (immer wiederholt, zuletzt 1873—75) zu Gute kommen lassen, sondern auch auf Grund neuer Vergleichungen und aus genauer Bekanntschaft mit dem Sprachgebrauche des Schriftstellers in den Oxforder Ausgaben der Clarendon-Presse (1853—66) einen Text geliefert, der die Grundlage der neueren Ausgaben geworden ist. Daß er hier auch die erklärenden Anmerkungen der Vorgänger seinen eigenen hinzufügte, lag in dem Plane jener Ausgaben. In gleicher Art hat er dann Dioboros vier Mal herausgegeben, zuerst 1826 in 4 Bänden, darauf 1828—31 die Gesammtausgabe in 5 Bänden, 1842 in der Didot'schen Sammlung und zuletzt 1867—68 in neuer Recension mit Anmerkungen bei Teubner, abermals in 5 Bänden. In demselben Verlage hat er 1863—65 Dio Cassius (5 Bände), 1866—68 Polybios in 4 Bänden, 1870—71 die sogenannten kleineren Historiker in 2 Bänden, endlich 1868—75 den Zonaras mit neuem kritischen Apparate und gelehrtem Commentar in 6 Bänden herausgegeben. Pausanias bearbeitete er 1845 für die Didot'sche Sammlung; das Chronicon paschale 1832 und Malalas 1831 für die Bonner Sammlung der Byzantiner. Weniger bedeutend ist die Ausgabe von „Dionis Chrysostomi orationes“ in 2 Bänden 1857. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn in Gemeinschaft mit seinem Bruder 25 Jahre lang (1831—65) die neue Ausgabe von Stephani Thesaurus linguae graecae, die allein deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit zu einem Abschlusse zu bringen im Stande gewesen sind. Wenn auch Dübner bei allem Technischen in der Herrichtung des Manuscripts für die Druckerei und in der Lesung der Correcturen hülfreiche Hand bot, so lag doch die Hauptarbeit in der Revision des Stephanischen Textes, in der Bereicherung des ungeheuren Sprachmaterials, in der richtigeren Anordnung der Wortbedeutungen von dem zweiten Bande an allein dem Brüderpaare ob. Wie viel Ludwig dazu gethan hat, kann man auf jeder Seite sehen, weil seine Beiträge mit seinem Namen bezeichnet sind. Auch für die in Aussicht genommenen Nachträge hat er bereits ein reiches Material gesammelt, wie dies von einem so gründlichen Kenner griechischer Prosa zu erwarten war. Eckstein.

Dingler: Emil Maximilian D., Chemiker und Techniker; geboren zu Augsburg 10. März 1806, † ebenda 9. Octbr. 1874, ältester Sohn von Joh. Gottfr. D. (s. d.). Absolvirte, von großer natürlicher Begabung und außerordentlichem Fleiße unterstützt, das Gymnasium seiner Vaterstadt schon im Alter von $16^1/_2$ Jahren, studirte vom Herbste 1822 bis gegen Ende 1826 zu Landshut, Erfurt, Berlin und Göttingen, erwarb 1829 in Erlangen die philosophische Doctorwürde, machte 1830 eine längere Studienreise durch Frankreich, Belgien, England, Schottland, die Niederlande und Deutschland. Mit Beginn des J. 1831 trat er an die Seite seines Vaters in der Redaction des von diesem gegründeten polytechnischen Journals, welches er vom 78. Bande (1840) an bis zum 211. Bande (1874) allein besorgte. Diese Beschäftigung absorbirte seine ganze ungemein angestrengte Thätigkeit so sehr, daß er sogar noch vom Krankenlager aus bis 10 Tage vor seinem Ableben Abhandlungen für den 213. und 214. Bd. des Journals bearbeitete.

Vgl. Dingler's Polytechnisches Journal Bd. 214. S. 1—7.

Karmarsch.

Dingler: Johann Gottfried D., Dr. phil., technischer Chemiker; geb. zu Zweibrücken am 2. Januar 1778, † in Augsburg 19. Mai 1855. Sein

Vater, ein Leineweber, war aus Plöningen in der Nähe von Stuttgart nach Zweibrücken gezogen; er selbst wurde gleich seinen vier Brüdern für den Handwerkerstand bestimmt, erhielt aber durch Verwendung eines höhern Beamten, der in dem Knaben ungewöhnliche Fähigkeiten entdeckte, eine Lehrlingsstelle bei dem Apotheker Hahn zu Oppenheim am Rhein, wo er mit außerordentlichem Fleiße an seiner Ausbildung arbeitete. Er bekleidete sodann 1793—95 eine Stelle in der preußischen Feldapotheke zu Minden in Westfalen, conditionirte ferner in Schmalkalden und Nürnberg und ließ sich im J. 1800 selbständig als Apotheker in Augsburg nieder. Hier wurde die Bekanntschaft mit dem berühmten Kattundruckfabrikanten v. Schüle entscheidend für seine weitere Laufbahn. Die Kattundruckerei beruhte damals auf reiner Empirie; D. sah ein, daß durch Anwendung der chemischen Wissenschaft auf diesen Industriezweig nicht nur die darin üblichen Verfahrungsarten sicher geregelt und ökonomisch vortheilhafter ausgeführt, sondern auch ganz neue Producte zu Stande gebracht werden könnten. Um seinen Gesichtskreis und seine Erfahrungen zu erweitern, reiste er 1804 nach Mülhausen im Elsaß, wo die Kattundruckereien kräftigen Aufschwung nahmen. Nun mit dem Standpunkte und den Bedürfnissen der Druckerei gründlich vertraut, kam er nach Augsburg zurück und errichtete dort (1806) unter der Firma Dingler & Arnold eine Fabrik chemischer Producte, welche er später für alleinige Rechnung fortsetzte. In den J. 1809—10 verweilte er aufs neue und fast beständig in Mülhausen, sich hauptsächlich mit dem Türkischrothfärben der Baumwolle beschäftigend, welchen neuen Industriezweig er nach Augsburg verpflanzte. Seinem chemischen Geschäfte gab er 1815 eine größere Ausdehnung und es gelang ihm, seinen Präparaten, namentlich verschiedenen Zinnbeizen ꝛc., in großem Umkreise Ruf und Absatz zu erwerben. Den später unternommenen Fortbetrieb einer in Stillstand gekommenen Kattundruckerei, die er mit vielen Verbesserungen versah, mußte er wegen unzureichender eigener Geldmittel wieder aufgeben. Im J. 1845 zog er sich von den Geschäften gänzlich zurück. Schon seit 1806 wirkte D., abgesehen von mancherlei praktischen Erfindungen im Fache der Färberei und Zeugdruckerei, auch litterarisch zur Förderung dieser Gewerbe. Es erschienen von ihm: „Journal für die Zitz-, Kattun- oder Indiennendruckerei ꝛc.“, 2 Bde. 1806—7; „Neues Journal für die Indiennen- oder Baumwollendruckerei ꝛc.“, 4 Bde. 1815—17; „Beschreibung mehrerer Dampfapparate zum Kochen und Heizen“, 1818; „Magazin für die Druck-, Färbe- und Bleichkunst“, 3 Bde. 1818—20. Zu Buchner's Uebersetzung von Bancroft's englischem Färbebuch (1817—18) und zu Schulte's Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei (1824) hat D. bedeutende Zusätze beigetragen. Seine Hauptthätigkeit aber nahm die Herausgabe des 1820 begonnenen „Polytechnischen Journals“ in Anspruch, welches er bis 1831 allein, dann bis 1840 unter Mitwirkung seines Sohnes redigirte, von da an aber ganz in die Hände des letzteren legte.

Vgl. Dingler's Polytechnisches Journal Bd. 138. S. 396—400.

Karmarsch.

Dinglinger: Johann Melchior D., Goldschmied und Juwelier, geb. 1665 zu Biberach bei Ulm, † 1731 zu Dresden. Ueber des Künstlers Jugend und Entwicklungsgang ist wenig bekannt. Das Kunstleben Ulms wie das des nahen Augsburg mag früh anregend auf ihn eingewirkt haben; auf Reisen, insbesondere in Frankreich, vollendete er seine Bildung. Reich bemittelt kam er nach Dresden, wo er 1693 sich in die Innung der Goldarbeiter aufnehmen ließ; nach Einigen durch die Liebe zu der schönen Tochter eines Innungsgenossen an die Elbstadt gefesselt, nach Anderen durch August den Starken, der ihn auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, dazu veranlaßt. Dinglinger's eigenthümlich eingerichtetes Haus zählte lange Zeit zu den Sehenswürdigkeiten der sächsischen Residenz und

bildete zugleich, durch die liebenswürdigen geselligen Talente des Meisters, den Mittelpunkt für die künstlerischen Kräfte derselben. Peter der Große nahm, bei seiner zweimaligen Durchreise durch Dresden, sein Absteigequartier im Hause Dinglinger's; ebenso erfreute sich letzterer im hohen Grade der Gunst Augusts, des pracht- und kunstliebenden Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der ebenfalls gern mit ihm persönlich verkehrte und ihn vielfach beschäftigte. Bei seinen Arbeiten halfen dem Künstler seine beiden Brüder, Georg Christoph und Georg Friedrich, die er in sächsische Dienste zog; der eine war Goldarbeiter, der andere, ein Schüler Aved's in Paris, war ein vorzüglichen Emailleur. Auch ein Sohn Johann Melchiors, Johann Friedrich, war Goldarbeiter, jedoch ohne den schöpferischen Geist seines Vaters zu besitzen. In verschiedenen Gliedern noch widmete sich die Familie der Kunst; der letzte künstlerisch thätige Sproß war Sophie Friederike, eine Tochter Johann Friedrichs; sie war eine Schülerin von Oeser und eine treffliche Miniaturmalerin. Die Eremitage in St. Petersburg, insbesondere das Grüne Gewölbe in Dresden sind reich an Arbeiten Dinglinger's. Letztere zeigen den Künstler ganz im Banne seiner allem bildnerischen Schaffen feindlichen Zeit; aber innerhalb dieser Formen entwickelt er eine rege Phantasie, eine schöpferische Kraft, welche ihn hoch über das Niveau der damals bereits tief gesunkenen Goldschmiedekunst emporhebt. Trefflich versteht er sich noch auf die farbige Decoration mittelst Email und Edelsteinen und oft versöhnt die anmuthige malerische Wirkung seiner Werke mit den unschönen Formen derselben. Ebenso erinnert er durch seine Technik noch an die früheren besseren Zeiten seiner Kunst. C. Clauß.

Dinkmuth: Konrad D., druckte von 1482—1499 in Ulm und war der vierte Buchdrucker daselbst. Er nimmt, was die Fruchtbarkeit seiner Hervorbringung betrifft, neben Johann Zainer die erste Stelle unter den ulmischen Buchdruckern ein. Doch bleiben seine Druckwerke in Beziehung auf Schönheit der Arbeit hinter denen seiner Vorgänger zurück. Ursprünglich scheint er bei Ludwig Hohenwang und Johann Zainer gearbeitet zu haben, denn er erscheint in den Steuerbüchern der Stadt Ulm schon 1476 als Buchdrucker eingeschrieben. Auch er theilte das traurige Loos so vieler Meister der neuen Kunst, mit drückenden Nahrungssorgen kämpfen zu müssen und mußte sich nach Verlauf einiger Jahre zu Grunde gerichtet sehen. Ueber sein Leben ist nur bekannt, daß es eine Reihe von Mißgeschicken und Unfällen enthielt und daß er schließlich mit dem Ende des Jahrhunderts (1499) von Ulm wegzog, worauf seiner nicht mehr erwähnt wird. — Sein erstes Buch, welches er im J. 1482 druckte, war: „Artzneibuch". Am Ende: „Dieses Büchlein hat gedruckt und vollendet Cunrad Dinkmut zu Vlm am samstag nach Sanktgallen Tag Anno M.CCCC in dem LXXXII.", Folio, und sein wahrscheinlich letztes: „Compendium revelationum inutilis Servi Jesu Christi fratris hieronimi de ferraria ord. pred." Am Ende: „Impensis Vlmae per Conradum Dinckmut anno salutis MCCCCLXXXXVI. in vigilia Bartholomaei." 4.

Zapf, Aelteste Buchdruckergeschichte Schwabens. S. 9; Geßner, Buchdruckerkunst III. 362; Haßler, Buchdruckergeschichte Ulms. S. 119—128; Falkenstein, Buchdruckerkunst. S. 172 ꝛc. Kelchner.

Dinner: Andreas D., Rechtsgelehrter, geb. 2. Febr. 1579 zu Würzburg, † 24. Nov. 1633 in Altdorf. Er studirte in Würzburg, Altdorf, Ingolstadt, bereiste Frankreich, England und Italien, wo er in Siena fünf Monate das Amt eines Procurators der deutschen Nation bekleidete, promovirte 1603 in Tübingen und ging dann nach Speier, um die Praxis des Reichskammergerichts kennen zu lernen. 1606 zum Rathsconsulenten in Nürnberg ernannt, erhielt er zwei Monate später in Altdorf die Professur der Institutionen, 1613 der Pandekten an

Rittershusen's Stelle und ward 1616 nach dem Tode des Scipio Gentilis Professor Primarius und Senior der Juristenfacultät. Er verfaßte zahlreiche akademische Gelegenheitsschriften. Ein Brief von ihm an Georg Ludwig, Advocat zu Eger (22. Oct. 1616) in einer Göttinger Handschrift (Cod. MS. philos. 94), ein anderer an Joh. Saubert (1622) in den Camerariana zu München.

Frid. Tucher, Parentatiuncula de vita et morte A. Dinneri. Altorf 1634 4. (wiederholt bei Witte, Memoriae JCtor. dec. II. 145 ss.); Zeidler, Vitae professorum iuris in Acad. Altdorffina II. 10 ss. mit der dort angeführten Litteratur. Catalogus codicum Lat. bibl. reg. Monac. II. 1. p. 215.

Steffenhagen.

Dinnies: Johann Albert D., als Rathsverwandter und Bürgermeister Stralsunds durch segensreiche Verwaltung, als Gelehrter durch eifriges Forschen und Sammeln in der städtischen Geschichte hoch verdient, geb. 9. Juli 1727 in Stralsund, † 21. Sept. 1801, war der Sohn von Lorenz D., aus einer angesehenen Familie Anklams, welche von dort nach Stralsund übergesiedelt war. Bis zum 10. Lebensjahre durch Privatunterricht und von seinem wissenschaftlich gebildeten Vater gefördert, besuchte D. 8½ Jahre das städtische Gymnasium und wurde durch Lerneifer und Anlagen, besonders für Sprachen und Geschichte, bald der Liebling seiner Lehrer. Seit 1733 studirte er in Greifswald unter Anleitung Augustins v. Balthasar Jurisprudenz, daneben Philosophie und Geschichte unter Albert Georg v. Schwarz; beide um die heimathliche Geschichtsforschung hochverdiente Männer hatten wie Bartholdi einen wesentlichen Einfluß auf eine gleiche Richtung bei ihrem Schüler. Nachdem er in Göttingen seine juristischen Studien unter Claproth, Böhmer, Gebauer und Schmauß vollendet, seine historischen und namentlich genealogisch-heraldischen Kenntnisse durch Köhler's Vorträge erweitert und außer der classischen Litteratur auch die französische und englische mit solchem Eifer betrieben hatte, daß er französisch mit Leichtigkeit sprach und größere Werke der beiderseitigen Litteratur zu übersetzen vermochte, kehrte er über Sachsen und Brandenburg in die Heimath zurück, wo ihn eine außerordentlich anstrengende Thätigkeit erwartete. Nach dem frühen Tode seiner Eltern hatte er im 22. Lebensjahre nicht nur die Verwaltung des väterlichen Handelsgeschäftes für sich und drei jüngere Geschwister zu übernehmen, sondern war auch seit 1748 eifrig als Rechtsanwalt beschäftigt, in welcher Stellung er bald einen ausgebreiteten Ruf genoß. Neben dieser praktischen Wirksamkeit widmete er sich jedoch ebenso wie auf der Hochschule der classischen und modernen Litteratur, indem er und gleichgesinnte Freunde mit den geistvollsten jungen Damen einen litterarischen Verein, die sogenannte arkadische Gesellschaft, stifteten, in welcher die Muster der französischen Litteratur, besonders die Tragödien frei in deutscher Mundart nachgebildet wurden. Als sich der Geschmack später von den französischen Vorbildern der geist- und kraftvolleren englischen Litteratur zuwandte, bildete er, dem vorigen Vereine ähnlich, eine englische Gesellschaft, welche bis zum J. 1780 bestand und dann ihre Sammlung englischer Werke der Rathsbibliothek einverleibte. Dinnies' segensreiche Verwaltung für die Vaterstadt im engeren Sinne begann im J. 1753, als er zum Rathsherrn erwählt wurde. Als solcher war er 1761—64 Beisitzer und Director des Stadt- und Waisengerichts und in gleicher Eigenschaft 13 Jahre bei der Kammer beschäftigt, in welcher Amtsführung er namentlich bei den in der Stadt im J. 1767 ausgebrochenen Unruhen, welche die Niedersetzung einer landesherrlichen Untersuchungscommission zur Folge hatten, seine praktische Erfahrung und Tüchtigkeit zu bewähren Gelegenheit hatte. In Folge dessen 1778 zur Bürgermeisterwürde und 1787 zum Landrathe bei der ständischen Verwaltung erhoben, versah er beide Aemter noch 23 Jahre lang, nicht nur der Rechtspflege und Administration, sondern auch den

Kirchen und Schulen, sowie den milden Stiftungen seine fördernde Thätigkeit zuwendend. Während dieser praktischen Thätigkeit war er litterarisch für pommersche, namentlich aber für die Geschichte der Stadt Stralsund thätig, zu welchem Zwecke er außer den Chroniken sämmtliche Urkunden und Archive der Stadt und der wichtigen Klöster und Stiftungen, sowie die Stadt- und Kirchenbücher durchforschte, theils ganz copirte, theils in Regesten und Auszügen excerpirte. Auch erwarb er eine Bibliothek, welche unter allen stralsundischen Privatsammlungen nicht nur die größte, sondern auch die vorzüglichste durch Auswahl wichtiger und kostbarer Werke und Vollständigkeit in allen Fächern war. Außer einem vortrefflichen Gedächtniß und reger Combinationsgabe zeichnete ihn auch die Eigenthümlichkeit aus, daß er, wenn ihm die Pflicht auferlegte, in einem Specialfache zu arbeiten, diese Thätigkeit gewöhnlich zur Bearbeitung des ganzen Faches erweiterte. So ging aus seiner Beschäftigung in der Kammer mit den Gewerksangelegenheiten eine Sammlung aller für die städtischen Gewerbe geltenden Verordnungen, aus dem ihm gewordenen Auftrage, die Geschlechtstafel einer einheimischen Adelsfamilie zu bearbeiten, eine genealogische Stammtafel aller rügisch-pommerschen Geschlechter nebst den dazu gehörigen Nachweisungen und biographischen Notizen hervor. Die Lectüre der von Charisius und Buschmann gesammelten Nachrichten über stralsundische Familien legte den Grund zur Bearbeitung der „Stemmata Sundensia“, welches Werk vollständige biographische Nachrichten und eine Urkundensammlung, im Umfange von acht Quartbänden, aus Stadt- und Kirchenbüchern zusammengetragen, enthält. Ebenso vereinigte er die älteren Diplome der Stadt- und Klosterarchive zu Diplomatarien in 10 Bänden. Auch wurden Copien der wichtigsten Chronicanten, sowie historisch oder praktisch werthvoller Actenstücke unter seiner Leitung und Revision angefertigt; eigenhändig katalogisirte er die Rathsbibliothek, welche schon damals 6600 Werke und 3000 Dissertationen enthielt. Alle diese Werke sind leider nicht durch den Druck veröffentlicht und befinden sich handschriftlich auf der Stralsunder Rathsbibliothek.

Brandenburg, Johann Albert Dinnies, Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften. Stralsund 1827. Im Auszuge.

Häckermann.

Dinter: Christian Friedrich D., einer der strebsamsten und einflußreichsten Förderer des Volksschulwesens im Zeitalter des Rationalismus. Er war den 29. Febr. 1760 in Borna (einige Meilen südlich von Leipzig) geboren, erlangte seine wissenschaftliche Vorbildung in der damals von Basedow's strengem Gegner Tobias Krebs geleiteten Fürstenschule zu Grimma und machte hierauf seine theologischen Studien in Leipzig unter Dathe, Ernesti und Morus. In dem dann folgenden Hauslehrerleben fand er vielfachen Anlaß, das Volk und seine Leiter, Pfarrer und Schullehrer, zu beobachten. Als er nun selbst 1787 in dem kleinen Dorfe Kitscher Pfarrer geworden war, nahm er sich alsbald der Menschen, die an ihn gewiesen waren, mit herzlicher Liebe an, als Prediger und Seelsorger, als Schulaufseher und Kinderlehrer, bald auch so, daß er in seinem Hause — er war übrigens nie verheirathet — junge Männer für den Dienst in der Volksschule unterwies. Die glücklichen Erfolge, welche er bei solcher Thätigkeit erzielte, hatten die Wirkung, daß ihm 1797 auf Veranlassung des Oberhofpredigers Reinhard die Direction des Seminars in Dresden-Friedrichstadt übertragen wurde. Wieder zehn Jahre war er in diesem Berufe thätig, dem er seine ganze Kraft und Liebe widmete, nach allen Seiten anregend, auf die verschiedensten Bedürfnisse eingehend, den Seminaristen ein väterlicher Freund, in den Hauptsachen ein von Vielen bewundertes Vorbild. Schon begann er auch als Schriftsteller eine weitreichende Wirksamkeit. Wir erwähnen hier nur seine „Kleinen

Reden an künftige Volksschullehrer" (4 Bände, 1803 ff.); seine „Regeln der Katechetik" (1803); seine „Regeln der Pädagogik, Didaktik und Schulmeisterklugheit" (1805); seine „Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus" (1806 ff., 4 Bände). Als schwere Krankheit ihn genöthigt hatte, sein Directorat aufzugeben, übernahm er wieder ein Pfarramt in dem Dorfe Görnitz, wo er bald, von einem tüchtigen Hülfslehrer unterstützt, eine Art von Progymnasium oder höherer Bürgerschule einrichtete und, ungebeugt durch die Drangsale des Krieges, auch als Pfarrer die regste Thätigkeit entfaltete. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus dieser Zeit nennen wir die „Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen", 2 Bde. 1812. Ganz wider Erwarten sah er sich im J. 1816 aus seiner stillen Dorfpfarre nach Königsberg berufen in die Stellung eines Schul- und Consistorialraths. Da wurde er nun auf die verschiedenste Weise in Anspruch genommen: er hatte mit Superintendenten Colloquia zu halten, Candidaten des Predigt- und Schulamts zu examiniren, bei den Maturitätsprüfungen der Gymnasien den Vorsitz zu führen, bei der Militär-prüfungs-Commission über die Zulassung zum einjährigen Freiwilligendienst mit zu entscheiden und wiederum in zahlreichen Volksschulen gelegentlich die Fortschritte im Lesen und Rechnen oder im Katechisiren zu beobachten. Aber sein praktischer Verstand und sein leicht bewegtes, frohes Herz halfen ihm durch alles hindurch, und dem Volksschulwesen Ostpreußens ist seine Wirksamkeit ohne Zweifel zu großem Segen gewesen. Als er nun einen Ruf an die Universität Kiel abgelehnt hatte, erhielt er eine Professur an der Universität Königsberg, und auch in dieser Stellung hat er mit seltener Treue und Hingebung gewirkt. Aber bei so vielfachen Berufsarbeiten fand er doch immer noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Es erschienen damals eine ganze Reihe bedeutsamer Werke: „Unterredungen über die zwei ersten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus" (9 Bändchen, 1819 ff.), „Neue Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke" (4 Bändchen, 1819 ff.), „Schullehrer-Bibel, Neues Testament", 4 Theile, 1824 ff., „Altes Testament", 4 Theile, 1827 ff., „Die Bibel als Erbauungsbuch für christliche Familien" (1830). Eine neue Uebersetzung der Bibel „in das Deutsche des 19. Jahrhunderts" ist Entwurf geblieben. — D. hatte bis in seine höheren Jahre eine wunderbare Frische und Spannkraft sich bewahrt. Er konnte noch immer täglich 13 Stunden arbeiten und fühlte sich am späten Abend noch so rüstig wie am frühen Morgen. Dennoch führte eine Erkältung, die er im Frühjahre 1831 auf einer Revisionsreise sich zugezogen hatte, wider Erwarten schnell seinen Tod herbei; er verschied am 29. Mai jenes Jahres. S. über ihn: Dinter's Leben, von ihm selbst beschrieben (Neustadt an der Orla 1829, gr. 8, 2. Aufl. 1830), ein an Anekdoten und Schnurren überreiches Buch; außerdem N. Nekrolog der Deutschen, IX. Jahrgang, I. Theil und Bildnisse der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner, 1. Lief. (in beiden auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften). Eine treffliche Würdigung des wackern Mannes gibt Palmer's vergleichende Charakteristik Dinter's und Pestalozzi's im Schulblatt für die Provinz Brandenburg 1851, März und April, womit zu vergleichen ist, was derselbe in Schmid's Encyklopädie I, 949 ff. zusammengefaßt hat. — Mit einem warmen Herzen für das Volk, dessen Bedürfnisse er so treu im Auge behielt, hat er für die Kinder des Volkes wie Wenige in rastloser Thätigkeit Lehrer heranzubilden, das ganze Volksschulwesen unter noch sehr beengenden Verhältnissen kräftig zu heben gesucht. Seine schriftstellerischen Arbeiten, jetzt freilich großentheils vergessen, lassen mit wenigen Ausnahmen den praktischen Theologen erkennen. In die Tiefen der christlichen Wahrheit hat er nicht eingeführt und seine Schullehrerbibel ist Gegenstand sehr ernster Angriffe gewesen; aber was er als Wahrheit in Schrift und Katechismus

fand, das hat er zuweilen doch auch mit glücklichem Takte und immer mit redlichem Willen ausgelegt. Wenn späterhin in den Kreisen, auf welche er gewirkt hatte, eine sehr unkirchliche Gesinnung das Uebergewicht erlangt hat, so ist dies ihm nicht Schuld zu geben; gegen das Geschrei von Trennung der Kirche und Schule würde er mit Nachdruck sich erklärt haben. Kämmel.

Dinzenhofer: Kilian Ignaz D., Architekt, geb. zu Prag 1. Sept. 1690, † 17. Dec. 1752. Sein Vater, der Baumeister Christoph D., erfreute sich in Prag eines großen Ansehens und hat eine beträchtliche Anzahl von Kirchen und Privatgebäuden ausgeführt. Die Familie stammte aus Bamberg; hier waren Justus, Johann und Johann Leonhard D. bereits um die Mitte des 17. Jahrhundert als Baumeister thätig und bekleideten verschiedene Aemter. Der heranwachsende Kilian gedachte sich erst dem geistlichen Stande zu widmen, legte das Gymnasium zurück und besuchte dann an der Prager Universität die Vorträge über Philosophie und Naturwissenschaften. Allmählich sich den mathematischen Studien zuwendend wurde er zuletzt fast gegen den eigenen Willen dem Fache der Architektur zugeführt, worauf ihn sein Vater, welcher damals die Kirche des Benedictinerstiftes Brzewnow von Grund aus neu erbaute, in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtete. In seinem zwanzigsten Jahre begab sich der junge D. nach Wien und arbeitete dort unter Leitung des berühmten Fischer von Erlach längere Zeit als Polier, bereiste sodann Italien, Frankreich und England und ließ sich um 1722 nach dem Tode seines Vaters dauernd in Prag nieder. Das erste Gebäude, welches Kilian nach Rückkehr von seinen Reisen ausführte, war ein noch bestehendes Gartenhaus in der obern Neustadt zu Prag, ein in der Manier des Hardouin Mansard gehaltenes, zwar malerisches aber barok verschnörkeltes Werk. Diese Arbeit fand ungemessenen Beifall, der Künstler sah sich in kurzer Zeit mit den großartigsten Aufträgen überhäuft und übte fortan, obwol seine Thätigkeit zunächst dem Lande Böhmen gewidmet war, einen so entschiedenen Einfluß auf die architektonische Entwicklung in Oesterreich, daß ohne seine Zustimmung kaum ein größerer Bau begonnen wurde. Die Anzahl der von D. im Laufe seines dreißigjährigen Wirkens ausgeführten Gebäude ist unübersehbar, wozu noch kommt, daß er unzählige Entwürfe für auswärtige Bauten fertigte und mit seiner Erfindungsgabe andern Baumeistern aushalf. Eine bestimmte künstlerische Richtung hat er nicht eingehalten, doch wurde der französische Rococostil von ihm mit Vorliebe cultivirt. Seine Dispositionen sind immer schön und zweckmäßig, in dieser Beziehung hat er sich den Palladio zum Vorbilde genommen, sonst aber dessen reinen Stil nur ausnahmsweise befolgt. Mehrere seiner Bauten dürfen den edelsten Leistungen der Renaissance beigezählt werden, wie die Stiftskirche zu Braunau mit einer prachtvollen korinthischen Pilasterstellung, dann das ehemals fürstlich Piccolomini'sche, jetzt gräflich Nostitz'sche Palais am Graben zu Prag, dessen Treppenhaus und Höfe einem Baldassare Peruzzi oder Galeazzo Alessi Ehre machen würden. Ueberhaupt war D. in der Anordnung von Prachttreppen, Balkonen, Vestibulen und Sälen viel glücklicher, als im Façadenbau, wo er seinem Hange zu Künsteleien nur allzugern den Zügel schießen ließ. Als Hauptwerk des Meisters wird die Kuppel der St. Nikolauskirche in Prag genannt, ein höchst imposantes, mit seltener Virtuosität durchgeführtes und von Ueberladungen noch ziemlich freies Gebäude. Mit zunehmendem Alter neigte sich D. mehr und mehr dem eigentlichen Barokstil zu, erging sich nicht selten, um neues zu bieten, in den bizarrsten Formen, wobei jedoch seinen Anlagen immer jene Einfachheit und Größe eigen blieb, welche der Künstler unter allen Bedingungen einzuhalten verstand. Von seiner ungewöhnlichen Begabung und Vielseitigkeit spricht unter anderm die Thatsache, daß er sich sogar im gothischen Stil mit Glück versuchte.

So entwarf er für den Abt Maurus von Kladrau, welcher die abgebrannte Kirche seines Klosters wieder in Stand setzen wollte, den Plan zu einem gothischen über der Kreuzverzierung aufzustellenden Kuppelbau, ein ebenso eigenthümliches als in Anbetracht der Zeitverhältnisse bewunderungswürdiges Werk. Ausgeführt wurde diese Kuppel nach Dinzenhofer's Plan von dem Italiener Giovanni Santini, welcher im Jahre 1726 den Bau vollendete. Mit den Einzelnheiten darf man es allerdings nicht genau nehmen; die Maßwerke erscheinen in der Nähe plump und das Krönungsgesimse abenteuerlich, aber der Gesammteindruck ist so überwältigend und einzig in seiner Art, daß man nur den Dom von Mailand mit der Kladrauer Stiftskirche vergleichen kann.

D. arbeitete außerordentlich leicht und besaß ein so ungewöhnliches Gedächtniß und solche Uebung, daß er aus freier Hand die Pläne für ein großes Gebäude anfertigen und durch eingeschriebene Maße aufs genaueste erklären konnte. Entwürfe von seiner Hand finden sich zu Prag und Wien in mehreren Sammlungen: sie sind mit breiten Strichen flüchtig hingeworfen, indem nur die Hauptpartien mit Zirkel und Lineal aufgetragen, alle Einzelheiten aus dem Augenmaße angegeben wurden. Wenige Künstler erfreuten sich einer so angenehmen und sorgenlosen Existenz als D.: von seinem ersten Auftreten an bis zu seinem Tode war er ununterbrochen mit Aufträgen der glänzendsten Art beschäftigt und jedes seiner Werke wurde mit Beifall aufgenommen. Er starb mit Ehren und Glücksgütern überhäuft, umgeben von einem blühenden Familienkreise, nachdem er zweiundzwanzig große Kirchen und wenigstens eben so viele Paläste ausgeführt hatte, abgesehen von zahlreichen Wohnhäusern, Pavillons und Luxusgebäuden, die sich in allen Theilen Böhmens finden.

Dobrowsky, Abbildungen und Lebensbeschreibungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler. J. Schaller, Topographie von Böhmen. B. Grueber, Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. B. Grueber.

Dinzenhofer: Wenzel D., Rechtsgelehrter und böhmischer Geschichtsforscher, ein Sohn des Architekten Kilian Ignaz D., geb. 25. Januar 1750 (nicht 1748) in Prag, gest. ebenda 25. (oder 15?) August 1805. Er trat mit 15 Jahren in den Orden der Gesellschaft Jesu, studirte in Olmütz und Prag und lehrte zwei Jahre in Iglau lateinische Grammatik. Nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) widmete er sich dem Rechtsstudium und erwarb 1777 zu Olmütz die philosophische, 1779 zu Wien die juristische Doctorwürde. Im September 1780 zum Professor des allgemeinen Staats-, Lehn- und deutschen Privatrechts an der Universität Innsbruck ernannt, wurde er nach deren Auflösung (1782) als ordentlicher Professor der Rechte nach Prag versetzt. Außer seiner Inaugural-Dissertation „De decimis“, Wien 1779. 8., schrieb er: „XXVIII genealogische Tafeln der Böhmischen Fürsten, Herzoge und Könige, mit Anmerkungen erläutert“, 1806 und zwei Abhandlungen in Joseph Anton v. Riegger's „Für Böhmen, von Böhmen“.

De Luca, Journal der Litteratur und Statistik I, 27. Weidlich, Biogr. Nachrichten IV, 47 ff. Wurzbach, Lexikon, mit der dort angeführten Litteratur. Steffenhagen.

Dionysius der Karthäuser oder Dionysius van Leeuwen (à Leudris), sonst auch à Rickel genannt, leuchtet im 15. Jahrhundert unter den niederländischen Theologen besonders hervor. Er war 1392 zu Rickel, nicht weit von St. Truyen, von angesehenen Eltern geboren und erhielt seine Erziehung im Karthäuserconvente zu Zeelhem bei Dilst. Obwol er das Kloster verließ, um seine Bildung in Köln zu beendigen, trieb ihn doch seine Neigung für die strenge

Regel des klösterlichen Lebens dazu, sich nach Erlangung der Magisterwürde alsbald in den Karthäuserconvent zu Roermund zurückzuziehen. Doch führte er als Prior das stille Leben eines gelehrten Mönches bis zu seinem Tode 1471. Von seinen Zeitgenossen ward er nicht nur um seiner Frömmigkeit willen geachtet, sondern auch als gewandter Exeget, ausgezeichneter Kanzelredner und tüchtiger Moralist hochgeschätzt. Als Theolog hing er der mystischen Richtung, welche eine höhere Contemplation als den Gipfel des religiösen Lebens betrachtete, so sehr an, daß man ihn, wie den Johann Ruysbroeck, Doctor ecstaticus zu nennen pflegte. Dabei lag ihm, wie überhaupt den damaligen Vertretern dieser Richtung, die sittliche Reformation der Kirche in capite et membris aufs ernstlichste am Herzen. Das erhellt nicht nur aus seinem freundschaftlichen Verhältniß zu dem Volksprediger Johann Brugman und allen denjenigen in den Niederlanden und Deutschland, welche einer Reformation günstig waren, zu denen auch Philipp von Burgund und Karl der Kühne zu rechnen sind, — sondern auch aus seiner Theilnahme an der Visitationsreise, welche der Cardinal Nikolaus von Cusa 1451 durch diese Länder machte. Besonders aber bezeugen seine zahlreichen Schriften seine reformatorischen Ansichten. Es verdient dabei der Erwähnung, daß er keine Reformation der Kirchendogmen, sondern des kirchlichen und sittlichen Lebens der Geistlichen und Laien beabsichtigte. Die Anerkennung einer päpstlichen Infallibilität lag ihm jedoch ferne; vielmehr wollte er die Auctorität des römischen Bischofs dem unfehlbaren allgemeinen Concil unterstellt sehen. Vor allem aber suchte er stets zur sittlichen Erneuerung der Kirche und der Gesellschaft zu erwecken. Seine Schriften füllen eine lange Liste von zwei Folioblättern aus. Sie sind exegetischer, homiletischer, philosophischer, polemischer, dogmatischer und ascetischer Art. Schon zu Köln zeichnete er sich durch eine Schrift „De ente et essentia“ aus. Besondere Beachtung aber verdienen seine „Specula de vita ac regimine praesulum“, „De vita ac regimine archidiaconorum“, „De vita canonicorum“; nicht weniger seine „De doctrina et regulis vitae Christianae libri duo“, ein vorzügliches Handbuch über das Wesen des christlichen Lebens, von ihm auf Bitte des Johannes Brugman verfaßt. Die Reise mit Nikolaus von Cusa veranlaßte eine Arbeit „De munere et regimine legati“, die Darstellung der Eroberung Jerusalems durch die Türken seine „Epistola ad pontifices, ad principes catholicos et praelatos“. Seine Hauptarbeit aber ist „Die Erklärung der Heil. Schrift“, deren vierfältigen, d. h. historischen, allegorischen, ethischen und anagogischen Sinn er überall hervorhebt, hier, wie auch in seiner „Summa fidei orthodoxae, libri duo“. Daneben erwähnen wir noch „De auctoritate papae et concilii“, „De quatuor novissimis et de particulari judicio et obitu singulorum“. Außerdem hinterließ D. eine große Menge Kanzelreden, „Sermones de tempore et sanctis“, welche zu seiner Zeit ein homiletisches Repertorium für Geistliche bildeten. Ebenso darf man seine „Expositio missae“ und eine metrische Schrift „De laudibus superlaudabilis Dei“ nicht übersehen. Seine große und von ihm selbst geordnete Sammlung der „Epistolae ad diversos“ ist leider verloren. Ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei Petreius, Biblioth. Carthus. bei Trithemius, Catal. illustr. viror. I, p. 159 und Foppens, Biblioth. Belg. II, p. 242. Der Karthäuser Loërius à Stratis, welcher 1532 die Biographie des D., aufgenommen in die Acta Sanct. Bolland. Mart. II, p. 247—255, verfaßte, hat viele seiner Schriften durch den Druck veröffentlicht (Opera minora ed. Blommevennae, Colon. 1532). Auch Gerard Damontanus veröffentlichte 1559 einige seiner Schriften. Seine oben genannten „Specula“ sind schon 1495 zu Nürnberg gedruckt. Dennoch sind seine Werke höchst selten. Viele andere finden sich

handschriftlich in der Burgund. Bibliothek zu Brüssel und in der Universitäts-Bibliothek zu Utrecht.

Quellen für seine Biographie führt, nebst van der Aa, Biogr. Woordb., Moll an, in seinem Joh. Brugman I, S. 70—81. Kerkgesch. v. Nederl. II, 2 stuk bl. 379. 390. 400. van Slee.

Dionysius von Luxemburg, Capuziner, eifriger Prediger und Volksschriftsteller, † 11. Februar 1703 als Guardian des Cochemer Convents, desselben, welches namentlich durch P. Martin von Cochem eine gewisse Bedeutung für die Moselgegend erhielt. Unter seinen Erbauungsschriften sind zu nennen: „Leben Antichristi“, 1682; „Der große Marianische Calender, d. i. denkwürdige Historien der Jungfrau Maria“, 2 Bd. 1695, ein Werk voll bedenklichster Wundergeschichten und unsagbarer Leichtgläubigkeit. Ferner: „Die vier letzten Dinge“, 1685; „Schatz der k. Lehre“, 1697; „Goldene Legende“ ꝛc., „Sonn- und Feiertagspredigten“, 1687; „Großer Catechismus“, 1698. Kraus.

Diopuld, Graf v. Acerra 1197, Herzog von Spoleto 1210, gest. nach 1221. Von Geburt nicht ein Markgraf oder Ritter von Vohburg, wie man ihn gewöhnlich aber irrig bezeichnet, sondern ein Angehöriger des Dienstmannengeschlechts von Schweinspeunt (östlich von Lechsgemünd), ist er, wir wissen nicht um welche Zeit und aus welcher Veranlassung, in den Dienst Kaiser Heinrichs VI. gekommen, dem er bei der Eroberung des normännischen Reiches wichtige Dienste leistete. Er wurde von Kaiser Heinrich 1191 zum Castellan der festen Grenzburg Rocca d'Arce ernannt und hielt von dort Jahre lang die Nachbarschaft bis nach Salerno hin in Furcht und Schrecken, bis des Kaisers zweiter Zug im J. 1194 das Königreich vollends den Deutschen unterwarf. Aus diesen Jahren des Kampfes hat der zeitgenössische Dichter Petrus de Ebulo von ihm manche charakteristische Züge mitgetheilt, welche ihn als einen Mann erweisen, der Furcht nicht kennt, seinem Schwerte unbedingt vertraut, des Bewußtseins voll ist, im kaiserlichen Dienste zu stehen und voll Verachtung auf das vor ihm bebende Land herabsieht, welches nur weibische Männer zu erzeugen vermöge. Der Dichter vergleicht ihn seinem Wappenthiere, dem Eber. Im J. 1197 wurde er vom Kaiser, nachdem wol sein bisheriger Herr, der Graf von Lechsgemünd, ihn aus der Dienstmannschaft entlassen hatte, zum Grafen von Acerra erhoben und er wußte sich als solcher auch in den stürmischen Zeiten, welche dem Tode Heinrichs folgten, sowol gegen dessen deutsch-feindliche Wittwe, als auch gegen Innocenz IV., den Vormund des jungen Friedrich II., und endlich gegen diesen selbst zu behaupten, indem er sich offenbar von dem Gedanken leiten ließ, daß das Königreich nicht für die staufische Dynastie, sondern für Deutschland und den jeweiligen Kaiser erobert worden sei. Sobald es daher in der Person des Welfen Otto IV. wieder einen Kaiser gab und als dessen Verhältniß zum Papste und zum Könige Friedrich sich feindlich anließ, war D. an seiner Seite und hat ihn dazu angetrieben, die Eroberung Siciliens zu versuchen. Otto aber erhob den unverwüstlichen Gegner des Papstes im Februar 1210 zum Herzog von Spoleto und ließ sich durch ihn (Nov. 1210) den Weg ins Königreich bahnen. Als jedoch Otto, um dem vom Papste angefachten Aufstande in Deutschland zu begegnen, die fast schon vollendete Eroberung des Südens preisgeben und aus Italien abziehen mußte, da brach Diopulds Macht für immer zusammen. Er hat sich zwar noch einige Jahre in einzelnen Städten Spoleto'd und der Mark Ancona nothdürftig gegen die Päpstlichen gehalten; als er aber 1216 von dort ins Königreich zurückkehrte und seinen alten Anhang zum Kampfe gegen Friedrich II. sammelte, gehorchte sein eigener Schwiegersohn der Graf v. S. Severino dem Befehle des abwesenden Königs und nahm ihn im J. 1218 gefangen. Erst nach Friedrichs Kaiserkrönung und auf Bitte der Friedrich be-

gleitenden Deutschen erlangte er die Freiheit. Er fühlte jedoch wol selbst, daß seine Rolle ausgespielt und für ihn in dem strammen Staatswesen des Staufers kein Platz sei, und so hat die Nachricht einiges für sich, daß er in den deutschen Orden eingetreten sei. Als Ordensbruder soll er noch lange gelebt haben. Seine mit ihm nach Unteritalien eingewanderten Brüder Otto und Siegfried und sein Sohn Konrad verschwinden seitdem gleichfalls aus der Geschichte; Töchter Diopulds waren mit den Grafen Wilhelm von Caserta und Jakob von S. Severino verheirathet.

Ueber seine Herkunft s. Forsch. zur deutsch. Geschichte, Bd. XVI, 171 und 373, über seine italienischen Erlebnisse: Toeche, Heinrich VI.; Abel, Otto IV. und Friedrich II., und des Unterzeichneten Philipp von Schwaben und Otto IV., besonders Bd. II. Winkelmann.

Dippel: Johann Konrad D., Alchemist, Arzt und Theologe, geb. am 10. Aug. 1673 (nach Jöcher 1672) zu Frankenstein bei Darmstadt, gest. am 25. April 1734 auf Schloß Wittgenstein bei Berleburg. Sein Geburtsort diente seinem Vater Johann Philipp D., einem Prediger zu Nieder-Ranstadt oder Ramstadt, als Zufluchtsort gegen Verfolgungen. Es war die Zeit unduldsamer Kämpfe zwischen orthodoxen Lutheranern und Pietisten, in die D. schon als Kind durch Unterricht rein theologischer Färbung hineingezogen ward. Zweifel an verschiedenen Fragestücken des Katechismus äußerte er bereits im neunten Jahre und sein Eifer und Verstand ließen die Lehrer in ihm einen Genius vermuthen, den sie mit den als höheren Wissenschaften damals bezeichneten Anschauungen zu speisen unternahmen.

So bezog er mit einem wohlgenährten Selbstbewußtsein und voll theologischer und mystischer Lehren achtzehnjährig die Universität Gießen, wo er als feuriger Disputant die Partei der damals herrschenden Orthodoxen ergriff. Er freute sich, wie er sagt, daß der Adel gleich einem alten Thurm baufällig ward, die Gottesgelehrten dagegen ihre Würde immer mehr vergrößerten. Er wollte ein geistlicher General werden, beklagte daß es in seiner Vaterstadt keine Gelegenheit gebe, sich so hoch empor zu schwingen, und beschloß früh auszuwandern und einen Ort zu suchen, wo er zu solchen Würden gelangen könne. Mittlerweile hatten die Pietisten an Einfluß gewonnen und suchten D. durch Versprechungen zu sich hinüber zu ziehen. Aber die Furcht, durch Uebertritt verächtlich zu werden, hielt ihn zurück und er suchte durch Fechten und lockere Gesellschaft zu zeigen, daß er ein „rechtschaffen lutherisch Gesinnter“ sei, der nicht durch eingezogenes Leben in den Geruch der Ketzerei gerathen wolle. Freilich suchte er die Sünden des Tages durch sorgfältig geheimgehaltenes nächtliches Gebet wieder auszulöschen. Im J. 1693 disputirte er pro gradu magistri über eine gedruckte Dissertation „De nihilo“, einem inhaltlosen Gegenstande, den er aus Paradoxie gewählt, und nach drei Jahren, welche er als Hauslehrer eines Beamten im Odenwalde verlebt, weiter ausführte, um durch eine neue neue Disputation eine außerordentliche Professur in Gießen zu gewinnen. Er suchte vor dem versammelten Hof, der damals in Gießen residirte, und vielen Gelehrten aus Wetzlar und Marburg nachzuweisen, daß unser Verstand nicht ausreiche, irgend etwas zu erkennen. Die Universität verbot den Druck der Schrift, welche der Hof verstattete und welche ihm alle Aussicht auf Beförderung versperrte. In Wittenberg von dem Theologen Dr. Hannecker, an den er empfohlen war und mit dem er später in öffentlichen Streit gerieth, ohne Wolwollen empfangen, wandte er sich nach Straßburg, wo er die Orthodoxen für die herrschende Partei hielt. Auch hier hatte jedoch der Einfluß Spener's die theologischen Verhältnisse umgestaltet. Er fand Widersacher, legte sich nun auf Arzneikunde und hielt Vorträge über Chiromantie und Astrologie. Daneben las er die Kirchenväter, und seine

Begriffe über Orthodoxie geriethen ins Wanken. Ein verschwenderisches Leben brachte ihm Schulden und Duelle. Einer seiner Freunde ward tödtlich verwundet und er floh, um der Verhaftung zu entgehen, nach Landau, Neustadt und Worms, unter Gefahren, welche der französische Krieg vergrößerte, und ohne Geld, so daß er seine Effecten im Stiche ließ, dem Wirthe in Worms ein Manuscript wider die Pietisten, einem anderen in Oppenheim seinen Magisterring als Pfand ließ, bis er als Spion verhaftet und nur mit Mühe von den Seinigen befreit in die Heimath zurückkehrte. Hier gewann er durch Predigten und Pietismus die Gnade des Hofes, „in der Haut ein Schalk, der vornehmlich nur den Nutzen dieses Lebens suchte, eine fette Stelle und eine nicht geringere Heirath". Obgleich er eine Schrift gegen Hannecker zum Zeichen seiner Umkehr nach Gießen schickte, mißlangen diese Pläne; doch gewann ihn Gottfried Arnold völlig für die Sache des Pietismus und half ihm zu dem wahren Durchbruch und der wahren neuen Geburt. Unter dem Namen Christianus Democritus, weil Democrit sich die Augen ausgestochen, um die Wahrheit zu erkennen, schrieb er zur Vertheidigung des Pietismus die wichtigsten seiner sehr zahlreichen theologischen Schriften, „Orthodoxia Orthodoxorum" (1697) und namentlich den „Papismus protestantium vapulans oder das gestäupte Papstthum" (1698). Diese bald verbotene Schrift läugnete die göttliche Eingebung der Bibel und verwickelte ihn in endlosen Streit, der ihn wiederum von der Theologie abwandte und der Arzneikunst und Alchemie zuführte. Durch die erstere erwerbend verlor er große Summen durch die letztere sowie durch übermäßige Freigebigkeit und entfloh seinen Gläubigern 1704 nach Berlin Hier miethete er einen Palast und betrieb gemeinsam mit J. G. Rosenbach die Goldmacherei. Zufällig dabei erlangte Resultate, auf denen sein Nachruhm beruht, werden weiter unten besprochen. Auf Verlangen Karls XII. von Schweden ward er wegen einer Streitschrift gegen den Superintendenten von Pommern, Mayer, arretirt. Nach acht Tagen entlassen, floh er aus Berlin (1707) in schwedischer Uniform und wandte sich nach Holland, wo er bei Maarsen am Canal zwischen Amsterdam und Utrecht ein Haus und das Bürgerrecht erwarb und medicinisch und alchemistisch weiter arbeitete. Im Jahre 1711 gewann er zu Leyden die medicinische Doctorwürde mit einer Dissertation „De vitae animalis morbo et medicina", in welcher er das noch heute nach ihm benannte Dippel'sche Oel, das Destillationsproduct thierischer Substanzen, welches als Ausgangspunkt wichtiger Untersuchungen später in der Chemie Bedeutung gewann und seiner Zeit in der Medicin Geltung hatte, gegen Wechselfieber empfahl. Durch Schulden oder durch eine Streitschrift „Alea belli muselmannici" aufs neue vertrieben, ging er 1714 nach Altona, wo er zum königl. dänischen Kammerherrn ernannt ward. Aber bald ward er durch Angriffe auf die Verwaltung der Stadt genöthigt, in Hamburg zu leben. An Dänemark ausgeliefert und in Ketten nach Kopenhagen gebracht, ward er 1719 zur Verbannung auf Schloß Hammershuus auf der Insel Bornholm verurtheilt, wo er, als Arzt geliebt, in leichtem Gewahrsam festgehalten ward, bis ihn 1726 ohne sein Zuthun die Fürbitte der Königin von Dänemark befreite. Aus dieser Zeit stammt eine Schrift über auf Bornholm gefundene goldene Figuren, denen er ägyptischen Ursprung zuschrieb. Auf der Rückreise über Schweden ward er daselbst durch den Wunsch des Königs und der Ritterschaft als Arzt festgehalten, während die Geistlichkeit ihn als Pietisten verfolgte und Ende 1727 seine Ausweisung durchzusetzen wußte. Jetzt lebte er mit Alchemie beschäftigt in Lauenburg, Lüneburg, Celle und Liebenburg bei Goslar, bis der Haß des Superintendenten Mayenberg in Clausthal seine Ausweisung aus Hannover durchzusetzen vermochte. In Berleburg und Wittgenstein verlebte er die Jahre 1729—1734. Am 25. April des letztern Jahres ward er als Gast des Grafen Wittgenstein

auf dem gleichnamigen Schlosse todt im Bette gefunden, wahrscheinlich von einem Schlagfluß getroffen.

Während sein theologischer Hader, seine ärztlichen Leistungen und sein bewegtes Leben kaum hinreichen würden, um sein Gedächtniß bis heute zu erhalten, läßt ihn seine zufällige Beziehung zu einer überaus wichtigen Substanz, dem Berliner Blau, nicht mehr aus der Geschichte der Chemie verschwinden. G. E. Stahl theilt darüber in seinen Experimentis Observationibus Animadversionibus etc. (1731) folgendes mit: Ein Berliner Farbenkünstler Diesbach wollte Florentinerlack bereiten durch Niederschlag eines Absuds von Cochenille mit Alaun und etwas Eisenvitriol durch fixes Alkali und bat D., ihm zu diesem Zwecke etwas von dem Kali zu überlassen, über welches D. das nach ihm benannte thierische Oel destillirt hatte. Bei Anwendung dieses Alkalis erhielt Diesbach statt des erwarteten rothen Pigmentes ein blaues. Er theilte diese Beobachtung D. mit, welcher einsah, die Bildung der blauen Farbe müsse auf der Einwirkung des gebrauchten Alkalis auf den Eisenvitriol beruhen. Das Berliner Blau ward später in anderen Händen der Ausgangspunkt zahlreicher wichtiger Entdeckungen, so des Blutlaugensalzes, der Blausäure und vieler anderer. Ueber Diesbach irgend welche Nachrichten zu erhalten ist nicht gelungen. Diesfallsige Nachforschungen, welche auf Veranlassung des Schreibers dieser Zeilen der Secretär des Vereins für Berlinische Geschichte Herr Professor Holtz in städtischen und Staats-Archiven in neuerer Zeit anstellen ließ, sind ebenfalls ohne Resultat geblieben.

J. C. G. Ackermann, Das Leben J. C. Dippel's, Leipzig 1781; Strieder, Hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. III, daselbst auch ein Verzeichniß seiner Schriften. Oppenheim.

Dirichlet: Peter Gustav Lejeune-D., Mathematiker, geb. zu Düren 13. Febr. 1805, gest. zu Göttingen 5. Mai 1859. Nach kaum vollendeter Gymnasialbildung kam D. 1822 nach Paris, wo er seine eigentlichen mathematischen Studien machte und dabei als Hauslehrer in der Familie des Generals Foy lebte. In dessen Hause lernte er die bedeutenden französischen Gelehrten seines Faches, insbesondere Fourier, kennen, der ihn dringend an Alexander v. Humboldt empfahl, und dieser vermittelte für ihn eine Anfangsstellung in Deutschland. 1827 habilitirte D. sich als Privatdocent in Breslau, wurde aber bald mit Urlaub nach Berlin als Lehrer an die allgemeine Kriegsschule gezogen. Der Universität Berlin gehörte er seit 1829 als Privatdocent, seit 1831 als außerordentlicher, seit 1839 als ordentlicher Professor an. Nachdem Gauß im Februar 1855 gestorben war, knüpfte die Universität Göttingen Unterhandlungen mit D. an, welche dahin führten, daß er noch im Herbste desselben Jahres dahin übersiedelte. D. war Mitglied der Akademien in Berlin (1832), in Paris (Auswärtiges Mitglied 1854), in Göttingen (1855). Seine Lehrthätigkeit an dem neuen Aufenthalte war mehrfach durch Krankheit unterbrochen, die nach schweren Leiden am 5. Mai 1859 mit dem Tode endigte. Dirichlet's akademische Vorträge sowol als seine Abhandlungen zeichneten sich kaum in minderem Grade durch ihre Form als durch ihren Inhalt aus. Seinen Schülern ist die wunderbare Klarheit unvergeßlich, mit welcher D. die Hauptmomente schwieriger Beweisführungen im voraus anzudeuten und dadurch ein ununterbrochenes geistiges Mitschaffen seinen Zuhörern zu ermöglichen wußte, ebenso unvergeßlich auch die Fülle von kurzen gelegentlichen Nebenbemerkungen, welche den Keim neuer Untersuchungen in sich trugen. Ueber den Stil seiner gedruckten Veröffentlichungen gilt vollständig das Urtheil, welches von einem deutschen Analytiker herrührt: „Wer Dirichlet's Arbeiten kennt, weiß, daß sie Muster auch der Darstellung mathematischer Stoffe sind und selbst durch eine nicht wörtliche Mittheilung nur verlieren können“ (Heine, Kugelfunctionen S. 266). Diese Arbeiten bestehen

in einer großen Zahl von Abhandlungen, welche theils in den Veröffentlichungen der Berliner und der Göttinger Akademie, theils in Crelle's Journal, zum geringeren Theil auch noch anderwärts erschienen sind; Vorlesungshefte Dirichlet's liegen außerdem den nach seinem Tode gedruckten Werken zu Grunde: „Vorlesungen über Zahlentheorie" (herausgegeben von R. Dedekind) und „Vorlesungen über die Theorie der bestimmten Integrale zwischen reellen Grenzen" (herausgegeben von G. F. Meyer). Dirichlet's Leistungen auf den verschiedensten Gebieten sind bahnbrechend gewesen. In der Theorie der Reihen hat er den ersten gründlichen Beweis der Convergenz der nach trigonometrischen Functionen fortschreitenden Reihen geliefert, sowie die Entwicklung nach Kugelfunctionen. Von ihm rührt das Dirichlet'sche Paradoxon her, d. h. die Bemerkung von den verschiedenen bald endlichen bald unendlichen Summen einer Reihe von Gliedern mit abwechselnden Vorzeichen je nach der Anordnung der Glieder. Nach ihm benannt ist das in der Functionenlehre so wichtig gewordene Dirichlet'sche Princip von der Bestimmtheit einer Function einer complexen Veränderlichen unter Voraussetzung gewisser Angaben für Unstetigkeitspunkte und Querschnitte. D. hat die Lehre von den Euler'schen Integralen beträchtlich erweitert. Er ist der Erfinder des sogenannten discontinuirlichen Factors, d. h. eines bestimmten Integrals, welches außerhalb gewisser Werthe eines in ihm vorkommenden Parameters verschwindet und deshalb mit einem anderen bestimmten Integrale, dessen Grenzen von eben jenem Parameter abhängen, vervielfacht es gestattet, auch die Grenzen des vervielfachten Integrals weiter, etwa von o bis ∞, auszudehnen. In der Zahlentheorie hat D. die von Fermat behauptete Unmöglichkeit der ganzzahligen Gleichung $x^n + y^n = z^n$ unter der Voraussetzung n größer als 2, welche von Euler für $n = 3$ und $n = 4$ bewiesen worden war, auch für die Fälle $n = 5$ und $n = 14$ festgestellt. Von großer Wichtigkeit ist seine Abhandlung über die unendlich vielen Primzahlen in einer unbegrenzten arithmetischen Reihe, deren erstes Glied und deren Differenz theilerfremd sind. Bedeutende Fortschritte hat durch ihn die Lehre von den quadratischen Formen, besonders von denen mit zwei Veränderlichen gemacht. Auch in der Mechanik knüpfen sich theils neue Entdeckungen, theils neue elegante Beweisführungen an den Namen Dirichlet's, von welchen nur diejenigen Untersuchungen erwähnt sein mögen, die näher oder ferner auf die Newton'sche Gravitation Bezug haben, sowie eine nachgelassene Abhandlung über die Gleichungen der Hydrodynamik.

Göttinger Nachrichten vom 16. Mai 1859, S. 107. Gedächtnißrede auf G. P. Lejeune-D. von Kummer in den Abhandl. der Berliner Akad. der Wissensch. 1860. S. 1 ff. Nachrufe von Borchardt in Crelle's Journal LVII. S. 91 ff. und von Tortolini in Annali di matematica II. p. 196.

Cantor.

Dirksen: Enno Heeren D., Mathematiker, geb. zu Hamswerum in Ostfriesland 3. Jan. 1792, gest. zu Paris 16. Juli 1850. Nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet und daselbst 1820 eine gekrönte Preisschrift über genaue Winkelinstrumente zum Drucke gegeben hatte, ließ er sich als Privatdocent an der Berliner Universität nieder, wurde noch im folgenden Jahre 1821 zum außerordentlichen, dann 1824 zum ordentlichen Professor daselbst befördert, letzteres wol in Folge seiner 1823 erschienenen „Analytischen Darstellung der Variationsrechnung". Jedenfalls fand dieses Werk vielen Beifall und ein Recensent in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom 18. Sept. 1823, S. 1485 (wahrscheinlich B. F. Thibaut) empfiehlt es einem Jeden, welcher selbst nach einem bereits vollendeten Studium der hierher gehörigen Schriften Euler's und La Grange's noch weiter bis in die innersten Tiefen dieses Calcüls einzubringen wünscht. Auch die Berliner Akademie erwählte D. 1825 zum Mitgliede und

von dieser Zeit an finden sich verschiedene Abhandlungen desselben in den Veröffentlichungen dieser Gesellschaft, theilweise wieder abgedruckt in Crelle's Journal. Das letzte, was D. herausgab, war der I. Band eines umfangreich angelegten Werkes: „Organon der gesammten transcendenten Analysis", Berlin 1845. Wenn auch dieses Buch von kritischen Zeitschriften beifällig besprochen wurde, so fand es doch in Fachkreisen wenige Leser, da die fremdartige holperige Sprache die meisten abgeschreckt haben mag, welche versuchten, sich hineinzulesen.

Vgl. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch Bd. I, S. 577. Leipzig 1863. Cantor.

Dirksen: Heinrich Eduard D., Jurist, geb. 13. Sept. 1790 zu Königsberg i. Pr., erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem altstädtischen Gymnasium daselbst und bezog $15\frac{1}{2}$ Jahre alt die Albertusuniversität. Nachdem er hier zwei Jahre dem Studium der Philosophie und der alten Sprachen gewidmet hatte, ging er Ostern 1808 nach Heidelberg und begann vornehmlich unter Thibaut das Rechtsstudium. Zur Zeit der Eröffnung der Berliner Universität (Sommer 1810) begab er sich dorthin, besonders um v. Savigny zu hören. Am 27. Mai 1812 zum Doctor der Rechte promovirt, erhielt er fast gleichzeitig eine Anstellung als außerordentlicher Professor der Rechter an der Königsberger Universität. 1817 ordentlicher Professor und in demselben Jahr Ehrendoctor der Königsberger philosophischen Facultät. 1825 geheimer Justizrath. D. erfreute sich in Königsberg als akademischer Lehrer großen Beifalls, genoß in akademischen und nichtakademischen Kreisen hohes Ansehen und lebte in ungetrübtem Familienglück (verheirathet 1817 mit Wilhelmine geb. Toussaint, fünf Kinder). Aber er trug Verlangen nach einem größeren Wirkungskreis. Und so verließ er denn Sommer 1829 Königsberg mit Urlaub, um zunächst in den böhmischen Bädern Heilung von einem Hämorrhoidalleiden zu suchen, dann aber ließ er sich zu Berlin nieder. Er hoffte, gestützt auf eine frühere Verheißung des königl. Ministeriums, eine Lehrerstelle an der dasigen Universität zu erhalten. Als er fand, daß keine Neigung vorhanden sei, sein Verlangen zu erfüllen, forderte er seine Amtsentlassung als Königsberger Professor, die ihm mit $\frac{5}{8}$ seiner etatsmäßigen Besoldung als Wartegeld im September 1830 gewährt wurde. Seit 1833 indeß hielt er an der Berliner Universität zunächst als Privatdocent — im Lectionsverzeichniß unter einer besonderen Rubrik als Professor Regimontanus aufgeführt, später (seit 1841) als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften civilistische Vorlesungen. Es schwebt ein gewisses Dunkel über dem Umstand, daß man D. nachhaltig den Eintritt in die Berliner Juristenfacultät weigerte, nicht weniger aber auch darüber, daß D., dem es nicht schwer fallen konnte, an einer anderen größeren deutschen Universität einen Wirkungskreis zu finden, sich hartnäckig auf Berlin steifte. Zur Erklärung der letzteren Thatsache reicht schwerlich aus, daß D. wegen seiner verwandten Richtung gewünscht habe, in der Nähe Savigny's zu wirken und dies um so weniger, als von den Freunden Dirksen's zur Aufhellung des ersteren Umstandes angedeutet wird: „War es vielleicht nur ein übergroßer Schuleifer einem Gelehrten gegenüber, der kein orthodoxer Anhänger Savigny's zu sein schien?" Späteren Zeiten bleibt es vorbehalten mit mehr Unbefangenheit, als es gegenwärtig möglich ist, das wissenschaftliche und persönliche Verhältniß der beiden Gelehrten zu einander zu betrachten und das Räthsel zu lösen. D. starb, nachdem 1866 seine Gattin ihm vorangegangen war, am 10. Febr. 1868. Er hat um die Bearbeitung des Römischen Rechts als Rechtshistoriker, Kritiker und Ausleger der Quellen sowie als Lexikograph sich ausnehmende Verdienste erworben. Nicht ohne ein in Thibaut's Schule angeregtes lebhaftes Interesse für dogmatische Rechtsstudien, ging doch seine Hauptneigung auf Verbindung der Philologie mit der Jurisprudenz,

auf Verwerthung der Fortschritte der Alterthumskunde für die Rechtswissenschaft. Dirksen's Forschung ist überall methodisch streng, mitunter beinahe peinlich, seine Kritik scharf, bisweilen vielleicht zu sehr auf das Gewinnen blos negativer Resultate gerichtet und sich mit diesen zufrieden gebend. Sanio, der vertraute Schüler und Biograph Dirksen's sagt: „D. gehörte zu denjenigen Gelehrten, welche abwärts von der Heerstraße mit Anstrengung eine neue Bahn zu brechen bestrebt sind,... überall bereit auch bei seinen Gegnern deren beifallswerthe Leistungen als solche anzuerkennen und ... gewissenhaft darauf zu verweisen ... unbekümmert um die Gunst einer Partei und in entschiedener Opposition gegen jede litterarische Gevatterschaft. Und diese seine litterarische Gesinnung wurzelte in dem sittlichen Gehalt seines Charakters, welcher sich durch unerschütterliche Festigkeit, durch strenge Wahrhaftigkeit, durch Gerechtigkeitsliebe, wie auch durch echte Humanität auszeichnete." Von den zahlreichen Schriften Dirksen's nennen wir blos: „Bruchstücke aus den Schriften der Römischen Juristen" (1814); „Civilistische Abhandlungen", 2 Bde. (1820); „Versuche zur Kritik und Auslegung der Quellen des Römischen Rechts" (1623); „Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölf-Tafel-Fragmente" (1824); „Beiträge zur Kunde des Römischen Rechts" (1823); „System der juristischen Lexikographie" (1834); „Manuale latinitatis fontium iuris civilis Rom. thesauri latinitatis epitome in usum tironum" (1837), das verdienstvolle Hauptwerk Dirksen's, welches in der Geschichte der juristischen Lexikographie als epochemachend dasteht; „Vermischte Schriften" (1841); „Hinterlassene Schriften zur Kritik und Auslegung der Quellen Röm. Rechtsgeschichte und Alterthumskunde", herausgegeben von F. D. Sanio. 2 Bde. (1871).

Eine vortreffliche Biographie mit eingehender Analyse der litterarischen Publicationen Dirksen's bietet: F. D. Sanio, Zur Erinnerung an H. E. Dirksen (1870). Muther.

Dirkszoon: Cornelis D., niederländischer Admiral, war Bürgermeister der kleinen Stadt Monnikendam in Nord-Holland um 1572 und führte den Oberbefehl über die von den nordholländischen Städten gestellte Flotte gegen die Spanier und Amsterdamer. Als solcher gewann er am 11. October 1573 die Schlacht auf der Zuidersee, wo die spanisch-amsterdamische Flotte unter Boussu (s. d.) vollständig geschlagen und dieser gefangen ward. Auch in den nächsten Jahren fuhr er als Admiral von Nordholland fort die Zuidersee zu schirmen und war zugleich als Bürgermeister ein Haupt der Patrioten. Er ist sonst ziemlich unbekannt geblieben und nur als einer der ersten niederländischen Flottenführer merkwürdig. P. L. Müller.

Dissen: Georg Ludolph D., Philologe und Alterthumsforscher, war der Sohn eines Pastors zu Großen-Schneen (in der Nähe von Göttingen), geb. 17. Dec. 1784, † 21. Sept. 1837. Nach dem frühen Tode der Eltern erhielt der dreizehnjährige Knabe durch Verwendung von Göttinger Freunden eine Freistelle an der Schulpforte, wo er, im Anschluß an gleichgestimmte, wie besonders Fr. Thiersch, unter theils gewöhnlichen, theils anregenden Lehrern (zu diesen gehörte in erster Linie der ebenso schlichte als gelehrte D. Ilgen), in klösterlicher Zucht, aber gleichwol als echter Diener der wahren Studia liberalia, deren „Geist weckend und stärkend durch das etwas verfallene Gemäuer des alten Lehrgebäudes wehte", sechs volle Jahre verweilte (1798—1804). An demselben Tage mit Thiersch entlassen, studirte D. in Göttingen, besonders durch Heyne gefördert, classische Philologie (1804—8). Der Schüler, der im Umgang mit dem genannten, damals berühmten Philologen, eine Fülle besonders sachlicher und realer Kenntnisse sich aneignete und auch entsprechende Anregungen fand, ergänzte durch eine scharf grammatische, durch Ilgen, den Lehrer Gottfried Hermann's,

gewonnene Methode diejenige Seite, welche nicht die stärkste seines Lehrers war, das heißt, die formelle, deren Besitz allein Gewähr leistet für eine sichere, entschlossene und entschiedene Interpretation. Nach angenehm verlebten Universitätsjahren (zu deren Reiz besonders die durch Unterricht eines Kreises strebender Jünglinge erleichterte ökonomische Lage und die in solchem Umgang wohlthätig auf ihn einwirkende freie und edle Geselligkeit beitrug) erhielt D. durch die Abhandlung „De temporibus et modis verbi graeci“ die Doctorwürde und zugleich die venia docendi, und hielt Vorlesungen, die sich außer der strengen Philologie auch auf philosophische Gegenstände bezogen. In diese Periode fällt die nähere persönliche Bekanntschaft mit A. Boeckh, welche durch gegenseitige Mittheilung zu einer auch für die Wissenschaft ersprießlich gewordenen Uebereinstimmung über Zwecke und Aufgaben der Philologie führte. Ein im J. 1812 an D. ergangener Ruf nach Marburg als außerordentlicher Professor hielt ihn daselbst nur anderthalb Jahre; schon im Herbst 1813 kehrte er mit demselben Titel nach Göttingen zurück, um der dortigen Universität — von 1817 an als ordentlicher Professor — bis an sein Ende, im engsten Verein mit dem (zwar schon 1819 nach Bonn scheidenden) F. G. Welcker, Wunderlich († schon 1816) und Ottfr. Müller treu zu bleiben. Dissen's Wirken als akademischer Lehrer zeichnete sich durch eine außerordentliche Gewissenhaftigkeit aus, welche um so höher anzuschlagen ist, als sie fort und fort mit den Hindernissen einer gebrochenen Gesundheit zu kämpfen hatte. Ein zweiter, innerer Vorzug seiner Lehrthätigkeit war die klare, nach logischen Principien gegliederte Methode und erschöpfende, kein Mittelglied überspringende Vollständigkeit, ohne daß er deswegen in den Fehler G. Hermann's verfiel, mit den Kategorien einer modernen Philosophie den historisch überlieferten Stoff umspannen zu wollen. Das Ziel, das er sowol in seinen akademischen Vorträgen, als auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor Augen hatte, war eine nicht blos auf Sprache und Inhalt gerichtete, sondern auch die plan- und kunstmäßige Form des Schriftwerks sorgfältig erörternde Hermeneutik; in letzterer erblickte er die wahre philologische Aesthetik. Seine drei Hauptleistungen, die Herausgabe des Pindar, Tibull, Demosthenes, sind besonders werthvoll durch das nachdrückliche consequente Hervorheben der Kunstform, d. h. der poetischen und rhetorischen Construction. Ueber diesen Vorzug hat O. Müller in seinen ergänzenden biographischen Nachrichten mit eindringender Schärfe und musterhafter Deutlichkeit gehandelt. Das J. 1832 brachte die Ernennung zum Hofrath, ein Jahr später hatte D. die Freude, von der Göttinger Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitglied, ebenso im folgenden Jahre von der Münchener Akademie als solches aufgenommen zu werden. Unter den schwersten körperlichen Leiden sehen wir den sein Geschick mit Würde und Ergebung tragenden, auch von Seite seines milden Charakters hoch achtbaren Mann während der letzten Jahre seines Lebens, wenn auch nicht mehr auf dem Katheder, so doch in seiner häuslichen Zurückgezogenheit rastlos thätig, in steter Förderung seiner philologischen Aufgaben begriffen. Das gebundene Exemplar seiner Ausgabe der demostheneischen Rede „Für den Kranz“ war ihm kaum zu Gesicht gekommen, als er starb. — Dissen's kleinere Abhandlungen sind der Hauptsache nach (mit beigefügtem Register der weggelassenen) gesammelt in den „Kleinen lateinischen und deutschen Schriften“, Göttingen 1839, welche außerdem noch „Biographische Erinnerungen an Ludolph D.“ (von Fr. Thiersch, F. G. Welcker und O. Müller) enthalten. Seine größeren philologischen Arbeiten sind (neben seiner „Kurzen Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen“, herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von J. Fr. Herbart, Göttingen 1809) seine „Explicat. ad Nem. et ad Isthm. Pindari“ (in der großen Pindarausgabe von A. Boeckh, Leipz. 1811—21), ferner die

selbständige Ausgabe des Dichters: „Pindari opera ex recensione Boeckhii; comment. perpet. illustravit Lud. Dissen“ 2 voll., Goth. 1830 (als Publication der Biblioth. graeca von Jacobs und Rost erschienen); „Supplementum editionis Albii Tibulli Heynio-Wunderlichianae ed. Lud. Dissen“, Leipz. 1819; sodann im J. 1835 die selbständige Ausgabe: „Alb. Tibulli carmina ex recens. C. Lachm. passim mutata explic. Lud. Dissen“ II. Pts., Götting. 1835; „Demosth. orat. pro corona ex recens. Imm. Bekk. pass. mut. expl. Lud. Dissen“, Götting. 1837. J. Mähly.

Disteli: Martin D., Maler und geistreicher Carrikaturenzeichner, geb. zu Olten (im schweizerischen Canton Solothurn) 1. Mai 1802, sollte sich anfänglich dem Staatsdienst widmen; sein ausgesprochenes Talent zur Tendenzzeichnung führte ihn aber schon auf den Hochschulen zu Freiburg im Br. und zu Jena der Kunst zu. Noch jetzt sieht man im Carcer der letztgenannten Musenstadt den „Raub der Sabinerinnen“ in halblebensgroßen Figuren, und „Marius“ mit Schlafmütze und Thonpfeife nachdenklich „auf den Trümmern von Carthago“ sitzend, welche beiden Situationen er mit so genialer Hand an die Wand zeichnete, daß selbst der Großherzog Karl August ihrer urkomischen Wirkung nicht widerstehen konnte und durch Abschluß des Zimmers für ihre Erhaltung sorgte. D. vertauschte die Universität Jena mit der Akademie München und führte hier sein erstes größeres Gemälde aus, das von Seiten der Composition Anerkennung fand. In richtiger Kenntniß seiner Stärke jedoch entsagte er der Palette und widmete sich fortan in Olten, wohin er als relegirter Burschenschafter zurückgekehrt war, beinah ausschließlich der Composition. In seinen Stoffen durchaus nicht wählerisch — denn er war durch ökonomische Zerrüttung seiner Familie auf den Broterwerb angewiesen — zeichnete er Aushängeschilder, Schweizerschlachten, Illustrationen für Zeitschriften und zu bekannten Werken (Münchhausen), Taschenbücher („Die schweizerischen Alpenrosen“), auch Bildercyklen („Die Heuschrecken“); einen besonders geachteten Namen erwarb er sich durch seine Zeichnungen zu den Fabeln des bekannten Schweizerdichters Ab. Eman. Fröhlich. Alle seine früheren Leistungen wurden aber in Schatten gestellt durch seinen seit 1839 herausgegebenen Kalender („Distelikalender“), der jährlich eine Menge der geistreichsten und witzigsten Zeichnungen brachte und durch Bild und Wort besonders dem Zopfthum in Staat und Kirche scharf auf den Leib ging und zwar, wenn es sein mußte, in ungescheutem persönlichstem Angriff. Am derbsten und stärksten trat er im letzten der von ihm selber besorgten Jahrgänge (1844) auf; die Folge war das Verbot seines Kalenders in allen ultramontanen Cantonen. Seine historischen Zeichnungen aus der Schweizergeschichte, die der „Distelikalender“ gleichfalls in großer Anzahl enthält, sind an scharf markirter Originalität kenntlich, leiden aber an Uebertreibung der Kraftfülle und streifen, natürlich ohne Wissen und Willen des Künstlers, an die Carrikatur. D. † am 18. März 1844 an den Folgen einer regellosen, mit Liebesgram in ursächlichem Zusammenhang stehenden Lebensweise.

Vgl. Alfr. Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, Baden 1868. I. Bd. J. Mähly.

Distelmeyer: Lampert D., aus einer aus Lüneburg nach Leipzig übergesiedelten unbemittelten Familie, geb. 22. Febr. 1522 in Leipzig, † 12. Oct. 1588. Auf der St. Thomasschule vorgebildet, betrieb D. an der Leipziger Hochschule anfangs theologisch-classische Studien, bis den 20jährigen, stattlichen, durch seine Gewandtheit in der lateinischen Rede hervorragenden Jüngling angeblich Melanchthon auf die staatsmännische Laufbahn hinwies, für welche D. sich theils in den Schulen der Leipziger Rechtsgelehrten, theils im praktischen Dienste vorbereitete. Von wesentlichem Einfluß auf seine Lebensstellung war es, daß er von

dem Kanzler des Herzogs Moritz von Sachsen, Simon Praetorius, dessen Sohn Distelmeyer's Studiengenosse war, in den bewegten Jahren 1545 und 1546 in diplomatischen Arbeiten am Dresdener Hofe beschäftigt, der Person und den politischen Interessen des staatsklugen Fürsten näherzutreten Gelegenheit fand. Beim Ausbruch des schmalkaldischen Krieges zu seinen gelehrten Studien zurückkehrend, wurde er im Sommer 1547 von der Stadt Bautzen und den Ständen der Oberlausitz herbeigerufen, um sie als Rechtsbeistand aus der Bedrängniß zu retten, in welche sie, Vasallen des böhmischen Reiches, wegen ihres feindlichen Verhaltens gegen König Ferdinand während jenes Krieges gerathen waren. Daß es ihm gelang, durch die Vermittlung des inzwischen Kurfürst gewordenen Landesherrn ihr Loos zu mildern, trug in gleichem Maße wie der Erfolg seiner Lehrthätigkeit als Lehrer des römischen und deutschen Rechts dazu bei, ihm einen geachteten Namen zu verschaffen. Sein Ruf stieg, indem er theils durch seine Promotion zum Doctor der Rechte nach den Vorstellungen seiner Zeit in den Rang des Geburtsadels trat, theils durch seine Verheirathung mit der Tochter des Rathsherrn Christian Goldhan in Leipzig zu Reichthum und einflußreichen Verbindungen gelangte. Fast zu gleicher Zeit im J. 1550 vom kaiserlichen, dem weimarischen und dem kurbrandenburgischen Hof zur Annahme eines Staatsamtes berufen, wählte er den letztern, weil Eustachius v. Schlieben, der damals die besondere Gunst des Kurfürsten Joachim II. genoß, ihm vom Dresdener Hofe her bekannt und befreundet war. Obgleich D., als Hofrath 1551 in den engeren Rath des Kurfürsten aufgenommen, erst im März 1558 das Kanzleramt erhielt, das er bis an seinen Tod, 12. Oct. 1588, bekleidete, so hat er doch schon seit 1550 die wichtigsten diplomatischen Geschäfte persönlich geleitet, von beiden Kurfürsten, denen er diente, von Joachim II. und seit 1571 von Johann Georg trotz ihrer verschiedenartigen Natur mit gleichem andauernden Vertrauen beehrt, von den Zeitgenossen als lumen et oculus Marchiae gefeiert. Er hat sich zunächst als Diplomat dieser Anerkennung würdig gemacht, indem er in einer Zeit, in welcher der Kurstaat in seinen Hülfskräften und, in ihrer Anwendung durch die particularistischen Bestrebungen der Landstände beschränkt und zur Zeit selbst in seinem äußeren Bestande durch Theilung des Territoriums verkleinert, überdies aber durch die kurzsichtige Politik Kurfürst Joachims I. seine natürlichen Bundesgenossen, die evangelischen Fürsten Norddeutschlands und die stammverwandten Fürsten des hohenzollerschen Hauses in Franken, in der Neumark, und in Preußen sich entfremdet hatte, durch das einzige Mittel, das dem Kanzler zu Gebote stand, durch geschickte Parteinahme in den großen politischen Conflicten seiner Zeit dem schwachen Staate Vortheile zuwandte, welche für den Augenblick und in ihrer unmittelbaren Wirkung nur in beschränktem Maße sein Ansehn und seine Machtverhältnisse erhöhten, dennoch aber die Grundlagen wurden, auf welchen sich der Staat des großen Kurfürsten emporrichtete. Als solche diplomatische Erfolge sind insbesondere hervorzuheben einmal der durch sein entschiedeneres Auftreten für die Sache der evangelischen Stände dem Kurstaate seit 1551 gewonnene Einfluß auf den Gang und die Entscheidung des Religionskrieges, insbesondere auf das Zustandekommen des augsburgischen Religionsfriedens (25. Sept. 1555); schuf doch namentlich in Betreff des letzteren das durch D. wesentlich geförderte enge Zusammenhalten Sachsens und Brandenburgs, insbesondere die am 9. März 1555 erneuerte Erbeinigung der Fürstenhäuser von Sachsen, Brandenburg und Hessen in der ausgesprochenen Absicht, für die Behauptung der religiösen Errungenschaften gemeinsam einzustehen, den sichernden Rückhalt, mit dessen Hülfe die dagegen gerichteten Bestrebungen des Kaisers und einer darin ihm gleichgesinnten clericalen Partei glücklich hintertrieben wurden; zum zweiten die zwar schon seit 1547 in Aussicht gestellte, seit 1551 jedoch erst

ernstlich in Anspruch genommene und seitdem unter den schwierigsten Verhältnissen aufrechterhaltene Anwartschaft des Kurhauses auf den Besitz des Erzstiftes Magdeburg; zum dritten die gleichfalls unter den schwierigsten diplomatischen Kämpfen demselben Kurhause errungene Mitbelehnung auf das Herzogthum Preußen 1569, welche seit 1573 die Aussicht auf die Erwerbung von Cleve-Jülich in sich schloß, ein diplomatischer Sieg, der dem Kurfürsten Joachim II. so bedeutend erschien, daß er bei den zu seinen Ehren im Sept. 1573 angestellten Festlichkeiten dem Kanzler den Ritterschlag ertheilte. Auch in andern Zweigen seiner Geschäftsthätigkeit bewährte sich D. als einen verständigen, um das Wohl des Landes eifrigst bemühten Beamten, so namentlich in dem unvollendet gebliebenen Versuche, die Rechtsgewohnheiten der Mark zu einem einheitlichen Gesetzbuche umzugestalten, in seiner erfolgreichen Verwendung bei dem strenglutherischen Johann Georg eine Anzahl aus den Niederlanden vertriebener Calvinisten in Stendal zur Einführung der Tuchfabrikation nach niederländischer Weise anzusiedeln, in der Reform der Universität Frankfurt u. a. In seinen letzten Lebensjahren stand dem alten Kanzler ein Dr. Chemnitz als zweiter Kanzler zur Seite. Doch wurde nicht dieser der Amtsnachfolger Distelmeyer's, sondern sein eigener Sohn, der kurfürstl. Rath Christian D. (geb. 23. Mai 1552, † 26. Oct. 1612), der jedoch trotz seiner gerühmten Geistesgaben 1598 vom Kurfürst Joachim Friedrich in Ungnaden entlassen, erst 1608 unter Kurfürst Johann Sigismund als Rath an den Hof zurückgerufen wurde. Vater und Sohn fanden ihr Grab und Ehrendenkmal in der St. Nicolaikirche in Berlin.

Vgl. Jak. Paul v. Gundling, Auszug Chur-Brandenb. Geschichten 1722. v. Ranke's Werke Bd. XXVI. Th. Hirsch.

Distler: Johann Georg D., Musiker, geb. um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem würtembergischen Dorf, † 1798. Er war ein Schüler Haydn's und sein Ruhm unter den Zeitgenossen beruht auf einer Anzahl von Quartetten und Quintetten in Haydn'scher Schreibart, welche vermöge ihrer leichten Spielbarkeit und ihres gefälligen Tones in zahlreichen Drucken (Augsburg, Wien, Amsterdam, London, Paris) eine große Verbreitung bei den Dilettanten des Quartettspiels fanden. Ein Violinconcert von ihm erschien zu Augsburg 1795. D. ward 1781 zum ersten Geiger in der Stuttgarter Capelle und 1790 zum Concertmeister ernannt. 1796 aber krank nach Wien gereist, starb er dort nach 2 Jahren. (Fetis.) v. L.

Diterich: Johann Samuel D., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. 15. Decbr. 1721 in Berlin, wo sein Vater Prediger an der Marienkirche war. Nachdem er auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster eine gründliche philologische Vorbildung genossen, studirte er 1739 ff. Philosophie und Theologie zu Frankfurt a/O. bei A. G. Baumgarten, Jablonsky u. A., vollendete seine Studien in Halle bei J. S. Baumgarten, ward 1744 Hauslehrer, dann Gehülfe seines Vaters im Predigtamt (Feldprediger), 1751 zweiter Prediger an der Marienkirche, später Oberconsistorialrath, und starb 1797 den 14. Jan., — ein „Mann von hellem Geist und edlem Herzen", der Richtung der theologischen Aufklärung und des Rationalismus angehörig. Diese Richtung zeigen seine Predigten, worunter eine Gedächtnißpredigt auf Prinz Heinrich 1767, auf Friedrich II. 1786, sowie seine populär-theologische Schrift „Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu", 1772. Insbesondere aber suchte er die Anschauungen des theologischen Rationalismus auch in poetischer Form zu verbreiten durch Abfassung „Geistlicher Lieder" und „Verbesserung" resp. Verwässerung alter Kirchenlieder; 1787 gab er ein „Gesangbuch für häusliche Andacht" heraus und nahm Theil an der Herausgabe eines neuen preußischen Gesangbuches, der „Neuen Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst" 1765 und 1780,

worin der Weg gezeigt wird für die nun bald überall einreißende Unsitte der Modernisirung der Lieder und Gesangbücher. Von ihm selbst rühren 26 Ueberarbeitungen, 42 eigene Dichtungen her. Ein Verzeichniß seiner Schriften und Predigten, sowie biographische Notizen s. bei Döring, Gel. Theol. Deutschlands, Bd. I. S. 334 ff. Außerdem vgl. seinen Lebenslauf, verfaßt von seinem Schwiegersohn, dem Oberhofprediger Zöllner in Berlin, in Teller's N. Magazin f. Prediger, Bd. VI. 1797 und Koch, Gesch. des Kirchenlieds, Bd. III.

Wagenmann.

Dithmar: Justus Christoph D., Cameralist, geb. am 13. März 1677 zu Rothenburg in Hessen-Darmstadt, † am 13. März 1737, begann seine Studien in seiner Vaterstadt und setzte sie in Marburg unter Otto und Thielemann fort. Der letztere verschaffte ihm eine Stelle als Erzieher der jungen Freiherren v. Morrien, welche er 2 Jahre lang innehatte; dann begleitete er einen jungen Herrn v. Dankelmann auf die Universität Leyden, und er verstand sich dort so beliebt zu machen, daß ihm, besonders auf die Fürsprache von Perizonius, daselbst sogar eine Professur angeboten wurde, welche er jedoch ausschlug. In sein Vaterland zurückgekehrt, ließ er sich auf Betrieb der Familie Dankelmann in Frankfurt a/O. nieder, wo er bald eine Professur der Geschichte, dann des Natur- und Völkerrechts erhielt. Als König Friedrich Wilhelm I. im J. 1727 an den Universitäten Frankfurt und Halle Professuren der Cameralwissenschaft — die ersten an deutschen Universitäten — errichtete, wurde D. bestimmt, den Lehrstuhl in Frankfurt zu betreten, während Gasser für Halle ernannt wurde. In dieser Stellung wirkte D. bis an sein Lebensende und war als Lehrer und Schriftsteller zu seiner Zeit in großem Ansehen. Lange Zeit bekleidete er auch das Amt eines Rathes des St. Johanniterordens; und die k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin zählte ihn zu ihren Mitgliedern. — Von seinen zahlreichen Schriften sind die älteren, welche sich vornehmlich auf dem Gebiete der Geschichte bewegen, wenig genannt, dahin gehören besonders „Vita Gregorii VII. rom. pontif.“, Frankf. 1710. „Taciti de situ moribus et populis Germaniae libellus cum perpetuo et pragmatico commentario“, 1726. Eine Ausgabe der Annales Cliviae des Werner Teschenmacher 1716 und eine Fortsetzung der Geschichte von Malta des Abbé Vertot, für die deutsche Abtheilung, sowie mehrere Schriften über den Johanniterorden. — Eine Sammlung von Dissertationen über verschiedene Gegenstände des öffentlichen und Naturrechts und der Geschichte erschien in seinem Todesjahr 1737. Seine cameralistische Hauptschrift ist die „Einleitung in die ökon. Polizei- und Cameralwissenschaft“, 1731 und in vielen Auflagen (1740, 1745, 1748, 1755 und, besorgt von dem Leipziger Professor Dan. Gottfr. Schreber 1768). Noch 1778 fand das Werk eine Art von Commentar. D. hat sich mit dieser Schrift besonders um die Systematik der Disciplin verdient gemacht; seine Eintheilung in Oekonomie, Polizei und Cameralwesen (Finanzwirthschaft) ist lange Zeit herrschend geblieben. Auch die Unterscheidung der land- und stadtwirthschaftlichen Zweige der Oekonomie hat auf die ökonomische wie juristische Behandlung von Fragen der städtischen Verwaltung in seiner Zeit viel Einfluß geäußert. Im übrigen ist die Schrift auf einem niederen wissenschaftlichen Standpunkte, im wesentlichen eine Schilderung des damaligen preußischen Wirthschafts-, Polizei- und Finanzwesens ohne Versuch einer selbständigen Behandlung und tiefern Erklärung der ökonomischen Vorgänge und Zustände, weder die englische Nationalökonomie seiner Zeit, noch die herrschenden Strömungen der Philosophie haben D. berührt. Uebrigens ist D. aber auch bemerkenswerth als Begründer der ersten ökonomischen Zeitschrift „Oekonomische Fama, von allerhand zu den ökonomischen Polizei- und Cameralwissenschaften gehörigen Büchern, auserlesenen Materien, nützlichen

Erfindungen, Projecten, Bedenken und anderen dergleichen Sachen handelnd", 10 Hefte. Begonnen 1729; in theilweise neuer Auflage 1743, welche aber noch mehr als seine Einleitung den höchst unwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers charakterisirt, obwol es auch hier an einzelnen guten Abhandlungen und scharfen Kritiken (z. B. gegen Klock, Aerarium) nicht fehlt. — Baur, S. hist.-lit. Handwörterbuch I, Ulm 1807. — Biogr. universelle s. v. (1814). — Roscher, Gesch. der Nat.-Oek. in Deutschland S. 431. Inama.

Ditmar II. (Thietmar oder auch Dietrich), Bischof von Verden, aus dem Grafenhause von Plötzkau oder Plötzke, aus welchem Helperich und Konrad „die Sachsenblume" († 1132) Markgrafen der Nordmark waren. Er soll mütterlicherseits aus dem stadischen Markgrafenhause stammen. Als Domherr zu Hildesheim wurde er 26. Oct. 1116 zum Bischof von Verden erwählt, seinen Bruder Siegfried, Benedictiner im Kloster Corvey, ernannte er laut Wibalds Briefen (Jaffé, Bibl. R. G. I. p. 524) vor 1140 (nicht erst 1142) zum Abte des Klosters Uelzen, später Oldenstedt, welches auf Bitte der Kaiserin Richenza aus einem Nonnen- in ein Mönchskloster verwandelt war. D. ist ein fester Anhänger Lothars, Heinrichs des Stolzen und des Löwen, namentlich seit 1144 gegenüber dem letzten Erben der Stader Grafschaft, Dompropst Hartwig (Erzbischof von Hamburg-Bremen seit 1148), der dieselbe der Bremer Kirche übertrug, wodurch ein Theil von Ditmars Verdener Sprengel unter die weltliche Hoheit des Erzbischofs von Bremen fiel. Nach Umstoßung des Magdeburger Fürstenspruchs von Weihnachten 1144 hatte König Konrad III. zu Corvey 24. Aug. 1145 D. nebst Albrecht dem Bären und vielen Edlen zum Schiedsrichter im Streit der Welfen und der Bremer Kirche um die Grafschaft Stade ernannt. Der Tag wurde im bremischen Kloster Ramelsloh, einer Enclave im Verdener Sprengel, unter Ditmars Vorsitz gehalten, aber das Gefolge Heinrichs des Löwen führte den Erzbischof mit Gewalt gefangen fort, der dann in Lüneburg zur Entsagung gezwungen wurde. Trotzdem blieb D. fest auf des Herzogs Seite und machte 1148 noch den Eroberungszug ins Obotritenland mit, wo die Verdener Kirche gern Erwerbungen gemacht hätte; in demselben Jahre beauftragte ihn Papst Eugen III. mit Wiedereinziehung verzettelter Güter des westfälischen Klosters Kemenate (Jaffé, l. c. p. 157). Er starb am 23. Septbr., wie Wedekind (Noten 2, 114. 9, 71) meint: 1148, nach Kindlinger 1149. Moover (Arch. d. hist. Vereins für Niedersachsen 1840, S. 99) läßt das Jahr unentschieden. Da sein Nachfolger Hermann erst 1149 gewählt ist (Potthast, Bibl. suppl. p. 435) und Wibaldus diesen erst 1150 um die erwähnten Kemenatenschen Güter drängt (Jaffé, p. 376), so ist 1149 als Todesjahr anzunehmen. Seine reichen Schenkungen an die Kirche sind schwerlich von der Grafschaft Stade abgerissen, wie Pfannkuche meint. — Abt Siegfried von Uelzen wurde 1151 von Bischof Hermann verjagt, vielleicht waren die Brüder Großsöhne Dietrichs von Plötzkau, über den Cohn, Stammtafeln Nr. 37 zu vergleichen.

Pfannkuche, Aelt. Gesch. von Verden (vgl. Neuere Gesch. S. 207). Jaffé, Konrad III. Dehio in Bremer Jahrb. VI. S. 37 f., wo auch die Quellen. Krause.

Ditmar: Gottfried Rudolf Baron v. D., geb. im Febr. 1716 zu Schlagsdorf im Ratzeburgischen, wo sein Vater Prediger war, studirte die Rechte zu Wittenberg und wurde Justitiar des Grafen Rantzau zu Bramstedt. Später trat er in den Dienst des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, wurde am 6. Sept. 1740 Kanzlist, am 6. Mai 1741 geheimer Secretär und am 7. April 1745 Kanzleirath. Der Herzog Christian II. Ludwig ernannte ihn am 12. Dec. 1747 zum Regierungsrath, am 12. Mai 1750 zum Vicekanzler, am 5. Mai 1752 zum wirklichen geheimen Rath und erwirkte 1753 seine Erhebung in den

Reichsfreiherrnstand, nachdem er zu Wien, wo er seit 1750 als Bevollmächtigter des Herzogs lebte, dessen Gerechtsame in den Zwistigkeiten mit den Landständen vor der Hofcommission mit Geschick wahrgenommen hatte. Hierauf nach Mecklenburg zurückgekehrt, wurde er der eigentliche Schöpfer des Landes-Grundgesetzlichen Erbvergleichs vom J. 1755. Am 8. Juni 1762 entließ ihn der Herzog Friedrich von Mecklenburg aus seinen Diensten; 1769 wurde er als Reichshofrath nach Wien berufen, mußte diese Stelle aber niederlegen, da er in finanzielle Bedrängnisse gerathen war und seine Gläubiger nicht hatte befriedigen können. Einen Ruf des Kurfürsten von Pfalz-Baiern zum Mitgliede des Reichs-Vicariats-Gerichts lehnte er ab und begab sich zum Herzog Friedrich Franz nach Ludwigslust zurück, dessen Rath er bis zu seinem am 17. Jan. 1795 in Schwerin erfolgten Tode blieb.

Krey, Kirch.- und Gel.-Gesch. I. S. 373. — Eschenbach, Annalen V. S. 250. — Meusel, Lexikon II. Fromm.

Ditmar: Theodor Jakob D., geb. zu Berlin 1734, war Professor der Geschichte und Geographie an dem Köllnischen Gymnasium daselbst, starb am 7. Juli 1791. Schriften s. bei Meusel, Lex. t. Schriftst. Bd. II. S. 378 f. Hervorhebung verdient besonders seine „Geschichte der Israeliten bis auf Cyrus zur Ehre und Vertheidigung der Bibel und zur Berichtigung der Wolfenbüttel'schen Fragmente 2c.", 1788. Die Richtung ist die eines apologetischen Rationalismus. Zur Vertheidigung der gewaltsamen Eroberung Canaans durch die Israeliten nimmt er an, es sei bei Jakobs Auszuge eine Stammcolonie dort zurückgeblieben, welche von den Canaanitern verdrängt, sich mit den ägyptischen Landsleuten vereinigt habe, um mit den Waffen ihr Recht zu suchen (S. 14 f.). Der Ausdruck Zorn Jahve's geht nicht auf Gott selbst, sondern auf den geistlichen Staatsrath Israels und ähnliches. — Außerdem ist zu beachten die Abhandlung: „Ueber das Vaterland der Chaldäer und Phönicier", 1790.

Siegfried.

Dittenberger: Theophor Wilhelm D., ein namhafter protestantischer Theologe, geb. zu Theningen im Breisgau am 30. April 1807, † am 1. Mai 1871, Sohn eines 1843 als Pfarrer zu Heidelberg verstorbenen Geistlichen, widmete sich hier und in Halle dem Studium der Theologie, trat 1831 in den geistlichen Stand und habilitirte sich 1832 an der theologischen Facultät zu Heidelberg. Die Frucht einer Reise, auf welcher er fast alle Universitäten Deutschlands und Dänemarks besuchte, war die Schrift über „Predigerseminarien" (1835), welche der Errichtung eines solchen in Heidelberg unter Rothe's Leitung voranging. Ihm trug die Schrift Ernennung zum außerordentlichen Professor, Universitätsprediger und Stadtpfarrer an der Heilig-Geist-Kirche ein. Die Richtung, in welcher der mannigfach begabte Mann wirkte, ist theils dadurch bezeichnet, daß er seines Schwiegervaters Daub Werke, im Verein mit Marheineke, herausgab (1838—43), theils durch die in Gemeinschaft mit K. Zittel und anderen Führern des badischen Liberalismus unternommene „Zeitschrift für deutsch-protestantische Kirchenverfassung". Seine Hauptstärke lag jedoch in der praktischen Theologie und kirchlichen Thätigkeit, wie er sich denn auch auf der badischen Generalsynode von 1843 und in der Leitung des Gustav-Adolfs-Vereins als umsichtiger und gewandter Geist bewährte. Wiewol mittlerweile zum Doctor und ordentlichen Professor der Theologie befördert, verließ D. in den Jahren der Reaction den badischen Kirchen- und Staatsdienst, um seit 1852 als Kirchenrath, Oberhofprediger, Oberpfarrer und Schulephorus in Weimar, an der Stätte, da einst Herder gestanden hatte, zu wirken. Diese letzten 20 Jahre seines Lebens sind eng mit der Geschichte des großherzoglichen Hauses Sachsen und der Stadt Weimar verflochten. Seit 1861, da ihm ein Schlaganfall das Augenlicht

trübte, wesentlich in seiner Wirksamkeit gehemmt und bald auch von mancherlei schweren Schlägen, die sein häusliches Glück betrafen, gebrochen, starb er, noch ehe die erbetene Zuruhesetzung vollzogen worden war.

Vgl. Reinhard Schellenberg in Weech's Badischen Biographien I. S. 189 f. Holtzmann.

Ditterich: Franz Georg v. D., geb. 1745, hatte seine Studien in Bamberg und Straßburg gemacht, wurde in letzter Stadt Professor des geistlichen Staatsrechts an der 1777 vom Bischof Cardinal Rohan gegründeten Schule, fungirte zugleich als fürstlich Salm-Salm'scher Hofrath, Speier'scher Geheimerath und Advocat bei dem königlichen Rath im Elsaß, flüchtete 1790 nach München, wo er 1791 zum kurfürstlichen Oberlandesgerichtsrath und Büchercensurrath ernannt, 1792 vom Kurfürsten Karl Theodor während des Reichsvicariats nobilitirt, bei der Wendung der kirchlichen Politik unter Maximilian Joseph pensionirt wurde und im October 1811 starb. Als Censurrath wirkte er im Geiste möglichster Knechtung der Litteratur. Seine schriftstellerischen Arbeiten tragen einerseits den streng ultramontanen Charakter, andererseits den von Advocatenschriften. Seine canonistischen Schriften sind: „Diss. inaug. de successione primogeniti clerici in feuda maiora imperii germanici", Argent. 1771. 4 (auch in Schmid, Thesaurus VI. p. 1 ss.); „Positiones ex iure publico ecclesiastico", 1780. 4. 2 Thle.; „De Primatu Rom. Pontificis Diss. III. Justino Febronio abbreviato et emendato oppositae", 1780. 4.; „Noch einmal: Was ist der Papst? entgegengesetzt der biblischen Frage: was ist der Papst?" 1782; „Genuina dissert. can. de potestate eccles. in statuendis impedimentis matrim.", 1785. 4. — Publicistische Schriften: „Tractatio iurid. de legitimis natalibus inter illustres praesumendis", 1776; „Primae lineae iuris publici ecclesiastici", 1778; „De regum Francorum capitularibus", 1787. Sämmtlich in Straßburg gedruckt. Dazu verschiedene Proceßschriften, Recensionen ꝛc.

Vollständige Litteratur bei Baader, Lexikon, I, 244 ff. Jäck, Pantheon. v. Schulte.

Ditterich: Johann Georg D., herzoglicher Küchenmeister in Gotha, geb. 11. April 1783 zu Gotha, † 10. März 1842 daselbst, trat nach vollendeter Schulbildung in die herzogliche Hofküche als Lehrling, um die Kochkunst zu erlernen, diente dann als Koch in Kopenhagen, Hamburg und Schwerin. Bei dem Einfalle der Engländer in Dänemark im J. 1807 trat er als Lieutenant unter die dänischen reitenden Jäger und erhielt in einem Gefechte eine Schußwunde in den Arm. Einige Tage nach der Capitulation von Kopenhagen (5. Sept. 1807) ging er als Kaufmannsdiener verkleidet mit Depeschen von der Insel Moen nach Kopenhagen. Nachdem er im J. 1809 Schweden bereist hatte, kehrte er nach Gotha zurück und wurde erst herzoglicher Mundkoch, dann Küchenmeister. Seine Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden seiner Zeit waren pomologische Studien, und außer seinem „Kochbuche" (Gotha 1828) erschien von ihm „Systematisches Handbuch der Obstkunde" (Jena 1835—1843. 3 Bde.) und „Deutsches Obstcabinet", zwei Werke, die seinen Namen über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus rühmlichst bekannt gemacht haben. Das Nachbilden der Früchte in Wachs brachte ihn wegen der Zerbrechlichkeit dieses Materials auf den Gedanken, dasselbe in Papiermaché nachformen zu lassen, und der Erfolg war über Erwarten glücklich.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XX. 1842. I, 230. Beck.

Dittersdorf: Karl v. D. (eigentlich und ursprünglich Karl Ditters), glänzender Virtuos auf der Geige und begabter Componist, in erster Reihe stehend auf dem Gebiete des volksthümlich-jovialen Humors in der Oper; ein

wahrer Volkstondichter, daneben fruchtbar wie wenig Andere und ausgerüstet mit der gediegensten Bildung, nach einem viel bewegten, an Wechsel und Erfahrungen reichen Künstlerleben in Armuth und Elend gestorben — ein Mann, der seinem deutschen Vaterlande zur größern Ehre gereicht als diesem selber die Art, wie es den Verlassenen sterben ließ. Er ward geboren (wie wir aus seiner eigenen, seinem Sohn unter den größten Schmerzen und vom Todtbette aus in die Feder dictirten „Lebensbeschreibung" erfahren) den 2. Nov. 1739 zu Wien als Sohn ziemlich wohlhabender Eltern. Bei früh erwachender Neigung zur Musik war er mit noch nicht 9 Jahren seinem ersten Lehrer, König, schon ebenbürtig, und als dessen Nachfolger Zügler seinem jungen Zögling Gelegenheit verschaffte, in der Kirche beim Benedictinerchor mitzuspielen, erregte D. die Aufmerksamkeit des General-Feldzeugmeisters Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen in solchem Maße, daß ihn dieser, mit Zustimmung von Ditters' Vater, in seine Hauscapelle aufnahm. Im Palaste dieses Gönners erhielt der junge D. eine solide, nicht blos musikalische, sondern allgemeine geistige Bildung (wobei die Sprachen nicht die unterste Stufe einnahmen); speciell in der Musik wurden dem talentvollen „Kammerknaben" der Componist Bonno und der Violinist Trani zu Lehrern gegeben. Von nicht geringem Einfluß auf seine Geschmacksbildung war auch die berühmte Opern- und Capellsängerin Vittoria Tesi, welche nach einer glänzenden und auch in sittlicher Beziehung makellosen theatralischen Laufbahn ihre vollendete Gesangskunst und ihre immer noch imposante Stimme in den Concerten des Prinzen von Hildburghausen entfaltete. D. weihte dieser charaktervollen Künstlerin zeitlebens eine dankbare Verehrung. Schlecht wirkte dagegen auf die Sitten des Jünglings der spätere in Folge des siebenjährigen Krieges eingerissene Müssiggang; er wurde ein Spieler, machte Schulden, und um sich seinen Verlegenheiten zu entziehen, verließ er heimlich Hildburghausen, wo er sich damals seit längerer Zeit aufhielt, und suchte eine Stellung in Wien, bald darauf in Prag. Der Prinz ließ ihn jedoch von hier zurückholen und verzieh ihm großmüthig seinen Undank. Regierungsgeschäfte riefen indessen den Prinzen bleibend nach Hildburghausen zurück und zwangen ihn, seine Hauscapelle zu entlassen. D. erhielt wol durch seine Verwendung eine Anstellung am Theater zu Wien, aber er fühlte sich hier nicht nach Wunsch und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, mit dem berühmten Gluck (damals Hof- und Theatercapellmeister) eine Kunstreise nach Italien zu machen (1761). In Bologna gab Gluck seine Oper „Il Trionfo di Clelia", D. ein Concert auf der Violine; beide ernteten Ruhm und Bewunderung, und kehrten mit vollstem Erfolge nach Wien zurück, um den musikalischen Vorbereitungen zu der Königskrönung des nachherigen Kaisers Joseph II. zu Frankfurt a. M. beizuwohnen. In Wien trug nun D. den Sieg über den berühmten Violinisten Lolli davon, lernte den liebenswürdigen Joseph Haydn näher kennen, überwarf sich mit dem Theaterintendanten Grafen Spork und trat in Folge dessen unter glänzenden Bedingungen als Musikdirector an Stelle des nach Salzburg abgehenden Michael Haydn (Josephs Bruder) an die Capelle des Bischofs von Großwardein, eines ungarischen Magnaten, der zufällig in Wien anwesend war. In dieser neuen Stellung schrieb D. sofort, neben einer neuen Cantate, sein erstes Oratorium „Isacco", errichtete im Schloß ein kleines Theater, arrangirte selber die Stücke dazu (darunter seine erste opera buffa „Amore in Musica") und führte ein durch Genuß und Vergnügungen aller Art (Jagd, Liebesabenteuer ꝛc.) reichlich gewürztes Leben. Nach 5 Jahren nahm aber die Herrlichkeit ein unvorhergesehenes Ende: verleumderische Zwischenträgereien des Inhalts, daß der Bischof auch an Fasten und Adventstagen seine stehende Comödiantentruppe spielen lasse, zogen demselben einen Verweis der in diesem Punkt unnachsichtigen Kaiserin Maria Theresia zu, und in einem Exceß

gekränkten Ehrgefühls entließ er seine Capelle (1769). Nach einem kurzen Aufenthalt in Oberitalien finden wir D. im Dienste des Fürstbischofs von Breslau (v. Schafgotsch), der damals auf seinen im kaiserlichen Schlesien belegenen Gütern zu Johannesberg wohnte. Hier zeichnete sich der gewandte D. auch noch in anderen als musikalischen Künsten, z. B. in der Rolle des Waidmanns dergestalt aus, daß ihm von seinem neuen Herrn die Stelle eines Forstmeisters des Fürstenthums Neiße zugetheilt wurde. Die körperlichen Uebungen, welche der junge „Kammerknabe" des Prinzen von Hildburghausen fleißig hatte treiben müssen, fingen an Früchte zu tragen. Vorher ging noch die Erhebung des vielseitigen Künstlers zum Ordensritter vom goldenen Sporn (Neujahr 1770) durch Vermittlung seines vornehmen Gönners. Auch hier wurde ein Theater hergerichtet und die Kunst keineswegs vernachlässigt; es entstand das Oratorium „Davide" und die komische Oper „Il viaggiatore Americano". In ersterem zeichnete sich in der Titelrolle Fräulein Nicolini besonders aus; D., der ihr Musikunterricht zu ertheilen hatte. eignete sich die Rolle eines in Wirklichkeit Verliebten an und führte die schöne Italienerin als Frau nach Hause. Ein ferneres Oratorium „Esther", welches in Wien aufgeführt wurde, trug Geld und Ehre ein; D. hatte kaum vier Wochen zu dessen Composition gebraucht, wie er denn rasch und mit ungewöhnlicher Leichtigkeit arbeitete; in dem Zeitraum von zehn Monaten hat er einmal (1780) ein Oratorium „Hiob" und vier Opern (drei deutsche und eine italienische) componirt, die drei deutschen („Betrug durch Aberglauben", „Doctor und Apotheker", „Liebe im Narrenhause") hatten Erfolg, die italienische „Democrito" dagegen fiel durch. — Das wichtigste Ereigniß im Leben des Componisten (wenigstens nach seiner eigenen Auffassung) war die im J. 1773 erfolgende Erhebung in den Adelsstand (als Karl von D.), welche verbunden war mit einer Beförderung zum Amtshauptmann von Freyenwaldau. Da aber D. am Hofe zu Johannesberg unentbehrlich war, so ließ er seine Amtmannsstelle durch einen Substituten verwalten. Die Capelle, welcher er vorstand, galt für die beste im kaiserlichen wie im preußischen Schlesien; fremde Virtuosen suchten um die Ehre nach, dort sich hören zu lassen. Leider hatte der ausbrechende baierische Erbfolgekrieg zur Folge, daß der Fürstbischof seine Musiker entließ — doch nur vorübergehend; nach dem Frieden von Teschen (1779) wurde die Capelle wieder hergestellt, großentheils aus den früheren Mitgliedern, und D., der während des Krieges in Freyenwaldau geamtet hatte, durfte die Acten wieder mit dem Dirigentenstock vertauschen. Es entstanden das Oratorium „Giobbe" (Hiob), eine große Anzahl sogenannter „charakterisirter Symphonien", deren Stoffe den Metamorphosen des Ovid entnommen waren (allerdings nach dem modernen, geläuterten Urtheil und Geschmack eine verpönte, weil über die Grenzen der Musik hinausliegende, für sie nicht darstellbare Gattung), und eine Anzahl Opern, worunter „Lo sposo burlato" (auch deutsch erschienen als „Der gefoppte Bräutigam") und „Doctor und Apotheker". Alles das kam in Wien zur Aufführung und hatte durchschlagenden Erfolg. Auch das materielle Ergebniß war glänzend, und D. war um so weniger gleichgültig dafür, als er ein großer Verehrer eines comfortablen Lebens war und sich in Johannesberg auf ziemlich noblem Fuß eingerichtet hatte. Um so niederschlagender wirkten auf ihn die Veränderungen, welche er bei seiner Rückkehr (1787) am fürstlichen Hofe traf. Die Revenuen seines Herrn waren durch verschiedene Verumständungen derart geschmälert worden, daß die Capelle verkleinert werden mußte. Eine königliche Einladung nach Berlin zur Aufführung eigener Compositionen (1789) war zwar von einem Erfolg gekrönt wie noch nie; der Componist wurde mit Beifall und Ehren überschüttet — sein „Hiob" wurde von einem Orchester von über 230 Musikern aufgeführt und die Mitwirkenden waren außer sich vor Verwunderung über das

eminente Directionstalent Dittersdorf's; es regnete von „goldenen" Anerkennungen — aber heimgekehrt fand der Gefeierte einen launischen, verstimmten, gegen ihn gleichgültig gewordenen, ja ungnädigen Herrn. D. bemerkte, daß seine Abwesenheit benutzt worden war, um ihn bei dem alten, schwachen Fürsten zu verleumden. Zwar gelang es ihm wieder, dessen Gunst zu gewinnen, aber nur mit dem Opfer seiner Gesundheit. Die monatelang andauernden Nachtwachen neben dem Schlafzimmer des kranken Herrn zerrütteten seine Lebenskraft, welche ohnedies schon durch öftere äußerst schmerzhafte Podagraanfälle geschwächt war, und als er sich für einige Zeit zur Ruhe nach Freyenwaldau zurückzog, fing das Complott wieder an gegen ihn zu agitiren, diesmal mit noch größerem Erfolg. D. durfte seinem Herrn nicht mehr unter die Augen treten (1794), und als dieser Anfangs 1795 starb, so wurde D. von dessen Nachfolger mit 500 österr. Gulden (nach 26 Dienstjahren!) in Ruhestand versetzt. Aber es war ein Nothstand. Zwar die Verdächtigungen gegen seine Redlichkeit wurden durch ein höchstes Hofdecret aufgehoben und seine Unschuld ging makellos aus der Untersuchung hervor, aber körperlich war er gebrochen. Vergebliche Badecuren zehrten seinen Sparpfennig vollends auf. In dieser äußersten Noth bot ihm Ignaz Freiherr v. Stillfried (im Taborerkreis unfern Neuhaus) auf seiner Herrschaft eine Unterkunft an, um ihn nicht „sammt seiner Familie verhungern zu lassen". Hier lebte er noch beinahe zwei Jahre und schrieb, um seine noch immer drückende Lage zu verbessern, Opern, Symphonien und eine große Anzahl Clavierstücke. Es zerreißt das Herz, wenn wir in seiner, wenige Tage vor seinem Ende verfaßten Biographie den Jammer des kranken Mannes mit anhören müssen, daß sich — „mein Gott!" — bisher trotz Ankündigungen in der Leipziger musikalischen Zeitung „noch kein Abnehmer eines einzigen Stückes gefunden hat", und noch herzzerreißender ist es, wenn der berühmte, gefeierte Componist sich die Theilnahme eines undankbaren deutschen Publicums erschmeicheln muß durch die beigefügten, nicht i h n, sondern seine Zeitgenossen wahrhaft niederschmetternden Worte, daß er „gewiß gute Waare für Geld gebe!!" Er wünschte „Gottes Lohn" auf den herab, der nach seinem Tode seiner armen Familie etwas Gutes thue! Am 1. Oct. 1799 starb er. Sein freimüthiges Geständniß, daß „sein Leichtsinn in Schonung seiner Gesundheit unverzeihlich sei, um so mehr, als ihm die gütige Natur einen festen und dauerhaften Körper geschenkt habe", trägt kaum dazu bei, unsere Theilnahme für ihn zu vermindern. Wie glücklich ist, d i e s e m traurigen Schicksal gegenüber, das doch gewiß auch nicht glänzende Loos seines begabtesten Nachfolgers in der komischen deutschen Oper — das Loos Albert Lortzing's! Dittersdorf's Thätigkeit auf musikalischem Gebiete ist eine vielseitige; er pflegt die Kirchenmusik (Oratorien) wie die weltliche (Symphonien, Opern, Cantaten, Concerte, Sonaten); mehrere seiner Werke sind Manuscript geblieben. Sein eigentliches und glücklichstes Gebiet ist das der komischen Oper, und mit Recht bewähren seine beiden Hauptwerke dieser Gattung „Doctor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker" noch jetzt durch ihre zwar etwas derbe, aber immerhin gesunde und volksthümliche Komik eine große Anziehungskraft. Eine heitere ungekünstelte Melodie, eine musterhafte Instrumentirung, welche oft einen höheren Anlauf nimmt, sind ihnen eigen; auch die Texte sind nicht ohne großes Geschick und Bühnenkenntniß (meistens von Componisten) zurecht gemacht. D. hat ferner das Verdienst, das größere Ensemblestück zuerst in der deutschen komischen Oper zur Anwendung gebracht zu haben. „Doctor und Apotheker" ist das erste Werk, welches lange und ausgearbeitete Finales hat. Wir nennen von seinen Opern außer den oben schon einmal erwähnten noch: „La contadina fedele", 1785; „Orpheus der zweite", 1787; „Das rothe Käppchen" (Rothkäppchen), 1788; „Der Schiffspatron oder der neue Gutsherr", 1789; „Hocus

Pocus", 1790; „Das Gespenst mit der Trommel", 1794; „Gott Mars oder der eiserne Mann", 1795; „Der Schach von Schiras", 1795; „Die lustigen Weiber von Windsor", 1796; „Terno secco", 1797; „La opera buffa", 1798; „Don Coribaldi", 1798; „Il mercato delle ragazze", 1798; eine ernsthafte Oper (wol die einzige, die er geschrieben) ist „Ugolino", 1796.

Vgl. über F. Dittersdorf: E. L. Gerber, Lexikon der Tonkünstler, Leipz. 1812; Gust. Schilling, Encyklopädie der Tonkunst. Stuttg. 1835 und Ed. Bernsdorf, Neues Univers.-Lexikon der Tonkunst, Dresden 1856.

J. Maehly.

Dittmar: Heinrich D., Schulmann, geb. zu Ansbach 15. Dec. 1792, † 1866. Sein Vater, der geheime Secretär Joh. Gottlob D., bestimmte ihn für die juristische Laufbahn und demgemäß studirte D. von 1810—1815 die Rechtswissenschaft in Erlangen. Er trat auch in die Praxis; aber bald bemerkte ihm der Landrichter Puchta in Erlangen, es wäre besser für ihn, wenn er mit seinem Landgerichtsdiener, als mit Philosophen umginge. D. zog die Philosophie vor, und da seine Philosophie durchaus Lebensphilosophie war, so führte ihn das zunächst zur Freimaurerei als „einer Erziehungsschule der Menschheit" und in den Kreis des ehemaligen sachsen-koburgischen Ministers Kretschmann. — Doch die freimaurerische Philosophie genügte ihm nicht und D. zog nach Würzburg, wohin damals (1815) J. J. Wagner, „der wissenschaftlichste und religiöseste Mann" berufen war. D. wurde ein Lieblingsschüler dieses Philosophen und seine Doctordissertation bewegte sich im Wagner'schen Gedankenkreise. — Als es galt aufs neue einen Beruf zu wählen, entschied sich D. für den Erzieherstand. Deswegen begab er sich zu Pestalozzi nach Iferten, studirte dessen Methode und sah mit Erstaunen „die unendlich schöne Liebe, mit welcher dieser Ehrengreis in seinem Hause waltete". Zurückgekehrt gründete er, unterstützt von dem damaligen Civilgouverneur v. Lerchenfeld in Würzburg, daselbst mit Friedrich Kapp eine Erziehungsanstalt für Söhne „aus gebildeten Ständen". Im J. 1817 trennte er sich von Kapp und folgte einem Ruf des Polizeidirectors Wurm nach Nürnberg, um dort eine ähnliche Anstalt einzurichten, und wurde dabei besonders von Friedr. Hermann und nach dessen Austritt (1823) von Karl v. Raumer unterstützt. Mit welchem Eifer und in welchem Geiste er seine Anstalt leitete, zeigen die Schriften, die er in jener Zeit und im Interesse derselben veröffentlichte: es war der frische und kräftige aber auch fromme Geist der Freiheitskriege. Im J. 1824 vertauschte D. diese seine Stellung in Nürnberg mit dem Subrectorate zu Grünstadt in der bairischen Rheinpfalz. Auch hier hat es ihm, der seine Aufgabe so ernst als möglich faßte, an Erfolgen nicht gefehlt. Seine Schule hob sich sichtbar und das Vertrauen auf seine erzieherische Fähigkeit wuchs im Publicum und bei der Staatsregierung. Man übertrug ihm 1852 das Rectorat des Gymnasiums in Zweibrücken, besonders in der Hoffnung, daß durch ihn die Uebel, in welche die Jugend durch die Jahre 1848 und 1849 gerathen war, geheilt werden möchten, und er hat diese Hoffnung nicht getäuscht. — D. war kein Philolog; aber er hatte in Ansbach durch Adam Schäfer einen so gründlichen Unterricht erhalten, daß er mit Liebe und Geschick sich in der classischen Litteratur selbst forthelfen konnte. Den meisten Fleiß verwandte er auf das Geschichtsstudium. Das Wort Johannes Müller's „Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte" suchte er durch populär gehaltene und beliebt gewordene Darstellungen der Geschichte zu beweisen. Es wird dies nach ihm wol noch in vollkommnerer Weise geschehen, ihm bleibt das Verdienst ein glücklicher Bahnbrecher darin gewesen zu sein. Acht geschichtliche Werke für die Schule in verschiedenen Auflagen sind von ihm vorhanden. Ein größeres in sechs Bänden ist in letzter Auflage 1861 in Heidelberg erschienen. — D. starb am 24. Juli 1866.

A. F. Butters.

Dittrich: Franz D., Arzt, geb. 16. Oct. 1815 in Nixdorf (einem Grenzdorf im nördlichen Böhmen), bezog, nachdem er seine Gymnasialstudien in Leitmeritz beendigt hatte, die Universität in Prag, wo er sich dem Studium der Medicin widmete und sich vorzugsweise unter der Leitung von Hyrtl mit anatomischen Untersuchungen beschäftigte, später, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Jacksch, der pathologischen Anatomie und dem praktischen Theile der Medicin seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Nach erlangter Doctorwürde (1841) studirte er ein Jahr in Wien, und übernahm, 1842 nach Prag zurückgekehrt, die Stelle eines Assistenzarztes am allgemeinen Krankenhause, zunächst in der von Jacksch gebildeten Abtheilung für Brustkranke, später eines Secundärarztes auf der unter Kiwisch's Leitung stehenden Abtheilung für Frauenkrankheiten, endlich rückte er in die Stellung eines Prosectors an dem anatomisch-pathologischen Institute vor und zeichnete sich in derselben durch enormen Fleiß und hervorragende wissenschaftliche Leistungen so sehr aus, daß zahlreiche Aerzte nach Prag gingen, um seines Unterrichtes theilhaftig zu werden. Nach dem Abgange Dlauhy's nach Wien (1848) wurde ihm die Stelle eines Professors der pathologischen Anatomie provisorisch übertragen und 1850, nach Canstatt's Tode, erhielt er einen Ruf als Professor der Medicin und Director der Klinik nach Erlangen, dem er Folge leistete. Auch hier bewährte er seine außerordentliche Begabung als Lehrer am Krankenbette, wie am Leichentische in so hervorragender Weise, daß von zahlreichen Orten (Heidelberg, Zürich, Würzburg, Tübingen, Jena, zuletzt auch von Prag) Rufe an ihn ergingen, die er jedoch sämmtlich ablehnte; der König von Baiern ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste und seines treuen Ausharrens in Erlangen 1855 zum Ritter des Civilverdienstordens und die Stadt Erlangen ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht. Leider hatte D. mit diesen Erfolgen den Gipfel seines Glückes erreicht; im J. 1856 zeigten sich bei ihm die ersten Erscheinungen eines schleichenden Hirnleidens, das ihn 2 Jahre später zwang seine Lehrthätigkeit einzustellen und dem er am 29. August 1859 erlag. — Seine wenig umfangreiche, aber sachlich sehr werthvolle litterarische Thätigkeit begann D. im J. 1845 mit Berichten über die im pathologischen Institute zu Prag gemachten Beobachtungen, welche wie alle seine späteren Arbeiten in der Prager Vierteljahrsschrift für Heilkunde niedergelegt sind; zu den bedeutendsten derselben gehören die Untersuchungen über Magenkrebs (l. c. 1848. I. 1), Lebersyphilis (1849 I. 1. 1850 II. 33.), Herzstenose (1849 I. 157) und Herzmuskelentzündung (1852 I. 58), und nicht weniger werthvoll wie diese ist seine Habilitationsschrift „Ueber den Laennec'schen Lungeninfarkt und sein Verhältniß zur Erkrankung der Lungenarterie", Erlangen 1850. 8.

Weiteres über sein Leben vgl. in der von J. Gerlach am 17. December 1859 gehaltenen Gedächtnißrede, abgedr. im Bair. ärztl. Intelligenzblatt 1860. Nr. 7. 8.

A. Hirsch.

Divaeus: (Petrus) oder Pieter van Dieven, brabantischer Historiker, geboren in Leeuwen 1536, erhielt 1571 beim Magistrat dieser Stadt ein Amt und wurde 1575 mit der Untersuchung der Charters und Privilegien der Stadt betraut. Hierauf wurde er Pensionär von Mecheln und als solcher im Jahr 1581 von dem Prinzen von Oranien in Verbindung mit Elbertus Leonius und Sebastian van Loozen gebraucht, um das Land zu durchreisen, wahrscheinlich um die Sache der Staaten zu fördern. D. starb in Mecheln 1581 im Rufe großer Gelehrsamkeit. Seine Hauptwerke sind: „De antiquitatibus Galliae Belgicae, adde, qualis sub imperio Romano", Antv. 1566; „Rerum Brabanticarum Libri XIX", Antv. 1610; „Opera varia", Lovan. 1757 (ausgegeben durch Paquot). Letztere enthalten: Rerum Lovaniensium libri quatuor; Annalium oppidi Lovaniensis libri octo; Commentarius de statu Belgiae sub Franciae imperio.

De Wind, Bibl. van Nederl. Geschiedschr. I. Theil, Kron. van het Hist. gen. te Utrecht, V. Th. und besonders F. v. Goethals, Lectures relat. à l'hist. des sciences lettres et arts en Belg., III. Th.

Wenzelburger.

Döbereiner: Johann Wolfgang D., Chemiker, geb. 15. Dec. 1780 zu Hof in Baiern, starb zu Jena 27. März 1849. Kurz nach seiner Geburt verzog sein Vater als Inspector auf das Rittergut Burg bei Münchberg, wo er den einzigen Unterricht, den er jemals genoß, durch den Pfarrer eines benachbarten Dorfs und durch seine sehr begabte Mutter erhielt, die bis 1843 lebte. Er bewies Wissensdrang und manuelle Geschicklichkeit bei ländlichen Beschäftigungen und Bauten, wies aber den Wunsch seines Vaters, ihn zum Landmann zu erziehen, zurück, und setzte mit Schwierigkeiten, von seiner Mutter unterstützt, den Plan durch Pharmaceut zu werden, wozu ihn botanische Neigung und das Interesse trieb, welches ihm als Kind beim Besuch einer Apotheke ein chemisches Experiment erregt hatte. Bei dem Apotheker Dr. Lotz in Münchberg trat er als Lehrling 1795 ein und fand in Carlsruhe und in Straßburg später als Provisor Stellungen, die ihm Zeit ließen, autodidaktisch viele Kenntnisse zu erwerben; nicht nur in Botanik, Mineralogie und Chemie, sondern auch in Sprachen und Philosophie. Im J. 1802 zwangen ihn Familienverhältnisse nach Hof zurückzukehren. Ein Apotheke zu gründen, ward ihm mit Rücksicht auf bestehende Privilegien versagt; ja auch eine Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, welche er anlegte und in Verbindung mit einer Droguen- und Landesproductenhandlung bald zum Gedeihen brachte, ward ihm als Eingriff in die Rechte verschiedener Zünfte geschlossen. Er ward darauf bei Verwandten in Münchberg Dirigent einer Färberei und Bleicherei, in welcher er die neue Chlorbleiche einführte und ein gutes Einkommen hatte, bis der französische Krieg das Geschäft zerrüttete und ihn zwang eine Unterkunft als Inspector auf dem Gute St. Johannis bei Baireuth zu suchen. Hier leitete er erfolgreich eine Brennerei und Brauerei (1808—1810) und sammelte über die Gährung Erfahrungen, die er später wissenschaftlich verwerthete, als das Gut in die Hände eines neuen Besitzers überging, der, sich auf seine Landwirthschaft beschränkend, die Brauerei schloß und ihn entließ.

D. veröffentlichte jetzt über die Gährungsthätigkeit des Stärkemehls und die entfuselnden Eigenschaften der Chloralkalien seine ersten chemischen Arbeiten und erregte durch sie das Interesse des Herausgebers des „Journals für die Chemie und Physik“ Ad. Ferd. Gehlen in München. Aber vergebens war dessen Vermittlung ihm eine Staatsanstellung in Baiern zu verschaffen, vergebens selbst seine eigene Bemühung als Apothekergehülfe Unterkunft zu finden.

Seine Lage war kritisch. Täglich umsonst frug seine Frau im nahen Baireuth auf der Post nach Sendungen oder Anerbietungen, bis höchst unerwartet auf eine Empfehlung Gehlen's der Großherzog Karl August D. eine Professur der Chemie in Jena mit 300 Thalern Gehalt antrug. Die Universität ertheilte dem Autodidakten ihr Doctordiplom und im Wintersemester 1810—1811 begann er mit großem Beifall seine akademische Thätigkeit. In den Jahren 1817—18 reiste er im Auftrage der preußischen Regierung nach Aachen und Spaa, um die dortigen Quellen zu untersuchen. Im folgenden Jahre erhielt er die Ernennung als Ordinarius, welcher andere Würden und Titel folgten. Sein Gehalt betrug auch jetzt nur 500 Thaler und ward durch kleine Geschenke aus der herzoglichen Schatulle für besondere Zwecke zeitweilig verbessert. So ward ihm 1814 für einen Assistenten ein Jahrgehalt von 25 Thalern zugewiesen, in die sich später zwei junge Leute theilen sollten! Vortheilhafte Rufe nach Bonn, Dorpat, Halle, München und Würzburg lehnte er aus Anhänglichkeit an die Universität ab, welche

ihm die wissenschaftliche Laufbahn eröffnet hatte, an welcher er 38 Jahre lang wirkte und im 69. Lebensjahre in bescheidener Vermögenslage an einer kurzen schmerzhaften Krankheit starb, einer krebsartigen Affection des Schlundes, welche angeblich mit seiner Gewohnheit zusammenhing (?), sein Geschmacksorgan als Reagenz zu benutzen.

Die Entdeckung, welche seinen Namen in die weitesten Kreise getragen hat, ist an Untersuchungen über Platin geknüpft. Er fand 1822—23, daß der Rückstand der Erhitzung des Platinsalmiaks, fein vertheiltes metallisches Platin (sogenanntes Platinmohr) einen Strom von Wasserstoffgas, welcher auf dasselbe unter Zutritt von Luft geleitet wird, entzündet. Obgleich für Platinblech und Platindrath Sir Humphry Davy diese Eigenschaft bereits 1817 aufgefunden und Eduard Davy das Platinmohr auf umständlichen Wegen schon 1820 dargestellt hatte, war es D. vorbehalten, diese Thatsache in ihrer günstigsten Erscheinungsform und ihrer Bedeutung für das praktische Leben zu erkennen. Er gründete auf sie die Erfindung der nach ihm benannten Zündlampe, welche von großer Wichtigkeit blieb, so lange man noch nicht den Phosphor für Zündhölzer verwendete. Ein englischer Fabrikant Robinson bot ihm bedeutende Summen für diese Erfindung. D. glaubte jedoch besser zu thun, sie ohne Nutzen für sich der Allgemeinheit zu überlassen und sich mit dem Danke zu begnügen, welchen sein Fürst ihm in der Form des weißen Falkenordens ausdrückte. Das Material für seine Untersuchungen über Platin war ihm von der Großherzogin Maria Paulowna geliefert worden. Weitere Ergebnisse dieser Arbeit waren Versuche zur Platinirung irdener Gefäße und das Studium der Oxydation, welche Alkohol durch Wirkung des Platinmohrs erleidet. D. erkannte, daß sich dabei Wasser und Essigsäure, aber keine Kohlensäure, später auch daß sich dabei eine Substanz bilde, welche er als Sauerstoffäther bezeichnete und deren wahre Natur Liebig erkannte. Aber D. ist es, der (1822) die wichtige, noch heute gültige, Erklärung für die Entstehung des Essigs aus Weingeist gegeben hat. Von andern Veröffentlichungen, welche in großer Zahl besonders in Gehlen's und Schweigger's Journalen, später auch in Liebig's und Wöhler's Annalen der Chemie und theilweise selbständig erschienen, sind mit Auslassung mehrerer Lehrbücher über Chemie, Pharmacie und Stöchiometrie sowie von Anleitungen zur Essigbereitung und zur Darstellung von Bädern besonders folgende hier hervorzuheben. Er fand die Entstehung der Ameisensäure bei der Oxydation organischer Substanzen, namentlich der Weinsäure, des Zuckers, des Salicins etc., eine praktisch wie theoretisch wichtige Erkenntniß. Er sah ein, daß die Salze der Oxalsäure keinen Wasserstoff enthalten und zerlegte diese Säure in Kohlensäure und Kohlenoxyd. Diese Körper sah er als die näheren Bestandtheile der Oxalsäure an und er war somit einer der Begründer jener Untersuchungen, welche die heutige Zeit besonders interessiren und die Erforschung der chemischen Constitution der Substanzen zur Aufgabe nehmen.

Was die Gährung anlangte, so vertheidigte er gegen Fabroni u. A., daß die Producte derselben der gährenden Substanz und nicht dem Fermente entspringen.

Auch die Physik verdankt D. eine Wahrnehmung, welche sofort großes Aufsehen erregte: daß nämlich in einem gesprungenen Cylinder, der mit Wasserstoff gefüllt ist, der Spiegel der Sperrflüssigkeit langsam über das Niveau des Wassers emporsteigt. Die Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung, welche auch Magnus beschäftigte, sollte allerdings erst eine Dekade später von Thomas Graham gefunden werden (s. A. W. Hofmann, Zur Erinnerung an Gustav Magnus, Berlin 1871. S. 51). Für die Technik war er selbst als Universitätslehrer noch thätig. Namentlich leitete er während der Continentalsperre eine Stärkezuckerfabrik, welche später einging, und übernahm während einiger Zeit die In=

spection sämmtlicher Brauereien des Großherzogthums, bis ihm Collisionen mit Privatinteressen die Sache verleideten. Die Einführung der bairischen Braumethode in Norddeutschland soll ihm viel zu danken haben.

Sein Verhältniß zur Entdeckung zweier wichtiger Substanzen, des Acetals und des Aldehyds, ist bereits oben angedeutet worden. Er hatte sie im unreinen Zustande in der Hand und verwechselte beide unter der Bezeichnung des leichten Sauerstoffäthers. Liebig machte dieser Verwechslung durch Reindarstellung und Analyse ein Ende und hatte deshalb sicher Recht, als ihm die Entdeckung von D. bestritten ward, zu antworten: „D. hat an der Entdeckung des Aldehyds etwa den Antheil, den Newton's Apfel an der Entdeckung der Schwerkraft und der Gesetze des freien Falles hatte" (Annalen d. Chemie, Bd. 22. S. 277). Es ist von Wichtigkeit diesen Streit hierhervorzuheben. Denn er wirft ein klares Licht auf den Gegensatz, der zwischen D. und seinen älteren Zeitgenossen einerseits und der jüngeren Chemie, namentlich der Schule Liebig's auf der anderen Seite besteht. D. vertritt in der organischen Chemie wesentlich die Zeit der qualitativen, Liebig aber die Zeit der quantitativen Untersuchung, welche allein die reichen Früchte der neueren Forschung auf diesem Gebiete des Wissens reifen konnte. So erklärt sich denn, weshalb das Urtheil der Nachwelt über die Verdienste Döbereiner's nüchterner ausfällt als das seiner Zeitgenossen.

Nur durch Reflexion können wir uns in der That die Panegyrik erklären, in welche kurz nach seinem Tode die Biographen verfielen, die poetische Verklärung, welche die Lyrik O. L. B. Wolff's ihm weihte und die in der Rede M. J. Schleiden's, des Botanikers widerklingt. Allerdings entbehrt die Nachwelt des Eindrucks, welchen die Klarheit seines Vortrags, die Eleganz seiner Experimente, seine Biederkeit, sein Witz und die Gleichmäßigkeit seiner heitern Laune auf die Zeitgenossen hervorbrachte. Doch wird man ihm nicht Unrecht thun, wenn man einen beträchtlichen Theil des Ruhmes als Abglanz des Lichtes von Weimar ansieht, welches ihn bestrahlte. Goethe, der sich von ihm in die Geheimnisse der Stöchiometrie einführen ließ, stand in geschäftlichem und wissenschaftlichem Verkehr mit ihm und erwähnt seiner häufig in den Tag- und Jahrheften und in zahlreichen Briefen. Seine und des Großherzogs Briefe an D. sind gesammelt und zeigen, daß er bei den allerverschiedensten und oft wunderlichsten Fragen zu Rath und Hülfe herbeigezogen ward.

O. Schade, Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an D. Weimar 1856. — Zur Erinnerung an J. W. D. (von O. L. B. Wolff, Schleiden und Schläger). Jena 1849. — G. Kragenberg, Die Bedeutung Döbereiner's. Jena 1862. — Vogel, Denkrede auf D. Gelehrte Anzeigen der K. B. Akademie der Wissenschaften 1849. S. 993 ff. — Buchner, Repertorium III, 3. S. 119. Oppenheim.

Dobler: Aloys D., namhafter Bassist, geb. 7. Nov. 1796 zu Gebratzhofen (bei Leutkirchen in Würtemberg), † 6. Sept. 1841. Von Jugend auf zeigte sich in diesem Künstler eine außergewöhnliche Begabung für die Musik, in der ihn sein Vater — ein Schulmeister — unterrichtete. Die ersten Proben seines schönen Talents gab er als Chorschüler des Domstifts zu Konstanz, wo er das Gymnasium besuchte. Als Studiosus der Theologie kam D. 1813 nach Ellwangen, entfloh aber, kurz bevor sein Eintritt in das Priesterseminar erfolgen sollte, nach Wien, um hier, von einem „hochgestellten Diplomaten" und dem seiner Zeit beliebten Componisten Joseph Weigl unterstützt, das Gotteshaus mit dem Schauspielhaus zu vertauschen. Als Chorist des Kärnthnerthortheaters begann er 1814 seine theatralische Laufbahn, machte indeß rasch solche Fortschritte, daß er kurz darauf in Linz als erster Bassist und nach seiner Verheirathung (1819) mit der Sängerin Marie Becker 1820 in gleiche Stelle am Frankfurter

Stadttheater engagirt wurde. Zum allgemeineren Bekanntwerden seines Namens trug eine 1825 durch Deutschland unternommene Gastspielreise bei, wie nicht minder sein 32maliges, erfolgreiches Auftreten in der deutschen Oper zu London (1833). Seit 1834 fesselte D. ein lebenslänglicher Contract an das Stuttgarter Hoftheater, dessen Oper ihn zu ihren besten Trägern zählte. Kräftig und schön in seinem Aeußern verfügte D. über eine äußerst klangreiche und ebenso ausgiebige wie umfangreiche Stimme. Sein Spiel war einfach, sein Vortrag deutlich. Als Charakter war D. mehr ernst als heiter und im höchsten Grade ehrenwerth. Zu den besten Partien seines reichhaltigen Repertoirs gehörten: Mephisto (Spohr's Faust), Sarastro, Wallburg, Lysiart, Czaar, Tell, Pizarro, Axur und Pietro in der Stummen. Joseph Kürschner.

Döbler: Georg D., Kupferstecher, geb. zu Prag 1789, gest. zu Neuhaus 1845, Schüler der Prager Akademie unter Bergler und zugleich Lehrling der Kupferstecherei bei Anton Balzer, dann eine Zeit lang an der Kupferstecherschule zu Wien. Die ersten bemerkenswerthen Arbeiten von ihm finden sich in dem von Aug. Joh. Mitterbacher durch Pet. Bohmann's Erben in Prag 1819 in erster Auflage herausgegebenen Werke: „Das Kriegswesen der Römer in treuen Abbildungen größtentheils nach antiken Denkmalen, erklärt und geordnet von Dr. und Professor Ottenberger". Diesem ersten Bande folgte ein zweiter und dritter mit „Egyptischen Alterthümern", Darstellungen der Götter und Heroen, des Priesterstandes und der heiligen Gebräuche, und setzte sich die Mitarbeit Döbler's daran fort bis 1822, bis wohin er über 50 Stiche für das Werk geliefert hatte. Die meiste Fertigkeit zeigte er von vornherein im Stiche der landschaftlichen und architektonischen Theile der Darstellungen. Weniger befriedigend sind die Figuren, für die er erst später, namentlich über der Nachbildung der geistvoll und schön gezeichneten Compositionen von Führich, ins entsprechende Geleise kam. Dieses besonders über dem Stechen der sogenannten „Neujahrsentschuldigungskarten", welche, 1831 in Prag eingeführt, als Enthebung von der früher üblichen Neujahrsgabe an Arme zu gelten hatten. Bestehend in Bildern (groß 4) aus der Legende und vaterländischen Geschichte, wurden diese „Karten" von den bemittelten Bewohnern der Stadt und des Umkreises bei der Behörde gegen Erlag eines beliebigen Betrages zu Gunsten der Armencasse erhoben. Von 1831—1838 fast ausschließlich von Führich gezeichnet, auch in der Mehrzahl von D. gestochen, waren sie dann auch zu einer Nachschule für ihn geworden, in welcher sich sein Geschmack veredeln, sein Stichel in correctes Figurenzeichnen einüben konnte. Von „St. Martin" und „St. Wenzeslaus" angefangen, fortgesetzt mit „St. Procopius", der „Geburt Christi", „St. Elisabetha", „Boas und Ruth" bis auf „St. Gotthard" — 1838 ausgegeben — bleiben diese Stiche immerhin als die besten Döbler's anzumerken — obschon Meister Führich selber nicht durchweg damit zufrieden war. Im Zusammenhange mit dieser Blüthezeit Döbler's steht dessen zeitweise Bekleidung mit der Professur der Kupferstecherkunst unter dem Akademiedirector Kadlik, einer Stelle, die indeß von dem bald nachfolgenden Director Ruben wieder aufgehoben wurde. Inzwischen hatten sich jedoch schon einige ganz wackere Schüler bei D. eingefunden. Darunter Leop. Schmidt, Lechleitner, Jos. Rybitschka, Alois Wildner und Konrad Wiesner, von welchen absonderlich der letzte glanzvoll vortrat. In der Nachperiode, in welcher Führich nicht mehr den Vorzeichner machte für D., die „Entschuldigungskarten" aber gleichwol die Hauptaufgaben für diesen blieben, kam es zu einem bunten Gemenge von Copien nach bereits vorhandenen Stichen, so nach Horaz Vernet (Rebecca am Brunnen), Julius v. Schnorr (Jakob und Rahel), Phil. Veit (St. Georg) 2c. Damit allerdings auch zu einem merkbaren Rückschritte im eigentlich künstlerischen Wesen, was zum Theil dadurch erklärbar wird, daß D.

nach seiner Enthebung von der Professur sich nach Neuhaus zurückzog, mithin außer Fühlung kam mit Kunstgenossen. In der Werthmessung seiner Stiche, bei welcher selbstverständlich der gesunkene Stand der Kupferstecherei in Prag zu Anfang dieses Jahrhunderts im Auge zu halten ist, fällt es jedenfalls zu Gunsten Döbler's in die Wagschale, daß er in zeitgemäßer Fortentwicklung, und zwar auf dem Wege der Autopsie, sich aller fortschrittlichen technischen Behelfe, bis zur fertigen Behandlung der Stahlplatte zu versichern wußte. Das rein Künstlerische anbelangend, gilt es anderseits wieder in Betracht zu ziehen, daß ihm über die angeführten, mehr oder weniger als Brodarbeiten anzusehenden Aufträge keine zukamen, wodurch er sich zur Höhe vorbildlicher Kunstgenossen hätte aufschwingen können. Wol versuchte er sich guten Geschicks einmal in einem Nachstiche der Schlacht bei la Hogue von Benj. West, doch ohne weiteren Erfolg nach dieser Richtung. Der Hauptzug, in dem er gehalten blieb, waren kleine Verlegerbestellungen, Gebetbuchbilder — darunter viele nach Zeichnungen von Führich —; Vedutten für Touristen nach Würbs, Manes, Kandler 2c., die auch die überwiegende Zahl seiner späteren Arbeiten sind. Rud. Müller.

Döbler: Ludwig D., Meister der natürlichen Magie, geb. zu Wien 3. Oct. 1801, Sohn des Graveurs Bernhard D. in Wien, gerieth als Schüler der Graveurabtheilung in der Akademie der bildenden Künste auf Kleucker's „Magikon", verlegte sich sofort auf physikalische Studien um die oft mißbrauchte Taschenspielerkunst zur Verbreitung physikalischer Lehren und Entdeckungen zu benützen. So wurde er auf seinen Kunstreisen durch ganz Europa gewissermaßen zum Wanderlehrer. Das sprichwörtlich gewordene „Und noch ein Sträußchen" stammt von einem seiner reizendsten Kunststückchen; er brachte aus England das Hydrogen-Oxygen-Gasmikroskop, benützte das Drummond'sche Licht zur Vergrößerung der Dissolvingviews, die stroboskopische Scheibe Stampfer's zu beweglichen Bildern 2c. An seinen Vorstellungen, die er mit belehrendem Commentar verband, erfreute sich schon Goethe. Reich an Habe und Ehren zog er sich 1847 zurück, wandte sein Talent auf Neuschaffung seiner Besitzungen und ihrer Umgegend zum eigenen und allgemeinen Besten an, daher er auch zum Bürgermeister (in Eschenau) gewählt wurde. Zuletzt suchte er zur Erholung seine Graveurkunst wieder hervor und beschenkte mit seinen Werken Personen seiner besonderen Verehrung, z. B. den König von Preußen mit einem prachtvoll gravirten Damascener. Er starb 17. April 1864 im Gstettenhof zu Türnitz in Niederösterreich.

Zum Theil nach Familiennachrichten. Hsig.

Doblhof-Dier: Anton Freiherr v. D., geb. zu Wien 1733, trat nach vollendeten Studien frühzeitig in den österreichischen Staatsdienst. Schon 1756 wurde er zum k. k. Regierungsrathe in Justizangelegenheiten ernannt. Seit 1762 wirklicher Hofrath und Beisitzer beim Commerzienrathe, erwarb er sich in in dieser Stellung wichtige Verdienste um die damals in gewaltigem Aufschwunge begriffene österreichische Industrie, namentlich durch zweckmäßige Vermehrung und verbesserte Einrichtung schon bestehender Fabriken, sowie durch Anstellung geschickter, thätiger Werkführer. Ihm ist insbesondere die Emporbringung und Verfeinerung der Stahlarbeiten und die erste Anlage einer österreichischen Seidencultur zu verdanken. In dem ihm gleichzeitig übertragenen Wirkungskreise als Präses der Akademie der Künste übte er mächtigen Einfluß auf die Förderung des Kunstgewerbes durch Hebung des Sinnes für Formenschönheit und Veredlung des Geschmackes. Für das Wohl seiner leidenden Mitbürger entfaltete er unermüdliche Thätigkeit. Er führte über das von seinem Vater errichtete Johannesspital in Wien die Aufsicht, bis es gleich anderen Versorgungshäusern von Kaiser Joseph II. aufgehoben und D. zum Referenten der Hofcommission

der Armenversorgungsanstalten ernannt wurde. Nach dem Austritte des Grafen Bucquoy übernahm D. das Präsidium derselben Hofcommission. Vom Kaiser Franz in die Wohlthätigkeits-Hofcommission als Mitglied berufen, starb D., der 1772 in den Freiherrnstand erhoben worden war, 77 Jahre alt, zu Wien am 20. December 1810.

Oesterreichs Pantheon. I. Bd. (Wien 1830). — Wurzbach, Biogr. Lex. 3. Th. (Wien 1858). Felgel.

Doblhoff-Dier: Anton Freiherr v. D., geb. 10. November 1800, gest. 16. April 1872. Aus einem alttirolischen Geschlechte entsprossen, das dem österreichischen Staate seit dem 16. Jahrhundert eine Reihe von verdienten höheren Verwaltungsbeamten geliefert hatte, widmete sich D. den juristischen Studien an der Wiener Universität und trat nach erlangtem Doctorsgrad bei der Hofkammerprocuratur in den Staatsdienst. In Folge dienstlicher Zerwürfnisse verließ er denselben jedoch bereits im J. 1836 und übernahm die Führung der Amtmannsgeschäfte auf dem seinem Oheime Karl Freih. v. D. gehörigen Fideicommißgut Weikersdorf bei Baden. Im J. 1837 durch den Tod seines Oheims zum Besitze des beträchtlichen Familienfideicommisses gelangt, brachte er ein Jahr auf Reisen in Frankreich und England zu, und benützte die dort gemachten Erfahrungen zu wesentlichen wirthschaftlichen Reformen auf seinem Gute und zur Anregung der allgemein für unabweislich erkannten Aenderungen an dem damals bestandenen Regierungssysteme. In seiner Stellung als niederösterreichischer ständischer Verordneter bildete er im Verein mit seinen Freunden v. Schmerling, Freiherr v. Stifft, v. Andrian, v. Kleyle u. A. den Kern jener Oppositionspartei im nieder-österr. Provinzial-Landtage, welche im Bunde mit dem liberalen Bürgerthume mit Beharrlichkeit auf zeitgemäße politische Reformen zu dringen nicht müde ward. Die Märzrevolution des J. 1848 brachte denn auch D. als einen der Hauptführer der ständischen Partei an die Oberfläche der eingetretenen politischen Bewegung. Er trat zunächst als Minister für Ackerbau in das erste constitutionelle Ministerium Pillersdorf ein, und wurde sohin im Juni 1848 vom Erzherzog Johann als damaligem Stellvertreter des Kaisers mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut, in welchem er die Geschäfte des Ministeriums des Innern übernahm. Obwol ein Mann von hohem persönlichem Muthe und Entschlossenheit, war es ihm doch nicht gegeben, die wild um sich greifende und zum Theile von ganz verwerflichen Elementen geleitete Bewegung zu zügeln und in ein vernünftiges Geleise zu leiten. Er wurde vielmehr zum Theil aus übergroßer Sorge für die Popularität des Ministeriums von derselben vollständig mit fortgerissen, bis die in Folge der Schwäche der Regierung eingetretene Octoberkatastrophe dem revolutionären Taumel ein trauriges Ende bereitete, einer ebenso maß- wie geistlosen Reaction den Weg bahnend. D. selbst war, von seiner Ohnmacht zur Bekämpfung der Bewegung durchdrungen, schon am 12. Oct. 1848 aus dem Ministerium geschieden und legte bald nachher auch sein Amt als Reichstagsabgeordneter nieder. Er wurde darauf, über seinen Wunsch, zum Gesandten am Hofe zu Haag ernannt, welchen Posten er bis zur Bildung des Ministeriums Schmerling im Jahre 1861 bekleidete. In letzterem Jahre in das Privatleben zurückgekehrt, nahm er noch als Abgeordneter zum nieder-österr. Landtage und zum Reichsrathe und in den letzten Jahren als Mitglied des Herrenhauses lebhaften Antheil an dem öffentlichen Leben, ohne jedoch in irgend einer dieser Stellungen auf eine Führung Anspruch zu erheben. Seine Thätigkeit vorzüglich der Hebung der landwirthschaftlichen Verhältnisse widmend, raffte ihn eine kurze Krankheit am 16. April 1872 hinweg.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Band 3. S. 330 ff. Reschauer, (fortges. van Smets), Die Wiener Revolution im Jahre 1848. Nouvelle biographie générale, Paris 1853. XIV. p. 401. Sommaruga.

Döblin: Johann Christian D., geb. 1698 zu Krossen, † 9. Aug. 1752 zu Breslau; Schuhmacher und Volksführer zur Zeit der preußischen Besitzergreifung. In Breslau hatte auf die Nachricht von dem Einrücken der Preußen die Regierung von dem Rathe verlangt, er solle zur besseren Vertheidigung kaiserliche Truppen, welche ein eifersüchtig bewachtes Privileg sonst von den Mauern Breslau's ausschloß, ausnahmsweise aufnehmen, und der Rath hatte, wenn auch widerstrebend, eingewilligt, ward aber am 14. Dec. 1740 durch den tumultuarischen Widerspruch der Zünfte unter Führung Döblin's gezwungen, den Beschluß zurückzunehmen, um die Stadt aus eigenen Mitteln zu vertheidigen, was dann in seinen Consequenzen wesentlich dazu beigetragen hat, die befestigte Hauptstadt so leicht in preußische Hände kommen zu lassen. D. hat zu seiner Haltung nicht religiöser Eifer bestimmt (wie Friedrich der Große irrthümlich angibt), denn er war katholisch, noch auch preußische Sympathie, sondern wesentlich die Erinnerung an die im 30jährigen Kriege von der Stadt zu ihrem Heile glücklich bewahrte Neutralität. Der Erfolg seiner Agitation hat ihm den erbitterten Haß der österreichisch Gesinnten, die sogar eine Spottmedaille auf den Schuster, der Breslau regiert habe, schlagen ließen, dagegen auch die Gunst König Friedrichs eingetragen, der ihm 2000 Thlr. schenkte und von ihm Nachrichten über die Stimmung in Breslau sich bringen ließ. D. ist dann, als er im September 1741 dem preußischen Heere Lebensmittel zuführen wollte, verwundet worden. Zur Entschädigung hat der König 1742 ihn, der früher nur „Beischuster“ war, zum Hofschuhmacher ernannt und ihm das Recht zum Lederausschnitt verliehen. Eine politische Rolle hat er nicht weiter gespielt und auch die Rathsherrnstelle, um die er 1742 den König bittet, schwerlich erhalten.

Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Friedrichs des Großen, Breslau 1861, in den Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft und eine nachträgliche Bemerkung dazu in der Zeitschrift des schlesischen Geschichtsvereins XI. Heft 2. Grünhagen.

Dobmayr: Marian D., geb. 1753 zu Schwandorf in der Oberpfalz, trat zuerst in den Jesuitenorden, dann in den Benedictinerorden, wurde 1781 Professor der Philosophie in Neuburg a. d. D., 1787 Professor der Theologie in Amberg, 1794 Professor der Dogmatik in Ingolstadt, und starb 1805 zu Amberg. Das nach seinem Tode durch Th. P. Senestrey veröffentlichte „Systema theologiae catholicae“ (Sulzbach 1807—19; 8 Bde.) entspricht zwar nicht dem, was man heutzutage unter einer in echtkirchlichem Stile angelegten Dogmatik versteht, war aber für seine Zeit eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der katholischen Theologie, und zeugte eben so sehr von dem klaren und besonnenen Denken als auch von dem gebildeten Sinne des zeitverständigen Verfassers. Gleich anderen Werken derselben Epoche hat es die Idee vom sittlichen Gottesreiche zu seinem Grundgedanken, als dessen doctrinelle Ausführung das Werk sich gibt. Der dasselbe durchklingende Ton ist jener der Kant-Herder'schen Bildungsepoche unter eklektischer Herbeiziehung und sporadischer Verwerthung mancherlei anderweitiger älterer und neuerer philosophischer Gedankenelemente. Uebrigens bekundet eben dieses Verfahren, daß ihm ein methodischer Betrieb der philosophischen Speculation fremd blieb, wie denn überhaupt das rationale Element das ideale in seinem Denken entschieden überwog; daher denn auch das Werk trotz aller Klarheit seiner Unterscheidungen und der ihm so beliebten dichotomischen Theilungen zu keiner rechten Rundung und systematischen Geschlossenheit gelangen wollte. Jene Wechseldurchdringung des rationalen und gläubigen

Denkens, wie sie von der späteren speculativen Dogmatik angestrebt wurde, darf bei ihm nicht gesucht werden; wol aber bildet sein Werk ein bedeutsames Zwischenglied in der Herüberführung der systematischen Theologie aus ihrer älteren Behandlungsart in die dem Tone der neueren Bildung angemessene Darstellungsweise, und behauptet aus diesem Grunde in der Entwicklungsgeschichte der katholischen Theologie Deutschlands eine bleibende Stelle.

Vgl. Wiener Jahrbücher 1818, 3. Bd.; Tübing. Quartalschrift 1819, 3. Heft. Werner.

Dobner: Felix Jakob D., nach seinem Klosternamen Gelasius a. S. Catharina, Piarist, der einflußreichste Historiker Böhmens, geb. zu Prag am 30. Mai 1719, ebendaselbst gestorben den 24. Mai 1790, studirte bei den Jesuiten die lateinischen Schulen, trat früh in den Piaristenorden ein, dem er auch sein Leben widmete, und lehrte seit 1736 in den Klosteranstalten seines Ordens, zu Altwasser, Leipnik, Wien, Nikolsburg, Schlan und Kremsier die sogenannten Humaniora. Im J. 1752 zog er nach Prag, woselbst er den regsten Antheil an der Förderung des neuerrichteten Collegiums des Ordens nahm. Seine ganze Thätigkeit war der geistigen Entwicklung dieser Stiftung zugewandt, bis er, von dem Weihbischof und Generalvicar von Wokaun aufgefordert, eine kritische Geschichte Böhmens zu schreiben, daran ging, durch eingehende Voruntersuchungen sich auf die Lösung dieser Aufgabe würdig vorzubereiten. Ein Ruf des Fürsten von Mansfeld als Erzieher von dessen Sohn, des jungen Grafen von Mansfeld im J. 1757 gab seiner Entwicklung eine neue Richtung, indem ihm diese neue Stellung Zeit und Gelegenheit gewährte, seine wissenschaftliche Thätigkeit ganz zu entfalten. 1762 wurde er Rector des Ordens, welche Stelle er bis 1778 bekleidete, und 1775 zum Consultor provinciae ernannt. Maria Theresia verlieh ihm einen Gnadengehalt und den Titel eines k. k. Historiographen. Bis zu seinem Lebensende blieb D. unermüdlich thätig sowol in seiner Fürsorge für die ihm anvertraute böhmische Jugend, als auch in seinen litterarischen Arbeiten. Dobner's Leistungen sind von so epochemachender Bedeutung, daß mit Recht von einer Dobner'schen Periode des historischen Studiums in Böhmen, während welcher sich ein wahres litterarisches Leben regte, gesprochen werden kann, um so mehr als D. den Grund zu den späteren litterarischen Bestrebungen legte. Seine kritische Thätigkeit eröffnete er mit der Untersuchung der von Balbin edirten Christanni Vita S. Wenceslai, angeblich von einem Sohne Boleslaws I. geschrieben, deren Unechtheit D. nachwies. Jedoch der Glanzpunkt seiner Thätigkeit begann, als er den Auftrag erhielt, die von P. Victorin a Cruce ins Lateinische übersetzte Chronik des Hajek von Libočan († 1553) mit kritischen Anmerkungen zu versehen. Dies gab ihm Anlaß zu einer kritischen höchst bedeutsamen That: das populärste Werk der Nation, die als durchaus glaubwürdig verehrte Geschichtsbibel Böhmens erwies D. als „eine Pfütze, aus der Niemand schöpfen noch trinken solle, der sich eines feineren Geschmackes erfreue“. Die Ausdauer, mit welcher er diesen Nachweis lieferte, ist anstaunenswerth; sechs stattliche Bände, Prag 1761—83 erschienen, bilden die kritischen Untersuchungen. Hier wie in dem Kampfe mit Duchowsky, P. Athanasius und vor allem mit dem gelehrten Jesuiten Fr. Pubitschka zeigte D. die Ueberlegenheit historischer Kritik in der glänzendsten Weise. Ebenso bedeutend ist D. als Herausgeber. Seine „Monumenta historica Boemiae“ 6 Voll., Prag 1764 bis 1786, genügen zwar den heutigen Anforderungen an Editionen nicht vollständig, sind nichtsdestoweniger noch immer eine unentbehrliche Quellensammlung. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß D. neben den genannten Hauptarbeiten noch in zahlreichen Abhandlungen theils seinen Gegnern entgegentrat, theils die Ergebnisse seiner kritischen Studien auf die Specialgeschichte anwandte. Welche Anregungen

D. dem litterarischen Leben in Böhmen und Mähren gegeben hat, geht schon aus der durch F. Fidler in der slavischen Bibliothek von Fr. Miklosic und F. Fidler Bd. II. mitgetheilten Correspondenz Dobner's mit dem Hofrath v. Rosenthal deutlich hervor.

Das Beste, was über D. bisher geschrieben wurde, ist der Nachruf Dobrowsky's in den neueren Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Prag 1795, II. Bd. S. 17—26 und die kurze Würdigung seiner litterarischen Thätigkeit in Krones' Handbuch der Geschichte Oesterreichs Bd. I. S. 44. Rieger.

Dobschall: Johann Gottlieb D., geb. am 30. Jan. 1804 zu Zopkendorf bei Kanth im Regierungsbezirk Breslau, † zu Breslau am 23. Mai 1856, verdankt seine Bekanntschaft in weiteren Kreisen vornehmlich seiner Polemik gegen Diesterweg. Er ist aber auch, abgesehen von dieser, durch seine pädagogischen Schriften, wie durch seine pädagogische Wirksamkeit derselben würdig. Letztere hat ihren Höhepunkt in Breslau, wohin er im J. 1827 als Lehrer der neuerrichteten Armenschule in der Obervorstadt kam. Seine Zöglinge waren alle arm im vollen Sinne des Wortes, zerlumpt, kaum die Blöße deckend, von den Eltern verwahrlost, von der Polizei gescholten und gestoßen, in Kasematten wohnend, zum Theil Kinder von Sträflingen. D. hatte drei Schulen aus ihnen gebildet, welche von 8—12, von 1—3, von 6—8 unterrichtet wurden. In diesen Abendstunden kamen die in den Fabriken beschäftigten Kinder. Er war der Vater seiner etwa 200 Schüler und hatte von Gesinnungsgenossen in der Stadt die Mittel gewonnen, um den bedürftigsten unter ihnen Mittags und Abends Brot und Suppe zu geben. So wurde er der Gründer eines der ältesten Rettungsvereine, der noch jetzt besteht. Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm den Ausgang vom Leben. Von der Dorfschule weg war er in das unter Harnisch blühende Seminar zu Breslau gekommen und hatte von dort einen glühenden Wissensdurst mitgebracht, welchen er als Autodidakt befriedigte. Die speciellsten Monographien, z. B. Einzelschriften über locale Einrichtungen von Sparta, Rom, Topographie der alten Welt, fielen in seine Hand und wurden von ihm studirt, aber die frische Unmittelbarkeit seines Wesens ließ ihn nur aufnehmen, was er zu verarbeiten vermochte, und so sind seine Schriften schlichte und einfache Darlegungen eines erfahrenen Schulmannes und eines ernsten, aufrichtigen Christen. Wir haben von ihm: „Nachrichten und Bemerkungen über die in Schlesien bestehenden Vereine zur Rettung verwahrloster Kinder", 3 Hefte, 1836—42. „Ueber die vielbesprochene Immoralität unserer Zeit", 1837. „Grundsätze der Schuldisciplin", 1841. „Die Inspection der Volksschule im Sinne der wahren Pädagogik", 1843. In dieser Schrift bekämpft er Diesterweg's Drängen auf Trennung der Schule von der Kirche. Diesterweg sagte von ihm: „D. steht in zwei Hauptpunkten auf Seiten der Gegner der Lehrer und doch muß ich von seiner Schrift sagen, sie ist ein inhaltreiches, gründliches deutsches Buch, sie ist ein Product einer Hingebung an die allgemeine Idee der Erziehung der Menschheit, das Product einer Umsicht und eines Reichthums an Erfahrung und Menschenkenntniß, der man nicht alle Tage begegnet; man scheidet von dem Verfasser mit der höchsten Achtung und aufs stärkste und nachhaltigste erwärmt durch die Tiefe des pädagogischen Wirkens." Endlich gab er „Fingerzeige zur Fortbildung des Volksschulwesens", 1844. „Diesterweg, seine Ankläger und seine Vertheidiger vor dem Richterstuhle der wahren Pädagogik", 1844. Schneider.

Dobrczenski v. Dobrczeniec: Joh. Ulrich D., brandenburgischer Diplomat. Aus einem alten böhmischen Geschlecht entsprossen, kam er in jungen Jahren an den Hof des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, wo er im Anfang der fünfziger Jahre uns noch als Kammerjunker begegnet. Bald darauf aber trat er in den diplomatischen Dienst ein und eröffnete seine Thätig-

keit im October 1654 mit einer Gesandtschaft an den schwedischen Hof, um den König Karl Gustav zu seinem Regierungsantritt zu beglückwünschen und zugleich die politische Lage dort und die Absichten des neuen Königs zu sondiren. Nachdem er sich dieses Auftrags mit Geschick erledigt, wurde er in den nun folgenden Jahren des nordisches Krieges mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet, auch schon 1656 zum geheimen Rath ernannt. Er hatte sein Emporkommen, wie es scheint, zum Theil dem Einfluß des Grafen Friedrich von Waldeck zu verdanken, an den er sich eng anschloß; und dies hatte für ihn die Folge, daß, nachdem Waldeck mit dem Kurfürsten zerfallen und in schwedische Dienste getreten war, auch D. für einige Zeit in Ungnade gerieth. Nach dem Frieden von Oliva wurde er bei den Verhandlungen über die Neuordnung des Herzogthums Preußen verwendet und leistete hier gute Dienste. In den späteren Jahren des großen Kurfürsten tritt er wenig mehr hervor. Einer seiner Söhne, Friedrich Bogislav v. D., war unter Friedrich III. geheimer Rath und Obersthofmeister.

Cosmar und Klaproth, Der geheime Staatsrath (Berlin 1805). Pufendorf, Urkunden und Actenstücke z. Gesch. des Kurf. Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erdmannsdörffer.

Dobschütz: Wilhelm Leopold v. D., preußischer Generallieutenant, geb. 1. Jan. 1764, † 3. Febr. 1836. Er nahm zuerst beim Regiment Prittwitz Dragonerdienste und machte die Feldzüge 1806 und 1807 mit. Nach dem Frieden von Tilsit besorgte er als Oberst die Auswechselung und Organisirung der Kriegsgefangenen und lebte dann bis 1813 als Landrath auf seinem Gute bei Glogau. 1813 organisirte er die zweite Division der schlesischen Landwehr. Kurz vor dem Waffenstillstand behauptete er den Oderübergang bei Crossen gegen die Franzosen. Darauf übernahm er das Commando des zum 4. Corps gehörigen Reservecorps bei Berlin und ward Generalmajor. Hier trug er ganz besonders zu den Siegen bei Groß-Beeren und Dennewitz bei. Am 19. Sept. 1813 lieferte er das siegreiche Gefecht bei Mühlberg, in welchem drei französische Chasseur-Regimenter vernichtet wurden. Dann belagerte er Wittenberg und erstürmte es den 13. Jan. 1814. Hierauf ward er zum Befehlshaber des Blokade-Corps der Citadelle von Erfurt und zum Commandanten von Erfurt ernannt, später zum Militär-Commandanten im Königreich Sachsen während der preußischen Occupation und 1815 zum interimistischen General-Gouverneur der Rheinprovinz. 1816 erhielt er die Glogauer Division, ward 1818 General-Lieutenant und nahm 1827 seinen Abschied.

Vgl. N. Nekrol. XIV. S. 134. R. v. Hirsch.

Dobyaschofski, wie er sich selber unterschrieb: Franz D., Maler, geb. zu Wien 1818, ebendaselbst gest. 1867, ging den gewöhnlichen Schulweg an der Akademie der bildenden Künste in Wien, bis er nach der Berufung Führich's zum Custos und Corrector an der akademischen Gallerie (1834) sich diesem als Schüler anschloß und unter dessen mächtig anregender Leitung dann rascheftens seine bisherigen Collegen überflügelte. Bereits 1835 ausgezeichnet durch die Zuerkennung eines Reichel'schen Preises für ein Gemälde, „Die Sintfluth“ darstellend, schritt er nun muthig von Aufgabe zu Aufgabe an der Spitze der Führichschüler. Die nächstbedeutendste, allgemeines Aufsehen erregende Leistung war das 1844 zur Ausstellung gebrachte Gemälde: „Bonifacius predigt den Deutschen das Evangelium“. In weiterer Folge entstandene Gemälde von Bedeutung waren: „Joseph erzählt seinen Traum“; „König Otto auf der Jagd mit Leopold dem ersten Babenberger“; „Herzog Albrecht III. empfängt bei seiner Rückkehr als Sieger über die heidnischen Preußen aus den Händen seiner Gemahlin seinen erstgebornen Sohn“ und „Cimabue entdeckt das Malertalent

Giotto's". Mit dem J. 1848 vorübergehend in die den ganzen Continent durchbrausende revolutionäre Strömung hineingezogen, damit aber auch abwendig geworden dem über dieser Strömung mannhaft sich behauptenden Meister Führich, wiederspiegelte sich der veränderte Sinneszug Dobyaschofski's wol zunächst im „Traum einer Nonne" (vom Mutterglück) und in „Faust und Gretchen des 19. Jahrhunderts", ohne daß jedoch diesen Zugeständnissen an den momentanen Kunstgeschmack eine eigentlich frivole Tendenz zu Grunde gelegen hätte. Sonderbar genug, datirt dann gerade von einer Reise nach Paris, wo er den Gegensatz der Richtung von Paul Delaroche und Ingres zu den obenauf befindlichen Kunst-Ephemeriden wahrnahm, seine freiwillige Rückkehr in die Fußstapfen seines alten Meisters. Von Natur zum sinnigen Ernste neigend, verblieb er dann auch dauernd im Dienste der deutschen Muse. In diese Folgezeit gehören die Gemälde: „Ernst der Eiserne rettet die auf der Jagd von einem Bären verfolgte Cimburgis" (angekauft für die k. k. Belvedere-Gallerie); St. Ferdinand und St. Joseph (Bestellungen des Erzh. Ferd. v. Este). Wie günstig sich indeß diese Uebergangsperiode für D. anließ, konnte auch für ihn der Rückschlag nicht ausbleiben, den die, der jubelvollen Erhebung nachfolgenden, zerrütteten socialen Verhältnisse zu wege brachten. Bald eingeschränkt auf alltägliche, unbedeutende Aufträge: Porträtchen, Vignetten, Dessins für Tapetenfabriken, Lithographien u. dgl. m. überkam ihn Muthlosigkeit, endlich bei der, mit solcher Kleinarbeit verbundenen Ueberanstrengung ein Augenleiden gefährlichster Art. Doch rechtzeitig noch von Führich in dieser traurigen Lage aufgefunden und der Behandlung seines wackeren Landsmannes und intimen Freundes Prof. Dr. Stephan Schroff übergeben, gelang es glücklich, die Gefahr des Erblindens abzuwenden und D. zu froher Kunstübung wieder zurück zu bringen. Die schönste Bestätigung dieses Wiedererlangens seiner Sehkraft und freudigen Künstlerschaft finden wir in der Altlerchenfelder Kirche (Vorstadt Wien), wo D. in Mitbetheiligung an den nach dem Plane Führich's ausgeführten Fresken, an den Seitenflächen links und rechts vom Triumphbogen im Kreuzschiffe, die beiden großen Bilder „Verklärung Christi auf Tabor" und „Christus am Oelberge" meisterlich ausführte. Sie stehen in Würde der Composition, edler Zeichnung, kräftiger und harmonischer Farbe weder den nebenan befindlichen Ausführungen von Kuppelwieser, noch von Engerth nach und dürften überhaupt als die vollendetsten Leistungen Dobyaschofski's anzusehen sein. D. für weiter vollkommen sicher zu stellen, war ihm eine Professur an der Kunstakademie verliehen worden; hierauf, in Anerkennung seiner Leistung in der Altlerchenfelder Kirche, der Titel eines kaiserl. akademischen Rathes. Seine nachfolgenden und letzten Werke waren das Hochaltarbild „St Elisabeth die Armen betheilend", in der Elisabethkirche auf der Wieden und St. Ulrich für die gleichnamige Kirche zu Wien. Beide reihen sich würdig an jene in Altlerchenfeld. Von den Vervielfältigungsarbeiten Dobyaschofski's ist besonders der nach Führich's Gemälde ausgeführte „Gang der Hirten nach Bethlehem" in großer Federzeichnung auf Stein mit Thondruck und erhöhten Lichtern, gedruckt bei J. Höfelich in Wien (1843), weit und breit populär geworden.

Rud. Müller.

Docen: Bernhard Joseph D., altdeutscher Philolog, geb. 1. October 1782 zu Osnabrück als Sohn eines Beamten: die Familie stammte aus Baiern. Er besuchte das katholische Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1799 die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, wandte sich aber bald der Litteratur und Archäologie zu, indem er sich besonders an Heyne anschloß. 1802 ging er nach Jena und Dresden; im Sommer 1803 treffen wir ihn in Nürnberg schon mit altdeutschen Studien beschäftigt, aus denen zunächst sein „Andenken an Hans Sachs" hervorging. Seit dem Spätherbst 1803 lebte er in

München, von 1804 ab an der Staatsbibliothek beschäftigt, durch die zuströmenden Handschriften aufgehobener Klöster gefesselt, durch Aretin (Joh. Christ., s. Allg. d. Biogr. I. 518) vorzugsweise gefördert, 1806 Scriptor, 1811 Custos, bis er am 21. Novbr. 1828 starb, unverheirathet, freundlos, eine einsame, wenn auch nicht ungesellige Natur. Um die Ordnung und Katalogisirung der Münchener Bibliothek hat er sich die größten Verdienste erworben: die älteren deutschen Manuscripte beschrieb er vollständig; aber auch z. B. in lateinischen Handschriften gelang es ihm, eine große Menge von unbestimmten Stücken richtig zu bestimmen; das entlegenste wußte er aufzufinden; überall begegnet man den Spuren seiner zierlichen Hand. Dabei kam ihm seine Vielseitigkeit zu statten, die ihm sonst nicht überall förderlich war. Bildung und Wissenschaft, so nahe verwandt, sind zuweilen Gegensätze. In D. ist der Fachgelehrte durch den gebildeten Mann gehemmt. Heyne's Schule und romantische Anregungen blieben bei geringer persönlicher Originalität maßgebend. D. dichtet und läßt die sehr schwachen Eingebungen seiner Muse (baierisch-patriotische Poesien, die Catalani in München und sonstige Gelegenheitspoesie) leider auch drucken. Er zeichnet und übt Kunstkritik, mit Verständniß des Einzelnen, nach gesunden Grundsätzen, im Sinne Goethe's. Er schreibt über Bibliothekswissenschaft, über den Nachdruck (für 20jährige Frist), über deutsche Orthographie (für lateinische Schrift mit Accenten und kleinere Anfangsbuchstaben), sogar über die Eröffnung der baierischen Landstände. So hätte sich auch seine Thätigkeit für die deutsche Litteratur und Sprache ganz und gar in Broschüren und Journalartikeln verzettelt, wenn er nicht in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Litteratur" (2 Bde. 1807) und in dem mit v. d. Hagen und Büsching herausgegebenen „Museum für altdeutsche Litteratur" (1809—11) einen weiteren Rahmen für seine immer etwas kurzathmigen Arbeiten gefunden hätte. Er trug sich mit großen Plänen, er dachte an grammatische Vergleichungstafeln, an eine Theorie der älteren deutschen Sprache, an eine Ausgabe von Lessing's Schriften; in seinem Nachlasse fand sich ein Stammwörterbuch der jetzigen deutschen Sprache (in zwei Fassungen), es fanden sich Materialien zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuch und Vorarbeiten zu einer mittelhochdeutschen Grammatik. Er wußte im allgemeinen, worauf es in der jungen Wissenschaft ankam, er wußte gleichstrebende Genossen auf manche Fehler aufmerksam zu machen, aber er konnte die Wege des Fortschrittes nicht genauer bezeichnen und er hatte nicht Energie und Sammlung genug, um selbst einen großen Fortschritt zu begründen. Er besaß eine umfassende Kenntniß unserer Litteratur und hat die Forschung durch Einzelmittheilungen und Uebersichten mannigfach gefördert. Aber wie sein Stil etwas mühsames und geziertes behielt und den bündigen sachgemäßen Ausdruck nicht traf, so fehlt ihm bei wissenschaftlichen Combinationen der einfache Gradsinn und die Genialität des unwillkürlichen Treffens. Darum zog er in seinem Streit mit Jakob Grimm über Minnesang und Meistersang (s. den Art. Jakob Grimm) den kürzeren; darum entging ihm bei dem glücklichen Funde der prachtvollen Titurelfragmente die wichtige Entdeckung, daß er ein echtes Werk Wolframs v. Eschenbach vor sich habe und daß der sogen. jüngere Titurel nicht von Wolfram herrühre. Aber er hat das große Verdienst, daß er auf vollständige Induction als Grundlage der Litteraturgeschichte drang: dann werde manches, was für sich unbedeutend scheine, durch die Stelle, die es einnehme, bedeutend werden. Nach dieser Richtung hat er selbst die schönste Wirksamkeit entfaltet. Seine Lebensstellung kam ihm zu Hülfe: er hatte wol Ursache, die Aufhebung der baierischen Klöster in Reimen zu preisen: er pries damit die Grundlage seines eigenen Ansehens, die unerschöpfliche Fundgrube, aus der er alt- und mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler hervorholte. Er ist als Herausgeber entfernt nicht mit Benecke oder vollends

mit Lachmann zu vergleichen, er hat die Methode des Edirens und Interpretirens nicht verbessert. Er ist von dem Vorwurf der Heimlichthuerei (woran die Sünde der Verschleppung hängt) nicht frei zu sprechen. Er bewegt sich mit Vorliebe auf Nebenwegen und überläßt die Hauptstraße anderen Forschern. Aber er ist scharfsinnig und gewissenhaft; er weiß Fragmentarisches an den richtigen Ort zu stellen; er gibt vielfältige Anregung. So für die Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, für die Mystik des 14. Jahrhunderts, für die Anfänge des Volksliedes. Vor allem jedoch hat er im Gegensatze zu manchen romantischen Zeitgenossen, aber in Uebereinstimmung mit älteren Forschern, wie Junius, Eckhart, Pez, die große Bedeutung erkannt, welche den litterarisch fast werthlosen kleinen Prosadenkmälern, den lateinisch-deutschen Wörterbüchern und den deutschen Worterklärungen in lateinischen Handschriften des 8.—12. Jahrhunderts für die Kenntniß der Sprache zukommt. Diese Glossen und Glossare will er, so weit sie die Bibel betreffen, ihrer Hauptmasse nach auf Hrabanus Maurus zurückführen: eine Meinung, die sich zwar nicht bestätigte, aber doch als Anfang einer gründlichen Untersuchung des inneren Zusammenhangs in diesem weitschichtigen Material stets mit Ehren genannt werden wird. Er hat zugleich durch sein „Glossarium theotisco-latinum“ einen wichtigen Beitrag für das althochdeutsche Wörterbuch geliefert. Diese und überhaupt seine beste Thätigkeit fällt um das J. 1807. Von 1813 an etwa mag er den Vorwurf des Unfleißes verdient haben, den ihm Jakob Grimm einmal macht. Auch jene beste Thätigkeit ist nicht viel mehr als gute Handlangerarbeit. Aber man könnte sagen: D. ist der in einen Handlanger verzauberte Architekt. Denn immer ist sein Herbeischleppen durch die Ahnung des Bauplanes geleitet.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1828, II. S. 803—810 (Schmeller). Ersch-Gruber, Sect. I. Thl. 29. S. 334. Raumer, Gesch. 343—354. 395 ff. Görres, Briefe, s. Register. Die deutschen Handschriften zu München II. 538—542. Mitth. Halm's. Scherer.

Döderlein: Dr. Christian Albrecht D., geb. am 11. Decbr. 1714 zu Seyeringen im Fürstenthum Oettingen, studirte Theologie in Jena und wurde 1752 Inspector des Waisenhauses in Halle, 1753 Diaconus an der Moritzkirche daselbst. Herzog Friedrich von Mecklenburg, welcher, dem Wortdienst abhold, zur Beförderung eines lebendigen Christenthums den Geist der halle'schen Schule in die mecklenburgische Kirche überzuleiten wünschte, berief ihn 1758 zum Professor der Theologie und Consistorialrath nach Rostock. Bei der Verlegung des herzoglichen Theils der Universität 1760 ging er mit nach Bützow, wo er Director der Universität wurde, daneben aber Rath des Consistoriums in Rostock blieb. Bei der Zurückverlegung der Universität nach Rostock 1789 nahm er seinen Abschied und starb zu Bützow am 4. November desselben Jahres.

Krey, Andenken I. S. 25. — Kirch.- u. Gel.-Gesch. II. S. 218, 221, wo auch seine Schriften. — Wiggers, Kirchengesch. S. 210. Fromm.

Döderlein: Johann Christoph D., geb. zu Windsheim in Franken am 20. Jan. 1746, † am 2. Dec. 1792, Professor der Theologie in Altorf, hierauf des Danovius Amtsnachfolger in Jena, galt als der ersten Einer in seinem Fache und wurde der Melanchthon seiner Zeit genannt. Er hat liberale Grundsätze befolgt, aber mit schonender Mäßigung, über Steine des Anstoßes klug hinweggleitend. Für die eigentliche Aufgabe damaliger Theologie hielt er, die Lehren der hl. Schrift nach der Vernunft zu untersuchen und beide, die doch einander nicht wirklich widersprechen können, mit einander in Harmonie zu bringen. Seine „Institutio theologi christiani nostris temporibus accommodata“ (1780), auf Zureden einiger Ungarn verfaßt, war wegen gründlicher Exegese, Aufnahme des Dogmenhistorischen, Klarheit der Entwicklung, Abneigung vor jeder otiosa

speculatio ein ihrer Zeit sehr geschätztes Werk. Als Exeget war er klug und geschmackvoll, aber die Natur hat er hin und wieder dem Scharfsinne geopfert. In seinem Charakter etwas auffahrend, heftig und mit Prätensionen behaftet, war die Liebe seiner Collegen nicht sonderlich bei ihm. Der allerdings auch nicht ränkelose Eichhorn ist um seinetwillen dem Rufe nach Göttingen gefolgt, und als er starb, war die Rührung in der Nähe äußerst klein. Aber Reinhard schrieb: „Jena und die ganze theologische Litteratur haben an diesem Manne sehr viel verloren."

Vgl. Hagenbach in Herzog's Realencyklopädie III. 432 und Die Jenaische Theologie S. 88 von G. Frank.

Döderlein: Ludwig D., Philolog und Pädagog, geb. 19. Dec. 1791 in Jena, gestorben in Erlangen 9. Nov. 1863. Nachdem er schon am 2. Dec. 1792 seinen Vater, den Professor der Theologie und Kirchenrath Johann Christoph D. (s. o.), verloren hatte, fand er in Friedrich Immanuel Niethammer, mit welchem sich seine Mutter einige Jahre darauf wieder vermählte, einen zweiten Vater. Als dieser 1804 einem Rufe als Professor an die Universität Würzburg folgte, wurde D. auf das Gymnasium zu Windsheim geschickt, das er 1807 mit der Landesschule Pforta vertauschte; von hier kam er 1810 nach München, wo sein Stiefvater damals als Central-Schul- und Studienrath wirkte, und begann hier unter der Leitung des kurz vorher an das Gymnasium berufenen Friedr. Thiersch seine philologischen Studien, die er 1811—13 in Heidelberg unter Creuzer und Voß, 1813—14 in Erlangen (wo er im Frühjahr 1814 mit einer kritischen Arbeit über Sophokles, dem „Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum" promovirte), endlich in Berlin unter Wolf, Buttmann und Böckh fortsetzte. Noch während seines Berliner Aufenthaltes erhielt er 1815 einen Ruf als Professor der Philologie an die Akademie zu Bern, dem er Folge leistete. Nachdem er hier vier Jahre als Lehrer gewirkt, auch einige schriftstellerische Arbeiten (Uebersetzung des Agricola des Tacitus nebst Rechtfertigungen, Aarau 1817, und in Verbindung mit dem Züricher Professor Joh. Heinr. Bremi „Beiträge zur Philologie aus der Schweiz", Zürich 1819) veröffentlicht hatte, wurde ihm 1819 die zweite ordentliche philologische Professur an der Universität Erlangen und das Rectorat des Gymnasiums daselbst übertragen; das letztere Amt, das er selbst als seinen Hauptlebensberuf betrachtete, behielt er auch nach seiner Ernennung zum Professor der Beredsamkeit und Director des philologischen Seminars (1827) bei und legte es erst nach 43jähriger Thätigkeit am 8. Nov. 1862 nieder; als akademischer Lehrer war er bis fast an sein Lebensende thätig. Der Schwerpunkt von Döderlein's Wirksamkeit liegt auf dem Gebiete der Gymnasialpädagogik: als Gymnasial-Rector und Lehrer hat er durch den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit, durch die Macht seiner Rede auf seine Schüler wie auf seine Collegen eine bedeutende und nachhaltige Wirkung ausgeübt, und auch von seinen im Druck erschienenen Arbeiten lassen die im wesentlichen auf diesem Gebiete sich bewegenden „Reden und Aufsätze" (erste Sammlung Erlangen 1843; zweite Sammlung ebdas. 1847) sowie die „Oeffentlichen Reden" (Frankfurt a. M. und Erlangen 1860) den reinsten und befriedigendsten Eindruck zurück. Auch als akademischer Lehrer hat er namentlich durch den persönlichen Verkehr mit den Studirenden vielfach anregend gewirkt; doch vermißte man an seinen Vorlesungen strenge Methode, gleichmäßige Durchdringung und systematische Anordnung des Stoffes. Eben dieser Mangel an strenger wissenschaftlicher Methode, die in seinem ganzen Wesen begründete Neigung, geistreichen Einfällen nachzugehen, die nicht selten den Charakter des Absonderlichen, ja Bizarren annehmen, ist auch der Grund, daß seine philologischen Arbeiten trotz des Scharfsinnes und der reichen Gelehrsamkeit, die fast überall

darin zu Tage treten, kaum auf eine bleibende Bedeutung Anspruch machen können. Mit besonderer Vorliebe bearbeitete er die Gebiete der Synonymik und der Etymologie, namentlich war die letztere, trotz der Nichtanerkennung von Seiten der Fachgenossen, über welche er in einem Sendschreiben an Jakob Grimm (Reden und Aufsätze, 1. Sammlung, S. 355 ff.) mit dem ihm eigenen Humor sich beklagt, recht eigentlich sein Steckenpferd. Seine umfänglichsten Werke gehören diesem Gebiete an; so die „Lateinischen Synonymen und Etymologien" (6 Bde., Leipzig 1826—38), die „Lateinische Wortbildung" (ebdas. 1838), das „Handbuch der lateinischen Synonymik" (ebdas. 1839, 2. Aufl. 1849) und das „Handbuch der lateinischen Etymologie" (ebdas. 1841); wesentlich auf gleichem Gebiete bewegt sich sein „Homerisches Glossarium" (3 Bde., Erlangen 1850 bis 1858). Von griechischen Schriftstellern haben D. besonders Homer und Sophokles, von lateinischen Horaz und Tacitus beschäftigt: hier sind außer zahlreichen Beiträgen zur Kritik und Erklärung einzelner Stellen dieser und anderer Schriftsteller (wie Theokrit und Thukydides), die größtentheils in den Sammlungen seiner Reden und Aufsätze wieder abgedruckt sind, zu erwähnen die Ausgaben des Oedipus auf Kolonos des Sophokles (c. not. var. Lips. 1825) und der homerischen Ilias (2 Theile, Lips. et Londin. 1863—64), die Gesammtausgabe der Werke des Tacitus (2 Bde., Halle 1841 und 1847), die Ausgabe der Germania desselben Schriftstellers mit deutscher Uebersetzung (Erlangen 1850), endlich die Ausgaben der Episteln (Leipzig 1856—58) und der Satiren des Horatius (ebdas. 1860) mit metrischer deutscher Uebersetzung und Erläuterungen (die deutsche Uebersetzung allein in zweiter Auflage, ebdas. 1862). Diese metrischen Uebersetzungen wie auch einige in seinen Reden und Aufsätzen veröffentlichten Uebersetzungsproben gehören zu dem Trefflichsten, was auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst geleistet worden ist.

Vgl. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Bd. 90 (1864) S. 320 ff.

Bursian.

Dodonaeus: Rembert D. (Dodoens), geb. 29. Juni 1517 zu Mecheln, betrieb schon in seiner Jugend das Studium der Pflanzenwelt mit großem Eifer, studirte Medicin und wurde 1574 kaiserlicher Leibarzt. Als solcher gab er einige größere botanische Werke heraus, sämmtlich zu Antwerpen erschienen: „Frumentorum, leguminum, palustrium et aquatilium herbarum historia", 1566; „Florum et Coronarium odorarumque nonnullarum herbarum historia", 1568 bis 1569; „Cruydebook" 1563, Fol.; „Stirpium historiae pemptades sex", 1573, Fol. Letzterem Werke, welches viele Pflanzen zum ersten Male beschreibt, sind 1330 Holzschnitte beigefügt; dasselbe war lange Zeit in hohem Ansehen und wurde im Jahre 1616 noch einmal von Lobel und Clusius herausgegeben. Im Jahre 1583 wurde D. als Professor nach Leyden berufen, woselbst er am 10. März 1585 starb. Vgl. Jöcher. Engler.

Doebel: Heinrich Wilhelm D., Forstmann, geb. 1699 im sächsischen Erzgebirge, ältester Sohn eines reitenden Försters gleich. Vorn., gehört einer uralten Jägerfamilie „v. Dobel" an, deren Vorfahren ihren Namen im dreißigjährigen Kriege, vermuthlich um den Verfolgungen wegen ihrer lutherischen Confession zu entgehen, in das bürgerliche „Doebel" umgewandelt hatten. Sein Geburtsort ist unbekannt. Der Vater wurde 1715 von dem Fürsten Karl Friedrich zu Anhalt-Bernburg als reitender Förster nach Güntersberge (Unterharz) berufen und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode (24. Juni 1738).

Der junge D., schon von frühester Jugend ab dem Waidwerke mit Feuereifer ergeben und frühzeitig in die Mysterien des Faches eingeführt, lernte drei Jahre als Jäger zuerst bei seinem Großvater, dem Förster Hans Rudolf D.,

und nach dessen Tode bei seinem Vater. Im Herbste 1717 im Forstamt zu Harzgerode nach damaliger Sitte wehrhaft gemacht, d. h. aus der Lehre entlassen, begab er sich — mit Zustimmung seines Vaters — sogleich auf Reisen, um sich im Jagd- und Forstwesen weiter auszubilden und seine Sitten anzueignen. Die nächste Veranlassung hierzu lag in den damals trüben Aussichten auf Anstellung für einen deutschen Jäger, indem an den Höfen der großen und kleinen Potentaten die Nachäfferei französischen Wesens in der höchsten Blüthe stand und demzufolge fast alle Jägerstellen mit Franzosen besetzt waren. Drei Jahre lang durchstreifte D. die Wälder, besuchte die Jägereien im größten Theile Deutschlands zc., richtete hierbei sein Augenmerk vorzugsweise auf die Parforcejagd und kehrte, mit reichen Erfahrungen und Kenntnissen ausgestattet, nach Güntersberge zurück. 1723 trat er als Jägerbursche zu Blankenburg in die Dienste des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig, 1725 in diejenigen des Fürsten Leopold von Dessau. Hier legte er bei einer Parforcejagd so große Geschicklichkeit an den Tag, daß ihn der Fürst alsbald hiernach als Piqueur anstellte. Anfangs von dem dortigen Oberpiqueur mit Mißtrauen betrachtet, gelang es ihm doch bald, auch dessen Gunst zu erlangen. Er war kaum in dessen Familie eingeführt, so entspann sich ein zartes Liebesverhältniß zwischen ihm und der jüngeren Tochter des Hauses, Antoinette, einem heiteren Wesen von angenehmem Aeußeren. Ungünstige Gerüchte über den Charakter seiner Geliebten veranlaßten ihn jedoch, auf eine dauernde Verbindung mit derselben zu verzichten. Seine Verlobung mit der jungen Wittwe Agnes Plank (1726) brachte diesen Verzicht zum Ausdruck, führte jedoch eine Katastrophe von Bedeutung herbei, indem es die frühere gekränkte Liebhaberin bei ihrem in der vollen Gunst des Fürsten stehenden Vater durchzusetzen wußte, daß D. ganz plötzlich als Piqueur entlassen wurde. Durch diesen Zufall und den nicht unbedeutenden Grundbesitz seiner Verlobten bestimmt, widmete er sich nach seiner noch 1726 vollzogenen Verheirathung und zwar mit großem Geschicke der Landwirthschaft; allein die nie ganz verglommene Neigung zum Waidwerk loderte nach einigen Jahren bei Gelegenheit eines Besuches, welchen er seinen Eltern abstattete und wobei er seine Brüder in ihren glänzenden Jagduniformen wiedersah (1731), so mächtig in ihm auf, daß er nach seiner Zurückkunft den Beschluß faßte, den Wanderstab abermals zu ergreifen, um sich nach einer Jägerstelle umzusehen. 1733 brach er wirklich von Dessau auf, den anfänglichen Widerspruch seiner Gattin, welche er vorläufig zurückließ, nicht beachtend. Binnen kurzem gelang es ihm, vom König Friedrich August II. von Polen (zugleich Kurfürst von Sachsen) als Oberpiqueur bei der Jägerei zu Hubertusburg angestellt zu werden. Er siedelte nun, da ihm der dortige Jägerhof ein ausreichendes Asyl nicht zu gewähren vermochte, mit seiner Familie nach dem nahgelegenen Reckwitz über, woselbst er 1746 seine „Jägerpractica zc.“ schrieb. Diese verschaffte ihm die Ernennung zum Oberförster. Mit dem siebenjährigen Kriege, durch welchen besonders Sachsen schwer heimgesucht wurde, verschwindet D. aus den Familiennachrichten. Seine Gattin war bereits früher (am 22. April 1746) gestorben, die Jägerei zu Hubertusburg war eingegangen. D. verließ daher Reckwitz, um in einer von den Drangsalen des Krieges mehr verschonten Gegend ein Asyl zu suchen.

Wohin er gegangen, hat nicht ermittelt werden können (Moser läßt ihn in seiner Forstökonomie I. S. 155 um 1757 als Förster zu Falkenberg und Schmekendorf im Sächsischen fungiren); auch sind Jahr und Ort seines Todes nicht bekannt. Es geht jedoch wenigstens so viel aus den Familiennachrichten hervor, daß er seine irdische Laufbahn bei seinem Sohne und einzigen Kind, dem Oberst und Oberstallmeister Friedrich Rudolf v. D. (in Warschau oder in Pleß [Schlesien]) beschlossen hat.

Doebel's Bedeutung für die Forstgeschichte liegt in der — wie bereits erwähnt — von ihm 1746 veröffentlichten „Jägerpractica" (die 4. Auflage derselben wurde 1828 und 1829 von Karl Friedr. Lebr. D. und Friedrich Wilh. Benicken herausgegeben). D. schrieb außerdem noch ein umfangreiches Werk unter dem Titel: „H. W. Doebel's geschickter Hausvater und fleißige Hausmutter oder kurze, doch gründliche Einleitung zur Haushaltung der Landwirthschaft" (1747) und eine Menge von litterarischen Berichten in die Leipziger ökonomischen Nachrichten (1752—1760).

Diese „Jägerpractica" (in den Försterhäusern Thüringens und Sachsens sehr verbreitet) ist nämlich das zweite deutsche forstliche Werk von Bedeutung — jedoch von seinem Vorläufer (Carlowitz, Sylvicultura oeconomica 1713 [s. Bd. III. S. 791]) grundverschieden. Während Carlowitz den schriftbewanderten, gelehrten Autor repräsentirt, zeigt sich uns im „Vater Doebel", wie ihn die Epigonen nannten, der hirsch- und holzgerechte Praktiker.

Das Werk, mit einer schwülstigen Vorrede des königl. preuß. Geheimenrathes und Kanzlers der Universität Halle, Reichsfreiherrn v. Wolff (der Philosoph empfiehlt den Empiriker!) zu Leipzig erschienen, gab die Summe der Erfahrungen im Gebiete des Jagd- und Forstwesens, welche sich D. überhaupt erworben hatte. Mit scharfem Beobachtungssinn ausgestattet, pünktlich, ordnungsliebend, offen, streng gegen sich und Andere, rechtlich, lernbegierig, äußerst thätig, durch und durch praktisch angelegt, hatte sich D., bei abwechselnder Wirksamkeit im Dienste des Waldes und der Landwirthschaft, eine tüchtige Empirie beschafft — und daß er sogar selbst als „schreibender Förster" auftrat, muß ihm besonders hoch angerechnet werden. Er repräsentirt das urwüchsige Naturgenie des damaligen Jägers, ganz aufgehend im Jäger-Leben und Treiben seines Jahrhunderts, den Ahnherrn und Vorläufer der sogenannten Hirschgerechten, denen die Stubenweisheit ein Greuel war. Stand dem Verfasser auch die Jägerei höher, als die Forstwirthschaft, so wird doch auch die letztere — und zwar im 3. Theil des Werkes — abgehandelt. D. gibt hier ausführliche Beschreibungen der Waldbäume, lehrt die Vermessung, Schlageintheilung, Baumtarirung (das „Ansprechen" der Bäume auf ihren Kubikinhalt), die Abholzung, den Verkauf, die Messung und Berechnung der gefällten Hölzer und den Wiederanbau 2c. Für Tangelholz (Nadelholz) wird ein 60—80jähriger Umtrieb gefordert! (Im argen Gegensatz zu dieser relativ kurzen, etwa der Culmination der Bodenrente, von welcher D. allerdings keine Ahnung hatte, entsprechenden, ganz neuerdings wieder von der forstlichen Reinertragsschule aufs Panier geschriebenen Umtriebszeit stehen die später von Cotta und den Conservativen geforderten, auf Massenmehrung abzielenden hohen Haubarkeitsalter.) Gegen die Beckmann'sche Kahlschlagtheorie und die von diesem geforderte künstliche dichte Saat zog er (in den Leipziger ökonomischen Nachrichten) mit der Derbheit und Hartnäckigkeit, die den Empiriker in der Regel auszeichnen, zu Felde, indem er für die natürliche Besamung (schlagweisen Hieb mit Belassung von Samenbäumen) eintrat; aber es muß hinzugefügt werden, daß Beckmann (Bd. II. S. 238) die Offensive ergriffen hatte. (Ueber Doebel's litterarische Fehde mit v. Brocke vgl. Bernhardt a. a. O. II. S. 100.) Von den Durchforstungen hält unser Autor noch nichts; Umwandlung von Wald in Feld erklärt er für durchaus unzulässig; das Streulaub- und Moosrechen findet jedoch in seinen Augen Gnade (— hier blickt der Landwirth durch —); ja er animirt sogar den Ackerbautreibenden zur Ausübung dieser Nutzung. D. verkörpert uns — Alles in Allem genommen — den forstlichen Standpunkt des damaligen Jägerthums: Mangel an allgemeiner Bildung, aber begeisterte Liebe für Jagd und Wald, praktischer Sinn und reiche Erfahrung. Seine litterarische Schöpfung hat selbstverständlich heutzutage nur noch geschichtlichen Werth, aber

der Ruf des Autors unter den Grünröcken verblaßte erst, als die wissenschaftliche Erkenntniß des Waldgewerbes — unter Verdrängung der Jagd — in ihre Rechte einzutreten begann.

Jägerpractica, 4. Aufl. 1828. Einleitung. Fraas, Geschichte der Forstwissenschaft, 1865, S. 519 und 521. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. I. 1872, S. 253. II. 1874, S. 78, 96, 100. Heß.

Doebelin (auch Döbelin und Döbbelin geschrieben): Karl Theophilus D., Schauspieler und Theaterdirector, geb. 27. April 1727 zu Königsberg i. Pr., † 10. Dec. 1793 zu Berlin. Zu den bedeutungsvollen Persönlichkeiten in der deutschen Theatergeschichte des vorigen Jahrhunderts gehört unzweifelhaft auch D., der mit Bewußtsein höheren Zielen in der Kunst entgegenstrebte, dem das gesättigte Lustgefühl des Publicums nicht als Beweis seiner eigenen erfüllten Pflicht erschien. D. ist von Verschiedenen sehr verschieden beurtheilt worden; je genauer man aber sein Leben beobachtet, um so mehr wird man zu der Einsicht kommen, daß sich D. nicht blos den Strömungen einer neuen Epoche willig hingab, nicht nur von seinem raschen Blut veranlaßt, vorwärts schritt, sondern einen gewissen geistigen Scharfblick besaß, der das Urmotiv all seiner künstlerischen Handlungen gewesen ist. Möglich, daß sich D. hie und da ein grobes Auftreten hat zu Schulden kommen lassen, daraus aber mißgünstig auf seinen Charakter zurückzufolgern — wie geschehen — ist ein entschiedenes Unrecht. Es kann kaum ein besseres Zeugniß tiefen Empfindens, höchst moralischer Ansichten geben, als Doebelin's Brief (abgedr. in Reichard's Theater-Kalender, 1787, S. 58 ff.) über den Selbstmord seines Sohnes Friedrich († 23. März 1784) an dessen Bruder Karl Konrad Kasimir. Auch sonst gab er Beispiele eines guten Sinnes in Menge. — Seine erste Bildung hatte D. im grauen Kloster zu Berlin empfangen, sich dann und nachdem er kurze Zeit Soldat gewesen war „studirenshalber“ in Frankfurt a. O., Halle und Leipzig aufgehalten. Die Rechtswissenschaft behagte ihm indessen an keinem dieser Orte, er gab sie deshalb auf, ging zur Neuberin und debütirte bei deren Truppe in Zerbst als Cinna. Bald darauf verheirathete er sich mit der feingebildeten Schauspielerin Schulz, die leider 1759 bereits verstarb. 1752 ging D. zur Schuchischen, 1754 zur Ackermann'schen Gesellschaft. Als er zwei Jahre später 6000 Thaler gewann, beabsichtigte er eine große Reise zu unternehmen, ließ sich aber durch Gottsched bereden eine Schauspielergesellschaft zu begründen. In Dresden warb er 15 Mitglieder, begann in Erfurt mit Voltaire's Oedip im April seine Vorstellungen und gefiel so außerordentlich, daß man ihn dauernd gefesselt haben würde, wenn nicht der Krieg zum Hinderniß geworden wäre. D. wandte sich deshalb nach Weimar, wo er seine Truppe durch Bruck, Witthöfft, Mad. Mecour u. A. verstärkte und ebenso wie in Erfurt dem regelmäßigen Schauspiel allen Vorschub zu leisten bemüht war. Durch den Verlust der herzoglichen Gnade gezwungen Weimar und seine Truppe (die der Hof übernahm) zu verlassen, errichtete er 1757 eine neue Gesellschaft. Obgleich derselben Künstler und Künstlerinnen, wie Schuberth, Mad. Steinbrecher und vor allen die später berühmt gewordene Karoline Schulz angehörten, mußte er sie doch im folgenden Jahre, nach kurzer Wirksamkeit in Köln und Düsseldorf auflösen. Er selbst ging zu Ackermann (damals in Zürich), blieb bei diesem bis 1766, in welchem Jahre er zu Schuch in Berlin übertrat und hier seine zweite Frau, eine geb. Neuhoff aus Brüssel, ehelichte. Die wenig glückliche Verbindung wurde 1775 wieder getrennt. Auch bei Schuch bemühte sich D. im Verein mit seiner Frau und Brandes, den Hanswurst abzuschaffen, ein Bestreben, das guter Erfolg lohnte. Ein Bericht in den „Logen“ von 1772 sagt von ihm u. a.: „In ihm sah Berlin den ersten deutschen Acteur auf seiner Bühne.“ 1772 gelang es ihm, das

preußische Privilegium mit Schuch zusammen zu erhalten und von der Gesellschaft, der er nunmehr das Dasein gab und die er bis 1789 fortführte, datirt sein wichtigster Einfluß auf das deutsche Theater. Bei einem erfolgreichen Gastspiel in Hamburg, wo er am 12. Nov. als Zamor auftrat, gewann er Schmelz, Garbrecht und Merschy mit ihren Frauen, Hensel, Lambrecht, Mad. Schulz und Dlle. Falbrich, die seine Gesellschaft bildeten; wenn er trotz dieser guten Kräfte auch außerhalb Berlins spielen mußte, so wird mehr die Vorliebe für das französische als eine Unzulänglichkeit des deutschen Theaters der Vorwurf treffen. Seine Bühne war eine gereinigtere, auf der das Trauerspiel bevorzugt wurde, wenn auch Operette und Singspiel, so sehr D. sonst gegen das Opernunwesen eiferte, der französischen Concurrenz wegen, einen Platz fanden. Trotz dieses Zugeständnisses hatte er kein besonderes Glück in Berlin und nur der unerhörte Beifall, den Lessing's „Minna von Barnhelm" (21. März 1768) fand, entzog ihn ernstlichen Verlegenheiten. Nun wandte er sich nach Potsdam, Stettin, Danzig und Königsberg i. Pr., kehrte 1769 im März nach Berlin zurück, wo er das Berger'sche Schauspielhaus bei Monbijou erwarb. Dann bereiste er die östlichen Provinzen, gab wieder vom Ende November 1770 bis Fastnacht 1771 in Berlin, hierauf in Potsdam und schließlich in Leipzig (vom 22. April 1772) wie auch in Dresden Vorstellungen. Bemerkenswerth ist, daß bei seiner Anwesenheit in Magdeburg 1771 ein, längere Zeit sich fortspinnender Streit über die Sittlichkeit der Schaubühne entstand (vgl. Chronologie des deutschen Theaters S. 331 ff.), während er 1772 in Braunschweig den Titel eines Hofschauspielers erhielt. — Nach Koch's Tod kam D. in den Besitz des Privilegiums für Berlin (theilweise abgedruckt in Teichmann's litt. Nachlaß S. 25 ff.), was seiner Gesellschaft, die jetzt aus den Mitgliedern: Christ, Fischer, Lanz, Reinwald, Brückner, Henke mit ihren Frauen, Murr, Unzelmann, Hempel, Thering, Teller, Pustrich, Pessel, den Schwestern Schulz, Klotz, Mlle. Schick, der Huber'schen, Withöfft'schen und endlich der Doebelin'schen Familie bestand, einen festeren Halt und größere Gewährleistung für die Erreichung ihrer Ziele gab. Am 17. April 1775 eröffnete er seine Bühne in dem früher Schuch'schen Comödienhaus in der Behrenstraße und bot dem Publicum bis zu seinem Rücktritt von der Bühne ein reichhaltiges Repertoir, wie er ihm auch die ersten Kräfte als Gäste vorführte. Er war es der am 24. Februar 1781 allen anderen Bühnen mit einer Todtenfeier Lessing's (vgl. Reichard, Theater-Kal. 1782 S. 80 ff.) voranging, er brachte am 4. April 1783 den „Nathan" zum ersten Male auf die Bretter, unter seiner Direction sahen die Berliner einen Schröder, Brockmann, Reinecke und Opitz. Seine Gesellschaft vervollständigte sich stets: 1783 u. a. durch Fleck von Hamburg, und als er 1789 seine Rechte auf das Theater dem König übertrug, zeigte das Mitgliederverzeichniß neben einigen früher Genannten: Böheim, Bötticher, Engst, Kreibe, Herdt, Kaselitz, Labes mit ihren Frauen; Ernst und Christ. Benda, Czechtitzky, Fleck, Lanz, Lippert, Mattausch, Reinwald, Rüthling, Weidemann, Zimmerle, Walther, Cordemann und Leist; Mad. Baranius, Mad. Brückner, Mad. Hellmuth und Tochter, Mad. Unzelmann; Mlles. Altfilist, Amberg, Cordemann, Gerard, Weichleben und Werner. — 1784 errichtete D. im gräflich reußischen Garten in der Kochstraße ein Sommertheater, aber auch diese neue Einnahmequelle enthob ihn nicht aller Sorgen. Diese zu beseitigen war erst dem König Friedrich Wilhelm II. bestimmt, der nach seiner Thronbesteigung Doebelin's Theater zum königlichen Nationaltheater erhob, dem Prinzipal das Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt einräumte und ihm 6000 Thlr. jährlichen Zuschuß nebst sonstigen Vortheilen gewährte. 1787 setzte der Fürst eine Verwaltung ein, bestehend aus Engel, Rammler und dem geh. Ober-Finanzrath v. Beyer; D. blieb Regisseur und begab sich erst am 1. Aug. 1789 gegen eine baare Entschädigung

von 14000 Thlrn. und Zusicherung einer jährlichen Pension von 1200 Thlrn., die nach seinem Tod zur Hälfte auf seine Tochter überging, aller weiteren Rechte auf seine Schöpfung. 4 Jahre später starb er im 67. Jahre seines Lebens. — Als Schauspieler hat er bei seinen Zeitgenossen vielen Beifall gefunden. Er spielte mit Vorliebe tragische Partien, in denen ihm jedoch manche Beurtheiler ein zu pathetisches oder auch zu forcirt leidenschaftliches Auftreten vorwerfen. Prologe und Epiloge hat D. in großer Anzahl verfertigt.

Vgl. über D. und seine Gesellschaft außer den bereits genannten Quellen noch Plümicke, Theatergesch. von Berlin. 1781. Blümner, Geschichte des Theaters in Leipzig. 1818. Peiba, Gallerie von Teutschen Schauspielern &c., 1783. Bertram, Ueber die königl. Schauspielgesellschaft aus Berlin, an einen Freund, 1771. J. H. F. Müller's Abschied von der k. k. Hof- und National-bühne, Wien 1802. S. 115 ff. 122—125. Beitrag zu einem Theaterhandbuch f. d. J. 1799. Berlin. Auch die zeitgenössischen Journale, u. a. Schmid's Parterre (wozu die „Beiträge zum Parterre, nebst einigen Anmerkungen über die D.'sche Schauspieler-Gesellschaft“ einzusehen sind). Schmid's Theaterchronik; Litteratur- und Theaterztg. u. dgl. m. Einen interessanten Brief Doebelin's findet man in der Zeitschrift Der Bär, 1875. S. 90 ff.; ebend. S. 236 f. Briefe Bertrams an Meyer über D.

Jedenfalls bedeutender in Beziehung auf die Darstellung als D., war seine Tochter erster Ehe Caroline Maximiliane, geb. 1758 zu Köln, † 1828 zu Berlin, die 1762 in Kinderrollen bei Ackermann in Zürich, 1775 in Berlin als Erixene („Die feindlichen Brüder“) debütirte und frühzeitig, obgleich von ihren Eltern vernachlässigt, ein schönes Talent entwickelte, das sie zum Liebling des Publicums machte. Eine zunehmende Beleibtheit und wenig klangvolles Organ bestimmten sie noch im jugendlichen Alter, aus dem Liebhaberinnenfach in das der Alten überzugehen. Coquette alte Jungfern, Betschwestern, zänkische Weiber &c. gab sie mit seltener Vollendung, doch mehr wo es sich um komische, als da wo es sich um ernste Charaktere handelte. Allerdings übertrieb sie manchen humoristischen Zug, vom Beifall dazu verleitet. Ein Augenleiden entzog leider die Künstlerin gegen 7 Jahre der Bühne und erst am 16. April 1812 konnte sie wieder als Jacobe Schmalheim (Aussteuer) vor das Publicum treten. Nachdem sie am 13. Juli 1812 ihr Jubiläum gefeiert hatte, zog sie sich 1815 gänzlich vom Theater zurück und starb völlig erblindet 70 Jahre alt.

Wenig bedeutend für die Kunst waren Doebelin's Söhne Karl Konrad Kasimir (vgl. zu seiner und der Charakteristik seiner Gesellschaft u. a. Schmid's Denkwürdigkeiten I, 1875) und Friedrich. Dagegen hat einen Anspruch genannt zu werden der Sohn des ersteren und der ihrer Zeit bekannten Sängerin geb. Feige: Konrad Karl Theodor Ernst, Theaterdirector und Schauspieler, geb. 17. Nov. 1799 zu Neubrandenburg, † 13. Dec. 1856 zu Coburg. Schon als Kind betrat D. bei der Gesellschaft seines Vaters die Bühne, kam aber später, von seinen Eltern für den Handelsstand bestimmt, auf die Winkelmann'sche Handelsschule in Magdeburg, wo er mehrere Jahre verblieb, 1817 aber zu seinen Eltern zurückkehrte und bei deren Gesellschaft in Posen die Bühne wieder betrat. Nach dem Tod seines Vaters, mit dem er Deutschland, Holland, Polen und Ungarn bereist hatte, übernahm er 1822 die Direction der Truppe, die bald darauf in den Hoftheatern zu Dessau und Cöthen aufging. Nur kurze Zeit Leiter dieser neuen Bühnen, engagirte er sich 1823—1824 bei der Pichler'schen Gesellschaft in Bremen, gastirte von hier aus an den Theatern von Hannover, Leipzig, Magdeburg und Königsberg i. Pr., bis er 1826 an der neubegründeten Hofbühne zu Coburg-Gotha als Mitglied und Regisseur angestellt wurde. 1838 lebenslänglich engagirt, ließ er sich 1852 pensioniren und starb

4 Jahre darauf. In komischen Rollen war D. ein ganz vortrefflicher Darsteller, der bei der Natur in die Schule gegangen war und nicht übertrieb. Mit Glück von ihm gespielte Rollen sind: Friedrich II., Werdenbach (Mißverständnisse), Bartolo (Barbier von Sevilla), Astuccio (Concert am Hof), Schelle (Schleichhändler), Reinhold (Müller und sein Kind) u. a. — Vgl. Alvensleben, Biogr. Taschenbuch 1836, S. 28 ff. — Die Gattin Doebelin's war Augusta, eine tüchtige Schauspielerin, geb. 9. August 1803 zu Berlin, die Tochter des königl. Kriegsrathes Lange, † 23. Januar 1842 zu Coburg. Begabt, feingebildet, angeregt durch die Darstellungen auf der Hofbühne, hatte Auguste ihren ersten Versuch auf dem bekannten Dilettantentheater Urania gemacht. Aufgemuntert von solchen die ihr schauspielerisches Talent erkannten, nahm sie 15 Jahre alt ein Engagement bei der in Frankfurt a. O. anwesenden (Karl) Doebelin'schen Schauspielgesellschaft, gastirte in den zwanziger Jahren in Bremen, Erfurt, Halle, Hannover, Magdeburg, Warschau und Posen und engagirte sich nach kurzer Thätigkeit in Cöthen und Dessau bei dem Hoftheater zu Coburg, wo sie sich im Sommer 1838 mit dem vorigen vermählte. Geschätzt und geliebt in ihrem Wirkungskreis, bemüht den Anforderungen der Kunst gerecht zu werden, starb sie 1842. Ihre letzte Rolle war die Herzogin Marlborough (Scribe's Glas Wasser) am 8. Juli 1841. Joseph Kürschner.

Doehler: Jakob Friedrich D., Rechtsgelehrter und Agronom, geb. 15. Dec. 1710 zu Ohrdruf in Thüringen, Todesjahr unbekannt. Er studirte in Jena, war kaiserl. Rath und Resident am königl. Hofe zu Neapel, und hielt seit Michaeli 1766 zu Jena als Privatdocent Vorlesungen über Staats- und Cameral-Wissenschaften. Später wurde er hessen-homburgischer Hofrath, 1777 gräfl. Bassenheimischer Oberamtmann zu Friedberg. Zuletzt privatisirte er in Coblenz. Er verfaßte mehrere juristische, politische und landwirthschaftliche Schriften, z. B. anonym: „Auch Etwas Ueber die Regierung Der Geistlichen Staaten in Deutschland", 1787.

Strieder, Hess. Gel. Gesch. III, 142 ff. Weidlich, Biogr. Nachrichten IV, 51 ff. Meusel, Lex. Steffenhagen.

Doemling: Johann Joseph D., Arzt, den 13. Jan. 1771 in Markershausen (Nieder-Hessen) geboren, erlangte in Würzburg, wo er studirt hatte, 1797 die akad. Doctorwürde und bald darauf eine Professur der Medicin, starb aber schon am 7. März 1803 tief betrauert von seinen Collegen und Schülern, die in ihm einen der anregendsten, geistvollsten Freunde und Lehrer verloren hatten. — Doemling's Auftreten in der akademischen Gelehrtenwelt war durch die rationelle und energische Bekämpfung der Humoralpathologie, und besonders der aus der Schule Stoll's hervorgegangenen gastrischen Theorie eine Epoche machende; schon in seiner Inaugural-Dissertation („Diss. sist. morborum gastric. acutorum pathologiam", Würzburg 1797. 4., deutsch im Journal der Erfind. VII. Heft 2. S. 30. Heft 3. S. 82) hatte er eine einschneidende Kritik der Lehre von den Se- und Excretionen gegeben und denselben Gegenstand ausführlich später in den Schriften: „Ist die Leber Reinigungsorgan?" 1798, und „Giebt es ursprüngliche Krankheiten der Säfte?" 1800 behandelt. In der letztgenannten Schrift polemisirt D. gegen die Naturphilosophie und besonders gegen die Schelling'sche Ansicht von der Indifferenz der Flüssigkeiten im menschlichen Körper, aber schon zwei Jahre später findet man ihn in das Lager der Naturphilosophen übergegangen; in seiner „Kritik der vorzüglichsten Vorstellungsarten über Organisation und Lebensprincip ꝛc.", 1802, erklärt er den transcendentalen Idealismus Schelling's als die höchste Stufe der Erkenntnißlehre, die allgemein organisirende Thätigkeit in der Natur (ein bei ihm ganz verschwommener Begriff)

als die Ursache des Daseins des Organismus, jede einzelne Organisation als eine Hemmungsstufe jener Thätigkeit ꝛc. und denselben transcendentalen Standpunkt hat er auch in der letzten von ihm veröffentlichten Schrift „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“, 2 Bde. 1802. 1803 festgehalten. In Gemeinschaft mit Horsch hat er ein „Archiv für die Theorie der Heilkunde“ herausgegeben, von dem jedoch nur ein Band (Nürnberg 1803) erschienen ist. A. Hirsch.

Doering: s. auch Döring.

Doering: Friedrich Wilhelm D., Schulmann und Philolog, geb. 9. Febr. 1756 in Elsterberg bei Plauen im Voigtlande, gest. in Gotha 27. Nov. 1837. Sein Vater David Gottlieb war daselbst Oberpfarrer, seine Mutter eine geb. Naumann. In seinem zehnten Jahre verlor er den Vater und kam, da sich seine Mutter wieder verheirathete, in eine für seine Erziehung keineswegs günstige Lage. An dem kleinen Orte gelangte er unter beschränkten Umständen erst spät zu einem ordentlichen Unterrichte. Der nach Elsterberg als Diaconus versetzte Conrector Johann Karl Böttiger nahm sich des Knaben an und ertheilte ihm und seinem Sohne Karl August den ersten lateinischen Unterricht, den Cantor Bamler fortsetzte, bis beide Knaben am 11. Mai 1772 zugleich Aufnahme in Schulpforte fanden. D. war seinem Mitschüler an Jahren voraus, hatte aber durch angestrengten Fleiß das Versäumte bald nachgeholt, so daß beide gemeinsam ihre Schul- und Universitätszeit zurücklegten und Mitscherlich sich ihnen als Freund zugesellte. Unter den Lehrern nahm sich der Tertius Fr. Gottlieb Barth (nachher Rector) Döring's besonders an, machte ihn zu seinem Famulus, zog ihn zur Hülfe bei seiner Ausgabe des Properz, zu der D. den index latinitatis verfertigte, und veranlaßte ihn bei seinem Abgange am 30. März 1778 Catull's Epithalamium Pelei et Thetidos mit Anmerkungen herauszugeben, durch dessen Widmung an die Mitglieder des Consistoriums in Dresden D. Stipendien erhielt. 1778 bezog dieser die Universität Leipzig, wo er bei Reiz und Morus philologische, bei Dathe hebräische, bei Cäsar philosophische, bei Beck und Hilscher geschichtliche Vorlesungen hörte. Durch Bürgermeister Winkler, dessen Söhne er unterrichtete, wurden ihm viele Wohlthaten zu Theil und durch die ihm übertragene Aufsicht über die Söhne des Kammerherrn v. Bodenhausen kam er in gute äußere Verhältnisse, was aber seinen wissenschaftlichen Eifer nicht beeinträchtigte. Schon am 1. März 1781 wurde er Magister. Die große Fertigkeit in lateinischer Versification verschaffte ihm den Ruf als Rector an dem Lyceum in Guben, welches Amt er am 18. Dec. 1782 antrat. Sein alter Lehrer Barth gratulirte ihm dazu mit einer Epistola, die reich an pädagogischen Rathschlägen ist. Mißverhältnisse mit dem Conrector, der als älterer Mann den jungen Rector nicht ertragen mochte, Unannehmlichkeiten in den gestellten amtlichen Anforderungen verleideten ihm die Stelle und er nahm gern 1784 das Rectorat der Stadtschule in Naumburg an, wo er sich sehr wohl befand. Da wurde durch Stroth's Tod das Directorat des Gymnasiums in Gotha erledigt und D. zu demselben berufen. Am 23. Juli 1786 wurde er in das Amt eingewiesen und am 23. October hielt er seine Antrittsrede, die er durch ein archäologisches Programm ankündigte. Er übernahm die Anstalt in einem durch seine ausgezeichneten Vorgänger Geißler und Stroth schon wesentlich verbesserten Zustande; durch die Mitwirkung der trefflichen Lehrer (Manso und Jacobs fand er vor, Kries, Lenz, Schulze, Ukert, Kaltwasser, Regel, Rost und Wüstemann traten hinzu) ward es leicht das Aufblühen derselben herbeizuführen, von dem eine Menge der tüchtigsten Schüler Zeugniß ablegt. D. selbst beschränkte seinen Unterricht auf das Lateinische und leitete besonders die Uebungen im Schreiben und in der Versification, auf welche er als alter Pförtner großen Werth legte. Bei der Erklärung der Schriftsteller hielt er an der statarischen Lectüre fest. Mit seinen Amtsgenossen stand er in dem besten Vernehmen und

sicherte die Collegialität durch seinen heitern Sinn und durch Gastfreiheit. In seinem Verkehr mit den Schülern waltete die Milde vor, ohne daß dadurch die Zucht sehr beeinträchtigt wurde. Er führte ein langes, glückliches Lehrerleben, in dem er 1824 die Säcularfeier der Schule, 1831 das fünfzigjährige Jubiläum der Doctorwürde und 1832 das Amtsjubiläum erlebte, reich auch an äußeren Ehren und Anerkennungen. Schon 1791 hatte er den Titel als Kirchenrath erhalten, später wurde er Oberconsistorialrath, und 1838 hatte ihm der Herzog von dem Könige von Sachsen das Ritterkreuz des Verdienstordens erwirkt. Auch war seine Gesundheit kräftig, obschon er einige Male Wiesbaden zu besuchen genöthigt war. Aber ein Schlaganfall veranlaßte den senex felicissimus sein Amt nach 47jähriger Führung niederzulegen. Die Unthätigkeit hatte ein schnelles Versinken seiner geistigen Kräfte zur Folge. Unter heiteren Phantasien, die ihn in die Heimath und unter die Jugendfreunde versetzten, starb er, als er beinahe das 82. Jahr erfüllt hatte, am 27. Nov. 1837.

Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich in Guben auf die Abfassung einiger Programme; in Gotha begann er zwar 1788 auch mit dem Programme „De alatis imaginibus apud veteres“ und „De coloribus veterum“, stand aber von der regelmäßigen Abfassung derselben bald ab und lieferte nur 1804 den kurzen Aufsatz „De laudationibus funebribus apud veteres“ und 1822, 1824 bei festlichen Gelegenheiten kleine kritische Arbeiten. Dieses alles mit den lateinischen Reden und Gedichten hat Wüstemann gesammelt (1839). Seine größeren Arbeiten bleiben auf dem Gebiete der römischen Litteratur oder beziehen sich auf Unterrichtsmittel für das Latein. Catull's Gedichte hatte er seit der Schulzeit im Auge behalten, aber erst 1788 und 1792 erschienen die zwei Bände der Ausgabe, die nach dem Vorbilde Heyne's mehr die Erklärung des Dichters berücksichtigt, die Kritik aber ziemlich unbeachtet läßt. Hatte er sich doch mit einem Abdruck des Zweibrücker Textes anfangs begnügen wollen. Und doch ist diese Ausgabe 1820 in London nachgedruckt und bei französischen und italienischen Drucken des veronesischen Dichters zu Grunde gelegt. Die kleinere Ausgabe (1836) macht von den inzwischen erschienenen Arbeiten Sillig's und Lachmann's kaum Gebrauch. 1792 folgten „Eclogae poetarum veterum“, eine Chrestomathie für den Schulgebrauch; dann seit 1796 die Fortsetzung der von Stroth begonnenen Schulausgabe des Livius, welche erst 1819 mit dem siebenten Bande beendigt wurde. D. hat dabei wol wenig mehr als die Drakenborch'sche Ausgabe benutzt und in seinen eigenen Erklärungen große Blößen gegeben, so daß Kreyßig u. a. zu recht herber Kritik der inanes Doeringii paleae sich veranlaßt fühlten. Gleich darauf bearbeitete er (1796) für die braunschweigische Encyklopädie Cicero's ausgewählte Reden mit deutschen Anmerkungen, die noch 1833 eine Wiederholung nöthig machten. 1800 erschien zuerst die Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, wozu Schulze den Text, D. die Phraseologie gab, in 2 Theilen, die in vielen Schulen Eingang fand und daher viele Auflagen erlebte (1835 die elfte des ersten, 1825 die fünfte des zweiten Theiles). Für das lateinische Elementarbuch, das Jacobs 1808 zuerst herausgab, lieferte er 1809 in der ersten Abtheilung des zweiten Bändchens auserlesene Stellen aus Cicero und in dem vierten (1827) eine Auswahl aus Cicero's Briefen und Reden mit erläuternden Anmerkungen. Nur der erste Band hat sich bis jetzt in den Schulen erhalten. Eine neue Ausgabe des Baxter-Gesner-Zeune'schen Horaz lehnte er ab, trat aber dafür 1803 mit einer eigenen Ausgabe dieses Dichters wenigstens in dem ersten Theile hervor, der 1815 und 1824 wiederholt wurde und nun erst die Zugabe des zweiten Theiles erhielt; der vollständige Horaz ist 1828 und 1836 wieder gedruckt und seitdem in die Hände Regel's gekommen. Daß diese Ausgabe in England zweimal (London 1826 und Oxford 1830) nachgedruckt ist, war

Doering's Stolz, damit glaubte er sich schützen zu können gegen die Angriffe, welche seine Bearbeitung in Deutschland, selbst in seiner nächsten Nähe von Fr. Jacobs, erfuhr. Daß der Text werthlos ist, sollte man ihm nicht zum Vorwurfe machen; Kritik lag nicht in seinem Plane und war auch nicht seine Sache. Er wollte den tirones das Verständniß des Dichters erleichtern durch Paraphrasen und Worterklärungen, worin ihm Mitscherlich für die carmina, Heindorf für die Satiren Anhalt boten und nur die Episteln spärlicher bedacht wurden, weil da die Hülfsmittel noch fehlten. Sein Nachfolger hat sich bemüht, die großen Mängel mehr und mehr zu beseitigen, wozu der alternde D. keine Neigung hatte. Und doch gab er noch 1830 eine kleinere Ausgabe des Horaz und 1835 eine „Chrestomathia Horatiana“ aus den Liedern und „Virgilii Bucolica“. Die 1813 erschienene Bearbeitung von Scheller's lateinischer Grammatik war in dem gothaischen Gymnasium eingeführt.

Der Grundzug seines Wesens war heitere Gutmüthigkeit, die sich in dem leutseligsten Verkehr auch mit Leuten geringeren Standes aussprach, in dem Wohlwollen und der Liebenswürdigkeit gegen alle Bekannte, mit denen nur selten der Verkehr durch launische Neigung unterbrochen wurde. Er war ein tüchtiger Reiter und rüstiger Jäger, auch dem Kegelspiel war er zugethan. In seinem Garten pflegte er gleich seinem Freunde Mitscherlich Bienen und freute sich den Kindern Honig schenken zu können; auch den Singvögeln, besonders den Nachtigallen wendete er sorgfältige Abwartung zu. Verheirathet hatte er sich in Guben mit der Tochter des Pfarrers Müller in Nimmeritz, welche Ehe sieben Jahre nachher 1788 wieder aufgelöst wurde; in Gotha verheirathete er sich mit Fr. A. Ritter, die ihm einen Sohn (verstorben 1819) und drei Töchter gebar, welche in dem Lehrercollegium ihre Gatten (Regel und Rost) fanden.

Dem Andenken an Fr. W. D. gewidmet den 30. November 1837 (Drei Reden bei dem Begräbnisse). — Reden bei der Gedächtnißfeier des M. Fr. W. D. gehalten von Kries und Wüstemann (die letztere lat. Rede auch abgedruckt in Doeringii comment. p. 273—304), Gotha 1838. 4. — Memoriae F. G. D. et L. Ramshornii dicavit Eichstadius, Jenae 1834. 4. (abgedr. in dessen Opusc. p. 673—684). — Fr. Jacobs in dem Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. 1838, Nr. 3. 4 (abgedr. Personalien S. 591—612). Eckstein.

Doering: Moritz (Wilhelm) D., Schulmann und Dichter, geb. in Dresden 13. Febr. 1798, gest. in Freiberg 29. Oct. 1856. Auf der Kreuzschule seiner Vaterstadt erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung und bezog 1817 die Universität Leipzig, um daselbst Theologie zu studiren. Bereits 1819 wurde er als Collaborator an der Kreuzschule in Dresden angestellt, folgte aber 1820 einem Rufe des Rathes der Stadt Freiberg, wo er am 8. Mai das Conrectorat antrat. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode verblieben; nur 1842 mußte er die Rectoratsgeschäfte bis zum Eintritte Frotscher's am 7. Jan. 1843 führen. Als Lehrer wirkte er, besonders im Deutschen, sehr anregend durch die geschmackvolle, wenn auch nicht immer methodische Behandlung und durch die hinreißende Macht seines Vortrags. Seine declamatorischen Leistungen machten ihn auch zum Lieblinge des gebildeten Publicums und er hat auf die Hebung und Veredelung des geselligen Lebens einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Schon 1827 gab er in Dresden eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Die Bergstadt führte ihn dem Bergmannsleben näher; er hat es in einem poetischen Rundgemälde „Der Bergmannsgruß“ 1838 verherrlicht, welches nach der Composition von Anacker viele Aufführungen an den verschiedensten Orten erlebt hat. Es ist zuletzt 1862 gedruckt. Aus gleichem Interesse ist die Sammlung der sächsischen Bergreyhen hervorgegangen (2 Bdchn. 1840 und in wohlfeiler Ausgabe 1845).

Noch kurz vor seinem Tode vollendete er die Dichtung „Alexander der Große von Macedonien, ein Lebensbild in (30) epischen Gedichten", 1856. Bei seiner Meisterschaft im Vortrage von Gedichten ist es nicht zu verwundern, daß er diesem Gegenstande auch für die Schule seine Sorgfalt zuwendete. 1827 schrieb er ein Programm über Werth und Methode des Declamationsunterrichts und 1820 folgte die praktische Anleitung zum Declamiren in vier Stufen; im Zusammenhange mit den Anordnungen der Unterrichtsbehörde steht das Programm von 1846 „Ueber freie Redeübungen auf Gymnasien". Eine „Geschichte der vornehmsten Mönchorden" hat er 1828 in zwei Bändchen herausgegeben und eine Biographie und Charateristik des Dichters J. Chr. Günther 1831. Philolog von Fach war er eigentlich nicht, aber die Thätigkeit in der Schule hatte ihn auf Cäsar hingewiesen, über den er 1821 „Observationes criticae" und 1837 „De Caesaris fide historica" Programme schrieb. Da er die Briefe des jüngeren Plinius in einem Programme 1835 zu Privatstudien den Schülern der oberen Classen empfohlen hatte, hat er dieselben mit deutschen Anmerkungen (1843) in zwei Bänden herausgegeben. Der kritische Ertrag ist gering und der Commentar, weil er auch Dilettanten das Verständniß erleichtern soll, sehr ungleichmäßig. Im J. 1821 hatte er sich verheirathet; ein Sohn und vier Töchter sind ihm in dieser Ehe geschenkt. Eine besondere Freude wurde ihm bei seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum zu Theil, indem ihm die philosophische Facultät der Landesuniversität durch seinen ehemaligen Schüler A. Westermann ihre Doctorwürde honoris causa verlieh. Eckstein.

Doerr: Adolph D. wurde am 26. Juli 1816 zu Darmstadt geboren, wo sein Vater als Geheimsecretär angestellt war. Seinen Jugendunterricht erhielt er in der vortrefflichen Anstalt von Schmitz, Ritsert und Sell, von wo aus er im J. 1829 in das dortige Gymnasium eintrat und 1833 als Philolog das Abiturientenexamen machte, jedoch die Universität Gießen bezog um dem Studium der Jurisprudenz sich zu widmen. Im J. 1838 wurde er Accessist am Secretariat des großherzoglichen Hofgerichts zu Darmstadt, trat aber 1844 in den Thurn- und Taxis'schen Postdienst über. Sein poetisches Talent hatte er nun Muße auszubilden, was nicht ohne Frucht für ihn war, indem König Ludwig von Baiern aufmerksam auf ihn wurde und ihm die Mittel für einen längeren Aufenthalt in Italien gewährte. Auch die Großherzogin Mathilde von Hessen unterstützte ihn. 1862 hatte sich ein schweres Rückenmarkleiden bei ihm eingestellt, was ihn nöthigte, sein Amt aufzugeben, und welchem er auch nach mehrjährigem Siechthum am 27. Januar 1868 zu Heppenheim an der Bergstraße erlag. Neben seinen eigenen Dichtungen beschäftigte ihn auch eine Uebersetzung von Dante's „Divina Commedia", welche jedoch nicht vollendet wurde. Erschienen sind davon nur die ersten siebenzehn Gesänge der Hölle (1867). In verschiedene Zeitschriften, Europa, Pilot, Telegraph rc. lieferte er Aufsätze belletristischen Inhalts, dann aber sind „Titan und Eros, Dichtungen", 1848; „Ismelda Lambertazzi", Romanze in 3 Gesängen, 1850; „Louise", Gedicht in 3 Gesängen, 1851; „Album aus Italien", 1857 von ihm erschienen.

Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen II. S. 851. Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft II. 405. Kelchner.

Does: Antoni van der D., Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Haag 1610, gest. um 1650. Er war wahrscheinlich ein Schüler des P. Pontius; wenigstens deutet seine Stichweise nach diesem berühmten Stecher der Rubens'schen Schule hin. Er stach meist Bildnisse nach holländischen Meistern, unter anderen die Gesandten des westfälischen Friedensschlusses, dann auch im Werke: Portretten der vermaarde mannen van de 17. eeuw", Amsterd. 1649. Zu seinen Hauptblättern gehören das Porträt Ferdinands von Spanien zu Pferd, nach A. Diepenbecke,

und des Jak. Boonen, Erzbischofs von Mecheln, nach Crayer; auf letzterem steht der volle Name des Künstlers.

Basan. — Füßli. — Huber und Rost. — Nagler, Monogr. Lex. I.
Wessely.

Does: Jakob van der D., holländischer Staatsmann. Aus einem alten, obgleich nicht hervorragenden Adelsgeschlechte, nahm ohngeachtet seines vorgerückten Alters 1572 lebhaft Theil an der Revolution und ward einer der festesten Stützen des Oraniers, dessen Rath er ward. Nur seines hohen Alters wegen entschuldigte er sich 1574 den Oberbefehl in Leyden zu führen. Drei Jahre nachdem starb er. Er ist am meisten bekannt als Oheim des Johann van der Does, der an seiner Stelle in Leyden commandirte. P. L. Müller.

Does: Jakob van der D., trefflicher holländischer Landschafts- und Thiermaler, ist geboren 1623 zu Amsterdam. Er war aus gutem Hause, wurde aus Lust zur Malerei Schüler von Nic. Moijaert, ging nach Italien und malte hier im Geschmack des Peter van Laar. In die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich im Haag nieder und wählte fortan seine Vorwürfe mehr in der Weise Paul Potter's und Karel du Jardin's. Glücklich und wohlhabend verheirathet, kam er durch den Tod seiner Frau in Vermögen und Stimmung zurück, bis ihm seine Freunde eine Stelle als Secretär in Sloten bei Amsterdam verschafften. Er † 1673. Seine Söhne Simon und Jakob (de jonge) wurden gleichfalls als Maler berühmt. Simon, geb. 1653 zu Amsterdam, Schüler seines Vaters und beeinflußt durch du Jardin, lebte im Haag, in Friesland, ein Jahr in England, dann wieder im Haag, von wo er, durch eine von seiner Familie mißbilligte Heirath und Unglück in Noth gerathen, nach Brüssel und Antwerpen ging. Er malte sehr gesuchte feine Landschaften mit Vieh (namentlich seine Schafe sind berühmt), auch Porträts im Stil von Kaspar Netscher. Er † 1717 (nach Stanley). Jakob (de jonge) ist geb. 1664 zu Amsterdam, war Lehrling Karel du Jardin's, Kaspar Netscher's und Gerhard de Lairesse's. Die Familie hegte von ihm, gegen Simon, sehr hohe Erwartungen. Er starb in Paris. Wann? ist ungewiß. Man findet 1691, 93 und 99 angegeben.

Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. E. Lemcke.

Does: Johann v. d. D., gewöhnlich Janus Dousa genannt, niederländischer Gelehrter, Dichter und Staatsmann, Herr von Noordwyk, geb. am 6. Decbr. 1545, war einer der hervorragendsten Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden. Seiner Studien halber besuchte er die Universitäten von Löwen, Douai und Paris, 1561–64, dann ward er von dem Strudel der Revolution ergriffen, ward Mitglied des Compromiß und emigrirte. Mit den Geusen kam er 1572 zurück. Von Oranien ausgezeichnet, ging er ein Mal im geheimen und nachher öffentlich als Gesandter der Patrioten nach England. Großen Ruhm erwarb er sich 1574 als Gouverneur von Leyden oder, besser gesagt, als Chef der bewaffneten Bürger, denn erst während der Belagerung empfing er die Bestallung als Gouverneur. Ihm und dem Secretär van Hout nebst dem Bürgermeister van der Werff ist die unvergleichliche Haltung der Stadt während einer sieben Monate langen Belagerung mit allen Leiden der Hungersnoth zuzuschreiben. Die Stelle eines Curators der neuen Universität war seine Belohnung. Nach dem Tode des Prinzen 1584 versah er wieder die Stelle eines Gesandten in England, dann ward er 1591 Mitglied des hohen Justizraths, als solches † er 12. Octbr. 1604. So groß seine Verdienste als Staatsmann (er nahm als Mitglied der Ritterschaft fast immerfort Antheil an allen Geschäften des Staats) und Krieger waren und schon ausreichten, ihm eine bleibende Stelle in der Geschichte zu sichern, so hat D. doch seinen Namen

noch mehr seiner Gelehrsamkeit zu danken. Wie keiner seiner Zeitgenossen verband er mit großer classischer Gelehrsamkeit, mit einer poetischen Begabung, welche ihm einen höheren Rang unter den modernen lateinischen Dichtern sicherte, Interesse für die Geschichte seines Landes und dadurch auch für dessen Litteratur. Denn 1591 gab er zuerst die Reimchronik des Melis Stoke heraus, die vorzüglichste Quelle des alten Grafengeschlechts. In Besitz einer bedeutenden Manuscriptensammlung, konnte er aus alten Chroniken und Acten vieles in die von seinem Sohne Johann fortgesetzten Annalen aufnehmen, was noch nicht bekannt war; freilich auch manches, was die Kritik nicht bestätigte. Namentlich den lateinischen Dichtern war sein Studium gewidmet, zu Catull, Tibull und Petronius schrieb er „Praecidanea", Einleitungen und Noten von großem Umfang, ferner zu Plautus „Explanationes Plautinae"; einen kurzen Commentar zu einzelnen Stellen des Horaz und Anmerkungen zu den Geschichtswerken des Sallust. Unter seinen eigenen lateinischen Versen steht die Ode an die Königin Elisabeth obenan. D. war ein rechter Sohn seiner Zeit und seines Landes im besten Sinne. Ein tapferer Patriot und Protestant, ein praktisch gebildeter Staatsmann, ein tüchtiger und eleganter Gelehrter, dessen Sitten ein Spiegel seines Classicismus waren, ein Dichter, leider nur in der Gelehrtensprache, im Cabinet, in der Studirstube, in der Versammlung der Staaten und auf den Wällen einer belagerten Stadt gleich thätig und überall der rechte Mann an der rechten Stelle. Von den Söhnen Johanns v. d. D. verdienen zwei wegen ihrer philologischen Arbeiten Erwähnung: Janus Dousa der jüngere wegen seiner mit kurzen Anmerkungen ausgestatteten Ausgabe der Komödien des Plautus (Antwerpen 1589 u. ö.) und Franciscus D. wegen seiner offenbar unter Scaliger's Leitung ausgeführten Sammlung und kritischen Behandlung der Fragmente des römischen Satirendichters Lucilius (Leyden 1597 u. ö.).

P. L. Müller.

Does: Peter v. d. D., Sohn des Jakob D., holländischer Krieger, führte als Viceadmiral die Flotte gegen die Armada 1588, ward 1595 General-Feldzeugmeister der Union und übernahm 1599 den Befehl über die erste große Flotte, welche gegen die spanischen Colonien in Amerika ausgeschickt war. Er eroberte die canarischen Inseln und dann mehrere westindische Inseln. Doch in St. Thomas fiel er wie der größte Theil der Mannschaft als ein Opfer des Klimas, dem sich die unerfahrenen Holländer sehr unvorsichtig bloßstellten. Mit ihm starb sein Vetter, Georg, der bekannte Reisende. P. L. Müller.

Dogen: Matthias D., geb. 1605 oder 1606 in Dramburg, einem damals zur Neumark, jetzt zur Provinz Pommern gehörigen Städtchen, trat schon in frühen Jahren in niederländische Dienste und bekleidete in Amsterdam 35 Jahre ein Amt in der das Seewesen leitenden Admiralität, beschäftigte sich dabei mit der Kriegsbaukunst und gelangte mit dem Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien in nähere Verbindung, mit dessen Unterstützung er 1647 im Verlage Ludwig Elzevir's in Amsterdam ein lateinisches mit bildlichen Darstellungen, namentlich vieler damaliger niederländischer Festungen ausgestattetes Werk unter dem Titel: „Architectura militaris moderna variis historiis tam veteribus quam novis confirmata et praecipuis totius Europae munimentis ad exemplum adductis exornata", herausgab, welches, 1648 auch in französischer und deutscher Uebersetzung veröffentlicht, sich einer ausgedehnten Anerkennung erfreute. Damals (1647) stand D. bereits seit längerer Zeit zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welchem er jenes Werk widmete, in einem Dienstverhältniß, zunächst als sein diplomatischer Agent, der ihm wöchentliche Berichte über die Vorgänge in Amsterdam lieferte, später auch, wo er den Titel eines kurfürstlichen Rathes führte, für fortificatorische Arbeiten in Anspruch genommen. So sind namentlich die neuen Festungswerke der Stadt

Berlin in den J. 1658 und 1659 nach seinen Vorschlägen ausgeführt worden. Auch beim Flottenbau bediente sich der Kurfürst seiner Mitwirkung. D. ist in Berlin am 24. Febr. 1672 gestorben. Witte, Diarium biograph., Gedani 1688. Das Dedicationsexemplar der Architectura befindet sich auf der königl. Bibliothek in Berlin. Th. Hirsch.

Döhler: Johann Georg D., ein populär-juridischer Schriftsteller zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wurde am 28. Juli 1667 zu Ohrdruf in Thüringen geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Seine erste Erziehung erhielt er in Jena bei seinem mütterlichen Großvater, Universitätssecretär J. Graius, nachdem dieser jedoch gestorben war, zu Ohrdruf selbst, wo er die dortigen Schulen besuchte und zugleich, so bald dies thunlich war, von seinem Vater in dessen eigene Amtsgeschäfte eingeführt wurde. Eine Folge dieser praktischen Erziehung war, daß er mit um so größerem Nutzen 1686 zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität Jena bezog, wo er die philosophischen Collegia bei Joh. Andr. Schmidt, Paul Hebenstreit, Joh. Christoph Weigel und Joh. Christoph Hartung, die Rechtsgelahrtheit aber bei Port hörte. Hier verweilte er bis 1690, nachdem er inzwischen auf kurze Zeit auch die Universitäten Altorf und Leipzig besucht hatte. Im J. 1692 wurde er unter die Zahl der Hofadvocaten in Eisenach aufgenommen, erhielt 1702 die juristische Licentiaten- und 1703 die Doctorwürde zu Jena und nahm 1705 ein Vormundschaftscommissariat in Eisenach an. Im Jahre vorher war ihm eine Amtmannsstelle und 1708 die Stelle eines Polizeirathes angeboten worden, die er aber beide verbat. Denn so sehr man seine Gewissenhaftigkeit bei der Advocatur anerkannte, so setzte er sich doch eben deshalb vielen Verfolgungen aus, besonders da ihn die Regierung in einer gewissen gefährlichen Injuriensache ex officio zum Advocaten ernannt hatte. Seine Lage änderte sich indessen, als ihn Landgraf Christian von Hessen-Rotenburg im J. 1711 zu seinem Rathe ernannte. In dieser Stellung verblieb er bis 1716, wo er als Hof- und Justizrath nach Meiningen und 1719 nach Hildburghausen als Hof- und Consistorialrath, sowie als Professor der Rechte am akademischen Gymnasium berufen wurde. Alle diese Aemter legte er jedoch 1722 freiwillig nieder, weil er das Recht höher hielt als die Gunst großer Herren und begab sich nach Frankfurt a/M. Noch in demselben Jahre folgte er aber einer Vocation nach Gera als erster Hof- und Consistorialrath und hier starb er, seit 1724 Gemeinschaftsrath der Grafen von Reuß, Kanzler, Consistorialpräsident, auch Inspector des Gymnasiums, am 17. Novbr. 1749.

Unter seinen Schriften sind (Fr. Wilh. Strieder, Hessische Gelehrtengesch. III. 141—142) die zwei bedeutendsten: „Processualische Mausefalle oder kürzliche Vorstellung, wie es insgemein bei Processen herzugehen pfleget und was man dabey gutes zu hoffen habe; nebst den Mitteln, wie diesen Mausfallen zu entgehen“, Coburg 1723. 1724. 1745. 1750, mit 1 Kupfer; Frankfurt a/M. 1750. „Der Schein und das Seyn des Richterlichen Amtes; d. i. kurze doch gründliche Unterweisung, wie ein junger Mensch und Studiosus, welcher dereinst ein richterliches Amt antreten und in Kanzeleyen und Gerichtsstuben sich gebrauchen lassen will, oder darin gezogen wird, sich dazu anschicken, was er vorher, oder bey seinem Amt noch lernen und wissen, auch was vor Qualitäten er haben müsse. Ingleichen, was er bey seinem richterlichen Amte zu suchen und zu erwarten habe“, 1728. 1745. — In diesen beiden zu ihrer Zeit sehr hochgeschätzten und noch jetzt lesenswerthen Schriften zeigt sich der Verfasser als ein Eiferer für die Wahrheit und sucht in Folge seiner großen Erfahrung die geheimen Kunstgriffe und Ränke, besonders der Advocaten, zu enthüllen und unschädlich zu machen. Und in so hoher Achtung standen Döhler's Schriften bei seinen Zeitgenossen, daß sogar der große, eine freie Bewegung in Wissenschaft,

Kirche und Staat anstrebende und daher in fortwährendem Kampfe mit der Barbarei der Schulen, Gesetze und Gerichte (Hexenprocesse) lebende hallische Professor Christian Thomasius diese Schriften nicht nur bei seinen öffentlichen Vorlesungen zu Grunde legte, sondern sie auch seinen Zuhörern aufs dringendste zum Selbststudium empfahl. Ein gleiche oder ähnliche Tendenz verfolgten die theilweise mit Satire oder Humor geschriebenen Schriften anderer Verfasser jener und der späteren Zeit, wie: „Von der juristischen Windmacherei", Jena 1686. „Veriphantor, Wie auffrichtige und gewissenhafte Advokaten gute, hingegen Rabulisten böse Christen seyn", o. O. 1715 (Em. Weller, Index Pseudonym., S. 254). „Die Religion eines Juristen", Frankf. 1720. „Alb. Spinetto, Politische Schnupftabacksdose vor die wächserne Nase der Justiz", Frankf. 1739, Jena 1766. „Ueber die Chikanen der Rechtsgelehrten", o. O. 1806. — Als juridische Dissertationen behandelten dieses Thema u. a. Ar. Mor. Holtermann, De nequitia Advocatorum, von Tücken und Bubenstücken der Advokaten, Marburg 1679. M. Chr. Donndorf, Risus juridicus, Lipsiae 1699. Joh. Ad. Stein, Juristen böse Christen, Gissae 1719. (Entgegen: J. P. Schmidt, Juristen gute Christen, Rostock 1730. — Bei den alten Deutschen vertheidigte ein jeder sich selbst oder seine Freunde sprachen für ihn. In den späteren Zeiten des Anwuchses der päpstlichen Herrschaft wurden die Advocaten für verdächtig gehalten, weil sie die weltliche Herrschaft des Papstes nicht für göttlichen Ursprungs halten wollten; daher das Sprichwort „Juristen, böse Christen".) Fr. Amand. Trautmann, Von Advokaten-Streichen, Jena 1720. Joh. Georg Fichtneri De cereo iuris naso, Nurnb. 1724. Joh. Fr. Püchelberger, Das Recht habe eine wächserne Nase, Altd. 1724. J. D. Geibel, Kleine Diebe hängt man, die großen strafft man im Beutel, Altd. 1726. C. W. Kreuter, De odio veterum Germanorum erga advocatos . . ., Corbach 1786. Es werden ferner erwähnt: Fr. Gerdesii Disput. von juristischen Sündgen, Leipz. 1717; Joh. Munsteri De stratagematibus, Aboae 1707; B. Strykii Diss. de Conscientia Advocatorum und dessen „beschämter Geschenk-Fresser"; Zaunschlifferi Miles togatus ꝛc. Uebrigens nennt schon Apulejus im 10. Buche seiner Metamorph. die Advocaten „vilissima capita, forensia pecora ac togatos vultures". Ueber anderweitige proverbiale Anzüglichkeiten auf die Juristen, Richter und Advocaten vgl. u. a. Hugo v. Trimberg im Renner (Bamberg 1833—34. V. 8467); Seb. Brant (Narrenschiff ed. Zarncke, 1854. S. 70 Nr. 71); Geiler v. Kaisersberg (Mariä salbung, Straßb. 1520. Fol. Bl. II. 1b. und Narrenschiff 1498. Fol. Bl. XXXIX. 2a); Luther (Werke. Jena 1555 ff Fol. Tom. I. Bl. 269b.); Seb. Franck (Von d. bawm des wissens guts vnd böses, Vlm [1528]. Bl. 158b.); Reineke de Vos (Frankf. 1575. Bl. 37a); K. Fr. W. Wander, Sprüchwörter-Lexikon (Leipzig 1870. II. S. 1082). Geiler v. Kaisersberg (Irrig Schaf, Straßb. 1505. Fol. Bl. A ijb) sagt: „Es ist ein gemaynes sprichwort. Roller. Zoller. Schörgen. Börgen. Erzet Poeten vn̄ Juristen. sind siben bößer cristen" und Thomas Murner endlich in seiner Schelmenzunft, Augsb. 1513 (Bl. a v, a/b) läßt sich hierüber also aus:

Es haißt ain volck zu teütsch Juristen
wie seind mir das so seltzam christen
Das recht thůn sy so spitzig biegen
vnd kündens wa man will hin fiegen
Coder 1 Loder 1 Decretal
Hurenkinder 1 guldin zal
Bartolus 1 Baldus 1 das Decret
das fürtuch das metz vnmůß het
Jübscher gsůch 1 juristen bůch
als es yetz stat vmb Mechelsch tůch

So hilft kain bleyen sigel dran
man bescheißt schier damit yederman
Vor Juristen solt du dich hietten
vnd vor niederländischem bieten . . .

Die Titel anderer minder wichtiger Schriften Döhler's (worunter auch eine „Dissertatio de jure florum“, 1691) sind bei Strieder a. a. O. nachzulesen.

Vgl. außerdem Beyträge zur Historie der Gelahrtheit I, Hamburg 1748. S. 137 ff. Dunkel's Historisch-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten I. S. 190. (Nach Abfassung dieses Artikels erschien: Stintzing, Das Sprüchwort „Juristen, böse Christen“ ꝛc., Bonn 1875.) J. Franck.

Döhler: Theodor D., Clavìervirtuose, kann allerdings für einen Deutschen nur gelten, weil seine Eltern und Hauptlehrmeister Deutsche waren, mag aber doch wegen seines Zusammenhanges mit deutscher Kunstgeschichte hier genannt werden; geb. am 20. April 1814 zu Neapel, wo sein Vater († 1843 in Lucca) Regimentscapellmeister war, † zu Florenz 21. Febr. 1856. Von Benedict, der damals in Neapel Capellmeister war, vorgebildet, erregte er schon in seinem zehnten Jahre als Clavierspieler die Bewunderung der Hörer. 1827 folgte er dem nach Lucca berufenen Vater dorthin. 1829—34 studirte er in Wien unter Czerny und Sechter. 1832 ließ er sich hier im Saale der Musikfreunde mit Czerny'schen und Beethoven'schen Compositionen hören. Für die dort errungenen Erfolge ernannte ihn der Herzog von Lucca im selben Jahr zum Kammervirtuosen. Im December 1834 spielte er (Kalkbrenner'sche Musik) in Neapel. Die J. 1836—45 verlebte er auf fast ununterbrochenen Virtuosenfahrten. Nach Ausweis der Berichte in der Allg. Mus.-Zeitung war er 1836 in Leipzig und Berlin, 1837 in Berlin, dann in Italien; 1838 in Paris und London; 1839 wieder in Paris, London, dann in München, im Haag; 1840 in ganz Holland, London, Paris, Lucca, Florenz, worauf er die J. 1841—42 in Italien geblieben zu sein scheint; Ende 1842 erschien er wieder in Leipzig und Frankfurt a/M.; 1843 gleichzeitig mit Liszt in Berlin, dann in Hamburg und mit Ernst und Ole Bull in Kopenhagen, von wo ihn der Tod seines Vaters nach Italien zurückrief; 1844 wieder in Deutschland, in Frankfurt a/M., Berlin, Breslau, dann in London; 1845 über Dresden ꝛc. nach Rußland; im November war er wieder in Florenz. In Rußland hatte die Gräfin Elise Scheremetjeff, eine reiche junge Erbin, sein Herz gefesselt und er beschloß, der Virtuosenlaufbahn zu entsagen. Der Kaiser von Rußland wollte die Verbindung jedoch nicht zugeben, bis 1846 der Herzog von Lucca seinen Günstling baronisirt hatte. Darauf fand die Vermählung statt. Ganz hat jedoch D. dem öffentlichen Spiel danach nicht entsagt, denn Anfang 1847 spielte er im Pariser Conservatorium (Allg. Mus.-Zeitung 49, 254). Schon um diese Zeit stellten sich aber Spuren eines Rückenmarkleidens ein, dem D. nach 10 Jahren einer sonst glücklichen Ehe erliegen sollte. — Döhler's Compositionen, 75 Opp., gehören, mit Ausnahme der 1846 beendigten Opernpartitur „Tancreda“, durchaus dem Gebiet der gefälligen, jedoch leeren Salon- und Virtuosenmusik an. Sein Spiel war von höchster Eleganz und brillanter Technik, bezauberte die Hörer aber auch meistens nur bei dem Vortrag jener das Erstaunen kitzelnden Virtuosenmusik, während sein Spiel einzelner Compositionen von Moscheles oder Hummel, von Beethoven oder Mendelssohn, die er in seine Programme manchmal aufnahm, kalt zu lassen pflegte, theils weil er diese Dinge ohne tiefere Auffassung spielte, theils freilich wol auch, weil das Concertpublicum der 30er und 40er Jahre an zunehmender Taubheit für wahre Musik litt.

Vgl. Mendel, Mus. Convers.-Lexikon. v. Liliencron.

Dohm: Christ. Wilh. v. D., geb. 11. Decbr. 1751 zu Lemgo, gest. 29. Mai 1820; Sohn eines dortigen Predigers, hat sich in schwieriger Zeit als

Staatsmann und Schriftsteller einen angesehenen Namen erworben. Nachdem er in Leipzig unter Gellert's Leitung Theologie zu studiren begonnen, ging er zu den Rechts- und Staatswissenschaften über. Begeistert für Basedow's Plane, folgte er dessen Rufe nach Altona und lebte dort und in Dessau längere Zeit bei ihm. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin als Pagenhofmeister am Hofe des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrich d. Gr., setzte er seit 1774 seine Studien in Göttingen bei Pütter und Schlözer fort, redigirte mit Boie das „Deutsche Museum“ und unternahm verschiedene andere litterarische Arbeiten. In den J. 1776—79 stand er als Professor am Carolinum in Cassel, wo er mit Mauvillon, Sömmering, Runde, G. Forster verkehrte und die Herausgabe seiner „Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte“ (Lemgo 1775—85) begann. Wiewol von Natur mehr zu einem Manne der Wissenschaft angelegt, strebte er nach praktischer Thätigkeit; statt einem Rufe nach Kiel, Erfurt, Freiburg zu folgen, richtete er sein Auge unverwandt auf den Staat Friedrichs d. Gr. Schon früh war er durch Gleim mit enthusiastischer Verehrung für den großen König erfüllt und sehnte sich nach einer Anstellung in Preußen, dessen wachsende Größe er vorahnend erkannte (schon 1769 nannte er in einem Briefe an Gleim Preußen den „ersten monarchischen Staat in der Welt“) und dem er lebenslänglich die treueste Anhänglichkeit bewahrte. In Folge seiner „Geschichte des baierischen Erbfolgestreites“ erhielt er 1779 eine Anstellung in Berlin als geh. Archivar und unter seines Gönners Herzberg persönlicher Leitung die erwünschte Beschäftigung im Ministerium des Auswärtigen, seit 1783 definitive Anstellung in diesem. Damals schrieb er auf M. Mendelsohn's Veranlassung (der erste auf diesem Gebiete) über die Emancipation der Juden (1781) und eine französische Schrift über die Colonie von Surinam. Nach einer glücklichen diplomatischen Mission in Münster beschäftigte er sich mit den Ansprüchen der Stadt Danzig gegen den Staat und zog durch eine Streitschrift darüber die Aufmerksamkeit Friedrichs d. Gr. auf sich, dem er schon seit 1777 persönlich bekannt war. Für den letzten Plan des Königs, die Stiftung eines Fürstenbundes gegen Oesterreichs Uebermacht entwickelte D. nicht nur eine erfolgreiche praktische Thätigkeit, sondern vertheidigte auch im Auftrage des Königs dessen Ideen in einer (mit Unrecht dem Minister Herzberg zugeschriebenen) sehr bekannten Schrift: „Ueber den deutschen Fürstenbund“, 1785. Nachdem er 1786 in den Adelstand erhoben war, vertrat er 10 Jahre lang Preußen in Köln als bevollmächtigter Minister am kurkölnischen Hofe und als Gesandter bei dem niederrheinisch-westfälischen Kreis, mit dem Sitz in Köln, den er abwechselnd mit Aachen vertauschte. In dieser Eigenschaft und als Commissar des R.C.Gerichts war er Jahre lang bemüht, Unruhen in der Stadt Aachen, sowie die in Lüttich zwischen dem Bischofe und den Ständen ausgebrochenen Streitigkeiten, welche zu einer militärischen Occupation beider Städte führten, beizulegen, und hat sich namentlich um die Stadt Aachen, für welche er eine neue Verfassung entwarf, große Verdienste erworben. Durch diese Thätigkeit ist auch seine Schrift: „Die Lütticher Revolution im J. 1789 und das Benehmen Sr. k. Majestät von Preußen bei derselben“ veranlaßt worden. Zwischendurch vertrat er im Nuntiaturstreite (Emser Punctationen) das preußische Interesse an den Höfen der geistlichen Kurfürsten und führte Missionen nach Holland und Brüssel aus. Vor den heranrückenden Franzosen mußte er mit seiner Familie unter Gefahren 1792 nach Münster, 1794 nach Hagen entfliehen und begab sich von da über Lemgo nach Halberstadt. Auch von hier aus wurde D. fortwährend für wichtige politische Sendungen, insbesondere für Ausführung der bewaffneten Neutralität in Norddeutschland (Hildesheimer Congreß 1796) verwandt und nahm 1798—99 als dritter preußischer Gesandter am Rastatter Friedenscongresse Theil, wo er eine hervorragende Rolle spielte und nach der

Ermordung der französischen Gesandten im Auftrage der übrigen anwesenden Diplomaten einen officiellen Bericht schrieb, welcher über diese dunkle That das erste Licht verbreitete. Nach Halberstadt und seinem Gute Hornburg zurückgekehrt, wurde er fortwährend von diplomatischen Geschäften hin und her geworfen, beschäftigte sich einige Jahre hindurch mit Organisirung der verwickelten Verhältnisse der mediatisirten Reichsstadt Goslar und schrieb während dessen eine französische Denkschrift über die Lage Deutschlands um 1800. Im J. 1804 begab er sich als Kammer-Präsident nach Heiligenstadt (wo die Königin Louise am Schlachttage von Jena bei ihm angstvoll übernachtete), leitete während der Occupation der Franzosen die Verwaltung der Provinz Erfurt-Eichsfeld, harrte widerstrebend aber treu auf seinem Posten aus und reiste als Abgeordneter in das Hauptquartier Napoleon's nach Warschau, wo er bei dem Kaiser persönlich das Interesse seiner Provinz vertrat. — Nach dem Frieden von Tilsit suchte er die Ruhe des Privatlebens, wurde aber von Joh. v. Müller und andern Freunden bewogen, ein Staatsamt im Königreiche Westfalen anzunehmen. Jérôme, der ihn nach Paris berief, hatte ihm anfangs das Ministerium des Auswärtigen zugedacht und trug ihm, als er des Aufenthalts in Cassel überdrüssig war, „den angenehmsten und ehrenvollsten Posten, welchen er zu bieten habe", die Gesandtschaft in Dresden an. Er bekleidete denselben bis 1810, wo er sich dem Dienste Westfalens und dem öffentlichen Leben entzog. Auch während dieser Zeit blieb er mit Hardenberg und andern preußischen Staatsmännern in freundschaftlichem Verkehr. Die letzten 10 Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen in schriftstellerischer Thätigkeit, in freudiger Theilnahme an der Befreiung und Neubildung des Vaterlandes zu und beschloß sein wechselvolles, vielbewegtes Dasein am 29. Mai 1820. Dohm's bedeutendstes Werk unter zahlreichen kleineren Schriften sind die 1814—19 in 5 Bänden erschienenen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit von 1778—1806", welche er aber nur bis zum Tode Friedrichs d. Gr. fortsetzen konnte, eine der wichtigsten, ergiebigsten und zuverlässigsten Geschichtsquellen jener Zeit. Als Staatsmann zeichnete er sich durch Scharfblick, Reichthum an Kenntnissen, besonders auf dem Gebiete des complicirten Reichsstaatsrechts, durch Beredsamkeit und unermüdliche Thätigkeit aus. Mit seiner diplomatischen Stellung wußte er die höchste Wahrhaftigkeit in allem Reden und Handeln, eine seltene Gradheit und Biederkeit zu vereinigen, Eigenschaften, welche ihm für eine glückliche Laufbahn nicht immer förderlich waren. Im Laufe seines Lebens trat er mit einem zahlreichen Kreise bedeutender Männer, nicht blos von politischer, sondern mehr noch litterarischer Stellung in persönliche oder briefliche Verbindung und benutzte seine Reisen in Deutschland und der Schweiz eifrig zur Erweiterung dieses Kreises. Gleim, Jacobi, Joh. v. Müller waren ihm innig befreundet und seines Lobes voll, aber auch strammere Naturen versagten ihm ihre Anerkennung nicht.

Vgl. Gronau, C. W. v. Dohm nach seinem Wirken und Handeln, Lemgo 1824. Falkmann.

Dohna: Friedrich Ferdinand Alexander, Burggraf zu Dohna-Schlobitten; geb. am 29. März 1771, † 1832. Die Grafen zu Dohna erfreuen sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts fast durchweg einer großen Volksbeliebtheit in Deutschland. Es wird ihnen nachgerühmt, daß sie, bei strengster Loyalität und Anhänglichkeit an das Königshaus, sich von Servilität nach oben und dünkelhaftem Junkerthum nach unten gleich fern halten und für die Künste des Krieges und des Friedens in hohem Maße Verständniß gezeigt haben. — Graf Alexander hatte durch die Erzählungen seines Vaters, welcher sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet, Neigung zum Soldatendienste gefaßt; als er aber 1786 mit seinen Eltern eine Reise durch

Deutschland und Holland machte, ging ihm der Sinn für einen friedlichen Beruf auf und er beschloß, die Laufbahn des Staatsbeamten einzuschlagen. Er machte seine Studien in Frankfurt a/O. und Göttingen und besuchte später die damals unter Büsch's Leitung hochberühmte Handelsschule in Hamburg, wo Alex. v. Humboldt sein Mitschüler war. Nach abgelegter Prüfung trat D. 1790 als Referendarius in die kurmärkische Kriegs- und Domänen-Kammer zu Berlin, wurde 1793 Assessor und 1798 Rath bei derselben Behörde. — 1801 ernannte ihn der König zum Director der Kriegs- und Domänen-Kammer in Marienwerder. In dieser Stellung befand er sich, als die Katastrophe von 1806 hereinbrach. Westpreußen war bald von den Franzosen überschwemmt, welche in brutalster Weise das Land bedrückten und aussogen. Während dieser Zeit der Noth entwickelte D. eine bewundernswürdige Thätigkeit. Er sorgte dafür, daß Graudenz und Danzig in Vertheidigungszustand gesetzt wurden, und während alle eroberten Provinzen dem französischen Kaiser den Huldigungseid leisteten, setzte er es durch, daß die westpreußischen Behörden lediglich die Erklärung abgaben, nichts gegen das französische Heer unternehmen zu wollen, so lange Marienwerder in französischer Gewalt sei. Der alte Präsident v. Buddenbrock sollte als Geisel für die Erfüllung dieses Versprechens fortgeschleppt werden, da erbot D. sich freiwillig an die Stelle des Greises zu treten und zwang dadurch sogar den Franzosen Hochachtung ab. — Napoleon hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse Finkenstein aufgeschlagen, welches Dohna's Vater gehörte. Als eine Deputation aus der Provinz Audienz bei dem Eroberer nachsuchte, um Linderung des unerträglichen Druckes zu erbitten, mußte auf Napoleon's Befehl D., der inzwischen Präsident der Landesverwaltung geworden war, sich dieser Deputation anschließen, die mit nichtssagenden Redensarten entlassen wurde. D. aber erhielt, bevor er das Schloß verlassen hatte, Befehl, zu einer besonderen Audienz zu Napoleon zurückzukehren, der durch den Vater des Grafen, welcher Friedrich Wilhelm III. nach Memel gefolgt war, auf den König einwirken wollte, um einen schnellen, aber damals erwünschten Friedensschluß zu erlangen. D. verstand es, diese Zumuthung geschickt von sich abzulehnen und benahm sich mit soviel Takt und Würde, daß er den Kaiser zu dem Versprechen bewog, von der Erhebung einer Kriegscontribution in Westpreußen abzustehen. In der That blieb die Provinz zum Heile der unglücklichen Bewohner von einer solchen Last verschont. In Anerkennung dieses Erfolges wurde D. (4. Aug. 1807) vom Könige mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum wirklichen Präsidenten der Kriegs- und Domänen-Kammer ernannt. Eines seiner ersten Geschäfte war alsdann die Unterhandlung mit dem Marschall Soult wegen Vollziehung des so eben geschlossenen Tilsiter Friedens. Dieser Moment der tiefsten Erniedrigung Preußens bezeichnete zugleich den ersten Beginn der nun folgenden Wiedergeburt des Staates. Stein wurde zurückberufen und traf am 30. Septbr. in Memel ein. Er hatte den Gedanken erfaßt, durch Hebung aller geistigen und materiellen Kräfte im Innern des Landes dasselbe zum Widerstande gegen den Unterdrücker stark zu machen. Die Ausführung seiner hierauf zielenden Gesetzgebung aber mußte Stein anderen Händen überlassen, weil Napoleon, die Gefährlichkeit eines solchen Gegners erkennend, die Entlassung desselben forderte und erhielt. Stein ging nach Petersburg, um den Kaiser Alexander für seine Befreiungspläne zu gewinnen (December 1808). Scheidend empfahl er Dohna's Ernennung zum Minister des Innern. Der bescheidene Graf nahm zögernd und nur auf Hardenberg's dringendes Zureden diese Stellung an, und wirkte nach Kräften im Sinne Stein's weiter. Namentlich leistete er seinem Freunde Wilhelm v. Humboldt thätige Hülfe bei Errichtung der zu begründenden Universität in Berlin, welche ein geistiger Mittelpunkt des neuen Staatslebens werden sollte und geworden

ist. — Als sodann Hardenberg 1810 Staatskanzler wurde, fand D. seine Stellung unter demselben nicht haltbar. Er forderte und erhielt seine Entlassung und ging auf seine Güter. Hier entfaltete er bald eine neue umfassende Thätigkeit in seiner Eigenschaft als Generallandschaftsdirector, wo er mit Eifer und Erfolg für die Hebung der Provinz wirkte.

Der Brand von Moskau und die Vernichtung der großen französischen Armee bildete den Wendepunkt in der Laufbahn Napoleon's und den Geschicken Europa's. Auch für Dohna's Leben wurden diese Ereignisse entscheidend. Seine Persönlichkeit war vorzüglich dazu geeignet, sich den Männern beizugesellen, welche an die Spitze der Bewegung traten, um durch allgemeine Bewaffnung des Volkes die Befreiung des Vaterlandes vorzubereiten. Der König, umgeben von französischen Truppen und Spähern, war nicht in der Lage, seinen Willen frei zu äußern, dadurch sahen die Provinzen sich gezwungen, selbständig zu handeln. Die politische Lage des Staates erschien in rettungsloser Verwirrung. Am 24. Febr. 1812 hatte Friedrich Wilhelm III. ein Bündniß mit Napoleon geschlossen, in Folge dessen das preußische Armeecorps des General York, 20000 Mann stark, unter französischen Befehl gestellt war. Gleichzeitig wurde im geheimen von Potsdam aus wegen eines Bündnisses mit Rußland verhandelt. York wußte niemals, ob die ihm zukommenden Befehle ernst gemeint wären. Da durchhieb er die diplomatischen Knoten und schloß die berühmte Convention von Tauroggen (30. Decbr. 1812). Der König verdammte der Form nach die That seines Generals, ließ denselben aber an der Spitze des Armeecorps und der Provinz. Die Verwirrung steigerte sich noch, als Stein mit einer Vollmacht des russischen Kaisers in Königsberg erschien und im Namen desselben die preußischen Stände zusammenberief, um über eine allgemeine Volksbewaffnung zu berathen. Der große Mann wurde von allen Patrioten, auch von D. freudig begrüßt. Am 5. Febr. 1813 versammelte sich jener berühmte Landtag, von welchem der Minister Schön mit Recht gesagt hat: „Er ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte!“ Erst durch diesen Landtag erhielt die York'sche Convention Kraft und Fundament. — Allein bald gab es Streitigkeiten, weil Stein nicht vermochte, der Versammlung das unbedingte Vertrauen auf Alexanders uneigennützige Absichten einzuflößen, von dem er selbst durchdrungen war. Als nun gar die Russen anfingen, Theile der Provinz für ihren Kaiser förmlich in Besitz zu nehmen, da wurde Stein's Stellung unhaltbar, — tief gekränkt zog der große Mann sich, im Interesse der guten Sache, freiwillig zurück. York übernahm jetzt thatsächlich die Leitung der Versammlung, deren eigentlicher Präsident, Auerswald, durch Krankheit verhindert war. Schnell wurde der Entwurf zu einer allgemeinen Volksbewaffnung angenommen, den D. und Clausewitz ausgearbeitet hatten. D. war die Seele dieser Landtagsverhandlungen und das thätigste Mitglied der Generalcommission für die Volksbewaffnung. Die Provinz leistete Staunenswerthes! Preußen und Lithauen errichteten die gesammte Landwehr auf eigene Kosten. Von je 26 Seelen stand Einer unter Waffen; mehr als 3000 Freiwillige hatten ihre eigene Ausrüstung beschafft. — Die Frage, wer der eigentliche Schöpfer der Landwehr gewesen, ist noch immer nicht klar entschieden. Nach dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen wird man dem alten Arndt beistimmen können, welcher als Augenzeuge sich dahin ausspricht (Wanderungen mit &c. Stein, S. 129): „Alexander D. ist der allereifrigste gewesen, Oberst Clausewitz hat nebst dem Major Ludwig v. D. (Alexanders Bruder) die einzelnen Artikel entworfen und geordnet.“ — Scharnhorst's Ideen einer Volksbewaffnung waren andere gewesen, und erst mit Mühe wurde die Zustimmung des großen Mannes später erlangt (vgl. Johannes Voigt, Dohna's Leben, Leipzig 1833, S. 25). Am 17. März 1813 genehmigte der König,

der nach Breslau gegangen war, um der französischen Umgebung sich zu entziehen, den Plan zur Errichtung der Landwehr und des Landsturmes. Zwei Tage später wurde D. zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt und ihm die Ausführung des Bewaffnungssystems übertragen. Der Graf widmete sich diesem Geschäft mit größtem Eifer und Erfolg bis zum Ende des Krieges von 1814. Der König ertheilte ihm das eiserne Kreuz am weißen Bande. Am 3. Juni 1814 wurden die Civilgouverneurstellen aufgehoben, und D. zog sich nach Schlobitten zurück, behielt aber bis zu seinem Tode die Stellung als Generallandschaftsdirectors von Ostpreußen. — Als hierauf, in Folge der neuen preußischen provinzialständischen Verfassung 1824 der erste Landtag in Königsberg zusammentrat, erschien D., so wie auch später jedes Mal, als Abgeordneter der Ritterschaft des Mohrunger Kreises. Er nahm in echt patriotischer Weise an den Verhandlungen Theil und genoß des größten Ansehens bei seinen Mitständen. — Graf Alexander v. D. beschloß sein thatenreiches, durch Wohlthun und wahre Frömmigkeit ausgezeichnetes Leben am 31. März 1831. Er war noch nicht ganz 60 Jahr alt geworden. Sein vertrautester Freund, der Minister Schön, sagte von ihm: „D. war ein Mann so reinen Herzens und von so völlig unbeflecktem Wandel, daß ich keinen gekannt habe, der eine Vergleichung mit ihm aushalten könnte."

Vgl. sein Leben von Joh. Voigt, Leipzig 1833. Eberty.

Dohna: Christoph D. II., königl. preußischer Generallieutenant, Chef eines Regiments zu Fuß, geb. den 25. Octbr. 1702, Sohn des im J. 1733 verst. Feldmarschalls Christoph v. D., † den 19. Mai 1762. Von König Friedrich Wilhelm I. im Soldatenstand außergewöhnlich befördert und von König Friedrich II. am 28. Juli 1740 zum Oberst ernannt, wurde er im Lauf des Feldzuges 1745 (20. Juli) Generalmajor mit einem um 2 Jahre vordatirten Patent, und 1751 Generallieutenant, 1753 Ritter des schwarzen Adlerordens. In den Feldzügen 1758 und 59 hatte D. bei dem gekrönten Generalissimus, welcher nach Lage der Dinge viel von seinen abgesondert befehligenden Generälen zu verlangen genöthtigt war, einen schweren Stand. Der König sagte ihm öffentlich vor der Zorndorfer Schlacht, das unter Dohna's Vorgänger im Commando bei Gr.-Jägerndorf geschlagene Corps musternd: „Ihre Leute sind außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen." Minder bekannt ist, daß Friedrich 4 Wochen später, mit Ungeduld Nachricht von D. erwartend über den Verbleib der bei Zorndorf geschlagenen Russen, D. den Befehl schickte, dieselben bei Landsberg durchaus nicht zu verlassen, und die Worte anfügte: „Denn Ich sonst glauben muß, es sei nur das ganze corps d'armée zu Nichts weiter, als daß es im Essen und Trinken unterhalten werde und es weiter Nichts ausrichte." Als D. im Juli 1759 nicht königlichem Wunsch gemäß reussirte (mit 20000 gegen 50000), ernannte der König den Generallieutenant v. Wedell zum „Dictator", schrieb an seinen Bruder Prinz Heinrich: „La tête a tourné à Dohna et ses officiers", und entzog D. die Befehlführung durch die eigenhändigen Zeilen: „Vous êtes trop malade pour vous charger du commandement. Vous ferez bien de vous faire transporter ou à Berlin ou dans un endroit où vous pourrez remettre votre santé. Adieu." D. kehrte nach Berlin zurück, wo er bereits im Frühjahr 1759, seiner zerrütteten Gesundheitsumstände halber, gerastet hatte. Er starb hier 1762, ohne wieder zur Armee einberufen worden zu sein. Manches läßt sich gegen D. sagen, manches für ihn. (Wedell wurde am 23. Juli 1759 bei Kay geschlagen.) In Summa bleibt dieser D. kriegsgeschichtlich bemerkenswerth als ein Beispiel dafür, daß Friedrich d. Gr. seinen „unglücklichen" Generälen ein sehr strenger Richter war, um zu behindern, daß deren — scheinbar auf

Unkühnheit und Mangel an höchster Energie beruhendes, demnach mit Ungeschicktheit identisches — „Unglück" fernerweit das Staatsinteresse gefährde.
Lippe.

Dohna: Karl Friedrich Emil Graf zu D., aus der Linie Dohna-Schlobitten, wurde am 4. März 1784 in Ostpreußen geboren. Er war ein Sohn des Obermarschalls Grafen D., ein Bruder des Staatsministers und späteren Civilgouverneurs der Provinz Preußen, der 1808 Stein's Nachfolger geworden. Friedrich trat 1798 in einem preußischen Cavallerieregiment ein, nahm an den Feldzügen 1806—7 mit Auszeichnung Theil und gehörte in der Zeit der Franzosenherrschaft zu den Männern, die mit der Befreiung des Vaterlandes eine sittliche Erneuerung des ganzen Volkes erstrebten. Schleiermacher war Jahre lang im Hause seines Vaters Hauslehrer gewesen und rühmt in seinen Briefen die innige Religiosität, wie das rege geistige Leben der Familie, so daß D. schon in früher Jugend die ihn bestimmenden Eindrücke empfing. — 1810 vermählte er sich mit Scharnhorst's geliebtester Tochter Juliane († 1827) und hatte aus dieser Ehe 5 Kinder. — Als Preußen Napoleon ein Hülfscorps zum Kriege gegen Rußland stellte, nahm D. den Abschied und trat in russische Dienste, focht mit bei Borodino und nahm am Ende des J. 1812 an dem Abschluß der Convention von Tauroggen zwischen York und Diebitsch Antheil. 1813 und 1814 führte er das zweite Husarenregiment der russisch-deutschen Legion und wurde 1815, nachdem er in preußische Dienste zurückgetreten, Commandeur des, aus beiden Husarenregimentern der Armee gebildeten, achten Ulanenregiments. Schnell avancirend, wurde D. 1837 als Divisionscommandeur Generallieutenant, 1839 commandirender General des zweiten Armeecorps, das er 1842 mit dem ersten, ost- und westpreußischen, vertauschte. 1848 wurde er bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum zum General der Cavallerie und 1854, bei seinem Ausscheiden aus dem activen Dienste, zum Generalfeldmarschall und Oberstkämmerer ernannt. Er starb 1859 in Berlin, seinem Wohnsitze seitdem er den Abschied genommen. D. war eine edle, echt vornehme Natur, auch äußerlich eine imponirende Persönlichkeit; durch den Ton und die Lebensweise seines väterlichen Hauses, durch die nahen Beziehungen zu Scharnhorst, dem Mittelpunkt eines Kreises hochbegabter, patriotischer Männer, denen sich D. strebend angeschlossen, war ihm noch in späteren Jahren ein Anhauch aus der großen Zeit der Freiheitskriege geblieben. v. Meerheimb.

Dohna: Hermann Wilhelm Albrecht, Graf zu D.-Kotzenau, geb. den 10. Novbr. 1809, † den 13. Octbr. 1872. Er ererbte als ältester Sohn seines Vaters 1837 die Güter desselben und widmete sich nächst deren Bewirthschaftung hauptsächlich der Theilnahme an den gesetzgebenden Versammlungen in Preußen. Während der Reactionszeit nach 1848 trat er mit seiner liberalen Gesinnung offen hervor. Er war Mitglied des constituirenden und des ordentlichen norddeutschen Reichstages, sowie später des deutschen Reichstages und gehörte der nationalliberalen Partei an, bei welcher er in hohem Ansehen stand. — Wo es galt, allgemein menschliche und politische Zwecke zu fördern, gewährte er mit Rath und That überall Unterstützung. In der Provinz Schlesien genoß er der größten Volksbeliebtheit und stand bei seinen Parteigenossen und auch bei seinen Gegnern wegen seiner adlichen Gesinnung in höchster Achtung. Bis zum J. 1866 interessirte er sich lebhaft für die Befreiung Schleswig-Holsteins und brachte dieser Sache namhafte Opfer. Er starb in Wiesbaden. Die Güter sind gegenwärtig in Besitz seiner beiden Söhne. Er war mit einer gebornen Gräfin Nostiz vermählt. Eberty (Breslau).

Dohna: Fabian Burggraf v. D., kurbrandenburgischer Staatsmann, geb. am 8. Octbr. 1617, † 1668, gehörte der preußischen Linie an, welche bekanntlich mit Stanislaus v. D., der die Herrschaft Deutschendorf im Mohrunger Kreise erhalten hatte, ihren Anfang nahm. Dessen Sohn Peter, geb. 1483, Hauptmann zu Braunsberg und Mohrungen, der zu Deutschendorf noch Carwinden erwarb, war in erster (unfruchtbarer) Ehe mit Elisabeth v. Eilenburg, nach deren Tode aber mit Katharina v. Zehmen, der Tochter des Wojewoden von Marienburg, verheirathet, welche ihm neun Söhne gebar. Unter diesen hat der Feldobrist Fabian v. D. als Führer der von den protestantischen Fürsten Deutschlands dem König Heinrich von Navarra im J. 1587 zum Kriege wider die Liga zu Hülfe gesandten deutschen Truppen die meiste geschichtliche Bedeutung gewonnen. Zum Unterschiede von gleichnamigen Verwandten wurde dieser Söldnerführer später Fabian I. genannt. Er selbst starb unverehelicht, aber sein Bruder Achatius, der vierte Sohn Peters v. D., der als herzoglich preußischer Rath und Amtshauptmann zu Tapiau am 18. Octbr. 1619 starb, hinterließ aus seiner Ehe mit Barbara v. Wernsdorf nicht weniger als elf Söhne, von denen wir an dieser Stelle wiederum den vierten Sohn, Namens Fabian (Fabian II.) hervorzuheben haben, welcher Director des preußischen Landraths und Hauptmann von Brandenburg in Preußen war und im J. 1631 mit Hinterlassung zweier Söhne aus seiner Ehe mit Esther v. Heydeck verstorben ist. Der jüngere dieser Söhne, Friedrich, wurde am 26. April 1619 geboren und lebte in kinderloser Ehe mit Maria Ludovica v. Kreutzen; der ältere aber, der den Namen des Vaters erhielt und zur Unterscheidung von ihm als Fabian III. bezeichnet wird, ist der in kurbrandenburgischen Diensten stehende Politiker, von dem wir hier zu reden haben. Welche Vorbildung er genossen hat, wann er in den Dienst des Kurfürsten getreten, sowie überhaupt alle näheren Umstände aus seinem Lebens- und Entwicklungsgang bleiben uns so lange verborgen, als nicht das „gräflich Dohna'sche Familienarchiv zu Schlobitten“, von dem Leopold v. Orlich in seiner Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert wiederholentlich (z. B. I. 441) spricht, mehr als einige genealogische Aufschlüsse gegeben haben wird. Wir wissen nur, daß er „kurbrandenburgischer Geheimrath und Gesandter“ war, welches letztere aber nicht in dem jetzt üblichen Sinne zu verstehen ist, denn beständige Gesandte an fremden Höfen als Vertreter seines Staates unterhielt der große Kurfürst nicht, sondern wählte unter seinen Räthen für eine bestimmte Negotiation den geeigneten Mann aus. Unter solchen Umständen mußte jeder Auftrag nach Maßgabe seiner Wichtigkeit den Grad von Talent und Geschicklichkeit des betreffenden Bevollmächtigten und das Maß von Vertrauen seitens des Kurfürsten zu demselben beleuchten, und unter dieser Erwägung muß unsere Meinung von der Bedeutung und dem Gewicht der Persönlichkeit Fabians v. D. sehr erhöht werden. Denn die Sendung, von welcher wir nähere Kenntniß haben, und in welcher die geschichtliche Bedeutung Fabians v. D. gipfelt, bezeichnet einen der hervortretendsten Punkte in der Politik des großen Kurfürsten. Gleich von Anfang seiner Regierung an hatte er bekanntlich gesucht, ebenso wie mit Schweden, auch mit Frankreich in ein freundschaftliches Einvernehmen zu gelangen, was jedoch durch die nothwendige Rücksicht auf den Kaiser nur mit äußerster Vorsicht betrieben werden konnte. Seitdem Frankreich 1635 in den deutschen Krieg thätig einzugreifen begonnen hatte, war die Stärke des Gegensatzes der kaiserlichen Politik mit größerer Wucht gegen Frankreich als gegen Schweden gerichtet, das man durch Zugeständnisse, bei denen Niemand mehr als der Kurfürst zu verlieren hatte, von der Verbindung mit Frankreich zu lösen bestrebt war. Bevor noch von Schweden mit voller Unzweideutigkeit der definitive Besitz der pommerschen Küstenlande als Preis

seiner Frontveränderung bezeichnet worden war, hatte der Kurfürst schon (im Herbst 1643) einen geheimen Gesandten nach Paris geschickt, nicht sowol um schon in die Materie seiner Absichten verhandelnd einzutreten, als vielmehr behufs Orientirung über die seit dem Tode Ludwigs XIII. (14. Mai 1643) und durch denselben am französischen Hofe eingetretenen Wandlungen in Rücksicht des maßgebenden Einflusses und der Stimmungen zu den schwebenden Fragen. So sehr man aber auch von französischer Seite der vom Kurfürsten leise angedeuteten Perspective entgegenkam, so war man doch genöthigt, einstweilen auf die Verhandlungen zu Münster zu verweisen. Hier aber nahmen die Dinge einen für Brandenburg nicht günstigen Verlauf; denn Schweden trat im Bewußtsein, daß die Politik des Kaisers eine ihm nachgiebige Richtung genommen, offen und entschieden mit dem Anspruch auf Pommern hervor und setzte sich dem Kurfürsten gegenüber in eine immer kühlere Haltung. Schon auf dem Congreß zu Münster zeigten die französischen Unterhändler ein Verständniß für die Bedeutung dieser schwedischen Forderung, welche, erfüllt, dem nordischen Staate einen Frankreichs Einfluß in Deutschland völlig paralysirende Stellung gewährleistete, und der Kurfürst rechnete mit gutem Grunde darauf, daß man in Paris den europäischen Charakter dieser Frage um Pommern noch eindringender erfassen werde. Er beschloß daher von neuem einen Gesandten dorthin zu schicken, und hierzu wählte er unsern Burggrafen Fabian v. D. Die Instruction für ihn (wahrscheinlich vom 1. Sept. 1645 datirend) ist nicht mehr vorhanden, aber man erkennt den Inhalt seiner Mission aus der großen Schlußrelation vom 9. Sept. 1646, welche er selbst im Rathe des Kurfürsten verlesen, und welche seine früheren Berichte zusammenfaßt. Mit Recht vergleicht Droysen diesen Bericht „mit den damals schon berühmten venetianischen Relationen", denn er verbreitet sich mit großer Sachlichkeit über den Zustand Frankreichs, des Hofes, der Verfassung und zeigt ein ebenso eindringliches, als tapferes Urtheil. Den Grafen von Brienne nennt er frischweg „den einfältigsten und unwissendsten Minister, so er jemals gesehen", und vom Cardinal Mazarin hebt er „die angeborene Furchtsamkeit" hervor, vermöge welcher „er immer besorget, sich in Etwas zu übereilen, und auf künftige Dinge wartet". Nächst dieser allgemeinen Darstellung aber tritt die Darlegung der französischen Politik in Bezug auf die schwebenden Fragen bedeutsam hervor, und der Verfasser bemüht sich insbesondere, den eigennützigen Charakter derselben im Gegensatz zu den idealen Vorwänden, mit denen das Eingreifen Frankreichs in den deutschen Krieg beschönigt worden war, ans Licht zu bringen. In allen diesen Dingen kam er aber nur seinem Auftrage nach, der ihn offenbar warnte, auf irgend welche zu weit führende Engagements sich einzulassen und seine Eröffnungen vorsichtig innerhalb der Schranke des lediglich Allgemeinen und Vorläufigen zu halten. In Paris ließ man den Burggrafen fühlen, daß man positivere Anerbietungen erwartet hatte. Aus der pommerschen Sache hatte man einen directeren Anschluß Brandenburgs an Frankreich erhofft; in der Verwickelung mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, in welcher Angelegenheit Fabian v. D. bei seiner Durchreise in Holland einen „statum caussae" in französischer Sprache hatte drucken und veröffentlichen lassen, drängte man dem Kurfürsten das Erbieten einer fast zu umfänglichen Hülfe förmlich auf, und nach Analogie des zwischen Brandenburg und Schweden lange schwebenden Heirathsplans, meinte man, müsse D. einen Heirathsantrag des Kurfürsten etwa für eine Prinzessin von Orléans oder von Longueville vorzubereiten haben. In alle diese Stoffe ging der Gesandte nicht ein und erfuhr dann auch als Entgelt seiner Zurückhaltung eine beträchtliche Sprödigkeit der französischen Staatsmänner in der Frage um die Titulatur, in welcher er seinerseits seinem Auf-

trage gemäß ein lebhaftes Entgegenkommen bezeugte. So ging die Mission ohne positive Erfolge aus, aber der eigentliche Zweck, eine Sondirung der französischen Politik in ihrem gesammten Zusammenhang wie in den vorliegenden Einzelfragen wurde vollkommen erreicht, und die gewonnene Einsicht bildete die Grundlage der weiteren Entschließungen des großen Kurfürsten. Von der Ueberzeugung aber geleitet, daß für dieselben eine dauernde Instruction des brandenburgischen Hofes über die Wandlungen in Paris nothwendig sei, engagirte D. während seiner Anwesenheit in Frankreich den bekannten Publicisten Abraham Wicquefort als „brandenburgischen Residenten am französischen Hofe", welcher, die enge Alliance zwischen den beiden Staaten befürwortend, den Versuch einer solchen zu behandeln hatte. D. selbst kehrte über Münster und Osnabrück zurück (Aug. 1646), um „den Gevollmächtigten daselbst seine Verrichtung zu communiciren". — Nach den bekannten „Mémoires et négociations secrètes touchant la paix de Munster et d'Osnabruck" (II, 230) soll D. dafür, daß er neben Baiern allein die französischen Forderungen einer „Satisfaction" nicht übermäßig fand und vielmehr unterstützte, von den Franzosen 2000 Thaler erhalten haben. Die Nachricht steht aber ohne weitere Belege da. — Daß der Burggraf noch andere Gesandtschaften auszuführen hatte, ist sicher. So finden wir ihn 1655 mit Friedrich v. Jena in Marienburg bei Verhandlungen mit Polen. Aber da in den weiteren Actenstücken zur Geschichte des Kurfürsten zwar öfter Grafen v. D. genannt werden, aber nicht immer zu bestimmen ist, welcher von denselben aus dem damals sehr verzweigten Geschlechte gemeint sei, ist es schwer, die einzelnen Fälle, in denen Fabian hervorgetreten, aufzuführen. Er starb im J. 1668. Verheirathet war er mit Henrica Amalia, der Tochter seines Oheims, des Burggrafen Christoph v. D., und hinterließ aus dieser Ehe einen Sohn, Christoph Friedrich, geb. 19. Oct. 1652, der das Amt eines Erbfähndrichs von Preußen bekleidete und ein besonderer Freund theologischer Studien war. Fabian gehörte der sogenannten Reichertswalder Linie der D. an, deren Stifter sein Vater, Fabian II., gewesen war.

A. v. Witzleben, Artikel Dohna in Ersch und Gruber's Encyklopädie Sect. I. Bd. XXVI. S. 306. — Urkunden und Actenstücke zur Geschichte d. Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (polit. Verhandlungen) I. 610 ff. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik III. 1. 302.

Caro.

Dohna: Friedrich Burggraf v. D., geb. am 25. Jan. 1621, † 1688. Unter den elf Söhnen des Achatius v. D., dessen wir oben (Art. Fabian III. v. D.) Erwähnung gethan, war der jüngste, Christoph (1583 bis 1. Juli 1637), der Stammvater der sogenannten „Vianischen Linie" der D., frühzeitig in die Dienste des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz getreten und hatte während der kurzlebigen Herrschaft dieses Fürsten in Böhmen die Stelle eines Oberkammerherrn und geheimen Raths bei demselben bekleidet. Als aber dessen Abenteuer in Verfall gekommen war, fand Christoph v. D. eine Zuflucht bei den hohen Verwandten seiner Gemahlin in Holland und erhielt bald die wichtige Stelle eines Gouverneurs im Fürstenthum Oranien. Er war nämlich mit der Gräfin Ursula v. Solms-Braunfels, einer Schwägerin des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, vermählt, aus welcher Ehe der hier in Rede stehende Burggraf Friedrich als ältester Sohn entsprang. Auch von ihm sind wir nicht in der Lage, über seinen Bildungsgang und über seine jüngeren Lebensjahre nähere Angaben liefern zu können. In jedem Falle ist man nicht berechtigt, wie an mehreren Orten geschehen ist, zu sagen, daß er seinem Vater in dem Gouvernement von Oranien folgte, denn als sein Vater starb, hatte er erst das

16. Lebensjahr erreicht. Vermuthlich ist er nicht viel früher, ebenso wie sein Bruder Christian Albert, als Cornett in die holländische Armee getreten. Zu der Zeit, wo er bemerklich hervortritt, ist er allerdings schon Generallieutenant. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der oranischen Familie brachten ihn namentlich von der Zeit an, da der große Kurfürst von Brandenburg sich mit der Prinzessin Luise von Oranien, der Tochter Friedrich Heinrichs, vermählt hatte, mit dem Brandenburger in nahe Berührung, und bald erwarb er sich das Vertrauen dieses Menschenkenners in dem Maße, daß derselbe dem Vorschlag der Prinzessin Amalie, der Schwiegermutter des Kurfürsten, den Grafen D. als Gouverneur von Oranien und zugleich als Gouverneur des Prinzen Wilhelm (Heinrich) III. einzusetzen, zustimmte. Er konnte damals nur wenig erst sein dreißigstes Lebensjahr überschritten haben. Es war eine der schwierigsten und fatalsten Stellungen, denn von den inneren Unruhen abgesehen, hatte der Gouverneur ebensowol mit dem Mißtrauen der in ihrer Stimmung wandelbaren und ängstlichen Prinzessin Amalie, als mit den Ansprüchen der Prinzeß Royal, der Wittwe Wilhelms II., und ganz besonders mit den Cabalen des französischen Hofes zu ringen, der jedes Mittel versuchte, um das wichtige und für Frankreich bequem gelegene Fürstenthum für sich zu erwerben. Bald hieß es, er habe, auf ein apokryphes Testament Wilhelms II. sich berufend, die Absicht, das Fürstenthum der Vormundschaft der Prinzeß Amalie und des großen Kurfürsten zu entziehen, bald wieder, er wolle sich selbst dort zum Regenten aufwerfen. Indessen gelang es ihm immer leicht, bei dem großen Kurfürsten solche zugetragene Insinuationen zu zerstreuen. Aber bedenklicher waren die unausgesetzten Einmischungen der Franzosen, deren abgesagter Feind Friedrich v. D. war; und zwar um so peinlicher, als D. an dem Kurfürsten, der im Zusammenhang seiner ganzen Politik damals veranlaßt war, dem französischen Hofe entgegenkommende Rücksichten zu erweisen und keine neuen Schwierigkeiten aufkommen zu lassen, nicht immer einen seiner eigenen Entschlossenheit entsprechenden Rückhalt fand. Bezeichnend ist, was der französische Gesandte Milet einmal dem D. im Zorn über seinen Trotz zurief: es sei doch seltsam, daß er allein in Europa des Königs Willen Widerstand leisten wolle. Aehnlich äußerte sich Mazarin. Und in der That vermochte er es auch nicht. Im J. 1660 unterlag er den französischen Ränken und mußte das Fürstenthum räumen. Wie peinlich dem Kurfürsten auch diese Wendung war, so ließ er sich doch sehr bald durch den Grafen D., der selbst nach Cleve gekommen war, überzeugen, daß er keine Schuld daran trage. Ja er war nahe daran, dem Grafen behufs seiner Rechtfertigung gegen den französischen Hof eine Sendung nach Paris zu übertragen, und hegte den Wunsch, ihn wiederum zum Gouverneur von Oranien einsetzen zu können. In der Besorgniß jedoch, daß weitere Verwickelungen daraus entstehen könnten, wurde der Entschluß dahin abgeändert, daß der Graf nach der Schweiz gesandt wurde, wo derselbe im J. 1657 schon die Baronie Coppet in der Waadt erkauft hatte. Es war die erste Anknüpfung Brandenburgs mit diesem glaubensverwandten Staate, nach welchem Moment sich damals die politischen Verbindungen vielfach gliederten. Nach der Friedrich v. D. unterm 14. Octbr. 1661 mitgegebenen Instruction war ihm außer der Uebersiedelung einiger Schweizerfamilien nach der Mark noch in einer Nebeninstruction aufgetragen, sich Kenntniß von allen Alliancen zu verschaffen, welche die Schweiz, namentlich mit evangelischen Fürsten, geschlossen habe, „weil Wir“, heißt es darin, „gern wissen möchten, was eigentlich für Nutzen, sowol das römische Reich, als auch zuvörderst das evangelische Wesen und Wir absonderlich von solcher Alliance mit den Schweizern zu hoffen haben.“ In Folge der Dohna'schen Sendung ent-

schlossen sich 12 Familien aus dem Canton Bern dazu, nach der Mark überzusiedeln, und da sich diese hier gefielen, so folgten bald mehrere. Im J. 1663 war D. bereit, noch mehr Ansiedler zu schicken, aber der Graf Schwerin erklärte sich in einem Schreiben an D. dagegen, unter anderem, „weil die Schweizer als große Freidenker nur den brandenburgischen Unterthanen schlechte Beispiele geben würden". D. aber verließ die Schweiz nicht mehr, wo er bald großes Ansehen und für sich und seine Erben das Bürgerrecht von Bern und einigen anderen Schweizerstädten gewann. Im J. 1683 schickte D. doch wieder trotz jener Bedenken 17 Familien auf den Wunsch des Kurfürsten in die Mark, wohin auch mehrere seiner Söhne in den Dienst des Kurfürsten sich begeben hatten. Zu den gefürchteten Freidenkern scheint aber auch Graf Friedrich selbst gehört zu haben, denn sonst würde er wol schwerlich den bekannten Polyhistor Pierre Bayle zum Lehrer seiner Kinder erwählt haben. Von dem Erziehungssystem, dem Graf Friedrich eine beträchtliche Aufmerksamkeit zuwandte, entwirft einer seiner Söhne in seinen unten zu nennenden Memoiren ein ungemein anziehendes Bild, das unter anderem zeigt, daß die Grundsätze des auf eine natürliche Entwickelung ausgehenden Systems in erleuchteten Familien selbst des 17. Jahrhunderts schon sich Geltung verschafft hatten. Graf Friedrich erscheint hier als ein klarer Kopf und echt männlicher Geist. Obwol er, seitdem er aus dem holländischen Dienste geschieden, körperlich leidend und insbesondere an den Füßen gelähmt war, verließ ihn doch nicht seine frische Heiterkeit und der lebendige Antheil an allen Vorgängen der Zeit. Das Urtheil, das sein eigener Sohn, Christoph, über ihn gelegentlich seines Todes fällt, dürfte als vollkommen zutreffend anerkannt werden müssen. „Er hatte", sagt er, „große Fähigkeiten für den Krieg und für die Politik, und hätten ihn nicht Krankheiten genöthigt, sich von den Geschäften zu entfernen, so würde er es allem Anschein nach sehr weit gebracht haben. Der König Wilhelm (von England) schätzte ihn sehr und that ihm wiederholentlich die Ehre an, sich bei ihm Rath zu holen, was aus seinen nachgelassenen Briefen hervorgeht. Diese Briefe bestätigen auch, was man damals von Innocenz XI., den man in Frankreich spottweise den Hugenottenpapst nannte, allgemein erzählte, denn es ist gewiß, daß er in geheimem Verkehr mit dem Prinzen von Oranien stand. Die Briefe wurden der Königin Christine von Schweden gegeben; diese schickte sie an den Grafen Friedrich v. D., der sie nach Lippe spedirte, von wo sie durch einen gewissen Paget nach dem Haag gebracht wurden." Graf Friedrich v. D. starb zu Coppet am 28. März 1688 und wurde zu Lausanne auf Befehl der Berner Regierung, die ihm auch nach dem Tode ihre Zuneigung bezeigen wollte, mit großem Pomp beerdigt. Seine Gemahlin Espérance du Puy aus dem Hause der Marquis von Montbrun in der Dauphiné, eine Nichte des tapfern St. André de Montbrun, überlebte ihn nur ein Jahr. Sie hatte ihm 8 Kinder geboren und darunter die Söhne Alexander, den Ahnherrn des Hauses Schlobitten, Johann Friedrich (Marquis de Ferassière) und Christoph, den Ahnherrn des Hauses Schlodien, den Verfasser der genannten Denkwürdigkeiten.

Aitzema, Saken van Staet en oorlogh in ende omtrent de vereenigde Nederlanden. Vierde Deel. 621 ss. A. v. Witzleben, Artikel Dohna in Ersch und Gruber's Encyklopädie Sect. I. Bd. XXVI. S. 308. — Orlich, Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert. Derselbe erwähnt (I. 495) „weitläufige und voluminöse Acten im Archiv zu Schlobitten, welche ergeben, daß er ein treuer, umsichtiger Diener des Kurfürsten war." — Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I. roi de Prusse écrits par Christophe comte de Dohna ministre d'état et lieutenant-général (ed. Raumer), Berlin 1833.

Caro.

Dohna: Karl Hannibal v. D., Burggraf, freier Standesherr auf Wartemberg und Bralin, kaiserlicher Kammerpräsident in Schlesien, geb. 1588, † 21. Febr. 1633. Sein Vater, Abraham v. D., war Kammerpräsident in Böhmen und Landvogt der Oberlausitz und wurde vom Kaiser vielfach zu Gesandtschaften, unter anderen nach Madrid und Moskau verwendet. 1612 folgte ihm sein Sohn Hannibal in der Landvogtei der Lausitz nach. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen hielt er, der schon vorher zur katholischen Religion übergetreten war, streng zum österreichischen Hause und zeichnete sich durch seinen Eifer für die Sache des Kaisers Ferdinand II., sowie seine diplomatische Thätigkeit namentlich am kursächsischen Hofe aus. Infolge seiner Weigerung, dem Könige Friedrich von Böhmen zu huldigen, erklärten ihn die schlesischen Stände seiner Güter verlustig. Dafür wurde er, nachdem er 1621 den Jägerndorfer Markgrafen aus Schlesien hatte schlagen helfen und das Land sich dem Kaiser unterworfen hatte, als Präsident der kaiserlichen Kammer in Breslau eingesetzt und übte nun als erbitterter Gegner der evangelischen Fürsten und Stände ohne Rücksicht auf die Freiheiten und Rechte der letzteren im Namen des Kaisers eine unumschränkte Herrschaft in Schlesien aus, namentlich belastete er das Land mit furchtbarem Steuerdruck. (Eine Auflage auf alle Kühe im Lande verschaffte ihm den Beinamen des Kühmelkers.) In einem Feldzuge gegen die Truppen Mansfeld's und Ernsts von Weimar, die sich 1627 in Jägerndorf festgesetzt hatten, erntete er Spott und Hohn. Obschon persönlich in religiöser Beziehung völlig gleichgiltig, begann er doch 1628 in den kaiserlichen Erbfürstenthümern Glogau, Schweidnitz und Jauer die am kaiserlichen Hofe beschlossene Gegenreformation mittelst der Lichtenstein'schen Dragoner und zog sich durch die entsetzliche Härte und Grausamkeit den bittersten Haß und den Beinamen des Seligmachers zu. Im J. 1630 verhandelte er in Danzig als kaiserlicher Unterhändler vergeblich über den Frieden mit Schweden. Als 1632 das Heer der vereinigten Schweden, Sachsen und Brandenburger vor Breslau lagerte, versuchte D. durch einen auf seine Veranlassung ins Lager entsendeten Kanonenschuß die neutrale Stadt in Feindseligkeiten mit den Verbündeten zu verwickeln, aber die erbitterte Bürgerschaft zwang ihn, im Auflauf aus der Stadt zu flüchten. Er entkam nach Polen und starb, beschäftigt mit Werbungen für den Kaiser, am 21. Febr. des folgenden Jahres in Prag. Der allgemeine Haß der evangelischen Schlesier machte sich noch nach seinem Tode in zahlreichen Schmähschriften und Liedern Luft, von denen am verbreitetsten ist das „Ochsen-, Küh- und Kälbergespräch über das Ableiben des großen Kühmelkers K. Annibal v. Dohna", 1633. Den Hauptaufschluß über seine Wirksamkeit geben die Loci communes schles. gravaminum durch Th. Trewlich, Breslau 1634. Palm.

Dohna: Ludwig Graf und Burggraf zu D., Bruder Alexanders (s. o.). Er wurde im März 1813 von York und seinem Bruder Alexander nach Breslau geschickt, um Scharnhorst's Zustimmung für die von dem preußischen Landtage beschlossene Errichtung der Landwehr und des Landsturmes zu vermitteln. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, diesem Auftrage mit Erfolg zu entsprechen. — Als das noch von den Franzosen besetzte Danzig am 2. Jan. 1814 durch Hunger gezwungen wurde, sich den verbündeten Russen und Preußen zu ergeben, war es D., der es durchsetzte, daß die Festung nicht den Russen, sondern den Preußen übergeben wurde. Es kostete unendliche Mühe und Aerger, um den Verwüstungen einigermaßen Einhalt zu thun, denen das Land von den Russen ausgesetzt war. Dabei kam es zwischen D. und dem Herzoge Alexander von Würtemberg, dem russischen Befehlshaber, zu so heftigen Reibungen, daß D. erkrankte und bald nachher am Nervenfieber starb. — Ihm ist es zu verdanken, daß die Russen

verhindert wurden, sich Danzigs zu bemächtigen. Schwerlich hätten sie den wichtigen Schlüssel zur Weichsel jemals in Güte wieder herausgegeben. Ludwig v. D. hat sich durch seine That ein unsterbliches Verdienst um den preußischen Staat erworben. Eberty.

Doläus: Johann D., Arzt, geb. 7. Sept. 1651 in Hofgeismar, hatte zuerst in Heidelberg, später in Paris, London und Oxford Medicin studirt, 1673 in Heidelberg die Doctorwürde erlangt, war nach seiner Habilitirung in Limburg an der Lahn zum Leibarzte der Prinzessin Albertine von Nassau und später (1682) nachdem er nach Hanau übergesiedelt war, zum Leibarzte des Landgrafen von Hessen-Cassel ernannt worden; er starb in Hanau 12. Sept. 1707. — So viel Gelehrsamkeit D. auch gesammelt hatte, so blieb er doch ein leichtgläubiger, in tiefer Mystik befangener Mann, für Paracelsisch-Helmontische Anschauungen im höchsten Grade empfänglich, vorwiegend von der Helmont'schen Naturphilosophie begeistert. Seine Schriften, als deren umfangreichste die „Encyclopaedia medica theoret.-pract.“, 1684 u. v. a. und „Encyclopaedia chirurg. rationalis“, 1689 zu nennen, sind mehrfach gesammelt (zuerst Venet. 1690. 4. in 3 Voll., später Frankfurt a. M. 1703 fol.) erschienen. Eine große Rolle spielen bei ihm die Geheimmittel, die er erfunden hatte, besonders eine gegen die verschiedensten Krankheiten wirksame Theriaca coelestis, auf welche er in einer besonderen Schrift („Theatrum theriac. coelest.“, 1680. 12., in Opp. Francof. 1703. I. App.) die Aufmerksamkeit der Aerzte und des Publicums gerichtet hat. Mit diesem und andern Geheimmitteln hat D., dem Brauche seiner Zeit gemäß, einen, gewiß sehr einträglichen, Handel getrieben. A. Hirsch.

Dold: Stephan D., druckte in Würzburg ums J. 1479. Der Bischof Rudolf von Scherenberg (1466—1495) berief jenen mit Georg Reiser (Jeorius Ryser) und Johann Beckenhub, genannt Mentzer, von Eichstädt nach Würzburg, um Agenden, Breviere, Meß- und Choralbücher zu drucken. Das erste Buch, was aus dieser gemeinschaftlichen Druckerei hervorging, war nicht allein das erste in Würzburg überhaupt gedruckte, sondern auch das erste mit einem Kupferstich gezierte Buch. Es erschien unter dem Titel: „Ordo divinorum secundum Chorum Herbipolensem (Breviarium dioecesis Herbipolensis), Herbipoli, Stephanus Dold, Jeorius Ryser et Joan. Bekenhub“, 1479. gr. Fol. Auf Blatt 38 befindet sich das bischöfliche Privilegium vom 20. Sept. 1479 mit dem in Kupfer gestochenen Wappen des Bischofs und des Domcapitels. Das Kupfer ist nach Bartsch, Peintre graveur X, 57 eine Arbeit von Martin Schongauer. Nach der Vollendung des ersten Breviers trennte sich diese Buchdruckergesellschaft und Reiser führte die Druckerei allein fort. Von Stephan D. selbst findet sich keine weitere Spur mehr.

Falckenstein, Buchdruckerkunst, S. 178 ff. Stelzenbach, Buchdruckerkunst im Herzogthum Franken im Archiv für Unterfranken, Bd. XIV. Serapeum Bd. I. (1840) S. 98. Panzer, Annales I. 450. Praet, Catal. des livres imprim. sur velin I, 222. Ebert, Bibl. Lexikon II, 135 ꝛc.

Kelchner.

Dolder: Johann Rudolf D., schweizerischer Staatsmann. Geboren 1753 in Meilen, Cantons Zürich, † 1807, widmete er sich anfangs mit wechselndem Erfolg, zuletzt in Wildegg, damaligen Cantons Bern, dem Handel und der Industrie, warf sich aber beim Einmarsch der Franzosen zu Anfang des Jahres 1798 ganz in den Strudel der politischen Bewegung, in welcher er bald einer der einflußreichsten Führer wurde. Im März jenes Jahres von dem durch die helvetische Revolution neu geschaffenen Canton Aargau als erstes dortiges Mitglied in den helvetischen Senat gewählt, empfahl er sich bald durch seine Gefügigkeit gegen die französischen Machthaber, deren Motiv von der öffentlichen

Meinung vielfach auf seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zurückgeführt wurde, jenen so sehr, daß der Commissär Rapinat, nachdem er die Entlassung der beiden Directoren Bay (s. d.) und Pfyffer (s. d.) erzwungen hatte, an deren Stelle neben Ochs (s. d.) auch D. setzte. Aber Rapinat wurde von seiner Oberbehörde desavouirt und D. gelangte erst am 9. Mai 1799 infolge des Austritts Glayre's ins Directorium. Hier spielte er anfangs eine untergeordnete Rolle und gewann erst dann Bedeutung, als jene Behörde unter dem prädominirenden Einflusse Fr. C. Laharpe's (s. d.) infolge ihrer Theilnahme an den französischen Kriegsoperationen zu einem förmlichen Schreckensregiment wurde, indem er jetzt mit Savary eine gemäßigte Minderheit in derselben bildete. In dieser Stellung war D. einer der Hauptführer bei den beiden Staatsstreichen vom 7. Januar und 8. August 1800, durch welche von der gemäßigten, republicanischen, Partei in den beiden gesetzgebenden Räthen zuerst das Directorium, dann jene Räthe selbst aufgelöst, die Executivgewalt einem Vollziehungsrath, die legislative einem „gesetzgebenden Rathe" übertragen wurden. Beide Umwälzungen führten D. zur obersten Leitung der Geschäfte als Präsident der Execution, aber er war doch durch seine zweideutige Haltung und seine Connivenz gegen die französischen Behörden nach und nach so discreditirt, daß die helvetische Tagsatzung, welche auf Grund des von Napoleon der schweizerischen Abordnung in Malmaison empfohlenen Entwurfs vom 29. Mai 1801 im Sommer d. J. eine neue Verfassung ausarbeitete und darauf im October den neuen Senat einsetzte, ihn überging und ihn damit von den öffentlichen Geschäften überhaupt entfernte. Allein gerade dieser Umstand, verbunden mit der unbesonnenen Erklärung der Integrität des helvetischen Gebiets seitens der Tagsatzung und dem ausschließlich unitarischen Geist der Senatswahlen erregte die Unzufriedenheit des französischen Directoriums. Mit Zustimmung des letztern wurde am 28. October durch eine Minderheit des gesetzgebenden Raths die Tagsatzung aufgelöst, der Entwurf von Malmaison angenommen und sofort in Ausführung gesetzt und die vollziehende Gewalt D. und Savary provisorisch allein übertragen. Unerwarteter Weise fiel aber D., der den thätigsten Antheil an diesem Staatsstreich genommen, am 21. November bei der Besetzung der beiden Landammannsstellen, da man seiner jetzt nicht mehr zu bedürfen glaubte, durch und mußte sich mit der Wahl in den kleinen Rath begnügen, in welchem er das Finanzdepartement bekleidete. Wiederum war es die Uebergehung Dolder's, sowie der einseitig föderalistische Charakter der Wahlen gegenüber dem Bestreben der französischen Regierung die beiden Parteien zu verschmelzen, was jene veranlaßte, die neue Regierung nicht anzuerkennen. Im Einverständniß mit dem französischen Gesandten Verninac und unter thätiger Mitwirkung Dolder's ward darauf von den Unitariern am 17. April 1802 ein vierter Staatsstreich ausgeführt, durch welchen die bisherigen Constitutionsverhandlungen eingestellt, der Senat auf unbestimmte Zeit vertagt und 47 Notabeln zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung einberufen wurden. Diese wurde zu Ende Juni durch die Volksabstimmung angenommen und D. am 5. Juli als Landammann an die Spitze der Executive gestellt. Aber kaum hatte Frankreich seine Truppen aus der Schweiz zurückgezogen und die helvetische Regierung sich selbst überlassen, als in Aargau eine Insurrection („Steklikrieg") ausbrach, die sich rasch fast im ganzen Lande verbreitete. D., von welchem das Gerücht ging, er würde in dieser kritischen Zeit zum Dictator ernannt werden, wurde am 13. Sept. von einigen Berner Patriziern nach Jegistorf entführt, mußte aber auf die Dazwischenkunft Verninac's hin sofort wieder freigelassen werden. Die Regierung, welche vor der Annäherung der Insurgenten am 18. September nach Lausanne übersiedelte, sah ihre Wirksamkeit bereits auf den Canton Waadt beschränkt, als Napoleon, der die auswärtigen Triebfedern der ganzen Bewegung

klar durchschaute, am 3. October sich zum Mediator aufwarf und Einstellung der Feindseligkeiten gebot. Die Regierung amtirte nun noch bis zum 10. März 1803, wo die durch die Mediationsverfassung Napoleon's vom 19. Februar 1803 geschaffene neue Organisation der Schweiz ins Leben trat, in Bern weiter. Damit war Dolder's Thätigkeit auf dem Boden der eidgenössischen Politik beendigt und er trat nun in den cantonalen aargauischen Staatsdienst über. Schon am 14. Febr. von Napoleon als Präsident der Organisationscommission für diesen Canton bezeichnet, übernahm er dieses Amt sowie die Führung des Justiz- und Polizeidepartements am 12. März und wurde darauf von dem großen Rath fast einstimmig am 21. April zum Präsidenten des kleinen Raths gewählt, in welcher Behörde er das Finanzdepartement übernahm und fast ununterbrochen auch das Präsidium bekleidete. Er starb am 17. Februar 1807 an einem Schlagflusse im Regierungssitze Aarau. — D. hat sich in seiner eidgenössischen Stellung durch sein Bestreben stets oben auf zu schwimmen (weshalb es von ihm hieß, er sei aus Kork geschaffen) und infolge dessen durch seine Connivenz gegen die französischen Machthaber und seine Neigung zur Intrigue bei allen politischen Parteien discreditirt; seine spätere Wirksamkeit im Aargau, um welchen Canton er sich als ausgezeichneter Administrator unbestrittene Verdienste erworben hat, ist geeignet das harte Urtheil, welches die Darsteller der helvetischen Revolution einstimmig über ihn gefällt haben, einigermaßen zu mildern.

Außer den allgemeinen Werken über die Helvetik von Tillier, Monnard u. A.: Ersch und Gruber, Allgem. Encyklopädie, 1. Section. 26. Thl. (Leipzig 1835) 322 ff. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert (Aarau 1812) 113 ff. — Monatliche Nachrichten, Zürich 1807.

Gisi.

Döler: Johann Caspar D., 1576 zu Römhild geboren, erst Cantor daselbst, 1606 Pfarrer zu Streufdorf, 1623 zu Bürden, 1633 zu Lindenau, dann Vicar zu Eisfeld und 1643 Pfarrer zu Ummerstadt, wo er 7. März 1645 starb. Er hat im dreißigjährigen Kriege viel zu dulden gehabt. Alle seine Schriften, darunter namentlich: „Philadelphia; Thesaurus in vasis testaceis“; „Ewig Leben, vita post vitam, mors post mortem“ sind unter den Leiden des wilden Krieges entstanden und haben einen praktischen, das Gemüth über allen Jammer des Lebens erhebenden Charakter.

Brückner.

Döler: Johann Michael D., zu Haina bei Römhild, wo sein Vater Georg D. Pfarrer war, 26. Sept. 1645 geboren, wurde nach Vollendung seiner theologischen Studien zu Kiel Magister, darauf Pfarrer zu Esten im Bremischen, 1674 Lazarethprediger in der Vorstadt zu Hamburg und 1684 daselbst erster Pfarrer an der neuerbauten Paulinerkirche, lebte aber Jahre lang im Kampf mit den übrigen Stadtgeistlichen, welche ihn nicht in ihr Collegium aufnehmen wollten. Er starb zu Hamburg 10. October 1697. Von seinen gedruckten Schriften (vgl. Schröder, Hamb. Schriftstellerlex. 2, S. 59) erlangten die folgenden: „Schifffahrt des menschlichen Lebens“ und „Arboretum Hesselianum“ längere Zeit in Norddeutschland eine weite Anerkennung. Seine im Manuscript hinterlassene Hamburger Chronik war ein verdienstvolles Unternehmen.

Brückner.

Doles: Johann Friedrich D., Kirchencomponist und Cantor an der Thomasschule zu Leipzig. Er war geboren 21. April 1715 zu Steinbach-Hallenberg bei Schmalkalden, wo sein Vater Andreas D. Cantor war, studirte auf dem Gymnasium zu Schleusingen und nachher Theologie auf der Universität Leipzig. Unterweisung in der Musik hatte er schon früher empfangen, und nun genoß er während seines Leipziger Aufenthaltes auch Seb. Bach's Unterricht, wiewol er späterhin ganz andere und von der Richtung seines Meisters durchaus

abweichende Wege einschlug und verfolgte. Schon am 13. Oct. 1743 trat er zu Leipzig kurz nach der Gründung des „großen Concertes“ als Clavierspieler mit Erfolg öffentlich auf. Am 15. Juli 1744 wurde er Cantor und Collega IV. am Gymnasium zu Freiberg und stand diesem Amte beinahe 12 Jahre lang vor, bis er November 1755 in Bach's ehemalige Stelle als Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig berufen und am 30. Januar 1756 in das Amt eingeführt wurde. Er bekleidete dasselbe bis 1789, in welchem Jahre er wegen Altersschwäche ehrenvoll in den Ruhestand gesetzt wurde; doch starb er erst 8. October 1797, bis zum Ende seines Lebens unablässig als Componist und Lehrer thätig. Die Verwaltung des Cantorates zu Leipzig führte er als ehrenwerther, fleißiger und treuer Beamter, und der Thomaschor stand unter ihm in hoher Blüthe. Auch als Componist war er ungemein arbeitsam und versah die Kirche reichlich mit Tonstücken aller Art, wovon jedoch nur sehr wenig im Drucke herausgekommen ist. Zu ihrer Zeit waren seine Werke beliebt, doch hat kaum ein einziges sich bis auf die Gegenwart am Leben erhalten, dazu fehlte es ihnen zu sehr an innerer Kraft und Gediegenheit. Von einem geistigen Einflusse Bach's ist nicht viel darin zu spüren, sie sind weder kunstvoll gearbeitet noch rein im Geschmack oder tief in der Empfindung, sondern nur ziemlich oberflächlich und im Durchschnitte weit mehr opernmäßig als kirchlich, indem zugleich das melodische Element durchaus vorwaltet. Die Fuge wollte er ganz aus der Kirchenmusik verbannt wissen. Gedruckt sind von seiner Arbeit fast nur kleinere Sachen: „Neue Lieder von Fuchs“, 1750; „Der 46. Psalm“, 1758; „Melodien zu Gellert's Oden“, 1762; „Choralbuch“, 4stimm., 1785; Cantate „Ich komme vor dein Angesicht“, 1790; „Singbare und leichte Choralvorspiele 2c.“, 5 Hefte, 1795—97 (seltsames Product). — Im Manuscript hinterlassen hat er Kirchen- und Gelegenheitscantaten, Motetten, diverse Psalmen, einige Passionen 2c. In Freiberg hatte er 1749 auch ein Singspiel componirt, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde. Daß er ein guter Sänger war, melden Zeitgenossen, und Gerber erwähnt auch ein wahrscheinlich zu eigenem Gebrauche beim Unterricht von ihm abgefaßtes Compendium „Anfangsgründe zum Singen“, dessen Einrichtung auf eine gute Lehrmethode schließen läßt. v. Dommer.

Döll: Friedrich Wilhelm D., Bildhauer, geb. zu Veilsdorf bei Hildburghausen um das J. 1750, † 1816 zu Gotha. Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha schickte ihn 1770 mit Houdon nach Paris, um dort seine Kunst gründlich zu studiren. Von dort ging er 1773 zu gleichem Zwecke nach Rom, bis er 1781 nach Gotha zurückberufen und zum Hofbildhauer und 1786 zum Professor ernannt wurde. Von seinen Werken sind zu nennen: Lessing's Denkmal in der Bibliothek zu Wolfenbüttel; eine Hygiäa; eine Minerva; Glaube, Liebe und Hoffnung in der Hauptkirche zu Lüneburg; ein Basrelief, Gustav Adolf darstellend, von einer Victoria gekrönt, für den Fürsten von Anhalt-Dessau; 22 Hautreliefs in Stuck an der fürstlichen Reitbahn zu Dessau und die Büsten von Mengs, Winckelmann, besonders Keppler (zu Regensburg).

Aug. Beck, Ernst II., Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854, S. 241. Beck.

Dollenz: Karl D., Jesuit, geb. zu Graz 1703, lehrte in Wien Poesie und Rhetorik, in Graz Philosophie, Moraltheologie und canonisches Recht, in Tyrnau heilige Schrift, in Kaschau Dogmatik, und stellt durch diesen seinen Lebensgang ein ungefähres Bild der Methode seines Ordens in Verwendung der ihm angehörigen Lehrkräfte dar; er starb 1751 zu Ofen als Präfect der höheren Studien. Die von ihm hinterlassenen Schriften gehören seiner Lebensepoche als Lehrer der Humaniora und der Philosophie an, und sind gleichfalls in ihrer

Art charakteristisch: „Hispaniae Veteris Geographia carmine didactico exposita“ (1735); „Exercitationes ab illustrissima Viennensi Rhetorica in theatro exhibitae“ (1738); „De immortalitate animi dialogi quatuor“ (Uebersetzung eines italienischen Buches, dessen Verfasser der Jesuit Putignani war; 1740); „Dialogi physici de plantis“ — „Dialogi physici de structura corporis humani“, beide Schriften (1743, 1744) aus einem französischen Werke seines gleichzeitigen Ordensgenossens Regnault gezogen. — Eine bleibende Leistung sind seine „Scriptores Universitatis Viennensis ordine chronologico dispositi“, in zwei Abtheilungen, welche die Schriftsteller des zweiten Säculums der Wiener Universität (a. 1465—1540; 1541—1565) behandeln. Das erste Säculum (1357 bis 1464) lag bereits von seinem Ordensgenossen Ernst Apfalter vor; drei andere Jesuiten Jakob Focky, Joseph Carl, Cajetan Rechbach, lieferten die Scriptoren des dritten Säculums, Focky die Scriptoren a. 1565—1587, Carl jene von 1588—1608, Rechbach a. 1610—1655. Werner.

Dolliner: Georg D., Botaniker und Arzt, geb. 11. April 1794 zu Ratschach in Krain, † 16. April 1872 zu Idria in Krain. Er kam 1818 nach Wien, um Chirurgie und Medicin zu studiren und wirkte daselbst als Wundarzt von den Jahren 1822—1842. Dann übersiedelte er nach Krain und bekleidete dort anfangs die Stelle eines Wundarztes in Adelsberg, von 1846 an aber jene eines kaiserl. königl. Gewerksarztes in Idria. 1851 wurde D. Doctor der Medicin. Er war ein tüchtiger Botaniker, durchforschte während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Wien die Flora von Nieder-Oesterreich mit großem Eifer und legte die gesammelten Erfahrungen in seinem Werke: „Enumeratio plantaram phanerogamicarum in Austria inferiori crescentium“ (1842) nieder. Diese fleißige Arbeit ist die erste möglichst vollständige Aufzählung der Sommerpflanzen des obgenannten Landes. D. setzte seine botanischen Studien auch in Krain mit großem Eifer fort und sammelte namentlich in den Umgebungen von Adelsberg, sowie in den Tolmeiner Gebirgen viele seltene Gewächse. Sein reiches Herbar widmete D. dem krainerischen Landesmuseum.

Neilreich, Geschichte der Botanik in Nieder-Oesterreich (Verhandl. des zool.-botan. Vereins V. [1855] S. 57). — Oesterr. botan. Zeitschrift von Skofitz XXII. (1872) S. 170. — Wurzbach, Lexikon. Reichardt.

Dolliner: Thomas D., österreichischer Rechtsgelehrter und kaiserl. königl. Hofrath, geb. zu Dörfern in Krain 12. Dec. 1760, gest. zu Wien 15. Februar 1839, erhielt seinen ersten Unterricht zu Hause, studirte hierauf zu Tarvis, Laibach und Wien, wurde bereits 1788 nach Beendigung seiner juristischen Studien als Professor des natürlichen Privat- und allgemeinen Staats- und Völkerrechts an der orientalischen Akademie angestellt, und zugleich mit der Supplirung des Lehrfaches aus dem Kirchenrechte an der Universität betraut. Seit 1789 lehrte er an der theresianischen Ritterakademie, seit 1800 an der Prager Universität, übernahm im J. 1805 die Professur des Kirchenrechts zu Wien. Außerdem daß D. seine Lehrthätigkeit an der Wiener Universität erweiterte, ward er auch der Justizhofcommission als Beisitzer zugetheilt, und nahm als solcher an der Redaction des bürgerlichen Gesetzbuches Theil. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1831. In dem letztgenannten Jahre zog er sich in einem Alter von 70 Jahren nach 42jähriger Dienstzeit in den Ruhestand zurück, unterließ es jedoch nicht, jeder Sitzung der Justizhofcommission beizuwohnen. D. war sowol auf dem juristischen wie geschichtlichen Gebiete unaufhörlich litterarisch thätig. Sein Hauptwerk auf juristischem Gebiete ist das „Handbuch des österreichischen Eherechts“ in 5 Bdn., 1. Auflage, Wien 1834—36, 2. Auflage, Wien 1849. Auf dem Gesammttitel des Werkes erscheint neben D. noch Dr. Ignaz Grassel (derzeit Ritter von

Rechten), von welchem der fünfte Band verfaßt ist. Die zwei ersten Bände behandeln das österreichische materielle Eherecht, der dritte und vierte Band den Eheproceß. Trotz der mannigfachen gesetzlichen Veränderungen nimmt das Werk in der österreichischen Rechtslitteratur auf diesem Gebiete noch immer den ersten Rang ein. Keiner der nachfolgenden Commentatoren hat es auch nur annähernd erreicht, denn Unger's System, soweit es erschienen ist, behandelt das Eherecht nicht. Der ausgezeichnete Scharfsinn mit dem D. die zahlreichen im Gesetze ungelöst gebliebenen Fragen auffindet und auf dem Wege der Interpretation und Analogie löst, ist bei diesem Werke besonders hervorzuheben. Während der Herrschaft des canonischen Eherechtes von 1856—1868 war die Bedeutung des Werkes eine geringere. Seit der Aufhebung des Concordates hat in der Weise als das alte rechtliche Verhältniß wieder in Kraft trat, auch das Werk seine volle Anwendbarkeit erhalten. Außer diesem Werke zeichnete sich noch D. durch die Ausgabe des „Codex epistolaris Primislai Ottocari“, Vienn. 1803, einer Sammlung der Briefe Ottokars II., welche in den Jahren 1276—1278 von dem königlichen Notar Heinricus de Iserna angelegt wurde, aus; für die Geschichte dieser Jahre ist diese Sammlung eine Quelle von hohem Werthe. Die übrigen zahlreichen größeren und kleineren Arbeiten sind heutzutage meist überholt und können füglich hier übergangen werden.

In Wurzbach, Biographisches Lexikon Bd. 3. S. 350 ff. finden wir neben einer ziemlich ausführlichen Biographie die vollständige Litteraturangabe.

Rieger.

Döllinger: Ignaz D., baierischer Obermedicinalrath und Professor der Anatomie an der Universität München, geb. 24. Mai 1770 in Bamberg, † 14. Januar 1841 zu München, war einer der ersten Anatomen und Physiologen seiner Zeit. Es ist nicht leicht, die Bedeutung dieses hervorragenden Mannes richtig zu bezeichnen, da dieselbe weniger in einer großen Anzahl glänzender Entdeckungen liegt und nur unvollständig aus seinen Schriften abzuleiten ist, sondern außerdem weit über letztere hinaus in der mächtigen Anregung seiner Schüler für wissenschaftliche Forschung zu suchen ist.

Döllinger's Vater war Leibarzt des zu Bamberg residirenden Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal und Professor an der medicinischen Facultät der damals zu Bamberg bestehenden Universität. Der junge D. besuchte zuerst die Universität seiner Vaterstadt, wo er vor allem die Naturwissenschaften studirte, um sich der Medicin zuzuwenden, aber auch durch die im südlichen Deutschland neu bekannt werdende Kant'sche Philosophie lebhaft angeregt wurde. Er ging dann zur Fortsetzung seines medicinischen Studiums nach dem im Aufblühen begriffenen Würzburg, und darnach, mit der Unterstützung des seine Talente erkennenden Fürstbischofs, nach Wien und Pavia. In Wien erlernte er bei dem Anatomen Prochaska die Kunst der Einspritzung der feineren Blutgefäße. Pavia war die Schule, zu der damals alle strebsamen jungen deutschen Aerzte wanderten; Joh. Peter Frank und Antonio Scarpa waren die klinischen Lehrer, welche in für die damalige Zeit großartigen Unterrichtsanstalten wirkten, während es an den deutschen Universitäten mit den Sammlungen meist nur kümmerlich bestellt war und bei der ganz ungenügenden klinischen Unterweisung der medicinische Unterricht größtentheils ein rein theoretischer blieb. Daß in richtiger Erkenntniß der Fürstbischof Erthal in Würzburg die klinischen Anstalten reich ausstattete, sowie den klinischen Unterricht reorganisirte, wodurch unter C. C. v. Siebold der Grund zu einer klinischen Schule gelegt wurde, trägt noch heut' zu Tage zu dem hohen Rufe der medicinischen Facultät in Würzburg bei.

Mit reichen Kenntnissen ausgerüstet kehrte D. nach Bamberg zurück, woselbst er wenige Wochen nach Erlangung der Doctorwürde (1794) eine Professur an

der Universität erhielt. Er wirkte dort mit anderen tüchtigen Lehrern sieben Jahre lang und trug Physiologie und allgemeine Pathologie vor, wurde aber, als Bamberg (1801) an Baiern fiel und die Universität aufgehoben wurde, im J. 1803 nach Würzburg berufen, um die Professur für die gesammte Anatomie und die Physiologie zu übernehmen. Dort entfaltete er nun während 20 Jahren die größte Wirksamkeit als Lehrer und Forscher, so daß er bald zum Mittelpunkt des medicinischen Studiums daselbst sich aufschwang und der Begründer der neuen anatomischen und physiologischen Schule wurde.

Im J. 1823 erhielt er als Sömmering's Nachfolger einen Ruf an die Akademie der Wissenschaften in München, an deren Anstalten und Sammlungen dazumal talentvolle junge Gelehrte ihre letzte Ausbildung und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten erhielten. Diese, einer weiteren Entwicklung fähige Institution ist später leider einer engherzigen Sparsamkeit zum Opfer gefallen. Außerdem hatte man zu München eine medicinische Lehranstalt für Landärzte und Chirurgen errichtet, an der D. die Anatomie und Physiologie vortrug, welche aber, losgerissen von den übrigen Wissenschaften, selbstverständlich keine Entwicklungsfähigkeit besaß. D. gab sich anfangs in München den Arbeiten für die Akademie und den Bau des anatomischen Theaters hin. Als aber 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, erhielt er die Professur für menschliche und vergleichende Anatomie; nur einige Male las er auf Bitten der Studirenden privatissime die Physiologie; die pathologische Anatomie blieb in München gerade zu einer Zeit, als sie in ihrer Entwicklung einen wesentlichen Fortschritt in der Medicin hervorbrachte, völlig verwaist. D. gelangte an der Universität München niemals zu der großen Wirksamkeit wie in Würzburg; er war in Jahren vorgerückt, und in München bestand keine medicinische Schule mit bestimmten Traditionen, und man verstand es nicht, durch junge, in der Wissenschaft bedeutende Männer frisches Leben hereinzubringen; es gab eine Periode, wo so gut wie nichts für die Entwicklung der wissenschaftlichen Medicin von München ausging, und noch heut' zu Tage hat die medicinische Facultät trotz aller Anstrengungen mit den noch fortwirkenden Folgen der vergangenen, traurigen Zeit zu kämpfen. Man begreift recht wohl wie D. sich dabei fremd fühlte und sich allmählich auf sich zurückzog.

Von 1827—1839 verwaltete er das Amt des Secretärs der mathematisch-physikalischen Classe der Akademie. Im J. 1833 wurde er in den Obermedicinalausschuß des Landes berufen, in welchem er durch meisterhafte Referate, namentlich wo es auf genaue anatomische Bestimmung der Körpertheile ankam, die wesentlichsten Dienste leistete.

Die Choleraepidemie vom J. 1836 warf auch ihn aufs Krankenlager, und er konnte sich von dem heftigen Anfalle nie ganz wieder erholen und zu voller körperlicher Kraft gelangen. Er nahm von da an immer weniger Antheil an den Fortschritten der Wissenschaft, und starb 1841 an einer durch ein Magengeschwür veranlaßten innern Blutung.

Es bleibt jetzt noch die Aufgabe übrig, die Bedeutung Döllinger's als Forscher und als Lehrer zu charakterisiren. Das Hauptverdienst Döllinger's beruht nicht, wie schon gesagt, in der Auffindung vieler Thatsachen, sondern in der Eröffnung neuer Bahnen für die Wissenschaft.

Nachdem die Physiologie durch Albrecht v. Haller eine Zusammenfassung und einen neuen Anstoß erhalten, und die Naturwissenschaften, namentlich die Physik und Chemie, durch große Entdeckungen erweitert worden waren, ergaben sich immer mehr Beziehungen zwischen den Vorgängen in der unbelebten und der belebten Natur, und man erkannte allmählich, daß auch die wissenschaftliche Heilkunde ihre Grundlage in der Kenntniß der Processe im Organismus habe und als ein

Zweig der Naturwissenschaft zu betrachten sei. Es ist für uns Nachkommen schwer zu entscheiden, wer an dieser jetzt selbstverständlich scheinenden Erkenntniß den meisten Antheil gehabt hat: D. hat jedenfalls eifrigst dazu mitgewirkt.

D. hatte sich ein außerordentlich großes Wissen, vor allem in vergleichender Anatomie gesammelt und eine seltene Fertigkeit in Herstellung von Präparaten, namentlich der Injectionen der feineren Blutgefäße erworben. Er arbeitete vorzüglich in der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungsgeschichte fort, durch welche er die Bildungsgesetze der organisirten Körper zu erkennen strebte, und wurde einer der ersten Begründer der vergleichenden Anatomie in Deutschland. Schon früh erkannte er die große Bedeutung des Mikroskops zur Erforschung der feineren Formen und der Vorgänge im Thier; man hatte allerdings dieses Instrument seit Malpighi und Leeuwenhoeck zu diesem Zwecke angewendet, aber nur gelegentlich und nicht zu consequenten Untersuchungen; D. benützte es in ausgedehnter Weise zu seinen Arbeiten über die Entwicklung und den Blutkreislauf. Er bemühte sich auch mit Fraunhofer und dessen Nachfolger Merz um die Verbesserung der Mikroskope.

Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen sind seine Untersuchungen über die Entwicklung des Embryo, in welcher er, nach C. Fr. Wolff's Bestrebungen, neue Bahn gebrochen und welche er als Wissenschaft begründet hat. Nachdem er sich zuvor vielfache Erfahrungen gesammelt und die besten Methoden gefunden hatte, und zur Ueberzeugung gekommen war, daß auf diesem Gebiete durch methodische Forschung bedeutende Resultate erlangt werden können, verband er sich (1816) mit Pander aus Riga zu der im großartigen Maßstabe unter Anwendung der künstlichen Bebrütung ausgeführten Arbeit über die Entwicklung des Hühnchens. Der vermögende Pander trug die Kosten der Versuche, sowie die der vollendeten Zeichnungen durch d'Alton, und veröffentlichte unter seinem Namen die Resultate.

Die Beobachtungen der ersten Stadien der Entwicklung, namentlich des Blutes, führte D. recht nahe an die später von Schwann gemachten Entdeckungen der thierischen Zelle und der daraus entstehenden Gewebe. Er hatte beobachtet, daß ursprünglich überall das gleiche Elementargewebe sich findet, aus welchem die verschiedenen Gewebe hervorgehen; das Elementargewebe bezeichnete D. mit dem Namen körniges Urgewebe, das er aus Körnern (die Schwann'schen Zellen), durch einen schleimigen Stoff zusammengehalten, bestehen ließ.

Die Injectionen der feinsten Blutgefäße, z. B. der Darmzotten, und die Beobachtung des ersten Blutkreislaufs und der Blutbildung in der Embryonalanlage brachten ihn zu seinen bedeutsamen Untersuchungen und Ideen über den Blutkreislauf. Da er schon vor der Bildung der Gefäße und des Herzens eine Bewegung der Blutkörnersäulchen im Gefäßhofe des Dotters wahrzunehmen glaubte, so meinte er, die Thätigkeit des Herzens genüge nicht zur Erklärung des Blutumlaufs, man müßte daneben noch eine eigenthümliche Bewegung der Blutkörner annehmen. Keiner vor ihm hat so klar und bestimmt ausgesprochen, daß das Blut bei seiner Bewegung nicht in leere Gefäße einströmt, sondern stets eine zusammenhängende Säule darstellt. Er war es, der Bichat's Lehre, daß der Puls nicht auf einer fortschreitenden Bewegung des Blutes beruht, vielmehr auf einem gegen eine continuirliche Blutsäule fortgepflanzten Stoß, weiter ausbildete. Die Beobachtung der Gefäßbildung in der Embryonalanlage veranlaßte D., auch die Gefäßbildung in entzündeten Körpertheilen zu verfolgen, welche er in derselben Weise vor sich gehen läßt, wie die erste in der Keimhaut.

Noch befruchtender als durch seine wissenschaftlichen Arbeiten wirkte D. durch den Einfluß auf seine Schüler. D. steht als Lehrer der anatomischen Fächer nach allen Mittheilungen unübertroffen da. Er besaß einen scharfen,

durchdringenden Verstand, und in seinem ganzen Wesen eine eigenthümliche Ruhe und Ueberlegtheit; für seiner Anschauungsweise Widerstrebendes hatte er einen schneidenden, gefürchteten Witz bereit. Dieser seiner Natur entsprechend war sein Vortrag nicht blendend in äußerlicher Beziehung, aber von einer lichtvollen Klarheit und bis ins Einzelne durchgedacht, kein Wort zu viel enthaltend. Er war dabei stets bestrebt, das Wesentliche hervorzuheben und das Unwesentliche wegzulassen. In ganz eigener Weise wußte er die anatomischen Verhältnisse plastisch darzustellen, einen Körpertheil gleichsam vor den Augen der Zuhörer aufzubauen. In der anatomischen Vorlesung wurden die Gebilde nicht blos als fertige erläutert, sondern in ihrer Entwicklung und in ihren physiologischen Beziehungen betrachtet. In solcher Weise wußte er vorzüglich der sonst ermüdenden Knochenlehre einen besonderen Reiz zu verleihen und den starren Theilen gleichsam Leben einzuhauchen. Durch diese Eigenschaften war er im höchsten Grade anregend für seine Zuhörer, deren Aufmerksamkeit er unwiderstehlich fesselte.

Die physiologische Vorlesung Döllinger's hatte, da er sich nicht entschließen konnte bei Unbekanntschaft mit dem Wesen einer Erscheinung leere Speculationen an die Stelle von Thatsachen treten zu lassen, bei dem damaligen Stand des Wissens etwas dürftiges. Nur in einzelnen Capiteln, in denen er bestimmte Kenntnisse hatte, z. B. der Entwicklung und dem Blutlaufe, war er ausführlicher.

Einen noch größeren Einfluß übte aber D. dadurch aus, daß er talentvolle Schüler zu wissenschaftlicher Thätigkeit ermunterte und ihnen den richtigen Weg zur Erforschung der Erscheinungen lehrte. Seine Aufopferung für lernbegierige Studirende war eine unbegrenzte; er nahm sie in seine Wohnung und in seine eigenen Arbeitsräume auf, nur in dem Wunsche, das Wissen zu fördern, und überließ ihnen häufig bereitwilligst die Ergebnisse der Untersuchungen. Bär, Schönlein, Pander, d'Alton, Kaltenbrunner u. A. gehörten zu dieser schönen Vereinigung. In Würzburg gründete er eine zoologisch-physiologische Gesellschaft, in welcher man sich über die im Laboratorium gemachten Arbeiten und andere wissenschaftliche Gegenstände besprach. Dadurch schuf er die erste Schule für vergleichende Anatomie in Deutschland, welche für die Entwicklung der Naturwissenschaft von großer Bedeutung wurde, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß aus seinem Beispiele zum Theil unsere jetzigen physiologischen Institute hervorgegangen sind.

Obwol D. eine durchaus positive Natur war, und bei seinem scharfen Denken stets die Einzelnheiten zunächst ins Auge faßte, um über die Erscheinungen zu einer möglichst klaren Einsicht zu gelangen, und niemals Phantasien an deren Stelle treten ließ, so war er doch, und zwar gerade deshalb, ein Feind einer gedankenlosen Empirie und suchte aus den Thatsachen allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen. Er war ein Verehrer einer ernsten und gründlichen Philosophie und in letzterer wohl bewandert. Die Kant'schen Schriften hatte er genau studirt; für die naturphilosophischen Ideen Schelling's, mit dem er zeitlebens befreundet war, konnte er sich nur kurze Zeit begeistern, denn er bemerkte bei seinem kritischen Verstande, welcher nach dem Erkennen des wahren Grundes der Dinge suchte und sich mit einer Scheinerklärung nicht zufrieden gab, bald, daß uns nur unter bekannten Bedingungen wohl erworbene Thatsachen, für welche mit philosophischem Geiste die Erklärung zu suchen ist, vorwärts helfen.

Ph. Fr. v. Walther, Denkrede in der k. bair. Akademie der Wissenschaften am 25. August 1841; Nachrichten über Leben und Schriften von C. E. v. Bär 1865. S. 227—281; Rede Kölliker's, Zur Geschichte der medicin. Fakultät an der Universität Würzburg 1871. Voit.

Dollmann: Karl Friedrich D., einer der bedeutendsten Rechtslehrer, Schriftsteller und Gesetzesredactoren unserer Zeit, war geboren in Ansbach den

20. Oct. 1811 als ältester Sohn eines königl. Regierungscancellisten, welcher bei einem jährlichen Gehalte von 600 Gulden eine Familie von allmählich acht Kindern zu ernähren hatte. Gleichwol erhielt der ungemein begabte und ganz außerordentlich fleißige Knabe nicht blos den sorgfältigsten Elementarunterricht, sondern seine wackeren Eltern boten auch alles auf, dem hoffnungsvollen Jünglinge eine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu ermöglichen. Nachdem D. auf dem vaterstädtischen Gymnasium und Lyceum sich glänzende classische, historische und philosophische Kenntnisse erworben, bezog er nach einander die Universitäten Berlin (1830 u. 1831), Heidelberg (1832) und München (1833) und bildete sich unter den berühmtesten Rechtslehrern jener Zeit (Savigny, Gans, Klenze, Phillipps, Thibaut, Zachariä, Mittermaier, Bayer, Puchta ꝛc.) zum Juristen aus, indem er sich seinen Lebensunterhalt theils als Hauslehrer, theils aus Stipendien verschaffte. Wie er schon das Gymnasium als der Erste unter Allen mit der silbernen Medaille geschmückt verlassen hatte (Ende 1828), so schritt er auch an der Universität an der Spitze seiner Commilitonen. Seine Bearbeitung der von der Münchener Juristenfacultät gestellten Preisfrage: „1) Welches sind die Grundsätze des Römisch-Justinianischen Rechts über das Verbrechen der Entwendung? 2) Wie haben sich diese Grundsätze im Römischen Recht historisch entwickelt? 3) Welche Aenderungen haben dieselben bei dem Uebergang des Römischen Rechts nach Deutschland erfahren? 4) Welches ist der gegenwärtige Zustand dieser Lehre im gemeinen Recht?" — gedruckt unter dem Titel: „Die Entwendung nach den Quellen des gemeinen Rechts", 1834 — wurde am 26. Juni 1833 unter den rühmendsten Ausdrücken mit dem Preise gekrönt. Am 23. Oct. 1833 bestand D. das theoretische Schlußexamen mit solchem Erfolge, daß er vor der Prüfungscommission vor allen anderen Candidaten der königl. Staatsregierung mit Auszeichnung genannt wurde, und am 21. Dec. desselben Jahres wurde er auf Puchta's Antrag sogar unter Erlaß des Rigorosums zum Doctor der Rechte promovirt.

Nach diesen abgelegten Proben von Gelehrsamkeit verstand sich die Einschlagung der akademischen Laufbahn für den in jeder Beziehung zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Gelehrten sozusagen von selbst. Da man indeß damals in den höchsten Kreisen dem Institute des Privatdocententhums nicht hold war, so wurde selbst D. mit seinem Gesuche um Zulassung zur Docentur in München unter dem Vorwande mangelnder praktischer Thätigkeit abgewiesen (11. Juni 1834), um gleichwol schon nach zwei Monaten zum Docenten der Rechte an der Universität Erlangen, woselbst es gerade an Lehrkräften fehlte, ernannt zu werden. Im Mai 1835 gelang es ihm endlich doch, in gleicher Eigenschaft nach München versetzt zu werden, wo er — der junge Docent — alsbald in den Criminalfächern das ganze Auditorium an sich riß, sodaß der Hörsaal des Ordinarius jener Fächer leer blieb.

Am 9. März 1839 wurde D. zum außerordentlichen und am 19. Juli 1844 zum ordentlichen Professor befördert. Ueber 30 Jahre lang wirkte so D. auf dem Katheder, und Tausende von Jüngern der Rechtswissenschaft verdanken ihm einen guten Theil ihres Wissens und Könnens, denn einerseits war der Kreis der von ihm vertretenen Disciplinen ein sehr weit gezogener — er las über Encyklopädie, Römische Rechtsgeschichte, Institutionen, Pandekten, deutsches Privatrecht, baierisches Landrecht, französisches Civilrecht, Civilproceß, besonders aber über Strafrecht und Strafproceß — und andererseits fesselte seine den freien mündlichen Vortrag mit einem präcis gefaßten Dictate geschickt verbindende Lehrmethode die Aufmerksamkeit der Hörer und erleichterte ihnen zugleich das selbständige Studium. Er war fürwahr ein Muster eines guten akademischen Lehrers.

Aber auch der andern, einem deutschen Professor obliegenden Aufgabe, nämlich der Förderung der Wissenschaft durch litterarische Leistungen, wußte D. in seltenem Maße gerecht zu werden. Außer seiner schon genannten Monographie über den Diebstahl sind hervorzuheben: seine Commentare zum neuen baierischen Strafgesetzbuch (1862—65) und zur neuen baierischen Strafproceßordnung (1857 bis 58), in der von ihm seit dem J. 1852 geleiteten „Commentariensammlung über die Gesetzgebung des Königreichs Baierns seit Maximilian II."; — dann sein „System des baierischen Strafproceßrechts" (1864), leider lauter unvollendete Arbeiten, die aber nach dem Urtheile der competentesten Richter, z. B. Wächter's, nach Form und Inhalt zu den besten Leistungen auf dem Gebiete des modernen Criminalrechts- und Processes gehören. Außerdem gab D. die „Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreich Baiern" heraus und lieferte daneben zahlreiche Aufsätze und Artikel in andere wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelwerke, besonders in den Münchener gelehrten Anzeiger, in die Kritischen Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft, in die von Seuffert begründeten und unter seiner Mitwirkung herausgegebenen Blätter für Rechtsanwendung, ins Deutsche Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater.

Aber noch weit hinaus über seinen eigentlichen Beruf erstreckte D. seine bewundernswerthe Arbeitskraft. Das vom Könige Max II. ihm wie kaum einem Andern geschenkte allerhöchste Vertrauen verschaffte nämlich D. auch einen bedeutenden Einfluß auf die gesetzliche Neugestaltung der wichtigsten Lebensgebiete. Er wurde zur wiederholten Durchberathung und beziehungsweise Revision der im Auftrage der königl. Staatsregierung von v. Neumayer und resp. Stosner verfaßten Entwürfe eines Strafgesetzbuches und einer Strafproceßordnung zugezogen (in den Jahren 1852 — 54) und sogar mit der Vertretung des ersteren Entwurfes vor dem Gesetzgebungsausschusse der Abgeordnetenkammer in den Jahren 1856—1857 betraut. Ferner wurde er von seinem Könige zum Mitgliede der Commission zur Berathung eines von v. Endres entworfenen Civilgesetzbuches für das Königreich Baiern ernannt (Herbst 1857), deren Elaborate, die allgemeinen Bestimmungen über die Rechtsgeschäfte und das Recht der Schuldenverhältnisse, sowie das Sachenrecht umfassend, in den Jahren 1861 und 1864 publicirt worden sind. Ja, nach Auflösung dieser Commission (1864) erhielt D. vom Könige in richtiger Würdigung des Axiomes, daß gute Gesetzbücher aus Einem Gusse hervorgehen müssen, den Auftrag, die übrigen Theile des Gesetzbuches allein auszuarbeiten. Mit gewohnter Energie ging D. ans schwierige Werk, und bereits war das Familienrecht ganz und das Erbrecht theilweise vollendet, als der noch in vollster Manneskraft dastehende, an den zahlreichen unvollendeten Werken arbeitende und schon wieder mit Entwürfen zu neuen Leistungen sich tragende Gelehrte, bald nachdem er sich im eigenen Hause behaglich eingerichtet hatte, nach kurzer Krankheit aus diesem Leben scheiden mußte — am 9. Januar 1867. Die Trauer um den hochverdienten Mann war in den juristischen Kreisen eine ebenso tiefe als allgemeine und zwar nicht blos in Baiern, sondern in ganz Deutschland, denn auch in den Kreisen der Männer der deutschen Rechtswissenschaft empfand man schmerzlich die durch seinen Tod entstandene Lücke.

D. hinterließ zwei Söhne aus erster, am 14. Oct. 1839 mit der Appellationsgerichtsraths-Tochter Antonie Höltz geschlossenen, äußerst glücklichen, aber bereits im J. 1844 durch deren Tod gelösten Ehe, und zwei Töchter aus seiner zweiten Ehe mit Pauline v. Roth, der geistvollen Tochter seines Gönners und Freundes, des Oberconsistorialpräsidenten v. Roth, und Schwester des berühmten Germanisten Paul v. Roth. Nur wenige Jahre überlebte diese in jeder Beziehung treffliche Frau ihren ebenso geliebten wie hochverehrten Gatten und Freund.

Die hervorragenden Verdienste Dollmann's würdigte König Max II. vollkommen und verlieh ihm neben anderen Auszeichnungen den Civilverdienstorden der baierischen Krone (1859), womit der persönliche Adel verknüpft war. Er verdiente aber auch als Mensch allgemeine Hochachtung. Selbst ein strenggläubiger und kirchlichgesinnter Protestant, war er doch im höchsten Grade tolerant gegen alle Andersgläubigen. Er war nicht blos der zärtlichste Gatte und beste Vater, nicht blos voll kindlicher Liebe und Dankbarkeit gegen seine braven Eltern, die er, sobald er nur konnte, wie auch seine jüngeren Geschwister aufs thatkräftigste unterstützte, sondern sein edles Herz war auch stets bereit, fremde Hülfsbedürftige, besonders junge strebsame Talente zu unterstützen und wohlwollendst zu fördern, eingedenk der eigenen in der Jugend erlittenen Entbehrungen und des wohlthuenden Eindrucks damals genossener Gunst und Wohlthaten. Obwol am wissenschaftlichen Himmel ein Stern erster Größe, war D. doch von gepriesener Bescheidenheit, sich selbst immer zurückstellend, dagegen fremde Verdienste in den Vordergrund drängend. Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß er sich durch die fortwährende berufsmäßige Beschäftigung mit den Nachtseiten der menschlichen Natur, die Pflege des Criminalrechts, seinen angeborenen und fein ausgebildeten Sinn für alles Schöne und Erhabene in Natur und Kunst nicht trüben ließ. Er war ein leidenschaftlicher Musikfreund und selbst trefflicher Violinspieler, ein verständnißvoller Kenner und Sammler von Geigen, Kupferstichen und alten Drucken, und seine liebste Erholung in den Ferienzeiten bestand in weiten Fußtouren, besonders in der herrlichen Alpenwelt. (Siehe: Zur Erinnerung an Karl Friedrich von Dollmann. Erlangen 1867.)

Berchtold.

Dolscius: Paul D., (nicht Dolsius oder Doltius), ist 1526 zu Plauen im Voigtland geboren. Sein Vater Johann D. kam als evangelischer Pastor 1541 nach Reichenbach, wo er 1559 seine Gattin durch den Tod verlor (Corp. Ref. IX. p. 914). In Plauen scheint unser D. seinen Unterricht erhalten zu haben; er wurde nach damaliger Sitte früh auf die Universität Wittenberg geschickt, wo der mit seinem Vater befreundete Melanchthon sich seiner väterlich annahm und ihn in seinen sprachlichen Studien förderte. Ihm verdankte er die Vorliebe für die griechische Versification, ihm auch 1551 die Empfehlung zu dem Rectorate in Halle, welches er bis 1560 bekleidet hat. Es ist aber dabei nicht an das neue lutherische Gymnasium zu denken, unter dessen Rectoren er niemals genannt wird, sondern an die bei der Marienkirche bestehende Parochialschule. In diese Zeit des Schulamts fallen die griechischen Dichtungen und Uebersetzungen, durch die D. sich besonders bekannt gemacht hat. Schon 1552 erschien in Wittenberg die metrische Uebersetzung des 51 Psalms und 1555 folgte (Basel bei Oporinus) das ganze „Psalterium prophetae et regis Davidis versibus elegiacis redditum", 1559 „Ecclesiastes Salomonis graecis versibus redditus" (Leipzig) und nach längerer Unterbrechung 1571 die „Sapientia Jesu Siracidae graeco elegiaco carmine" (Leipzig). Auch eine selbständig griechische Dichtung Εἰς τὰ σταυρωτήρια Ἰησοῦ τοῦ λυτρωτοῦ καὶ σωτῆρος" hat er 1554 mit einer Empfehlung von Joach. Camerarius in Leipzig drucken lassen. Am meisten bekannt ist die griechische Uebersetzung der Augustana confessio, zuerst Wittenberg 1558, dann Basel 1559, später Wittenberg 1587 und noch 1730 in Leipzig wiederholt. Man hat wiederholt Melanchthon selbst für den Verfasser gehalten und sogar an der Existenz unseres D. gezweifelt. Daß das erstere falsch ist, erhellt aus dem Briefe Melanchthon's an Vorbing (Corp. Ref. IX. p. 935) und daneben wird (C. R. a. a. O. p. 921) erzählt, daß Melanchthon sie an den Patriarchen Joseph in Constantinopel geschickt habe. — Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines angesehenen und wohlhabenden Mannes 1554 mochte wol der Plan die unbe-

deutende Schulstelle aufzugeben unterstützt werden; er führte ihn aber erst 1560 aus, ging nach Italien, um noch Medicin zu studiren, und kehrte als Dr. med. nach Halle zurück. Hier wurde er Stadt-Physikus, 1573 Ober-Bornmeister über den deutschen Brunnen (Soolgüter), 1575 Kirchvater (Mitglied des Kirchenvorstandes) zu U. L. Frauen, endlich 1580 Rathsmeister und damit Mitglied der Stadt-Verwaltung. So war er in die Patrizier- und Pfänner-Familien gekommen und sicherte schon 1568 seiner Nachkommenschaft auf dem alten Gottesacker eine besondere Grabstätte, die bis auf den heutigen Tag erhalten ist. 1569 hat er „Selectae quaedam ex Luciano epistolae et diversorum autorum epistolae graecae" (Leipzig) herausgegeben (ich habe sie nicht gesehen). Am 9. März 1589 ist er gestorben; sein Bild in Stein gehauen mit lateinischem Epitaphium und einem griechischen Distichon steht noch jetzt. Das von ihm begründete Geschlecht hat sich lange in Halle fortgepflanzt.

Lizelii Historia poetarum Graecorum Germaniae (1730) p. 81—91.

Eckstein.

Doltzig: Hans v. D., kurfürstlich sächsischer Marschall und Rath zu Saalfeld, wendete sich frühzeitig der lutherischen Reformation zu; er und Joh. v. Minkwitz reformirten 1525 im Auftrage Kurfürst Johann des Beständigen die Universität Wittenberg und vertraten denselben Juni 1530 auf dem Convent der Evangelischen zu Frankfurt. 1536 führte D. beim König Ferdinand die Verhandlungen mit dem Vicekanzler Held, ging 1539 in Angelegenheit der Vermählung Anna's v. Cleve mit Heinrich VIII. nach England, war 1541 unter den Vertretern Kursachsens auf dem Reichstag zu Regensburg, stand 1542 an der Spitze der Commission, die das erledigte Bisthum Naumburg für den Kurfürsten in Besitz nahm, und war 1544 kursächsischer Gesandter auf dem Reichstage zu Speier. Seine Familie scheint mit ihm erloschen zu sein. Seckendorf, Hist. Luther.

Flathe.

Dolz: Johann Christian D., ein um die Volksschule besonders auch durch seine katechetischen Schriften verdienter Mann. Geboren zu Golßen in der Niederlausitz am 6. Novbr. 1769, wurde er schon als Schüler des Lyceums zu Lübben für pädagogische Thätigkeit gewonnen und bildete sich dann in Leipzig, wo er Philosophie, Geschichte und Theologie studirte, besonders unter der Anleitung des berühmten Rosenmüller zu einem tüchtigen Katecheten aus. Als er nun mit dem Director der 1792 gegründeten Rathsfreischule in Leipzig, Johann Gottlob Plato, eine nähere Verbindung geknüpft hatte, entschloß er sich leicht, von der akademischen Laufbahn, für welche er sich entschieden hatte, abzugehen, um in die bescheidene Stellung eines Volksschullehrers einzutreten. Er hat nun auch seit dem J. 1793, wiederholt ehrenvolle Rufe in andere Städte ablehnend, der Leipziger Rathsfreischule in anspruchsloser Treue ein halbes Jahrhundert hindurch gedient, zuerst als freiwilliger Mitarbeiter, seit 1800 als Vicedirector, endlich seit 1833, nach dem Tode des greisen Plato, selbst schon ein Greis geworden, als Director. In dieser Stellung erlebte er noch die Feier des fünfzigjährigen Stiftungsfestes der Anstalt, welcher er fast von ihrer Gründung an seine Kräfte gewidmet hatte. Keiner war daher auch so sehr geeignet, die Geschichte derselben zu schreiben wie er. („Die Rathsfreischule in Leipzig während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens." L. 1841. gr. 8.) Er starb am 1. Januar 1843. Wie nun Leipzig in dieser Anstalt vielen Städten ein nachahmungswürdiges Vorbild aufgestellt hat, so ist auch D. durch sein amtliches Wirken an derselben und durch seine schriftstellerische Thätigkeit für weite Kreise ein Musterlehrer geworden, in einem Zeitalter vielfacher Neuerungen und Experimente ein durchaus besonnener, klar denkender, umsichtig prüfender Mann. Bereits im Jahre 1793 gab er mit Plato und Rost „Christliche Religionsgesänge für Bürgerschulen" heraus.

Es folgten dann: „Katechetische Unterredungen", 4 Sammlungen, seit 1795, „Neue Katechisationen", 6 Sammlungen in 4 Theilen, 1799—1824, „Katechetische Jugendbelehrungen über weltliche und religiöse Wahrheiten", 5 Thle., 1805—18, „Katechetische Anleitungen zu den ersten Denkübungen", 2 Bändchen in sechster Auflage 1836 f. Dem Geschichtsunterricht sollten dienen: „Abriß der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte", 3 Bände 1813, „Leitfaden zum Unterricht in der Menschengeschichte für Bürgerschulen", in siebenter Auflage 1825, „Leitfaden zum Unterricht in der sächsischen Geschichte", in dritter Auflage 1823; sein „Grundriß einer allgemeinen Religionsgeschichte für Schulen" war bereits 1804 erschienen. Außerdem schrieb er: „Versuch einer Geschichte der Stadt Leipzig" 1818 und „J. Georg Rosenmüller's Leben und Wirken" 1836. Andere pädagogische Arbeiten des unermüdlichen Schulmanns sind: „Hilfsbuch zum Schön- und Rechtschreiben", in sechster Auflage 1820, „Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen für Bürgerschulen", in sechster Auflage 1826, „Anstandslehre", in zweiter Auflage 1825 (auch ins Dänische übersetzt), „Lehrbuch nothwendiger und nützlicher Kenntnisse", in zweiter Auflage 1818. Als Nachfolger von Christian Felix Weiße, dem Kinderfreund, erscheint er durch die Herausgabe einer „Jugendzeitung" 1806—24 und des „Taschenbuches für die Jugend" 1812 f. — Die Geschichte seines Lebens liegt in der Geschichte der Anstalt, für welche er so lange gearbeitet hat, und ohne es zu wollen, hat er in dem oben angeführten Werke sich selbst ein Denkmal gesetzt.

Kämmel.

Domann: Johann D., geb. 2. Mai 1564 zu Osnabrück, † 20. Sept. 1618 als hansischer Syndikus auf einer Gesandtschaftsreise im Haag.

Aus bürgerlichen Verhältnissen stammend, ohne Vermögen, hat D. eine saure Jugend durchlebt, auch seine Studien zu Rostock des Erwerbs halber eine Zeitlang unterbrochen und mit einem Conrectorat an der Lemgoer Schule vertauschen müssen. Zum Studium zurückgekehrt, ward er am 4. October 1591 in Helmstedt zum Doctor der Rechte promovirt. 1596 ist er Subsyndikus, 1598 Syndikus der Stadt Stralsund. Auf Heinrich Brokes' Empfehlung ward er 1605 hansischer Syndikus und in demselben Jahre zur Unterhandlung mit König Karl IX. von Schweden nach Kalmar geschickt. 1606 gieng er mit Brokes (s. d.) auf die große französisch-spanische Gesandtschaft.

Wegen seiner Unverträglichkeit trat er (nach Brokes) aus dieser Stellung zurück und nahm 1611 eine ähnliche Bestallung bei der Stadt Rostock an, von woher seine Frau gebürtig war. Aber nicht lange, so ward er wieder zu allen diplomatischen Geschäften der Hansa gebraucht. Er war 1612 mit Brokes in den Niederlanden, wohin man ihn auch 1616 zum Vollzug des Tractats mit den Generalstaaten sandte. So ward er denn im Mai 1618 wieder unbestritten von allen Städten als Hansasyndikus bestellt, starb aber schon im Herbst desselben Jahres mitten in Verhandlungen, welche ein gemeinsames Vorgehen der Niederländer und Hansastädte gegen Christians IV. gewaltthätige Uebergriffe bezweckten. Er ward mit allen Ehren im Haag bestattet.

D. ist der letzte hansische Syndikus gewesen, später versahen Lübecker Syndici die Geschäfte. Schon vorher, nach Sudermann's Tode (1591), war die Stelle Jahre lang unbesetzt geblieben.

D. stand den tüchtigsten seiner Amtsgenossen in nichts nach, er besaß die mannigfaltige gelehrte Bildung, welche ein derartiger Beruf in diesen Zeiten hansischer Schraubenpolitik erforderte. Wir haben dafür das unbefangene Zeugniß des Bürgermeisters Brokes, welcher D. als sundischen Abgeordneten 1598 in Lübeck hatte kennen lernen, von da ab in fortwährendem Briefwechsel mit ihm stand und ihn in sein hansisches Amt einsetzte. So wenig Brokes von Domann's persönlichen Eigenschaften erbaut ist — er wirft ihm Ehrgeiz, Hoffart, Eigennutz,

Geiz und Grobheit vor — so große Gerechtigkeit läßt er seinen Gaben, seinem Geschick und Verstande widerfahren. Er rühmt sein aufrichtiges Gemüth und seinen Eifer für die Wiederaufrichtung des corporis Hanseatici. Mit vollem Recht haben Lappenberg und K. Goedeke Domann's „Schön new Lied von der alten teudtschen Hansa, im Ton des Rolandes, Anno 1618" — in welchem, mit Brokes zu reden, „sehr vieler Städte und Leute Kleinmüthigkeit und Eigennutz taxiret ward, und daß man von der Vorfahren Tapferkeit so sehr degenerirte und von benachbarten Potentaten sich so gar unter die Füße und in Dienstbarkeit ließ bringen" — als ein litterarisches Denkmal kerniger, mannhafter Gesinnung bei uns wieder zu Ehren gebracht. Einen Beweis seiner warmen Vaterlandsliebe hatte D. schon früher (1591) in der Vertheidigungsschrift für seine engere Heimath Westfalen (Apologeticus) gegen des Justus Lipsius Spöttereien gegeben.

S. Brokes' Mittheilungen über Domann, und das Hansalied in Zeitschr. d. Vereins für Lüb. Geschichte u. Alterthumsk. 2, S. 466 ff. Vgl. Lappenberg in Ztschr. d. V. f. Hamb. Gesch. 2, S. 451 ff. K. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung 1, S. 230 ff. Dess. Grundriß 1, S. 427 f. Mantels.

Domanöt: Anton Mathias D., auch Domanek, Stempelschneider, Gießer und Ciseleur; geb. zu Wien 21. April 1713, † daselbst 8. März 1779. Er war der Sohn armer Eltern, kam frühzeitig zu einem Goldschmiede in die Lehre; später besuchte er die Graveur-Schule der k.k. Akademie der bildenden Künste zu Wien, wurde des berühmten G. R. Donner's Schüler und machte sich bald als Stempelschneider und Modelleur einen Namen. Nachdem er 1747 Mitglied der Akademie wurde, erhielt er nach Ableben des Matthäus Donner (1756) das Directorat der Graveur- und Stempelschneiderclasse an der Wiener Akademie. Seine Arbeiten sind in den Sammlungen verschiedener europäischer Höfe zerstreut; sie zeichnen sich durch sehr stilvolle Zeichnung und treffliche Technik aus. Besonders behandelte er das Hautrelief mit Meisterschaft; auch war er in der Tauschierkunst sehr geübt. Sein Medaillenwerk beläuft sich auf ungefähr 12 Nummern, darunter sind einige Stücke wie: „Joseph II. in römischer Tracht" von Bedeutung; er bezeichnete seine Arbeiten mit dem Monogramm AD.

Todtenprotokoll d. Stadt Wien v. J. 1779. — De Lucca, Das gelehrte Oesterreich, Wien 1776 I. 2. S. 296. — Wurzbach, Lexikon III. 352. — Archiv d. k.k. Münz-Amtes zu Wien. — Tschischka, Kunst und Alterthum. S. 350. Kábdebo.

Dombay: Franz v. D., Orientalist, geb. zu Wien 10. August 1758, † daselbst 21. Decbr. 1810. Nach erlangter Ausbildung in der Wiener Akademie der morgenländischen Sprachen widmete sich D. vorzüglich dem Studium der arabischen Sprache. Als Kaiser Joseph II. 1783 in Erwiederung der in Wien eingetroffenen marokkanischen Botschaft eine Gegengesandtschaft an den Hof von Marokko abschickte, befand sich D. in ihrem Gefolge und benutzte seinen Aufenthalt zu Tanger, um sich gründliche Kenntnisse in der orientalischen Litteratur zu erwerben. Nach seiner Rückkehr aus Afrika wurde D. der kais. Botschaft in Madrid zugetheilt, kam später als Grenzdolmetscher nach Agram und 1802 in die k.k. Hof- und Staatskanzlei. Er genoß den Ruf eines ausgezeichneten Orientalisten und seine Grammatiken der maurisch-arabischen und der persischen Sprache waren lange Zeit sehr geschätzt. Ausführlichere Nachrichten über sein Leben und seine Werke, welche sämmtlich auf orientalische Sprache und Litteratur Bezug haben, enthalten die Vaterländischen Blätter vom J. 1811. K. Weiß.

Domeyer: Johann Gabriel D. wurde 25. April 1717 zu Moringen im Hannöverschen geboren. Durch seinen Vater vorbereitet besuchte er das Gym-

nasium 1733 in Göttingen, ging später nach Bonn und kehrte 1736 nach Göttingen zurück, um die dort neu errichtete Akademie zu benutzen. Nachdem er als Auditor bei dem Amte in Moringen angestellt war, trat er 1741 in die Dienste des dänischen Landdrosten v. Ahlefeld und wurde dann Gerichts-Inspector der Ahlefeld'schen Herrschaften im Holsteinischen. 1748 wurde er zum Bürgermeister von Moringen gewählt und 1763 zum landschaftlichen Deputirten der kleinen Städte des damaligen Fürstenthums Göttingen. Er starb zu Hannover 24. Januar 1790. Er schrieb: „Geschichte der churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Stadt Moringen und des umliegenden Amtes dieses Namens." 1753. Zweite Auflage 1786. „Geschichte der Stadt Hardegesen und des umliegenden Amtes dieses Namens." 1771. Sodann verschiedene Aufsätze in Kohl's „Hamburgische vermischte Bibliothek" 1743 ꝛc.

Meusel, Lexikon II. S. 404 und 405. — Schlichtegroll, Nekrolog 1790. I. 109—111. Kelchner.

Domhardt: Joh. Friedrich v. D., der erste Oberpräsident in der Provinz Ost- und Westpreußen, geb. 18. Sept. 1712, † 20. Novbr. 1781. Der Sohn eines aus dem Harzlande 1724 nach Lithauen eingewanderten tüchtigen Landwirths, erhielt er im Halberstädter und Tilsiter Gymnasium gute Schulbildung, und übernahm 19jährig, nach des Vaters Ableben, dessen Pachtung der kgl. Domaine Ragnit. Ausdauernd in der Arbeit, eifrig und gediegen in seinen landwirthschaftlichen Verbesserungsbestrebungen, erwarb er sich König Friedrich Wilhelms I. besondere Zufriedenheit. Der Kronprinz lernte D. 1735 persönlich kennen und nahm ihn als „Genie" in petto für eine Verwerthung in der Staatsverwaltung. Scharfes Eindringen in schwierige Aufgaben, rasches Erkennen und sachgemäßes Benutzen der maßgebenden Umstände, im Verein mit unwandelbarer Redlichkeit; Thatendrang gepaart mit stillem Berufsfleiß; große Bescheidenheit und rege Menschenfreundlichkeit — dies sind Eigenschaften, welche D. als Staatsbeamten zieren. Von König Friedrich II. bald nach der Thronbesteigung zum Kriegs- und Domainen-Rath ernannt und mit der alleinigen Aufsicht über das königliche Gestüt Trakehnen betraut, stieg D. — in Folge genauer und umsichtiger Erledigung belangreicher, unmittelbar vom König ihm ertheilter Geschäfte — kurz vor Ausbruch des Krieges 1756 zum zweiten Director der lithauischen „Kammer". Demnächst übertrug der König „aus Eigener Bewegung" D. die Verpflegung der gegen den russischen Einbruch versammelten Truppen. Der commandirende General rühmte dem König Domhardt's gute Dienste; der Monach beförderte, ohne Rückfrage beim (Berliner) „Generaldirectorium", D. am 25. Octb. 1757 zum Präsidenten der Kammer in Gumbinnen. Anmerken müssen wir, daß D., um den von den Russen arg verwüsteten Grenzorten rasche Hülfe zu bringen, sich den Husaren anschloß, welche die abziehenden Feinde verfolgten, aber sich durch den Anblick seiner eigenen in Flammen aufgehenden ländlichen Gebäude nicht aufhalten ließ; denn — so sagte D. zu dem ihn begleitenden Beamten — „des Königs Dienst geht vor". — Domhardt's weitere, recht schwierigen und, bei seinem unbeugsamen Patriotismus, sehr gefahrvollen Leistungen, vom Novb. 1757 an bis zum Friedensschluß mit Rußland, machen mit seinen besten Ruhm aus. Der König dankte D. 1763 in äußerst gnädiger, eigenhändiger Zuschrift und ernannte ihn zum Präsidenten beider Kammern in der Provinz Preußen. 1766 erhielt D. Sitz und Stimme für alle Cameralsachen bei der Provinzial-Justizoberbehörde. Domhardt's Bemühungen brachten die durch den Krieg hart geschädigte Provinz bald zu neuer Blüthe. Der König ertheilte, dies anerkennend, D. und seinen Nachkommen 1771 den Adel und zeichnete ihn zugleich durch neue gewichtige und außergewöhnliche Aufträge aus.

D. ermüdete nicht bei Erledigung derselben, obwol sie seine Kräfte fast im Uebermaße in Anspruch nahmen.

Domhardt's mühevollste und belangreichste Thätigkeit entfaltet sich bei Erwerbung und nach Uebernahme Westpreußens, dieses „Zipfels Anarchie", der Friedrich dem Großen 1772 zufiel. (S. des Königs Brief an d'Alembert vom 27. Octb. dieses Jahres.) Des wohlwollenden und geschickten „alten Domhardt" ruhmreiche Theilnahme an der moralischen Eroberung von Polnisch-Preußen durch deutsche Civilisationsimpulse sollte füglich nimmer in Vergessenheit kommen. Freilich amtirte der große König eigentlich Höchstselbst als „Ober-Präsident von Ost- und Westpreußen"; aber es blieb dem (seit 1775) als Präsident sämmtlicher dortigen Kammern fungirenden D. „viel Verdienst übrig". Einen actenmäßigen Ausweis über Domhardt's Sorgen und Schaffen in und für Westpreußen findet man in dem 1866 bei E. Lambeck in Thorn erschienenen Buch „Westpreußen unter Friedrich dem Großen". In Ostpreußen, wohin der große König seit dem 7jährigen Kriege nie wieder kam, war D. sozusagen Vicekönig; und für Westpreußen, wo der König alljährlich Revue abhielt, können wir D. getrost den Titel eines Civil-Feldmarschalls geben. Erst sterbend (nach wochenlangem Krankenlager und zuletzt an beiden Armen gelähmt) hörte D. auf Dienste zu leisten. Den Tod auf den Lippen, sagte er: „Jetzt werde ich mich ordentlich ausruhen." Seine Asche ruht in Bestendorf bei Preuß.-Holland; hier befindet sich auch, im Besitz Domhardt'scher Nachkommen, ein schönes Tischbein'sches Bild dieses durch eigene Kraft und eigenes Verdienst vom schlichten Gutspächter zum Verwalter zweier Provinzen aufgestiegenen wahren Biedermanns. Am Sockel des Friedrichsmonuments in Berlin findet man Domhardt's ehrenvollen Namen neben zwei andern Helden der Feder: Cocceji und Hertzberg. — Das Magazin für die Litteratur des Auslands Jahrgang 1872 Nr. 35 enthält eine auf amtlichen Schriftstücken und zuverlässigen Familienaufzeichnungen beruhende ausführliche Domhardt-Biographie. Graf zur Lippe.

Dominikus: Jakob D., Historiker, ward am 10. Nov. 1762 zu Rheinbergen geboren und erhielt 1790 eine außerordentliche und 1802 ein ordentliche Professur der Geschichte an der Universität Erfurt und nach Aufhebung dieser Universität das Amt eines Kammerdirectors, Finanz- und Domainenraths. Er starb am 17. Juli 1819 zu Coblenz, wohin er 1817 in gleicher Eigenschaft versetzt worden war. Ein talentvoller Geschichtsforscher, dessen Arbeiten vorzüglich durch gründliches Quellenstudium, Scharfsinn und Wissen vortheilhaft sich auszeichnen, so wie sich überhaupt in allen seinen Schriften der ruhig, fein blickende und stets ohne Schwanken und Irrung dem vorgesteckten Ziele zuschreitende Denker bekundet. Nur in seiner äußeren Darstellung tadelt man nicht ganz mit Unrecht hin und wieder Unbeholfenheit und Breite; dies kann jedoch bei dem geistigen Reichthum und den sonstigen Vorzügen seiner Schriften nicht in Betracht kommen. Von seinen Schriften haben für die Nachwelt die auf die Geschichte von Erfurt und das Erfurter Gebiet bezüglichen wol noch den meisten Werth. Nicht ohne Verdienst sind auch seine in den „Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen" 1799 ff. niedergelegten historischen Recensionen.

Vergl. O. L. B. Wolff, Encyklop. d. d. Nationallit. Leipzig 1836. II. S. 189—190. J. Frank.

Dommerich: Johann Christoph D., Philosoph und Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. zu Bückeburg 25. Dec. 1723, Sohn eines Kanzleiprocurators. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt besucht, studirte er in Halle, bes. bei Baumgarten, Knapp, Michaelis, Meier, ward Lehrer am Waisenhaus und Pädagogium zu Halle, 1744 Hauslehrer in Bückeburg, Frühprediger daselbst, 1748 Magister und adj. fac. philos. in Helmstedt, 1749 Rector in Wolfenbüttel, 1754

Subprior in Riddagshausen, 1759 ord. Professor der Logik und Metaphysik in Helmstedt, wo er 28. Mai 1767 starb, allgemein geachtet wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit.

Seine gründlichen Kenntnisse in Theologie, Philosophie, Philologie, Litteratur rc. zeigt er in zahlreichen Schriften und Programmen des verschiedenartigsten Inhaltes, z. B. „Meditationes philos. et theol.“, „De vera constitutione fidei in Salvatorem, „Lehre von der Fürsprache des h. Geistes“, „De distinctione chr. theologi et ecclesiastae“, aber auch „Sphaerologia“, „Anweisung zur Beredsamkeit“, Programm über Klopstock's Messiade, „Entwurf einer deutschen Dichtkunst für Schulen“, „Historia scholae Wolfenbüttel.“, „Gedanken über Skepticismus“, Ausgabe von des Hermias irrisio rc.

Meusel, Lex. Döring, die gel. Theol. Deutschlands I. S. 341. Ders. in Ersch u. Gruber, Enc. Wagenmann.

Domnich: Friedrich D., 9. Juni 1729 zu Ofen geboren und 22. April 1790 als bischöflicher Hofwaldhornist zu Würzburg gestorben, war als Virtuos seines Instruments weithin in Franken gefeiert, indeß noch gefeierter durch die geschickte, freilich auch unerbittlich strenge Heranbildung seiner drei Söhne Jakob, Heinrich und Arnold zu Hornisten ersten Ranges und seiner zwei Töchter Justine und Therese zu vorzüglichen Sängerinnen. Von seinen Söhnen, die schon im Knabenalter als Meister ihres Instruments galten, entfernte sich der älteste 1771 in seinem 13. Lebensjahre, dem Geburtsjahre seines jüngsten Bruders, heimlich von Würzburg nach Fulda, wo er nach rühmlich bestandener Probe die ihm angetragene Stelle eines Hofhornisten zurückwies, durchzog darauf ruhelos die Hauptorte Norddeutschlands und siedelte endlich nach Amerika über. Im Jahre 1806 erhielten seine Verwandten in Würzburg und Meiningen, die ihn den verlorenen Sohn nannten, die letzte Nachricht von ihm aus Philadelphia. Der zweite Sohn Heinrich, der Stolz seines Vaters, geboren 13. März 1767 zu Würzburg, trat bereits als 12jähriger Knabe in mehreren von ihm selbst componirten Hornconcerten zu Würzburg auf. Zu seiner weiteren Ausbildung verließ er seine Vaterstadt, weil er daselbst nicht die nöthige Unterstützung fand, begab sich zuerst nach Mainz in die Dienste des Grafen Elz, bald aber, in seinen Hoffnungen getäuscht, von da nach Paris, wo er an dem berühmten Hornisten Punto einen Lehrer und Beschützer gewann und sich unter dessen Leitung zu einer Celebrität unter den Pariser Hornvirtuosen ausbildete. An dem neu errichteten Conservatorium zu Paris erhielt er die erste Professur des Horns, welches Amt er viele Jahre verwaltete und zwar mit Verdienst und Ruhm sowol durch seine eigenen Vorträge als durch Heranbildung ausgezeichneter Hornvirtuosen. Zudem begründete er die Abtheilung des Horns in ein erstes und zweites, zu welchem Zweck er sein Werk: „Méthode du premier et du second cor à l'usage du Conservatoire“ (Paris 1805) verfaßte, das bis zu Dupras als die beste Hornschule galt. Ebenso fanden seine mehrfachen Compositionen für das Horn (Concerte, Variationen, Duetten und Quartetten) und seine Romanzensammlungen großen Beifall. Wegen seiner Verdienste schätzte und decorirte ihn Napoleon I. Obschon D. unbemittelt aus Würzburg ausgewandert war, so hinterließ er doch bei seinem Tod, der den 19. Juni 1844 erfolgte, ein über eine Million Francs umfassendes Vermögen, das er durch seine ansehnliche Besoldung, durch Unterricht und durch Benutzung von Rentenanstalten erworben hatte. Seine Gattin, die Gräfin Louise de Mondran geborene de Chaperon, war vor ihm gestorben. — Der dritte Sohn Arnold, gleichfalls als Hornvirtuose berühmt, ward 29. September 1771 zu Würzburg geboren, kam aber schon 1786, in seinem 15. Lebensjahre, durch Herzog Georg von Meiningen, der ihn in Würzburg kennen gelernt hatte, als Kammermusikus an die Meininger Hofcapelle, der er 48 Jahre

hindurch seine volle künstlerische Wirksamkeit zugewendet hat. Als Hornist wegen seines gefühlvollen Vortrags hochgeschätzt und als ehrenwerther Charakter geachtet, starb er am 14. Juli 1834 zu Meiningen. Er hat keine Compositionen hinterlassen.

S. Universal-Lexikon der Tonkunst und Bernstein's Neues Universal-Lexikon der Tonkunst. (Uebrigens nach Mittheilungen von Friedrich D. zu Meiningen, dem noch lebenden Sohne Arnolds.) Brückner.

Donandt: Ferdinand D., Senator zu Bremen, geb. daselbst 3. Juni 1803, † 1872, erwarb sich als gelehrter Rechtshistoriker und Criminalist, wie als praktischer Politiker in seiner engeren Heimath und Mitarbeiter an einem wichtigen Werke der neueren nationalen Gesetzgebung einen hervorragenden Namen. — Eine vielseitig begabte Natur, in der scharfer Verstand und schwungvolle Phantasie einen schönen Bund eingegangen waren, hatte er sich eine umfassende, namentlich auch philosophische und historische Bildung zu eigen gemacht, die ihn trotz starker Neigung zu praktisch-politischer Thätigkeit vor allem das Bedürfniß empfinden ließ, in das Wesen der Dinge einzudringen, das Bestehende aus seiner Entwicklung zu begreifen und an sie das zu schaffende Neue anzuknüpfen. So machte er sich, nachdem er nach vollendeten Universitätsstudien als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt sich niedergelassen hatte, an eine Erforschung der Quellen des bremischen Particularrechts, deren Frucht der 1830 erschienene „Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts" war. Das Werk, welches dem Verfasser sofort große Achtung bei den Germanisten und Historikern eintrug, hat trotz des seitdem zu Tage geförderten reichen Materials seinen Werth im wesentlichen auch heute noch behalten. Leider ist den beiden Bänden desselben, welche nur die Verfassungsgeschichte der Stadt im Mittelalter und einen Theil ihrer ältesten Rechtssammlung behandeln, die beabsichtigte Fortsetzung nicht zu Theil geworden. Denn schon begannen den jungen Advocaten neben seiner Praxis die dringlichen Aufgaben der Gegenwart in Anspruch zu nehmen, zumal da auch in dem kleinen bremischen Freistaat wichtige Verfassungsänderungen sich vorzubereiten schienen. Um für die Behandlung dieser Fragen sich und Andere desto besser vorzubereiten, gab er in den J. 1831—34 in Verbindung mit mehreren jüngeren Juristen das „Bremische Magazin" in zwanglosen Heften heraus, in welchem einer regen Betheiligung der Bürger am öffentlichen Leben das Wort geredet, eingehende Abhandlungen über wichtige Angelegenheiten der Vaterstadt in geschichtlicher oder politischer Beziehung geliefert und so deren Verständniß im besten Sinne des Worts zu fördern gesucht wurde. Schon ehe diese Zeitschrift einging, hatte D. (1833) durch Uebernahme der Redaction der „Bremer Zeitung" ein anderes Feld gefunden, um politische Bildung unter seinen Mitbürgern zu verbreiten. Noch länger als die Zeitung seinen Namen trug (bis 1839), wird er bei der Redaction betheiligt gewesen sein und auch später bewährte er öfter seine in solcher Schule erworbene Befähigung für publicistische Thätigkeit. Hier war auch sein Stil fast immer frei von einer gewissen Ueberladung und Schwerfälligkeit, die in den gewichtigeren wissenschaftlichen Arbeiten seiner Feder zuweilen störten. So war D. vollauf vorbereitet für die Bewegung des J. 1848, die ihn lebhaft ergriff und die auch das bremische Gemeinwesen erheblich umgestalten sollte. Jeder Rohheit und Ueberstürzung im Innersten feind, war er begeisterter Anhänger des besonnenen Fortschritts, namentlich auch in den allgemeinen deutschen Verhältnissen. Seine glänzende Rednergabe, die ein tiefes Pathos in edler Form und schönem Maß zum Ausdruck brachte und von einer mächtigen, den Ernst der Ueberzeugung abspiegelnden Stimme unterstützt wurde, sein reiches Wissen und der Adel seiner Gesinnung, der ihn als einen echten Priester des Rechts erscheinen ließ und ihn

befähigte, in entscheidenden Momenten seinen Gedanken einen besonders weihevollen Ausdruck zu geben, erwarben ihm die Achtung aller Parteien. Als in Folge der neuen Verfassung Verwaltung und Justiz getrennt wurden, war D. der erste, der außer den in dasselbe übertretenden Senatsmitgliedern in das neugebildete Richtercollegium berufen wurde (5. Mai 1849). Dabei blieb er jedoch an den wichtigen Arbeiten, welche der damaligen Gesetzgebung oblagen, wesentlich betheiligt und vollends konnte er sich dieser ihm am meisten zusagenden Thätigkeit widmen, seit er am 26. Mai 1852 zum Mitgliede des Senats erwählt worden war, nachdem wenige Wochen zuvor die Bürgerschaft (gesetzgebende Versammlung), deren Vicepräsident er schon seit mehreren Jahren gewesen, ihn zu ihrem Präsidenten erkoren hatte. Die schon vor längerer Zeit beschlossene, aber in Folge der politischen Wirren bisher wenig geförderte umfassende Neugestaltung des bremischen Gerichtsverfahrens, des Strafrechts und wesentlicher Theile des Civilrechts wurde in nächster Zeit ernstlich in Angriff genommen und als Mitglied der Justizcommission des Senats wurde D. bald der eigentliche Leiter dieser Arbeiten, besonders auf dem Gebiet der Strafrechtspflege. Anderthalb Jahrzehnte war er die Seele des Ausschusses, der mit der Ausarbeitung der bezüglichen Gesetzentwürfe betraut war, und großentheils waren dieselben, namentlich die neue Organisation des Gefängnißwesens (nach dem Pönitentiarsystem) und das Strafgesetzbuch sein ganz persönliches Werk. Das letztere vor allem hat Donandt's Namen in Deutschland bekannt gemacht. Es war nicht Particularismus, sondern sein wissenschaftlicher, systematischer Geist, der ihn hinderte, eines der bestehenden deutschen Strafgesetzbücher herüberzunehmen und nach den Verhältnissen seines kleinen Staats umzuwandeln. Es war ihm inneres Bedürfniß, ein Werk aus einem Guß zu schaffen, das in jeder Beziehung auf der Höhe der Wissenschaft stände und welches, wenn es auch nur für ein kleines Gebiet unmittelbar praktisch werden sollte, doch der deutschen Wissenschaft zur Ehre und Förderung gereichen möchte. So erschien 1861, als das Ergebniß umfassender Studien, der „Entwurf eines Strafgesetzbuchs der freien Hansestadt Bremen“, begleitet von ausführlichen Motiven, welche die philosophische wie die rechtshistorische Begründung der Bestimmungen des Entwurfs enthielten (2 Bände). Die Veröffentlichung geschah, um vor der Entscheidung der gesetzgebenden Behörden das Urtheil der wissenschaftlichen Welt und der Praktiker zu vernehmen. In der That erregte das Werk die höchste Aufmerksamkeit der angesehensten deutschen Criminalisten; man bezeichnete es als einen Fortschritt in der deutschen Criminalgesetzgebung, auch in dem Centralblatt der preußischen Strafrechtswissenschaft, dem Goltdammer'schen Archiv, wurde von dem Entwurf gerühmt, daß er, mehr als andere deutsche Strafgesetzbücher dem preußischen sich anschließend, das letztere vielfach verbessert habe. Mittlerweile war in Bremen bereits (1864) eine neue (provisorische) Strafproceßordnung ins Leben getreten, durch welche unbeschadet der einstweiligen Fortdauer des gemeinen deutschen Strafrechts als Grundlage der Rechtsprechung die modernen Einrichtungen des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, die öffentliche Anklage und Schwurgerichte eingeführt wurden. Und als nun 1868 der mit Rücksicht auf die Aeußerungen der Kritik und die neueste Gesetzgebung, namentlich des norddeutschen Bundes, revidirte Entwurf nebst Motiven den gesetzgebenden Behörden zur Beschlußfassung vorgelegt wurde, war durch die Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland die Erlangung eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuchs in so nahe Aussicht gerückt, daß die Bürgerschaft mit Rücksicht hierauf die Annahme des Entwurfs ablehnte. Indeß wenn die Gründlichkeit der Arbeit dem Interesse des bremischen Staats insofern nachtheilig war, als sie die Erfüllung eines dringenden praktischen Bedürfnisses verzögerte, so kam diese

Eigenschaft der nationalen Aufgabe, welche ihr Verfasser stets zugleich im Auge gehabt hatte, zu Statten. Auch ihm wurde nun die Genugthuung zu Theil, nicht nur sein Werk bei dem im preußischen Justizministerium ausgearbeiteten Entwurf für ein norddeutsches Strafgesetzbuch wesentlich berücksichtigt, sondern auch sich selbst in die 1869 vom Bundesrath zur Vorberathung dieses Entwurfs erwählte Commission berufen zu sehen. Auch in dieser Commission, die aus vier preußischen und drei anderen deutschen Juristen bestand und vom 1. Oct. bis 31. Dec. 1869 in Berlin tagte, hat D. noch auf die Gestaltung des Werkes einen nicht unerheblichen Einfluß ausüben können. Auf sein Urtheil wurde hier von allen Seiten ein großer Werth gelegt. Manche Besonderheiten des preußischen Strafrechts aus dem Entwurf zu entfernen und die neueren Errungenschaften der Wissenschaft und Gesetzgebung in dem Werke zum Ausdruck zu bringen, war er eifrig und vielfach mit Erfolg bestrebt. Schwer hatte er sich anfangs bei seinem wissenschaftlichen Sinn in die gebotene Raschheit der Arbeit gefunden, auch wollte es ihm lange nicht möglich erscheinen, daß ein deutsches Strafgesetzbuch ohne gleichartige Regelung des gerichtlichen Verfahrens und der Gerichtsverfassung ins Leben treten könne; er gehörte ferner zu denen, welche die Bestrafung der Uebertretungen (Polizeivergehen) den Landesgesetzgebungen vorbehalten wissen wollten. Doch erfüllte ihn die Vollendung des Werks mit hoher Freude und er war einer der Eifrigsten, die Vorzüge des neuen Gesetzbuchs, namentlich auch die Klarheit und Knappheit der Sprache, die den bremischen Entwurf nicht in gleichem Maße auszeichnete, zu preisen. Und zurückgekehrt in die Heimath widmete er der nun erforderlichen Aufgabe, die Gesetzgebung des eigenen Staates in Einklang mit dem Strafgesetzbuch zu setzen, ein besonders lebhaftes Interesse. Allein bald setzte eine längere Krankheit, die am 3. Juni 1872 tödtlich endete, seinem Wirken ein Ziel. — Die der Geschichte seiner Vaterstadt gewidmeten Arbeiten seiner jüngeren Jahre hat er auch später nie aus den Augen verloren, und so konnte er noch wenige Jahre vor seinem Tode eine sehr werthvolle Ergänzung zu der Geschichte des bremischen Stadtrechts liefern in einer größeren Abhandlung, welche unter dem Titel „Der bremische Civilproceß im 14. Jahrhundert" im V. Bande des „Bremischen Jahrbuchs" (Bremen 1870) veröffentlicht ist. Kleinere Nachträge zu jenem Werke hatte schon das oben erwähnte „Bremische Magazin" („Ueber die Geschworenen des älteren bremischen Rechts") und die 1836 erschienenen „Bremischen Blätter, herausgegeben von Oelrichs und Watermeyer" unter dem Titel „Zur Geschichte der Demokratie in der bremischen Verfassung" gebracht; von letzterer Arbeit erschien 1848 ein neuer Abdruck mit einem auf die Zeitverhältnisse bezüglichen Nachwort.

Ehmck.

Donat: Samuel Gottlieb D. (Donath?), geb. zu Gruna bei Görlitz am 17. Juli 1723, war Mag. philos., Pfarrer zu Tauchritz in der Oberlausitz seit 1754, † am 13. Febr. 1777. Kleine Schriften s. b Adelung und Meusel, Lex. Beachtenswerth ist der nach seinem Tode von A. F. Büsching herausgegebene Auszug aus Scheuchzer's „Physica sacra" 1. Thl. in 3 Bänden von 1777—79. Den vollständigen Titel des Werkes s. b. Meusel a. a. O. Es blieb unvollendet, auf den Pentateuch beschränkt, die Hälfte des Stoffs von Scheuchzer umfassend. Aus dem ziemlich unkritisch angelegten Scheuchzer'schen Werke wählte D. nur das zur Zeit noch brauchbare heraus, und vermehrte dasselbe durch werthvolle Zusätze aus neueren Werken, so daß das Buch dadurch viel nützlicher ward als das des Vorgängers gewesen war. Auch waren die oft eine unrichtige Vorstellung erweckenden Kupfer des Scheuchzer'schen Werkes darin fortgelassen.

Vgl. Joh. Dav. Michaelis Oriental. und exeget. Bibl. Thl. 21. S. 58 bis 63.

Siegfried.

Donekorf: Konrad D. (auch Donekorb, Donekorp, Donekorpf), Jurist, inscribirt bei der Universität Leipzig als dominus Conradus Donkorff Wintersemester 1411, schon damals also ein angesehener, wol nicht mehr ganz junger Mann. Zum Licentiatus Decretorum promovirt und mit einem Canonicat an der Marienkirche zu Halberstadt versehen, bekleidete er im Sommer 1426 das Rectorat der Universität Leipzig. 1429 als Doctor Decretorum erwähnt. 1431 ist D. unter den Merseburger Canonici, welche Joh. Bose zum Bischof zu Merseburg wählen. Auch 1432 und 1433 erscheint er als residirender Domherr zu Merseburg. Dazwischen kommt er 1432 als „Lehrer in geistlichen Rechten zu Halberstadt“ vor. Ende März 1434 nennen ihn die Herzoge zu Sachsen: „Unser Juristen und geistlichen Rechten Ordinarius unserer Universität Leipzig“ und sagen von ihm: „Die Weile er unser Schule des geistlichen Rechtes Verweser und Vorsteher ist.“ Wie lange D. das Ordinariat der Leipziger Juristenfacultät inne hatte, läßt sich nicht genau bestimmen. Es scheint, als ob er schon 1442 resignirt habe, wenigstens wird schon im Januar 1443 Theodorich v. Bucksdorf, sein Nachfolger, Ordinarius genannt. Schon 1437 scheint D. zum Decan der Halberstädter Domkirche emporgestiegen zu sein, vielleicht hat er später dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen. † vor 11. März 1449. Muther.

Donellus: Hugo D. (Hugues Doneau), Jurist, geb. am 23. Decbr. 1527 zu Chalons sur Saone, † zu Altdorf am 4. Mai 1591, aus angesehener Familie, ging, nachdem er in Toulouse studirt hatte, in seinem 20. Lebensjahre nach Bourges, wo Baro und Duaren als Vertreter einer veredelten Rechtswissenschaft wirkten, ward hier 1551 zum Doctor jur. promovirt und in demselben Jahre vom Canzler L'Hospital zum Professor ernannt. Mit Duaren durch wissenschaftliche Richtung und persönliche Neigung eng verbunden, stand er in scharfem, feindseligem Gegensatze zu seinen großen Collegen Franz Balduinus und Jakob Cujas. D. war strenger und eifriger Calvinist und vertrat mit dem ihm befreundeten Franz Hotomanus muthig die Sache der Hugenotten unter den Gefahren der Religionskriege, während Cujas sich neutral zu halten suchte und Balduin eine zweideutige Rolle spielte. Nach der Bartholomäusnacht (1572) mußten er und Hotomanus fliehen; er entkam seinen Verfolgern unter dem Schutze deutscher Studenten, die sich ihm während seines Wirkens in Bourges von jeher mit Vorliebe angeschlossen hatten, und gelangte nach Genf. Bourges, bisher der Sammelplatz der großen französischen Juristen, verlor seine bisherige Bedeutung; nur Cujas, der es schon 1566 verlassen hatte, kehrte 1575 zurück. D. hat sein Vaterland nicht wiedergesehen. Seiner bedrängten Lage in Genf entriß ihn eine Berufung nach Heidelberg, wo er am 17. Febr. 1573 sein Amt antrat und glückliche Jahre verlebte (er verheirathete sich hier mit Susanne Bouchette [Mondekens], die ihn überlebte), bis die Bedrückung der Calvinisten in der Pfalz durch Ludwig VI. ihn nöthigte, 1579, die unter glänzenden Bedingungen ihm angetragene Professur an der neu gegründeten Universität Leyden anzunehmen. Trotz mancher Reibungen, welche der Gegensatz seiner streng calvinistischen Richtung zu den in den Niederlanden herrschenden kirchenpolitischen Grundsätzen veranlaßte, ließ er sich bestimmen, Berufungen nach Altdorf (1582) und Heidelberg (1583), wo der Calvinismus wieder zur Herrschaft gelangt war, nicht Folge zu leisten. Indeß gerieth er, in die Streitigkeiten der Parteien verwickelt, in den Verdacht, sich an den Leicester'schen Umtrieben betheiligt zu haben, und ward am 25. Aug. 1587 ohne Gehör seiner Stelle entsetzt. Seine Beschwerden über das form- und grundlose Verfahren blieben erfolglos, da man sich eines durch persönliche Autorität mächtigen Gegners entledigen wollte. Gegen Ende des Jahres knüpfte der Rath von Nürnberg neue Verhandlungen

mit ihm an, um ihn für Altdorf zu gewinnen. Am 30. Mai 1588 traf er in Nürnberg ein und hielt am 8. Aug. seine Antrittsrede in Altdorf. Er verlebte hier seine letzten Jahre, als hochberühmte Notabilität empfangen und gefeiert, zu deren Ehre der Nürnberger Rath 1590 eine Denkmünze schlagen ließ, in vertrauter Freundschaft mit seinem ehemaligen Schüler Scipio Gentilis, entging aber nicht den Intriguen seines mißgünstigen Collegen Hubert Giphanius, der 1590 nach Ingolstadt abzog. — D. war eine groß angelegte Persönlichkeit, von männlicher Entschiedenheit und stolzer Haltung, der seine religiöse und wissenschaftliche Ueberzeugung in allen Lagen des Lebens muthig vertrat. In der Rechtswissenschaft ist er neben Cujas die bedeutendste Erscheinung des 16. Jahrhunderts, steht aber zu diesem im Gegensatze dadurch, daß er gegenüber der philologisch-antiquarischen Richtung die systematische Synthese (ars juris) als wissenschaftliches Ziel verfolgt, dem die gelehrte Exegese nur als Hülfsmittel zu dienen hat. Sein bedeutendstes Werk, die „Commentarii juris civilis“, ein ausführliches System des Privatrechts und Processes, hat er in Altdorf zur Hälfte vollendet. Die beiden ersten Bände erschienen 1589 und 1590, den dritten hinterließ er druckfertig, Gentilis edirte ihn 1595 und fügte die folgenden 2 Bände nach den, in früheren Jahren fast vollendeten Vorarbeiten Donellus' hinzu. Der systematische Gedanke durchdringt das Ganze bis in seine einzelnen Theile, welche sich ihm mit classischer Sicherheit der Synthese als nothwendige Glieder ergeben. So baut er die einzelnen Rechtssätze, die er den Quellen unmittelbar entnimmt, vor uns auf und an dem systematischen Faden reiht er die Aussprüche der Quellen zur gegenseitigen Erläuterung und Ergänzung an einander. Mit dem Bemühen aber, die fortlaufenden logischen Fäden zu zeigen und die innere Verbindung im Bewußtsein des Lesers zu erhalten, hängt die Breite und Umständlichkeit zusammen, welche man nicht ohne Grund seiner Darstellung vorwirft. — Seine Methode ist das Vorbild der systematischen Civilistik unseres Jahrhunderts in Deutschland geworden, dagegen nicht von entscheidendem Einflusse auf die nächste Folgezeit gewesen. Die breite, rein dogmatische Deduction, welche sowol die Casuistik, als auch die Erörterung fremder Meinungen verschmäht, entsprach nicht dem in Deutschland überwiegenden Bedürfniß. O. Hilliger in Jena († 1619) unternahm es in seinem „Donellus enucleatus“ (1610. 1613 2 Voll. 4°) einen mit Allegationen aus 523 Autoren ausgestatteten Auszug der Commentarii herzustellen, wodurch er dieselben zwar in gewissem Sinne brauchbarer machte, aber auch die wissenschaftliche Schönheit des Werkes zerstörte. — Außer der Leichenrede von Scipio Gentilis, sowie den Biographien von Buder, Vitae ICtorum und Zeidler, Vitae profess. juris Altdorfin., welche Donellus' Schriften angeben, ist vor Allen zu vgl. Eyssell, Doneau, Dijon 1860 und Stintzing, H. Donellus in Altdorf, 1869. Stintzing.

Donfried: Johannes D., Schulrector und Musikdirector an der Martinskirche zu Rottenburg am Neckar in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bekannt als fleißiger Sammler und Herausgeber sehr vieler Kirchenstücke von guten Componisten seines Zeitalters. Seine Sammelwerke sind: „Promptuarium Musicum, Concentus Ecclesiasticos 2, 3 et 4 voc. Cum Basso continuo et generali, Organo applicato etc.“, Augustae Tribocorum, Pars I. 1622, Pars II. 1623, Pars III. 1627. Alle drei Theile enthalten zusammen 692 Stücke (der erste 174, der zweite 232, der dritte 286) von vielen Tonsetzern, darunter von Agazzario, Aichinger, Erbach, Hasler, Lasso, Marenzio, Monteverde, Prätorius, Viadana, Vittoria, auch von D. selbst. „Vividarium Musico-Marianum, Concentus ecclesiasticos 3—4 voc. cum Basso continuo etc.“, ibd. 1627, über 200 Gesänge verschiedener Componisten in sich schließend. „Corolla musica“, 37 Messen 2—5 voc. von verschiedenen Meistern, ebd. 1628. Auch soll er ein

Tabulaturbuch in 2 Theilen zu Hamburg 1623 herausgegeben haben, worin Fugen und Variationen über Psalmen- und Liedermelodien sich befinden.

v. Dommer.

Donia: Agge D., friesisches Parteihaupt, stammte aus dem alten Adelsgeschlecht Harinxma, das einen hervorragenden Antheil an dem Streit der Schieringer und Bethooper nahm. Er und seine sechs Brüder nannten sich nach der durch ihren Vater erworbenen Burg (Fsch. Stins) Donia. Den Schieringern zugehörend, schlug er sich um das J. 1457 aus Haß gegen die sonstigen Harinxma's auf Seite der Bethooper. Und der dadurch aufs neue und gräßlichste entzündete Bürgerkrieg vom J. 1458—63 hieß darum der Doniakrieg, in welchem Agge D. und seine Brüder sich durch Raublust und Grausamkeit auszeichneten. Später verließ er wieder die Bethooper und starb um 1490, von allen herrschsüchtigen friesischen Edeln seiner Zeit der berüchtigtste wegen Treulosigkeit, Roheit und Selbstsucht. P. L. Müller.

Donndorf: Johann August D., geb. am 23. März 1754 zu Quedlinburg, von 1777 an Regierungs-Advocat, dann von 1800 an Bürgermeister und Inspector des Gymnasiums daselbst, ein fleißiger Polyhistor, dessen compilirende Thätigkeit sich auf die gesammte Naturlehre und Technologie erstreckte. Von umfangreicheren Werken verfaßte er: „Die Lehre von der Elektricität“, 2 Bde. Erfurt 1784; „Zoologische Beiträge“, Leipzig 1792—94; „Geschichte der Erfindungen“, 6 Bde. Quedlinburg 1817—20. Er starb zu Quedlinburg am 22. Novbr. 1837.

Meusel, G. T. Gersdorf, Repertorium der gesammten deutschen Litteratur. Vorrede zur Geschichte der Erfindungen. Lommel.

Donner: Gottlob Sigismund D., lutherischer Theolog, wurde in Marienberg in Sachsen Anfang des Jahres 1753 geboren, studirte in Leipzig, wurde nach Absolvirung seiner Studien Hauslehrer in Dresden, im J. 1776 Diaconus in Marienberg, sodann Pfarrer in Döbeln, und im J. 1784 Pastor und Superintendent in Meißen. Im J. 1810 erwarb er sich die theologische Doctorwürde und starb 1823. Unter seinen litterarischen Arbeiten ist seine theologische Doctordissertation zu nennen: „Sententiarum de miraculis Jesu Christi recensus ex patribus sex priorum saeculorum“, 1810, in der allerdings mit viel Fleiß und Gründlichkeit die einschlagenden Stellen der Kirchenväter zusammengestellt sind, die ganze Arbeit aber Zusammenhang, Methode und eigenes Urtheil vermissen läßt. Als Prediger bezeugt D. die Gabe einer edeln Beredsamkeit und einer innigen und weitherzigen Religiosität. Brockhaus.

Donner: Johann Jakob Christian D., ausgezeichneter Uebersetzer griechischer Dichter, wurde am 10. Octbr. 1799 zu Crefeld in Rheinpreußen geboren, wo sein Vater, aus der schwäbischen Reichsstadt Eßlingen gebürtig, sich als Kaufmann niedergelassen hatte. Da seine Eltern später nach Stuttgart übersiedelten, so erhielt er seine Schulbildung in dem Stuttgarter Gymnasium. Sein Vater hatte ihn für den Kaufmannsstand bestimmt, aber seine Lehrer, die eine besondere Begabung für Sprachen an dem Knaben wahrnahmen, riethen dem Vater dringend, ihn Theologie studiren zu lassen. Er bestand das sogenannte Landexamen mit Glanz, wurde in Folge davon 1813 in das niedere theologische Seminar Schönthal aufgenommen, kehrte aber nach zwei Jahren in das Stuttgarter Gymnasium zurück. Herbst 1817 bezog er die Universität Tübingen und machte dort als Zögling des evangelisch-theologischen Seminars seine philologischen und theologischen Studien. Mit Vorliebe wendete er sich der Philologie zu und versuchte sich schon als Student in der Uebersetzungskunst. Das erste, was er veröffentlichte, war eine metrische Uebersetzung der Satiren Juvenals,

die 1821 erschien; 1822 folgte eine Uebersetzung des Persius. Der berühmte Homer-Uebersetzer Voß beurtheilte seine Leistungen günstig und es entspann sich ein freundschaftlicher persönlicher Verkehr zwischen dem alten Meister und dem hoffnungsvollen Schüler. Nachdem er 1822 die Universität absolvirt hatte, wurde er 1823 zuerst am evangelischen Seminar in Urach und bald darauf am Seminar zu Tübingen als Repetent angestellt und 1827 zum Professor an dem oberen Gymnasium in Ellwangen ernannt. In demselben Jahr veröffentlichte er in dem Morgenblatt Proben einer Uebersetzung der Lusiaden des Camoens im Versmaß der Urschrift und 1833 erschien die vollständige Uebersetzung der zehn Gesänge, welche den Beifall der Kenner erwarb und 1869 in dritter Auflage erschien. Sein Hauptwerk ist die Uebersetzung der Dramen von Sophokles, die er 1838 und 1839 veröffentlichte und die im J. 1875 die achte Auflage erlebt hat. Dieses Werk hob seinen Namen in die Reihe der Uebersetzer ersten Ranges empor. Als Sophokles' Oedipus und Antigone auf Veranlassung König Friedrich Wilhelms IV. von Mendelssohn musikalisch bearbeitet wurden, wurde die Donner'sche Uebersetzung zu Grunde gelegt, da man fand, daß diese durch Schönheit und Wohlklang der Sprache sich am besten dazu eigne. Es folgte 1843 eine Uebersetzung des Euripides, 1854 die des Aeschylus, 1860 Homers Ilias und Odyssee und Pindar, 1861 Aristophanes, 1864 und 1865 Terenz und Plautus. Im J. 1843 wurde D. von Ellwangen an das obere Gymnasium in Stuttgart versetzt, trat aber schon 1852 in den Ruhestand. Seit 1828 war er verheirathet mit Johanne geb. Hoff, mit welcher er bis zu ihrem Tod im J. 1866 in äußerst glücklicher Ehe lebte, aus welcher sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, entsprossen sind. Seiner rüstigen Arbeitskraft wurde 1872 durch einen Schlaganfall, der eine Gehirnerweichung zur Folge hatte, ein Ziel gesetzt, und er starb am 28. März 1875. Klüpfel.

Donner: Matthäus (eigentlich Mathias) D., berühmter Stempelschneider; geb. am 29. Aug. 1704 zu Eßlingen im Marchfelde (Niederösterreich), † am 26. Aug. 1756 zu Wien. — Mathias oder wie er sich später nannte Matthäus, war der jüngere Bruder Raphaels (s. u.), er verlor frühzeitig (1714) seinen Vater, kam später zu seinem Bruder und war bis um das J. 1730 dessen Schüler und Gehülfe. Nachdem er sich in der Bossir- und Modellirkunst die entsprechende Fertigkeit angeeignet hatte, trat er als Scholar der Graveurkunst in das k. k. Münzhaus zu Wien; vom Hofe fortwährend unterstützt, entwickelte sich sein Talent in den nächstfolgenden Jahren zur schönsten Blüthe. Schon im J. 1735 schnitt er einige Medaillen, die seine Kunstfertigkeit vollkommen zur Geltung bringen; im J. 1736 wurde er Münzeisenschneider, in welcher Stellung er 1740 die Professur der Bildhauerkunst an der k. k. Akademie erhielt; später avancirte er zum Münzgraveur, Scholarendirector und Obermünzeisenschneider und wurde endlich k. k. Kammermedailleur. Sein Medaillenwerk beläuft sich nach meiner Zusammenstellung auf 46 Nummern, lauter musterhafte Arbeiten. Die Zeichnung derselben ist streng correct, ja bei einigen von wahrhaft classischer Schönheit, gleiche Meisterschaft wie in der Zeichnung und Modellirung bekundete er auch in der Ausführung, besonders aber trat sie in den Brustbildern seiner Medaillen zu Tage, deren einige zu den gediegensten Leistungen der Hochprägekunst zu zählen sind. In dieser Beziehung sind hauptsächlich hervorzuheben: die Medaille auf die vollzogene Krönung Maria Theresiens in Ungarn und Böhmen, die Denkmünze auf die Erbauung des Elisabethinerinnenklosters zu Linz (1745), deren Aversstempel, den Kaiser und die Kaiserin darstellend, wegen seiner vorzüglichen Ausführung später wiederholt verwendet wurde; endlich ist auch die Erinnerungsmedaille an Kaiserin Elisabeth, als Wittwe Karls VI., von besonderer Schönheit. Das erste Stück aus Donner's

Werk ist vom J. 1735, sein letztes von 1756; seine Medaillen bewegen sich größtentheils zwischen 45 und 60mm., doch hat er auch größere Stücke bis zu 110mm., wie auch kleinere bis zu 20mm.; er bezeichnete nahezu sämmtliche Medaillen entweder mit seinem Monogramm: M. D., MD., M. D. F., oder seinem vollen Namen. Viele seiner Stücke sind in dem Manuscript der Erzherzogin Maria Anna, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, welches später unter dem Titel: „Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorreichen Regierung der Kaiserin Maria Theresia gepräget worden sind“ (Wien 1782 f.) erschien, abgebildet; die Erzherzogin nennt ihn nie anders als den „künstlichen Donner“.

Tauf-Protocoll der Pfarre Groß-Enzersdorf. — K. K. Hof-Kammer-Archiv. — Archiv des k. k. Münz-Amtes. — Todtenprotocoll Nr. 58 (1756) der Stadt Wien; ausführlichere Besprechung seines Lebens und seiner Thätigkeit in meiner demnächst erscheinenden Skizze: Zur Geschichte einiger Wiener Stempel- und Edelsteinschneider. Kábdebo.

Donner: Georg Raphael D., Bildhauer, geb. zu Eßlingen im Marchfelde 25. Mai 1693, † in Wien 15. Febr. 1741, war der Sohn eines Zimmermannes aus Eßlingen und kam um 1708 zu den Cisterziensern in Heiligenkreuz, wahrscheinlich zu dem Zwecke, um Mitglied des Ordens zu werden. Zu derselben Zeit lebten im Kloster zwei Künstler, der Bildhauer Giuliani und der Maler Altamonte als Laienbrüder, welche die Aufgabe hatten, die durch die Türken schwer geschädigte Kirche und andere Räume der alten Klosteranlage mit ihren Werken neu zu schmücken. Unter dem Einflusse dieser Künstler erwachte in dem Knaben das Verlangen, sich der Kunst zu widmen, und Giuliani nahm ihn in seine Werkstätte auf. D. zeigte, wie es in einer alten Klosteraufzeichnung heißt, ein besonderes Genie. Wo er Ueberreste von Wachskerzen oder Zinndeckel von Gläsern fand, bemächtigte er sich derselben, um in nächtlicher Einsamkeit Wachs zu Modellen zu haben und mit dem Griffel in Metall zu zeichnen. Wie lange D. in Heiligenkreuz unter der Anleitung Giuliani's blieb, ist nicht bekannt. Aus dem mit seiner Frau Elisabeth geb. Prechtl am 3. Sept. 1724 errichteten Ehevertrag, worin er den Titel „kaiserl. Galanterie-Bildhauer“ führt, geht hervor, daß sich D. am 12. Aug. 1715 verehelicht hatte, mithin schon damals nicht mehr im Klosterverbande gelebt haben konnte. Aus dem Umstande, daß der Künstler bei keinem in dieser Zeit in Wien ausgeführten plastischen Werke Beschäftigung fand, scheint hervorzugehen, daß man dessen Bedeutung nicht zu würdigen verstand. D. kehrte thatsächlich auch der Stadt den Rücken und reiste nach Füßli's Angabe 1725 in Gesellschaft des Bildhauers Schletterer nach Salzburg, wo er ungefähr zwei Jahre verweilte und sodann in die Dienste des Fürsten Emerich Esterhazy, Primas von Ungarn, als Baudirector trat. In dieser Eigenschaft blieb der Künstler, meist zu Presburg sich aufhaltend, bis 1739, worauf er, einem Rufe des Wiener Stadtrathes folgend, sich in Wien niederließ, um hier an die ihm übertragene Ausführung größerer Werke zu schreiten. Leider beraubte ihn sein Tod der Früchte seines Talentes. Er erhielt wol den Titel eines kaiserl. Kammerbildhauers, der damit verbundene Jahresbezug von 500 fl. reichte nicht aus, um ihn von seinen Geldverlegenheiten zu befreien. Er hinterließ eine solche Schuldenlast, daß seine Wittwe sich geweigert hatte, das Erbe anzutreten. D. wurde auf dem Nicolaifriedhofe der Vorstadt Landstraße begraben. 1784 kamen seine Ueberreste auf den St. Marxer-Friedhof; aber kein Grabstein bezeichnet die Stelle, an welcher sie ruhen. Wie D. sich schon in seiner äußeren Erscheinung als ein eigenartiger Mann ankündigte, indem es ihm entgegen der Sitte seiner Zeit widerstrebte, Zopf und Perrücke zu tragen, ebenso ragt er durch seine künstlerische Individualität weit empor. Sein

hoher Sinn für plastische Schönheit trieb ihn an, die Bahnen des Barockstiles zu verlassen, in denen die damaligen Bildhauer Wiens, meist Italiener, wie Cavanese, Stanetti und Stöber, sich bewegten und nach dem Beispiele Peter v. Strudel's dem Studium der Natur und der Antike zu folgen. Er kehrte, wenn auch nur allmählich und nach vollständiger Durchdringung der Erkenntniß von den Grundsätzen der Plastik dem von falschem Pathos getragenen Idealismus den Rücken, strebte nach Wahrheit des Ausdruckes, nach Anmuth und Grazie der Bewegung und begründete durch das realistische Gepräge seiner späteren Werke, wie Schlüter in Berlin, eine neue Richtung. Von D. haben sich, selbst nach Ausscheidung der ihm fälschlich zugeschriebenen Arbeiten, noch zahlreiche Werke erhalten. Sie sind verzeichnet in der Monographie J. E. Schlager's über Raphael D., S. 101 (Wien 1848); die Zahl derselben ist ergänzt in den Mittheilungen des österr. Museums für Kunst und Industrie, 1866, S. 30, damit aber keineswegs vollständig, weil noch an anderen Orten, wie in Dresden und Rom, Werke des Künstlers vorhanden sein sollen. Die zwei bedeutendsten Werke R. Donner's sind die Reiterstatue des hl. Martin mit dem Bettler im Chore der Domkirche zu Presburg in Erz und das Brunnendenkmal am neuen Markt in Wien, in Blei gegossen; die St. Martinsgruppe ist von großem Interesse durch das nationale Gepräge der Hauptfigur, sowie durch die ausdrucksvolle Gestalt der Bettlerfigur. In dem Brunnendenkmale am neuen Markte, vor kurzem noch dem bedeutendsten plastischen Werke dieser Art in Wien, tritt die künstlerische Richtung Donner's noch entschiedener hervor. Abweichend von den übrigen mit religiösen Darstellungen geschmückten Brunnen der Stadt, griff er zur Allegorie, indem er als Mittelfigur die Vorsicht mit dem Januskopfe, umgeben von vier Kindern, welche wasserspeiende Fische halten, wählte. Und als diese Idee sich im Stadtrathe so großen Beifalles erfreute, daß dieser das Verlangen trug, auch die Ränder des Steinbassins mit Figuren zu schmücken, verfolgte der Künstler seine Idee noch weiter und stellte allegorisch die vier Hauptflüsse dar, welche sich auf niederösterreichischem Gebiete in die Donau ergießen. In der Ausführung zeigte sich ein entschiedener Fortschritt gegenüber der Martinsgruppe in Presburg, indem das etwas derb Naturalistische einer feineren, edleren Formenbildung wich. Zu beklagen ist es, daß dieses Denkmal durch seine Ausführung in weichem Metall mit der Zeit starken Beschädigungen ausgesetzt wurde, so zwar, daß man für nothwendig hielt, die Figuren in Bronce auszugießen, damit dasselbe der Nachwelt erhalten bleibe. Dabei hat aber das Original selbst stark gelitten. — Ob von R. D. die großen Marmorstatuen und Knabenfiguren im Schlosse Mirabell in Salzburg herrühren, ist nicht ermittelt. Zu den übrigen größeren erwiesenen Werken des Künstlers zählen: ein großer Christus am Kreuze in Bronce gegossen, auf dem Calvarienberge, und vier Sandsteinfiguren im Vestibule des fürstlich Grassaleovils'schen Palastes, beide in Presburg, das große Blei-Basrelief Andromache und Perseus beim Rathhausbrunnen, ein Christus am Kreuze in der Burgcapelle, die Bildsäule Kaiser Karls VI. aus Marmor in der Vorhalle des Erdgeschosses im Belvedere, die Marmorbüste des Erzbischofs Sigmund Graf Kollonitz im Stephansdome und eine Kreuzabnahme aus Bronce in der Capelle des Invalidenhauses.

H. R. Füßli, Annalen der bildenden Künste, Wien 1802. II. — J. G. Schlager, Georg Raphael Donner, Wien 1848. — K. Weiß, Raph. Donner im Jahrbuche des Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich II. 347.

K. Weiß.

Donner: Sebastian D., Münzeisenschneider, geb. 19. Januar 1707 zu Eßlingen im Marchfelde (Nieder-Oesterreich), gest. im October 1763 zu Kremnitz in Ungarn. Gleich seinem Bruder Matthäus (s. S. 334) widmete er sich der Kunst

des Stempelschnittes und machte auch diese Schule durch wie jener. Er trat 1732 als Scholar in das kaiserl. königl. Münzhaus zu Wien und blieb daselbst bis zum J. 1739, wo er als Münzeisenschneider nach Innsbruck kam. Im J. 1750 wurde er als erster Münzeisenschneider mit einem jährlichen Gehalte von 800 Gulden nach Kremnitz gerufen; als er hier 1763 starb, hinterließ er eine Wittwe und vier Kinder. Sein Sohn dürfte Ignaz D., erster Münzeisenschneider des kaiserl. Münzamtes zu Wien gewesen sein, den Nagler 1752 in Wien geboren werden und 1803 daselbst sterben läßt. Doch findet er sich weder in den Wiener Taufprotokollen noch Todtenbüchern. Er dürfte in Innsbruck oder Kremnitz geboren sein. Ich fand 11 Medaillen von ihm, darunter deren auf Joseph II. und Franz I., bezeichnet I. D. f. oder Ign. Donner. Sein erstes Stück datirt aber schon vor 1762, mithin muß er lange vor 1752 geboren sein. Seine Arbeiten haben künstlerischen Werth, stehen aber denen des Matthäus in Zeichnung und Modellirung nach. Als Bruder des Matthäus erscheint auch noch ein Peter D., geb. zu Eßlingen im Marchfelde 27. Juni 1697. Daß er im öffentlichen Dienst stand, bezeugt das Gnadengesuch der Wittwe des Sebastian, in welchem sie bittet, sich ihrer Kinder anzunehmen und „sowol jene von meinem sel. Ehe-Gatten als dessen verstorbenen dreien Brüdern (Georg Raphael, Peter und Matthäus) sich bei höchster Hofstelle zugezogen und erworbenen Meriten in gnädigste Reflexion zu ziehen". Das Gesuch ist vom Jahr 1763, damals also war Peter schon gestorben. Ob er ein Künstler war, läßt sich nicht bestimmt sagen; vielleicht ist er jedoch jener bei Nagler im Künstlerlexikon aufgeführte P. D., der in Augsburg seine Kunst erlernte und sich später am Hof zu Innsbruck Ruhm erwarb, aber schon in jungen Jahren starb.

Taufprotokolle zu Groß-Enzersdorf. — Archiv des kaiserl. Münzamtes zu Kremnitz. Kábdebo.

Donnersberg: Joachim v. D., baier. Staatsmann, geb. 1561 zu München, † 1650. Ueber die Herkunft seines Geschlechts weichen die Meinungen ab; nach Leoprechting soll es aus Steiermark stammen, wo allerdings schon im 12. und 13. Jahrhundert der Name urkundlich auftritt, nach O. T. v. Hefner waren die Donnersperger ein Bürgergeschlecht aus Aichach. Im 15. Jahrhundert erscheinen sie als Bürger zu München und zwar in Versippung mit den angesehensten rathgebenden Familien baierischer Städte. Der Vater Joachims, Wolfgang Donersperger, kam 1566 in den äußeren und 1577 in den inneren Rath der Stadt München. Joachim wandte sich dem Studium der Rechte zu und trat am 14. April 1587 in den Dienst des Herzogs Wilhelm. Am 10. April 1593 wurde er zum Regierungskanzler in Landshut ernannt. Schon damals stand er bei Herzog Wilhelm in hoher Gunst, die ihm der Nachfolger Maximilian I. in noch gesteigertem Maße zuwandte. Er wurde deshalb häufig mit vertraulichen Missionen sowie mit wichtigen öffentlichen Verhandlungen betraut. 1594 sollte er, weil er des Französischen mächtig, was bei den gelehrten Räthen noch eine Seltenheit, zum Abschluß der Heirath des jungen Herzogs Maximilian nach Lothringen abgeordnet werden, doch scheint die Reise unterblieben zu sein. Im nächsten Jahre ging er als Gesandter nach Graz und Erzherzogin Marie gab dem Heimkehrenden einen Brief an Herzog Wilhelm mit, worin es heißt: „Ich hab den Donersperčher angesprochen, ob er nit mein sun ein diener ab wolt geben; hatt er mir zuer andtwordt geben, er hab' ein solchen Hern, darvon er gar nit ursach hab zue brachben. Wen du mit im so woll als er mit dir zufriedten pist, so danck er Gott . . . Zu dem Donersperčher hette ich je ein guetts Hertz, wenn's michlich sein kindt, denn ich kene in und hoffet, wir wollten uns woll mit ein ander vergleichen." Auch 1595 war D. wieder in Graz als

Stellvertreter des Herzogs Wilhelm bei der feierlichen Uebergabe der Regierung an Erzherzog Ferdinand anwesend. Gegen das Gutachten der auf Sparsamkeit dringenden Hofkammer ward er am 28. Januar 1598 in den geheimen Rath berufen (mit 1000 Gulden Gehalt und Futtergeld für 2 Pferde) und schon am 15. Februar 1599 zum Obristen Kanzler ernannt. Zu seinem Amtsressort gehörten namentlich die politischen Angelegenheiten. Von selbständiger Politik kann bei einem Minister Maximilians I. keine Rede sein, alle politischen Fragen wurden zwar im geheimen Rath erörtert, aber der Herzog entschied vollkommen selbständig und änderte die Entwürfe seiner Räthe meistens bedeutend ab. D. hatte jedoch alle Correspondenzen, ehe sie dem Herzog vorgelegt wurden, zu revidiren und entwarf die schwierigsten Gutachten selbst. Die wichtigsten Dienste leistete er als Gesandter. Die Unterhandlungen mit den katholischen Ständen wurden vorzugsweise durch ihn geführt. Die entscheidenden Conferenzen in München im Juli 1609 leitete er als Vertreter des Herzogs, die Urkunde über die Stiftung der Liga ist von ihm entworfen. Im Februar 1610 war er abermals Stellvertreter des Herzogs auf dem ersten Bundestag zu Würzburg. Im Juni ging er als Gesandter an den kaiserlichen Hof. Die durch Klarheit und Gedankenschärfe sich auszeichnenden Depeschen, die er von Prag an seinen Herzog richtete, sind von hohem Werth für die Zeitgeschichte, sie enthalten namentlich über die Stellung Rudolfs II. zur Liga und den protestantischen Ständen, sowie über das Privatleben des Kaisers etc. die merkwürdigsten Mittheilungen. Auch bei den Unterhandlungen des Oberhauptes der Liga mit den Unionsfürsten war D. neben Herwart und Jocher thätig, ebenso 1617 bei den geheimen Missionen an verschiedene deutsche Höfe wegen der Kaiserwahl Erzherzog Ferdinands. Zur Belohnung für diese Dienste verlieh ihm 1606 Herzog Maximilian Edelmannsfreiheit und Aufnahme in die Landtafel, und Ferdinand II. erhob ihn am 15. Juni 1624 in den Freiherrnstand unter Mehrung seines sprechenden Stammwappens (drei Blitze aus blauen Wolken über drei goldenen Bergen) durch dasjenige der eben abgegangenen Spring. Auch wurde ihm an der Kaufsumme von 30000 Gulden, wofür er 1611 Schloß und Hofmark Igling bei Landsberg erwarb, die Hälfte vom Herzog geschenkt. 1624 kaufte D. Hofmark und Dorf Kaufring nahe bei Igling und 1629 schenkte ihm der Herzog auch die benachbarte Hofmark Erpfting, so daß er rings um Landsberg einen stattlichen Gütercomplex zu eigen hatte. Nach der Einnahme von Landsberg durch die Schweden 1632 schenkte Gustav Adolf alle Donnersbergischen Besitzungen an den Bürgermeister von Augsburg, Jakob von Stenglin. Als aber die Schweden Baiern räumen mußten, trat D. wieder in Besitz seiner Güter, bis 1646 der 85jährige Greis, der sich längst von allen Amtsgeschäften zurückgezogen hatte, nach der zweiten Erstürmung Landsbergs durch die Schweden unter Wrangel abermals nach Frauenchiemsee flüchten mußte. Er starb am 18. Sept. 1650 mit Hinterlassung eines großen Vermögens, über dessen Vertheilung er schon am 12. Jan. 1637 durch ein noch im Besitz der Familie befindliches, merkwürdiges Testament verfügt hatte Ein Porträt Donnersberg's hängt im Sitzungssaal der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften zu München; auch ließ Maximilian I. in Anerkennung der hohen Verdienste eine Goldmünze mit dem Bildniß des Kanzlers prägen.

Karl Freiherr v. Leoprechting, Nachträge über das Geschlecht der Freiherrn v. D., im Oberbair. Archiv, XII, Heft 3. — Dellinger, Die Hofmark Kaufring, im Oberbair. Archiv, IX, Heft 2. — Dellinger, Schloß und Hofmark Igling, im Oberbaier. Archiv, XII, 1. Heft. — Wolf, Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. — Stieve, Ursprung des dreißigjähr. Kriegs.

Heigel.

Dönniges: Franz Alexander Friedrich Wilhelm v. D. ist geb. 13. Jan. 1814 zu Colbatz bei Stettin, als siebentes Kind des damaligen königl. preußischen Justizbeamten der Aemter Colbatz und Pyritz, Heinrich Ferdinand D., † 1872. Nach gründlichen Studien in den humanistischen Wissenschaften bezog der reichbegabte Jüngling frühzeitig die Universitäten Bonn und Berlin, wo er sich vorzugsweise staatswissenschaftlichen und historischen Studien widmete und seine Kenntnisse in der classischen und modernen Litteratur erweiterte und vertiefte. Schon im J. 1835 promovirte D. an letztgenannter Universität als Dr. phil. mit der Ranke gewidmeten Abhandlung: „Commentatio de Geographia Herodoti cum tabula orbis terrarum ex ipsius opinione“, und setzte hierauf unter der Leitung des ebengenannten Forschers seine historischen Arbeiten fort, welche ihn in den Jahren 1838 und 1839 nach Italien führten. Zu Turin entdeckte er die Rathsbücher Kaiser Heinrichs VII., welche er nach seiner Rückkehr unter dem Titel: „Acta Henrici VII.“ (Berlin 1839. 2 Bde.) herausgab. In demselben Jahre habilitirte sich D. als Privatdocent an der Berliner Universität, wo er sehr beifällig aufgenommene Vorlesungen, namentlich über Staatsrecht, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft hielt und 1841 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Als Schüler Ranke's und Mitglied jenes Kreises jüngerer Forscher, aus welchem so viele Koryphäen der neueren deutschen Geschichtsschreibung hervorgingen, nahm er regen Antheil an den epochemachenden Arbeiten der Schule über die ottonische Zeit, und verfaßte für des Meisters „Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause“ die „Jahrbücher unter der Herrschaft König Otto's I.“ (Berlin 1840). Hierauf ließ er die ersten Theile seiner, vielfach auf die von ihm neuaufgefundenen Materialien gegründeten „Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhunderte“ (Berlin 1841—42) erscheinen, in deren 1. Abtheilung, „Kritik der Quellen für die Geschichte Heinrichs VII., des Luxemburgers“, er auch eine treffliche Uebersetzung der Dino Compagni zugeschriebenen „Cronaca delle cose occorrenti ne' tempi suoi“ lieferte. Anstatt der weiteren Fortsetzung dieser Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert ließ er alsbald (1842), im stürmischen Schaffensdrange, den Anfang eines leider gleichfalls unvollendet gebliebenen, weitaussehend angelegten Werkes über „Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Rechtsverfassung“ folgen, und zwar den ersten Band die älteste Periode von Karls des Großen Krönung bis in das 11. Jahrhundert umfassend, an welchem Buche neben bedeutender Gelehrsamkeit vorzugsweise ein sicherer staatsmännischer Blick hervorzuheben ist.

In die Zeit dieser reichen und umfassenden litterarischen und lehrenden Thätigkeit fiel ein Ereigniß, welches zunächst zwar die äußere Productivität Dönniges' hemmte, jedoch für dessen ganzes späteres Leben von bestimmender Bedeutung wurde. Durch Ranke's und Eichhorn's Vermittlung war D. in persönliche Beziehungen zu dem damaligen Kronprinzen, späteren König Maximilian II. von Baiern getreten. Der hochsinnige und wissensdurstige Fürst übte auf den feurigen und mächtig aufstrebenden jungen Gelehrten eine so ungemeine Anziehungskraft aus, daß letzterer gerne dem Prinzen nach München folgte und er dort mehrere Jahre dessen wissenschaftliche Studien leitete. Wenn auch D. im Jahre 1845 Baiern wieder verließ und aus der unmittelbaren Umgebung des Kronprinzen ausschied, so ließ diese Entfernung doch das persönliche Verhältniß zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten unberührt, und schon nach einem Zeitraum von zwei Jahren, welcher durch eine umfassende publicistische Thätigkeit ausgefüllt war, gestalteten sich die Beziehungen zum Kronprinzen noch enger, indem D. (November 1847) als Bibliothekar förmlich in dessen Dienste trat. In jene Zeit fallen

22*

die Schriften: „Das System des freien Handels und die Schutzzölle" (Berlin 1847) und „Die deutsche Schifffahrtsacte und die Differentialzölle" (Berlin 1848), mit welchen D. in die deutsche Freihandelsbewegung im gemäßigten Sinne eintrat.

Die Ereignisse des Jahres 1848 führten Dönniges' fürstlichen Gönner auf den Thron, worauf D. Baiern definitiv zu seinem Vaterlande erwählte, das baierische Indigenat erwarb und den Hofrathstitel erhielt. Von da an weilte D. eine Reihe von Jahren in der unmittelbaren Umgebung seines Königs. Es ist gewiß, daß der geistvolle feurige Mann, der neben sehr ausgebreiteten Kenntnissen hervorragende gesellschaftliche Talente besaß, erheblichen Einfluß auf den König ausüben mußte, und zwar umsomehr, als die von D. vertretene maßvolle Politik, welche die Einheitsbestrebungen Deutschlands mit möglichster Selbständigkeit und Wirkensfähigkeit der kräftigeren Glieder des Bundes, Baierns voran, zu vereinigen suchte, den eigenen Anschauungen des Königs entsprach. Zu praktischer officieller Wirksamkeit in politischer Beziehung wurde keine Gelegenheit für D.: zwar erfolgte sein förmlicher Eintritt in den bairischen Staatsdienst im Anfange des J. 1851, kurz nach Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael, indem er, zum Legationsrath ernannt und der baierischen Gesandtschaft in Frankfurt beigegeben, zu der Dresdner Conferenz entsendet wurde. Allein nach Beendigung dieser vorübergehenden Mission kehrte D. in seine frühere persönliche Stellung beim Könige zurück, ohne daß sich hierin durch die im October 1851 erfolgte Ernennung zum königl. geheimen Legationsrath und die spätere Beförderung zum Ministerialrath im Staats-Ministerium des königlichen Hauses und des Aeußern (August 1852) eine Aenderung ergab. Aber auch dieses ziemlich schwache Band, welches D. mit dem formellen Staatsdienste verknüpfte, wurde im October 1855 gelöst, indem D auf sein Ansuchen als Ministerialrath in den Ruhestand versetzt wurde.

War es D. mithin nicht vergönnt gewesen seinen Anschauungen unter dem Correctiv einer verantwortlichen öffentlichen Stellung praktische Geltung zu verschaffen, so übte er gleichwol durch seine Persönlichkeit großen Einfluß nicht nur auf den König sondern auch auf sein ganzes Adoptivvaterland aus, indem auf seine Anregungen manches zurückgeführt werden mag, was König Maximilian zur Hebung seiner Hauptstadt unternahm. D. stand in erster Linie unter jenen hervorragenden Männern, welche der König um sich versammelt hatte, und der 1853 gegründete Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst zählte ihn unter seine erstернannten Mitglieder. Seiner damaligen Stellung entspricht es, daß sein Bildniß auf den Gemälden zu finden ist, mit welchen König Ludwig I. die Außenwände seiner Pinakothek neuerer Kunstwerke in München schmücken ließ, und auf welchen die Porträts der Männer des neuen München Platz fanden. An litterarischen Producten ist diese Zeit in Dönniges' Leben, abgesehen von vielen journalistischen und publicistischen Aufsätzen, nicht reich: größere wissenschaftliche Arbeiten kamen gar nicht zur Publication. Dagegen geben die von ihm bearbeiteten „Altschottischen und altenglischen Volksballaden" (München 1852) einen lebendigen Beweis für sein reges, vielseitiges geistiges Leben, sein Verständniß des Wesens echter Poesie und seine hohe auch dichterische Begabung.

Eine neue Phase in Dönniges' Leben trat ein, als er Ende 1856 den dauernden Aufenthalt in München aufgab und als Attaché der baierischen Gesandtschaft nach Turin ging. Das Neujahr 1857 brachte ihm als neuen Beweis der königlichen Gunst den Verdienstorden der baierischen Krone und damit den persönlichen Adel; im Februar 1859 erfolgte seine förmliche Ernennung zum chargé d'affaires in Turin. Die Ereignisse jenes Jahres machten jedoch dieser Mission bald ein Ende und brachten Dönniges' Uebersiedelung nach Nizza

mit sich, wo er ohne officielle Stellung bis zum J. 1862 verblieb, zeitweise wieder in unmittelbarer Nähe des Königs, der zu längerem Winteraufenthalte dort erschien. Eines neuen Merkmales königlicher Huld hatte sich D. im Jahre 1860 zu erfreuen: König Maximilian erhob ihn nämlich, unter Anerkennung der schon länger bestehenden Adelsqualität der Familie D. in den erblichen Ritterstand des Königreiches. Im J. 1862 wurde D. zum baierischen Geschäftsträger in der Schweiz ernannt und ihm Genf als Wohnsitz angewiesen, bis 1864 die Verlegung der Legation nach Bern erfolgte. Mit der Ernennung zum Geschäftsträger in der Schweiz beginnt sozusagen die eigentliche Beamtenlaufbahn Dönniges'. Es ist in diesem Gange der Dinge ein allmähliches Zurücktreten des Einflusses, welchen D. ausübte, nicht zu verkennen, wenn auch die persönlichen Beziehungen zum Könige fortdauerten, bis zu dessen, im Frühjahre 1864 überraschend eingetretenen Ableben. Kaum dreiviertel Jahre nach diesem für D. erschütternden Ereignisse wurde er von Bern abgerufen und zur Disposition gestellt, worauf er einige Jahre in München lebte, bis ihn das Vertrauen des Königs Ludwig II. im Juni 1867 auf den wenige Jahre vorher verlassenen Berner Posten zurückrief, und zwar nunmehr in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, während er vorher dortselbst nur als Geschäftsträger fungirt hatte. Von da an stand D. bis an sein Lebensende im diplomatischen Staatsdienst, nebenher mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, wenn er auch kein Ergebniß derselben mehr der Oeffentlichkeit übergab. Den größten Theil des J. 1869 verbrachte D. in außerordentlicher Mission zu Madrid, von wo er nach Bern zurückkehrte und im Februar 1870 als Gesandter nach Florenz versetzt wurde. Nachdem die Residenz des Königreichs Italien von dort nach Rom verlegt worden war, folgte er im Auftrage seiner Regierung dem Könige von Italien dahin (December 1871). Allein nur kurze Zeit durfte er den ihm persönlich so erwünschten Aufenthalt auf Roms classischem Boden genießen: um Weinachten 1871 schwer erkrankt, starb D. am 4. Januar 1872 im 58. Jahre seines bewegten Lebens, nachdem er ungefähr ein Jahr vorher den Tod eines für das Vaterland gestorbenen hoffnungsvollen Sohnes (Karl v. D., gefallen 1870 bei Orléans) zu beweinen gehabt hatte. Rumpler.

Donop: Georg Karl Wilhelm Philipp Freiherr v. D., 18. März 1767 zu Sonneberg geboren, Sohn des aus Varel im Oldenburgischen stammenden Freiherrn Karl Wilh. Wolfgang v. D., trat nach vollbrachten Studien zuerst in die Dienste des gräflichen Hauses Reuß-Köstritz, darauf 1785 in meiningische Dienste, wurde am herzoglichen Hofe sogleich Hofjunker, später Kammerherr, und bei der Landesregierung 1791 Accessist, 1792 Assessor, 1797 Rath, 1809 geheimer Regierungsrath, 1816 Vicekanzler, 1821 geheimer Rath und Kanzler, zog sich aber 1827 bezüglich 1829 in den Ruhestand zurück und starb kinderlos 18. Aug. 1845. Von Jugend auf bis in sein hohes Alter war derselbe von einem äußerst regen Sinn für historische, numismatische und sprachliche Studien getragen, wie denn die Liebe zu diesen Studien ihn noch in seinem 75. Lebensjahre, als er 1842 von England aus zum Mitglied der nach Mexiko zur Untersuchung der dasigen Alterthümer bestimmten Gesellschaft gewählt war, mit Reiselust erfüllt und seinen schon damals vertrockneten Körper noch mehrere Jahre lebendig erhalten hat. Alle seine Forschungen und Studien hatten übrigens ihren Brennpunkt in der fixen Ansicht, daß die ältesten und ersten Bewohner Europa's ausschließlich Kelten gewesen seien. Außer mehreren kleinen Schriften und Aufsätzen ruht auf dieser Ansicht sein in 4 Bänden erschienenes „Magusanisches Europa“. Auch seine vortrefflichen Leistungen auf dem Gebiet der Münzkunde bringen denselben Gedanken zum Ausdruck, namentlich sein Werk: „Les Médailles Gallo-Gaëliques. Description de la trouvaille de l'Ile de Jer-

sey. Avec XXXII planches", 1838. Letzteres Werk beruht auf seiner, in ihrer Art einzigen Sammlung von Jersey-Münzen. (Vgl. o. Bd. II. S. 343.)

Brückner.

Donteclock: Reinier (Reinhold) D., wegen seiner südniederländischen Herkunft de Vlaming genannt, trat zuerst 1578 zu Leyden in einer Disputation als Gegner Dietrich Volkertsz Coornhert's im Betreff der Lehre von der Prädestination in der menschlichen Verderbtheit auf. Er war seit 1576 Prediger zu Delft, erhielt um 1590 seine Entlassung, und war seitdem Prediger zu Voorschoten (1591) und Brielle (1592), welche letztere Stelle er 1603 mit dem Rectorate der lateinischen Schule vertauschte. Er scheint aber wieder nach Delft heimgekehrt zu sein, denn dort traf ihn der Tod 1627. Seit jener Disputation mit Coornhert betheiligte er sich unausgesetzt an den Prädestinationsstreitigkeiten. Im J. 1585 erschien seine „Wederlegginghe van Coornhertz proeve eener Nederlandsche Catechismus", dessen Gesinnung ihm so zuwider war, daß er noch 22 Jahre später in seiner Schrift: „Antwoord op een boecxken van de Praedestinatie eertyts ghedruckt onder den name van Sebastian Castellio tot Delft by Jan Andriesz 1607" erklärte, Coornhert habe die Prädestination durch viele abscheuliche Anschuldigungen zu verleumden gesucht. Als um diese Zeit der Prediger Hermann Herberts zu Gouda eine freiere Stellung dem Heidelberger Katechismus gegenüber einnahm, finden wir D. 1589 ebenso an diesem Streite betheiligt. Weit größeren Einfluß auf den Gang der Religionsstreitigkeiten hatte aber die „Responsio ad argumenta quaedam Bezae et Calvini de praedestinatione", welche er in Verbindung mit seinem Collegen Arnold Cornelisz herausgab. Diese Schrift, deren Bestreitung Arminius übernahm, veranlaßte bekanntlich die remonstrantischen Streitigkeiten. Arminius sah sich nicht nur genöthigt, dem D. beizustimmen, sondern ging noch viel weiter. In diesen Religionshändeln nahm D. eine mittlere Stellung ein, indem er weder dem Supralapsarismus des Gomarus beistimmte, noch die Lehre einer allgemeinen Gnade Gottes zu Hülfe nahm. Er war also ein maßvoller Vertreter der Prädestinationslehre, deren besondere Auffassung und Erklärung er Jedem für sich selbst überlassen haben wollte. Diese Gesinnung erhellt auch aus seiner „Proeve des Goudschen Catechismi", 1607, seiner „Tsamenspreeckinge van de vertaelde theses ofte disputatien, de eene F. Gomari, de andere J. Arminii, aangaende de goddelycke praedestinatie", 1609 und andere seiner Schriften. In seinen letzten Lebensjahren trat er völlig vom theologischen Kampfplatze zurück. Seine letzte Schrift war die „Overlegghinge van de oorsaecken de schadelycker twist in de Kercken van Holland ende Westfrieslant", 1612; sie athmet eine friedliche und mildere Gesinnung, welche seinen Zeitgenossen meistens fremd war.

Van der Aa, Biogr. Woordb. van Slee.

Doorman: Hermann D., Sohn des Bürgermeisters Franz D., geb. 26. August 1752 zu Hamburg, studirte die Rechtswissenschaft und erlangte am 23. August 1770 die Würde eines Doctors beider Rechte, kehrte in seine Vaterstadt zurück und betrieb die Advocatur-Praxis. Vermuthlich wegen seiner großen Geübtheit in der französischen Sprache wurde er am 12. April 1791 zum Syndicus erwählt und vertrat seine Vaterstadt mehrfach als Gesandter bei der französischen Republik und bei Napoleon Buonaparte, an den er an der Spitze der hanseatischen Gesandtschaft eine das deutsche Selbstgefühl völlig verleugnende Anrede hielt, die dem Gewalthaber nicht minder angenehm gewesen sein soll, als das von D. verfaßte und von dem hamburgischen Rathe genehmigte Schreiben an die Consuln der französischen Republik vom 16. December 1799. Auch auf dem Rastatter Congresse erschien D. als hamburgischer Gesandter und wird er in dieser Eigenschaft sehr ungünstig geschildert in den Memoiren des Ritter

v. Lang. Auch Harder in seiner völkerrechtlichen Schrift: „Die Auslieferung der vier politischen Flüchtlinge Napper-Tandy, Blackwell, Mores (Morris) und George Peters", Leipzig 1857, urtheilt ebenfalls sehr ungünstig über D. Nach dem Urtheile eines achtbaren, unbefangenen Zeitgenossen von D., nämlich des verstorbenen Notars Johann Heinrich Hübbe, hat der Ritter v. Lang in seinen Memoiren von D. eine getreue Schilderung gegeben. Günstig urtheilen über D. die vom Rathe abhängigen Organe, nämlich der Hamb. Correspondent vom J. 1820 Nr. 38 und die officielle Memoria Hermanni Doormani, Hamb. 1826. — D. ist als ältester Stadtsyndicus am 4. März 1820 gestorben.

Harder.

Doreslaer: Abraham D., auch à Doreslaer genannt, ein hochgeschätzter Prediger zu Enkhuizen, welcher Gemeinde er von 1605 bis zu seinem Tode 1655 während 50 Jahre treu diente, nachdem er drei Jahre das Predigeramt zu Oude-Niedorp ausgeübt hatte. Seine Umsicht in Leitung des Kirchenregimentes schätzte man so hoch, daß man ihn wiederholt zu der nordholländischen Synode sandte. Sein größtes Verdienst aber liegt in der Stellung, welche er in der Geschichte der Bibelübersetzungen einnahm, indem er 1614 „Een nieuwe vertaling der H. S. met verklaringen ende annotatien van Tremellius, Franciscus Junius, Theod. Beza en Jo. Piscator" herausgab, welche Uebersetzung den späteren Bearbeitern der sogenannten „Staaten vertaling" von 1618 und 1619 gute Dienste leistete. Daneben verfaßte er eine Abhandlung „Grondige ende clare vertooninge van het onderscheydt in de voornaemste Hooft-Stucken der Christelycker Religie tusschen de Gereformeerden ende de Wederdooperen", 1637, welche bisweilen, aber ohne Recht, seinem Sohne Samuel, Prediger zu Delft, zugeschrieben ist.

Van der Aa, Biogr. Woordb. van Slee.

Dopler: Heinrich D. (Doppler, Topler, Toppler) aus Rotenburg ob der Tauber, wo er zum mindesten seit dem Jahre 1373 an der Spitze der Verwaltung dieser Reichsstadt gestanden hat, bis er 13. Juni 1408 als ein Opfer der Politik derselben sein Leben verlor. Sowol als Staatsmann wie als Heerführer entfaltete er während dieser Zeit eine belangreiche Wirksamkeit. Er war in nahen Beziehungen zum Könige Wenzel und nahm eine bedeutende Stellung im schwäbischen Städtebunde ein, in welchem er Hauptmann eines Viertels gewesen ist; die Stadt selbst befestigte, verschönerte und erweiterte er mannigfach, erwarb ihr ansehnliche Gebietserweiterungen und schützte sie bald mittelst des Schwertes, bald durch geschickt geführte Unterhandlungen gegen die ihr abholden fürstlichen und adelichen Nachbarn. Die Rotenburger Chroniken des 16. Jahrhunderts berichten, der gemeine Mann habe D. so lieb gehabt, daß ihm bei feierlichen Kirchgängen 30—40 Bürger das Geleite gaben. D. hatte Güter und Grundholden weitum in Franken und war überhaupt ein reicher Mann. — Sein Sturz und Untergang hing mit der damaligen Lage des deutschen Reiches eng zusammen. Nach der Entsetzung Wenzels hatten die fränkischen Städte sich nur zögernd dem neuen Könige Ruprecht angeschlossen, und D. insbesondere suchte für Rotenburg auch dem Marbacher Bündnisse gegenüber eine selbständige Stellung zu behaupten. Nachbarliche Irrungen mit dem Nürnberger Burggrafen Friedrich VI., dem Anhänger Ruprechts, führten jedoch dazu, daß letzterer Rotenburg ächtete, ein ansehnliches Heer unter dem Burggrafen die Stadt belagerte und sie zu einem Frieden nöthigte, wornach ihre Vesten gebrochen werden mußten (1407/8). In dieser bedrängten Lage hatte sich D. — mit hoher Wahrscheinlichkeit im Einverständnisse mit anderen Städten — dem Böhmenkönige Wenzel wieder genähert, und Briefe des letztern an D. waren aufgefangen worden. Nachdem nun Rotenburg zum Frieden gezwungen

war und der König im Begriffe stand, Hand auf die Person und die Habe des Bürgermeisters zu legen, suchte die Stadt durch eine rasche Gefangennahme desselben seinen Einfluß zu beseitigen und ihr das Recht zu sichern, ihn vor ihr Gericht zu stellen und sein Vermögen einzuziehen. Seiner Verhaftung am 6. April folgte am 13. Juni 1408 seine Hinrichtung, ohne daß man jedoch sicher weiß, wie sie ausgeführt wurde. Die Sage will wissen durch den Giftbecher oder den Hungertod. Dopler's Familie wurde aus der Stadt verbannt. Als Grund der Verfolgung Dopler's gaben die Rotenburger Gesandten, die deshalb an den König Ruprecht geschickt worden waren, an, er habe sich nicht blos gegen König und Reich, sondern auch gegen die Stadt vergangen, indem er sich neben anderen von ihnen nicht näher bezeichneten Missethaten Unredlichkeiten gegen sie habe zu Schulden kommen lassen. Als andere Gründe der Maßnahmen gegen ihn werden in späteren Erzählungen aufgeführt, daß er ein eigenes Gericht in seinem Hause über seine Hintersassen gehabt, daß er gegen Herkommen und Pflichten Grundstücke, die nach Rotenburg steuerbar gewesen, einem Nicht-Rotenburger verkauft und daß er die Nachsteuer nicht entrichtet habe, wo er sie schuldig gewesen sei. Noch spätere Berichte, offenbar der Sage entnommen, sprechen davon, D. habe mit dem Burggrafen um die Stadt gewürfelt (Name und Wappen der D. veranlaßten wol diese Sage) und sie an ihn verrathen; geschichtliche Zeugnisse berichten im Gegentheile von einem feindseligen persönlichen Verhältnisse zwischen dem Bürgermeister und dem Burggrafen Friedrich VI. Eines geht übrigens mit Wahrscheinlichkeit aus allem hervor, daß D. wegen seiner „Hoffart“ und seines „Uebermuthes“ sich viele Feinde gemacht hat. — Mit dem Könige und der Dopler'schen Familie, die zumeist sich in Nürnberg ansiedelte, verglich sich Rotenburg noch im Laufe des Jahres 1408. Auch wurde später eine Gedenktafel an den Bürgermeister in der während seiner Verwaltung gebauten Jakobskirche, in welche er auch den Dreikönigsaltar gestiftet hatte, in der Nähe seiner Grabstätte aufgehängt.

Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken für 1871.

Haenle.

Doppelmayr: Johann Gabriel D., Physiker und Mathematiker, geb. zu Nürnberg 1671, † ebenda 1. Dec. 1750, Sohn des Kaufmanns Johann Siegmund D. (29. October 1641 — 27. Februar 1686), welcher aus Liebhaberei sich gleichfalls schon mit Physik beschäftigt zu haben scheint und nach dem Bericht des Sohnes in Nürnberg die erste aufrechtstehende Luftpumpe mit Hebel in Gestalt einer Blumenvase anfertigte. Gabriel D. begann seine Studien unter der Leitung von Hauslehrern, setzte sie dann seit 1689 am Egidischen Gymnasium zu Nürnberg und in den in derselben Stadt gehaltenen öffentlichen Vorlesungen fort. 1696 bezog er die Universität Altdorf, um dort Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, nebenbei aber auch bei Johann Christoph Sturm Mathematik und Physik zu treiben. Unter dessen Vorsitze disputirte er 1699 „De visionis sensu nobilissimo ex camerae obscurae tenebris illustrato“. Noch ein ferneres Jahr suchte er in Halle der Jurisprudenz Geschmack abzugewinnen, widmete sich aber endlich vollständig der Mathematik und Physik und kehrte am 8. Sept. 1700 der Rechtsgelehrsamkeit und der Universität Halle zugleich den Rücken. In zweijähriger Reise berührte er die wichtigsten Orte von Deutschland, Holland, England, längeren Aufenthalt in Utrecht, Leyden, Oxford, London nehmend. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimath trat er am 30. Juli 1704 die Professur der Mathematik am Egidischen Gymnasium zu Nürnberg an mit einer Rede: „Quod Deus geometriam in mundo exerceat“ und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode, den er vielleicht in Folge eines physikalischen Experimentes erlitt. Indem er nämlich mit der elektrischen Verstärkungsflasche

(Kleist'sche oder Leydner Flasche) Versuche anstellte, zog er sich eine rechtsseitige Lähmung zu, welche mit seinem Tode endigte. Von Doppelmayr's zahlreichen Schriften hat seine „Historische Nachricht von den nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“ (Nürnberg 1730, Folio) bleibenden Werth. Die Sprache, ein Gemenge von Deutsch und Latein, ist zwar im höchsten Grade unerquicklich, auch die Uebermenge von Citaten erleichtert das Lesen des Werkes nicht; dafür ist es aber im höchsten Grade zuverlässig und geeignet, sowol auf anderweitige Quellenschriften für die Geschichte der Wissenschaften hinzuweisen als auch dieselben zu ersetzen.

Vgl. Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon, I. S. 287—290, V. S. 245. Cantor.

Doppler: Christian D. wurde am 29. Nov. 1803 zu Salzburg als Sohn eines Steinmetzmeisters geboren; seine hohe Begabung vermochte den Vater, der ihn anfangs für einen bürgerlichen Beruf bestimmt hatte, ihn den Studien zu widmen, welche er 1822—23 am polytechnischen Institute in Wien begann; im Gefühle jedoch, daß die dort gebotene Bildung für seine geistigen Bedürfnisse zu einseitig sei, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und absolvirte nach eifrigen Privatstudien das dortige Gymnasium (1829). Schon vor seinem Abgange als Repetent für Mathematik und Physik am marianischen Collegium zu Salzburg thätig, übernahm er nach Wien zurückgekehrt an der dortigen Universität die Stelle eines Assistenten für höhere Mathematik und bekleidete dieselbe bis 1833. Da sich ihm eine gesicherte Stellung nicht so bald zu bieten schien, beschloß er, jenseits des Oceans sein Glück zu versuchen; als er bereits der Heimath den Rücken gewendet, ereilte ihn in München (1835) die Nachricht seiner Ernennung zum Lehrer der Mathematik an der Realschule zu Prag, was ihn zur Rückkehr und Annahme der Stelle bewog. Hier, wo er 1836 seinen Hausstand gründete, wurde er bald (1837) Supplent und endlich (1841) Professor der Mathematik an der ständisch-technischen Lehranstalt. Im J. 1847 erfolgte seine Ernennung zum k. k. Bergrath und Professor der Mathematik, Physik und Mechanik an der Bergakademie zu Schemnitz; jedoch schon nach zwei Jahren kehrte er als Professor der praktischen Geometrie am polytechnischen Institut nach Wien zurück, woselbst ihm 1850 die Direction des physikalischen Instituts und die Professur der Experimentalphysik an der Universität übertragen wurde. Leider war seine Kraft schon gebrochen, als er dieses Ziel seiner Wünsche erreichte; die Anstrengungen seiner früheren Lehrthätigkeit hatten seine ohnehin schwache Gesundheit untergraben, und am 17. März 1853 (nicht 1854; der Schrötter'sche Nekrolog auf ihn ward in der Wiener Akademie am 30. Mai 1853 vorgetragen) erlag er in Venedig, wo er unter milderem Himmel Genesung gesucht hatte, seinem schon allzuweit vorgeschrittenen Brustleiden. Doppler's wissenschaftliche Arbeiten bewegen sich auf den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie; er war seit 1840 Mitglied der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und seit 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien; in den Schriften dieser gelehrten Körperschaften, in Heßler's encyklopädischer Zeitschrift, in Baumgartner's Zeitschrift und in Poggendorff's Annalen sind seine zahlreichen Abhandlungen niedergelegt. Die Ungunst der Verhältnisse, welche ihn zu spät in den Besitz des unerläßlichen physikalischen Apparats gelangen ließ, hatte ihm zwar versagt, sich durch experimentelle Arbeiten hervorzuthun; dafür zeichnete er sich aber aus durch einen großen Reichthum origineller und fruchtbarer Ideen. Unter diesen nimmt jener wichtige Satz der Wellenlehre, welcher heutzutage mit Recht den Namen des Doppler'schen Princips führt (zuerst bekannt gemacht in der Abhandlung: „Ueber das farbige Licht der Doppelsterne“, 1842), eine besonders hervorragende Stelle ein; durch die neueren Fort-

schritte der Spectralanalyse, welche es möglich machten, auf das Doppler'sche Princip eine Methode der Messung kosmischer Geschwindigkeiten zu gründen, gewann dasselbe in der That jene Tragweite, welche sein Urheber mit richtigem Scharfblick bereits in ihrem vollen Umfange erkannt hatte.

Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien für 1854 (Nekrolog von Schrötter). — Wurzbach, Biographisches Lexikon.

Lommel.

Dörer: Andreas D., geb. 24. März 1557 zu Herrnbreitungen, ein Sohn des Joh. D., des Hausvogts bei dem Grafen Poppo von Henneberg, besuchte 1568 die Schule zu Schleusingen und 1578 die Universität Leipzig, wurde hier 1581 Baccalaureus, 1583 Magister, 1585 Assessor der philosophischen Facultät und, nachdem ihn die Akademie zu Basel zum Doctor der Medicin ernannt hatte, 1598 Assessor der medicinischen Facultät, 1601 Professor der Botanik und noch in demselben Jahre Leibarzt des Kurfürsten Christian II. zu Dresden. Er starb den 26. April 1622. Von seinen edirten Schriften ist seine „Dissertatio de sphacelo" die bedeutendste gewesen.

Brückner.

Dörffel: Georg Samuel D., im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Plauen im Voigtland geboren, ein Sohn des dasigen Pfarrers Friedr. D., ward nach Vollendung seiner theologischen Studien erst Diaconus in seiner Vaterstadt, dann 1684 Pastor und Superintendent zu Weida, wo er den 6. August 1688 starb. Er schrieb: „De incertitudine salutis aeternae"; „Dissertatio de Cometa", 1680; „Tyrocinium accentuationis". Von diesen Schriften hat ihm die zweite einen unvergänglichen Namen gebracht, denn in derselben entwarf er zuerst ein richtiges Bild von den Kometenbahnen, wodurch er die bis dahin bestandenen wunderlichen Vorstellungen von diesen Bahnen verdrängte. Seine sorgfältige Beobachtung des im J. 1680 erschienenen Kometen brachte ihn zu der Gewißheit und zu dem Ausspruch, daß diese Weltkörper sich in sehr excentrischen, parabolischen Bahnen um die Sonne bewegen. Ein Jahr nach ihm sprach Newton dasselbe aus und stellte zugleich die Gesetze dieser Bewegungen auf. Durch Newton's Ruhm wurde D., wie Kästner in der Geschichte der Mathematik bemerkt, längere Zeit mit Unrecht vergessen. Die neuere Zeit hat Dörffel's Namen wieder zu Ehren gebracht, was um so gerechter ist, als er sich auch durch seine Beobachtungen über den Mond Verdienste um die Astronomie erworben hat.

Brückner.

Dorfmeister: Johann Georg D., Bildhauer, geb. 22. Sept. 1736 zu Wien, † (nach Nagler) 1787. Durch seinen Vater, einen Kunststicker, sowie durch befreundete Künstler wurde Dorfmeister's Sinn für die Kunst schon frühzeitig geweckt. Mit 18 Jahren nahm ihn sein Schwager, der Bildhauer J. G. Leithner, als Lehrling auf, und er besuchte während seiner Lehrzeit in den Abendstunden die k. k. Akademie, wo er sich hauptsächlich in der Bildhauer- und der Bossirkunst bildete; später arbeitete er drei Jahre beim Bildhauer Moll. Einer Berufung des Olmützer Bischofs Leopold v. Eck folgend, zog er hierauf nach Kremsier, um daselbst dessen Grabdenkmal zu fertigen; doch, da der plötzliche Tod des Kirchenfürsten die Ausführung verhinderte, kehrte er bald wieder nach Wien zurück. Im J. 1765 wurde er als Mitglied der Akademie aufgenommen, doch konnte er es nicht zum Professor bringen. Er war verheirathet und hinterließ sechs Kinder. Seine bis zum Jahre 1784 gefertigten Werke, die größtentheils in den Kirchen Wiens zerstreut sind, führt er in der Selbstbiographie (Meusel, Misc. art. Inhalts XXIV, 223) auf, welcher die obenstehenden Daten entnommen sind. In den Todtenprotokollen und der Wiener Zeitung des Jahres 1787 erscheint er unter den Verstorbenen nicht.

Käbdebo.

Dorfmeister: Johann Evangelist D., Landschaftsmaler, geb. im Jahr 1742 zu Wien, † 5. Juni 1765 daselbst. Er war ein Vetter des Bildhauers J. G. Dorfmeister und besuchte die k. k. Akademie zu Wien. Seine Bilder, die sich im Belvedere und anderen Sammlungen zu Wien befinden, geben Zeugniß seines ausgezeichneten Talentes; leider entriß ihn der Tod so frühzeitig seiner Thätigkeit.

Todtenprotokoll der Stadt Wien 1765 (Stück 93). Engert, Katalog der k. k. Gemäldegalerie. Kábdebo.

Dori: Joh. Adolf D., Nationalökonom, geb. zu Sorno bei Dobrilugk 176 (?), wirkte seit 1802 als Lehrer, seit 1803 als Professor an der kurfürstlichen Ritterakademie zu Dresden, gab 1807 freiwillig seine Stelle auf und starb in demselben Jahre zu Freudenstein. In seinen Schriften „Ueber das höchste Gut und dessen Verbindung mit dem Staate“ 1798 und „Materialien zur Aufstellung einer vernunftmäßigen Theorie der Staatswirthschaft“ 1799 zeigt er sich als Anhänger der Fichte'schen Philosophie, wenngleich nicht ohne Selbständigkeit in der Auffassung nationalökonomischer Probleme, die er mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt der Rechtsphilosophie betrachtete. Eine philosophische Staatswirthschaftslehre wollte er durch die Darlegung der ursprünglichen Rechte begründen und versuchte das am eingehendsten mit seiner Eigenthumstheorie, welche mit seiner Wirthschaftslehre aufs innigste zusammenhängt. In der Uebertreibung der Staatsidee ging er übrigens so weit, daß er jede individuelle Arbeit für ein Staatsamt erklärte und es eine schreiende Ungerechtigkeit nannte, wenn der Staat die Erhaltung und Erziehung der Kinder den Eltern aufbürden wollte. Um sein System zu popularisiren, schrieb er 1805 seine „Briefe über die philosophische Rechts- und Staatswirthschaftslehre“, an eine Dame gerichtet, in welcher er das Rechtsprincip aus dem praktischen Vernunftgesetze ableitet und auf die Harmonie aufmerksam macht, die zwischen dem Streben nach Glückseligkeit und jenem Gesetze stattfindet; so sucht er Frieden zwischen Puristen und Eudämonisten einzuleiten. Mit dem Streben, Recht und Moral von einander zu trennen, nimmt er ganz den herrschenden Standpunkt seiner Zeit ein; aber indem er das praktische Vernunftgesetz in das materielle Gebot der gegenseitigen negativen und positiven Beförderung der Glückseligkeit übergehen läßt, bereitet er sich einen Weg von der reinen Philosophie zur Wirthschaftslehre, welchen zu verfolgen auch für uns nicht interesselos ist, wenngleich D. damit keinen Erfolg erzielte. Inama.

Döring: David D., kursächsischer geheimer, auch Kammer- und Bergrath, als Günstling Kurfürst Johann Georgs I. und Schwiegersohn Hoë v. Hoënegg's ein mächtiger, ebenso gefürchteter wie gehaßter Mann, den sogar die Kurfürstin, seine Hauptgegnerin, des geheimen Einverständnisses mit dem Kaiserhofe bezichtigte. Selbst die von dem größten Theil der Ritterschaft und der Städte beim Landtag von 1628 gegen ihn als den Haupturheber der eingerissenen Gebrechen, namentlich der Finanznoth, erhobene Anklage vermochte nicht seine Stellung zu erschüttern. Er gehörte nebst seinem Schwiegersohn, Joh. Georg v. Opel, zu den Unterhändlern des Prager Friedens, wurde 1635 vom Kaiser geadelt und starb 1638. — Sein Sohn, Daniel v. D., gestorben 1665, versuchte sich als Dichter („Geistliches Harffenwerk“). Flathe.

Döring: Georg Christian Wilh. Asmus D., Schriftsteller, geb. zu Cassel am 11. Dec. 1789, Sohn des dortigen Gallerieinspectors, bezog nach einer sehr gediegenen Erziehung im elterlichen Hause die Universität Göttingen, wo ihn hauptsächlich der Aesthetiker Bouterwek fesselte, und suchte bei seiner Vorliebe für Theater und Musik die dort gewonnenen theoretischen Grundsätze praktisch als Hoftheaterdichter an der Casseler Bühne zu verwenden. In dieser Stellung schrieb er auch (1814) seine „Weissagung der Pythia“ und „Halle des Ruhmes“. Nach

Frankfurt (zunächst als Oboist des Orchesters) 1815 übergesiedelt gründete er hier die Zeitschrift „Iris", betheiligte sich als Correspondent bei den bedeutendsten Blättern, unternahm große Reisen und begleitete endlich 1820 als Mentor den jungen Prinzen Alexander v. Wittgenstein nach Bonn. Dieses Verhältniß löste sich jedoch bald wieder, und von nun an bis zu seinem den 10. Octbr. 1833 in Frankfurt erfolgten Tode widmete sich D. ausschließlich der Schriftstellerei. D. hat, indem er seine angeborne Reiselust häufig befriedigte, viel gesehen und auch vielerlei geschrieben, mit viel Talent und großer Leichtigkeit, aber doch nur für die kurze Spanne seiner eigenen Zeit; seinen Schriften fehlt der eigentlich dichterische, aus den Tiefen der Seele strömende, unmittelbare Hauch einer bevorzugten Natur; die Nachwelt geht schon jetzt an seinen Werken vorüber. Am ehesten werden noch die von ihm herausgegebenen „Erholungsstunden" (seit 1831) gelesen. Er schrieb Dramatisches (so „Cervantes", „Posa", „Der treue Eckart", „Zenobia", auch ein Lustspiel „Gellert" u. a.), Lyrisches: „Frühlingsklänge", 2 Bde. 1822, Romane: „Sonnenberg" (welchen Stoff Ch. Birch-Pfeiffer zu ihrem „Pfefferrösel" dramatisch verarbeitete), „Roland von Bremen" ꝛc., Novellen: „Drei Nächte", 2 Bde. 1829, ferner „Phantasiegemälde", endlich das Libretto zu verschiedenen Opern („Berggeist" von Spohr, „Fortunat" von Schnyder von Wartensee, „Ahnenschatz" von Reißiger, „Pirat" von Hauptmann).

Vgl. Erholungsstunden VI. 7, S. 321 (Frankfurt bei Sauerländer); Justi, Nekrolog hessischer Gelehrter, und F. A. Schmidt, Neuer Nekrol. der Deutschen Jahrg. 1833; Goedeke, Grundriß Buch VIII. §. 331 Nr. 73.

J. Mähly.

Döring: Heinrich D. wurde 8. Mai 1789 zu Danzig geboren. Er war erst Kaufmann, besuchte darauf die Universität Jena um Philosophie und Theologie zu studiren, widmete sich dann aber ausschließlich der Litteratur, ließ sich endlich dort gänzlich nieder, starb auch daselbst am 14. December 1862. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; wenn auch sein poetisches Talent nur geringen Erfolg errang, so erlangte er doch durch seine Biographien, namentlich die der deutschen Classiker und anderer Schriftsteller, einigen Ruf, indem seine Arbeiten die ersten dieser Art waren und eine Menge brauchbaren Stoff darbieten, jedoch arbeitete er später weniger gewissenhaft. Auch lieferte er viele Uebersetzungen aus fremden Sprachen und zu verschiedenen Zeitschriften kleinere und größere Beiträge. Von seinen vielen Werken seien hier nur einige wenige angeführt: „G. A. Bürger's Leben", 1826. 2. Auflage 1847. „Chr. F. Gellert's Leben", 1833. 2 Bde. „Goethe's Leben", 1828. 2. Auflage 1833. „Klopstock's Leben", 1825. „Schiller's Leben", 1824. „Schiller's Sturm- und Drangperiode", 1852. „Die thüringer Chronik", Erfurt 1840—41 ꝛc.

Vergl. Goedeke, Grundriß III. S. 618 u. 619. Kelchner.

Döring: Karl August D., fruchtbarer geistlicher Liederdichter, Erbauungsschriftsteller und Vorläufer der „innern Mission". Er war geboren am 22. Januar 1783 zu Mark Alvensleben bei Magdeburg als Sohn eines Oberförsters, absolvirte mit 19 Jahren das Pädagogium des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg unter dem Rectorat Delbrück's, des nachmaligen Erziehers Friedrich Wilhelms IV., studirte von 1802—6 in Halle Theologie und Philologie und war darauf 1½ Jahre lang Hauslehrer zu Waldenburg in Schlesien. Nachdem er hierauf ein halbes Jahr lang versucht hatte, in Berlin lediglich als Schriftsteller und Dichter zu leben, war er von 1808—10 an dem Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg als Lehrer thätig. Hier kam er mit Mitgliedern der Brüdergemeinde in Berührung, durch deren Einfluß er eine innig fromme im besseren Sinne pietistische Richtung gewann. Nach der Aufhebung von Kloster Bergen durch Napoleon 1810 lebte er dort mehrere Jahre unbeschäftigt auf

Wartegeld. Anfang 1813 nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Baron v. Kerstenbruck zu Helmsdorff bei Eisleben an, wo er gleichgestimmte Seelen fand an einer Verwandten des Hauses, einer Freifrau v. Oeynhausen aus Westfalen, einer Genossin des Kreises der Fürstin Gallizin in Münster, und an zwei Brüdern Uhle, Theologen, von denen der eine 1816 als Candidat starb, der andre Pastor in Seeburg bei Eisleben war. In diesem Kreise wurde unter den Anregungen des beginnenden Freiheitskrieges der Plan eines Vereins zur Herausgabe und Verbreitung christlicher Schriften gefaßt und verwirklicht, der unter vielfacher Unterstützung auch durch freiwillige Geldschenkungen rasch wuchs und sich zu dem viele Jahrzehnte bedeutend wirksamen „Christlichen Verein im nördlichen Deutschland" zur Verbreitung religiöser Volksschriften entwickelte. Nach der Schlacht bei Leipzig eilte er nach Halle, wo er mehrere Monate hindurch in den Lazarethen eine rastlose Thätigkeit als Seelsorger und Verbreiter kleiner von ihm selbst verfaßter religiöser Flugschriften, die er für die französischen Verwundeten und Gefangenen auch ins Französische übersetzte, entfaltete. Von Herbst 1814 bis Ostern 1815 war er Nachmittagsprediger bei der Petrigemeinde in Magdeburg, dann reichlich ein Jahr lang Archidiaconus zu St. Andreas in Eisleben. Im Juni 1816 wurde er Pastor der evang.-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, 17. Januar 1844, verblieb. Hier entwickelte er eine vielseitige Wirksamkeit in specieller Seelsorge, Verbreitung von Tractaten und kleinen religiösen Flugblättchen, Einwirkung auf den Handwerkerstand in Jünglingsvereinen und Jünglingsversammlungen, Betheiligung an Bibel-, Tractat- und Missionsgesellschaften, und war ein eifriger Förderer der Anstalten des Grafen von der Recke-Volmerstein zu Düsselthal und des Pfarrers Fliedner zu Kaiserswerth. Zwei kleine Tractate von ihm, ein „Confirmandenbüchlein" und ein „Allerlei für allerlei Leser", die er schon in Eisleben verfaßt hatte, sind in einer großen Zahl von Auflagen und in vielen Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet worden. Aus der großen Zahl seiner geistlichen Lieder mögen, als besonders in den kirchlichen Gebrauch übergegangen, erwähnt werden das Weihnachtslied „Nacht umhüllte rings die Erde" und das Lied „Du bist mir nah mit deiner Gnade". — Aus seiner im J. 1830 geschlossenen Ehe gingen fünf Kinder hervor. Hauptsächliche Schriften: „Christliches Hausgesangbuch", zuerst 1821, dann in zweiter ganz umgearbeiteter Auflage, Elberfeld 1825. „Christliches Hausgesangbuch". Zweiter Theil. 1830. — „Christlicher Hausgarten". 1831. — „Sammlung christlicher Predigten insbesondere über das innere Leben der Gläubigen". 1832. — (Anonym) „Huldigungsreise eines Rheinländers in den Octobertagen des Jahres 1840. Wahrheit und Dichtung". 1841. — Außerdem gab er drei Bändchen eines „christlichen Taschenbuches" mit Beiträgen von Verschiedenen für die Jahre 1830, 1831 und 32, 1833 und 34 (die beiden letzten Bändchen für je zwei Jahre) heraus und war ferner anonym betheiligt an folgender Schrift: Wanderungen eines sächsischen Edelmanns zur Entdeckung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den Wanderungen eines irländischen Edelmanns zur Entdeckung einer Religion von Thomas Moore. In Gemeinschaft mit einem Freunde. Herausgegeben von G. F. H. Rheinwald, Prof. der Theol. in Bonn, 2 Bände. 1835 und 36. A. Döring.

Döring: Mathias (nicht Matthäus) D. (Doring, Dering, Thoring, Dornick), Minorit, gebürtig aus Kyritz in der Mark Brandenburg, seit 1424 Lehrer der Theologie zu Erfurt, dann Provinzial seines Ordens in Sachsen. Als solcher bemühte er sich viel um die Reform seiner Klöster. Landgraf Friedrich übertrug ihm 1431 die Reformation des Barfüßerklosters in Eisenach. Als Abgesandter der Universität war er auf dem Concil in Basel und wurde dort 1443 zum Ordensgeneral ernannt. Doch legte er die Stelle wieder nieder und starb

im Kloster zu Kyritz glaublich 1465. Die Kenntniß von dem Leben des Mannes und seiner Thätigkeit liegt, wenigstens nach den uns bekannten Nachrichten, sehr im Argen. Er wird als gut unterrichtet in Philosophie und Theologie gerühmt und soll ein tüchtiger Prediger gewesen sein. Unter seinen Schriften ist außer einem großen Commentar zum Isajas bekannt seine Vertheidigung des Nikolaus von Lyra wider die Anfechtungen, oder besser gesagt, Verbesserungen des Paul von Burgos. Er hat sich darin wol von der Vorliebe für seinen vermeintlich mit Unrecht verletzten Ordensbruder zu weit fortreißen lassen (Freiburger Kirch. Lex. VI. 690). Auch soll er einen Commentar zu den Büchern der Sentenzen geschrieben haben. Zu der Chronik des Dietrich von Engelhausen schrieb er eine geschätzte Fortsetzung von 1420—1464, die ein Unbekannter nach ihm bis 1493 weitergeführt hat. Für die Geschichte von Meißen, Thüringen und Brandenburg ist dieselbe, wie Menken (Script. rerum Germanic. T. III. praef. §. 1) bemerkt, von Bedeutung. Oudin legt ihm irriger Weise die Chronik des Hartmann Schedel bei, welche nach seiner Meinung der letztere neu überarbeitet haben soll. Die genannte Fortsetzung hat Menken (l. c. III. 1—54) herausgegeben.

Jo. Mader, Scriptorum qui in Lipsiensi, Wittenberg., Francofurt. Academia floruerunt centuria. Helmstedt 1660. Fabricius, Biblioth. lat med. aevi ed. Mansi, Patavii 1754. II, 43 sq. Oudin, Comment. de script. II, 2451—2454. A. Weiß.

Döring: Michael D., Arzt, in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. in Breslau geb., lebte, nachdem er einige Zeit als Professor der Medicin in Gießen thätig gewesen war, als Arzt in seiner Vaterstadt, wo er 1644 starb. — D. war ein Schüler und Freund von Fabriz von Hilden, in dessen Observationes chirurg. mehrere Beobachtungen von D., unter diesen auch die interessante Mittheilung über die erste, 1610 vom Chirurgen Trautmann in Wittenberg verrichtete Operation des Kaiserschnitts (von D. in einer besonderen Schrift Wittbg. 1612. 4. bekannt gemacht), veröffentlicht sind. — D. zählt zu den spagirischen Aerzten (vergl. Paracelsus); in seiner diese Schule behandelnden Schrift „De medicina et medicis adversus iatromastigas et pseudomedicos libri II" 1611 gibt er eine Kritik des Paracelsus'schen Systems, dessen Irrthümer und Mängel er anerkennt, dessen pharmakologische Seite er aber mit dem Hippokratismus zu vermitteln bestrebt ist. Uebrigens verdient D. als derjenige genannt zu werden, der zuerst eine gründliche Schilderung vom Scharlachfieber gegeben hat, das bisher mit andern fieberhaften Hauterkrankungen, besonders mit Masern confundirt worden war; seine Mittheilung hierüber findet sich in dem zwischen ihm und seinem Schwiegervater Sennert, Prof. in Wittenberg, gepflogenen Briefwechsel (in Sennerti Opp. 1776 Fol. Tom. VI. p. 641 ss. und Epistolae 18 ss.) und bezieht sich auf eine von D. im J. 1627 in Breslau beobachtete Scharlach-Epidemie. — Das Verzeichniß der übrigen Schriften Döring's findet sich in Dictionnaire historique de la Médecine. III. p. 110. A. Hirsch.

Döring s. **Doering**.

Dorlandus: Petrus D., geb. zu Diest in Brabant 1454, gehörte zu denjenigen, welche durch Leben und Schriften den guten Ruf des Klosterordens Bruno's aufrechthielten. Frühzeitig zog er sich in den Karthäuser-Convent zu Zeelhem, in der Nähe seines Geburtsorts, zurück, und zeichnete sich bald durch strenge Ascese, heiligen Wandel und große Gelehrsamkeit aus. Daher trugen die Klosterbrüder ihm das Priorat auf, das er bis zu seinem Tod (1507) löblich führte. Ist sein stilles Klosterleben zwar nicht durch große Ereignisse bezeichnet, so verbürgen ihm doch seine Schriften das Lob eines Gelehrten, welcher die Fehler der Geistlichen ernst strafte und seine Brüder zu Gottesfurcht, Liebe und Reinheit ermahnte. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „De enormi monachorum proprietatis vitio";

„De nativitate, conversatione et vita B. Catharinae"; „Explicatio mystica habitus Carthusiensis"; „Dialogus de opere amoris et passione Christi"; „Viola animae"; „Chronicon Carthusiense"; „Vita ac res gestae B. Annae". Handschriftlich fanden sich von ihm vor der Reformationszeit noch: „Speculum vitae humanae"; „De vera amicitia"; „De perseverantia novitiorum"; „De tribus Carthusianorum votis"; „Sermones" und „Hymni in laudem Mariae". Seine Arbeiten sind aber gar wenig kritisch, besonders die historischen wie das Chronicon. In theologischer Hinsicht vertrat er den Standpunkt der speculativen Mystik und war dem Geiste des Dionysius Carthusiensis nahe verwandt.

Paquot, Mémoires; Valerius Andreas, Bibl. Belg. van Slee.

Dorn: Gerhard D., Arzt, lebte, wie aus den Vorreden zu seinen Schriften hervorgeht, gegen Ende des 16. Jahrh. als Arzt in Frankfurt a. M., später in Straßburg und Basel; nähere Daten über seine Lebensverhältnisse fehlen. Er war einer der eifrigsten und einflußreichsten Paracelsisten (vergl. Paracelsus), hatte mehrere Schriften des Paracelsus mit Commentaren versehen, ins Lateinische übersetzt, auch ein „Dictionarium obscuriorum Theophrasti vocabulorum" Frankf. 1583 veröffentlicht, und war in mehreren, nicht ohne Geschick abgefaßten Streitschriften theils gegen einen der heftigsten Gegner seines Meisters, gegen Riolan, theils zu seiner eigenen Vertheidigung gegen Leo Suavius aufgetreten. — D. war nicht ohne medicinische Bildung, aber in theosophischen Träumereien tief befangen. A. Hirsch.

Dorn: Johann Friedrich D., preußischer Fabriken-Commissions-Rath in Berlin, Chemiker und Techniker bei der Generalverwaltung der Steuern im preußischen Finanzministerium; geb. zu Neuruppin in der Provinz Brandenburg 26. März 1782, † in dem Dorfe Rudow unweit Berlin. Er erfand einen eigenthümlichen Spiritus-Destillirapparat und eine Art flacher Dächer (das Dorn'sche Lehmdach), deren Bekleidung hauptsächlich aus Lehm, Gerberlohe und Steinkohlentheer gebildet wird. Schriften: „Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei", 1811 (1820, 1833); „Abbildung und Beschreibung zweier neuen Branntwein-Brenngeräthe", 1819; „Anleitung zur Ausführung der neuen flachen Dachdeckung", 1835 (3. Aufl. 1838). Karmarsch.

Dornau: Caspar D., Philolog und Mediciner, geb. 11. October 1577 zu Ziegenrück im Voigtlande, studirte in Jena Philosophie und Medicin, zog mit Gregorius Jordanus, einem gelehrten Venetianer, als dessen Dolmetscher an deutschen Höfen umher und gelangte zuletzt nach Prag, wo er unter dem kaiserlichen Hofarzte Muscaglia ärztliche Praxis übte und Söhne von böhmischen Großen unterrichtete. Als Erzieher des Freiherrn Jaroslaus von Smirsitz begleitete er denselben 1602 nach der Schule zu Görlitz, von da 1603 nach Basel, wo er selbst 1604 die medicinische Doctorwürde erhielt und in die medicinische Facultät aufgenommen wurde. Später lebte er mit seinem Zöglinge in Heidelberg, durchreiste 1606 und 7 Frankreich, England, die Niederlande und kehrte dann nach Böhmen zurück. Im J. 1608 schon hoch berühmt, erhielt er das Rectorat des Gymnasiums zu Görlitz, in welchem er trotz der ehrenvollsten Berufungen an Anstalten des In- und Auslandes seiner Gattin (einer geb. v. Miltiz) zu Liebe blieb, bis er 1616 die Professur der Sitten an dem neu gestifteten akademischen Gymnasium des Freiherrn v. Schönaich zu Beuthen a. O. annahm, dessen Rectorat er in den J. 1617 und 18 führte. Er war die größte Zierde der Anstalt durch seine Gelehrsamkeit sowol als durch seine Beredsamkeit und seine bei Gelehrten jener Zeit ungewöhnlich feinen Sitten. Als daher der Krieg die Entwicklung der blühenden Anstalt plötzlich hemmte, trat D. im J. 1620 in den

Dienst der schlesischen Fürsten und Stände, die den gewandten Redner und erfahrenen Weltmann als Orator bei zwei diplomatischen Sendungen, zuerst im Sommer an die Ungarn und Bethlen Gabor auf dem ungarischen Landtag zu Neusohl, dann aber in den letzten Monaten des Jahres an den polnischen Reichstag zu Warschau verwendeten, wo er mit großem Geschick seine Aufgabe löste. (Die von ihm verfaßte Relation dieser Gesandtschaftsreise befindet sich im Jahrgange 1620 der Acta publica der schlesischen Stände, herausgegeben von H. Palm Breslau 1872.) Im folgenden Jahre wurde er fürstlicher Rath und Leibarzt beim Herzog Joh. Christian von Brieg und blieb bei diesem bis an seinen Tod 28. Sept. 1632. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in dieser Zeit ist außer seinem heilsamen Einflusse auf die Verhältnisse des Brieger Gymnasiums nichts bekannt; desto fleißiger war D. vorher. Die Reihe seiner Schriften beginnt mit seiner Doctordissertation „De luxatione brachii" 1604 Basel. Von der Menge seiner einzelnen Schulschriften, Reden und Panegyriken hat Anton Schmidt zu Görlitz 1677 eine Sammlung in 2. Bänden veranstaltet u. d. T. Casparis Dornavi orationum aliorumque scriptorum tomi II, die bei weitem nicht alle enthält. Außerdem ist zu bemerken sein „Amphitheatrum sapientiae Socraticae iocoseriae Han." 1619 und 1670 fol., eine Sammlung von allerlei kleinen Abhandlungen. Zahlreiche Briefe und ungedruckte Abhandlungen bewahren die Bibliothek der Ritterakademie zu Liegnitz und das fürstliche Archiv zu Carolath. Seine Leichenpredigt von Neomenius, 1632 zu Brieg gedruckt, enthält Nachrichten aus seinem Leben. Ausführlichere bietet die Geschichte des Schönaichischen Gymnasiums zu Beuthen a. O. von Klopsch, Glogau 1818. H. Palm.

Dörnberg: Hans von D., hessischer Hofmeister (Minister), geb. 23. Juli 1427, † 1506 in Friedberg. Er war anfangs Amtmann der Wittwe des letzten Grafen von Ziegenhain, Elisabeth geb. Gräfin v. Waldeck, und trat nach dem Tode derselben 1450 (nach Mai 10) in die Dienste des Landgrafen Ludwig I. von Hessen. Als dieser 1458 starb und Niederhessen (Kassel) an Ludwig II., Oberhessen (Marburg) an Heinrich III. fiel, machte ihn der schwache und den Regierungsgeschäften abholde Heinrich III. zu seinem Hofmeister (Minister). Allgewaltig beherrschte er jetzt Oberhessen; nach dem Tode Ludwigs II. von Niederhessen 1471 (Nov. 8) hatte er ganz Hessen in seiner Gewalt, da sein Herr, Heinrich III., die Vormundschaft über die unmündigen Söhne seines verstorbenen Bruders, die Landgrafen Wilhelm I. und II., erhielt. Als mit Heinrichs III. Tod (1483) diese beiden Landgrafen von Niederhessen mündig wurden verlor er zwar seinen Einfluß in Niederhessen, herrschte jedoch in Oberhessen sowol als Mitvormund des Landgrafen Wilhelm III. als auch nach dessen Mündigkeit (1489) bis zu dessen Tode (1500 Febr. 17) unumschränkt weiter. Als jetzt die hessischen Lande unter Wilhelm II. wieder vereinigt waren, trat er in das Privatleben zurück. 1505 strengte dieser Fürst einen Proceß gegen ihn an, in welchem er ihn des Landesverraths, der Bestechlichkeit, des Mordes u. a. schwerer Verbrechen anklagte. Die Acten dieses Processes sind sowol für die Periode, in welcher H. v. D. Hessen regierte, als auch namentlich für seine Lebensgeschichte von größter Wichtigkeit. Leider ist uns der 1506 von der Mainzer Juristenfacultät gefällte Spruch nicht erhalten. — Schon die gleichzeitigen Geschichtschreiber gehen in der Beurtheilung des H. v. D. weit auseinander. Es läßt sich nicht leugnen, daß er nicht tadellos dasteht; immerhin war er namentlich als Politiker nicht unbedeutend, wie dies die Erfolge, mit denen er seine politischen Verhandlungen in einer für Hessen bewegten Zeit erledigte, darthun. — Für sich wußte er allerdings dabei auch zu sorgen und legte den Grund zum Reichthume seines Geschlechtes.

Quellen: das Marburger Staatsarchiv u. Sammtarchiv; die hessischen Chronisten bei Senckenberg, Sel. iur. aulici III. 40. 460—489; bei Ayrmann

Sylloge I.; Schmincke, Mon hass. I.—II.; Rommel, Gesch. v. Hessen Bd. III.; Landau in Ersch und Gruber Sect. I. Bd. XXVII.; Justi, Denkwürdigkeiten Bd. I. 61—69. II. 79—100. Könnecke.

Dörnberg: Johann Caspar Freiherr v. D., geb. 25. Nov. 1616 zu Hausen bei Hersfeld, † 30. Oct. 1680 als hessen-kasselischer geheimer Regierungsrath und Kammerpräsident, Sohn des Ludwig v. D. auf Herzberg und der Anna v. Berlepsch; bedeutender Diplomat. Er war unter der Landgräfin Amalie Elisabeth und dem Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen mit den wichtigsten politischen Missionen namentlich in Paris betraut; ferner vertrat er Hessens Interessen bei den Westfälischen Friedensverhandlungen. Thätigen Antheil hatte er an der Stiftung der Frankfurter Allianz, sowie an der Kaiserwahl Leopolds I., welcher ihn auch 1663 (16. April) in den Reichsfreiherrnstand erhob. 1654 Jan. 1. wurde er hessischer geheimer Regierungsrath, 1669 auch noch hessischer Kammerpräsident. Er war vermählt (7. Mai 1657) mit Katharina Susanna Freiin v. Erlach.

Quellen: das Marburger Staatsarchiv; Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. IX. X. Könnecke.

Dörnberg: Wilhelm Caspar Ferdinand Freiherr v. D., geb. 14. April 1768 zu Hausen bei Hersfeld, † in Münster 19. März 1850, Sohn des Freiherrn Karl Sigismund v. D. und der Freifrau Henriette v. Mannsbach, der unermüdliche Kämpfer zur Befreiung Deutschlands von französischer Herrschaft. Im Januar 1783 trat er in das erste Bataillon Garde zu Kassel ein, wurde am 22. Januar 1785 Premier-Lieutenant, machte den Feldzug 1792 in der Champagne mit, erhielt am 6. Dec. 1792 sein Patent als Stabscapitän, kämpfte 1794 in den Niederlanden, wo er sich namentlich bei der Belagerung von Ypern hervorthat. Bei Reducirung der hessischen Armee nach dem Baseler Frieden zurückgesetzt, forderte er seinen Abschied und wurde am 22. Januar 1796 entlassen, trat in demselben Jahre in preußische Dienste und machte als Hauptmann im Füsilierbataillon v. Bibra in der Avantgarde Blücher's die Schlacht bei Jena mit. Nach der Capitulation Lübecks gerieth auch er mit Blücher's Corps in Kriegsgefangenschaft. Kurz nach seiner Freilassung ging er mit dem Fürsten Wittgenstein nach England, um dort im Interesse eines in Hessen zu organisirenden Aufstandes gegen das französische Gouvernement zu wirken: der Tilsiter Frieden machte seinen Unterhandlungen ein Ende. Nach Hessen zurückgekehrt mußte er westfälische Militärdienste nehmen und erhielt von Jérôme das Regiment der Chasseurs Carabiniers (18. Mai 1808). Da die westfälische Regierung in seine Loyalität keinen Zweifel setzte, so konnte er, in steter Fühlung mit Scharnhorst, Gneisenau, Schill, Katt, ungestört ausgedehnte Vorbereitungen zu einer Insurrection treffen, welche bei einem zwischen Frankreich und Oesterreich wieder ausbrechenden Kriege den Mittelpunkt einer gleichzeitigen Erhebung des nördlichen Deutschlands bilden sollte. Die Ereignisse zwangen ihn jedoch schon am 22. April 1809 den Aufstand ausbrechen zu lassen, ohne daß alles gehörig vorher organisirt war. Die gegen Kassel anrückenden, mehrere tausend Mann starken Bauernhaufen, die, schlecht bewaffnet, nur durch wenige reguläre Truppen unterstützt waren, wurden mit leichter Mühe bei der Knallhütte vor Kassel geschlagen und der Aufstand in Hessen in wenigen Tagen leicht unterdrückt. v. D. floh zum Herzog Wilhelm von Braunschweig, machte mit ihm den Zug durch Deutschland und ging mit ihm dann nach England, wo er General wurde. 1812 kämpfte er als solcher in der russischen Armee. In den Freiheitskriegen war seine Hauptthat die Vernichtung der Morand'schen Division bei Lüneburg; auch bei Quatrebas und Waterloo zeichnete er sich aus. Nach dem Frieden trat

er in hannöversche Dienste und wurde Generallieutenant und außerordentlicher Gesandter in Petersburg.

Quellen: v. Dörnberg's eigene Schrift „Dörnberg und der Aufstand in Hessen" in Bülau Geh. Gesch. V. B. 409—420. K. Lynker, Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement S. 69—181. — Acten des Marburger Staatsarchivs. Könnecke.

Dorner: Johann Jakob D., der ältere, Maler und Radirer, geb. zu Ehrenstetten bei Freiburg im Breisgau 1741, † 22. Mai 1813. Den Unterricht in der Kunst empfing er zuerst in Freiburg bei Franz Joseph Rösch, seit 1759 in Augsburg bei Ignaz Bauer, bei dem er hauptsächlich die damals in Süddeutschland beliebte Frescomalerei betrieb; bereiste darauf mit seinem Bruder, dem Bildhauer Joseph D., Oberitalien und schmückte noch in demselben Jahre 1759 die Kirche der Kreuzherren zu Westerheim in Würtemberg mit Fresken. Später nach München gegangen, ward er hier 1762 zum Hofmaler, 1765 provisorisch und nach einer Reise über Düsseldorf nach den Niederlanden (1766—68 oder 69) definitiv zum Gallerieinspector ernannt unter der Bedingung, jährlich vier Cabinetsstücke im Geschmack Dou's und anderer niederländischer Meister zu liefern. Von dieser Bedingung entband ihn erst Kurfürst Karl Theodor bei seiner Thronbesteigung 1777, indem er ihn zum wirklichen Hofkammerrath und nachgehends nach Einrichtung der Gallerie im Hofgarten unter Weizenfeld's Directorium zum Vicedirector ernannte. So war ihm beschieden, an der Einrichtung dieser Gallerie mitzuwirken, während er zugleich als Lehrer die fruchtbarste Thätigkeit übte. Besonders eifrig wurden die Copirstudien betrieben und D., indem er mit Einsicht auf den Werth der älteren Meister hinwies, wußte hierbei neben Form und Farbe vor allem auch das Geistige zu erfassen. Aus den Arbeiten seiner Schüler brachte er 1788 auch die erste öffentliche Kunstausstellung in München zu Stande; die Ausstellung zählte 65 Zeichnungen und 79 Oelgemälde. D. selbst stellte sein erstes für die Pfarrkirche Waldkirchen (Oberpfalz) gemaltes Altarbild aus, den Abschied der Apostel Petrus und Paulus. — Seit der Thronbesteigung Max Josephs 1799 tritt Dorner's Name und amtliches Wirken neben Mannlich und Dillis mehr und mehr in den Hintergrund. Doch erlebte er noch die Freude, das Talent seines Sohnes, des nachmaligen Galleriedirectors Johann Jakob Dorner's des jüngeren, als Landschaftsmaler anerkannt zu sehen. Seine Oelbilder (Porträts, weltliche und kirchliche Historien, Landschaften und Genrebilder, namentlich solche im niederländischen Stil) befinden sich in den Gallerien von Augsburg, München, Schleißheim, in den Kirchen von Waldkirchen, Altötting und anderwärts; viele in Privatbesitz. Hervorragend darunter sind die 7 in Schleißheim befindlichen Genrebilder (Nr. 238—244). — Von seinen Radirungen verzeichnet Maillinger's Bilder-Chronik 12 (Nr. 1230—1241).

Kunstzeit. v. J. 1772, S. 89; Die pfalzbair. Muse, Jahrgang 1786, St. 7—8; Westenrieder, Sämmtliche Werke I. S. 130. 138. 144. 149; Lipowski, Bair. Künstlerlex. I. S. 51 ff. Marggraff.

Dorner: Joh. Konrad D., Historien-, Bildniß- und Genremaler (Enkelneffe des vorigen), geb. 1810 zu Egg bei Bregenz, † zu Rom 1866; machte seine Studien an der Akademie in München unter Cornelius und folgte der von diesem vorgezeichneten Richtung. In den Jahren 1831—1835 brachte derselbe im Kunstverein zu München kirchliche Darstellungen und Genrebilder zur Ausstellung. Im Spätjahr 1835 begab sich D. mit dem Baron v. Osten-Sacken nach Rußland und erhielt auf dessen Empfehlung in St. Petersburg viele Aufträge. — Er bekam Bildnisse zu malen, desgleichen Altargemälde für Kirchen.

Auch wurde er damals zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste ernannt. Später kehrte er nach München zurück. Seit der Mitte der fünfziger Jahre lebte der Künstler in Rom, und auch hier machte er sich durch historische Compositionen wie durch Genrestücke bekannt. In diese Zeit fallen wahrscheinlich die beiden in der neuen Pinakothek zu München befindlichen Heiligenbilder, von denen namentlich Maria mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, der es knieend anbetet, Raphaelisches Studium und schönes Empfinden verräth. In der früheren Zeit war ihm ein etwas herber historischer Stil in conventionellen Formen eigen, später hielt er sich strenger an die Natur, wozu ihn schon seine Genrestudien veranlassen mochten. Marggraff.

Dorniberg: Thomas D., geb. in Memmingen, Doctor des canonischen Rechtes und der freien Künste, Advocat zu Speier, wird als einer der Richter genannt, die beim Proceß gegen Johann v. Wesel 1479 in Mainz thätig waren. Er schrieb eine 1472 zu Rom gedruckte Blüthenlese aus den Werken des hl. Hieronymus (areola) und fertigte das Inhaltsverzeichniß zu dem berühmten Compendium theologicae veritatis des Hugo von Straßburg (Echard, Script. Praedicat. I, 470 sq.). Deshalb wurde ihm, sowie dem letzten Herausgeber, dem Minoriten Combis, manchmal die Ehre zu Theil, als Verfasser dieses Kleinodes der mittelalterlichen Theologie angesehen zu werden, nachdem es so ziemlich allen großen Lehrern der mittlern Zeit, Albert, Thomas, Bonaventura, Aegid v. Colonna, Hugo a S. Charo, Petrus und Tarantasio, war zugeschrieben worden.

Fabricius, Bibl. lat. med. aevi ed. Mansi, Patavii 1754 II. 61 sq. Oudin, Comment. de script. III. 2555. A. Weiß.

Dorothea, Kurfürstin von Brandenburg, die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, geb. 28. Sept. 1636, † 6. Aug. 1689, war die Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Glücksburg; 17 Jahre alt war sie mit dem Herzog Christian Ludwig von Lüneburg vermählt worden; die Ehe war, wie behauptet wurde, nicht glücklich und blieb kinderlos. Nachdem dieselbe 1665 durch den Tod des Herzogs gelöst worden war, vermählte D. sich im Juni 1668 mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der ein Jahr vorher seine erste Gemahlin, die oranische Louise Henriette, verloren hatte, und erst durch diese zweite Verbindung hat sie eine gewisse allgemeinere Wichtigkeit erlangt. Eine Frau, soviel man sieht, von etwas nüchtern praktischer Art und ohne hervorragende Gaben des Geistes und Herzens, konnte sie dem Kurfürsten die begabte gemüthvolle Gefährtin seiner jüngeren Jahre nicht eigentlich ersetzen; doch gewann sie seine Dankbarkeit als treue, hingebende Genossin, die ihn auf seinen Reisen und Feldzügen unermüdlich begleitete und dem später oft von körperlichen Leiden heimgesuchten eine sorgsame Pflegerin war. So war die Ehe eine ziemlich glückliche; auch daß D. alsbald nach ihrer neuen Vermählung ihrem bisherigen lutherischen Bekenntniß entsagte und zur reformirten Lehre übertrat, brachte sie dem Kurfürsten näher; der Glaube war verbreitet, daß D., wie in vielen anderen Dingen, so auch selbst in politischen Angelegenheiten nicht ohne Einfluß sei, und bei den viel verschlungenen Händeln der 70er und 80er Jahre bemühten sich die auswärtigen Mächte, die den brandenburgischen Hof für sich zu gewinnen wünschten, oft we eifernd, auch die Gunst der Kurfürstin durch große Geldgeschenke, die sie ihr darbrachten, zu erwerben. D. galt dafür, eine gute Haushälterin zu sein, und sie verstand es, im Interesse ihrer bald zahlreichen Kinder das Ihrige zu mehren und zusammenzuhalten; ein großes Grundstück, das ihr der Kurfürst schenkte, wandte sie dazu an, einen neuen Stadttheil in Berlin anzulegen, indem sie es in Bauplätze zertheilte und

diese an Baulustige verkaufte; so entstand die „Dorotheenstadt" und zur Verschönerung derselben die große Lindenallee, die nachmals die vornehmste Hauptstraße der Residenz werden sollte und in der D. selbst den ersten Baum gepflanzt hat. Reicher Kindersegen wurde der Ehe noch zu Theil; von 1669—77 sind dem Kurfürsten noch 4 Söhne und 3 Töchter geboren worden. Um so weniger aber gelang es D., zu ihren Stiefkindern aus der ersten Ehe des Kurfürsten ein gutes Verhältniß zu gewinnen. Die Zerwürfnisse scheinen früh begonnen zu haben; in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms steigerten sie sich zu immer heftigerer Feindseligkeit, besonders mit dem jetzigen Kurprinzen Friedrich; es fehlte nicht an höfischen Zwischenträgern, die Vergnügen und Vortheil dabei fanden, den Familienhader immer mehr zu verbittern; bald kamen Gerüchte auf von Vergiftungsplänen, mit denen die Kurfürstin sich trage, um die Kinder erster Ehe aus dem Wege zu räumen und ihre eigene Descendenz an die Nachfolge zu bringen; als im April 1687 der zweite noch übrige Sohn aus erster Ehe, Markgraf Ludwig, unter auffallenden Umständen sehr plötzlich starb, nahm sein Bruder, der Kurprinz Friedrich, es als sicher an, daß D. dabei die Hand im Spiele gehabt habe; er glaubte sich selbst am Berliner Hofe des Lebens nicht mehr sicher, begab sich mit seiner Gemahlin nach Hannover, verweigerte die Rückkehr und machte so das innere Familienzerwürfniß zu einem offenkundigen Scandal; erst nach einiger Zeit, auf den kategorischen Befehl des Vaters, kehrte er nach Berlin zurück. Es ist bei der Lückenhaftigkeit des vorhandenen Materials schwierig, diesen peinlichen Verwicklungen, deren sich Scandalsucht und Hofklatsch natürlich sofort bemächtigten, ganz auf den Grund zu sehen und die vermuthlich auf beiden Seiten zu findende Schuld gerecht zu vertheilen. Wir sind nach dem, was uns vorliegt, kaum in der Lage, mit völliger Sicherheit darüber zu entscheiden, ob D. solcher Pläne fähig war, wie sie ihr von den Gegnern zugetraut wurden; jedenfalls aber kennen wir den Charakter Friedrichs III. genügend, um zu wissen, daß er höfischen Zuträgereien und Intriguen in hohem Grade zugänglich war. In einem Punkte wenigstens ist von dem Andenken Dorothea's jüngst ein dunkler Schatten hinweggenommen worden: in Bezug auf ihre Betheiligung bei der berufenen Angelegenheit des Testamentes des großen Kurfürsten. Im Gegensatz zu den bisher geglaubten Erzählungen, die besonders auf den ganz unzuverlässigen Memoiren von Pöllnitz beruhten, hat man darauf hingewiesen, daß die vermeintliche, auf eine Zerstückelung des brandenb. Staates und auf die Theilung der Souverainetät zu Gunsten der Söhne zweiter Ehe gerichtete Tendenz des Testamentes von 1686 in der That niemals in den Absichten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gelegen hat, daß also auch der gegen D. erhobene Vorwurf, daß sie die Nachgiebigkeit ihres Gemahls zu diesen staatsverderblichen Anordnungen überredet habe, in sich zusammenfällt; sie wird bei den Verfügungen, die dieses Testament ja allerdings zu Gunsten ihrer Söhne enthält, gewiß ihren Einfluß geltend gemacht haben, aber dieselben waren viel harmloserer Natur als man bisher angenommen hat. Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm 1688, gestorben war, cassirte bekanntlich sein Sohn und Nachfolger sofort das Testament, ohne daß jedoch dieser Gewaltstreich zu weiteren Irrungen in der Familie Anlaß gab. Friedrich III. bedachte seine Stiefbrüder in angemessener Weise mit reichlichen Apanagen und auch der Kurfürstin D. ward ein Wittwengehalt ausgesetzt, der ihren Ansprüchen genügte. Sie sollte davon nur kurze Zeit Gebrauch machen. Um ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, begab sie sich im Frühjahr 1689 nach Karlsbad und dort ist sie nach kurzem Krankenlager am 6. August desselben Jahres gestorben.

v. Orlich, Geschichte des preuß. Staates im 17. Jahrhundert (Berlin 1838 ff.). Urkunden und Actenstücke zur Gesch. des Kurf. Friedrich Wilhelm

von Brandenburg, Bd. III. (Berlin 1866). Droysen, Das Testament des großen Kurfürsten (Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss. Bd. V. Leipzig 1866).

Erdmannsdörffer.

Dorothea Anna Charlotte, Herzogin von Kurland, geb. 3. Febr. 1761 zu Mesothen in Kurland, † 20. Aug. 1821 zu Löbichau in Sachsen-Altenburg. Sie war eine geborene v. Medem, jüngere Stiefschwester Elise's v. d. Recke. Ihre Jugendzeit verbrachte sie auf dem Lande, wo sie eine nur mehr gesellschaftliche Ausbildung erhielt. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen am Hofe zu Mitau wurde der Herzog Peter Biron von ihrer seltenen Schönheit gefesselt. Dieser eitele und genußsüchtige Fürst war schon von zwei Frauen geschieden, als er D. kennen lernte. Nach längeren Verhandlungen entschloß sich Peter endlich, heimlich sich mit ihr zu vermählen, im J. 1779; unmittelbar darauf wurde ihr Vater von K. Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben. Von einer herzlichen Zuneigung der jüngern schönen und lebhaften Frau zu dem viel älteren, geistesarmen und charakterschwachen Gemahl konnte kaum die Rede sein. Trotzdem war das Verhältniß der Gatten zu einander im ganzen ein gutes. D. erwarb sich durch ihre Anmuth, ihr munteres, liebenswürdiges Wesen, ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit bald allgemeine Zuneigung im Lande. Sie gab sich gern den Zerstreuungen und Vergnügungen des Hoflebens hin, in denen ihr leichtlebiger Sinn und ihre Neigung zum Prunke reichliche Befriedigung fanden. Aber auch an den Sorgen der Regierung nahm sie Theil. Sie gebar ihrem Gatten mehrere Kinder, fast alle Töchter; der einzige Prinz starb frühe. Mit ihrem Gemahle machte sie 1784—86 eine längere Reise durch Deutschland und Italien, auf der sie auch Friedrich den Großen besuchte und von ihm sehr freundlich aufgenommen wurde. Die während der Abwesenheit des Herzogs ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen der fürstlichen Regierung und der Ritterschaft, in denen der für Kurland so verhängnißvolle O. H. v. d. Howen eine Hauptrolle spielte, veranlaßten Peter und D., früher als beabsichtigt war nach Kurland zurückzukehren. D., der es nicht an Verstand und kluger Einsicht fehlte und die einen großen Einfluß auf die Entschlüsse ihres Gatten ausübte, unternahm jetzt im Interesse des Herzogs häufige Reisen nach Berlin und Warschau. An diesen Höfen entwickelte sie eine nicht geringe politisch-diplomatische Thätigkeit. Den in Folge dessen mehrfach im Lande auftauchenden Plan, den Herzog zur Abdankung zu veranlassen und sie zur Regentin einzusetzen, wies sie jedoch stets zurück. In Warschau gelang es ihr, den König Stanislaus Augustus ganz für sich und den Herzog zu gewinnen und ihn ihrem Plane geneigt zu machen, eine Vermählung zwischen ihrer zweiten Tochter Wilhelmine und dem zweiten Sohne der Erbstatthalterin von Holland, einem Neffen Friedrich Wilhelms II. von Preußen, zu Stande zu bringen. Dieser Prinz sollte dem letzten Biron als Herzog folgen und Kurland so in enge Beziehung zu Preußen treten. Auch Oesterreich, allerdings widerstrebend, stimmte dem Projecte zu. Aber der entschiedene Widerspruch Catharina's II., der die Einverleibung Kurlands in Rußland längst beschlossene Sache war, machte den Plan scheitern. Dagegen gelang es D., in dem langjährigen Streite zwischen Ritterschaft und Herzog endlich 1791 eine für den letztern günstige Entscheidung in Warschau durchzusetzen. Doch konnte sich der Herzog derselben nicht lange freuen. Bald entstanden neue Irrungen und die Tage der Selbständigkeit Kurlands waren bereits gezählt. 1795 mußte Peter das Herzogthum Kurland Rußland überlassen und ging mit seiner Familie nach Schlesien, wo ihm das Herzogthum Sagan gehörte. D. kaufte 1796 das Rittergut Löbichau im S.-Altenburgischen, wo sie ihren Wohnsitz nahm und für dessen materielle Hebung und Verschönerung sie außerordentlich viel that. Ihr Gemahl Peter starb in Schlesien 1800. Seitdem führte D. ein

ziemlich unstetes Reiseleben, von dem sie sich immer wieder und zuletzt dauernd in ihr Löbichau zurückzog. Die Reize der 40jährigen Frau waren noch so groß, daß sie mehrfache Bewerber anlockten; sie wies jedoch alle ab. Auch in vorgerückteren Jahren blieb ihr die Anmuth der äußeren Erscheinung, der Zauber der Liebenswürdigkeit, große Lebhaftigkeit und Zwanglosigkeit im Umgange. Aber die Schattenseiten ihres Wesens traten im Laufe der Zeit stärker hervor. Sie erschien unbefangenen und wohlwollenden Beobachtern als eine Frau ohne geistige Tiefe und poetische Empfänglichkeit, eine Frau ohne höhere Geistesbildung und mit den sittlichen Anschauungen und der Weltbildung der höheren Stände des alten Frankreich. Daher ihr oft an Frivolität grenzender Leichtsinn, ihre Unfähigkeit, höheren geistigen Interessen dauernd sich hinzugeben. Doch hing auch ihre Wohlthätigkeit, ihre Menschenfreundlichkeit, ihre freilich oft mißbrauchte Arglosigkeit und Gutmüthigkeit mit den Grundzügen ihres Charakters zusammen. Das war im wesentlichen das Urtheil des Schiller'schen Freundeskreises in Dresden über sie. Schon 1790 hatte D. die Bekanntschaft der Körner'schen Familie gemacht und von Löbichau aus erneuerte sie die alten Beziehungen. Durch Körner lernte sie auch Schiller kennen, auf den sie einen recht günstigen Eindruck machte. Zweimal hat sie noch ihre alte Heimath wiedergesehen: im J. 1806, als sie nach Petersburg reiste, um die Erbschaftsangelegenheiten ihrer Kinder zu ordnen, und 1817. Alexander I. behandelte sie mit großer Auszeichnung und ging auf einzelne im Interesse ihres Heimathlandes von ihr ausgesprochene Bitten freundlich ein. Von den Bewohnern Kurlands wurde sie mit wahrer Begeisterung und der größten Verehrung empfangen. Ihre Reise durch das Land glich einem Triumphzuge und während ihres Aufenthaltes in Mitau reihte sich Fest an Fest. 1809 vermählte sie ihre jüngste Tochter Dorothea mit dem Fürsten von Perigord, Talleyrand's Neffen. Seitdem weilte D. besonders gern in Paris. Sie war eine begeisterte Anhängerin Napoleon's seit seinem ersten Auftreten und ließ sich durch nichts in ihrer blinden Verehrung für ihn irre machen. In Deutschland fühlte sie sich seitdem nie ganz behaglich, heimisch nur in Paris. Für die Erhebung Deutschlands gegen den Unterdrücker hatte sie natürlich gar kein Verständniß, noch im Herbst 1813 eilte sie nach Paris. Auch nach Napoleon's Sturz war ihr Frankreich stets das Centrum Europa's, von dem alles Heil ausgeht. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Löbichau. Sie that hier viel für die Schulen und für die Hebung des Wohlstandes ihrer Bauern, trat in Verkehr mit Gelehrten, Dichtern, Künstlern und empfing Besuche der verschiedenartigsten Personen. Von dem Leben und Treiben in Löbichau gibt unter anderen Jean Paul, der die Herzogin besucht hatte und von ihr sehr gefeiert worden war, eine lebendige Schilderung. Die deutsche Litteratur war D. übrigens immer fremd geblieben, bagegen war sie mit der französischen recht vertraut. In der Religion huldigte sie dem aufgeklärten Deismus des 18. Jahrhunderts. Die noch Frische und Rüstige entriß ein Nervenschlag unerwartet dem Leben. Ihre 4 Töchter überlebten sie.

Tiedge, Dorothea, Herzogin von Kurland. Leipzig 1823.

Diederichs.

Dorothea Sibylla, Herzogin von Brieg, geb. den 19. Oct. 1590, † den 19. März 1625, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, nach dessen Tode 1598 sie in Krossen, dem Wittwensitze ihrer Mutter, erzogen wurde, zugleich mit dem Brieger Herzoge, Johann Christian, dem sie sich dann verlobte und am 12. Decbr. 1610 vermählte, und auf dessen Uebertritt zum reformirten Bekenntniß sie wahrscheinlich Einfluß ausübte. In glücklicher, mit zahlreichen Kindern gesegneter Ehe lebte sie mit ihm 15 Jahre, von ihren Unterthanen wegen ihrer Leutseligkeit und werkthätigen Frömmigkeit allgemein verehrt.

In weiteren Kreisen wurde sie bekannt wesentlich durch die 1830 angeblich aus dem Tagebuche eines Zeitgenossen, des Rothgerbers Valentin Gierth, von dem Brieger Syndicus Koch herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla, welche ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen machten und als culturhistorisches und sprachgeschichtliches Material vielfach benutzt wurden, bis 1838 H. Wuttke dieselben als Fabrikat des Herausgebers enthüllte.

Grünhagen.

Dorow: Wilhelm D., geb. in Königsberg am 22. Mai 1790, gest. in Halle am 16. Decbr. 1846. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er im Hause eines von dessen Freunden, v. Auerswald, erzogen. Da er keine Lust zum Handelsstande hatte, verließ er am 11. Aug. 1811 seine Heimath und reiste, durch das Ansehen seines Stiefvaters Bock und seiner Mutter, einer Schwester des Componisten Reichard, empfohlen durch Deutschland nach Paris, wo er am 21. Novbr. eintraf. Der dortige Aufenthalt begründete sein Glück. Der preußische Gesandte General v. Krusemark schickte ihn am 12. Decbr. mit Depeschen an Hardenberg, dessen bleibende Gunst er gewann. Am 2. Febr. 1812 wurde er als Attaché nach Paris gesandt, aber am 28. Nov. von dem Minister Grafen Goltz, der mit seiner Ernennung unzufrieden war, zurückgerufen. Im Februar 1813 trat er als Freiwilliger in das Heer, wurde dem russischen Hauptquartier beigeordnet, nach dem Waffenstillstande mit einem Auftrage in Polen betraut und am 28. März 1814 bei der Centralhospitalverwaltung in Frankfurt angestellt. Am 25. Nov. 1815 zurückgekehrt, wurde er am 13. Febr. 1816 als Legationssecretär nach Dresden, am 16. Mai 1817 nach Kopenhagen gesandt. Hier erkrankte er, reiste am 26. Juli nach Wiesbaden und machte im Interesse des Staatskanzlers in Publicistik. Da er als dessen vermeintliche Creatur vielfache Hemmnisse und Anfeindungen erfuhr, warf er sich auf die Archäologie und erzielte, obgleich es ihm an gründlichen Kenntnissen fehlte, durch außerordentliche Rührigkeit objectiv bedeutende Erfolge. Nachdem er in Wiesbaden ergiebige Ausgrabungen geleitet und viele Alterthümer gesammelt hatte, entwickelte er im Mai 1818 seinem Gönner den Plan zu einer Centralleitung der antiquarischen Bestrebungen in den neuen Provinzen, welcher die volle Billigung des Kanzlers erlangte. Am 11. Jan. 1819 durch den Titel Hofrath ausgezeichnet, am 11. Oct. 1819 von der philosophischen Facultät in Marburg zum Doctor ernannt, wurde er am 4. Jan. 1820 als Director der Verwaltung für Alterthumskunde im Rheinlande und in Westfalen angestellt. Im October 1820 ließ er sich nunmehr in Bonn nieder, gerieth aber dort in langwierige Competenzstreitigkeiten mit der Universität, deren einflußreichste Professoren gegen ihn eingenommen waren. Er wünschte seine Sammlung, durch die in der Provinz zerstreuten Denkmäler vermehrt, in Köln aufzustellen, aber das Unterrichtsministerium wollte sie der Universität unterordnen. Eine Commission von Professoren urtheilte ungünstig über seine Befähigung, und am 29. Juli 1822 wurde er seiner Stellung enthoben und dem auswärtigen Ministerium zugewiesen. Das Museum rheinisch-westfälischer Alterthümer in Bonn ist im wesentlichen seine Schöpfung; er hat sich dadurch ein wirkliches Verdienst erworben, wenn auch zu dessen wissenschaftlicher Ausnutzung seine Kräfte nicht ausreichten. Auch in Berlin fand er keine günstige Aufnahme. Im Ministerium ließ man ihn aus Mißtrauen unbeschäftigt; am 19. Decbr. 1824 wurde er pensionirt, und seine Bemühungen, bei der Redaction der Staatszeitung angestellt zu werden, hatten keinen Erfolg. Nun begab er sich nach Neuwied, wo er wieder fruchtbare Ausgrabungen machte, und im J. 1827 nach Rom. Dort hat er den Anstoß zu hochwichtigen Entdeckungen in Etrurien gegeben. Nachdem im J. 1825 Lord Kinnairb eine Zahl Vasen in Corneto, dem alten Tarquinii, gefunden hatte, die

dort blieben, erwarb D. die später von Vittorio Mussi ausgegrabenen Stücke, kaufte 1827 eine bei Ponte Badia (dem alten Vulci) entdeckte Schale, die von dem Geschäftsführer Lucian Bonaparte's einem Kunsthändler in Rom überlassen worden war, reiste im April 1828 nach Canino (ebenfalls in der Nähe von Vulci) und ließ dort und in der Umgegend bis zum Juni Ausgrabungen anstellen, auch in Chiusi (dem alten Clusium) sammelte er. Gegen 600 etruskische Vasen brachte er zusammen, der Besitz wurde ihm streitig gemacht, aber der Cardinal Galeffi entschied für ihn. Nach vielen Streitigkeiten, deren Berechtigung sich schwer ausmachen läßt, wurde die ganze Masse nebst den Bartoldi'schen Antiken, über deren Fundorte er an Ort und Stelle Erkundigungen angestellt haben will, vom preußischen Staate für das Museum erworben. Im J. 1829 kehrte D. nach Berlin zurück und verbrachte den Rest seines Lebens in Halle mit der Verarbeitung seiner Beobachtungen und Entdeckungen, mit der Ordnung einer Menge von Materialien und Briefen über bedeutende und unbedeutende Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, sowie mit einer schonungslosen Vertheidigung seiner Person gegen seine Widersacher. Seine zahlreichen Schriften zerfallen in zwei Abtheilungen: 1) die Beiträge zur Geschichte der modernen Politik und Litteratur und 2) zur archäologischen Denkmälerkunde. Zu 1) gehören: „Denkschriften und Briefe", 4 Bde. 1838—41. „Reminiscenzen", 1842. „Job v. Witzleben", 1842. „Oelsner's Briefe an Stägemann", 1843. „Erlebtes", 4 Bde. 1843—45. „Krieg, Litteratur und Theater", 1845. „Fürst Kosloffsky", 1846. Zu 2) die älteren Werke: „Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein", 2 Hefte 1819—21. „Morgenländische Alterthümer", 2 Hefte 1820—21. „Denkmäler alter Sprache und Kunst", 2 Bde. 1823—27. „Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westfälischen Provinzen", 2 Bde. 1823—26. „Notizie intorno alcuni Vasi Etruschi del Dr. Dorow", Pesaro 1828. „Voyage archéologique dans l'ancienne Étrurie", Paris 1829. „Etrurien und der Orient", 1829. „Altes Grab eines Heerführers unter Attila", 1832. „Zwei Sendschreiben vom Ritter v. Palin in Rom und Bernardo Quaranta in Neapel", 1832. „Einführung in eine Abtheilung der Vasensammlung des königl. Museums zu Berlin", 1833 u. a. m. Urlichs.

Dorp: Arent van D., holländischer Staatsmann, geb. 1528 aus adelichem Geschlecht, ergriff die Seite der Nation gegen Spanien und schloß sich eng Oranien an, den er auf seinem unglücklichen Kriegszug des J. 1572 begleitete, wobei D. Mecheln und Dendermonde einnahm. 1573 Gouverneur von Zierikzee, blieb seine Treue nicht über allen Zweifel erhaben und zog er sich eine Menge Feinde zu. Doch leitete er 1575 mit Umsicht und Energie die lange Vertheidigung der Stadt. Des Prinzen Gunst und seine unbestreitbaren Verdienste ließen ihn Theil haben an allen wichtigern Regierungscommissionen und den Unterhandlungen zu Breda 1575 und Gent 1576. Von 1579 an vertrat er den ersten Edelmann der Provinz in den Staaten von Seeland, den ältesten Sohn Oranien's, den Grafen von Buren. Doch in dieser hohen Stellung wuchs die Zahl seiner Feinde. Wie alle persönlichen Freunde Oranien's trat er gegen Leicester auf während dessen kurzer, doch an Wirren überreichen Regierung. Dann auf seinen Gütern in Seeland lebend, fiel er in Verdacht, eine hochverrätherische Correspondenz zu pflegen, um die Spanier zurückzuführen; 1594 verhaftet, ward er nach längerer Haft wegen Mangel an Beweis freigelassen. Noch dann und wann nahm er Theil an den Geschäften, bis er 1600 starb, eine etwas mysteriöse Persönlichkeit, deren Verhalten wol nie ins rechte Licht zu bringen möglich sein wird. P. L. Müller.

Dorp: Friedrich van D., niederländischer Krieger, geb. 1547 in Ost-Friesland, Neffe des vorigen und, wie dieser, Wassergeuse, trat in den Kriegsdienst der Union, commandirte 1593 in Hulst, das er nicht zu behaupten vermochte, und 1602 in Ostende; 1606 war er im Dienst der Herzoge von Lüneburg bei der Belagerung Braunschweigs. Er starb 1610 als Gouverneur von Tholen. P. L. M.

Dorp: Philipp van D., niederländischer Admiral, geb. 1578, Sohn des vorigen, trat in den Seedienst und befehligte 1621 als Viceadmiral gegen die Dünkircher, jedoch mit wenig Glück; die Blocade des Kapernestes war so wenig wirksam, daß er bei seiner Rückkehr in Vlissingen und Veere vom Volk beschimpft und mißhandelt, von den Staaten von Seeland abgesetzt wurde. Vom Statthalter jedoch in seiner Würde bestätigt, schlug er die Dünkircher im J. 1624 und befehligte das nächste Jahr die Hülfsflotte gegen La Rochelle. Dann 1627 ward er zum Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland, der höchsten Würde bei der Marine unter dem General-Admiral der Union, ernannt und zugleich durch den Statthalter in die holländische Ritterschaft eingeführt. Als er aber in den J. 1636 und 37 der höchst mangelhaften Ausrüstung der Flotte halber ebensowenig Glück gegen die Dünkircher hatte als 15 Jahre früher, legte er, von allen Seiten angegriffen, sein Amt nieder, das er auch mehr der persönlichen Gunst Friedrich Heinrichs, als seinen Verdiensten verdankte. Er starb 1652. P. L. Müller.

Dörrien: Melchior Karl D., weniger durch sein Leben als nach seinem Tode bekannt geworden, ist am 2. Mai 1721 zu Hildesheim geboren, studirte seit 1739 die Rechte zu Göttingen, wurde Advocat in seiner Vaterstadt, bei Errichtung des Collegium Carolinum zu Braunschweig aber einer der ersten öffentlichen Hofmeister und Lehrer des Rechts an der Anstalt. Dieses Amt bekleidete er nur 11 Monate, er starb bereits am 8. Juli 1746 am Brustfieber. Als der erste mit Tode abgegangene Lehrer an der Anstalt wurde auf ihn eine Gedächtnißschrift in lateinischer Sprache gedruckt. D. hat dadurch nach seinem Tode vielfaches Aufsehen erregt, daß seine Person mit einer im J. 1747 im Gebäude des Collegium Carolinum vorgefallenen und damals großes Aufsehen machenden Gespenstergeschichte in Verbindung gebracht wurde, indem er nach seinem Tode mehreren Personen erschienen sein soll und selbst einige vernünftige Männer, wie die Professoren Höfer und Oeder, durch den gespielten Betrug sich haben täuschen lassen. Die Spukgeschichte rief nicht allein während und bald nach ihrer Entstehung in und außer Braunschweig große Aufregung und eine Masse Schriften hervor, sondern wurde durch Jung-Stilling's Theorie der Geisterkunde auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Gegenstand mehrfacher Besprechung. Eine ausführliche Darstellung dieser Gespenstergeschichte findet sich in Eschenburg's Entwurf einer Geschichte des Collegii Carolini in Braunschweig, 1812, S. 133—144. Die Erscheinung war, obgleich dies nicht erwiesen worden ist, wol nichts als ein von einigen muthwilligen Carolinern den Professoren und Bewohnern der Anstalt gespielter Betrug, weshalb Herzog Karl I. die eingeforderten Acten zurückbehielt, um Anstalt und Theilnehmer an der Spukgeschichte nicht zu compromittiren. Spehr.

Dorsch: Anton Joseph D., philosophischer Schriftsteller, aber bekannter als eines der Häupter der Mainzer Revolution, war ca. 1758 im Gebiete des Kurstaates geboren, † April 1819 zu Paris. Als Kind mit seinen Eltern nach Mainz gekommen, widmete er sich, da seine hervorragenden Fähigkeiten ihn auf einen gelehrten Beruf hinwiesen und die Seinigen den für ein anderes Studium nothwendigen Aufwand nicht bestreiten mochten, der Theologie, trat in das Mainzer Priesterseminar und wurde im dreiundzwanzigsten Lebensjahre nach seiner Weihe

Caplan im Dorfe Finthen. Durch seinen wissenschaftlichen Eifer gewann er Gönner in der Hauptstadt, die den Kurfürsten bestimmten, ihn zu seiner weiteren Ausbildung auf zwei Jahre nach Paris zu schicken. Seine Rückkehr fiel mit der Umgestaltung der Mainzer Universität vom J. 1784 zusammen, und es wurde ihm an dieser die Professur der Logik und Methaphysik übertragen. Seine Vorlesungen erfreuten sich einer großen Beliebtheit, und zugleich veranlaßte ihn seine Stellung zur Abfassung einer Anzahl Einladungsschriften und Dissertationen, die er dann unter dem Gesammttitel „Beiträge zum Studium der Philosophie" auch für weitere Kreise nach und nach herausgab. Die Abhandlungen sind populär gehalten und von keiner besonderen Tiefe, zeugen aber von Belesenheit in der zeitgenössischen Litteratur. Eine Beleidigung, die ihm vom Minister Albini zugefügt wurde und für welche er keine Genugthuung erlangen konnte, veranlaßte D. im J. 1791 sein Amt niederzulegen und Mainz zu verlassen. Er ging nach Straßburg, wo er die Professur für Moral an der katholischen Akademie und die Stelle eines bischöflichen Vicars erhielt. Am 26. October führte er sich in die Constitutionsgesellschaft seines neuen Wohnorts ein durch einen Vortrag über die „Geschichte der Vaterlandsliebe", der großen Beifall fand und dessen Druck vom Vereine beschlossen ward. Als im folgenden Februar unter den Mitgliedern eine Spaltung ausbrach, war er unter den Führern der fortgeschritteneren Majorität, die unter der Benennung Jacobinerclub die Versammlungen fortsetzte. Nach der Eroberung von Mainz durch die Franzosen siedelte D. dahin über. Er kam am 3. November 1792 in die Stadt und trat noch denselben Tag als Redner im Club auf. Am 19. November ernannte ihn General Cüstine zum Präsidenten der provisorischen Administration, welche für den occupirten Theil des Erzbisthums an die Stelle der bisherigen obersten Landesverwaltung trat. Die neue Behörde hatte jedoch thatsächlich nur in den untergeordneten Dingen eine selbständige Entscheidung; die eingreifenderen Maßregeln, wozu die Gewaltacte gegen die Anhänger der alten Regierung gehörten, wurden von den Franzosen, namentlich den Conventscommissären, angeordnet. Trotzdem erschien D. seinen Mitbürgern als Vertreter des ganzen revolutionären Regimentes, und als solcher war er von der Masse des Volkes auf das bitterste gehaßt; zugleich fand er unter den eigenen Parteigenossen Widersacher und Neider, die seinen Einfluß zu untergraben bemüht waren. Er wurde Mitglied des rheinisch-deutschen Nationalconvents, hatte aber keine Aussicht von dieser Körperschaft in seinem Amt bestätigt zu werden. So verließ er noch vor dem Schluß der Sitzungen am 30. März 1793 mit den Conventsdeputirten das belagerte Mainz und erreichte glücklich die französische Hauptstadt. Er fand Beschäftigung beim auswärtigen Ministerium, theils in den Bureaux, theils auf diplomatischen Sendungen, und auch seine Thätigkeit in der Presse wurde in Anspruch genommen. Er schrieb in dieser Zeit wiederholt für die Einverleibung des linken Rheinufers an Frankreich, zuletzt 1797 die Abhandlung „Quelques réflexions sur l'établissement de la république cis-rhénane". 1798 wurde er als Commissär des Directoriums der Centralverwaltung des Roerdepartements beigeordnet. In dieser Stellung half er einen Club, den „Vereinigungszirkel", in Aachen gründen und hielt in der ersten Sitzung desselben eine Rede „Ueber die politische Freiheit", die im Druck erschienen ist. Er kam dann als Unterpräfect nach Cleve und veröffentlichte eine „Statistique du département de la Roër" (Cologne an XII). 1805 wurde er Steuerdirector im Finisterredepartement; 1811 in gleicher Eigenschaft nach Münster versetzt, siedelte er bei der Eroberung des Landes durch die Deutschen 1813 nach Paris über, wo er im April 1819 starb.

Neueste Staatsanzeigen II. 297 ff. (die Einzelheiten der Jugendgeschichte sind unzuverlässig); Heitz, Les sociétés politiques de Strasbourg 1790—95;

Klein, Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation; Arnault, Biographie nouvelle des contemporains; Bockenheimer, Die Mainzer Patrioten 1793—98. Leser.

Dorsch: Joh. Christoph D., Stempel- und Edelsteinschneider, wurde 1680 als Sohn des Wappenschneiders Eberhard D. zu Nürnberg geboren, war zuerst Kellner, dann Weinhändler, wurde später Glasschleifer und lernte erst mit vorgerücktem Alter zeichnen. Dann studirte er Geometrie und Anatomie, besuchte die Maler-Akademie seiner Vaterstadt und bildete sich als Steinschneider aus, in welchem Fache er es zu großer Vollkommenheit brachte und dann die meisten seiner Zeitgenossen bald übertraf. Er schnitt viele antike Gemmen nach, schnitt aber auch Portraits von Königen, Päpsten, Dogen und anderen berühmten Personen in Stein. Die Zahl seiner Arbeiten ist sehr groß. Er starb im J. 1752. Johanna Maria D., Tochter des vorigen, ebenfalls Steinschneiderin, wurde 1701 zu Nürnberg geboren. Sie erlernte bei ihrem Vater das Stein- und Edelsteinschneiden und vervollkommnete sich dann unter P. Werner's Leitung so sehr, daß sie ihren Vater vielfach übertroffen haben soll. Sie war erst mit dem Maler Salomon Graf, dann mit dem Maler Joh. Justin Preißler verheirathet. Sie starb im J. 1765. Bergau.

Dorsche: Johann Georg D. (Dorscheus, Dorschäus), lutherischer Streittheologe, geb. zu Straßburg 13. Nov. 1597, † 25. Dec. 1659, studirte Theologie zuerst in seiner Vaterstadt unter Gisenius, wurde 1622 Pfarrer zu Enzheim, besuchte von 1624—27 fremde Universitäten, lernte in Tübingen Thummius und Osiander, in Jena Gerhard, Himmel und Major, in Leipzig Höpffner, in Wittenberg Balduin, Meisner und Martini kennen und empfing von ihnen seine Richtung. Seine Gelehrsamkeit war so gründlich und umfassend, daß ihm schon 9. Mai 1627 eine theologische Professur in Straßburg übertragen wurde. Nachdem er sich durch leidenschaftliche Hitze und Maßlosigkeit im calixtinischen Streit einen Namen im orthodoxen Heerlager gemacht, folgte er 1653 einem Rufe nach Rostock. Was ihn dazu bewog, war theils die Gunst, welcher er sich von Seiten des mecklenburgischen Fürsten schon während dessen Straßburger Studienjahre erfreut hatte, theils der Umstand, daß die endlosen Geldverlegenheiten, in welchen er sich befand, seinem Namen bereits einen Makel angehängt hatten. Am 30. September 1653 verließ er seine Vaterstadt; am 22. Februar 1654 ward er in Rostock als fürstlicher Professor Primarius der Theologie, Consistorialassessor und Kirchenrath installirt. In seiner Schrift „De unione collegiorum seu facultatum“ von 1645 hatte er eine Union der rechtgläubigen Facultäten als oberste Censurbehörde verlangt; berühmter noch machte ihn sein „Thomas Aquinas veritatis evangelicae confessor“ (Frankfurt 1655); am bedeutendsten sind seine Commentare über die Evangelien und den Hebräerbrief, jener von Mayer und Fecht mit einer Vita des D., dieser von Christoph Pfaff herausgegeben (1717). – Vgl. Tholuck, Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts, II. Halle 1854, S. 116 ff. 129 ff. Holtzmann.

Für Mecklenburg ward Dorsche von schlimmer politischer Bedeutung, weil Herzog Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin ihn (zuerst, wie es scheint, schon vor 1641) wegen der Erziehung seines ältesten Sohnes Christian Louis (regierte 1658—92) um Rath fragte und nach Dorsche's, den Charakter des Prinzen ganz verkennenden Rathe den trotzigen Sinn desselben in einer Weise zu beugen suchte, welche für die Entwicklung des jungen Fürsten und seine nachherige Regierung und Lebensweise verhängnißvoll wurde.

Leichpredigt von Nic. Ridemanns, gedr. zu Frankfurt a. M. 1660. Die histor. Daten daraus wieder abgedruckt im Rostocker „Etwas“ Th. VIII. 1744 S. 17 ff. Krause.

Dörsten: Johann von D. (Dorsten, Dorstein), wol zu Dorsten bei Recklinghausen geboren und danach genannt, ein Augustiner der sächsischen Provinz, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Theologe und Prediger großes Ansehen genoß. Er war an der Erfurter Universität artium et philosophiae interpres, sacraeque paginae professor. Am 14. October 1465 ward er zum Doctor der Theologie promovirt. 1467 ward er Provinzial seines Ordens in Sachsen. Bei Gelegenheit der Mainzer Synode von 1471 schrieb er, hierzu von dort aus erfordert, ein Gutachten über die Simonie, welches unter dem Titel „Tractatus sive collatio synodalis de statutis ecclesiarum“ 1489 4° zu Erfurt gedruckt worden ist. Trithemius erwähnt „Sermones de tempore“ und „Sermones de sanctis“ von ihm. Nicolaus v. Siegen nennt ihn den gelehrtesten Mann, welchen Deutschland seit hundert Jahren gesehen habe. Auch als Lehrer hatte er großen Zulauf. Er starb 1481.

Motschmann, Erf. lit. A. Weiß.

Doßow: Friedrich Wilhelm von D., preußischer Feldmarschall. Friedrich Wilhelm v. D., geboren 17. Dcbr. 1669 aus altadlicher Familie, † 1758, war ein Sohn des pommerschen Landraths Richard Thomas v. D. und dessen Gattin, einer geborenen v. Horcker. Er erhielt eine gute Schulbildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, wo er bis 1688 verweilt haben muß, weil er während seines dortigen Aufenthaltes dem Begräbnisse des großen Kurfürsten beiwohnte. — Für den Kriegsdienst bestimmt, wurde der Jüngling zur Vorbereitung für diesen Beruf in die damals in Colberg bestehende Cadettenanstalt geschickt, und trat dann in das, nicht lange vorher neugebildete Regiment des Prinzen Alexander von Kurland, welches mit andern brandenburgischen Hülfstruppen während des spanischen Erbfolgekrieges von König Friedrich I. dem Kaiser zur Verfügung gestellt war. Er nahm an den Kämpfen gegen die Türken in Ungarn und gegen die Franzosen am Rheine Theil. Beim Beginne des Feldzuges, den Friedrich Wilhelm I. gegen Schweden unternahm (1715), um sich in Besitz eines Theils von Pommern zu setzen, war D. bereits Major. Seine Tüchtigkeit hatte die Augen des Fürsten Leopold von Dessau (des sogenannten alten Dessauers) auf ihn gezogen, der ihn zu seinem Generaladjutanten ernannte. In dieser Eigenschaft nahm D. an der Eroberung der Insel Rügen und an der Belagerung von Stralsund Theil (1715). Während dieser Ereignisse lernte der alte Dessauer an seinem Adjutanten ganz besonders die Eigenschaften schätzen, welche ihn zu einem tüchtigen Gehülfen bei der Einrichtung und Einübung neuer Truppentheile machte, denen er diejenige straffe Dressur beizubringen verstand, welche seit Friedrich Wilhelm I. eine Eigenthümlichkeit der preußischen Truppen geworden und geblieben ist. — D. widmete sich diesem Berufe mit so großem Erfolge, daß der König ihm wiederholt die Errichtung neuer Regimenter in verschiedenen Provinzen übertrug und ihn schnell zu höheren Rangstufen beförderte. Er wurde 1728 Obrist, 1733 Generalmajor und Commandant von Wesel und 1736 stellvertretender Gouverneur daselbst. Friedrich der Große, welcher unmittelbar nach seinem Regierungsantritt die cleveschen Lande besuchte, war mit Doßow's Leistungen so zufrieden, daß er denselben zum Generallieutenant ernannte. An den beiden schlesischen Kriegen nahm D. nicht Theil, weil der König den bereits 70jährigen General in seiner Stellung am Rhein so sehr an seinem Platze fand, daß er ihn nicht von Wesel entfernen wollte, wo er wesentlich die Aufgabe hatte, das Land gegen etwaige Angriffe zu schützen. 1742 wurde D. zum wirklichen Gouverneur von Wesel ernannt und erhielt den schwarzen Adlerorden. Nach dem Frieden von Dresden, 1745, ernannte der König ihn zum Generalfeldmarschall und verlieh demselben als Zeichen seiner fortwährenden Zufriedenheit nach 1751 als besondere Auszeichnung sein in Brillanten gefaßtes Bildniß. Beim

Ausbruch des siebenjährigen Krieges stand D. bereits im 87. Jahre seines Alters. Er fühlte sich zu ferneren Diensten nicht mehr kräftig und erbat deshalb seinen Abschied, der ihm im Januar 1757 aufs ehrenvollste ertheilt wurde. Der Greis zog sich auf sein Gut Busekow zurück, wo er 28. März 1758 starb. D. war drei Mal vermählt, hinterließ aber aus keiner dieser Ehen Nachkommenschaft. Sein Charakter wird als ehrenwerth und menschenfreundlich gerühmt. Mit besonderem Eifer hatte er sich von jeher der Soldatenkinder angenommen und für dieselben aus eigenen Mitteln Freischulen errichtet. — Seine Biographie bei Pauli, Leben großer Helden. Halle 1759. Bd. II, S. 53 ff. Eberty.

Dott: Georg D. (Dottanius) war um 1467 zu Meiningen geboren, Sohn eines dasigen Bürgers, erhielt seine Vorbildung im Kloster zu Veßra, kam zwischen 1490—94 nach Leipzig, wo er zuerst artium magister et theologiae baccalaureus, dann 1499 Vicekanzler, 1500 Rector der Universität, 1506 Mitglied des kleinen Fürstencollegiums und 1509 zum zweiten Mal Vicekanzler der Akademie wurde. Er starb zu Leipzig im hohen Alter 13. Juli 1537. Seine in Leipzig errungene Stellung und Achtung und sein in Deutschland verbreiteter Ruhm beruhten auf seiner akademischen Wirksamkeit und auf seinen Schriften, namentlich auf seinen poetischen Productionen, unter denen besonders sein „Sermo versibus concinnatus de laudibus St. Pauli“ hervorragt. Die hennebergischen Chronisten (Spangenberg, Güth) schreiben ihm eine poetische Schilderung der Reise des Grafen Wilhelm von Henneberg zu, welche dieser mit Herzog Albrecht von Sachsen nach dem heiligen Lande im J. 1476 unternommen hatte; es ist jedoch eine solche poetische Schrift bis jetzt nicht aufgefunden worden. Ueber Dott's Leben und seine Schriften s. die Vereinsschrift des hennebergischen alterthumsforschenden Vereines: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. 3. Lieferung S. 29. Brückner.

Dotzauer: Justus Joh. Friedrich D., Cellist, geboren 20. Juni 1783 zu Häselrieth an der oberen Werra, wo sein Vater Pfarrer war. Hochbegabt für Musik und in dieser Anlage von seinen musikliebenden Eltern gefördert, bildete er in dem nahe gelegenen Hildburghausen im Hause seines Oheims, des Orgelbauers Henne, sein Talent unter Leitung der dasigen Virtuosen Gleichmann, Hauschkel und Rüttinger im Klavier- und Violinspiel und im Componiren aus. Da ihm unter den Streichinstrumenten allein das Violoncell die unvergeßliche seelenvolle Altstimme seiner theuren Mutter anklingen ließ, so widmete er sich sehr bald ausschließlich diesem Instrument und zwar zuerst in Hildburghausen unter dem Hofmusikus Heßner, darauf in Meiningen unter dem herzoglichen Concertmeister J. Jac. Kriegk, einem damals geschätzten Violoncellisten, bei dem er den Grund zu seinem meisterlichen Spiel legte. Nachdem er von 1801 bis 1805 als Mitglied der Meininger Hofcapelle thätig gewesen, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Leipzig, wo er Mitbegründer des noch bestehenden Gewandhaus-Quartetts wurde. Im J. 1806 besuchte er den damals in Berlin anwesenden berühmten Violoncellisten Bernh. Romberg, dessen Spiel auf ihn einen großen Einfluß gewann. Jetzt erhob er sich zu einer Autorität für sein Instrument und wurde infolge dessen 1811 als erster Violoncellist nach Dresden berufen. Hier verlebte er seine Blüthezeit, in der er seinen Namen durch sein Spiel in Dresden und auf erfolgreichen Kunstreisen im In- und Ausland, durch seine Schüler und seine Compositionen berühmt gemacht hat. 1850 trat er in den Ruhestand zurück und starb 6. März 1860. Als Componist hat er durch Geist und Fleiß dauernde Verdienste erworben. Abgesehen von seiner noch heute geschätzten Violoncellschule componirte er an 180 Werke (Phantasien, Studien, Variationen, Duos, Concerte) für das Violoncello, außerdem eine Oper „Graciosa“,

5 Messen, ein Vaterunser für 4 Stimmen, mehrere Streichquartette und eine Symphonie. Von seinen Schülern ragen namentlich Kummer, Drechsler und Schuberth hervor. Auch seine beiden Söhne Justus Bernhard Friedrich (geb. 12. Mai 1808 zu Leipzig, † in Hamburg 27. Nov. 1874) und Karl Louis (7. Decbr. 1811 zu Dresden geb.) haben sich als tüchtige Musiker bekannt gemacht, jener (zugleich ein tüchtiger Conchyliolog) als Klavierspieler seit 1828 in Hamburg mit dem Prädicat eines herzoglich sachsen-altenburgischen Kammermusikus, dieser als Violoncellist an der Capelle zu Kassel, für die er 1829 durch Spohr gewonnen ward.

Ed. Bernsdorf, Neues Universallexikon der Tonkunst 1, 729.

Brückner.

Dou: Gerhard D. (Dov, Dow, ausgesprochen Dau), einer der größten Meister der Feinmalerei, wurde zu Leyden, wahrscheinlich im J. 1613 geboren. Sein Vater, ein Friese Douwe Janszoon, war Glaser. Glaser und Maler bildeten damals noch eine Zunft, aus der sich erst später die Kunstmaler in St. Lucas Gilden aussonderten. Gerhard kam 9 Jahre alt zu dem Graveur Barthol. Dolendo, um zeichnen zu lernen, in die Lehre, dann zu dem Glasmaler Peter Kouwenhorn, wonach er seinem Vater im Geschäft half. Da seine Eltern dies für den keck kletternden Knaben zu gefährlich hielten, sollte er Oelmaler werden. So thaten sie den 15jährigen zu dem 21jährigen Meister Rembrandt van Rijn im J. 1628. D. blieb etwa 3 Jahre bei diesem. Es war die Zeit, daß man die neu in die Niederlande kommenden Bestrebungen hinsichtlich der malerischen Verwendung von Licht und Dunkel, Farben- und Licht-Effecten zu bewältigen begann, wie sie in Italien unter Caravaggio's und Elzheimer's Einflusse entstanden waren. Durch Elzheimer und seine Nachfolger, wie Poelenburg, lebte damals auch die Miniatur-Malerei in anderer Form als Fein- und Klein-Malerei in Oel wieder auf. Dieser wandte sich D. wie mehrere seiner mit ihm berühmt gewordenenen Altersgenossen zu. Rembrandt's Schüler war in der Wahl der Stoffe Realist. Er wählte Vorwürfe aus dem alltäglichen, ihn umgebenden Leben, meistens aus dem häuslich-bürgerlichen Kreise, ruhiger, gemüthlicher Art, gleich weit abliegend vom Rohen, Brutalen, Grotesken, Verzerrten, wie vom Vornehmen und seinem Treiben. Die Poesie gibt die Farbe und, übertragen, die harmonische Stimmung. Diese Bildchen, in unübertrefflicher Wahrheit und Natürlichkeit des Vorganges und der Charakteristik der Personen, wurden nun Wunder der Kunst, mit feinstem Auge alle Abstufungen des Lichts vom hellsten Sonnenblick durch Dämmerung zum Dunkel im geschlossenen Raum nachzufühlen und nachzubilden. Die einfachste Farbenreihe, etwa eines einfarbigen Innenraums ergibt dadurch eine unendliche Mannigfaltigkeit; ihre Harmonie setzt sich seelisch um als gemüthliche Stimmung oder je nachdem. D. ward in Interieurs und Genre-Scenen solcher Art ein bahnbrechender, einziger Meister. Seine Kunst in Licht-Effecten zeigte er auch gern durch Scenen mit Kerzen-Beleuchtung; virtuos liebte er auch die Schwierigkeiten mehrfacher Beleuchtung dabei zu besiegen.

Sandrart erzählt, daß D. anfangs Portrait gemalt, aber seine Kunden durch Langsamkeit ermüdet habe. So habe er sich ganz seinem Genre gewidmet. Die Sorgfalt des in seinem Atelier außerordentlich staubscheuen Meisters charakterisirt er auch durch die Antwort Dou's, als er (Sandrart) und Peter van Laar bewundert hatten, wie trefflich ein Besenstiel gemalt sei, daß er noch drei Tage daran malen müsse.

D. kam schnell in hohen Ruf. Er verkaufte seine Bilder, die er nach den Arbeitsstunden berechnete, zu Preisen von 600—1000 Gulden. Er starb hochgeehrt im J. 1675. (So nach Kramm. Aeltere Angaben haben gewöhnlich 1680.)

Seine Gemälde zählten immer zu den höchstgeschätzten und theuersten ihres Genres.

Siehe die biogr. Werke von Sandrart, Houbraken, Immerzeel, Kramm rc. Aufzählung der Bilder: Smith, Catalogue raisonné. Lemcke.

Douay: Johann von D. (van Dowaye, Dowage, J. de Duaco, Dowaco), ein, wie es scheint, aus dem französischen Flandern stammender Rathmann Lübecks, 1277 zuerst, 1303 zuletzt genannt. Der Name kommt sonst in Lübeck nicht vor, die Kinder verkauften 1306 das väterliche Haus.

J. v. D. vertritt 1281—82 die Interessen des deutschen Kaufmanns in Flandern, als die Deutschen gemeinsam mit den Flanderfahrern andrer Nationen durch Auszug nach Aardenburg der Stadt Brügge gerechtere Bestimmungen in Betreff des Zolles, der Münze u. a., namentlich aber eine gemeinsam vereinbarte und gemeinsam überwachte Wageordnung abzwingen. 1287 beschäftigt ihn in Dänemark, auf Gothland, in Estland die Plünderung eines in Wirland gestrandeten Schiffes, dessen Güter herauszugeben, trotz königlich-dänischer Mandate, der Adel Estlands sich weigert. 1293 und 1298 wird er nach Norwegen gesandt in Ausführung von Bestimmungen des kalmarischen Friedens, 1296 und 1303 nach Schweden, um freie Fahrt nach Nowgorod, unbelästigt von dem Schlosse Wiborg, welches zur Bezwingung Kareliens gebaut war, zu erwirken.

Unter den städtischen Aemtern, welche J. v. D. oblagen, nennt die Chronik Alberts von Bardewik die Bewahrung der Kriegsvorräthe (de armborste unde dat schot). Mantels.

Douwama: Jancke D. oder Douma, friesischer Staatsmann, geb. 1482 aus einem alten Geschlecht, nahm 1500 Theil an dem Aufstande gegen die sächsische Regierung. Zwar unterwarf er sich und ward von ihr unter dem Adel anerkannt, doch sobald Karl von Gelderland sich gegen Friesland wandte, schloß er sich ihm an. Als Führer der nationalen Partei bekämpfte er erst mit ihm verbunden die Oesterreicher und Sachsen, dann, als der Herzog selbst Ansprüche auf die Oberherrschaft erhob, auch diesen. So blieb ihm nichts übrig, als 1522 sich dem Kaiser zu unterwerfen und ward selbst kaiserlicher Commissär bei dem Landtage. Doch der stolze freie Friese vermochte den Zwang nicht zu ertragen; er bekämpfte bald auch den kaiserlichen Statthalter und ward darum von der Regierung verrätherisch aufgehoben und gefangen. Er starb im Gefängniß im Schloß Vilvorden 1530, sehr wichtige Denkschriften und Memoiren über seine Erlebnisse hinterlassend. Ein tapferer Patriot und Feind aller Fremdherrschaft, der bessere Zeiten verdient hätte. P. L. Müller.

Drabsanft: Matthis D., Dichter, verfaßte im J. 1489 im Dienste seines Herrn, des Stallmeisters Jacob Silberkammer, ein gereimtes Spruchgedicht „von den Schlachten in Holland“. Er behandelt die Streitigkeiten und Kämpfe, welche zwischen dem Haupte der holländischen Partei der „Hoeken“, Franz von Brederode (Franz Bredrod nennt ihn der Dichter), und Maximilian I. in dem genannten Jahre stattfanden. Auf Seiten der Kaiserlichen stehend, beginnt der Dichter nach einer allgemeinen orientirenden Einleitung mit den Ereignissen bei Schidam und schließt mit der Gefangennahme Johanns von Naeldwyk (Johann Alweg), eines der Kämpfer der „Hoeken“, durch den königlichen Stallmeister am 17. Juni. Durch große Roheit der Form, die es oft nur wie Prosa erscheinen läßt, sticht das im Uebrigen frische Gedicht nicht zu seinem Vortheil von den vielen kunstreichen Volksdichtungen ab. Gedruckt in v. Liliencron's histor. Volksliedern der Deutschen 2, 253—261; über die geschichtliche Grundlage vgl. daselbst S. 240 ff. Bartsch.

Drach: Peter D., eine der ältesten deutschen Buchdruckerfamilien und die erste, welche in der ehemaligen Reichsstadt Speyer eine Druckerei anlegte,

nachdem schon vorher zwei Speyerer, die Brüder Johann von Speyer und Wendelin von Speyer (Neuer litter. Anzeiger 1806. S. 338. 353) und zwar bereits 7 Jahre nach der Eroberung von Mainz (1462) in Venedig die erste Druckerei errichtet hatten. Ueber die Lebensverhältnisse des älteren D. (beide, Vater und Sohn, führten den gleichen Vornamen „Peter") ist nur sehr wenig bekannt. Da er jedoch in den Jahren 1477 und 1478 Mitglied des Rathes war, so scheint es, daß er in großem Ansehen gestanden und das Vertrauen seiner Mitbürger genossen habe, wie denn die Familie D. zu den reichsten und angesehensten der Reichsstadt gehörte, in der sie nicht nur ausgedehnte Besitzthümer, sowie eine eigene von ihr an die Pfarrkirche zu St. Bartholomäus angebaute und reich ausgestattete Capelle (deren Ruinen noch 1764 vorhanden waren), sondern auch zu Worms ein völlig eingerichtetes Haus besaßen, in dem sich ein Verlag ihrer Drucksachen befand. Ob der Speyerer Familie auch der zu Carlstadt geborene Draconites (s. d.) sowie ein Würzburger Geschlecht „Trach", in welchem gleichfalls der Vorname „Peter" vertreten war, angehört, oder ob beide eigene Sippen gebildet haben, bleibe dahingestellt. Einem der letzteren „Petro Trach Herbipolitano" widmete Henricus Ribsch zu derselben Zeit seine Disceptatio, an uxor sit ducenda, Nürnb. o. J. (1509) 4. (Dresden) und Trach selbst erwähnt in einer seinen Dank bezeugenden Nachschrift eines seiner Verwandten des „Spectabilis vir Andreas Trach patruus meus generosorum comitum in Büdingen secretarius". Dem Speyerer Geschlechte entstammte aber Konrad D., Dechant von St. Thomas zu Straßburg um das J. 1450, von dem wahrscheinlich das Patronatsrecht herrührte, welches das jeweilige Haupt der Drach'schen Familie bei einer Caplanei jenes Straßburger Stiftes ausübte.

Ein Glied dieser Familie legte Peter D. der ältere um das J. 1471 in seiner Vaterstadt die erste Druckerei an, aus welcher in einem Zeitraum von 56 Jahren eine große Zahl von Büchern aus fast allen Gebieten des Wissens hervorging. Auf welche Weise D. in den Besitz der damals noch sehr wenig bekannten typographischen Kunst gekommen sei, ist völlig unbekannt und nur das sicher, daß die Druckerei bis zum J. 1481 Eigenthum Peter des älteren war und daß es sein Name ist, der am Ende der bis dahin aus seiner Officin hervorgegangenen Bücher steht, denn das erste im J. 1481 gedruckte Buch ist unterzeichnet: Factore Petro Drach Juniore und hiernach läßt sich auch das Todesjahr des älteren D. bestimmen, welches in das J. 1480 oder 1481 fällt. Unter den Erzeugnissen seiner Presse verdient besondere Erwähnung der Wiederabdruck des dem Seneca untergeschobenen (Dibdin Spencer. III, 153 ff. Bähr, Gesch. der röm. Litteratur, 3. Ausg. S. 469) „Tractatus de quattuor virtutibus cardinalibus", 1472. Fol. (in Speyer). Das sehr starke Papier dieses Druckes ist, jedoch nur theilweise, mit dem Zeichen des Ochsenkopfes versehen, das so vieles Papier der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts trägt; es wurde nach dem Zeugnisse L. Sundheim's (Handschr. zu Stuttg. hist. 250) zu Ravensburg verfertigt, dem Haupthandelsplatz für Papier und Pergament in Oberschwaben; über die Pergamentgerberei daselbst vgl. den „Geschäftsfreund" (Einsiedeln 1845) II. S. 94. 100 ff. Der Tractat selbst aber ist bekanntlich verfaßt von Martinus, Abt zu Dumia, Bischof zu Braga in Portugal (daher „Braccarensis") und stand das ganze Mittelalter hindurch in fast gleichem Ansehen wie die Spruchgedichte des Cato und Freidank. Als Ed. princeps hat sich bis jetzt ergeben jene des Ulrich Zell de Hanaw zu Köln c. 1467. 4. (in Mainz); vgl. Gotth. Fischer, Beschreib. typogr. Seltenheiten I. Mainz 1800. 4. S. 99 ff.; die älteste Handschr. aus dem 12. Jahrhundert befindet sich in Wien (Endlicher S. 93). Der Druck ist aber auch deswegen bemerkenswerth, weil die Buchstaben desselben sehr wahrscheinlich mit geschnittenen, beweglichen Lettern gedruckt sind.

Denn obgleich schön schwarz und sehr deutlich und schön gedruckt, sind sie doch sowol in ihrer Größe als auch besonders in der Dicke der einzelnen Striche von einander unterschieden, wozu kommt, daß die Lettern einer Zeile nicht auf einer Linie stehen. Die Kunst, gegossene Buchstaben herzustellen, blieb, selbst nachdem Fust und Schöyffer in Mainz schon 1459 mit letzteren druckten, doch so geheim, daß noch 1478 (Schöpflin, Vindiciae typogr. 1760 p. 49) von Heinrich Knoblochzer in Straßburg ein Processus judiciarius mit geschnittenen Lettern gedruckt wurde. Auch J. G. Schelhorn führt (Diatr. praelim. ad Cardin. Quirini libr. de optim. scriptor. edit. 1761 p. 28) diesen Tractatus unter den Büchern auf, welche mit geschnittenen Buchstaben gedruckt sind und hat als Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht die Schlußschrift desselben, in Kupfer gestochen, beigegeben.

Die Druckerei des Vaters übernahm 1481 der gleichnamige Sohn Peter D. der Jüngere und brachte sie in einem Zeitraum von 24 Jahren durch Fleiß, Umsicht und richtigen Takt in der Auswahl der zu druckenden Bücher so in die Höhe, daß seine Ausgaben überall begehrt und berühmt waren, ja daß er sogar wegen der Correctheit seines Druckes und der sauberen Ausstattung seiner Bücher Aufträge aus anderen Städten erhielt, in welchen berühmte Druckereien bestanden. So druckte er 1497 das Mainzer Missale (Hain II. P. I. p. 297; Panzer III. p. 27) für den dortigen Erzbischof Bertold von Henneberg, den wahrscheinlich die schöne Ausgabe des Speyerer Missale 1484 (Hain II. P. I. p. 445. Panzer IV. p. 424) zu diesem Auftrage bewogen hatte. Bei seinen Mitbürgern genoß der jüngere D. gleiches Ansehen wie sein Vater. Er war nicht nur nach Ausweis der Rathsbücher seit 1481 Mitglied des Rathes, sondern verwaltete auch mehrere öffentliche Stadtämter. So wird er 1491 als Rechenmeister und Baumeister, 1492 als Baumeister und Rentherr, 1493 als Rechenmeister, Baumeister und einer der Vierrichter, 1495 wiederum als Baumeister und ebenso 1498 als Rentherr und 1501 als Rechenmeister und Bewahrer der Schlüssel zu des Raths Kisten aufgeführt. Wenn allerdings aus der Wichtigkeit, welche diese Aemter in jeder freien Stadt und besonders in einer Reichsstadt von der Bedeutung Speyers hatten, sich wol schließen läßt, daß Peter D. der Jüngere ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, vieler Einsicht und großer Energie gewesen sein müsse, so kann es aber auch nicht wundern, wenn in ihm bei dem Einfluß, den er unter seinen Mitbürgern besaß und dem Reichthume, den er theils selbst erworben theils ererbt hatte, das Selbstbewußtsein sich zum Hochmuthe und die Energie sich zur Unbeugsamkeit unter fremden Willen steigerte. So ist es z. B. bezeichnend für seinen Charakter, daß er sich in mehreren seiner Drucke vir consularis nannte, ein Name, den vor dem 15. Jahrhundert zwar alle Rathsherren, zu seiner Zeit aber nur die Bürgermeister trugen. Sein Hochmuth und sein starrer Eigenwille verwickelten ihn denn auch endlich 1496 einer Schuldforderung wegen, die er an den Vicar des Domstiftes, Johannes Kemplin, hatte, in sehr unangenehme Händel und in einen langdauernden Proceß, welche seine unfreiwillige Entfernung aus dem Rathe und solche Kränkungen zur Folge hatten, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben verkürzten. Die actenmäßige Aufzeichnung des ganzen Processes findet sich im Speyerer Stadtarchive. Eine Folge seines hiebei an den Tag gelegten trotzigen Widerstandes gegen den Rath und seiner Eigenwilligkeit war, daß er seit 1504 nicht mehr in den Rath gewählt und seine Stelle durch einen andern Rathsherrn definitiv besetzt wurde. Diese Ausschließung aus dem Rathe aber, gegen welche er, jedoch vergeblich in einer am 19. Januar 1504 von dem kaiserlichen Notar aus Mainz, Konrad Syeß von Heppenheim, in der offenen Herberg zum Pfriemen in Speyer abgefaßten

„Klagschrifft“ protestirte, scheint der durch die Aufregungen der letzten Jahre erschütterten Gesundheit des ehrgeizigen Mannes den Todesstoß versetzt zu haben, denn er starb kurz darauf, noch im J. 1504 (der bestimmte Tag findet sich jedoch nicht angegeben). Unter seinen Drucken, außer den beiden Missalen, zeichnen sich aus das seiner Beschreibungen und Holzschnitte wegen (Panzer III. p. 25) merkwürdige: Bernardi de Breydenbach opusculum sanctarum peregrinationum ad sepulchrum Christi..., 1490. Fol., das, zum erstenmale in Mainz gedruckt, später in die deutsche, holländische, französische und spanische Sprache übersetzt wurde, ferner ein Donatus (Hain I. P. II. p. 278) und des Joh. Reuchlin Liber de verbo mirifico. Fol. (Baur S. 39).

Die Druckerei Drach's des Jüngeren ging nun in die Hände des ältesten Sohnes des verstorbenen, des Gerichtsschultheißen Peter D. (1500—1530) über, ein zweiter Sohn, Johann, wird als Licentiat und 1518 (Baur, Leben Christ. Lehmann's. S. 143) als Rathsadvocat erwähnt und ein dritter, Thomas, widmete sich dem geistlichen Stande. Mit den beiden älteren D. jedoch war auch die Blüthe der Officin für immer geschwunden. Denn Peter D., der Enkel des Gründers derselben, führte zwar den Handel und die Werkstätte fort, da aber von den nach 1503 zu Speyer gedruckten Büchern nur von zweien sich nachweisen läßt, daß sie aus seiner Druckerei hervorgegangen sind (Missale Monguntiacum 1517. Panzer VIII. p. 298 und Sammlung der Reichsabschiede durch Peter D., Schultheißen zu Speyer. 1527. Fol. Baur S. 46. Buder, Amoenitat. juris Publici German. p. 4), so scheint es, daß er sich mehr auf den Handel mit Büchern und den Druck von kleineren Schriften und einzelnen Blättern, z. B. Ablaßbriefen beschränkt habe. Die Sammlung der Reichsabschiede war überhaupt das letzte Werk, das die Drach'sche Officin verließ, nachdem sie durch drei Generationen über ein halbes Jahrhundert geblüht hatte. — Zwar führte des Schultheißen Sohn, der Urenkel des ersten Speyerer Druckers Peter D., wiederum des Urgroßvaters Vornamen, doch er sowol wie die übrigen männlichen Nachkommen widmeten sich andern Beschäftigungen und seit 1542 verschwindet der Name D. aus den öffentlichen Speyerer Urkunden. — Der erste Druck, welchem D. der Aeltere sein Wappen oder Zeichen beifügte, ist die Schrift: Temporum fasciculus. 1474. Fol. (Maittaire, Supplem. I. p. 100). Es besteht aus zwei zusammengebundenen Schildchen, von denen das rechte einen Drachen, das linke einen Baum, auf einem dreigipfeligen Felsen stehend, mit einem Stern auf beiden Seiten, enthält. In einigen Drucken zeigen sich jedoch nicht die gewöhnlichen Schildchen, sondern blos zwei Drachen, zwischen denen die verschlungenen Initialen P. D. sich befinden. Oefters auch stehen darüber die Verse:

Hunc studiose tibi gaudet cudisse libellum
Spirensis civis Drach Petrus arte sua.

Auf eine noch einfachere Weise hat er sein Wappen im Missale Spirense (vergl. oben) auf einer halben Columne, lediglich einen aufrecht stehenden großen Drachen darstellend, mit rother Farbe beidrucken lassen.

Ueber einen Peter Drach, „Altarist“ zu Breuberg, vgl. Archiv f. hess. Gesch. u. Alt. VI. 73 und über den Kanzler Nicolaus Martin Drach ebend. IV. B. 6. Ueber den coburgischen Canzler Joh. Jac. Drach, † 1648, vgl. Gottfr. Ludwig, Ehre des Casimiriani academici zu Coburg (1719) S. 91.

Handschriftl. Nachrichten. Vgl. außer den genannten Quellen: Chr. Baur, Primitiae typograph. Spir. 1764. Mone, Gesch. und Beschr. d. Stadt Speyer. Speyer 1814. Schaab, Gesch. d. Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1830. K. Weis, Nachrichten über den Anfang der Buchdruckerkunst in Speyer. Speyer 1869 und 1870 (nach Speyerer Archivacten). J. Franck.

Drache: Albert D. (Draco), stammte aus Saaz, wurde 1530 von Erfurt nach Rudolstadt zum Schulmeister berufen und erhielt 1533 von „denen Herrn Visitatoribus" das Lob großer Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit. 1537 wurde er von Dr. Luther in Wittenberg ordinirt (s. Dresdner gel. Anz. aus dem J. 1758, XLVI. St.), 1538 als Diaconus zu Rudolstadt bestellt, später zum Oberpfarrer daselbst berufen und 1545 von der Gräfin Catharina „der Heldenmüthigen" zu ihrem Hofprediger erwählt, als welcher er 1551 starb. Mehreres über seine Thätigkeit und über die von ihm als Hofprediger gehaltenen Predigten wird mitgetheilt in des Grafen Wolrad II. von Waldeck lateinisch geschriebenem Tagebuche während des Reichstages in Augsburg 1548. Herausgegeben von Troß in der 59. Publication des litt. Vereins in Stuttgart 1861.

Anemüller.

Draconites: Dr. Johann D. (Drach) war geb. 1494 zu Carlsstadt im Würzburgischen, studirte in Erfurt, promovirte als einer der ersten 1523 in Wittenberg und war seit 1522 Prediger zu Miltenberg im Mainzischen, welches Amt er 1523 aufgeben mußte, worauf er nach Wertheim, Nürnberg, Erfurt und endlich wieder nach Wittenberg sich begab. Auf Luther's Empfehlung wurde er 1525 Prediger zu Waltershausen bei Gotha, gab aber auch dies Amt 1528 wieder auf und lebte nun in Eisenach gelehrten Arbeiten. 1535 wurde er Professor und Prediger in Marburg, war als solcher 1536 auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M., 1537 zu Schmalkalden und 1541 bei dem Religionsgespräch in Regensburg. 1547 gerieth er mit seinen Collegen Theob. Thamer in Streitigkeiten, welche nach dem Religionskriege, dem er als Feldprediger beigewohnt hatte, so heftig entbrannten, daß er Marburg verließ, nach Nordhausen, Braunschweig und 1548 nach Lübeck ging, wo er sein Werk über Gottes Verheißungen, Figuren und Gesichte und später seine Vorlesungen über den Propheten Haggai drucken ließ. Im J. 1551 (immatriculirt im Octbr.) wurde er als Professor der Theologie nach Rostock berufen. Als hier 1556 die Heshusianischen Streitigkeiten wegen der Sonntagsheiligung und Anwendung der Kirchenzucht entstanden, wandte er sich auf die Seite des dem Heshusius feindlich gesinnten Raths und wurde von diesem am 21. Oct. 1557 zum Superintendenten ernannt. Die fürstlichen Commissarien in jenen Streitigkeiten (A. Burenius, D. Chytraeus u. A.) anerkannten ihn aber nicht in diesem Amte, da er ein antinomistischer Irrlehrer sei, vielmehr wurde er aus diesem Grunde 1560 abgesetzt. Er ging nach Wittenberg, wurde noch in demselben Jahre Prediger zu Marienwerder und Präsident des pomesanischen Bisthums, wandte sich aber nach kurzer Verwaltung dieses wichtigen Amtes nach Wittenberg zurück, wo der Kurfürst von Sachsen ihn mit Ausarbeitung der Biblia pentaglotta beauftragte. Hier starb er am 18. April 1566. Seine Schriften sind in Fortges. Samml. von Altem und Neuem 1728 S. 920, 1730 S. 1059, 1734 S. 898 verzeichnet.

Krey, Kirch. u. Gel.-Gesch. I. S. 56. 65. — Wiggers in Lisch Jahrb. XIX, S. 65 ff. — G. Th. Strobel, Dr. Johann Draconites nach seinem Leben und seinen Schriften. Nürnberg und Altdorf 1793. — Grapius, Evang. Rostock S. 139, 281, 381. — Meckl. Gel. Lex. VIII. S. 29. — Rost. Etwas II. S. 587, V. S. 17 ff. — Krabbe, Univers. Rostock S. 501 ff., 547.

Fromm.

Draghi: Antonio D., aus Ferrara gebürtig, wurde im J. 1674 als Hoftheaterintendant Kaiser Leopolds I. und Capellmeister der Kaiserin Leonore nach Wien berufen. Nach J. Heinr. Schmelzer's Tode wurde er am 1. Jan. 1682 Capellmeister der kaiserl. Hofcapelle und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode in Wien. D. war ein äußerst fruchtbarer und begabter dramati-

scher Componist. In v. Köchel's „J. J. Fux" findet man das Verzeichniß von Draghi's Werken in der Reihenfolge, wie sie am kaiserlichen Hofe von 1661 bis 1699 zur Aufführung kamen; es sind 87 Opern, 87 Feste teatrali und Serenaden und 32 Oratorien. Die Partituren dieser Werke sind in der kaiserlichen Hofbibliothek aufbewahrt. Von den Carnevalsopern haben mehrere noch in späteren Jahren Wiederholungen erlebt. Die Textbücher, meist aus der Officin des kaiserlichen Hof-Buchdruckers Cosmerow hervorgegangen, haben sich von fast allen Opern erhalten; diejenigen in größerem Format, z. B. „Il fuoco eterno" (1674), „La Monarchia latina trionfante" (1678) enthalten die in Kupfer gestochenen großen Abbildungen der in der Oper vorkommenden Decorationen und Scenen. D. war auch Dichter; er schrieb zu 11 Werken (darunter 2 Oratorien) die Textbücher selbst; die Musik dazu ist theils von ihm, theils von Ziani, Bertali; jene zu „Apollo deluso", Drama per mus. (1669) ist von Kaiser Leopold I., der zu andern Opern auch mitunter Einlags-Arien schrieb. Draghi's Verdienste wurden vom Kaiser im J. 1690 durch eine Gnadengabe von 6000 Gulden anerkannt. Nach Walther's Lexikon (1732) wäre D. noch 1703 am Leben gewesen; Fétis (Biogr. univ. des Musiciens) läßt D. nach Ferrara zurückkehren und daselbst 1707 sterben. v. Köchel hat zwar unterdessen das Datum berichtigt, doch wiederholen auch die neuesten Biographien Fétis' Angabe. Um so nothwendiger ist es daher, das Wiener Todten-Protokoll sprechen zu lassen, nach welchem D. zu Wien (Singerstraße beim steinernen Rössel) am 18. Jan. 1700 im 65. Lebensjahre verschied, womit zugleich sein Geburtsjahr (gewöhnlich mit 1642 angegeben) festgestellt wird. — Ein Sohn Draghi's, Carlo, gest. 2. Mai 1711, wurde 1688 in der kaiserlichen Hofcapelle als Schüler auf der Orgel aufgenommen und 1698 zum Hoforganisten ernannt.

Vgl. u. a. v. Köchel, Joh. Jos. Fux, Wien 1872 und Die kaiserl. Hof-Musikcapelle in Wien, Wien 1869. C. F. Pohl.

Drais: Karl Wilhelm Ludwig Friedrich D., Freiherr von Sauerbronn, großherzogl. badischer geheimer Rath und Oberhofrichter, wurde zu Ansbach am 23. Sept. 1755 geboren. 1777 trat er in badische Dienste, wurde 1790 Obervogt zu Kirchberg in der Grafschaft Sponheim und war während des Friedenscongresses Polizeidirector zu Rastatt. 1806 hatte er im Namen der badischen Regierung den neuerworbenen Breisgau zu übernehmen und dort die neue Verwaltung einzuführen. Im nämlichen Jahre wurde er Oberhofrichter, d. h. Präsident des obersten Gerichtshofes, der damals in Bruchsal, seit 1810 in Mannheim seinen Sitz hatte. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem am 2. Febr. 1830 erfolgten Tode. D. hat eine größere Anzahl juristischer Schriften verfaßt, auch an dem publicistischen Streit „Ueber den Besitz der badischen Rheinpfalz und des Breisgaues" durch eine Brochure Theil genommen. Seine litterarischen Arbeiten sind in einem ihm gewidmeten Aufsatze in v. Lupin's Biographie, Stuttgart 1826, Bd. 1. S. 203 verzeichnet. Sein Hauptwerk war die „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich" (Karlsruhe 1818, 2 Bde.), welches bis zum Ausbruch der französischen Revolution herabreicht, eine fleißige, gründliche und lichtvolle Arbeit, die durch verschiedene Fragmente, welche spätere Abschnitte der Geschichte dieses Fürsten behandeln: „Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs" (1829) ergänzt wird.

Sein Sohn, der Forstmeister Karl v. D., geb. 1784, ist der Erfinder der nach ihm so genannten Draisine (s. u.).

Sein jüngerer Bruder, Friedrich Heinrich Georg D. v. Sauerbronn, geb. zu Ansbach 1758, gest. 27. April 1833, war als Forstmann nicht ohne Verdienst und s. Z. besonders dadurch bekannt, daß er, in Ermangelung

einer Staatsanstalt für junge Forstleute, an seinen verschiedenen Wohnsitzen eine Privatforstlehranstalt einrichtete und leitete.

Vgl. Badische Biographieen I. S. 194—196. v. Weech.

Drais: Karl Freiherr D. von Sauerbronn, Erfinder des Velocipede; geb. im Januar 1784, gest. zu Karlsruhe 10. Decbr. 1851. Sohn des Oberhofgerichtspräsidenten zu Mannheim Karl Wilh. Ludwig Friedrich v. D. (s. o.). Er war badischer Forstmeister und Kammerherr. 1817 erfand er das Velocipede, welches er in einer anonymen Abhandlung: „Abbildung und Beschreibung einer neu erfundenen Laufmaschine" bekannt machte. 1821 scheint er auch den Versuch gemacht zu haben eine allgemeine Formel für die Auflösung numerischer Gleichungen zu entdecken. Zu Ende der zwanziger Jahre begleitete er Georg Heinrich v. Langsdorf auf einer wissenschaftlichen Reise durch Brasilien. Nach seiner Rückkehr lebte er abwechselnd in Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe, überall als Mann von absonderlichen Ideen bekannt. Er versuchte sein unleugbares mechanisches Talent an den verschiedensten Dingen, z. B. an dem Modelle eines Dampfschiffes, welches gegen den Strom dieselbe Geschwindigkeit haben sollte, wie mit dem Strome; an einem durch eine Claviatur zu leitenden Telegraphen; an einem Wagen, bei welchem das Pferd hinten angespannt drückt, statt zu ziehen. Daneben glaubte er eine Methode erfunden zu haben, die gekrümmte Wurfbahn eines Geschosses dadurch zum Schießen um die Ecke zu benutzen, daß man die Kanone auf die Seite lege.

Vgl. die Todesanzeige von Seiten der Familie in der Karlsruher Zeitung vom 13. December 1851. Bad. Landeszeitung vom 13. December 1851. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch Bd. I., S. 600, Leipzig 1863.
Cantor.

Dräudorf: Johann D., auch v. Schlieben, hussitischer Märtyrer. Ein sächsischer Edelmann, in Prag zum Priester geweiht, kam D. nach Süddeutschland, forderte die Stadt Weinsberg auf, dem vom Würzburger Bischof verhängten Bann zu trotzen, und wurde deshalb, auch weil er gegen Papstthum, Abendmahl unter einer Gestalt und den Justizmord an Huß und Hieronymus predigte, in Heilbronn gefangen genommen, in Heidelberg vor ein Inquisitionsgericht gestellt und in Worms am 3. Febr. 1425 verbrannt.

Vgl. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, 1, 375 ff. Stälin, Wirtembergische Gesch. 3, 428. Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden 1, 57 ff. J. Hartmann jun.

Dräseke: Johann Heinrich Bernhard D., einer der größten Kanzelredner Deutschlands, war am 18. Januar 1774 in Braunschweig geboren, wo sein Vater, ein Subalternbeamter, mit zahlreicher Familie in sehr bedrängten Umständen lebte. Der sehr begabte Knabe hing mit besonderer Verehrung an seiner Mutter, welche namentlich sein religiöses Gemüthsleben pflegte. Als Chorschüler, der sein Brot selbst verdienen mußte, arbeitete sich D. bis zum Carolinum in Braunschweig durch. Er besuchte dasselbe von 1781—1792. Nach einer Notiz in Rotermund's Bremischem Gelehrtenlexikon (I. 103) übten unter seinen dortigen Lehrern Eschenburg, der Litterarhistoriker, und Ebert, der vorzügliche Uebersetzer englischer Dichter, besonderen Einfluß auf seine erste Bildung. Ostern 1792 bezog er die Universität Helmstädt, wo damals unter den Theologen der geistvolle Rationalist H. Ph. Henke, unter den Philosophen der skeptische Kritiker Kant's G. E. Schulze hervorragten. Dieselbe oben angeführte Quelle, deren Inhalt auf Dräseke's eigene Mittheilungen zurückzuführen ist, nennt beide Männer ausdrücklich als seine Lehrer. Was sonst von Henke bekannt ist, daß seine Exegese seinen Schülern besonders werth wurde durch die Anregung, welche ihnen gerade hier durch seine tiefe und innige Verehrung Christi gegeben wurde, hat D. für

seine Person ausdrücklich bestätigt. „Henke", bezeugt er, „wußte uns mächtig zu erschüttern; er hat uns in seinen Vorlesungen über Johannes recht oft die Feder aus der Hand und die Thränen in die Augen dictirt" (Braunschweig. Magazin 1852. S. 219). Durch Schulze, der 1792 seinen Aenesidemus gegen Kant herausgegeben hatte, scheint D. von aller weiteren Vertiefung in die kritische Philosophie und die daran anschließende Entwicklung abgehalten zu sein. Um so breiteren Raum nahmen ästhetische und humanistische Studien ein, zu denen seine, unter der Anregung der braunschweigischen Lehrer erwachte Begabung ihn hinzog. In leidenschaftlicher Vorliebe für das Theater verfaßte er selbst ein Drama, das in Braunschweig aufgeführt und in der Jenaischen Litteraturzeitung nicht ungünstig beurtheilt wurde. Michaelis 1794 verließ er die Universität, auf der er sich selbst erhalten hatte, und nahm eine Hauslehrerstelle an. Im Mai 1795 wurde er Diakonus in Mölln und erhielt im März 1798 die Hauptpredigerstelle daselbst. Bis 1798 erschienen anonym verschiedene belletristische und liturgische Schriften von ihm, welche er später nicht mehr anerkannte. Außer einigen gelegentlichen Vorlesungen (neu herausgegeben Bremen 1868, „Drei kleine Schriften") trat er von da an nur noch als religiöser Schriftsteller und zwar wesentlich als Prediger hervor. Seine erste Schrift in dieser seiner Lebensrichtung führt den Titel: „Zur Beförderung wahrer Religiosität" und war schon 1796 erschienen (Schwerin).

Begeistert wie er war, erfaßte D. die Religion als schöne Verwirklichung des sittlichen Ideals im Leben. Seine Weltanschauung war christlich-teleologisch. Die Weltgeschichte war ihm das große Drama des persönlichen Gottes, in welchem die sittlichen Ideale verwirklicht werden. In der heiligen Geschichte ist die vollkommene Darstellung derselben. Das Leben und Wirken Jesu, „des Edelsten unter den Edelen", des „angebeteten Meisters", ist der Mittelpunkt derselben. Was dort vollendet ist, soll, alle Welt von den Banden der Materie zu erlösen, sich stets wiederholen. Darum war ihm die christliche Religion ein vernünftiges Princip, das er „denkenden" Hörern und Lesern mit der sichern Erwartung ihrer Zustimmung nahebringt und in alles Leben hineintragen will. Die Vortheile, welche eine solche Auffassung dem geistlichen Redner verschaffen mußten, liegen auf der Hand. Diese große Betrachtung der Geschichte ist der mütterliche Boden echtester Begeisterung; sie stellt dem phantasiebegabten Prediger die ganze Welt als Material der Darstellung zur Verfügung; durch ihre künstlerische Auffassung drängt sie zur sorgfältigsten der Würde des Gegenstandes entsprechenden Behandlung der Darstellung, während der Vergleich des Ideals mit der niederen Wirklichkeit das Gemüth des Redenden zur Höhe des Propheten hebt. Nicht minder offenbar sind die Gefahren, mit welchen sie den handelnden Charakter bedroht. Wer sie hegt, wird sich in tiefer Demuth vor den Heiligthümern der Religion beugen, aber, dem vorwiegend ästhetischen Zug seiner Anschauung entsprechend, wird er nach unbedingter Anerkennung verlangen, wenn er das Heilige darstellt. Damit ist den Versuchungen der Eitelkeit die Thür geöffnet, welche den der Sache gebührenden und den der Person zu spendenden Beifall durch einander mischt und dem Zorne Raum gibt, wo das was des Redners Begeisterung ausmacht nicht so aufgenommen wird, wie er erwartet. Wenn die äußere Anerkennung einmal völlig versagt oder in Tadel umschlägt, so wird die Kraft, als Darsteller dieser Ideen vorbildlich zu wirken, aufhören. D. näherte sich in späteren Jahren dem kirchlichen Dogma in vielen Dingen; aber der wesentliche Zug seiner Anschauung ist stets derselbe geblieben. In tragischer Verknüpfung hat sie ihn zu seinen größten Erfolgen, wie zum schmerzlichen Rücktritt von aller amtlichen Thätigkeit geführt.

Zunächst freilich lag eine lange Reihe von Jahren voll glänzender Erfolge vor

ihm. Schon in den ersten Predigten treten die Vorzüge seiner Darstellung hervor: edles Feuer im Andringen auf den Hörer, dramatischer Aufbau der Gedanken, kräftige poetische Sprache, er ist reich an glücklichen Wendungen, treffenden und witzigen Aussprüchen. Nach seiner eigenen Forderung „richtete er auf die Form alle die Sorgfalt, auf welche sowol der Gegenstand nach seiner Würde Anspruch, als der durch die Meisterwerke unserer Litteratur in Dichtkunst und Redekunst zu großen Maßstäben gewöhnte Leser aus allen Ständen ein Recht hat". Durchaus original verließ er die Pedanterie der herkömmlichen Predigt und bewegte sich mit wahrhaft rednerischer Kraft in freien, selbstgeschaffenen Formen. Beim Vortrag erzielte er eine um so größere Wirkung, als er mit einer imponirenden Erscheinung eine harmonisch durchgebildete äußere Action verband. Nachdem von ihm „Schilderungen für denkende Christen" (1803, Lüneburg) erschienen waren, wurde er Michaelis 1804 nach Ratzeburg als Pastor zu St. Georg berufen. Während seiner dortigen Thätigkeit erschienen: „Predigten für denkende Verehrer Jesu" (5 Bde., Lüneburg 1804—1812, von welchen die ersten Bände bis 1818 die vierte, zwei Bände 1836 die fünfte Auflage erlebten); ferner „Hinweisung auf das Eine was Noth ist" (Lüneburg 1812); „Glaube, Liebe, Hoffnung, ein Handbuch für junge Freunde und Freundinnen Jesu" (Lüneburg 1813, sechste Auflage 1834); „Teutschlands Wiedergeburt, verkündigt und gefeiert durch eine Reihe evangelischer Reden im Laufe des Jahres 1813" (Lübeck 1814, 3 Bde., 2. Aufl. Lüneburg 1818). Im October 1814 wurde er als dritter Prediger an die Ansgariikirche nach Bremen berufen und erschienen noch „Predigten bei der Veränderung seines Wirkungskreises" (Lüneburg 1814).

Am Unglücke Preußens, der Erniedrigung Deutschlands hatte D. in patriotischem Schmerze Theil genommen. Als 1806 die Franzosen in die Gegend von Ratzeburg vordrangen, wurde eine Abtheilung Soldaten dorthin gesandt, um den gewaltigen Prediger aufzuheben. D. konnte entfliehen; aber sein Haus wurde geplündert und er selbst durfte erst nach dem Abzug der Feinde zurückkehren. Das deutsche Volk und Vaterland wurde einer der vornehmsten Gegenstände, dem er das christliche Interesse zuwandte. Diesem Zwecke dienen die in Lübeck veröffentlichten Predigten: „Teutschlands Wiedergeburt". Sie faßten alles, was die große Zeit forderte und was gährend durch sie zog, im Lichte der Religion zusammen. Sein offenes Wort, sein edeler Zorn über alles Schlechte, seine Begeisterung für die äußere und innere Befreiung unseres Volkes halfen die patriotische Bewegung zur Begeisterung schüren. In Bremen fuhr er fort in demselben Sinne zu wirken. Die heilige Allianz erschien seinem vertrauens- und hoffnungsvollen Sinn lange Zeit als eine Bürgschaft für die wirkliche Erneuerung des nationalen Lebens aus einer religiösen Erneuerung. Diese in Bremen zu fördern, drang er vor Allem auf die Einführung der Union in seinen „Evangelischen Bedenken und Bitten zu Anfang 1816" (Lüneburg 1816) und in der Schrift: „Ueber den Confessionsunterschied der beiden protestantischen Kirchen" (Lüneburg 1817), wie in „Predigten um die Zeit der dritten Jubelfeier der protestantischen Kirche" (Lüneburg 1818). Aber er erzielte keinen durchschlagenden Erfolg. Locale Ursachen bildeten das Haupthinderniß. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts waren in Bremen die Lutheraner nur unter starken und für sie verletzenden Beschränkungen zugelassen gewesen. Der Dom mit einem großen Kirchenvermögen war ihnen freilich geblieben, aber nur, weil derselbe von der Zeit der Erzbischöfe her noch unter fremder, erst schwedischer, dann hannoverscher Staatshoheit gestanden hatte. Nachdem der Dom mit den dazu gehörigen Häusern unter bremische Staatshoheit gekommen war, mußte er zuerst für seine Prediger das Recht, durch die ganze Stadt zu trauen und zu taufen, um schweres Geld erkaufen, dann hatte er einen lang dauernden Rechtsstreit mit der Staatsbehörde

theils um sein Vermögen, theils um seine kirchliche Unterordnung unter den Senat. Die junge „lutherische" Predigerstelle an der sonst reformirten St. Ansgariikirche, an welche D. berufen war, schien ebenfalls dazu bestimmt zu sein, die erst kürzlich in den vollen Genuß freier Bewegung in Bremen gelangte Domgemeinde zu beeinträchtigen. Sachliche Gründe genug, um der Union, die von St. Ansgarii gepredigt wurde, Mißtrauen entgegen zu stellen, obschon die damalige Domgemeinde, an welcher rationalistische Prediger wirkten, durchaus kein confessionelles Gepräge hatte. Noch schlimmer erging es den patriotischen Hoffnungen Dräseke's. Wie sehr ihn die Enttäuschung durch die hereinbrechende Reaction empörte und wie ernsthaft er als christlicher Prediger sich verpflichtet hielt, das gegen den fremden Bedrücker erregte Volksgefühl auch jetzt zu vertreten, bezeugt die Herausgabe einer zweiten Auflage seiner Predigten über „Teutschlands Wiedergeburt", 1818, und die neue Predigtsammlung „Christus an das Geschlecht dieser Zeit" (Lüneburg 1819, 3. Aufl. 1820), welche in rücksichtsloser Strenge ernsten Tadel aussprachen. Die rasche Folge der Auflagen spiegelt die eine Seite ihrer Wirkung; die andere wurde von Frankfurt dem bremischen Senat bekannt. Vom Bundestag kam die summarische Aufforderung: entweder solche politische Predigten zu unterdrücken oder den Prediger zu entfernen. D. wurde vor den Senat citirt; er verantwortete sich freimüthig, wurde aber zu dem Versprechen genöthigt, künftig von politischen Dingen zu schweigen. Diesen Entschluß verkündigte er seiner Gemeinde in einer männlichen Predigt über Ps. 39, 11 „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun, Gott wirds wohl machen." Die damalige Censur verstümmelte diese Predigt beim Druck.

Erst 1851 sind die charakteristischen Stellen (Bl. für litterar. Unterhaltung Nr. 133. S. 1214 ff.) mitgetheilt worden. Das Streben des deutschen Volkes nach Recht, nach Freiheit, nach Einigung, nach Kraft und Stärke läßt er prüfend vor seinem Auge vorüberziehen. Aber der Blick in die Zeit verwandelt die Hoffnungen des Patrioten in Traurigkeit. Vor zwei Abwegen soll der Christ sich hüten, vor Verzweiflung und Rebellion. Darum hat er geredet. Jetzt kann er auf die Frage, warum alle jene Dinge nicht gefördert werden, nur noch antworten: ich will schweigen. Seine Kritik der Reaction ist offen, sachlich und einschneidend. „Willkür macht Sklaven, Recht macht Freie." „Das sind freie Menschen, die keinen Willen begehren als den des Gesetzes, die keiner Macht weichen wollen als der des Gesetzes. In einer Verfassung, die solchen Geist athmet, wird die Menschheit mündig, d. h. fähig, ihre Würde unter dem Gesetz zu erkennen, und geneigt, ihr Heil im Gesetz zu suchen. Eine solche Verfassung schließt aus, was an der Ausübung unveräußerlicher Menschenrechte, was an der Erstrebung unaufgebbarer Menschheitszwecke hindern könnte. Da ist freie Betriebsamkeit, freier Handel, freier Kunstfleiß, freie Rede, freie Schrift, freier Briefwechsel, freie Druckerpresse, freie Regung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens in Schulen und auf Universitäten. Daß die Freiheit von Einzelnen mißverstanden und mißbraucht werde, macht Niemanden irre. Am Straucheln wird Gehen gelernt. Dies hat unser Volk in der Knechtschaft eingesehen. Die Herrlichkeit, die Nothwendigkeit, die Seligkeit eines edelfreien Daseins ist ihm aufgegangen. Warum wird denn diese Losung bemißtraut, als tauge sie nicht? Warum werden ihre Vertheidiger als Feinde des Gemeinwesens verrufen? Warum fällt jedes kühne Wort, das für die Freiheit ficht, wie ein Stein des Anstoßes auf? Warum hält es so schwer, die verhaßten Ueberreste ausländischen Druckes zu entfernen? Warum sollen eben nun wieder Lehrer und Schriftsteller unter Vormundschaft treten, so doch von Gottes- und Rechtswegen eben sie die Vormünder der Zeit sind? Gibt das Censoramt die Schlüssel der Weisheit? Bläst man die Sonne damit aus, daß man den Leuten die Augen

verbindet? Ist mehr Ruhm und mehr Ruhe beim Herrschen als beim Regieren? Ist es seliger, ist es sicherer, von Knechten gefürchtet, als von Kindern geliebt zu sein? Fragt Ihr danach, so seid ihr am Ende. Und nichts bleibt übrig als das Bekenntniß: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun." Was will er? „Ich will nicht gegen die Maßregeln der Regierungen Verdacht erregen; dann hätte ich den Geist Christi nicht; aber zusammen wollen wir wach werden und helle Augen gewinnen für jedes bedenkliche Zeichen der Zeit und erkennen, daß verderbenvoller als selbst die Rückkehr des von Gott geächteten Tyrannen der Rückfall unseres Volkes sein würde in die alte Schläfrigkeit und Schlaffheit. Brennt es, so muß „Feuer" rufen wer kann; und wo noch Kleinode zu erjagen sind, darf Keiner sprechen: Liebe Seele, da ist Vorrath auf viele Jahre. Alles steht herrlich bei Euch zu. Habt nun Ruhe und esset und trinket und seid gutes Muths! Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus der Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen. Sie trösten das Volk in der Gefahr, daß es sie gering achte, und rufen: Friede! Friede und ist doch kein Friede! Darum werden sie mit Schanden bestehen, daß sie solche Gräuel treiben, spricht der Herr Herr." Voll herrlicher Kraft ist die Vertheidigung seines Rechtes, von diesen Dingen auf der Kanzel zu sprechen. „Was hat die Religion mit der Politik und die Kirche mit dem Weltzustand? so fragen die Leute. Und damit wähnen sie das Recht auf ihre Seite zu wenden. Das ist das Unglück, Christen, daß die Leute so fragen und wähnen, daß sie ein todtes Evangelium lieber wollen als ein lebendiges, und daß unser Predigen in diesen Mauern verhallend auf das Thun und Treiben da draußen ohne Einfluß bleiben soll. Ich kenne solch' Predigen nicht. Ich habe es nicht gekannt. Ich will es nicht kennen. Christus der hochgelobte Meister hat es auch nicht gekannt. Soll durchaus die Menschheit versinken und verkommen in alten Mißbräuchen, so sehe ich nicht, wozu der Sohn ihr gesandt sei. Soll sie dagegen durchs Evangelium erhoben werden zur Wahrheit, Weisheit, Glückseligkeit, so ist nöthig, daß wir bei jeder Zusammenkunft im Heiligthum an des Sohnes Maßen sie messen."

In dieser ersten Periode seines bremischen Aufenthaltes entwickelte D. eine großartige Thätigkeit. Auch das engere Gebiet des religiösen Lebens beleuchtet er mit gleichem Eifer in verschiedenen Predigtsammlungen: „Predigtentwürfe über freie Texte", 2 Bde. (Lüneburg 1815 und 1816); „Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn", 2 Bde. (I. Bd. Lüneburg 1816, 4. Aufl. 1818; II. Bd. 1818, 3. Aufl. 1826); „Predigten über freigewählte Abschnitte der heiligen Schrift", 4 Bde. (Lüneburg 1817—18). Auch gab er mit dem Bischof Eylers das „Magazin von Fest- und Gelegenheitspredigten" heraus (4 Bde. 1816—1820). Zunächst schlossen sich diesen noch an „Blicke in die letzten Lebenstage Jesu" (Lüneburg 1821). Dann folgten in längeren Pausen „Gemälde aus der heiligen Schrift", 4 Sammlungen (Lüneburg 1821—1828). Hier zeigt sich seine homiletische Kunst in ihrer Vollendung. Seine Sprache ist noch einfacher und volksmäßiger geworden. Abgewandt von der Betrachtung des Volkslebens der Gegenwart, wendet er alle Kraft an eine erbauende Reproduction biblischer Geschichtsbilder. Der Gefahr, welche alles Predigen mehr oder weniger bedroht, entging er freilich nicht ganz. Die Begeisterung auf der Kanzel machte nicht überall sichere Unterschiede zwischen der Wichtigkeit der Dinge, welche sie ins Licht der Religion stellte. Aber sein Ruhm als Prediger wuchs von Jahr zu Jahr und breitete sich weit über Bremen aus. In Bremen selbst wurde ihm von seiner Gemeinde eine verwöhnende Verehrung zu Theil (Bl. für litterarische Unterhaltung a. a. O. S. 1216), welche er, selbst nach dem Zeugnisse eines warmen Verehrers, des ihm persönlich nahestehenden Tholuck, nicht ohne Eitelkeit hinnahm

(Herzog, Real-Encyklop, III, 497). Dennoch fühlte er sich mit den Jahren weniger behaglich in Bremen. Er sehnte sich nach einem thätigen Einfluß in der Welt, vielleicht um so mehr als er während der Ausarbeitung der biblischen Gemälde diese Seite seines Wesens gewaltsam zurückgedrängt hatte. Auch das gesellige Leben, in das er mit einer heiteren Genußfähigkeit (Tholuck a. a. O. S. 498) eingetreten war, zog ihn weniger an. Die tragische Verwicklung seines Lebens zog sich zusammen. Er hatte aus dem Glauben an eine neue große sichtbare Verwirklichung des Reiches Gottes seine Begeisterung genährt; aber solche Wirkungen blieben ihm aus. Seine Kirche war allsonntäglich gefüllt, aber die Union machte keine Fortschritte, noch weniger sah er in Bremen eine andere größere Aufgabe vor sich. In den bremischen, kleinen, festgefügten Verhältnissen, in welchen den Predigern zwar viel Ehre, aber wenig praktischer Einfluß beschieden war, fand er wenig Anregung. Noch einmal vertiefte er sich in den Gedanken des „Reiches Gottes" und ließ darüber drei Bände Predigten (Bremen 1830) erscheinen. Dieselben sind sein gedankenreichstes Werk, er selbst hielt sie immer für sein bestes Buch. Den hemmenden, bösen Einflüssen geht er in ganz anderem Umfange als früher nach, er faßt den sittlichen Proceß tiefer und eignete sich darüber in freier und eigenthümlicher Weise wesentliche Züge der alten kirchlichen Dogmen an. Dabei doch über jede Parteistellung erhaben, erschien er Fernerstehenden als eine vorbildliche Darstellung eines einheitlichen christlichen Lebens. Sein Wirken in Bremen aber wurde ihm nicht leichter; hier schien ihm die neue Vertiefung seiner Ideen keine neue Aufgaben zu stellen; er wurde in sich unruhig und fühlte, wie es scheint, häufiges und regelmäßiges Predigen vor demselben alten Kreise als eine Last. So begreift es sich, daß er auf an ihn gelangende Anerbietungen in Unterhandlungen wegen Uebernahme bedeutender Stellen eintrat; Coburg, Hannover, Oldenburg, Hamburg werden genannt. Aber kein Anerbieten schien so sehr alles was er ersehnte in Aussicht zu stellen, als dasjenige, welches ihm der König von Preußen, den seine Predigten über das „Reich Gottes" persönlich sehr angesprochen hatten, 1832 machen ließ. Es galt der Uebernahme der Generalsuperintendentur in der Provinz Sachsen, deren Inhaber den Titel Bischof führte und zugleich erster Domprediger in Magdeburg war. D. begeisterte sich für die von Friedrich Wilhelm III. beabsichtigte und durch den Titel Bischof bezeichnete Wirksamkeit, nahm die Stelle an und trat mit dem Eifer und der Arbeitskraft seiner ersten bremischen Jahre in das neue Amt ein.

In unseren Augen war es ein tragisches Schicksal, daß der Mann, welcher die aufs Handeln in der Gegenwart gerichteten Neigungen seines ersten Mannesalters in stillen Studien und einer lediglich lehrenden Wirksamkeit bewältigt hatte; daß der aller praktischen öffentlichen Thätigkeit entwöhnte bremische Pastor, der niemals dem Kirchenvorstand präsidirt und noch weniger irgend welche Bureaugeschäfte besorgt hatte; daß der Prediger, der in Bremen keine Inspection seiner amtlichen Thätigkeit erfahren, sondern sich in einer Stellung befunden hatte, die keine andere Controle als das eigene Gewissen und die Verehrung seiner Anhänger kannte, nun im 58. Lebensjahre die Fähigkeit in sich zu entdecken glaubte, in einem Amte, welches lange geübte Verwaltungs- und Regententugenden verlangt, durch praktisches Handeln größeres als bisher zu leisten, und mit diesem Anspruch an sich selbst eine amtliche Thätigkeit übernahm, über deren Wirkung ihm die eigene Erfahrung völlig fehlte, ja, welche er in Bremen als einen unwürdigen Zwang weit von sich gewiesen hätte. Und als ob nichts fehlen sollte, was eine Katastrophe vorbereiten mußte, brachte er dazu eine theologische Bildung mit, welche wie der speculativen Entwicklung der Theologie so den kritischen Studien fern geblieben war, und einen Charakter, dessen naiver

Subjectivismus seine schönen Ideale von den realen kirchenpolitischen Bestrebungen nicht zu unterscheiden vermochte. Zunächst freilich ging alles nach Dräseke's Wunsch. Er wurde mit der größten Auszeichnung aufgenommen; seiner ersten Predigt wohnte der König selbst mit dem Hofe bei. Bald schien seine Wirksamkeit für Magdeburg und die Provinz Sachsen von epochemachender Bedeutung zu werden. Das, wie auch Tholuck a. a. O. bemerkt, „nicht ganz ohne Absicht und Studium hervorgehobene Imponirende seiner Erscheinung", die Gewalt seiner Beredsamkeit, die eigenthümliche Art seines Christenthums, das so weltförmig und doch für das Evangelium so begeistert war, die Freiheit von jeder Parteistellung und sein gewinnendes persönliches Wesen, das alles trug dazu bei, Stadt und Land für ihn zu begeistern und seine Visitationsreisen zu wahren Triumphzügen zu gestalten. Er selbst wurde von dieser Anerkennung getragen und zu einer unermüdlichen Thätigkeit angespornt. Auf der Höhe dieses Wirkens hielt er, Tausende mit sich fortreißend, die Weiherede bei der Enthüllung des Gustav-Adolph-Denkmals auf dem Schlachtfelde bei Lützen am 6. November 1837 (Magdeburg, Wilh. Heinrichshofen 1837), die auf Antrag der schwedischen Akademie ins Schwedische übersetzt wurde, und dem gefeierten Redner u. a. auch durch ein eigenhändiges Schreiben des schwedischen Königs, mit dem er den Nordsternorden übersandte, gedankt wurde. Es schien als werde Dräseke's Wirksamkeit die ganze Provinz Sachsen zu einer neuen religiösen Begeisterung erheben. Augenzeugen berichten, daß man in der Provinz Sachsen seit Jahrhunderten keiner ähnlichen Theilnahme und Bewunderung für einen Kirchenfürsten zu gedenken hatte. Da brachte das Jahr 1840 einen Conflict und eine bittere öffentliche Kritik der Amtsthätigkeit des Bischofs und das ganze Selbstvertrauen Dräseke's brach in sich zusammen.

Aus Anlaß eines in Magdeburg ausgestellten Bildes, welches darstellte wie eine vor einem Christusbilde betende Frau sehend wird, erschien in der „Magdeburger Zeitung" ein Gedicht, das Christus als „den Erretter von allem Uebel, den Erbarmer in jeglicher Noth" feierte. Dies Gedicht kritisirte der Prediger Sintenis in einem sehr scharfen Artikel als Abgötterei. Alsbald antwortete D., der sich in einem seiner Lieblingsgedanken, der Anbetung Christi, persönlich verletzt fühlte, in einer heftigen Predigt, die mit den getadelten Worten begann. Es brach ein heftiger Kanzelstreit aus, denn Prediger Sintenis, hinter dem die starke rationalistische Partei der Provinz Sachsen stand, antwortete auf der Kanzel. Als Prediger Sintenis bei seiner Ansicht beharrte, bedrohte ihn der Bischof, im Widerspruch mit den eigenen früher ausgesprochenen Grundsätzen (König, 30 Fragen an die Facultäten, 1841), mit der Autorität der Bekenntnißschriften und sprach ihm die Fähigkeit, evangelischer Geistlicher zu sein, ab. In einem leidenschaftlichen Gutachten, in welchem er Sintenis einen Judas und Giftmischer nannte, forderte und beantragte er beim Ministerium die Absetzung seines Gegners. Aber für diesen ergriff ein großer Theil der Bürgerschaft Partei; der Kirchenvorstand protestirte beim Consistorium, der Magistrat beim Ministerium. Die Regierung entschied im Sinne einer Beilegung des Streites; beide Männer sollten aufhören über den Streitpunkt zu predigen. Dieser unerwartete Ausgang war für D. der schwerste Schlag, der ihn jemals getroffen hatte. Nachdem ihm die unbedingte Anerkennung in einem Falle, in dem er seine ganze Autorität eingesetzt hatte, versagt war, entfiel ihm das Vertrauen, das er zur Erfüllung seiner Arbeit nöthig hatte. Es kam dazu, daß in demselben Jahre eine anonyme Schrift „Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußischen Staate" (Bergen 1840) seine Persönlichkeit angriff, indem sie mancherlei Versehen der Geschäftsführung, persönliche Schwächen und Taktlosigkeiten einer bitter feindseligen Kritik unterzog. Diese Schrift war der Ausdruck einer namentlich

durch die im Streite mit Sintenis erfolgte Verleugnung seiner früheren Schriften weitverbreiteten Mißstimmung gegen D., dem es nach seiner ganzen Art kein Trost sein konnte, daß er nun von der pietistischen Partei allein gepriesen wurde. Sie wurde dem edleren Streben, der Hingabe Dräseke's an seinen Beruf nicht gerecht, aber sie traf ihn an seiner verwundbarsten Stelle und das um so tiefer, als er diese Kritik selbst nie gelesen hat. „Hier sollte nämlich", wie Tholuck sagt, „die Schwäche des sonst so verehrungswürdigen Mannes, dem eine ungetrübte Weihrauchssphäre zum Lebensbedürfniß geworden war, ganz offenbar werden." Schwache Freunde nahmen ihm das Versprechen ab, diese Schrift nicht zu lesen. Er gab und hielt es. Aber aus dem Schriftenkampf und anderen Wirkungen erfuhr er doch genug, was ihn, der schon gebeugt war, um so mehr niederdrückte, als er dem Feinde selbst nicht ins Angesicht sah. Umsonst sammelte man diöcesenweise „Unterschriften zu einem heilenden Pflaster", und erschienen „räuchernde und salbungsvolle Vertheidigungsschriften". D. erkannte, daß die allgemeine und unbedingte Anerkennung, an die er geglaubt hatte, für immer dahin sei, damit sank er in Kleinmuth und verlangte seine Entlassung. Nach langem Zögern willigte der König endlich 1843 ein, sein Gesuch anzunehmen, doch sprach er den Wunsch aus, daß D. seinen Wohnsitz in seiner Nähe nehmen möge. D. zog nach Potsdam und predigte von nun nur noch gelegentlich vor der königlichen Familie. Ein eigenes Wort Dräseke's (Bl. für litterar. Unterhaltung S. 1220) belege die das menschliche Maß vergessende, phantasievoll großartige Auffassung seines Berufes, welcher er in einer geradezu naiven Selbsttäuschung bis zu jenem Angriff zu entsprechen glaubte. Um ihn im Amte zu halten, wurden ihm längere Ferien angeboten. Damals schrieb er: „Ich wiederhole dagegen, daß mein Posten eine frische, freudige, gewaltige, in dieser Gewalt sich immer gleiche, dabei nie rastende, vor allem aber in jeder Leistung heute wie gestern vorbildliche Kraft brauche, absolut fordere und Ferien zumal in solcher Ausdehnung schlechterdings nicht statuire." Ein Amt, das in Wahrheit solche Leistungen absolut fordert, kann kein Mensch ausfüllen. Nur aus der Grundanschauung Dräseke's und seinen Charaktereigenthümlichkeiten wird es erklärlich, daß seine Begeisterung durch den Beifall, den er fand, zu dem Glauben verführt wurde, er fülle das Amt auch nur annähernd in diesem Sinne aus.

Man hat D. zum Vorwurf gemacht, daß er vor „einem verhältnißmäßig so leichten Lanzenstich" sich zurückzog. Wir glauben umgekehrt, daß man in dieser Entsagung mehr erblicken muß, als das Zurückziehen verletzter Empfindlichkeit. Es war der Preis, mit dem er den Glauben an sein Ideal bezahlte. Und daß er diesen höher stellte als Glanz, Macht und Einfluß soll man ihm zur Ehre anrechnen. Nachdem die Weihrauchwolke, die ihn so lange umgeben, einmal zerrissen war, erkannte er seine Stellung zu der ihn umgebenden Welt klarer, als die schwachmüthigen Freunde, welche ihn in seinem Amte zurückhalten wollten. Er schrieb damals: „Unsere Zeit verstehe ich nicht mehr; denn ich kann sie in den mannigfaltigen Verzweigungen ihres labyrinthischen Entwicklungsprocesses nicht mehr verfolgen. Das nur verstehe ich: ich passe nicht zu ihr und sie nicht zu mir. Darum und weil das wenn auch nicht den Leuten so doch mir wahrnehmbare Deficit auf der Seite des Könnens gehalten gegen das nach meiner Berufsidee unerläßliche Sollen immer größer wird, werde ich bald ausscheiden." (A. a. O. S. 1220.) Die Gunst des Königs, das Ansehen einer Partei, deren Kriege er hätte führen müssen, hätten ihn in seiner Stellung halten können: aber das war eben nicht die freie Zustimmung aller, welche ein wahrhaft vorbildliches Wirken in seinem Sinne finden sollte. So erzwang er, indem er selbst bereit war, auf Pension zu verzichten, seine Entlassung. „Auf Pension, sie widerstrebt mir, wollte ich verzichten. Begeistert und arm, wie ich gekommen, wollte ich

gehen. Das Nothwendige hat mir Gott gegeben. Weiteres verschmähe ich. Ich bin nicht dabei hergekommen.“ (A. a. O. S. 1220.) Und seine Entsagung brachte seinem stillen Alter einen versöhnenden Lohn. Blieb ihm auch der Schmerz, daß man an seiner Gesinnung hatte zweifeln können, so haßte er doch die Welt nicht. Er freute sich der Schönheit der Natur. Das große Landstück um sein Haus, das er fast wüst gekauft hatte, schuf er in einen blühenden Garten um. Und wie es dort grünte, fand er den freudigen Glauben an die Freiheit wieder, den er als Bischof wenigstens praktisch aufgegeben hatte. Als 1845 der Streit gegen die sächsischen Lichtfreunde hoch wogte, unterzeichnete er neben Bischof Eylert die Sydow-Jonas'sche Adresse gegen die Partei Hengstenberg's, welche die Bekenntnisse zu beengenden Fesseln der christlichen Entwicklung machen wollte. Wir wollen nicht vergessen, daß die Bewegung, deren Verfolgung diesen Protest veranlaßte, aus denselben Kreisen herausgewachsen war, welche D. den größten Schmerz seines Lebens bereitet hatte. Hengstenberg erklärte, D. sei alt geworden. In Wahrheit war er wieder jung geworden; denn der Glaube an die Freiheit lebte in seiner Seele, wie auch Tholuck (a. a. O. S. 500) bezeugt, daß D. ihm noch nach seinem Conflicte geschrieben habe: „Ob wol die Kirche je größeres Unglück erlitten, als durch den Vorwitz der Menschen, der in Concilien und vorgeschriebenen Bekenntnissen unfaßliche Geheimnisse zur festen Satzung habe machen wollen.“ Unter körperlichen Leiden ungebrochenen Geistes erlebte er das Jahr 1848 mit voller Theilnahme. Auch die alte Hoffnung für sein Volk wurde wieder wach. Im April d. J. schrieb er einem Freunde: „Der europäische Weltacker ist aufgerissen, um, Gott gebe es! ein Garten zu werden, mit lauter Pflanzen, die der himmlische Vater gepflanzt. Die Hoffnungen, denen sich ein vertrauendes Herz hingibt, sind schön, wenngleich viel tausend Herzen, durch welche mittenhin die gewaltige Pflugschar gegangen ist, an tiefen Wunden bluten, — oft will der gute Muth schon Ein- und Anderes im Keime sehen. Wir übergeben all diese Hoffnungen Dem, der da mächtig ist, sie zu erfüllen und denen, die ihn lieb haben, das verheißene Erbe zu geben“ (Bl. f. litterar. Unterhaltung S. 1221). Und bei dieser Hoffnung blieb er, als seine orthodoxen Freunde längst wieder zurückschauten und in Dräseke's Hoffen sich schlechterdings nicht zu finden vermochten. „Er starb mächtig bewegt durch die Geschichte, von persönlichen Verlusten tieferschüttert, am 8. Dec. 1849.“ Nach seinem Wunsche wurde er unter alleinigem Gefolge seiner Familien- und Hausgenossen beerdigt. Auch sollte sein Grab ohne Stein oder Kreuz bleiben. Der Eindruck seines Wesens auf Geister, die ihm innerlich nahe kamen, war wol nie größer als in der Zeit, da er von den Handelnden geschieden in der schwer erkämpften Stille seines Hauses lebte. Ein Zeuge jener Zeit schreibt uns: „In seinem Hause unter den Seinen, im eigenen Gemüth, nahm er mit Jugendfeuer, in der wunderbar großartigen Ganzheit seines Wesens an allem theil, was die Kirche und ihre Entwicklung, was das religiöse Leben der Gesammtheit betraf. So wie ihn hoffen und trauern, habe ich nie einen Menschen gesehen. Es war eine Gewaltigkeit und Größe in seinem Empfinden und ein Ausdruck derselben, daß wir uns nie würdig schienen, sie in der Stille des Familienzimmers als unser Eigenthum zu empfangen und ihn immer wieder hinauswünschten in die größeste würdigste Versammlung. Aber ein Zweifel an der Richtigkeit seines Entschlusses, wortlos nach außen in der schwererkämpften Stille zu bleiben, kam ihm auch in den höchsten Momenten geistiger Hingebung nie..... Und diese Stimmung blieb die dauernde durch sein langes unsäglich schweres Leiden bis zur Stunde seines Todes. Er athmete nur noch in den höchsten Strebungen seines Lebens, sein Wesen löste sich auf und verklärte sich in der Liebe zu seinem Herrn, der der Geist und dessen Geist Freiheit ist.“ (Eine Studie über ihn als Prediger enthalten die Hallischen Jahrbücher 1838, Nr. 37 f.

Nach seinem Tode erschienen noch: „Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Th. H. Dräseke", Magdeburg 1850—51; es sind dies meist Predigten aus der letzten Bremer Zeit.) Manchot.

Draskowics: Johann Graf v. D., Freiherr von Tralosthan, kaiserl. wirkl. geh. Rath und Hofkriegsrath, Ban von Croatien, Slavonien und Dalmatien und commandirender General von Ungarn. Das Geschlecht der Grafen v. D. von Drachenstein gehört zu den ältesten Oesterreichs und eines der hervorragendsten von den zahlreichen Mitgliedern desselben ist unser Johann, dessen Geburtsjahr leider unbekannt geblieben ist. Frühzeitig schon widmete er sich den Kriegsdiensten gegen die Türken und zeichnete sich 1589 gegen Skanderbeg bei Possega besonders aus. Als im J. 1591 Hassan Pascha, Statthalter von Bosnien, mit einem zahlreichen Heere in Croatien einfiel, schlug D. diese Schaaren bei Kopreiniza und half mit Auersperg u. A. das belagerte Sissek entsetzen. 1596 wurde er Banus von Croatien und Slavonien, auf welch wichtigem Posten er die Eroberung von Clissa beförderte und die Türken bei Petrinia schlug. 1600 nahm D. Antheil an der Schlacht und Befreiung von Kanisa, am nützlichsten wurde er jedoch durch seine treue Standhaftigkeit wider den aufrührerischen Bocskay 1604, durch welche er nicht nur die Wankenden aufrecht erhielt, sondern auch die versammelten Reichsstände zum energischen Widerstande innerhalb der Landesgrenzen wie zum Angriffskampf zu bewegen wußte. Alle Versuche Bocskay's, den verdienstvollen D. zum Abfall zu bewegen, scheiterten. Dieser eilte vielmehr die Croaten mit den treu gebliebenen Ungarn zu vereinigen und Bocskay nicht nur mehrere Stützpunkte abzunehmen, sondern ihn auch bis nach Szigeth zurückzudrängen. Nach Beendigung des Bürgerkrieges 1606 legte D. seine Banatwürde freiwillig nieder, um sein Leben in Ruhe zu beschließen. Allein der Kaiser wollte einen so vielfach ausgezeichneten Mann nicht entbehren und ernannte ihn zum Kronschatzmeister, Hofkriegsrath, geheimen Rath und commandirenden General in Ungarn. Seiner neuen Thätigkeit entrückte der Tod im J. 1613 den wackeren Mann. Obwol stets dem bewegten Kriegsleben hingegeben, fand D. doch noch die Muße, um die Uebersetzung des zweiten Theiles von Guevara's „Fürsten-Uhr" aus dem Spanischen ins Ungarische zu bewirken.

Hirtenfeld, Oesterr. Militär-Lexikon, II. Bd. S. 107. v. Janko.

Draskowics: Joseph Graf v. D., kaiserl. königl. Feldzeugmeister, geheimer Rath und Commandirender von Siebenbürgen, geb. 14. März 1714, † 9. Nov. 1765, bildete sich in der Schule der leichten Grenz- und ungarischen Truppen zu einem der tapfersten Anführer. Seine ersten Kriegsdienste leistete er mit kaum zwanzig Jahren und wohnte zehn Jahre später schon als Oberstlieutenant dem Feldzuge in Italien mit Auszeichnung bei, woselbst er mit großer Unerschrockenheit den Posten bei Campo Freddo (1749) vertheidigte. Namhafte Verdienste erwarb sich D., der 1750 Generalmajor geworden, im siebenjährigen Kriege, so besonders bei der Belagerung von Olmütz 1758; im J. 1760 führte er das Commando der gesammten Infanterie, welche bei der Belagerung von Glatz zur Verwendung kam, und hatte, wie Laudon bezeugte, wesentlichen Antheil an der Eroberung der Festung. 1761 befehligte D. in Oberschlesien ein eigenes Corps zur Deckung Mährens. Er mußte sich zwar vor der bedeutenden Uebermacht Ziethen's auf österreichisches Gebiet zurückziehen, that dies aber mit besonderer Geschicklichkeit, so daß der preußische General die Idee ihm zu folgen aufgab. Im nächsten Jahre hatte D. das Unglück gefangen zu werden, 1763 ward er Feldzeugmeister und Gouverneur von Siebenbürgen, und 1765 kurz vor seinem Tode erhielt er für sein weiteres Verhalten im siebenjährigen Kriege überhaupt das von Joseph II. soeben gestiftete Commandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens.

Hirtenfeld, Oesterr. Miliär-Lexikon II. Bd. S. 108. v. Janko.

Draudius: Georg D. (Draut), geb. 9. Januar 1573 zu Dauernheim in der hessischen Grafschaft Katzenellenbogen, wo sein Vater Philipp David Draut Pfarrer war. Er studirte zu Marburg, wo er am 20. Juni 1589 das Baccalaureat und sodann das Magisterium erhielt. Im J. 1590 ging er wegen Mittellosigkeit der Eltern — sein Vater hatte mit drei Ehefrauen 25 Kinder erzeugt, von denen Georg das dritte — nach Frankfurt am Main, versah hier anderthalb Jahre das Geschäft eines Correctors in der Druckerei des Nikol. Bassäus, dann ein halbes Jahr dasselbe Geschäft zu Herborn und wiederum zu Frankfurt in der Feyerabend'schen Officin. Endlich wurde er 1599—1614 Pfarrer in dem hessen-darmstädtischen Dorfe Gros-Carben in der Wetterau, 1614—1625 zu Ortenberg ebendaselbst, und endlich von 1625 an in seinem Geburtsorte. In den Drangsalen des Krieges flüchtete er von hier nach Butzbach, wo er 1635 starb. — Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, doch hat unter allen seinen Schriften nur die folgende, weil eine reiche Quelle für die Anschauungen über das Leben und Treiben der verschiedenen Stände der damaligen Zeit, bleibenden Werth sich erhalten: „Fürstliche Tischreden aus vielen vornehmen Scribenten zusammengezogen durch Joh. Werner Gebharten C. von Basel." Frankfurt a. M. 1614. 8. — „Fürstliche Tischreden, d. i. von allerhand politischen nachdenklichen Fragen, Händeln und Geschichten, nützliche Bedencken und anmuthige Discoursen, zusammengetragen durch M. Geo. Draudium, P. O." [=Pastorem Ortenburgensem]. Ander Theil. Frankf. a. M. 1617. 1620. 1626. 8. Der pseudonyme Verfasser des von D. besorgten, vermehrten und in Ordnung gebrachten ersten Theiles war der anhaltische Kanzler Hippolytus a Collibus, der zweite rührt von dem ersteren allein her. Außerdem ist noch zu erwähnen seine Ausgabe des „Richterlichen Klagspiegels von Sebastian Brant" (vergl. auch Ulrich Tengler), welche unter dem Titel erschien: „Seb. Brandi Thesaurus s. promptuarium totius practicae jur. civ. et crim., d. i. Teutscher revocierter richterlicher Klagspiegel, darin das gantze jus forense; was sowohl an oberen als Untergerichten die so bey gerichtlichen Handlungen zu thun wissen sollen . . . durch M. Georg Draudium". Frankf. 1601. Folio.

Neubauer, Nachrichten von Theologen I. S. 63; Reimann, Hist. litt. p. 800; Strieder, Heß. Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. III. S. 213—221.

J. Franck.

Drda: Joseph D., bedeutender Kupferstecher, geb. in Prag 1783, † daselbst 14. Oct. 1833, studirte am Piaristen-Gymnasium und nahm während dem auch Zeichenunterricht beim Zeichenmeister und Kupferstecher Frz. Karl Wolf, durch den er schließlich auch für die Kupferstecherei bestimmt wurde. Als er nach Errichtung der Prager Kunstakademie (1800) unter Director Bergler seiner Vervollkommnung im Zeichnen oblag, erkannte dieser alsbald das ungewöhnliche Talent Drda's und förderte dasselbe zunächst durch die Aufgabe von Copien nach den berühmten Stichen von Raimondi (Marcantonio) und Volpato, des weiteren durch den Auftrag von Stichen nach seinen italienischen Studien, nach Raphael, Michelangelo, Domenichino ꝛc.; der Erfolg war ein derart befriedigender, daß Bergler selbst die Herausgabe dieser Stiche veranlaßte. Sie erschienen heftweise von 1816 an als eine „Sammlung von charakteristischen Köpfen" bei Peter Bachmann's Erben in Prag, die unwiderlegbar das bedeutendste enthält, was bis zu dieser Zeit in Prag durch den Grabstichel geleistet wurde. Zumeist im Geiste Volpato's, fest und sicher gezeichnet, zart behandelt in den Lichtpartieen, sind die Schatten kräftig, die Linien der Haare und Gewandung voll Schwung auf die Platte hingeschrieben. Gleichzeitig mitbeschäftigt an jenen schon (bei Döbler) erwähnten Werken: Das Kriegswesen der Römer ꝛc. überragen auch dort seine Stiche die der übrigen Prager Mitarbeiter: Berka,

Döbler, Ribiczka, Salomon &c. durch Lebendigkeit im Ausdrucke wie an Correctheit der Zeichnung. Es überragte ihn nur etwa in eleganterer Technik der Wiener C. Kotterba, dem es zugefallen war, die wenigen, jedoch vorzüglichen Zeichnungen von Führich zu: „Auxilia Romanorum", „Imperator facto sacrificio" etc., und „Apotheosis" zu stechen. Das bedeutendste Werk Drda's war übrigens der große Stich nach dem s. Z. in der fürstl. Colloredo-Mansfeld'schen Gallerie in Prag befindlichen Gemälde „Die heil. Christnacht" von Raphael Mengs. Anschließend daran kamen noch eine Anzahl tüchtig gestochener Vignetten nach Zeichnungen von Bergler zu Tage, darunter eine äußerst graciös behandelte zu den ersten von W. Tomaschek in die Oeffentlichkeit gekommenen Gesängen. Zu Bergler in einem besonders intimen Verhältnisse, ja gleichsam sein Famulus in Bezug auf die von diesem mit Vorliebe betriebene Radirkunst, hatte er D. auch angrenzend an dessen Wohnung ein Atelier eingeräumt, wo nebenbei eine Kupferdruckpresse aufgestellt war, zur sofortigen Vervielfältigung der eben von Bergler zur Aetzung und Retouche übernommenen Radirungen. Zu solch geheimnißvoller Mission paßte übrigens ganz wohl das mysteriöse Wesen des weiberscheuen D., der auffallend hinkend, dabei stark vorgebogen im Gehen, das mit wild gekrausten Haaren bedeckte Haupt weder nach rechts noch links wandte, sondern stets in sich kehrte, den Kaputrock so knapp als möglich zugeknöpft. Erst in ein Gespräch über die „Kunst" verwickelt, kam er wie zu einer Wandlung, er wurde standfest, sein charaktervoller Kopf hob sich, das von buschigen Brauen umringte blaue Auge leuchtete heiter auf und dann überflossen wol seine Lippen von Begeisterung für Raphael und seine herrlichen Werke. Rud. Müller.

Drebbel: Cornelis D., Physiker geb. zu Alkmaar 1572, † zu London 1634. Die viel und bis vor wenigen Jahrzehnten verbreitete Sage machte D. zu einem holländischen Bauern und zum Erfinder des Thermometers, welcher z. B. in Lambert's Pyrometrie (Berlin 1779 §. 57 ff.) geradezu als Drebbel'scher Thermometer bezeichnet wird. Richtig wird wol sein, daß D., eines Landmanns Sohn, nach einer dem Studium gewidmeten Jugend und nachdem er schon bei Kaiser Rudolf II. in Gunst gestanden zum Erzieher der Söhne Kaiser Ferdinands II. ernannt wurde. Diese Stellung behielt er bis zu seiner Gefangennahme in Prag durch die Truppen Friedrichs V. von der Pfalz 1620, aus welcher ihn die Fürsprache König Jacobs I. von England (des Schwiegervaters Friedrichs V.) befreite, dem er verschiedene mechanische Kunstwerke zugeeignet hatte. D. scheint sich nun nach England begeben zu haben, wo er am Hofe große Gunst genoß und wo er bis zu seinem Tode blieb. Drebbel's Ansprüche auf Erfindung des Thermometers sind durchaus unbegründet. Dieselbe gehört vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach Galiläi zu. D. hat nur in seinem zuerst holländisch, dann 1621 in lateinischer Uebersetzung durch Lauremberg herausgegebenen Werke „De natura elementorum etc." einen Versuch beschrieben, wonach Flüssigkeit in einer Retorte, deren Hals unter Wasser mündet, erhitzt in Blasengestalt durch das Wasser entweicht, und wonach, wenn hierauf bei Wegnahme der Wärmequelle die Retorte erkaltet, Wasser in dieselbe hinaufsteige. Begründet scheint dagegen die zufällig durch D. gemachte Erfindung einer schönen Scharlachfarbe mittelst Zusatz von Zinnsolution zu Cochenilleextract. Auch scheint er die Wirkung erwärmter Luft als treibender Kraft frühzeitig erkannt zu haben. Um 1603 nämlich construirte er ein Clavicymbel, dessen Thürflügel bei darauf scheinender Sonne sich von selbst eröffneten, welches nur aus dem genannten Principe erklärt werden kann.

Vgl. Lambert, Pyrometrie §. 24—25, 57 ff. und 497—498. Joh. Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. III S. 43, Leipzig 1790. Ferd. Hoefer, Histoire de la Chimie, T. II. p. 128, Paris 1869.

Cantor.

Dreber: Karl Heinrich D., Landschaftsmaler, geb. 9. Januar 1822 zu Dresden, † in Articoli di Campagna 3. August 1875. Nach einem Oheim, einem Dresdener Beamten, Namens Franz, in dessen Hause der früh verwaiste Knabe erzogen wurde, nannte er sich: Franz-Dreber; auch pflegte er später seine Bilder in dieser Weise zu bezeichnen. Er besuchte, bei ausgesprochener künstlerischer Begabung, die Akademie seiner Vaterstadt und bildete sich dann unter der besonderen Leitung Ludwig Richter's zum Landschaftsmaler aus. Federzeichnungen aus jener Zeit, von treu fleißigster Ausführung und schlicht poetischer Auffassung bekunden, wie eng er sich Richter anschloß, wie innig er sich dessen Kunstweise hingab. Im J. 1841 ging er über München, wo er längere Zeit verweilte, nach Italien, in Rom fortan seinen bleibenden Wohnsitz nehmend. Nur zweimal, in den Jahren 1850 und 1866, besuchte er flüchtig die deutsche Heimath. Still und zurückgezogen, mit einigen wenigen ihm befreundeten Landsleuten verkehrend, lebte er in Rom nur seiner Kunst, im Sommer im Sabiner- oder Albanergebirge studirend, im Winter in seinem Atelier an der Passeggiata della Ripetta fleißig schaffend. Da ein kleines Vermögen rasch aufgezehrt war, er in seinen Arbeiten sich nie genug that und daher langsam arbeitete, auch seine, alle blendenden Effecte verschmähende Kunstrichtung dem Geschmack und Verständniß des großen Publicums fern lag, so hatte er im Anfang seines römischen Aufenthaltes mit ziemlich drückenden Verhältnissen zu kämpfen; ebenso verdüsterte später ein körperliches Leiden, welches sich im Gefolge eines Typhusanfalls eingefunden, sein Gemüth. Eine treue Pflegerin, die allein in diesen Zeiten tröstend und erheiternd auf ihn einwirken konnte, fand er in der Gattin, welche er aus einer römischen Familie heimgeführt hatte. Die Zeit ruhigen Glückes waren für den Künstler die Jahre 1850 bis 1859. In diese Periode fallen seine meisten und reifsten Werke, harmonisch abgeschlossene Bilder von vollendeter Durchbildung der Form und tiefer, gesättigter Färbung. Weder frühere Gemälde, noch besonders solche aus seinen letzten Lebensjahren, zeigen zugleich auch diese Schönheit der Farbe. Bei zunehmender Kränklichkeit begab sich D. im Juli 1875 nach Articoli di Campagna zum Gebrauch der Heilquellen. Statt der erhofften Linderung seines Leidens fand er dort ein stilles Grab. Die einzige äußerliche Auszeichnung, die ihm, kurze Zeit vor seinem Hingange, zu Theil wurde, war die Ernennung zum Mitgliede der Accademia di S. Luca in Rom. In Deutschland empfand, bei der Nachricht seines Todes, nur eine kleine Anzahl von Kunstgenossen und Kunstfreunden, welcher echte und rechte Künstler mit ihm gestorben war. Doch wird der verdiente Nachruhm auch ihm nicht fehlen. Der Director der National-Galerie zu Berlin, Dr. Jordan, ein Freund des Verstorbenen, hat im Frühjahr 1876, in den Räumen der genannten Sammlung, eine Ausstellung von Dreber's Arbeiten veranstaltet, welche einen tiefen Einblick in den eigenartigen Genius gewährte und dessen Bedeutung klar stellte. Die Ausstellung war eine würdige Todtenfeier, wohlgeeignet Deutschland an einen seiner besten Künstler zu mahnen. Man wird ihn als einen der tüchtigsten Vertreter jener idealen Richtung der Landschaftsmalerei gelten lassen, welche von Koch wieder heraufgeführt, von Fr. Preller und einigen Andern erfolgreich fortgesetzt worden ist. Eine große Kenntniß des Details, ein feiner Sinn für das Organische der Natur bewahrte ihn vor aller Stilconvenienz, und, mit stillem Zauber auf den Beschauer wirkend, kommt die vorwiegend lyrische Stimmung seiner Bilder zum vollen Ausdruck. Arbeiten des Künstlers befinden sich in Privatbesitz zu Dresden, Berlin, Leipzig, Eisenach, Harzburg, Hamburg, Bonn. Einige, die zu Dreber's gelungensten Schöpfungen gehören, sind nach England oder gar Amerika gewandert. Von öffentlichen Sammlungen besitzen bis jetzt nur die National-Galerie zu Berlin und die königliche Gemälde-Galerie zu Dresden Bilder von ihm.

Beilage z. Allg. Ztg., 1876, Nr. 56. — Katalog der Dreber-Ausstellung i. d Nat.-Galerie z. Berlin 1876. C. Clauß.

Drechsel: Jeremias D., geb. 1581 zu Augsburg, trat in seinem 17. Lebensjahre in den Orden der Gesellschaft Jesu ein, wurde nach Vollendung seiner Studien zum Lehrer der Rhetorik bestellt, und war sodann 23 Jahre hindurch Hofprediger des baierischen Kurfürsten Maximilian I.; er beschloß sein Leben in München 1638. Die von ihm in der Münchener Hofkirche gehaltenen geistlichen Reden sind das beste, was die homiletische Litteratur des katholischen Deutschlands aus dem 17. Jahrhundert vorzuweisen hat; sie sind zugleich auch charakteristisch für den Ton der damaligen Zeitbildung so wie für die Persönlichkeit des Redners als gewesenen Lehrers der Rhetorik in einer von den Jesuiten geleiteten lateinischen Schule. Von tiefem sittlichen Ernste durchdrungen und durchweg auf die ewigen großen Grundwahrheiten des Christenthums verweisend, fanden sie auch in protestantischen Kreisen Eingang und Anklang; das baierische Volk verehrte den ernsten eindringlichen Mahner als einen Heiligen, und in der That ist die Schule einer streng ascetischen Erziehung auch in den mit allen Mitteln einer erfindungsreichen Rhetorik ausgestatteten Reden nicht zu verkennen. Für den Geschmack seines Zeitalters sind zum Theil schon die Titel bezeichnend, in welchen die Themata seiner Reden und Redecyklen angegeben sind: „Zodiacus christianus“, „Nicetas seu triumphata incontinentia“, „Heliotropium“ (Gleichförmigkeit des menschlichen Willens mit dem göttlichen), „Orbis Phaëton“ (Zungensünden), „Aloë amari sed salubris succi“ (Fasten), „Gazophylacium Christi“ (Wohlthätigkeit) etc. Ueber die Methode, nach welcher D. den Gedankenstoff, die Bilder und Exempel für seine Vorträge sammelte, gibt er selber Aufschluß in der seinen übrigen Werken eingereihten „Aurifodina artium et scientiarum d. i. Anleitung über die richtige Methode zu excerpiren“, für welche er Plinius und Aulus Gellius, Justus Lipsius, Martin Del Rio und Jacob Pontanus als Muster aufstellt. Seine gesammelten Werke erschienen lateinisch zu München 1628 und 29, Mainz 1643, 47 und 51, Antwerpen 1643 und 60; deutsch zu Mainz 1645, München 1660, Würzburg 1657 und 62, Frankfurt 1666; italienisch in Rom, 16 Bde. Werner.

Drechsler: Karl Christian Gustav D., † 24. Aug. 1850, Sohn des Apothekers und Lehrers der Naturwissenschaften an der Bergschule in Clausthal Dr. Friedrich D., ist geb. in Zellerfeld 1807, 8 März, vortrefflich erzogen von seinem Stiefvater, dem Bergsecretär v. Wiedheim in Andreasberg, besuchte von Michaelis 1823 bis Ostern 1825 das Collegium Carolinum in Braunschweig, lernte dann den Forstdienst praktisch unter dem Oberförster von Uslar († als Forstdirector in Braunschweig), besuchte dann 1 ½ Jahr die Forstakademie Tharand und, obwol schon am 22. October 1827 zum Forstauditor ernannt, 1 Jahr die Universität zu Göttingen. Winter 1830/31 studirte er abermals mit Urlaub in Berlin und machte dann eine forstwissenschaftliche Reise durch Sachsen, das Riesengebirge, die österreichischen Lande bis Oberitalien, den Schwarzwald, Spessart und Odenwald. 1832 wurde er „Forstschreiber“, 1833 Forstassessor und Lehrer an der Berg- und Forstschule zu Clausthal; eine beabsichtigte Berufung als Professor nach Braunschweig mit Sitz in der Forstdirection lehnte er ab. Im besondern Auftrage arbeitete er dann vortreffliche Betriebsregulirungen für die hannoverschen Domanial- und Klosterforsten aus, 1840 wurde er Oberförster und Referent beim Berg- und Forstamt des Harzes und 1846 Inspections-Chef in Lauterberg, wo er neben seiner Berufsstellung eine Anzahl junger Forstmänner ausbildete, die ihn selbst aus der Schweiz aufsuchten. Im Winter 1847/48 wurde er commissarisch als Referent für die Forstsachen in die Domänen-Kammer in Hannover berufen, wo ein eigenhändiges Handbillet des Königs Ernst August ihn festhielt. 1838 war er von den Städten Claus-

thal und Zellerfeld als Abgeordneter in die Ständeversammlung gewählt, seiner Ueberzeugung treu trat er hier zu den Vertheidigern des 1837 beseitigten Staatsgrundgesetzes, einer der wenigen Staatsbeamten, die ihre Stellung wagten; im Frühjahr 1848 wählten ihn, jetzt den Vertrauensmann des Stüve'schen Ministeriums, die 5 kleinen Bergstädte ꝛc. abermals in die 2. Kammer, wo er im engen Anschluß an Stüve und namentlich Lehzen für die Reorganisationen wirkte. Im Sommer 1848 wurde er als Forst- und Kammerrath Mitglied der Domänenkammer, die Neuorganisation des hannoverschen Forstwesens, die endliche Beseitigung der bevorzugten Adelscarrière, aber auch die Durchprüfung des gesammten, zahlreichen Forstpersonals die damit nothwendig wurde, war seine Arbeit. Seine Humanität und Tüchtigkeit bezeugt, daß diese personellen Angelegenheiten ihm statt Gehässigkeit die begeisterte und dauernde Anhänglichkeit der Beamtenschaft eintrug. Auf ihn setzte Lehzen für die ausgiebige und doch sorgsam erhaltende finanzielle Ausnutzung der großen Forsten Hannovers und die Wiedercultivirung der kahlen Hochflächen sein volles Vertrauen. Nach durchgeführter Reorganisation sollte er an des dann abtretenden Oberforstmeisters, Oberst v. Düring, Stelle Chef des hannoverschen Forstwesens werden; er erlebte es nicht, seine enorme Arbeitskraft war durch die Riesenarbeit der zwei Jahre erschüttert, nach einer Erholungszeit auf seinem Gute Crimderode bei Nordhausen starb er in Hannover an den Folgen einer Erkältung; er ruht mitten in seinem geliebten Walde zu Crimderode. Außer sehr geschätzten Aufsätzen in forstwissenschaftlichen Zeitschriften schrieb er in seinem letzten Jahre die classische viel benutzte Monographie „Die Forsten des Königreichs Hannover", die 1851 nach seinem Tode erschien und auf der Lehzen's Angaben in dessen „Hannovers Staatshaushalt" beruhen. Auch die „Ständischen Actenstücke" enthalten gediegene Ausarbeitungen von ihm. Seit 1832 war er mit Louise Tochter des Bergraths Ostmann verheirathet und hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter. (Nach Familiennachrichten.) Krause.

Drechsler: Karl D., geb. 27. Juni 1800 zu Kamenz in Sachsen, † 1. Dec. 1873 in Dresden, bekannt als tüchtiger Violoncellist, trat 1820 in die Hofcapelle zu Dessau ein und ging 1824 längere Zeit nach Dresden, um dort Unterricht bei Justus Friedrich Dotzauer zu nehmen. Im J. 1826 erhielt er zu seiner lebenslänglichen Anstellung in Dessau den Titel eines herzoglichen Concertmeisters. 1873 trat er in Pension und wendete sich nach Dresden, wo ihm eine verheirathete Schwester lebte. D. war gleich bedeutend als Solo-, Quartett- und Orchesterspieler. Edler schöner Ton, elegante Bogenführung, saubere Technik, reine Intonation und geschmackvoller Vortrag zeichneten seine Leistungen aus. Als Lehrer zog er zahlreiche Schüler nach Dessau. Von ihnen sind Coßmann, Espenhahn, F. Grützmacher und A. Lindner zu erwähnen. Fürstenau.

Drechsler: Christoph Moritz Bernhard Julius D. ward geb. 11. Aug. 1804 zu Nürnberg, wo sein Vater Pfarrer an St. Jakob war. Er besuchte das Nürnberger Gymnasium, studirte 1820—1824 in Erlangen Theologie und morgenländische Sprachen. Im J. 1825 habilitirte er sich zu Erlangen als Privatdocent und las vorzugsweise über alttestamentliche Bücher exegetische Collegia unter steigendem Zuspruch der Studirenden. Im J. 1833 ward er in der philosophischen Facultät als außerordentlicher Professor für das Lehrfach der orientalischen Sprachen angestellt und las in dieser Eigenschaft über arabische und syrische Sprache, sowie über Bücher des Alten Testaments, einigemal auch über Sanskrit. Als Friedrich Rückert nach Berlin gezogen wurde trat er 1841 als ordentlicher Professor an dessen Stelle. Bei Gelegenheit seiner Einführung in den akademischen Senat veröffentlichte er „Symbolarum ad doctrinam de linguae hebraicae vocalium mutationibus particula I et II" 1842. Als Gelehrter wegen der Gründlichkeit seiner Forschung auch bei Fachgenossen abweichenden wissen-

schaftlichen Standpunktes geachtet, als Universitätslehrer in erfolgreicher Wirksamkeit stehend, sah er sich wie durch ein Verhängniß genöthigt, nachdem er so eben Prorector gewesen war, infolge widerwärtiger Vorkommnisse im J. 1848 sein Amt aufzugeben und sich als Privatgelehrter nach München zurückzuziehen. Doch war seitdem die Kraft seines Lebens gebrochen, der an seinem Herzen nagende Kummer und ein dazu kommender Typhus rafften ihn am 19. Februar 1850 dahin. Nach Drechsler's Personalacten und der am 21. Februar 1850 in München vom Oberconsistorialrath Burger gehaltenen ergreifenden Grabrede. Noch mag bemerkt werden, daß öfter, z. B. bei de Wette-Schrader, Lehrb. d. hist. Krit. Einl. S. 177 und bei Diestel, Gesch. des A. T's. S. 617 irrthümlich 1851 als Drechsler's Todesjahr angegeben ist. Die eigenthümliche Bedeutung Drechsler's wird man namentlich darin zu erkennen haben, daß er der altkirchlichen Betrachtungsweise der Bibel in Bezug auf das A. T. einen dauerhaften Unterbau aus dem wissenschaftlichen Material der Neuzeit zu geben versuchte. Er war eine zu ernst wissenschaftlich angelegte Natur, um sich mit den schillernden Phantasmen so mancher Theosophen und den advocatorischen Kniffen bekannter Klopffechter dieser Richtung begnügen zu können. Auch war es ihm offenbar ein innerliches Bedürfniß das, was ihm als Glaubenssatz von vornherein feststand, ebenso auch mit den Mitteln der Wissenschaft als das Richtige zu erweisen, und sicherlich ging er von der Ueberzeugung aus, daß dies überall möglich sei. Freilich erlag er auf diesem Wege dem unausbleiblichen Verhängniß, gegen die wissenschaftliche Wahrheit auch da sich verblenden zu müssen, wo sie sonnenklar vor Augen lag und gegen die Vertreter der letztern oft eine durch nichts begründete leidenschaftliche Sprache zu führen.

Wie gründlich D. es mit seiner wissenschaftlichen Zurüstung nahm, ergibt sich aus der großen Ausdehnung, welche er dem sprachlichen Studium gewährte. Selbst das Aethiopische zog er in den Kreis seiner Forschung, wenngleich er auf diesem Gebiete nicht besonders glücklich gewesen zu sein scheint. Wenigstens urtheilt Dillmann (Einleitung zur äthiop. Grammatik): „Die Arbeit Drechsler's De aethiopicae linguae conjugationibus Lips. 1825 hat die Lehre Ludolf's von der Stammbildung eher verwirrt als verbessert; sie hat nur den Werth einer Sammlung von Belegstellen für eine Reihe von Verbalformen." — Dagegen zeigt D. eine genaue Kenntniß der anderweiten semitischen Sprachen in seiner „Grundlegung zur wissenschaftlichen Construction des gesammten Wörter- und Formenschatzes zunächst der semitischen vorzugsweise und in Grundzügen auch der indogermanischen Sprachen" 1830. Er versucht in dieser Schrift eine Methodik zur Ergründung der inneren Natur der einzelnen Sprachlaute zu geben und vorzugsweise an den semitischen Sprachen zu zeigen, wie aus demselben Grundlaute in verschiedenen Sprachstämmen sich verschiedene Bildungen abzweigen können. So suchte er namentlich den Lippenlaut (M- und P-laut) aus dem in den lexikalischen Sammlungen der semitischen Dialekte vorliegenden Wortschatze in seinem Wesen und nach den von ihm ausgehenden sprachlichen Gestaltungen zu erläutern. Einzelne wichtige Bedenken namentlich auch hinsichtlich der Vermengung des semitischen und indogermanischen Sprachcharakters s. in den Göttinger gel. Anz. 1831. Bd. 2 S. 691 ff. — Dem speciellen Gebiete der hebräischen Grammatik gehörten seine oben erwähnten Beiträge zur Lehre von den Vocalveränderungen im Hebräischen 1842 an.

Den Boden der biblischen Kritik betrat D. zuerst mit der Schrift: „Die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der alttestamentlichen Kritik belegt aus den Schriften neuerer Kritiker besonders der Herren v. Bohlen und Vatke" 1837. — Es war zunächst nicht gerade schwer, an der oberflächlichen Arbeit v. Bohlen's über die Genesis zum Ritter zu werden und auch bei Vatke und de Wette ließen

sich im einzelnen leicht mancherlei Fehler, unrichtige Schlüsse und unhaltbare Hypothesen nachweisen; auch war es ja wohlgethan, gegenüber subjectivischer Willkür den Werth der historischen Tradition aufs neue zu betonen (S. 31 ff. 43) und überhaupt zur Vorsicht im Urtheilen zu ermahnen (S. 72. 74). Aber es war doch ein Irrthum zu meinen, mit jenen Schlägen die wissenschaftliche Kritik überhaupt vernichtet zu haben oder sie mit diesen Rathschlägen überflüssig machen zu können. In der That war es doch etwas viel verlangt, wenn bei augenfälligen Zeichen nachmosaischer Abfassung des Pentateuch wie bei Genes. 36,31 nichts anderes als eine exegetische Operation zur Beseitigung dieser Schwierigkeit und zur Rettung der Autorschaft Mosis verstattet werden sollte (S. 77 f). Hier und auch sonst (vgl. S. 47. 62) verfällt D. in Rabulistereien, die nicht besser sind als die v. Bohlen's, falls man nicht zu ihren Gunsten anführen will, daß sie in majorem Dei gloriam geschehen. Der schnöde und lieblos richtende Ton, in welchem D. meist zu den Gegnern in diesem Buche redet, dürfte endlich kaum durch den Hinweis darauf, daß auch Petrus und Paulus jezuweilen geflucht hätten (Vorrede S. IV) gerechtfertigt werden können. — Eine Ergänzung zur eben besprochenen Schrift bildet das Buch: „Die Einheit und Echtheit der Genesis, oder Erklärung derjenigen Erscheinungen in der Genesis, welche wider den mosaischen Ursprung derselben geltend gemacht werden" 1838. Die erste Abhandlung: „Ueber die beiden Gottesnamen Jehovah und Elohim und deren Gebrauch im Allgemeinen" beginnt mit einer genauen Untersuchung der Etymologie beider Worte und des Sinnes der Pluralform in Elohim, wobei die Beziehung auf die Trinität nicht verschmäht wird (S. 15); es schließt sich daran eine sorgfältige Uebersicht über die Stellen, in denen die Gottesnamen vorkommen und den bei ihrer Anwendung im A. T. herrschenden Sprachgebrauch, wobei manche gute Beobachtung mitgetheilt wird. Alsdann wird zur Erklärung des Wechsels der Gottesnamen jene bekannte und damals im Lager der Restaurationskritik so bewunderte abgründliche Weisheit aufgeboten, in welcher D. im vorliegenden Falle unverabredeter Weise beinahe völlig mit Hengstenberg zusammentraf. Den Werth dieses Zusammentreffens überschätzte man damals weit, man übersah was man aus Drechsler's eigener Vorrede S. VI hätte lernen können, wie natürlich dasselbe im Grunde war. — D. selbst übrigens bei seiner von Hause aus aufrichtigen Natur fühlte später das Gezwungene seiner eigenen Theorie von der bewußten Absichtlichkeit des heiligen Schriftstellers im Gebrauch der Gottesnamen und gab sie zu Gunsten der Annahme eines didaktischen Gesichtspunktes auf, nach welchem die Bibel nur im allgemeinen zweierlei Verhaltungsweisen Gottes zur Welt durch diese Namen andeuten wolle (handschriftliche Mittheilung Drechsler's vom 14. Jan. 1848, die in Delitzsch, Genesis 1853. Thl. 2. S. 177 Anm. 10 zur Einl. wiedergegeben ist). Außerdem gestand er später „verschiedene durch den Pentateuch gehende Strömungen" zu, die aber nicht Abschnitte verschiedener Verfasser seien, sondern Verschiedenheiten je nach dem Wechsel gewisser Grundgedanken, und Gedankenreihen mit denen zugleich gewisse mit ihnen „sich einander ablösende Wortcomplexe" gegeben seien (vgl. Delitzsch a. a. O. I. 43) — aus welchem Brimborium jedermann so viel ersehen wird, daß er im Grunde der Anerkennung der Quellenverschiedenheiten sich nicht mehr zu entziehen vermochte. — Die zweite Abhandlung unseres Buchs „Ueber die fortschreitende Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden" bietet das Gegentheil einer geschichtlichen Betrachtung der Dinge. Man findet darin das Spiel einer geistreichen Typik, welche in die Bibel hineingetragen wird, um dann wieder als vermeintlicher tiefer Schriftsinn bewundert zu werden. Wer an Deutungen Gefallen findet wie S. 36, daß die Erde ebenso wie das Menschengeschlecht als Individuum zu betrachten sei und darum durch die Wassertaufe der Sintfluth

und durch die Feuertaufe des jüngsten Gerichts gehen müsse, oder (S. 48) daß die Schöpfung Israels in einer gewissen Correspondenz zur Schöpfung der Welt stehe, oder (S. 58) daß Johannes der Täufer deshalb in der Wüste auftreten mußte, weil damals nach so langem Verstummen der Propheten der Fruchtboden der Kirche der Wüste gleich lechzend und dürr gewesen sei — der, aber auch nur der, wird diese Abhandlung mit Vergnügen lesen. — Die dritte Abhandlung: „Nachweis der Einheit und Planmäßigkeit der Genesis" bringt in ihrem kritischen gegen die Fragmentenhypothese gerichteten Theile viel Richtiges, worin ihr freilich durch Ranke's Untersuchungen über den Pentateuch und namentlich durch Ewald's Composition der Genesis vorgearbeitet war. Aber daß auch mit dem sorgfältigsten und saubersten Nachweise der Verknüpfung alles Einzelnen in der Erzählung des Buches nicht die innere Verschiedenheit der so oder so verbundenen Stücke beseitigt werden könne, hat D., wie wir oben sahen, später selbst erkannt. In den Einzelheiten trägt die Abhandlung vielfach das Gepräge der rabbinischen Exegese: jedes Wort der Schrift wird als gerade so an dieser Stelle nothwendig nachgewiesen, Schöpfungs- und Sintfluthsgeschichte werden auf das Prokrustesbett der Entdeckungen neuerer Naturwissenschaften gespannt u. dgl. m. Die vierte Abhandlung, überschrieben „Einzelnes", beschäftigt sich mit Lösung einzelner Schwierigkeiten, wobei freilich dem Leser starke Anstrengungen zugemuthet werden. So wird das böse אָז in Gen. 12, 6 vgl. 13,7 durch dialektische Hin- und Herbewegung zwischen „damals schon" und „damals noch" allmählich aus dem Wege geräumt (S. 217 ff.), die Schönheit der Sarah bei 70 respective 90 Jahren wird wenigstens für morgenländische Wollüstlinge plausibel gemacht (S. 221 ff.), Jakobs sogenannter Betrug bei Laban erscheint als eine Glaubensthat, das Legen der Stäbe erscheint als ein in eine Handlung gekleidetes Gebet (S. 238 ff.). Die Miteinrechnung von Joseph, Ephraim und Manasse in Gen. 46, 27 ff. erklärt sich daraus, daß sie erst jetzt als mit Jakob eingewandert angesehen werden, während alle drei vorher als in Joseph „aus der Hebräer Lande gestohlen" galten (S. 267 f.). Doch finden sich auch gute Bemerkungen gegen die rationalisirende Exegese wie über den Grund des Vorzugs Jakobs vor Esau (S. 230 ff.) und die Eigenthümlichkeit der biblischen Namendeutungen (S. 262 ff.) u. a. m.

Als Drechsler's bedeutendste Arbeit muß der nach seiner Ernennung zum Doctor der Theologie der Erlanger Facultät gewidmete Jesajacommentar bezeichnet werden, dessen Abschluß er selbst nicht mehr erleben sollte. Von ihm selbst ausgearbeitet erschien „Der Prophet Jesaja", I. Thl. C. 1—12. 1845 und II. Thl., erste Hälfte, C. 13—27. 1849. — In seinem Nachlaß fand sich das Manuscript von C. 28—39 vor, dessen Bearbeitung von Fr. Delitzsch und August Hahn als II. Theil, zweite Hälfte, 1854 erschien. — Zu den übrigen Theilen des Jesajabuchs lagen von D. nur wenige Notizen vor, die nur hie und da benutzt worden sind, so daß der III. Theil C. 40—66 1857 vorzugsweise als das Werk von August Hahn anzusehen ist. — Für unsern Zweck kommen daher nur die beiden erstgenannten Theile des Buches in Betracht. Wie bei allen Arbeiten Drechsler's so bilden auch bei dieser die solide sprachliche Grundlage und die sorgfältig eingehende Behandlung der Sachen die Lichtseite. Die Schattenseite ist die dogmatische Voreingenommenheit, welche die Kritik wie die Exegese in falsche Bahnen zwängt, so daß der Verfasser, welcher vor Vielen befähigt gewesen wäre, in den Plan des prophetischen Buchs einzubringen, nunmehr verurtheilt ist, allen Scharfsinn und Tiefsinn aufzubieten, um in der Sammlung so wie sie vorliegt den bewunderungswürdigsten Plan ohne Lücken und Fehler nachzuweisen und mit rabbinischer Deutekunst jede prophetische Stelle in die hergebrachte kirchliche Auffassung hineinzupressen.

Aber welcher Kunst könnte es je gelingen, die vollkommene Unordnung der

Gegenstände und Zeiten, die uns in C. 13—23 begegnet, als ein Meisterstück göttlicher Anordnung zu erweisen und einen nothwendigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken dieser Sammlung aufzuzeigen? Wer fühlte sich befriedigt, wenn er hört, daß der Grundgedanke dieser Redegruppe sei: „die Welt als Inbegriff einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Formen und Abstufungen, in welchem das ungöttliche Wesen Gestalt gewinnt"? — Als ob man einem Jesaja dergleichen hohle Schemata zutrauen dürfte und als ob man dies Schema nicht fast über jedes prophetische Buch setzen könnte! — Und wer vermöchte unter andern einen nothwendigen Fortschritt vom Orakel über Schebna zu dem über Tyrus zu entdecken? D. wenigstens hat auch nicht eine Spur desselben aufzuzeigen vermocht (weder II, 1, S. 12, noch wo man es besonders erwarten sollte, S. 148 ff.). — Und was die Exegese betrifft bei aller Gründlichkeit und Genauigkeit, die im Sprachlichen und Geschichtlichen, z. B. bei C. 7, 14 ff. aufgewandt wird, um diese Stelle auf die Geburt Christi von der Maria zu beziehen, findet man doch trotz der mehr als 20 Seiten, die darauf (I. S. 286 ff.) hingebracht werden, keine Andeutung darüber, wie die auf die damalige Zeitlage deutenden Beziehungen der Weissagung mit der Geburt Christi zusammenhängen. Und doch wäre dies vor allem nöthig gewesen, um den Propheten vor dem Vorwurf zu schützen, etwas vollkommen Unverständliches geredet zu haben. — Im allgemeinen hat Drechsler's Exegese mehr einen atomistischen Charakter und bringt bei aller Genauigkeit im Einzelnen nicht zur Auffassung der großen Zusammenhänge in den prophetischen Reden vor (vgl. hierüber auch Delitzsch Jesaja 1869, S. 27). Die von anderer Seite gerühmte „geistliche" Auffassung des Propheten wird vom geschichtlichen Standpunkte aus immer den Eindruck einer Verwandlung in etwas Fremdartiges machen.

Ausführliche Anzeigen von C. 1—12 s. Fr. Dietrich in Reuter's Repertorium, Bd. 48. S. 1—25; von C. 13—27 s. Ewald, Jahrbb. d. bibl. Wissensch. Bd. 2. S. 60—63. Siegfried.

Dreger: Friedrich v. D., geb. 3. Oct. 1699 aus einer alten Juristenfamilie zu Greifenberg in Pommern, † 26. Aug. 1750 zu Berlin, ward 1730 Kriegsrath, 1733 wirklicher Regierungsrath in Pommern, 1734 geadelt und Director des Cösliner Hofgerichts, 1738 wirklicher Kriegs- und Domänenrath in Pommern, 1748 Schloßhauptmann, Amtshauptmann und Kammerdirector in Diensten des Prinzen Friedrich Wilhelm zu Schwedt und 1749 geheimer Finanz-, Kriegs- und Domänenrath beim Generaldirectorium in Berlin. Seine vielfache amtliche Thätigkeit ließ ihm noch Zeit zu umfassender Arbeit auf dem Gebiete der pommerschen Localgeschichte. Seine bedeutendste Leistung hierin ist ein großes, mit Benutzung sämmtlicher Landesarchive abgefaßtes Urkundenwerk. Nur der erste Theil des Codex diplomaticus, bis 1269 reichend, ist (1748 zu Stettin) im Druck erschienen (1769 mit Verbesserungen und Zusätzen von Oelrichs unter etwas verändertem Titel neu herausgegeben), elf noch ungedruckte Foliobände sind im Besitze des Marien-Stift-Gymnasiums zu Stettin. N.

Dreher: Anton D., Brauherr und Volksvertreter, geb. zu Wien 7. Juni 1810, † 26. Dec. 1863, lernte nach absolvirtem Gymnasium die Brauerei in Simmering nächst Wien, bei Barclay und Perkins in London und bei Sedlmayr in München, indem er alle Stadien der Biererzeugung als einfacher Arbeiter durchübte. 1836 zurückgekehrt, hob er das vom Vater ererbte, seit 1632 bestehende, aber durch die Ungunst der Zeiten stark gesunkene Braugeschäft in Klein-Schwechat in kurzer Zeit zu ungewohnter Höhe, indem er den nur 2000 fl. Baargeld betragenden Rest seines Vermögens zum Ankauf der besten Rohstoffe verwendete, mit denen er durch stete Beobachtung der chemischen Vorgänge das an Alkohol und Kohlensäure gehaltreichste Bier erzeugte, den bei

steigendem Begehr erzielten Gewinn auf Anschaffung englischer Maschinen, die er selbst verbesserte, und Erweiterung des Etablissements verwendete. Dieses bedeckte 1860 schon ein Areal von mehr als 6 Joch mit Gebäuden, in denen auch alle Hülfsgewerbe eingerichtet und das Ganze durch einen sinnreichen Drahtseilapparat in steter Verbindung erhalten war. Filialen wurden in Steinbruch bei Pest und in Michelaug bei Saar errichtet, Grundstücke und Güter in Niederösterreich und Böhmen behufs Selbsterzeugung von Hopfen und Gerste gekauft, so daß D. bald König im Bierreiche war, von keinem andern abhängig. 1861 zum Abgeordneten der Städte und Märkte in den niederösterreichischen Landtag, von diesem in den Reichsrath gewählt, bewährte er dort seinen stark ausgeprägten Patriotismus, englische Schule, praktischen Sinn, einer der ersten österreichischen Industrielords. Er starb plötzlich in Klein-Schwechat mit Hinterlassung eines selbsterworbenen Vermögens im Werthe von mehr als 10 Millionen Gulden. Die Brauerei hatte sich unter ihm von 26460 Eimern seines ersten Betriebsjahres zu einer Erzeugung von mehr als 400000 Eimern per Jahr (nun sammt Filialen jährlich 680000 Eimer!) gehoben und zahlte schon 1860 jährlich über 800000 Gulden Gewerbs- und Verzehrungssteuer.

Hoffinger, Oesterr. Ehrenhalle I. Hsfg.

Dreier: Christian D., einer der entfernteren Theilnehmer am synkretistischen Streit, war am 22. Dec. 1610 zu Stettin geboren, der Sohn des dortigen Bürgermeisters und nachherigen schwedischen Raths und Assessors am Tribunal zu Wismar. Nach dem ersten Unterricht in seiner Vaterstadt machte er in Jena und Rostock zuerst juristische, dann philosophische und theologische Studien, bildete sich weiter auf Reisen und trat 1638 als Docent in Königsberg auf. Eine Berufung als Prediger führte ihn nach Stralsund und 1643 nach Stettin, doch begab er sich 1644 wieder nach Königsberg, um dem Jubiläum der dortigen Universität beizuwohnen, und zugleich zur Erlangung der theologischen Doctorwürde. Mit G. Calixt, dessen freiere und vermittelnde Theologie damals die lutherische Kirche in Aufregung versetzte, war er persönlich noch nicht bekannt geworden, galt aber doch für einen Freund seiner Bestrebungen. Daher machte ihm Myslenta, das Haupt der strengen Lutheraner daselbst, Schwierigkeiten und seine Promotion fand erst statt, nachdem er, ohne sich zu einer Eidesleistung zu verstehen oder die ihm beigelegten Meinungen ausdrücklich zu verwerfen, doch den symbolischen Büchern gemäß lehren zu wollen versprach. Nun sollte er nach Stettin zurückkehren, aber der große Kurfürst, der nicht geneigt war, die mit Calov's Weggang entstandene Lücke durch schroffe Confessionalisten zu ersetzen, hielt ihn, auch als er bald nachher in ehrenvoller Weise nach Lübeck berufen wurde, unter günstigen Bedingungen in Königsberg fest. Zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, ging D. neben M. Behm, dem Jüngeren, und Levin Pouchen als Abgeordneter zu dem bevorstehenden Thorner Religionsgespräch. Hier lernten sie, besonders D., Calixt kennen und verehren, in ihnen fand dieser trotz aller Abmahnungen Calov's einen Anschluß, der aber nicht ausreichte, um ihm selber einen rechtmäßigen Antheil an den Verhandlungen zu verschaffen. Nach Königsberg zurückgekehrt, erfuhr D. durch die Gunst des Landesherrn ehrenvolle Beförderung, wurde 1648 Schloßdiakon, kurz darauf erster Schloßprediger und 1652 ordentlicher Professor, alles unter lebhaftem Widerspruch der Landstände und ihres Anhangs. Durch Latermann, den Schüler Calixt's, und durch dessen Disputation De praedestinatione war die synkretistische Fehde nämlich schon 1646 nach Königsberg verpflanzt worden. Die Parteien schieden sich vollständig, D., Latermann und M. Behm, der Jüngere, auf der einen Seite, ihnen gegenüber Myslenta, und da der Kurfürst jene Männer nicht fallen lassen wollte, so war die Opposition indirect gegen die Regierung selber,

welche eine falsche Neutralität begünstige, gerichtet. Die Controversen bezogen sich auf Erwählung, Willensfreiheit, Erbsünde, Offenbarung der Trinität im A. T.; Censuren und Anticensuren über Latermann und seine Anhänger wurden gewechselt und alle gegen den Synkretismus üblichen Tadelnamen kamen in Anwendung. Ein Schreiben der drei Genannten nach Helmstädt (1649) setzte Calixt und Genossen wieder in Mitleidenschaft, so daß der Kampf sich von nun an zu der Universität zurückwandte, von der er ausgegangen war. Umsonst befahl der Kurfürst, die Kanzel mit solchen Streitigkeiten zu verschonen. Myslenta erlaubte sich, während einer Predigt Dreier's die Liturgie vom Altare wegnehmen zu lassen, um ihn beim Absingen der Collecte zu stören. M. Behm starb 1650 und D. wollte ihm die Grabrede halten; Myslenta verhinderte dies, die Leiche mußte in der Stille beigesetzt werden und erst zwei Jahre später erfolgte ein öffentliches Begräbniß. Nach dem Tode beider Behm, Pouchen's und Myslenta's hätte D. zur ersten theologischen Professur aufrücken müssen, die ihm aber durch den Widerspruch der Landstände noch bis 1657 vorenthalten blieb; seitdem hat er weniger Anfechtung erlitten. Er starb am 12. Aug. 1688 nach zweimaliger Ehe, und sein Sohn Christian hat an derselben Universität als Professor der Theologie gewirkt.

D., obwol kein Mann von hervorragenden Eigenschaften, besaß doch gute Kenntnisse, auch philosophische und historische Bildung; Persönlichkeit und Charakter werden ungleich beurtheilt. Hartknoch nennt ihn aufgeblasen und barbarisch unhöflich (non videtur nisi se ipsum quaerere Dreierus), Buddeus (Isag. p. 1335) einen gelehrten Mann, dessen Schriften man aber mit Vorsicht lesen müsse, da er zum Synkretismus geneigt und in manchen Dingen es „mit den Griechen gehalten habe". Von seinen Schriften heben wir hervor: „Sapientia sive philos. prima ex Aristotele", 1644; „Controversiae cum Pontificiis praecipuae", 1688, nach Pfaff's Urtheil ein „egregium contra Romanenses opus"; „Oratio de orthodoxia seu genuina h. vocab. significatione", 1678; „Vindicatio sanctitatis Dei", 1654, gerichtet gegen „Calovii Solida discussio tractatus Dreieri etc.", 1654; „Gründliche Erörterung etlicher schweren theologischen Fragen", 1651. Dazu zahlreiche Dissertationen und Predigten, auch einige Briefe finden sich noch.

Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie, S. 603 ff., dess. Preußische Historie, S. 489; Strubberg, Nachricht von seinem Leben in fortgesetzter Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen 1736, S. 644; Arnold, Historie von Königsberg, II. 164. 202; Hering, Neue Beitr. zur Gesch. d. preuß. K. I. S. 255; E. Henke, G. Calixt, II, 2, S. 26 u. a. St. Gaß.

Dreier: Johann D. (Dreiger), bedeutend für die Verbreitung der lutherischen Lehre in Westfalen und namentlich der Grafschaft Ravensberg, Sohn des Rathsherrn Bernhard D., Neffe des Hermann D. (1487 Dr. theol., 1485 Provinzial des Augustinerordens in Thüringen und Sachsen, 1494 wiederum Provinzial und Vicarius über Sachsen, Prior des Klosters zu Herford 1494—1524), gebürtig aus Lemgo, Augustinermönch zu Herford, durch Briefwechsel mit Gerhard Hecker in Osnabrück der Lehre Luther's zugeneigt, trat nach seines Oheims Tode für dieselbe auf, gewann für sie seinen Prior Dr. Gottschalk Kroppius, die überwiegende Mehrzahl seiner Ordensbrüder, das Capitel des Dionysstiftes, die Franciscaner zu Herford, fand Unterstützung bei den der lutherischen Lehre beigetretenen Brüdern des Fraterhauses. Die Neustädter oder St. Johannis- und Dionyskirche war die erste lutherische Kirche 1530. Der Einführung der Reformation in der Hauptkirche oder den Münster auf der Altstadt widersetzte sich die Aebtissin Anna von Limburg; D. predigte vor der Kirche unter allgemeinem Zuspruch. Er legte 1530 sein Mönchsgewand ab und begab sich

nach Wittenberg. Als er heimkehrte, hatte inzwischen der Rath der Stadt die Oeffnung der Kirche erzwungen. 1532 wurde D. der erste evangelische Pastor und verfaßte eine vortreffliche Kirchenordnung in niederdeutscher Sprache, der Bugenhagen eine schöne Vorrede voll des Lobes Dreier's hinzufügte. Sie wurde sofort eingeführt, aber auf Befehl des Reichsvogtes Herzog Johann von Cleve 1535 mit der Erasmischen vertauscht, weshalb Urbanus Rhegius ein heftig tadelndes Schreiben an den Rath der Stadt erließ, aber noch in demselben Jahre nach des Herzogs Abreise aus der Grafschaft wieder eingeführt, bis sie später durch die braunschweigische ersetzt und daher so äußerst selten wurde. Zur besseren Dotirung der Predigerstellen trieb D. zur Einziehung der Einkünfte des Fraterhauses, für welches aber Luther energisch und mit Erfolg sich verwandte. Der schlechten Besoldung wegen ging D. 1540 als Prediger nach Minden als Nachfolger von Gerhard Oemiken; dort indes machte ihm sein Gehülfe oder Sacellan Ludolf Hugo viel Verdruß, so daß er seine Entfernung von Herford bedauerte. Er starb schon nach $3^1/_2$ Jahren, 1544. — Der Inhalt der von Bugenhagen warm gelobten Dreier'scher Agende, welche in 17 Abschnitte eingetheilt ist, ist kurz von Hamelmann angegeben. Sie wurde bald äußerst selten; schon im Anfange des 18. Jahrhunderts konnten die fleißigsten Agendensammler sie nirgends auffinden. Das einzige bekannte Exemplar befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Hannover in einem Sammelbande, lat. Ordinatio Eccles. Gottingensis, Brunsvicensis et Hervordensis. Der Titel der Dreier'schen Agende ist: „Ordinantie kerken ampte der erliken Stadt Hervorde dorch D. Johan Dreiger Sampt Predicanten verorndten MDXXXIIII.“ Die Vorrede Bugenhagen's ist datirt von Wittenberg 1533 des Mandages van Laurentius. Ohne Zweifel ist sie gedruckt in Wittenberg bei Joh. Kluck. Dreier's Exemplar war Eigenthum des ersten lutherischen Predigers Georgius Scarabaeus an der St. Jacobi- und Georgienkirche zu Hannover (1532—58). Das Buch ist auch für die niederdeutsche Sprachforschung wichtig. — Andere Schriften von Joh. D. waren schon Hamelmann unbekannt. Es ist aber noch erhalten: „Eine korte underwysunge von deme heylsamen worde Goddes sampt syner krafft unde eyne Hantwysunge ynn de hylgen schrifft darbeneven eyn summe eynes wahrhafftigen rechten Christliken levendes an eynen Erbarn Radt unde gantze gemeyne der löffliken Stadt Brunswyk geschreven. Dor Johan Dreiger. — Jheremia 6: Höret myne stemmen, so werde ick iuwe Godt syn, unde gy werden myn volck syn.“ 1528. (s. l., unzweifelhaft ebenfalls Wittenberg bei Joh. Kluck) 38 Blätter, Vorw. datirt Hervorde am XVI Dage des Hornung 1528. Der Rath der Stadt Braunschweig hatte D. auch mündlich einladen lassen, bei ihnen zu predigen; aber da ihn daran sein Amt hinderte, so schickte er ihnen, hauptsächlich auch als Bollwerk gegen die falschen Propheten, diese Unterweisung. Sie zerfällt in 14 Capitel, ist in evangelischem Sinn gehalten, reich an Beweisstellen aus der Bibel, die nicht immer mit der lutherischen Uebersetzung stimmen.

Hamelmann, De Westphalia et Saxonia. — Hageborn, Entwurf vom Zustande der Religion bei der Reformation in Absicht der Grafsch. Ravensberg, Bielefeld 1748. — Göbel, Gesch. d. rhein.-westf. Kirche, Bd. I. — Hölscher, Programm des Gymnasiums Herford 1872. Hölscher.

Dreist: Karl August Gottlieb D., geb. den 20. Decbr. 1784 zu Rügenwalde, besuchte mit Johann Matthias Henning das Gymnasium zu Stettin und die Universität zu Halle, wurde mit ihm und mit Peter Theod. Kawerau aus Elbing zusammen 1809 von der preußischen Regierung nach Ifferten zu Pestalozzi gesandt, von wo sie im Herbst 1812 zurückberufen wurden, um an einer neu einzurichtenden Lehrerbildungsanstalt zu Ohlau in Schlesien die Pestalozzi'sche Lehrweise ins Leben zu führen. Die politischen Verhältnisse verhinderten

die beabsichtigte Neueinrichtung, sodaß den drei Freunden nur eine interimistische Anstellung, D. und Kawerau an der Plamann'schen Anstalt in Berlin, gewährt werden konnte. 1815 wurden alle drei an das reorganisirte, seit 1754 bestehende Zahn'sche Waisenhaus zu Bunzlau berufen. D., ein Mann von klarem Geistesblick, sicherm Urtheil und sanftem, edlem Gemüthe, wirkte hier als echter Schüler Pestalozzi's in reichem Segen bis zum J. 1827. Im Mai dieses Jahres trat er als Hülfsarbeiter in das Ministerium ein und bearbeitete nach Beckendorf's Rücktritt alle Seminar- und Volksschulangelegenheiten. 1834 kam er als Regierungs- und Schulrath nach Stettin, wo er den 11. Sept. 1836 starb.

Lang.

Dresch: Dr. Georg Leonhard v. D., geb. den 10. März 1786 zu Forchheim, erhielt seine Schulbildung in Bamberg, woselbst sein Vater fürstl. Hofkammerrath war, und studirte auf den Universitäten Würzburg und Landshut. Im J. 1808 wurde er auf Grund seiner gekrönten Preisschrift „Ueber die Dauer der Völkerverträge" zum Doctor beider Rechte promovirt, habilitirte sich in Heidelberg und las hier über historische und juristische Disciplinen bis 1810, in welchem Jahre er als ordentlicher Professor für Geschichte und Rechtsphilosophie nach Tübingen berufen wurde; 1811 erhielt er das Amt eines Censors und Bücherfiscals, 1812 den würtembergischen Civilverdienstorden, wurde 1816 Universitätsbibliothekar, 1817 Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der neuerrichteten katholisch-theologischen Facultät unter Beibehaltung seiner bisherigen dienstlichen Verhältnisse, übernahm 1819 auch die Vorlesung über deutsches Bundesrecht und erhielt 1820 den Orden der würtembergischen Krone. Im J. 1822 erhielt er gleichzeitig einen Ruf nach Gießen und Landshut, folgte dem letzteren und trat in die dortige Juristenfacultät ein als Vertreter des Staats- und Bundesrechts, später auch des Kirchenrechts. Im J. 1826 ging er bei Ueberführung der Landshuter Hochschule nach München dorthin, woselbst er zum ersten Rector gewählt und 1827 zum Oberbibliothekar an der Universität, sowie zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in der historischen Classe ernannt wurde. Als Abgeordneter der Universität nahm er an mehreren Landtagen Theil, wurde im J. 1831 Ministerialrath und starb am 31. Oct. 1836 an der Cholera. D. war ein einflußreicher akademischer Lehrer und hat durch mannigfache staatsrechtliche Schriften sich um die wissenschaftliche Ausbildung, besonders des deutschen Bundesrechts, verdient gemacht, namentlich seine „Abhandlungen" und „Beiträge" zeichnen sich durch Klarheit, Scharfsinn und feine Charakteristik aus. Seiner parlamentarischen Wirksamkeit hat man mehrfach eine allzu eifrige Unterstützung und Förderung „ministerieller" Interessen vorgeworfen, allein das Zeugniß charaktervoller Ueberzeugungstreue und Uneigennützigkeit, sowie eines warmen Herzens für das Wohl der Gesammtheit kann ihm nicht versagt werden. Schriften: „Ueber die Dauer der Völkerverträge", 1807. „De indole et gradibus culpae", 1808. „Systematische Entwicklung der Grundbegriffe des Privatrechts, der Staatslehre und des Völkerrechts", 1810. „Bemerkung über die Bildung des Diplomatikers", 1810. „Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte, insbesondere Europens", 1814—16, 3 Bde. „Napoleon Bonaparte's Wiederkehr" (ohne Namen des Verfassers), 1815. „Betrachtungen über die Ansprüche der Juden auf das Bürgerrecht", 1816. „Zusätze und Verbesserungen zur systematischen Entwicklung der Grundbegriffe des Privatrechts", 1817. „Betrachtungen über den deutschen Bund", 1817. „Ueber den methodischen Unterricht in der allgemeinen Geschichte", 1818. „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, zweiter Cursus", 1818. „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes", 1820. „Die Schlußacte der Wiener Minister-Conferenzen", 1820. „Lehrbuch der allgemeinen politischen Geschichte, erster Cursus",

1821. „Naturrecht", 1822. „Beiträge zum öffentlichen Recht des deutschen Bundes", 1822. „Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte, insbesondere Europens", 2. Aufl. 1822 und 1823, 3 Bde. „Grundzüge des baierischen Staatsrechts", 1822, 2. Aufl. 1835. „Lehrbuch der allgemeinen politischen Geschichte, zweiter Cursus", 2. Aufl. 1824. „Fortsetzung von Schmidt's Geschichte der Deutschen", 1824 und 1826, Bd. XVIII—XX. „Kleine Schriften historischen, politischen und juridischen Inhalts", 1827. „Abhandlungen über Gegenstände des öffentlichen Rechts, sowol des deutschen Bundes überhaupt, als auch einzelner Bundesstaaten", 1830.

Mederer, Annales univ. Ingolstadii etc. cont. Permaneder, P. V, Monach. 1859. p. 258. 291. 392—397. 403. 412. 416. 417. 429. 466. 476. 478. 482. Almanach der Ludwig-Maximilians-Univers. v. S. Spengel, München 1828, S. 106. Denkmal der baierischen Ständeversammlung im J. 1831. München 1831, Heft 3, S. 115 ff. Wasserschleben.

Dresde: Friedrich Wilhelm D., geb. den 4. März 1740 zu Naumburg a/S. als Sohn eines dortigen Oberkämmerers, studirte Theologie und morgenländische Sprachen zu Leipzig. Durch einige gründliche und fleißige Abhandlungen „De anno Iudaico", „De voto Jephtae" u. a. bekannt geworden, ward er 1772 als Professor der morgenländischen Sprachen nach Wittenberg berufen. 1774 ward er Professor der Theologie und starb am 10. März 1805. — Lebensnachrichten und Nachweisungen über seine Schriften findet man bei Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands Bd. I, S. 345 und in desselben Artikel über D. in Ersch und Gruber's Encykl. I. 27. S. 411, wo noch andere Quellen namhaft gemacht werden. — D. besaß gute Sprachkenntnisse, sein theologischer Standpunkt war der der lutherisch-kirchlichen Dogmatik. So suchte er den masorethischen Text des Alten Testaments gegen alle Einwürfe der Kritik zu vertheidigen und als den alleinrichtigen hinzustellen in der zweiten Abhandlung seiner „Triga commentationum Academicarum Criticam hodierni textus Ebraei concernentium", 1773, welche den Titel führt: „Corrigendi codicis Masorethici ab hodiernis Criticis causam justam et idoneam nondum esse redditam". — In seinem „Programma quo commendantur Raphaelis Chajim Basilae Judaei recentioris exercitationes criticae in diversitatem lectionis codicis ebraei ab Everardo van der Hooght observatam", 1774, machte er zuerst auf eine beachtenswerthe Bibelausgabe aufmerksam, welche zu Mantua 1742, 1744 mit daran gehängtem kritischen Commentar des Jedidja Salomo Norzi (der äußerst reichhaltigen sogenannten Minchat Schai) erschienen war (vgl. zur Sache Bruns in Eichhorn's Repert. für bibl. und morgenl. Litt. Thl. VI. S. 180 ff.). — Im „Programma de usu Pentateuchi Samaritani", 1783, handelt er von der Beschaffenheit und dem Werthe der von Kennicot verglichenen samaritanischen Handschriften. Er zeigt darin, daß diese Handschriften im Alter und in ihren Lesarten so große Verschiedenheiten aufweisen, daß nur diejenigen Lesarten, bei denen eine allgemeine Uebereinstimmung aller Zeugen stattfindet, als die überhaupt echten des samaritanischen Textes anzuerkennen seien. Er belegt namentlich mit Beispielen aus Genes. 49, wie diese Lesarten auch mit den LXX übereinstimmen. — Außerdem stellt er Regeln auf über die Art und Weise, wie man Lesarten hebräischer und samaritanischer Handschriften gegeneinander abzuwägen habe (vgl. über diese Streitfrage Wolf, Bibl. hebr. T. 3. p. 421. Eichhorn, Einl. ins Alte Testament Bd. II, S. 600 ff.). Genannt zu werden verdienen auch seine „Elementa sermonis ebraici", 1779, 2. Ausgabe 1790, ein Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Wie er in der Vorrede eine falsche Annahme von Schultens über das Buch Cosri berichtigt s. bei Eichhorn, Einl. in das Alte Testament I. S. 238. Siegfried.

Drese: Adam D., namhafter Tonkünstler des 17. Jahrhunderts, war 1620, wahrscheinlich zu Weimar, geboren. Herzog Wilhelm IV. ließ ihn durch den Capellmeister Marco Sacchi zu Warschau ausbilden und machte ihn dann an seinem Hofe selbst zum Capellmeister. Nach dem im J. 1662 erfolgten Tode des Herzogs trat D. in den Dienst seines Sohnes Bernhard von Sachsen-Jena, welcher ihn nicht nur als Capellmeister, sondern auch als Kammersecretär, als Stadt- und Amts-Schulzen verwendete. 1667 wurde er aus unbekannten Gründen entlassen und scheint sich aus Jena entfernt zu haben. Aber nach einigen Jahren taucht er dort von neuem auf. 1683 wurde er Capellmeister am Hofe des Grafen Anton Günther von Schwarzburg-Arnstadt und starb in dieser Stellung am 15. Febr. 1701. — D. war ein vielseitig gebildeter, leicht erregter Geist. In seiner Jugend lebenslustig und weltlich gesinnt, fühlte er sich in späteren Jahren durch die Schriften Spener's angezogen und wurde allmählich zu einem eifrigen Anhänger des Pietismus. Zu einer Schrift „Unbetrügliche Prüfung des wahren, lebendigen und seligmachenden Glaubens", welche er 1690 zu Jena erscheinen ließ, schrieb Spener die Vorrede. Auch veranstaltete D. zu Arnstadt in seinem Hause pietistische Versammlungen und hatte deshalb mancherlei Anfeindungen zu erfahren. Theils zu den religiösen Liedern des Consistorialraths Büttner in Arnstadt (cf. Allg. d. Biogr. III. S. 661), theils zu eigenen geistlichen Dichtungen setzte er Tonweisen, von denen sich diejenige zu dem Liede „Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm" im Gebrauche erhalten hat. 14 Liedercompositionen Drese's befinden sich in Georg Neumark's „Fortgepflanztem musikalisch-poetischem Lustwalde" (Jena 1657). Seine übrigen Compositionen sind bis auf weiteres verloren gegangen: er soll Claviersuiten, Instrumentalsonaten, Kirchenstücke und auch theatralische Compositionen in Menge verfaßt haben. Ueberdies schrieb er eine Anleitung zur Composition, die aber gleichfalls in Vergessenheit gerathen ist. Sein Hauptinstrument war die Viola da gamba.

Spitta.

Dresler: Mag. Gallus D., im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts blühender Tonsetzer und Lehrer, aus Nebra bei Memleben in Thüringen stammend. Nach dem 1556 erfolgten Tode des Martin Agricola wurde D. dessen Amtsnachfolger als Cantor und Musikdirector an der 1524 errichteten öffentlichen Schule zu Magdeburg; mithin war er der zweite protestantische Magdeburger Cantor. Gedruckt sind von seiner Arbeit mehrere Opera: „Cantiones sacrae 4, 5 et plurium vocum", Wittenberg 1568, Magdeburg 1569. 1570. 1577, Nürnberg 1574. 1577; ferner „Auserlesene teutsche Lieder 4—5 voc.", Magdeburg 1570, Nürnberg 1575. 1580. Auch ein Lehrbuch: „Elementa musicae practicae in usum scholae Magdeburgensis", Magdeburg 1571. 1584.

v. Dommer.

Dresler: Justus Heinrich D., Mathematiker, geb. zu Herborn im Mai 1775, † zu Dillenburg 15. Decbr. 1839. Professor an dem Gymnasium zu Herborn und Weilburg, seit September 1827 Rector des Pädagogiums zu Dillenburg. In letzterer Eigenschaft veröffentlichte er Ostern 1828 ein sehr gehaltvolles, historisch-mathematisches Programm: „Eratosthenes von der Verdoppelung des Würfels". Später erschienen noch: „Theorie der Parallelen", Wiesbaden 1834 und „Beweis des Satzes von der Winkelsumme des Vielecks", Wiesbaden 1837.

Vgl. Poggendorf, Biogr.-litter. Handwörterbuch Bd. I. S. 602, Leipzig 1863.

Cantor.

Dressel: Albert D., Philolog, geb. 9. Juli 1808 zu Neuhaldensleben bei Mageburg, † zu Rom am 8. Novbr. 1875. Von archäologischen Studien

angezogen, kam er in jungen Jahren nach Rom, wo er eine Italienerin heirathete und seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Wie so viele Privatgelehrte, die auf den Verdienst ihrer Hand gewiesen sind, schlug er sich hart durch das Leben; besonders betrübt waren seine letzten Jahre, wo er durch ein schweres Augenleiden sich genöthigt sah, für die Berichte, die er regelmäßig in die Augsb. Allgemeine Zeitung lieferte, und für seine sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten sich fremder Beihülfe zu bedienen. Während des vaticanischen Concils erging gegen den harmlosen alten Mann als vermeintlichen Verfasser der Römischen Briefe vom Concil ein Ausweisungsbefehl, den rückgängig zu machen der preußischen Gesandtschaft nur mit Mühe gelang. Als Schriftsteller erwarb sich D. besonders durch Herausgabe von Kirchenvätern hohe Verdienste: „Clementis Romani quae feruntur homiliae XX nunc primum integrae etc.“, 1853. „Clementinorum Epitomae duae, altera edita correctior, inedita altera nunc primum integra“, 1859. „Aurelii Prudentii Clementis quae exstant carmina“, 1860 (erste kritische Ausgabe). Dressel's Hauptwerk ist die epochemachende Ausgabe der „Patrum apostolicorum opera“, 1857 und 1863. Dem Begründer der alten Kunstgeschichte setzte er ein schönes Denkmal durch die Schrift: „Johann Winckelmann's Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Aus des Verfassers Handexemplar mit vielen Zusätzen von seiner Hand, sowie mit unedirten Briefen Winckelmann's und gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine letzten Stunden, herausgegeben von Alb. D.“, 1866.

Allgemeine Zeitung 1875, 13. Novbr., S. 4944. Halm.

Dresser: Matthäus D. (Drescher), einer der letzten Humanisten des 16. Jahrhunderts, auch als Historiker für seine Zeit bedeutend. Er war den 24. Aug. 1536 zu Erfurt in beschränkten Verhältnissen geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in der Vaterstadt empfangen hatte, ging er in Eisenach (oder in Eisleben?) zu wissenschaftlichen Studien über, kehrte dann aber nach Erfurt zurück und schloß sich besonders an Martin Seidemann an, welcher damals im Sachsencollegium der Universität die classischen Spachen lehrte und besonders tüchtig in der Kenntniß des Griechischen war. Am Besuche der Universität Wittenberg, wo er mit Melanchthon in Verbindung zu kommen hoffte, scheint ihn Kränklichkeit gehindert zu haben. Er benutzte also die beschränkten Bildungsmittel, welche die herabgekommene Universität der Vaterstadt darbot, und begann hierauf in den classischen Sprachen Privatunterricht zu ertheilen, wobei er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Isokrates und Demosthenes richtete und seinen lateinischen Stil nach Cicero zu bilden strebte. Schon 1558 gab er die lateinische Uebersetzung des Evagoras von Isokrates heraus, und nachdem er 1559 Magister und Lehrer in der philosophischen Facultät, sowie Mitglied des großen Collegiums geworden war, fand sein Unterricht so vielen Beifall, daß er an 70—80 Schüler um sich sah. Ueberhaupt schien die Universität sich wieder heben und der neuen Hochschule zu Jena, von der sie bedroht war, das Gleichgewicht halten zu wollen, und D., voll Liebe zur Vaterstadt („Laudatio Erffordiae“ in seiner „Rhetorica“ von 1588. p. 430 ss.), hatte gewiß den besten Willen, dabei in Treue mitzuwirken. Deshalb stellte er nun auch dem Rathe der Stadt vor, wie nöthig eine mittlere Schule sei, welche die zum Besuche der Universität erforderliche Vorbildung geben und den kostspieligen Besuch auswärtiger Schulen entbehrlich machen könne. Der Rath, in welchem die evangelische Partei das Uebergewicht gewonnen hatte, ging willig auf diesen Vorschlag ein, bestimmte das Gebäude und wol auch die Einkünfte des früheren Augustinerklosters für die neue Anstalt und ließ diese bereits 1561 als ein Pädagogium mit zwei Classen eröffnen, dem zumeist die Parochialschulen Schüler aus der Stadt zuführen, aber die Einrichtung eines Alumnats in den Zellen des ehemaligen Klosters und einer

Cantorei für arme Zöglinge aus der weiteren Umgebung die wünschenswerthe Frequenz sichern sollten. Neben D. lehrten an dieser Anstalt der von Wittenberg berufene Paul Dumerich und der als Dichter ausgezeichnete Ludwig Helmbold, die das Rectorat abwechselnd geführt zu haben scheinen. Aber D. setzte seine Wirksamkeit auch an der Universität fort und wurde 1566, obgleich er Lutheraner war und im Rathe der Universität der Katholicismus vorherrschte, zum Decan der philosophischen Facultät gewählt und mit Revision der alten Statuten beauftragt. Es gelang ihm dann sogar, die Wiederaufrichtung der seit 1548 ruhenden Professur der augsburgischen Confession und die Begründung einer zweiten für die hebräische Sprache zu erwirken, was mehrere Bürger durch Stiftung von Legaten unterstützten. Er hielt seitdem noch acht Jahre Vorlesungen über griechische und lateinische Sprache, über Rhetorik und Dialektik und erwarb sich auch als Schriftsteller große Verdienste, besonders durch seine „Rhetorica“ (Basel 1567. 1570. 1573, Wittenberg 1575, noch ungenau und unvollständig), durch die Ausgabe von „Ciceronis de natura deorum ll. III“ (Leipzig 1573), durch seine „Gymnasmata litteraturae graecae“ (ebd. 1574), eine ziemlich reichhaltige und in zweiter Ausgabe (1592) noch erweiterte Chrestomathie, und durch Besorgung von „Melanchthonis grammaticae gr. epitome ad puerilem institutionem et captum accommodata“ (Leipzig 1575).

Allein die friedlichen Verhältnisse in Erfurt hörten auf, als 1569 die Wahl des evangelischen Pfarrers Gallus zum Rector der Universität Zerwürfnisse verschiedener Art herbeigeführt hatte. Hieraus erklärt sich, daß D. 1574 einen Ruf an die Universität Jena, von welcher Justus Lipsius geschieden war, gewiß nicht ohne schwere Bedenken, annahm. Aber obschon eine für Jena bestimmte Antrittsrede („De eloquentia“) vorhanden, so ist doch zweifelhaft, ob er in das neue Amt wirklich eingetreten ist. Denn eben jetzt ließ ihm Kurfürst August von Sachsen zugleich die Professur der alten Sprachen in Leipzig und die beiden Rectorate von Pforte und Meißen zur Auswahl antragen; er entschied sich für Meißen und ward schon am 5. April 1575 in diese neue Stellung eingeführt. Er hat auch das Vertrauen vollkommen gerechtfertigt. Die Fürstenschule stand unter ihm in hoher Blüthe und war stark auch von Ausländern besucht, der Kurfürst aber rief ihn bereits 1576 zu einem Landtage in Torgau, um Vorschläge wegen Verbesserung der Schulen und Universitäten zu machen. In diese Zeit fällt auch die erste, durch die Lehre von der Elocutio vervollständigte und im Einzelnen vielfach verbesserte Ausgabe seiner Rhetorik (Leipzig 1580), die dann (1588) wieder in veränderter Gestalt erschien; ebenso gab er damals (1581) Luther's kleinen Katechismus lateinisch heraus; wieder von anderer Art war die zu derselben Zeit erschienene Schrift „De partibus humani corporis et de anima ejusque potentiis“.

Mittlerweile war in Leipzig (durch Bersmann's Verdrängung) die Professur der classischen Sprachen und in Wittenberg die Professur der Dialektik und Ethik erledigt worden, und beide Universitäten suchten den Rector von Meißen zu gewinnen. D. nun entschied sich für den Lehrstuhl, den früher der große Camerarius innegehabt hatte, und erhielt zugleich die neu begründete Professur der Geschichte durch das Vertrauen des Kurfürsten, den dabei sein geschichtskundiger Rath David Peifer leitete. Seine Wirksamkeit in Leipzig sollte eine sehr einflußreiche werden. Als Philolog las er über griechische und lateinische Classiker; als Lehrer der Geschichte behandelte er zum ersten Male das ganze Gebiet der Historie und zwar nach dem bei Daniel dargebotenen Schema von den vier Monarchien, das er auch gegen die Einwürfe des geistreichen Franzosen Bodinus vertheidigte und in seinem Hauptwerke, der „Isagoge historica“ (seit 1586 erschienen und nach und nach zu fünf Theilen erweitert, auch ins Deutsche

übersetzt), genauer durchführte. Unter die Gegner des auch in Sachsen emporstrebenden Ramismus stellte er sich nicht ohne Zögern und zunächst in maßvoller Haltung („Orationes duae de dialectica Ph. Melanchthonis“, Fft. 1588, mit einer Entgegnung von Thomas Han, Rector in Eisleben). Als akademischer Lehrer stand er in hoher Geltung: unter seinen Zuhörern hatte er auch Ungarn (Praef. zur ersten Ausgabe der Schrift „De festis diebus“) und Polen („Epistola ad Thom. Zamoscium“, Leipzig 1607); im Winterhalbjahre 1599—1600 war er Rector der Universität und hatte die Statuten derselben im allgemeinen, wie die der philosophischen Facultät zu verbessern; der kurfürstliche Hof schenkte ihm fortwährend großes Vertrauen, weshalb er auch zur Visitation der Fürstenschulen gebraucht und mehr als ein Mal zu Landtagen entsendet wurde. Mit den großen Gelehrten jener Zeit stand er in freundlichstem Verkehre, z. B. mit David Peifer, der gleich, wie er selbst, den Verfall der humanistischen Studien und das Hereinbrechen einer neuen Barbarei beklagte (Burchard, De linguae lat. fatis in Germ., 395 s. 458 s.), mit Johann Crato von Crafftheim, der ihn einst als Gast auf seinem Landgute in Schlesien begrüßen konnte und dann mit der Herausgabe seiner „Meletemata“, einer Sammlung geistlicher Gedichte in lateinischer Sprache, beauftragte, mit David Chyträus, dessen „Saxonia“ er fortsetzte. Als Gegner des Cardinals Bellarmin erscheint er in der „Confutatio commenticiae opinionis Rob. Bellarmini de translatione Imp. Rom. a Graecis ad Romanos institutioneque septemvirorum electoralium per Pontif. Rom.“ (Frkf. 1592). Vgl. damit die „Explicatio ad Rudolphum II. Imp. Rom. Hist. dicti s. vaticinii cujusdam Lactantii de delendo nomine Romano in terris et transferendo imp. Occid. in Orientem“ (1593).

Seine schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten geht sonst nach drei Richtungen. Als philologische Arbeiten erwähnen wir: „Octo orationes Ciceronis“ (pro Rosc. Am., pro Coelio, pro Milone, pro Ligar., Catilin. I—IV, Lips. 1591), „Scholia in tres Cic. libros“ (de fato, Somn. Scipionis, Paradoxa, Fft. 1593), „Hom. Iliad. ll. III. c. prolegg.“ (Lips. 1601), „*Βατραχομυομαχία* Homeri“ (Lips. 1607), „Sophocl. Antigone edita et illustr.“ (Lips. 1607). Zur Theologie gehören die Schriften: „De festis diebus Christianorum etc.“ (Witt. 1584), eine noch in Meißen für Schulzwecke gemachte Arbeit, „Precationum formulae ex evangeliis dominic. delibatae lat. et gr.“ (Lips. 1596), ebenfalls aus dem Unterrichte hervorgegangen, „M. Lutheri Historia“ (1598), eine Sammlung von 15 den Reformator betreffenden Aufsätzen. Als sächsischer Historiograph hat er, in eigenthümlichem Wettstreite mit Petrus Albinus und von diesem nicht durchweg anerkannt, eine besonders eifrige Thätigkeit entwickelt, deren Ergebnisse man freilich nicht allzustreng prüfen darf. Wir nennen hier nur sein „Sächsisch Chronicon“ (Wittenberg 1596 Fol.) und „Petri Albini Neu Stammbuch und Beschreibung des uralten Geschlechtes und Hauses zu Sachsen“, mit Dresser's Fortsetzung (Leipzig 1602, 4); die ihm gegen besonderes Honorar aufgetragene Fortsetzung der sächsischen Geschichte von Georg Fabricius hat er nicht vollendet. Nicht unwichtig sind: „Ungnadische Chronica“ (des Geschlechts der Herren v. Ungnad), welche zu Leipzig 1602 erschien, und: „Historien und Bericht von dem newlicher Zeit erfundenen Königreich China“, die er 1597 veröffentlichte. Die Schrift „De praecipuis Germaniae urbibus“, die auch ins Deutsche übersetzt worden ist, erscheint auch als fünfter Theil der „Isagoge historica“. Dresser's noch immer beachtenswerthe Reden sind in zwei Ausgaben (Frankfurt 1587 und Leipzig 1606) zusammengestellt herausgekommen.

D. war zwei Mal verheirathet (seine erste Gattin war eine Tochter des berühmten Erasmus Sarcerius); aber beide Ehen blieben kinderlos. Gleich

vielen seiner Zeitgenossen blickte er mit verdüstertem Auge in die Welt, die ihn umgab; diese Welt schien ihm zu altern und zu ermatten oder in unheilvoller Weise zu entarten: „Mutantur mirabiliter ingenia, mores, sensus et gestus hominum; quocunque incidunt oculi nostri, veterem consuetudinem vitae et pristinos mores requirunt.“ Darum war auch sein Symbolum: „Mundo disce mori, vivere disce Deo.“ Er starb den 5. Oct. 1607.

Vgl. Müller, Geschichte der Fürsten- und Landesschule zu Meißen II. 61—85 und Weissenborn, Hierana I. Erfurt 1862. Kämmel.

Dreßler: Christian Ehregott D., tüchtiger Schulmann, geb. am 25. Oct. 1800 zu Neukirch bei Bautzen, † am 30. Sept. 1850 als Lehrer am Gymnasium zu Bautzen. D., der sich früher zum Lehrer einer Volksschule ausbilden wollte, kam spät zum Studiren, indem er erst im November 1818 das Lyceum in Kamenz besuchte, wo er es durch unermüdeten Fleiß dahin brachte, daß er schon um Ostern 1822 mit dem Zeugniß der Reife auf die Universität zu Leipzig übertreten konnte. Hier widmete er sich dem Studium der Theologie und bestand 1825 mit Ehren das theologische Candidatenexamen zu Dresden. Als er 1826 eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen zur Lippe auf Baruth übernommen hatte, hatte er einen Zögling auf das Gymnasium in Bautzen zu begleiten und benutzte daselbst die Gelegenheit, seine Kenntnisse in den alten Sprachen und besonders im Französischen, das er mit großer Vorliebe betrieb, zu erweitern. So wurde er mit den Vorständen des Gymnasiums bekannt und erhielt zuerst eine Verwendung als Hülfslehrer, 1833 wurde er zum sechsten wirklichen Collegen ernannt; er ward Classenlehrer in Quinta und übernahm den Unterricht im Französischen in den höheren Classen. Als praktischer Schulmann erwarb sich D. allgemeine Anerkennung; der im September 1850 in Bautzen ausgebrochene Typhus entraffte ihn zu früh einer segensreichen Wirksamkeit. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Lehre von der heiligen Taufe als der Weihe zum christlichen Leben“, 1830. „Französische Grammatik für Schulen“, 1836 und 1844. „Phaedri fabulae“, 1838, welcher kritischen Ausgabe eine Textausgabe in der Bibliotheca Teubneriana 1850 folgte; besonders hervorzuheben ist das 1850 erschienene Programm: „De auctoritate Academiae Francogallicae in grammaticis caute sequenda“, in welcher gründlichen Abhandlung bei aller Anerkennung der Verdienste der Akademie zahlreiche Irrthümer des damals noch als erste Autorität geltenden „Dictionnaire de l'Académie franç.“ nachgewiesen sind.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1850, Thl. I, S. 634—643. H.

Dreßler: Johann Gottlieb D., praktischer Schulmann und Philosoph, geb. 4. Oct. 1799 zu Neukirch am Hochwald (bei Bautzen in der Lausitz), gest. 18. Mai 1867 in Bautzen. Sein Vater war Krämer und besaß ein Haus, aber nicht hinlängliches Vermögen, um seine Söhne — neben Johann Gottlieb wuchs der nur ein Jahr jüngere Bruder Christian Ehregott, der 1850 verstorbene Philologe, auf — anders als in einfach ländlicher Weise unterrichten lassen zu können. Höchster Wunsch des Knaben war, Schulmeister zu werden, und er wurde denn auch, nachdem er zunächst die Neben- und dann die Kirchschule seiner Heimath absolvirt hatte, im J. 1814 Gehülfe des Kirchschulmeisters Pelz in Putzkau. Mit Erreichung dieses Zieles eröffnete sich ihm die Aussicht auf weitere Ausbildung. Er kam, durch Vermittlung des Pastors Böttger, 1817 auf das Bautzener Gymnasium und von dort 1823 auf die Universität zu Leipzig. Er studirte Theologie; seinen Wirkungskreis in amtlicher Stellung aber fand er vor-

wiegend an der Schule, zunächst von 1826—28 an dem Bornemann'schen Institute in Bautzen und darauf, nachdem er inzwischen drei Jahre lang die Verrichtung eines Substituten für den ersten Geistlichen der St. Petri-Kirche in Bautzen versehen hatte, von 1831 an als Director des Bautzener evangelischen Schullehrerseminars. Als solcher wirkte er 27 Jahre lang in höchst ergiebiger Weise. Die praktische Seminar-Pädagogik, die er trieb, war auf philosophischen Grundsätzen fest begründet. Er wurde durch Beneke's Erziehungslehre für dessen Philosophie gewonnen und gehört zu dessen bedeutendsten Anhängern. Schon 1840—46 erschienen von ihm „Beiträge zu einer besseren Gestaltung der Psychologie und Pädagogik", auch u. d. T. „Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft", (eine „Praktische Denklehre" folgte 1852). Nebenher gingen zahlreiche Abhandlungen in pädagogischen Zeitschriften, insbesondere in Diesterweg's pädagogischen Jahrbüchern. Als consequenter Vertreter des Beneke'schen Systems gerieth er in litterarische Fehden, die auch seine amtlichen Verhältnisse berührten. In Folge des, sowie einer Erweiterung des Seminars, die ihm die Last des Amtes bei seinen vorgerückten Lebensjahren zu schwer machte, bat er 1858 um seine Entlassung. Die nach erfolgter Entlassung ihm gewährte reichlichere Muße — er blieb bis an seinen Tod in Bautzen — benutzte er für weitere schriftstellerische Arbeiten. Er gab nach Beneke's Tode 1861 dessen „Lehrbuch der Psychologie" in 3. Aufl. und 1864 desselben „Erziehungs- und Unterrichtslehre" gleichfalls in 3. Aufl. heraus. Außerdem vertheidigte er seinen Meister gegen den Vorwurf des Materialismus in der 1862 erschienenen Schrift: „Ist Beneke Materialist? Ein Beitrag zur Orientirung über Beneke's System der Psychologie mit Rücksicht auf verschiedene Einwürfe gegen dasselbe". — Eine Selbstbiographie von D. findet sich in Hergang's Gallerie achtungswerther Pädagogen und verdienter Schulmänner Deutschlands und des Auslandes (Bautzen 1848). Eine kurze Würdigung Dreßler's in philosophischer Beziehung gibt Ueberweg (Grundriß der Geschichte der Philosophie Thl. III. S. 295) und Zeller in der Geschichte der neueren Philosophie seit Leibnitz. — Erwähnt wird seiner auch im Nekrolog seines Bruders Christian Ehregott im N. Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1850.

Eduard Alberti.

Dretzel: Cornelius Heinrich D., tüchtiger Organist des 18. Jahrhunderts zu Nürnberg, um 1731 an St. Aegidien, dann bei St. Lorenz, endlich an St. Sebald und in diesem Amte 1773 gestorben. Außer diesen Nachrichten, welche wir Gerber verdanken, haben wir keine weitere Kenntniß von seinem Leben. Hinterlassen hat er ein großes Choralmelodienbuch mit beziffertem Basse für die Orgel: „Des Evangelischen Zions Musicalische Harmonie, oder Evangel. Choral-Buch rc.", 1731; die Vorrede „von Ursprung, Alterthum und sondern Merkwürdigkeiten des Chorals" ist nicht ohne geschichtliche Kenntnisse geschrieben. Außerdem hat man von ihm: „Harmonische Ergötzung", bestehend in einem Concert auf dem Clavier. — Ein älterer D., Valentin, ebenfalls Nürnberger Organist an St. Lorenz und wahrscheinlich ein Vorfahr des Cornelius Heinrich, hat drucken lassen: „Sertulum musicale ex sacris flosculis contextum 3—8 voc.", Nürnberg 1621.

v. Dommer.

Drewes: Leberecht Blücher D., geb. zu Hamburg den 12. Sept. 1816, Sohn des Kaufmanns Joh. Karl D. und Pathenkind des derzeit dort anwesenden Feldmarschalls Fürsten Blücher, welcher ihm auch den zweiten später nicht benutzten Taufnamen gab. — Tüchtig ausgebildet auf der gelehrten Schule seiner Vaterstadt, studirte der an Geist und Gemüth reich begabte Jüngling seit 1836 die Rechtswissenschaft zu Jena und Heidelberg. Hier im J. 1838 Doctor geworden, kehrte er nach Hamburg heim, wo er in die Advocatur trat, sich durch einige Schriften als wissenschaftlicher Jurist bekannt machte, auch als Mitarbeiter

verschiedener Zeitschriften, sowie als Redacteur der „Neuen Hamburger Blätter“ (1842—43) thätig war, und im J. 1847 Notar wurde. — Schon als Student sein poetisches Talent pflegend, hatte er im J. 1837 „Lyrische Anklänge“ veröffentlicht, worauf später seine „Vigilien“, das Lustspiel „Der Lebensretter“ und „Schlichte Lieder“ erschienen. Mehr und mehr dem dichterischen Zuge seines Gemüths folgend und gleichzeitig theologischen Studien hingegeben, bekannte er sich im J. 1845 zur römisch-katholischen Kirche. Eine mittelbare Folge dieses auf Ueberzeugung gegründeten Schrittes war ein nach fleißigen Studien, obschon nicht unbefangen, geschriebenes und deshalb mehrfach angegriffenes Werk „Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg und Altona“ (1850, 2. Aufl. 1866), sowie die reichhaltigen „Annuae missionis Hamburgensis“ von 1589—1781 (erschienen 1867). Als fernere Folge der jenem Schritte zu Grunde liegenden Richtung sind auch seine schönen geistlichen Gedichte zu betrachten („Lieder der Kirche“, 1846 ꝛc.), welche selbst in protestantischen Kreisen Anerkennung gefunden haben. Seinen Dichterberuf, den er auch in wohlgelungenen lateinischen Versen zu üben wußte, bezeugte der Frhr. Joseph v. Eichendorff, welcher im J. 1849 eine (damals) vollständige Sammlung der Gedichte seines jüngern Freundes herausgab und bevorwortete. Mehrere seiner Lieder sind von Achille Millien ins Französische übersetzt, auch sind manche von Stade u. A. componirt. — Aus Hamburgs lautem Geschäftsleben zog es den Dichter zu beschaulicher Stille; er schied von hier im J. 1861 mit einem trefflichen „Carmen discessuri valedictorium, amicis catholicis Hamburgi relinquendis dedicatum“ und übersiedelte mit seiner Familie nach Feldkirch in Vorarlberg, wo er, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, u. a. das Leben des heiligen Ansgar mit einem hymnologischen Anhang verfaßte, auch das Nachtigallenlied des heiligen Bonaventura in deutscher Nachbildung herausgab (1864). Hier starb er nach längerem Leiden 19. Decbr. 1870, eine Wittwe, Marie geb. Salmin, welche er im J. 1853 geheirathet, sowie einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend.

Lexikon der Hamb. Schriftsteller, Bd. I. (1854), S. 71—73. Rosenthal, Convertitenbilder, Bd. I. (1865). Kathol. Kirchenblatt für die nord. Missionen Hamburg 1871, Nr. 3—5. Barthel in der Beilage zu Stutzer's Christl. Volksblatt 1871, Nr. 6, S. 1—8. Beneke.

Drey: Johann Sebastian v. D., einer der hervorragendsten Theologen des katholischen Deutschlands, geb. 16. Oct. 1777 zu Killingen im Fürstenthum Ellwangen, war der Sohn armer Eltern, der als Knabe an dem Pfarrer seines Vaterortes, dem Exjesuiten P. M. Ziegler, einen Gönner fand und durch ihn den Studien zugeführt wurde. Er besuchte zunächst das Gymnasium zu Ellwangen, studirte dann zu Augsburg Theologie (1797—99), trat sodann in das Priesterseminar zu Augsburg ein und wurde 30. Mai 1801 von dem Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, der zugleich Bischof von Augsburg und als gefürsteter Propst von Ellwangen auch Drey's Landesherr war, zum Priester geweiht. Er wirkte sodann fünf Jahre als Seelsorger in der Pfarrei Röhlingen, welcher sein Vaterort einverleibt war, während welcher Zeit er zugleich sich eifrig mit wissenschaftlichen Studien, namentlich mit den Schriften von Kant, Fichte, Schelling beschäftigte und den Grund zu der ihn auszeichnenden philosophischen Bildung legte. Im J. 1806 wurde er an die katholische Lehranstalt zu Rottweil berufen, um daselbst Religionsphilosophie, Mathematik und Physik zu lehren; 1812 wurde er an die neugestiftete katholische Landesuniversität zu Rottweil als Professor der Theologie berufen, im nächstfolgenden Jahre erhielt er von der Freiburger Universität das theologische Doctordiplom. Als Lehrfächer waren ihm Dogmatik und Dogmengeschichte, Apologetik und theologische

Encyklopädie zugewiesen, die er auch dann beibehielt, als die katholische Landesuniversität in Ellwangen aufgehoben und die theologische Facultät derselben der Universität Tübingen einverleibt wurde. Während seines Aufenthaltes in Ellwangen entstanden seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, welche Justin's chiliastische Anschauungen und das Bußwesen der alten Kirche zum Gegenstande hatten. Nach Tübingen übersetzt, begründete er in Verbindung mit seinen Collegen Gratz, Herbst, Hirscher die Theologische Quartalschrift, die, seit 1819 bestehend, bis heute als eines der geachtetsten litterarischen Organe katholischer Wissenschaft sich behauptet hat. Im J. 1823 wurde er durch Verleihung des Ritterordens der würtembergischen Krone ausgezeichnet und vorübergehend auch als Bischof von Rottenburg in Aussicht genommen, blieb aber zum Gewinne der theologischen Wissenschaft dem Lehramte erhalten, trat indeß 1838 von den bis dahin vertretenen Lehrfächern die Dogmatik an seinen ausgezeichneten Nachfolger J. Kuhn ab, während er selbst noch die Apologetik und theologische Encyklopädie beibehielt. Im J. 1846 wurde er in den Ruhestand versetzt und durch das Comthurkreuz des würtembergischen Kronenordens ausgezeichnet, 1851 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum und starb als 76jähriger Greis am 19. Febr. 1853. Seine Hauptschriften sind außer einer 1819 erschienenen „Einleitung in das Studium der Theologie mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunkt und das katholische System", seine „Neuen Untersuchungen über die Constitutionen und Canones der Apostel" (1832) und endlich sein bedeutendstes Werk: „Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung" (1838—47, 3 Bde.), Bd. I (2. Aufl. 1854): „Philosophie der Offenbarung", Bd. II: „Die Religion in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zu ihrer Vollendung durch die Offenbarung in Christus", Bd. III: „Die christliche Offenbarung in der katholischen Kirche". Die Bedeutung der Persönlichkeit Drey's und seiner wissenschaftlichen Leistungen faßt sich darin zusammen, einer der Mitbegründer und Hauptvertreter jener wissenschaftlich-theologischen Lehrrichtung des neuzeitlichen deutschen Katholicismus gewesen zu sein, die unter dem Namen der Tübinger Schule bekannt ist, ihre Wirksamkeit aber keineswegs auf die Universität Tübingen beschränkte, sondern über das ganze oberrheinische Kirchengebiet sich ausdehnte und auch in Freiburg und Gießen durch Zöglinge der Tübinger Schule durch eine Reihe von Jahren glänzend vertreten war.

Vgl. zur Vervollständigung die nachfolgenden Artikel über Hirscher, Möhler, Staudenmaier. Nekrolog in der Tüb. theol. Quartalschrift 1853, S. 341—49. Werner.

Dreyer: Joh. Carl Heinrich D., geb. 1723 zu Wahren oder Waren in Mecklenburg, begann 1738 das Studium der Rechte in Kiel. Seiner Mutter Bruder Ernst Joachim Westphal — seitdem er geadelt worden v. Westphalen — war bis 1750 Minister des Herzogs von Holstein und Curator der Kieler Universität, er nahm den Neffen freundlich auf und förderte dessen Studien. Von Kiel ging D. zur Fortsetzung des juristischen Studiums nach Halle, kam 1743 nach Kiel zurück, ward 1744 in Helmstädt Doctor der Rechte. Der 21jährige junge Mann erhielt Ende 1744 in Kiel eine ordentliche Professur für das deutsche Recht und die Praxis, er trat 1745 dieses Amt an und war in demselben sehr thätig durch Vorlesungen über deutsches Recht, lübisches Recht, Criminalrecht, die schleswig-holsteinische Landgerichtsordnung, holsteinisches und cimbrisches Recht, Naturrecht und Staatsrecht. Daneben hielt D. für Studirende Disputationsübungen, welche Herzog Friedrich 1701 angeordnet hatte. D. hielt von 1747—53 acht solcher Disputationen, zu denen er kleine lateinische Schriften schrieb. Auch zu einigen Promotionen schrieb er Programme, er ließ außerdem

mehrere Schriften drucken, schrieb mehrere Gutachten der juristischen Facultät sowie Privatgutachten. Im J. 1753, also ungefähr drei Jahre nach dem Sturz des Oheims, ging D. als zweiter Syndicus nach Lübeck, ward 1761 Dompropst des Stiftes und 1768 erster Syndicus. Der Oheim v. Westphalen ward 1756 wieder in seine früheren Würden in Kiel eingesetzt. Der Neffe schlug die an ihn ergangene Berufung zur Stelle des Landkanzlers in Holstein, sowie andere Anträge, aus, er blieb in Lübeck bis zu seinem Tode im J. 1802. Der Eid des Lübecker Dompropstes, „zeitlebens in diesem Officio zu bleiben“, war wol nicht der Grund, die Anträge abzulehnen, man hätte ihn in Lübeck wol dispensirt. D. gefiel sich in seiner Lübecker Stellung. Im Auftrag Lübecks übernahm D. mehrere Gesandtschaften an den dänischen König Friedrich V. und andere Monarchen. Die Diplomaten Lübecks, zu denen wir D. rechnen dürfen, waren aber vorsichtig und verhinderten wol aus diesem Grunde lange den Druck von Bd. III der Geschichte Lübecks von J. R. Becker, dem erst nach Dreyer's Tode der Druck dieses Bandes im J. 1804 gestattet wurde. Auch während seiner Lübecker Thätigkeit schrieb D. mehrere Schriften. Die Gesammtzahl von Dreyer's Druckschriften beläuft sich auf nahezu hundert. Auf die einzelnen Schriften können wir hier nicht eingehen. Daß D. als Schriftsteller in hohem Grade thätig war, ist allgemein anerkannt, aber leider hat auch bemerkt werden müssen, daß seine Arbeiten, wie die seines Onkels, ungenau und unzuverlässig sind, namentlich in dem Abdruck und der Benutzung von Urkunden. Während Dreyer's Studienzeit erschienen in Westphalen's Monumenten zwei Schriften, wie D. sagt, lateinische Uebersetzungen von Hederich's Schweriner und Schlaggert's Ribbenitzer Chronik, der Oheim gab diese Schriften für Originale aus. Nach Lisch sind sie es keineswegs, sondern sehr freie Bearbeitungen deutscher Handschriften. Ungenauigkeiten in anderen Schriften Dreyer's hat C. W. Pauli in seinen Abhandlungen aus dem Lübeckschen Recht Thl. I. S. 149 u. 150 u. Thl. II. S. 41 nachgewiesen, dasselbe ist geschehen im Lübecker Urkundenbuch I. 1. Vorrede S. 9. Jakob Grimm urtheilt in der Vorrede zu seinen Rechtsalterthümern sehr ungünstig über Dreyer's Arbeiten. Aber Fr. Kopp lobt in seinen Bildern und Schriften der Vorzeit Dreyer's große Belesenheit und seinen leidenschaftlichen Fleiß. „Der läßt mich selten im Stich“, sagt er. D. war, wie sein Oheim, entschiedener Gegner des römischen Rechts, er wollte einen Dom des allgemeinen deutschen Rechts bauen, suchte dazu Bausteine im Norden, glaubte dazu einen Baustein, ein reines, schönes, unbeflecktes Recht in nordischer Sprache im Schleswiger Stadtrecht gefunden zu haben. P. K. Ancher gab das lateinische Original heraus, D. hatte sich also getäuscht. In dem jütschen Lov fand er auch nicht die gehoffte reine Schönheit. D. suchte im Norden weiter, suchte in England &c. Die Völker, nimmt D. an, sind aus dem Norden nach Süden gewandert, es ist also ein weites Feld zum Suchen des deutschen Rechts. Das Lehrbuch des holsteinischen Rechts, welches D. schreiben wollte, ward kaum begonnen, er begab sich auf den weiten Ocean, vor dem er Andere warnte, sein Waarenlager, wie er selbst seine Sammlungen nannte, ward immer größer. Die bekannteste unter Dreyer's Schriften ist wol seine Abhandlung „Von dem Nutzen des trefflichen Gedichtes Reinke de Voß in Erklärung der deutschen Rechts-Alterthümer“. Die Abhandlung erschien Bützow 1768 in Dreyer's „Nebenstunden“. D. war, wie Manche bezeugen, ein gutmüthiger Mann, der gern die Studien Anderer förderte. In Joh. Christian Koppe's Jetztlebendem Gel. Mecklenburg, Stück 3, Rostock und Leipzig 1784, S. 48—88, hat D. selbst, freilich ohne sich ausdrücklich zu nennen, sein Leben geschrieben, Phl. Baumgarten gab nach Dreyer's Tode, Lübeck 1802, heraus: Kurze Nachricht von dem Leben des J. C. H. Dreyer. Ratjen hat in der Chronik der Kieler Universität aus dem J. 1859 Dreyer's

Leben geschrieben, und dasselbe namentlich nach Professor Deecke's Mittheilungen, Kiel 1861 verbessert herausgegegen in J. C. H. Dreyer und E. J. v. Westphalen.

Vgl. C. Plitt, Lübeckische Blätter 1861, Nr. 49—52. H. Ratjen.

Dreyer: Johann Matthias D., ein vor 100 Jahren vielgenannter, in neuerer Zeit sehr überschätzter Dichter und Litterat. Geb. zu Hamburg gegen Ende des J. 1716, des Kaufmanns Joh. Mart. D. Sohn, studirte er in Leipzig Jurisprudenz, hauptsächlich aber die sogen. schönen Wissenschaften, und kehrte nach mehrjährigem Aufenthalte in Holstein und Berlin in seine Vaterstadt zurück, wo er seitdem als Zeitungs-Redacteur, Mitarbeiter auswärtiger Journale und Gelegenheitsdichter thätig war. Ohne Zweifel belebte seinen kleinen verwachsenen Körper ein äußerst regsamer Geist, eine Fülle von Humor und Witz, neben den Talenten eines gewandten Versekünstlers, schlagfertigen Wortspielers und stets unterhaltenden Trink- und Tischgenossen, so daß es ihm an sinnverwandten Freunden und Gönnern unter den schön- und starkgeistigen Materialisten seiner Zeit nicht gefehlt hat. Weit ab vom idealen Dichterthum lag seine Stärke allein im geschickt versificirten Witz, durch alle Arten und Unarten desselben, vom harmlosen bis zum frivolen und boshaften. Ein Zeitlang schützte ihn sein Titel als Secretär des Prinzen Georg von Holstein einigermaßen gegen die Folgen seiner rücksichtslosen Spottgedichte, welche er in Menge producirte, um sie handschriftlich in Caffeehäusern und Weinstuben circuliren zu lassen. Von Freunden vervielfältigt, cursirten sie dann durch Stadt und Land, um so mehr dann, wenn hohe Häupter und sonstige Größen die Gegenstände seiner boshaften Persiflage bildeten. Als er nun aber nicht nur die Diener und Anhänger der christlichen Religion, sondern diese selbst epigrammatisch auf das zügelloseste verspottete und offenbare Gotteslästerungen in Form geflügelter Worte unter die Leute brachte, da erließ der hamburgische Senat den 30. October 1761 ein damals vielbesprochenes Mandat gegen solch verdammliches Treiben. In diesem Mandat erscheint D., dessen Name ungenannt bleibt, genau porträtirt, und sein wie seiner Freunde Bestreben, die Religion zu untergraben, mit peinlicher Anklage bedroht, auch das Copiren und Colportiren „der meist aus wenigen Reimen bestehenden heillosen Mißgeburten solch ruchloser Bösewichter" gleichmäßig verboten. Als nun D. auch dies wider ihn gemünzte Mandat epigrammatisch verhöhnte und bald darauf eine Liedersammlung „Schöne Spielwerke bei Wein, Punsch, Bischof und Crambamboli" erscheinen ließ, worin neben einigen unverfänglichen Gedichten eine Menge jener „Mißgeburten" eigener wie fremder Production enthalten sind, Frivolitäten bis zum Cynismus und Gotteslästerlichen, — da forderte sogar das indignirte Publicum den strafenden Arm des Gerichts, während gleichzeitig Dreyer's Beschützer, der Prinz Georg von Holstein, im September 1763 plötzlich verstarb. D. flüchtete sofort nach Holstein, indessen die schönen Spielwerke kraft Urtheils vom 14. Septbr. 1763 öffentlich von Henkershand zerrissen und auf dem sogen. ehrlosen Block verbrannt wurden. Einige Jahre blieb D. nun fern von Hamburg, wohin unter dem Schutz eines neuen Titels zurückzukehren sein vergebliches Bestreben war, da der Senat durch seine Agenten die betreffenden Höfe über Dreyer's Wesen und Wirken gründlich zu unterrichten wußte. Endlich im J. 1766 gelang es ihm, durch Fürsprache des Ministers v. Saldern, eine Art stiller Duldung seines Aufenthalts in Hamburg zu erlangen, nachdem er einen reumüthigen Revers ausgestellt. Freilich waren wegen neuer Händel bereits neue Klagen über ihn eingelaufen, als er den 20. Juni 1769 „sanft und selig" verschied. — Höchst eigenthümlich wird D. in einem Nachruf aus der Feder des Litteraten Wittenberg im Hamb. Correspondenten (1769, Nr. 98) charakterisirt. Hier wird die christliche Frömmigkeit betont, welche D. auf seinem

Sterbebette bewiesen; es wird ihm Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit nachgerühmt und angedeutet, daß die gelegentlichen Ausschreitungen seiner Muse keineswegs aus seinem guten Herzen geflossen, sondern in nothgedrungener Nachgiebigkeit gegen Andere entstanden seien, von deren Gunst er abhängig gewesen. Dieser etwas seltsamen Darstellung folgt das Hamb. Schriftsteller-Lexikon in dem über D. handelnden Artikel, Bd. II. S. 73—77. Beneke.

Dreyhaupt: Johann Christoph v. D., praktischer Jurist und Historiker, geb. in Halle 20. April 1699, † 13. Decbr. 1768. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann und Gasthofsbesitzer, gab ihn bei einem Kaufmann zu Leipzig in die Lehre, der Beruf gefiel ihm aber wenig und er beschloß sich der Wissenschaft zu widmen. Michaelis 1718 bezog er die hallische Universität, um die Rechte zu studiren. Nach vollendeten Studien wurde er 1725 Advocat mit dem Titel als Commissionsrath und Hoffiscal bei der französischen Colonie. Nur wenige Jahre blieb er bei dieser Praxis, denn 1729 wurde er Assessor des Schöppenstuhls, 1731 Regierungs-, Kriegs- und Domänenrath, Schultheiß, Salzgräfe der Pfännerschaft und Senior des Schöppenstuhls. Damit begann seine ersprießliche richterliche Thätigkeit, in deren Anerkennung er 1741 den Titel eines Geheimrathes und 1742 durch den als Reichsvicarius eingetretenen Kurfürsten von Sachsen den Reichsadelsstand und die Würde eines comes Palatinus erhielt. Den ausgezeichneten Beamten ordnete 1745 die preußische Regierung zu dem in Leipzig niedergesetzten Kriegscommissariate ab; er verblieb bei demselben bis zu dem Friedensschlusse. Am 10. August 1768 feierte er unter allgemeiner Theilnahme den Tag, an welchem er vor fünfzig Jahren als Student immatriculirt war; wenige Monate nachher starb er.

Die gelehrten juristischen Studien hat der vielbeschäftigte Mann nicht vernachlässigt. 1729 begann er eine Sammlung „Decisionum rerum selectarum forensium civilium et criminalium in foris Magdeburgensibus ventilatarum“ unter dem Namen Trivultius; es blieb aber bei diesem ersten Versuch. Für dieses Provinzialrecht hatte er 1738 „Institutiones iuris criminalis Magdeburgici“ geschrieben und die in den Jahren 1732 1750 ausgearbeiteten Urtheile des hallischen Schöppenstuhls zusammengetragen, aber beide Werke sind nicht gedruckt. Wie er nach der Sitte seiner Zeit juristische Dissertationen in mehr als 400 Bänden zusammengebracht hatte, so war er auch unermüdlicher Sammler auf andern wissenschaftlichen Gebieten. Er besaß die kostbarsten Mineralien, Conchylien und namentlich Salze. Seine Abhandlung von der Verbesserung des Salzes wurde von der göttingischen Societät gekrönt; wegen seiner Verdienste um die Naturwissenschaften ernannten ihn die Berliner Akademie und die Erfurter Societät zu ihrem Mitgliede. Ein Salz- und Bergwerks-Lexikon hat er nur versprochen. Aber auch Antiken, Münzen, Wappen sammelte er unermüdlich, am meisten aber Urkunden, deren er über 1200 selbst abgeschrieben hat, Handschriften, Siegel, die er geschickt zu zeichnen verstand und anderes, was er zu dem umfangreichen geschichtlichen Werke benutzen konnte, welches seinem Namen einen Platz unter den Historikern sichert. Durch seine amtliche Stellung war er darauf hingewiesen, die Geschichte seiner Vaterstadt und des Saalkreises zu erforschen, dieselbe Stellung erleichterte ihm die Benutzung der Archive; er scheute keine Kosten, um das reichhaltigste Material zusammenzubringen. 1749 erschien nach vieljähriger Vorbereitung der erste Theil unter dem Titel „Pagus Neletici et Nudzici oder ausführliche diplomatisch historische Beschreibung des zum Herzogthum Magdeburg gehörigen Saalcreises &c.“ und bereits 1750 der zweite Band. Diese beiden gewaltigen Folianten können für die damalige Zeit als das Muster einer Städtechronik gelten, in welcher der engere Kreis sich auf die Geschichte der ganzen Landschaft (des Herzogthums Magdeburg) erweitert. Seinen erstaun-

lichen Fleiß bezeugen die zum Theil noch jetzt vorhandenen Regestensammlungen und kostbare Handschriften. Zahlreiche Kupferstiche liefern Ansichten der Städte und Gebäude, Bildnisse der Gelehrten (darunter viele nach Holzschnitten berühmter Meister des 16. Jahrhunderts) und Fürsten, Abbildungen der Siegel; genaue genealogische Tafeln der angesehenen Familien sind noch hinzugefügt. Die pfännerschaftlichen Salinen, deren oberste Leitung ihm als Salzgräfen oblag, sind mit besonderer Vorliebe behandelt und zu diesem Behuf Hondorff's Beschreibung der Salzwerke (1670) mit Zusätzen vermehrt als Anhang abgedruckt. D. hatte das Werk auf eigene Kosten unternommen und damit seinem Local-Patriotismus ein großes Opfer gebracht; später überließ er den Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung, bei der noch heute Exemplare desselben lagern. Einen Auszug daraus besorgte Prof. J. Fr. Stiebritz 1772 in 2 Bdn. 8., eine von mir 1839 begonnene Fortsetzung hat mit dem 30. Bogen aufgehört, weil amtliche Geschäfte mir die Weiterführung unmöglich machten. Auf eine ähnliche Arbeit über andere Kreise des Herzogthums Magdeburg verzichtete er; eben so auf eine genealogisch-heraldische Beschreibung der deutschen Grafenhäuser, für die er lange Jahre gesammelt hat.

D. war zweimal verheirathet, aber beide Ehen blieben kinderlos. Seine Sammlungen wurden zum größten Theile 1771 verkauft. Wenn man auch die große Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Mannes tadelte und ihm sogar Rachsucht vorwarf, so durfte man doch gegen seine überwiegend guten Eigenschaften nicht blind sein. Er war aufopfernd, freigebig, der Armen gern gedenkend und für das gesellige Leben ein anziehender Mittelpunkt, weil er, wie für die Wissenschaft, so auch hier nicht an dem Gelde hing.

J. Fr. Seyfart in der 2. Vorrede zu dem 2. Theile von Stiebritz' Auszuge.

Eckstein.

Dreyschock: Alexander D., Claviervirtuose, geb. zu Zack in Böhmen 15. Oct. 1818, † 1. April 1869. Daheim, wo sein Vater gräflich Thun'scher Güterdirector war, musikalisch vorgebildet, so daß er sich schon in seinem achten Jahre öffentlich hören lassen konnte, kam er 1833 nach Prag in Tomaschek's Schule, unter dessen Leitung er eine staunenswerthe Technik und dazu eine gute theoretische Bildung erlangte. Durch die Verbindung dieser Eigenschaften ward er neben Thalberg der glänzendste Vertreter jenes Claviervirtuosenthums, welches bis 1848 das Concertwesen und die Hausmusik beherrschte und verdarb. Während Thalberg ihn an vollendeter Abrundung und bezaubernder Weichheit des Tons wie an Glätte des ganzen Spieles überragte, wußte sich D. wieder durch Feuer und größere Energie bei nicht geringerer Bravour den Vorrang vor Thalberg zu gewinnen. Ganz besonders setzten seine Octaven-, Terzen- und Sextengänge und noch mehr die Ausbildung der linken Hand die Hörer in Erstaunen. Seine „Variationen über ein eigenes Thema für die linke Hand" (erst 1843 als Op. 22 erschienen) bildeten seit Beginn seiner Kunstreisen eine seiner Hauptleistungen. In Prag, wo er seit 1836 in den Concerten auftrat, konnte er es noch wagen, neben Thalberg'schen Compositionen auch Herz'sche Variationen vorzutragen. Später bildete neben seinen eigenen Compositionen, unter denen sich die „Campanella", Op. 10, besonderer Beliebtheit erfreute, hauptsächlich Thalberg, Chopin und Liszt sein Programm, in das er wol auch einen einzelnen Beethoven'schen Sonatensatz, wie den ersten der Sonate Pathétique, einzuflechten pflegte. Die Variationen für die linke Hand bildeten stets den Glanzpunkt für die allgemeine Bewunderung. Dem alten J. B. Cramer, der ihn in Paris hörte, wird das Witzwort nacherzählt, D. habe keine linke Hand sondern zwei rechte. — D. begann seine Kunstreisen am 3. Decbr. 1838 in Leipzig und ist von da an bis ins Jahr 1847 fast beständig auf Concertreisen gewesen in Deutschland, Ruß-

land, Frankreich, England, Belgien, Holland, Dänemark und Schweden. 1839 ward er schwerin'scher Hofpianist, 1844 (titulärer) hessen-darmstädtischer Capellmeister, auch an Orden fehlte es nicht. Seinen Wohnsitz behielt er inzwischen in Prag. Schon ehe das J. 1848 die ganze Richtung, welcher auch D. angehörte, hinwegspülte, fühlte man ihr Ende herannahen. Im Aug. 1847 zeigte ein Berliner Concertbericht der Allgem. Musik-Zeitung (49. S. 553) Dreyschock's Auftreten dort mit den dürren Worten an: „D. und Thalberg waren auch hier; der erstere hat den letzteren geschlagen; Herr Thalberg und seine Compositionen sind antiquirt. Die eigentlichen Virtuosenconcerte neigen sich zu Grabe; eine neue Aera steigt herauf." — Seit 1858 unternahm D. aufs neue Concertreisen. 1862 folgte er einem Ruf nach Petersburg, wo er am neu errichteten Conservatorium Professor des Pianofortespiels, zugleich Director der kaiserlichen Theatermusikschule und Hofpianist wurde. Seine Gesundheit litt aber unter dem dortigen Klima; 1868 zur Stärkung nach Italien geschickt, erlag er 1869 zu Prag einer Tuberculose. — Ein Verzeichniß seiner Claviercompositionen (143 Opp.) findet man in Hofmeister's Handbuch der mus. Litteratur. Es sind neben einzelnen Sonaten: Variationen, Fantasien, Morceaux und sogenannte Salonmusik aller Art. — Dreyschock's Bruder Raimund, geb. 20. Aug. 1820, der sich in Prag unter Pixis zu einem trefflichen Geigenspieler ausbildete, begleitete den Bruder später mehrfach auf seinen Reisen und ward 1850 Concertmeister am Gewandhaus und Lehrer des Violinspiels am Conservatorium in Leipzig; er starb zu Stötteritz bei Leipzig 6. Febr. 1869. Seine Wittwe Elise, eine geschätzte Gesangslehrerin, siedelte 1870 mit der von ihr errichteten Gesangsschule nach Dresden über.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex., namentlich die Bd. 24 S. 394 aufgef. Litteratur. v. Liliencron.

Dreyse: Johann Nikolaus v. D., Fabrikant, geb. zu Sömmerda im Regierungsbezirk Erfurt 22. Novbr. 1787, gest. ebenda 1867; war der Sohn eines Schlossermeisters und erlernte dessen Handwerk. Auf seiner Wanderschaft kam er 1809 nach Paris, wo er durch Benutzung öffentlicher Institute und durch Privatunterricht seine Kenntnisse zu erweitern emsig bemüht war, während er seine technischen Fertigkeiten durch das Arbeiten in mechanischen und optischen Werkstätten, sowie in Wagen- und Waffenfabriken vielseitig ausbildete. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt (1814) beschäftigte er sich in seines Vaters Werkstätte mit Herstellung verschiedener Maschinen und Hülfsvorrichtungen, welche auf schnellere und wohlfeilere Verfertigung von Schlosserwaaren abzielten. Dies führte 1822 zur Errichtung einer Fabrik von Knöpfen, Nägeln, Striegeln und Fensterbeschlägen, welche D. in Verbindung mit einem Kaufmann Kronbiegel betrieb. Nach dem Tode des letzteren trat der Kaufmann Collenbusch in das Gesellschaftsverhältniß, und unter der neuen Firma Dreyse & Collenbusch entstand 1824 in Sömmerda eine Fabrik zur Verfertigung der kupfernen Zündhütchen für Percussionsgewehre, welche, die erste in Deutschland, durch die Vortrefflichkeit ihres Fabrikats bald großen Ruf erwarb. Die Erkenntniß der den Percussionsgewehren als Militärwaffe anhängenden Mängel veranlaßte D. zur Erfindung des Zündnadelgewehrs (1828), welches er anfangs als Vorderlader construirte, 1835 aber zum Hinterlader abänderte. Seit 1841 kam in Sömmerda die fabrikmäßige Herstellung der Zündnadelgewehre durch D. in Betrieb, und es ist bekannt, welche außerordentliche Bedeutung diese Waffe sich errang. — Die Erhebung Dreyse's in den Adelstand erfolgte 1864, nachdem er 1846 zum Commissionsrath und 1854 zum geheimen Commissionsrath ernannt war.

Vgl. Nikolaus v. D. und die Geschichte des preußischen Zündnadelgewehrs, Berlin 1866. Karmarsch.

Drieberg: Friedrich Johann v. D., Componist und Musikgelehrter, geb. 10. Decbr. 1780 zu Charlottenburg bei Berlin, gest. daselbst 21. Mai 1856. Vierzehnjährig als Junker in das Leibcarabinier-Regiment eingetreten, nahm er 1804 seinen Abschied um sich der Musik zu widmen. Während eines 5jährigen Aufenthaltes zu Paris studirte er unter Spontini und wahrscheinlich auch unter Cherubini Composition, lebte dann 2 Jahre in Wien und übernahm darauf nach dem Tode seines Vaters das Gut Cantow bei Neu-Ruppin. 1812 brachte er in Berlin die mit Beifall aufgenommene Oper „Don Tocagno" (von Koreff) auf die Bühne, der mehrere Singspiele folgten, von denen sich nur eines „Der Sänger und der Schneider" länger (von 1814—26) auf der Berliner Bühne erhalten hat. Seine letzte Oper „Alfons von Castilien" (nicht gedruckt) soll eine praktische Anwendung seiner gleich zu erwähnenden Studien über griechische Musik enthalten. 1824 verheirathete er sich mit Louise v. Normann, einer tüchtigen Clavierspielerin, die auch einiges componirt hat, kaufte das Gut Protzen bei Ruppin, welches er bis 1852 bewohnte; zog dann nach Berlin und endlich nach Charlottenburg, wo er starb. — Namentlich verdient hat sich D. dadurch gemacht, daß er zuerst wieder das Studium der griechischen Musik aufnahm und anregte. Seine eigenen Untersuchungen darüber leiden allerdings an einer wissenschaftlich ungenügenden Vorbereitung für solche Arbeiten und seine Resultate sind heute zum größern Theil überholt. Aber sein Verdienst um die Förderung dieser Studien bleibt gleichwol nicht gering. Das erste Werk erschien 1818: „Die mathematische Intervallenlehre der Griechen". Es folgten „Aufschlüsse über die Musik der Griechen", 1819; „Die Arithmetik der Griechen", 1821; „Die musikalischen Wissenschaften der Griechen", 1820; „Die praktische Musik der Griechen", 1821; „Die pneumatischen Erfindungen der Griechen", 1822; „Wörterbuch der griechischen Musik", 1835; „Die griechische Musik auf ihre Grundsätze zurückgeführt", 1841; „Die Kunst der musikalischen Composition, ein Lehrbuch für praktische Musiker zum Selbstunterricht, nach griechischen Grundsätzen bearbeitet", 1858. Dazu sind noch einige Aufsätze zu nennen: „Untersuchungen der Frage, ob die Griechen eine Harmonie gehabt haben" (Allg. Mus. Zeit. 1825. Nr. 5), „Die rhythmischen Zeiten, nach griechischen Grundsätzen erklärt" (das. Nr. 29), „Ueber die Stimmung der griechischen Instrumente" (Cäcilia 1825). „Ueber Monochord" (das.). — Als Gegner Drieberg's traten namentlich Chladni (s. d.) und Perne auf.

Ledebur, Tonkünstlerlex. Berlins; Mendel, Musik. Conversationslex.

v. L.

Driesen: Georg Wilhelm v. D., königl. preuß. Generallieutenant und Kürassierregimentschef, geb. 8. Juni 1700 zu Klein-Gilgehnen im Herzogthum Preußen, † 2. Novbr. 1758. Als angehender stud. theol., 17jährig, durch König Friedrich Wilhelm I. zum „Umsatteln" veranlaßt, trat er in das Cadettencorps zu Berlin und verließ dasselbe nach 9 Monaten als Kürassier-Cornet. Bei König Friedrichs II. Thronbesteigung war D. Compagniechef (seit 27. Novbr. 1739); er rückte im März 1741 zum Major auf, erwarb sich bei Chotusitz den Orden Pour le mérite und den Oberstlieutenantsgrad. Als Oberst und Regimentscommandeur aus dem 1. schlesischen Kriege zurückgekehrt, genügte D. im Friedensdienst vollauf den strengen Anforderungen des Kriegsherrn und erhielt nicht nur schmeichelhafte sondern auch materiell werthvolle Beweise der königlichen Zufriedenheit. Beim Kriegsausbruch 1744 ist D. Regimentschef, bei Lobositz (1. Octbr. 1756) Brigadier und zwar ein ruhmbegierig und kraftvoll in den Schlachtverlauf eingreifender. Bei Leuthen Generallieutenant und 50 Schwadronen befehligend, reiht sich D. ein in den engern Kreis der hochberühmten Cavallerieführer Friedrichs d. Gr. Driesen's rechtzeitiger energischer Angriff

(Attake en muraille und gleichzeitiger energischer Einfall in Feindes Flanke und Rücken) entschied die Leuthner Schlacht — „mit einem Reiten, von dem wir nichts mehr kennen, als das man's nicht mehr kann“ (Scherenberg). Driesen's Geschicklichkeit und hervorragendes Verdienst am 5. Decbr. 1757 ist angemessen erörtert in einem für Fachleute äußerst werthvollen Büchlein: „Ueber die großen Cavallerieangriffe in den Schlachten Friedrichs d. Gr. ꝛc. Ein Beitrag zur Geschichte des Verfalls dieser Waffe“; Berlin, Verlag von Heymann, 1844, 2. Aufl. S. 99. Für den Feldzug 1758 als magister equitum dem Prinzen Heinrich von Preußen zugetheilt, kehrte D. von einem Streifzug nach Franken gichtkrank zurück; aber erst auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen begab er sich als Patient nach Dresden. Von hier aus kam er nicht mehr zu seinem Regiment zurück; jeder in demselben beklagte Driesen's Ableben als das eines Vaters. — Der Name dieses wackeren, durch Gemüthstiefe und echte Religiosität sich auszeichnenden Reitersmanns befindet sich auf dem Fußgestell der Statue Friedrichs d. Gr. zu Berlin (Südseite).

Ausführliches über D. in Pauli's Leben großer Helden (Halle 1761). Theil V. E. Graf Lippe.

Dringenberg: Ludwig D., der vielgenannte Gründer und Rector der Schule zu Schlettstadt, † 1490. Er hatte den Beinamen von seinem Geburtsorte, dem Städtchen Dringenberg in Westfalen, und war frühzeitig der Schule des Hieronymus in Deventer übergeben worden, die ja auch für andere Söhne jener Landschaft eine so bedeutsame Bildungsstätte geworden ist. Aus einer Bemerkung seines berühmten Schülers Wimpheling darf man schließen, daß er in Heidelberg seine akademischen Studien gemacht. Von dort kam er, wenn auch nicht von Rudolf Agricola empfohlen, 1450 nach Schlettstadt. Diese kleine Reichsstadt des untern Elsaß, durch Weinbau und Handel zum Wohlstand gelangt, hatte damals, wie vorher und nachher so viele Städte in deutschen Landen, die Errichtung einer Schule beschlossen, welche besseres biete als die meisten klerikalen Lehranstalten; die in der Stadt angesiedelten Bettelmönche (Franciscaner und Dominicaner) scheinen übrigens mit Unterricht sich gar nicht befaßt zu haben. D. trug nun Grundsätze und Praxis des Hieronymus ganz in die von ihm geleitete Schule über. Demgemäß war er einerseits auf Vereinfachung des Unterrichts, andrerseits auf Verwerthung des im Unterrichte Dargebotenen für sittliche Bildung bedacht. Auch ihm blieb das Lateinische die Hauptsache im Unterricht; aber er beseitigte mit Vorsicht den scholastischen Kram, womit die Grammatik beladen war, führte so auf abgekürztem Wege von den Regeln zum Lesen der Schriftsteller und suchte das Gelesene wieder durch mannigfache Beziehung auf das Leben für seine Schüler fruchtbar zu machen, indem er zugleich aus der christlichen Wahrheit die rechten Ergänzungen gewinnen ließ. Aus seinem deutschen Spruche: „Alt Pfaff, jung Pfaff, dazu wild Bären, soll Niemand in sein Haus begehren“ folgt nur, daß seine ganze Richtung etwas Volksthümliches hatte, nicht aber, daß er zum Kirchenthume seiner Zeit in bestimmte Opposition getreten. Und volksthümlich war es auch, daß er die wichtigsten Thatsachen der deutschen Geschichte in Gedenkversen seinen Schülern nahe brachte. Es liegt in diesen bescheidenen, aber mit Treue und Ausdauer durch Jahrzehnte fortgesetzten Bestrebungen immerhin der Anfang zu weitergreifenden Schulreformen, zu deren Durchführung es freilich noch besonderer Impulse bedurfte. In Schlettstadt erhielt sich das von D. Aufgebaute bis in die Anfänge der Reformationszeit; aber die von ihm gebildeten Schüler, zu denen freilich auch manche ihm ganz fremd gebliebene Männer gerechnet worden sind, haben seinen Gedanken in weiteren Kreisen Geltung und Anwendung verschafft, am meisten Jakob Wimpheling. Manche derselben sind mit dem Humanismus in

nähere Verbindung getreten, als er selbst, so Peter Schott und Eitelwolf von Stein, die auch Italien besuchten. Daß Konrad Celtes sein Schüler gewesen, läßt sich nicht erweisen.

S. Röhrich, Die Schule von Schlettstadt, eine Vorläuferin der Reformation in Illgen's Zeitschrift für hist. Theologie IV, 2 und Wiskowatoff, Jakob Wimpheling, sein Leben und seine Schriften, Berlin 1867.

H. Kämmel.

Drion: Karl D., alsatischer Historiograph, zu Barr im Elsaß 8. Decbr. 1796 geboren, zu Straßburg den 29. Novbr. 1867 gestorben. Er war Präsident des Civilcabinets in Schlettstadt und während 15 Jahren Mitglied des oberen protestantischen Consistoriums. — Seine Bildung verdankte er zum Theile Deutschland; aber seine historischen Abhandlungen, unter andern seine „Chronologische Geschichte der protestantischen Kirche in Frankreich, von ihrem Ursprung bis auf den Widerruf des Edicts von Nantes" (2 Bde. 1855), sind in französischer Sprache geschrieben. — Er übersetzte als Jurist den französischen Forstcodex ins Deutsche. Spach.

Driver: Friedrich Matthias D., geb. zu Vechta 23. Aug. 1754, † 5. Juni 1809; war Dr. der Rechte zu Münster und Assessor beim herzoglich arembergischen Hofgerichte zu Meppen. Außer einigen Arbeiten zur Geschichte seiner Heimath („Walram, Graf v. Moers, Bischof und Johann, Graf v. Hoya, Protector zu Münster", 1798; „Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft, nun des Amtes Vechta", 1803 u. a.) verfaßte er unter dem Titel: „Bibliotheca Monasteriensis sive notitia de scriptoribus Monasterio-Westphalis", 1799, das erste münster'sche Schriftstellerlexikon. Es enthält brauchbare Nachrichten über mehr als 350 Schriftsteller, welche theils im Münsterlande geboren sind, theils über dasselbe geschrieben haben, von ältester Zeit bis an die Gegenwart.

Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften münsterl. Schriftsteller. v. L.

Drobisch: Karl Ludwig D., geb. 24. Decbr. 1803 in Leipzig, gest. 20. Aug. 1854 in Augsburg. Erst vom J. 1821 an, wo er die Universität Leipzig bezog, nahm er gründlichen Unterricht in der Theorie beim dortigen Organisten J. A. Dröbs. 1825 ward ein Oratorium von ihm, „Bonifacius", in einem Gewandhausconcerte aufgeführt, ohne jedoch Erfolg zu erzielen. Die Rathschläge Weinlig's ließen nun einen Wendepunkt in seinen künstlerischen Ansichten eintreten. Um sich weiter auszubilden, trat er eine größere Reise an und nahm im Winter 1826 einen längeren Aufenthalt in München, wo er, eng befreundet mit Ett, die reichen Schätze der dortigen Bibliotheken studirte. 1837 verließ er München und ging als Musikdirector an die Kirche St Anna nach Augsburg. Bald jedoch gab er diese Stellung auf, um sich ausschließlich der Composition zu widmen. Er hat über 100 größere und kleinere Kirchenstücke geschrieben und theilweise auch veröffentlicht, darunter 18 Messen, viele Graduallien, Offertorien, Psalmen ꝛc. Diese Arbeiten wurden gerühmt wegen ihres ernsten kirchlichen Stiles, verbunden mit tüchtiger solider Beherrschung der musikalischen Technik. Fürstenau.

Drogo, Bischof von Metz, geb. 17. Juni 801, † 8. Decbr. 855, war ein natürlicher Sohn Karls des Großen von dessen Concubine Regina. Nach Karls Tode ließ Ludwig der Fromme seine Halbbrüder, welche der Vater ihm besonders ans Herz gelegt hatte, an seinem Hofe weiter erziehen und machte sie zu seinen Tischgenossen, nöthigte dieselben jedoch nach der Empörung seines Neffen, des Königs Bernhard von Italien, durch welche sein Argwohn aufgeschreckt war, im J. 818 in den geistlichen Stand zu treten und gab sie nach ver-

schiedenen Klöstern in Gewahrsam. Im J. 822 söhnte sich der Kaiser mit seinen Brüdern aus, welche sich inzwischen auch in ihren neuen Stand gefunden hatten. D. ward am 12. Juni 823 in Frankfurt a. M. zum Presbyter geweiht und auf Grund der in Metz erfolgten Wahl mit der Leitung des dortigen Bisthums betraut. Während der Wirren, welche die unglückliche zweite Hälfte der Regierung Ludwigs des Frommen erfüllten, blieb er seinem kaiserlichen Stiefbruder mit unerschütterlicher Treue zugethan, was der letztere mit einem stetig wachsenden, zuletzt, wie es scheint, unbedingten Vertrauen zu ihm vergalt. D. gehörte zu den wenigen Getreuen, welche bei dem Verrath auf dem „Lügenfelde" (Juni 833) bei dem Kaiser ausharrten. Später scheint er sich an das Hoflager Ludwigs des Deutschen geflüchtet zu haben und war von hier aus für die Befreiung des gefangenen Kaisers mit thätig. Er führte den Vorsitz auf der Synode von Diedenhofen (Februar bis März 835), auf welcher die Restauration Kaiser Ludwigs nochmals feierlich anerkannt und der Erzbischof Ebo von Rheims als Haupturheber der demselben auferlegten Kirchenbuße zur Abdankung gezwungen wurde. Der nahe persönliche Verkehr, in welchen die beiden Brüder getreten waren, bekundet sich auch darin, daß Ludwig sowol Weihnachten 834 wie Ostern 835 bei D. in Metz feierte. Wahrscheinlich bald nach der Wiedereinsetzung des Kaisers wurde dem letzteren das Amt des Erzcapellans übertragen, in welchem er sich seit dem Anfange des J. 836 urkundlich nachweisen läßt. Im J. 840 ward er vom Kaiser mit dem Grafen Adalbert von Metz vorausgesandt, um das linke Rheinufer gegen Ludwig den Deutschen zu decken. Auch an dem Todesbette Kaiser Ludwigs († 20. Juni 840 auf einer Rheininsel bei Ingelheim), der von seiner eigenen Familie fern starb, stand ihm vornehmlich D. als Berather und Tröster zur Seite. Er empfing die letzten Anweisungen des Sterbenden und geleitete die Leiche des Kaisers nach Metz, wo sie im St. Arnulfskloster bestattet wurde. — Nach dem Tode Ludwigs des Frommen erkannte D. Lothar als Kaiser an und blieb ein ergebener Anhänger desselben, bis er sich im Febr. 842 der Partei Karls anschloß. Indessen wurde er im J. 844 von Lothar mit einer sehr wichtigen Mission betraut. Derselbe gab ihn nämlich damals seinem Sohne Ludwig an die Seite, welcher nach Rom zog, um die Wahl des Papstes Sergius II. einer Untersuchung zu unterziehen und die bei derselben verletzten kaiserlichen Gerechtsame zur Geltung zu bringen. Sergius verlieh auf Lothars Wunsch D. das apostolische Vicariat über ganz Gallien und Germanien mit sehr umfassenden Befugnissen. Diese kirchliche Anordnung war darauf berechnet, Lothars Ansprüchen auf Ausübung einer politischen Oberhoheit über die Reiche seiner Brüder die Wege zu ebenen, blieb jedoch, weil dieser Zweck allzu durchsichtig und die Metropoliten nicht geneigt waren, sich einem solchen päpstlichen Stellvertreter unterzuordnen, unwirksam. Sie scheiterte an den Beschlüssen einer Synode von Verneuil (December 844), welche die Entscheidung über die Sache auf eine allgemeine fränkische Kirchenversammlung vertagte. Drogo's Tod in noch nicht allzu hohem Alter war um so bedauernswerther, als er sich durch die Milde und Liebenswürdigkeit seines Charakters nicht minder als durch Geburt und Stellung zum Vermittler wie kein andrer eignete und bei Lothar wie bei Karl dem Kahlen in gleich hoher Geltung gestanden hatte. — Außer seinem Bisthum besaß D. auch die Abteien Gorze, Luxeuil und St. Trond.

Funck, Ludwig der Fromme, Frankfurt a. M. 1832. — B. Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. Bd. I. Leipzig 1874. Bd. II. 1876. — Dümmler, Gesch. des Ostfränkischen Reichs Bd. I. Berlin 1862. — Wenck, Das Fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun. Leipzig 1851.

Simson.

Drollinger: Karl Friedrich D., deutscher Dichter, wurde geboren zu Durlach in Baden am 26. Decbr. 1688 und starb zu Basel am 1. Juni 1742 als baden-durlachischer Hofrath und geheimer Archivar, als welcher er neben dem Archiv seines Regentenhauses auch die übrigen seit Einäscherung Durlachs durch die Franzosen (1689) im markgräfischen Hofe zu Basel aufbewahrten Schätze zu überwachen hatte. D. war im J. 1703 nach dem freundlich benachbarten Basel übergesiedelt, um sich dort namentlich dem Studium der Rechte zu widmen und blieb von da an dieser Stadt, auch in der Gesinnung, treu. Er erfreute sich hier in Folge sowol seines liebenswürdigen Charakters, als auch seiner gelehrten, ja gradezu seltenen Kenntnisse einer ebenso ausgedehnten als ausgewählten Bekanntschaft, doch ist es hauptsächlich die deutsche Litteratur, der er seinen Namen, die ihm hinwiederum einen nicht unbedeutenden Antheil an ihrer Fortentwicklung verdankt. In den Anfängen seines poetischen Schaffens zwar hatte sich D. noch an die Dichter der schlimmen Zeit, an Hofmannswaldau und Lohenstein, gehalten, erst später, nachdem er mit Besser's und Canitzens Schriften bekannt geworden, wandte er sich grundsätzlich von jenen ab und suchte seine Vorzüge hauptsächlich in würdigen Gegenständen und in gedrungener Kürze des Ausdrucks, ohne deswegen die Nachwirkungen der ersten Schule in seinen späteren Gedichten völlig verwischen zu können. Dazu gehört, neben dem Haschen nach gesuchter Ungewöhnlichkeit, die vorzugsweise Pflege der ceremoniellen Gelegenheitspoesie, d. h. der dienstwilligen Verherrlichung alltäglicher Vorkommenheiten oder gewöhnlicher Persönlichkeiten in überschwänglichen Phrasen. Und merkwürdig genug: der gleiche D. spottet über diese Unsitte in den Versen: Ists möglich, daß ihr euere Leyer bei einer jeden Kirchweih trillt? „Ists möglich, daß von solchem Feuer auch nur die kleinste Ader schwillt? ꝛc." Als Neuerer aber, als Mann des Fortschritts zeigt sich D. in seiner Stellung als Mittelglied zwischen Deutschland und der Schweiz, beispielsweise zwischen dem Hamburger Brockes und dem Schweizer Albrecht v. Haller. Er war, wie W. Wackernagel dies schön ausdrückt, „ein Widerhall von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen ein Haller vor Haller". An gedrungener Kürze, wie an Tiefe der Gedanken mag ihn Haller übertreffen, an Wohllaut und Reinheit des Ausdrucks steht er diesem gleich. Als Vorläufer Haller's ist D. auch ein Verbündeter der Zürcher Kritiker. Für beides dienen als Zeugniß ganz besonders seine drei Oden: „Lob der Gottheit" (für welche er 1733 in die „Deutsche Gesellschaft" aufgenommen wurde), „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" und „Ueber die göttliche Fürsehung" — Gesänge, in welchen eine warme, stellenweise glühende Begeisterung aufs schönste mit den Gesetzen des logischen Zusammenhanges harmonirt. Ein Einwirken englischer Muster, zuvörderst Pope's (von welchem D. mehreres, als umfangreichstes dessen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters in ungebundener Rede übersetzte), ist unverkennbar. Bei diesem, auch auf Seite der Negation und Satire sichtbaren Zusammengehen mit den Zürchern mag es befremdend scheinen, wenn D. gelegentlich dem Antipoden der Limmatkritiker, Gottsched, einer Art Huldigung darbringt, als „dem Mann, den Phöbus kennt und liebt". Aber Gottsched war ja Vorsteher jener „Deutschen Gesellschaft" zu Leipzig, welche D. zu ihrem Mitgliede aufnahm und durfte als solcher schon mit einer kleinen Freundlichkeit bedacht werden. Wie wenig Pedant D. war, hat er aufs ergötzlichste bewiesen in seiner witzigen Polemik gegen die Strenge des Reims (siehe sein poetisches Sendschreiben an Spreng), wo es unter anderem heißt: „Und wenn dies alles überstanden, so kommt der Reim zu unserer Qual und macht oft mehr als zwanzig Mal Vernunft und Einfall erst zu Schanden. Der Reim ist, was bei Kriegeszeiten der Werbungstrommel wilder Ton; ihm folgt ein Schwarm von

schlechten Leuten, die besten bleiben stets davon. Oh! möchte doch ein deutsches Ohr sich von dem Schellenklang entwöhnen" ꝛc. Von schlagender Wirkung, ebenso wahr als witzig ist auch sein Gedicht von der „Tyrannei deutscher Dichtung", besonders wo er dem schwerfälligen Alexandriner auf den Leib geht. Wer die damalige, das ganze Zeitalter bezeichnende, Unbeholfenheit in Dingen des Witzes und der Laune kennt, kann nicht anders, als dieser rühmlichen Ausnahme seine volle Anerkennung zollen. Dieselbe Ader körnigen Salzes zieht sich auch durch Drollinger's Epigramme und Fabeln. Leider ist seine Muse nicht eben eine fruchtbare; in Drollinger's Gunst und Zeit theilten sich noch eine Anzahl anderer Gegenstände: künstlerische und antiquarische Liebhabereien, namentlich aber ein eiserner Amtsfleiß (wenn auch das Glossarium, das er für die Zeit Rudolfs von Habsburg soll angelegt haben, ins Reich der Fabel zu gehören scheint). Seine Gedichte „samt andern dazu gehörigen Stücken" hat gesammelt J. J. Spreng, Basel 1743.

W. Wackernagel, C. Fr. Drollinger, eine akadem. Festrede, Basel 1841. H. Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur 1. Buch S. 339 ff.

Mähly.

Dronke: Ernst Friedrich Johann D., geb. den 28. Juni 1797 zu Falkenberg im preußischen Oberschlesien, studirte Philologie und Geschichte zu Breslau und Berlin; 1818 zum Lehrer beim königl. Gymnasium zu Coblenz ernannt, blieb er bis zum Herbste 1841 bei dieser Lehranstalt thätig, um dann einem ehrenvollen Rufe nach Fulda, als Director des dortigen Gymnasiums, Folge zu leisten; dort starb er am 10. Decbr. 1849. D. war ein wegen seiner Tüchtigkeit, seines wissenschaftlichen Ernstes und wegen seiner strengen Unparteilichkeit bei seinen zahlreichen Schülern in höchstem Ansehen stehender Lehrer. Als Schriftsteller hat er sich außer einigen Arbeiten für die Schule („Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische", Ausgabe des Agricola des Tacitus), besonders durch die Herausgabe der „Traditiones et antiquitates Fuldenses" (1844) und des „Codex diplomations Fuldensis" (1850) verdient gemacht. Mit J. Grimm bearbeitete er den zweiten Band der Weisthümer. v. Eltester.

Dronnecke: Johann D. (oder Wonnecke) von Caub, vgl. Cuba.

Droop: Hermann Eduard D., Dr. med., Medicinalrath und Stadtphysicus in Osnabrück, Sohn des dortigen Stadtphysicus Johann Daniel D., geb. 28. Aug. 1802 und † 5. Juli 1876. Als Arzt (seit 1824) und Medicinalbeamter in verschiedenen Stellungen (1833 Armenarzt, 1840 Stadtphysicus, 1854 Dirigent des städtischen Krankenhauses) außerordentlich thätig und um seine Vaterstadt verdient (z. B. bei Errichtung des neuen Krankenhauses 1862/64), hat er sich wissenschaftlich durch zwei in ätiologischer Hinsicht nicht uninteressante kleine Schriften über die 1859 und 1866 in Osnabrück herrschenden Cholera-Epidemien bekannt gemacht. Er promovirte in Göttingen auf Grund einer „Diss. de respiratione" am 4. Febr. 1823 unter dem Decanate Blumenbach's, welcher genau 30 Jahre zuvor (4. Febr. 1793) bei der Promotion von Droop's Vater († 1839) in gleichem Amte fungirt hatte. Husemann.

Droste-Hülshoff: Annette, Freifrau von D.-H., das bedeutendste lyrische Talent deutscher Zunge unter den Dichterinnen dieses Jahrhunderts, wurde auf dem alten Stammschloß ihrer Familie (Hülshoff, in der Nähe von Münster in Westfalen) am 10. Jan. 1797 geboren und hat dort, unter ziemlich strenger Zucht, gelebt, bis nach des Vaters Tode die Mutter den Wittwensitz Rüschhaus bezog. Ihre, von Hauslehrern geleitete, Erziehung hatte einen wissenschaftlichen Anstrich, sodaß Annettens Kenntnisse nicht blos in der Mathematik ziemlich über das gewöhnliche Maß hinausgingen, sondern auch das Latein, noch in

späteren Jahren, ihrem Gedächtniß treu blieb und ihr bei ihrer Sammelneigung für Münzen, Gemmen ꝛc. gute Dienste leistete. Neben einem früh sich regenden, durch eine wahrhafte Lesewuth genährten poetischen Talent (Klopstock, Salis, Matthisson und Hölty waren zunächst die Lieblinge) entwickelte sich auch eine bedeutende musikalische Begabung, welche in späteren Jahren sich im Drang zu selbständiger Liedercomposition offenbarte. Nach dem Tode des Vaters, welchem bald auch ihr Bruder nachfolgte, schwer darniedergebeugt und auch körperlich leidend, sah sich Annette gezwungen, eine Luftveränderung und auf Reisen Erholung zu suchen. Vorzüglich waren es die rheinischen Städte, welche sie fesselten, und Coblenz, Bonn und Köln wurden für längere Zeit abwechselnd ihre Absteigequartiere. Ueberall wurden, wenn auch nicht viele, so doch bedeutsame und förderndе Bekanntschaften angeknüpft (in Bonn besonders mit Johanna Schopenhauer und deren Tochter, ferner mit ihrem Verwandten, dem bekannten Rechtslehrer Clemens v. Droste); unter den großen Verstorbenen waren es besonders Walter Scott, Byron und Washington Irving, in deren geistige Gesellschaft sie sich eifrig und hingebend einlebte; ihre erzählenden Gedichte („Das Hospiz auf dem St. Bernhard“, „Die Schlacht am Loenerbruch“, „Des Arztes Vermächtniß“, „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers“) tragen deutliche Spuren dieses Umgangs, wenn schon das innerste geistige Gepräge, gleichsam das Mark der Empfindung, darin der Dichterin ganzes und volles Eigenthum ist. Daß aber selbst bei stofflicher Entlehnung Originalität möglich ist, zumeist bei einer so durchaus eigenwüchsigen Natur, wie sie unsere Dichterin besaß, beweist die Erzählung von „Des Arztes Vermächtniß“, welche mehr oder weniger bloße locale und dadurch bedingte anderweitige Umbildung der Schelling’schen Geschichte vom „Pfarrer vom Drottning auf Seeland“ ist. Nur schüchtern und auf das Drängen ihrer Freunde willigte sie in die Herausgabe ihrer „Gedichte“ (Cotta 1837), deren Erfolg indeß, weniger ihre eigenen, als die Erwartungen ihrer „Stürmer und Dränger“ unbefriedigt ließ. Gerade die ungewöhnliche Originalität, wodurch sich diese Schöpfungen vor anderen und hauptsächlich vor solchen von Frauenhand auszeichneten, behagte dem großen Publicum weniger; sie konnten ihrer ganzen Art nach blos den verständnißvollen, feinfühlenden Naturen gefallen, welche gern mit einer groß angelegten Menschenseele in geistige Gemeinschaft treten und dabei einen Einsatz eigener geistiger Anstrengung nicht scheuen. Die schöpferische Kraft der Dichterin geht durchaus nach der Tiefe, nicht nach der Breite, eine fruchtbare Ader, im gewöhnlichen Sinn, ist ihr nicht eigen, dafür aber ist ihr Schaffen ein höchst intensives. L. Schücking’s „Malerisches und romantisches Westfalen“ verdankt, nach des Verfassers eigenem Geständniß, der Mitwirkung unserer Dichterin einen großen Theil seines Inhalts; sonst ist neben den (später sehr vermehrten) „Gedichten“, dem „Geistlichen Jahr“ und den (posthumen) „Letzten Gaben“ von der Feder der Verfasserin nichts bekannt geworden. Die Fragmente, welche L. Schücking (in seinem Buch Annette v. Droste, ein Lebensbild) von einem Charakterbild westfälischen Familienlebens, aus dem litterarischen Nachlasse der Verstorbenen, veröffentlicht hat, lassen sehr bedauern, daß ihr die Vollendung desselben nicht vergönnt war. — Seit Anfang der 40er Jahre dieses Jahrhunderts finden wir das Fräulein beinah häuslich niedergelassen, wenigstens einen großen Theil des Jahres angesiedelt auf dem altehrwürdigen Sitz ihres Schwagers, des rühmlichst bekannten Freiherrn v. Laßberg, auf Schloß Meersburg am Bodensee, im ganzen zwar (hauptsächlich aus körperlichen Gründen) einsiedlerischen Neigungen huldigend; aber bei der großartig geübten Gastlichkeit ihres Schwagers und bei der Anziehungskraft, welche dieses Schloß in seinen litterarischen Schätzen besaß, war es nicht möglich, gegen Männer, wie Uhland, Justinus Kerner, Wessenberg und andere berühmte und bekannte Germanisten

und Alterthumsfreunde sich abzuschließen. Im Winter des Jahres 1847 nahm das seit Jahren in ihr schlummerndes Brustübel einen bedenklichen Charakter an; nach einer nur anscheinenden Besserung brachte ihr der Frühling des folgenden Jahres den Tod; sie verschied den 24. Mai 1848 an einem Herzschlage. — Annette v. D. ist als Schriftstellerin eine Kernnatur durch und durch, in welcher, bei echt weiblichen Gefühlen, dennoch nicht in erster Linie diejenigen Früchte unserm Blicke begegnen, die wir zu allererst bei der weiblichen Natur zu finden gewohnt sind. Bei ihr gibt es nichts Verschwommenes, Gefühlseliges und Unfertiges, ihr Charakter ist Schärfe und Entschiedenheit. Ihre Lebensanschauungen scheinen vom Nervenleben des Weibes durchaus nicht influenzirt; eigenthümlich, ja oft hart und sogar schroff, mögen sie manchen Leser und manche Leserin fremd anmuthen, aber die Einsichtsvollen unter diesen müssen doch das Geniale des Urtheils, die Gedankenreife und den klaren, alle Lebensverhältnisse mit dichterischer Intuition durchdringenden Blick herausfühlen und den Eindruck erhalten, daß sie, sie mögen nun beistimmen oder widersprechen, im Banne einer mächtigen Individualität stehen. Beistimmung darf die Dichterin allerdings nicht immer und von Allen hoffen, weder für ihre religiösen Dogmen — sie ist nach heftigen Kämpfen ihrer männlich selbständigen, frei urtheilenden Seele vom Zweifel zu den Ueberlieferungen des strengen Katholicismus zurückgekehrt — noch für ihre politischen und socialen Principien — denn auch diese zieht sie ohne Scheu in den Bereich ihres poetischen Sinnens und Schaffens, und zwar sind ihre Anschauungen einseitig-conservativ, in Standesvorurtheilen befangen. Auf diesen Gebieten wird man übrigens die Größe einer dichterischen Persönlichkeit, zumeist einer Frau, nicht suchen wollen, obschon gerade das „Geistliche Jahr“ (ein Cyclus von Gedichten auf jeden Sonntag und Festtag des katholischen Kirchenjahres) wahre Perlen der Poesie enthält. Wahrhaft groß und eigenartig ist die Dichterin in den Naturschilderungen, besonders wo die dämonische, unheimliche Seite des Naturlebens vorliegt, gleichviel, ob des menschlichen oder des vegetativen, ob Gespensterspuk zu schildern oder das Unheil, das auf der düstern Haide lauert. Ihr Blick dringt, in beiden Kreisen, bis ins Einzelne und Einzelste mit einer bewunderungswürdig scharfen concreten Beobachtungsgabe, die das Individuelle echt poetisch herausfindet. Keine Spur von einer Verflüchtigung ins Abstracte trübt diese lebensvollen Bilder und Bildchen, welche nur in einem die Erscheinungen der Natur als lebenden Proceß anschauenden und fühlenden Sinne sich gestalten können. Hand in Hand mit dieser Empfindung geht nun auch die Gabe des richtigen, den Kern treffenden Ausdrucks. Diese Gedankenfrische bedarf nicht des Schmucks und der Schminke der Rhetorik; sie empfiehlt sich und wirkt unmittelbar durch sich selber und ihre eigene Schönheit, die Schönheit ist aber hier das Richtige, welches sofort und ohne Zuthat die wahre Vorstellung des Gegenständlichen vermittelt, das Individuelle. Es gehört aber leider bei den herrschenden Ansichten von poetischer Diction schon eine gewisse Bildung dazu, um in jener contrastirenden Art einen Vorzug zu finden. — Werke: „Gedichte von A. E. v. D.-H.“ (sic!), Münster 1837; dieselben vielfach vermehrt bei Cotta, Stuttgart 1844; „Das geistliche Jahr“, Stuttgart 1851 (2. Aufl. 1857); „Letzte Gaben“, Hannover bei Rümpler 1860.

Annette v. Droste. Ein Lebensbild von L. Schücking, Hannover 1862.

Mähly.

Droste-Hülshoff: Clemens August Maria Antonius Aloysius Paulus Freiherr v. D.-H., geb. 2. Febr. 1793 zu Coesfeld im damaligen Fürstbisthum Münster, wo seine Eltern vorübergehend sich aufhielten, † 1832. Der künstlerische Sinn des Vaters, die philosophische Richtung der Mutter,

welche sein Biograph Braun (ehemals Prof. der Theologie in Bonn), der sein intimster Freund war, trefflich schildert, trug dazu bei, daß sich seine durchaus selbständige Natur voll entwickelte. Schon als Kind war er nach aller Schilderung ein schöner Mensch, später eine seltene Erscheinung, was männliche Schönheit, Anmuth, Freiheit der Bewegung und Kraft des Körpers wie Geistes betrifft. Dem ziemlich erwachsenen Knaben gaben die Eltern einen geistlichen Hauslehrer; Herbst 1804 trat er in die unterste Classe des Gymnasiums zu Münster und hatte bis 1807 als ordentlichen Classenlehrer den Philosophen und Theologen Hermes. Dieser Umstand wurde für ihn entscheidend; Hermes wurde Hausfreund der Eltern, weckte deren religiösen Sinn, leitete recht eigentlich die Studien des jungen Clemens, der streng und systematisch zum Lernen angeleitet und von Vergnügungen, wie Theaterbesuch, abgehalten wurde, ja, um nicht den Studien entfremdet zu werden, die Musik, der sein Vater mit großem Erfolge oblag, nicht erlernen sollte. Und doch besaß er ein solches Talent für diese, daß er, ohne Noten gelernt zu haben, schon im 16. Jahre zu den besten Clavierspielern Münsters gehörte, ganze Opern auf einmaliges Hören nachspielte und glänzend vortrug. Philosophische Studien und die Lectüre der deutschen Classiker bildeten neben den Aufgaben des Gymnasiums seine Beschäftigung; er war stets der erste und erhielt regelmäßig fast alle Prämien. Dabei gab er sich ungezwungen dem Verkehr mit den Mitschülern hin und war auch bei den Gefechten der stete Sieger. 1809 bezog er die Universität Münster, die sich durch Fürstenberg's Sorgfalt einer wirklichen Blüthe erfreute, studirte Philosophie und Theologie und Philologie mit dem Entschlusse, in den geistlichen Stand zu treten. Vom J. 1814—17 wirkte er als Lehrer am Gymnasium zu Münster für Mathematik und Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre. Während dieser Zeit trat er in nähere Beziehungen zu dem damaligen Dompropst in Münster, späteren Erzbischofe von Köln, Grafen Spiegel zum Desenberg. Ihn verlangte nach Erweiterung des Gesichtskreises und seiner Kenntnisse. Veranlaßt durch eine an alle Lehrer ergangene Aufforderung der Regierung, die tüchtigeren jüngeren Kräfte möchten sich in Berlin weiter ausbilden, und bereits wankend geworden in dem Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten, ging er Ostern 1817 nach Berlin, hörte bei Boeckh und Wolf philologische Collegien, bei Hegel Naturrecht, bei Hasse deutsches, bei Savigny römisches Recht, bei Neander Kirchengeschichte. Jetzt entschied er sich für die Jurisprudenz. Nach einigen Semestern nahm er sein Lehramt in Münster wieder auf, schied aber im April 1820 definitiv aus, hörte in Göttingen bei Eichhorn und Hugo, promovirte dort am 22. Septbr. 1820, machte darauf mit Unterstützung des Ministeriums zum Studium der kirchlichen Verhältnisse eine wissenschaftliche Reise, auf der er 11 Monate in Wien, einige Zeit in München zubrachte, wo er Joseph Görres kennen lernte. Sich für den Lehrberuf entscheidend, ging er nach Bonn, wo sein Freund Hermes Professor war, wurde am 11. März 1822 an der juristischen Facultät als Privatdocent habilitirt für Natur-, Kirchen- und Strafrecht, im Sommer 1823 außerordentlicher, im September 1825 ordentlicher Professor, war, ohne vorher das Decanat bekleidet zu haben, 1829 auf 1830 Rector der Universität. Am 27. Dec. 1823 hatte er sich mit Fräulein Pauline von und zur Mühlen vermählt, einer durch echte Weiblichkeit, Frömmigkeit, Geist, Wohlthätigkeit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Dame. In den letzten Jahren seines Lebens litt er oft durch Kopfweh und rheumatische Schmerzen und intermittirenden Puls. Eine größere Reise sollte Heilung geben; am 29. Juli reiste er ab, am 13. Aug. 1832 machte ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende. Er hinterließ eine fünfjährige Tochter. D. war, wie ihn Alle schildern, die ihn kannten und, ohne durch die blinde Parteistellung geblendet zu sein, richtig zu würdigen

verstanden, ein edler Mann: gerade, wahrhaftig, aufopfernd gegen die Freunde, dienstbereit gegen Jeden, uneigennützig, wohlthätig gegen die Armen, wie Braun mit Recht sagt „bis zur Verschwendung“, mäßig und von der strengsten Sittlichkeit gepaart mit innigster Frömmigkeit. Er war ein Charakter von seltener Festigkeit; unerschütterliche Pflichttreue, offener Kampf gegen die Unwahrheit und das Parteigetriebe, Klarheit über sein Wollen und Können zeichneten ihn aus. Als Gelehrter versprach er großes. Mit ungewöhnlicher Vorbildung betrat er den Katheder in reifem Alter; eine durchdringende Klarheit, eine gründliche philosophische, philologische, historische, juristische Bildung standen ihm zur Seite; er hatte als Lehrer großen Erfolg. Den Aufgaben der Universität wie der Stadt, in deren Vertretung er saß, widmete er seine ganze Kraft. Als nach dem Tode von Hermes, der es unternommen, die katholische Lehre philosophisch zu begründen, die Schaar der anonymen Denuncianten auftrat, griff er zur Feder und schrieb in vier Tagen die Schrift über den Hermesianismus; sein Tod entzog der katholischen Wissenschaft vielleicht die tüchtigste Kraft in dem Kampfe, der damit endete, daß die preußische Regierung die theologischen Anhänger von Hermes brach legte, weil Rom und seine blinden Diener auf den Bischofsstühlen in der Scholastik das einzige Heil fanden. Droste's juristische Schriften zeichnen sich aus durch scharfe logische Darstellung, unbefangenen historischen Sinn, im ganzen tüchtige Kenntniß der Litteratur. Sein Naturrecht versucht im Systeme von Hermes die positive mit der Religion im Einklang stehende Begründung des Rechts. Der Schwerpunkt liegt in dem leider von ihm nicht vollendeten Kirchenrechte. Dies zeichnet sich aus durch eine überaus objective Beurtheilung, unbefangene Würdigung der Geschichte, Milde in der Auffassung der fremden Confessionen, vollste Anerkennung der Rechte des Staats. Für das innere Rechtsleben der katholischen Kirche hält er an dem sog. Episkopalsystem; er gibt dem Primate jene Stellung, welche er in der Geschichte und im Wesen der Kirche als begründet zu erkennen glaubt, tritt aber entschieden ein für die Selbständigkeit des Episkopats und gegen die Anmaßung der päpstlichen Gewalt auf dem Rechtsgebiete des Staats. Droste's früher Tod ist ein schwerer Verlust gewesen; er hatte den Geist, das Wissen, die Arbeitskraft und den Muth, einer Richtung entgegen zu wirken, die bald allmächtig wurde und zum starren Curialismus führte, vorzüglich darum, weil die Vertreter der Richtung Droste's unter den Katholiken theils an Tüchtigkeit viel zu wünschen übrig ließen, theils des Muthes entbehrten, dem herrschenden Systeme entgegen zu treten. Schriften: „De juris austriaci et communis circa matrimonii impedimenta discrimine“, 1822. — „Ueber das Naturrecht als eine Quelle des Kirchenrechts“ (Antrittsvorlesung), 1822. — „Lehrbuch des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie“, 1823, 2. Aufl. 1831. — „Rechtsphilosophische Abhandlungen“, 1824. — „De Aristotelis justitia universali et particulari, deque nexu qua ethica et jurisprudentia junctae sunt“, 1826. — „Einleitung in das gemeine deutsche Criminalrecht“, 1826. — „Rechtfertigung des von der Bonner Juristenfacultät in der Sache des Städel'schen Kunstinstitutes zu Frankfurt a/M. erlassenen Urtheils“, 1827. Sämmtlich Bonn. — „Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen, wie sie in Deutschland gelten“, Münster, Bd. I, 1828, 2. Ausg. 1832. Bd. II, Abth. I. 1830, 2. Ausg. 1835 (besorgt von Braun), II. Abth. 1833, unvollendet. — „Beleuchtung der Urphilosophie von A. v. Sieger . . . und die Hauptmomente der Hermesischen Philosophie von Joh. Horst“, Bonn 1832. — „Fragen an alle katholischen Theologen Deutschlands in Betreff des Hermesianismus . . .“, das. 1832. — „Beiwagen zur Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“, das. 1832. Ein-

zelne Recensionen und Aufsätze im Arch. für Criminalr., Bonner Zeitschr. für Philos. u. kathol. Theol. ꝛc.

Braun, Biograph. Mittheilungen über Herrn C. A. v. Droste-Hülshoff in Bonner Zeitschr. f. Philos. u. kath. Theol. H. 4, 1832, S. 1—32. Daraus ein Auszug in Neuer Nekrolog der Deutschen, Ilmenau 1834, S. 604 ff. v. Schulte.

Droste: Clemens August D. von Vischering, Erzbischof von Köln. Clemens August stammte aus dem Geschlechte der D. zu Vischering auf dem Hause Darfeld im Münsterischen. Er war der zweite Bruder des Stammherrn Adolf Heidenreich und wie sein älterer Bruder Max Kaspar und sein jüngerer Bruder Franz Otto für den geistlichen Stand bestimmt. Am 22. Jan. 1773 war er auf dem Familiengute Vorhelm bei Münster geboren, † 1845. Mit einer guten Vorbildung ausgerüstet, wurde er im Kreise der Fürstin Galizin und unter dem Einfluß dieser geistreichen, für ein beschauliches Leben schwärmenden Frau in einer seinen Naturanlagen entsprechenden ascetischen, strengkirchlichen Richtung bestärkt und für den Dienst der Kirche vorbereitet. Als junger Domherr von Münster machte er gegen Ende des 18. Jahrhunderts längere Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien. In seine Heimath zurückgekehrt, empfing er am 14. Mai 1798 die Priesterweihe. Freundschaftlichen Verkehr unterhielt er mit den Convertiten Grafen Stolberg und Friedrich Schlegel, sowie mit vielen anderen katholischen Gelehrten. Er gehörte zu der strengkirchlichen Richtung, welche so wenig auf dem Gebiete des Glaubens der Vernunft, wie auf dem des disciplinaren und rechtlichen kirchlichen Wesens den nationalen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten irgendwelche Berechtigung zuerkennen will. „Vernunftstolz“ und „Unkirchlichkeit“ waren die Stichwörter, mit welchen er über jedes sich außerhalb der scholastischen Grenzen bewegende dogmatische System und über alle mit den Grundgedanken der strengen Curialisten nicht übereinstimmenden Grundsätze den Stab brach. An ihm fand die römische Curie einen Vertreter, der mit strengster Consequenz den römischen Grundsätzen durch alle Phasen der rheinisch-westfälischen Kirche von den Zeiten der Reaction nach der josephinischen und febronianischen Epoche bis zu dem neuen Aufleben des Romanismus unter dem Könige Friedrich Wilhelm IV. das Wort redete. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 war auch das Hochstift Münster säcularisirt worden. Bis zu einer festen und bleibenden Ausstattung der Domkirche wurde die Fortdauer des seitherigen Zustandes angeordnet: demnach blieb das alte Domcapitel bestehen und behielt mit Zustimmung des Königs von Preußen, der in den Besitz von Münster kam, die Selbstverwaltung seines Vermögens, bis kurz vor Ausbruch des neuen Krieges zwischen Preußen und Frankreich nicht nur die Einziehung des domcapitelschen Vermögens, sondern auch die Aufhebung des Capitels beschlossen wurde. Die Verfügung kam nicht zur Ausführung, und die Existenz des Domcapitels blieb fortan von Staatswegen unbehindert. Das Capitel wählte nun im J. 1807 als seinen rechtlichen Vertreter und Träger der geistlichen Jurisdiction den Domcapitular Clemens August v. D. zum Capitels-Vicar. Am 14. Novbr. 1811 wurde in Folge eines Decretes des Kaisers Napoleon mit sämmtlichen geistlichen Corporationen im Lippe-Departement das münsterische Domcapitel aufgehoben. Am 2. Decbr. kam dieses Decret zur Ausführung. Der Capitels-Vicar Clemens August D. blieb aber in seiner Würde und in der Ausübung der ihm übertragenen Vollmacht. Durch Decret vom 24. Aug. stellte Napoleon das Capitel wieder her, aber nur nach Maßgabe der für die andern französischen Cathedral-Capitel geltenden Grundsätze und Bestimmungen. Die Zahl der Mitglieder wurde auf zwölf festgesetzt, und nur diejenigen Mitglieder des alten Capitels sollten zu dem neuen zugelassen werden,

welche die Priesterweihe besäßen und sich innerhalb des französischen Reiches aufhielten. Dem gemäß sollten nur zwei Mitglieder des alten Capitels in das neue eintreten; 24 blieben ausgeschlossen. Einer der sieben, der frühere Domdechant Graf Ferdinand August v. Spiegel, trat nicht ein. Durch Decret vom 1. Mai 1813 wurden noch fünf Mitglieder anderer aufgehobener Collegiatstifter zu Capitularen ernannt Der Capitels-Vicar Clemens August D. fügte sich dem an ihn ergangenen Befehle und berief seine Collegen zu einer Capitelssitzung, in welcher die Aufnahme der neuernannten Domherren beschlossen wurde. Von Seiten des Papstes aber wurde den von Napoleon ernannten Capitularen die canonische Institution verweigert. Napoleon ließ sich durch die Weigerung des Papstes, das neue Capitel als ein kirchlich berechtigtes anzuerkennen, nicht abhalten, der münsterischen Kirche nun auch einen Bischof zu geben. Zu dieser Würde ernannte er den Dechanten des alten Stiftes, Grafen F. A. v. Spiegel. Papst Pius VII., der von Napoleon in Gefangenschaft gehalten wurde, versagte jedoch dem ernannten Bischof die canonische Institution. Spiegel, der Bedenken trug, die ihm übertragene Würde anzunehmen, wurde unter Androhung der strengsten Maßregeln gezwungen, nach Paris zu reisen und in die Hände der Kaiserin den Eid zu leisten, Juli 1813. Es entstand nun die Frage, auf welche Weise dem ernannten Bischof die Uebernahme der geistlichen Verwaltung möglich gemacht werden könne. Das französische Gouvernement bestand anfänglich darauf, daß der Capitels-Vicar seine Stelle niederlegen und das Capitel dann den Grafen Spiegel zum Capitels-Vicar wählen solle. D. weigerte sich standhaft auf dieses Ansinnen einzugehen; nach vielen Unterhandlungen erklärte er endlich, seine Zustimmung dazu geben zu wollen, daß Spiegel zum zweiten Capitels-Vicar gewählt werde; vor der Wahl müsse derselbe sich aber durch einen Revers verpflichten, sich nicht als gewählten, sondern nur als substituirten zweiten Capitels-Vicar anzusehen, vom ersten Capitels-Vicar ein Substitutionsinstrument entgegenzunehmen und die Diöcesanverwaltung nur in der Eigenschaft als Substitut zu führen. Napoleon durfte von dieser Substitution keine Kenntniß erhalten. Darum formulirte D. das Circular, durch welches er den Pfarrern den Uebergang der geistlichen Verwaltung an den Grafen Spiegel anzeigte, in einer Weise, die den ernannten Bischof als gewählten Capitels-Vicar erscheinen ließ. Nach dem Sturze Napoleon's nahm der Freiherr v. D. auf Befehl des Papstes, von dem er wegen seines Mangels an offener Energie dem gestürzten französischen Gewalthaber gegenüber scharf getadelt worden war, die dem Grafen Spiegel ertheilte Substitution zurück. In dem an den Grafen Spiegel gerichteten bezüglichen Notificationsschreiben vom 31. März 1815 sagte er, daß er unter dem Drucke der von Napoleon angedrohten Gewalt sich, als er den Grafen Spiegel als Diöcesanverwalter substituirte, geirrt habe, und daß er, welche Gewalt auch immer würde gebraucht worden sein, sich niemals zu jener Substitution hätte verleiten lassen sollen; er widerrufe daher feierlichst sowol die dem Grafen zur Administration der münsterischen Diöcese ertheilte Substitution in ihrem ganzen Umfange, wie auch die ihm zur Ausübung der facultates quinquennales übertragene Gewalt. Gleich nach Empfang dieses Schreibens legte Spiegel die Verwaltung der Diöcese nieder und lieferte alle Verwaltungspapiere an den Freiherrn v. D. aus. Dem Napoleonischen Capitel gegenüber erklärte D., daß er dasselbe als ein kirchlich zu Recht bestehendes nicht weiter anerkennen könne. In einem an die Pfarrer erlassenen Circular sagte er, daß er lediglich auf Befehl des Kaisers Napoleon und auf Zureden des Domcapitels seine Stelle als Verwalter der Diöcese aufgegeben habe. Das bis dahin in seinem Bestande und in seiner amtlichen Thätigkeit ohne jede Anfechtung gebliebene Domcapitel nahm von dem Vorgehen Droste's Veranlassung, den Professor Hermes und den Canonisten

Cordes um ein Gutachten über die canonische Rechtmäßigkeit seiner Institution und seiner Amtshandlungen anzugehen. Obwol diese Gutachten sich zu Gunsten des Capitels und des von demselben gewählten Capitels-Vicars aussprachen, so konnte Spiegel doch nicht bewogen werden, die Verwaltung wieder an sich zu nehmen. Der preußischen weltlichen Verwaltung gegenüber machte D. sofort die Ansprüche geltend, auf welche nach seiner Auffassung die kirchlichen Organe niemals verzichten könnten: er eröffnete gegen die preußische Staatsgewalt den Kampf, der, ihn überdauernd, unter mannigfachen Schwankungen über 60 Jahre lang sich fortgesponnen und in der jüngsten Zeit sich zu einem Kampf der Verzweiflung zugespitzt hat. Dem Staate sprach er das Recht ab, selbständig das niedere und höhere Schulwesen zu organisiren und zu leiten. Seine Anschauungen über das Recht der Kirche auf dem Gebiete des Schulwesens legte er in einem 1817 erschienenen Schriftchen: „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken bei Gelegenheit der von den Protestanten in dem laufenden Jahre zu begehenden Jubelfeier“ nieder. Eine weitere Begründung seiner kirchenrechtlichen Ansichten versuchte er in dem ein Jahr später veröffentlichten Schriftchen: „Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit.“ Schärfer trat D. mit seinen curialistischen Anschauungen der preußischen Regierung gegenüber, als man auch in der Diöcese Münster die Cabinetsordre vom 21. Nov. 1803, wonach bei gemischten Ehen sämmtliche Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden sollten, Geltung verschaffen wollte; der preußischen Verordnung gegenüber gab D. den Pfarrern den Befehl, Trauung sowol wie Aufgebot zu verweigern, wenn bei gemischten Ehen nicht das Versprechen gegeben werde, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten; dem katholischen Ehegatten, der sich bei einem protestantischen Pfarrer trauen lasse, sollten die Sacramente verweigert werden. Die Regierung in Münster fand sich veranlaßt, den Capitels-Vicar zu einer Erklärung über diese Verfügung aufzufordern. Die Antwort Droste's ließ an Schroffheit nichts zu wünschen übrig: es war darin betont, daß er in dem vorliegenden Falle, wie in ähnlichen, bei denen es sich um Religionsangelegenheiten handle, nur dem Papste, keineswegs aber der weltlichen Regierung Rede und Antwort zu stehen verpflichtet sei; um der Regierung aber keinen Zweifel über seine Anschauungen in Sachen der gemischten Ehen zu lassen, wolle er erklären, daß er die erforderliche Dispens bei dem Ehehinderniß disparitatis cultus nur ertheilen könne, wenn der protestantische Theil das angegebene Versprechen abgebe. Die Regierung mußte erkennen, daß sie es mit einem Manne zu thun hatte, der zur Durchführung seiner streng römischen Grundsätze einen scharfen Conflict mit dem Staate nicht scheue und der der preußischen Staatsgewalt gegenüber ebenso schroff und abweisend sich zu verhalten entschlossen war, wie er sich in seinem Verhalten gegen Napoleon matt und nachgiebig gezeigt hatte. Noch waren diese Differenzen nicht ausgeglichen, als in Folge der Berufung des Professors Georg Hermes an die neugegründete Universität Bonn D. einen neuen, noch bedenklicheren Conflict mit der Regierung heraufbeschwor. Seit 1807 hatte Hermes in Münster Dogmatik und philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie vorgetragen. Wegen ihrer philosophischen Richtung hatten diese Vorträge den Beifall des Capitels-Vicars, der gerne eine Gelegenheit ergriff, um gegen den „Vernunftstolz“ der neueren Theologen zu eifern, nicht gewinnen können. Dazu kam der Unwille, den D. gegen Hermes wegen des oben angeführten Gutachtens in Sachen des Napoleonischen Capitels gefaßt hatte. D. freute sich, daß der ihm verhaßte Professor Hermes von Münster weg war, wollte aber auch Sorge dafür tragen, daß die münsterischen Theologen von dem Geiste desselben nicht weiter berührt würden. Darum sollten sämmtliche junge Theologen, die dem geliebten Lehrer nach Bonn gefolgt waren, genöthigt werden,

nach Münster zurückzukehren. Eigenmächtig erließ D., ohne vorher die Zustimmung des Curators einzuholen, eine Verordnung, wonach kein Theologe ohne seine Erlaubniß anderswo als zu Münster irgend einen Zweig der Theologie hören dürfe; den Zuwiderhandelnden wurde die Ausschließung von den heiligen Weihen angedroht. Die Staatsbehörde mußte, wenn sie die ihr gebührende Autorität auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens wahren wollte, diese Verfügung der geistlichen Autorität für nichtig und unwirksam erklären; gleichzeitig forderte der Minister der Unterrichtsangelegenheiten den Herrn v. D. zur Verantwortung auf. In der Antwort vom 21. März sprach sich ein Geist der Herrschsucht und Unbotmäßigkeit aus, der noch manchen harten Strauß zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde in Aussicht stellte. Um den Standpunkt zu kennzeichnen, den D. der weltlichen Gewalt gegenüber auf dem Gebiete der Religion und des Unterrichts zu behaupten gesonnen war, erklärte er von vornherein, daß er keine Verpflichtung habe, sich vor dem Minister zu rechtfertigen. Zur Klarstellung seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat bemerkte er, die Einführung des allgemeinen Landrechts habe das in Deutschland allgemein gültige Kirchenrecht nicht aufheben können; hier wie in den Verhandlungen über den freien Verkehr mit Rom, über Anstellung der Geistlichen, über gemischte Ehen, über das Schulwesen, das sogenannte Placet, Ordnungsstrafe, Ablaßzettel ꝛc. habe er immer pflichtmäßig nur das erhalten wollen, was der katholischen Kirche von Gott und Rechtswegen zukomme; es werde der Minister nicht verkennen, daß ihm, dem Capitels-Vicar, Auftrag von dem heiligen Geist geworden sei, unter anderem zur Erfüllung der Pflicht, auf die Freiheit der katholischen Kirche und auf Reinheit und Vollständigkeit der Lehre, mithin ganz besonders auf diejenigen zu wachen, welche bestimmt seien, die Andern durch Wort und That zu belehren; Pflicht und Gewissen gebiete ihm, auf der Nachachtung seiner Verfügung bezüglich der Theologiestudirenden zu bestehen. In Folge dieser Antwort befahl eine Cabinetsordre vom 16. April, daß die Vorlesungen an der theologischen Facultät bis zum Austrag des schwebenden Streites eingestellt werden sollten; die Ahndung des Verschuldens dieser Störung wurde vorbehalten. D. wollte diese Ahndung nicht abwarten: im Sommer legte er sein Amt als Capitels-Vicar nieder und zog sich zu einem ruhigen Leben stiller Beschaulichkeit, schriftstellerischer Thätigkeit und christlicher Barmherzigkeit zurück. Aus seiner Abgeschiedenheit trat er wieder hervor, als sein Bruder Kaspar Maximilian Bischof von Münster wurde: nun wurde er mit dem Titel eines Bischofs von Kalamato in part. inf. zum Weihbischof ernannt und erhielt bald darauf auch an Stelle des Grafen v. Spiegel die Würde des Dombechanten, auf die er aber bald wieder verzichtete.

Droste's alter Gegner Ferdinand August Graf v. Spiegel war am 25. Juni 1825 als Erzbischof von Köln inthronisirt worden. Es war dies ein milder, versöhnlicher Mann, der das Interesse der ihm anvertrauten Diöcese am besten gesichert glaubte, wenn es ihm gelang, die Reste des französischen Radicalismus auszurotten, den kirchlichen Indifferentismus zu beseitigen, den Glauben zu befestigen und das kirchliche Wesen neu zu beleben, dabei aber den Forderungen eines confessionell gemischten Staates gerecht zu werden, den Geist der Zeit mit den Grundsätzen der Kirche in Einklang zu bringen, die Geistlichkeit von ihrem niedrigen Standpunkte der Bildung zu einer möglichst hohen Stufe allgemeiner und theologischer Kenntnisse zu erheben und in die Herzen der Gläubigen die Grundsätze christlicher Duldung und Liebe zu pflanzen. Ferdinand August stand an der Spitze einer Diöcese, in welcher die längste Zeit bei Abschließung von gemischten Ehen die Forderung des Papstes Benedict XIV., daß sämmtliche Kinder katholisch werden sollten, maßgebend gewesen war. Sobald das Rhein-

land unter preußische Herrschaft gekommen war, sollten auch die im alten Gebiete bei Behandlung der gemischten Ehen in Geltung stehenden Grundsätze zu Anerkennung und Nachachtung gebracht werden. Die Regierung verordnete gleich nach der Inthronisation des neuen Erzbischofs, daß auf die Rheinprovinz die für Schlesien gültige Bestimmung, daß alle Kinder in der Religion des Vaters zu erziehen seien, ausgedehnt werden solle. Diese Verordnung und die auf Grund eines päpstlichen Breves eingeführte Praxis standen mit einander in directem Widerspruch, und es konnte nur durch freundschaftliche Unterhandlungen zwischen Rom und Berlin ein Ausgleich gefunden werden. Der preußische Gesandte in Rom, Chr. Karl Jos. v. Bunsen, und der Cardinal Mauro Capellari, später Papst Gregor XVI., traten 1828 in Besprechungen, deren Resultat in dem Breve Venerabiles fratres vom 25. März 1830 präcisirt werden sollten. In diesem Breve sagt der Papst, daß er die rheinischen Bischöfe von den Verlegenheiten den kirchlichen Satzungen und Gesetzen über die Kindererziehung von 1825 gegenüber nicht vollständig befreien könne. Es ergab sich, daß dieses Breve die Grenzen der vorläufigen Abmachungen nicht strenge innehielt. Es wurde durch dieses wenig concise und höchst unklar gefaßte Actenstück dem katholischen Geistlichen nur gestattet, bei gemischten Ehen auch dann, wenn der protestantische Theil das Versprechen der katholischen Kindererziehung verweigere, dem Copulationsacte passiv als Zeuge zu assistiren, aber die eheliche Einsegnung, worauf es dem katholischen Theile sowol wie auch dem Staate ganz besonders ankommen mußte, blieb untersagt. Durch eine confidentielle Note des Cardinal-Staatssecretärs konnten die Zweifel und Anstände, welche das Breve bot, nicht gelöst werden. Das preußische Ministerium mußte die Annahme des Breves verweigern, so lange es nicht gelang, durch eine authentische Interpretation desselben die dieser Annahme entgegenstehenden Bedenken aus dem Wege zu räumen. Der Erzbischof Ferdinand August war der geeignete Mann, mit dem Ministerium über die Tragweite des Breves ein Abkommen zu treffen, bei welchem die Grundsätze der Parität und confessionellen Duldung gewahrt würden, ohne daß dem Breve selbst als den inneren Frieden des preußischen Staates gefährdend und das Gefühl der protestantischen Landesangehörigen verletzend geradezu jede Gültigkeit abgesprochen wurde. Nach langen Unterhandlungen mit Bunsen und dem Ministerium gelang es der Umsicht, dem Takt in dem versöhnlichen Sinne des Erzbischofs Spiegel im Juni 1834 ein Abkommen zu Stande zu bringen, in welchem eine milde Praxis in Behandlung der gemischten Ehen von Seiten der Kirche als maßgebend angenommen, den Ansprüchen der katholischen Kirche nach Möglichkeit Rechnung getragen, aber doch keineswegs der Staat als rechtlos der Kirche gegenüber behandelt wurde. Durch persönliche Bemühungen gelang es dem Erzbischof, die Bischöfe von Paderborn, Münster und Trier zur Zustimmung zu der am 30. Juni vom König genehmigten Convention zu bestimmen. Der Inhalt der Convention wurde den einzelnen Pfarrern durch eine Instruction vom 22. Octbr. zur Nachachtung mitgetheilt. Diese Instruction sagt, die kirchliche Disciplin bezüglich der gemischten Ehen sei so gemildert, daß die Cabinetsordre vom J. 1825 über diesen Gegenstand befolgt werden könne. Sie ging rücksichtlich der Fälle, in denen mehr als die sogenannte passive Assistenz gewährt werden sollte, weit über die vom Breve gesteckten Grenzen hinaus. Der Erzbischof und seine Suffragane waren sich klar bewußt, daß sie durch den verhängnißvollen Schritt, durch welchen sie mit Entschiedenheit das ihnen gebührende, aber von der päpstlichen Curie sehr verkümmerte bischöfliche Recht in Anspruch nahmen, die Losung zu einem schweren, erbitterten Kampf gegen Rom und alle Anhänger des römischen Systems geben würden. Aber sie waren entschlossen, diesen Kampf aufzunehmen, der Curie die Stirn zu bieten und den mühsam zu Stande ge-

brachten Frieden zwischen Staat und Kirche nicht dem römischen kirchlichen Absolutismus zum Opfer zu bringen.

Noch wüthete der Kampf und noch waren die namentlich in der Diöcese Köln wühlenden Gegner der Convention nicht zum Schweigen gebracht, als der Träger der versöhnlichen kirchen-politischen Grundsätze, Erzbischof Ferdinand August, am 2. August 1835 starb. Solange Spiegel lebte, hatten seine Gegner und die Wortführer der römischen Grundsätze es nicht gewagt, für ihre Anschauungen offen einzutreten; gleich nach seinem Tode aber wurde von allen Seiten der Kampf gegen das Spiegel'sche System eröffnet: es zeigte sich, daß viele Geister durch die von Frankreich und Belgien eingeschmuggelten Blätter für die römischen Grundsätze gewonnen waren. Anonym ließ der Propst Claessen in Aachen die „Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" erscheinen. Diese unter dem Namen „Rothes Buch" bekannte Schrift schleuderte die Brandfackel in den massenhaft aufgehäuften Zündstoff. Von Belgien und Frankreich aus wurden unablässig die ultramontanen Schreier im Widerstand gegen die Spiegel'sche Richtung bestärkt. Mit der höchsten Spannung sah man dem Tag entgegen, an welchem die Neuwahl eines Erzbischofs vorgenommen werden sollte. Eine äußerst schwierige Aufgabe erwartete den Mann, der den erzbischöflichen Stuhl besteigen sollte. War er ein Mann, der die Diöcese im Geiste Spiegel's zu leiten den Willen hatte, so mußte er sich auf die größten Schwierigkeiten, welche ihm von Seiten der immer rühriger hervortretenden ultramontanen Partei erwarteten, gefaßt machen; war er nach dem Herzen Roms und dem Wunsch der Ultramontanen, dann stand die Ruhe des Landes und der Friede unter den Confessionen auf dem Spiele. Nach dem geltenden Rechte konnte nur ein solcher Candidat von dem Domcapitel gewählt werden, über welchen sich letzteres mit der königlichen Regierung vorher geeinigt hatte. Das Domcapitel hatte bis zum Wahltag noch keine Persönlichkeit ernstlich ins Auge gefaßt, es wollte dem Ministerium die Initiative überlassen. In Berlin hatte die Partei, welche unter Inspirirung des Geheimraths Schmedding dem Erzbischof Spiegel alle möglichen Schwierigkeiten bereitet und beim Minister Altenstein sowol wie bei dem für mittelalterliche Ideen schwärmenden Kronprinzen einen nicht unbedeutenden Einfluß besaß, die Candidatur des münsterischen Weihbischofs v. D. nicht ohne Erfolg zur Sprache gebracht. D. hatte im Jahre vorher dem Kölner Domherrn München bei Gelegenheit eines Besuches, den dieser bei ihm im Auftrage des Erzbischofs Spiegel machte, zu verstehen gegeben, daß er sich freuen würde, wenn er an die Spitze einer Diöcese werde gestellt werden. Spiegel machte hiervon dem Minister Altenstein Mittheilung, ohne zu ahnen, daß er hierdurch seinem Nachfolger den Weg bahne. Die Bedenken, welche gegen D. aus seinem früheren Verhalten der Staatsgewalt gegenüber hergeleitet wurden, beseitigte man durch eine Erklärung, welche D. am 5. September dem münsterischen Domcapitular Schmülling gab. Dieser hatte an ihn die Frage gerichtet: „ob er als künftiger Bischof einer der vier westlichen Diöcesen nicht allein das Uebereinkommen vom 19. Juni 1834 nicht angreifen oder umstoßen, sondern vielmehr solches aufrecht zu erhalten und nach dem Geiste der Versöhnung, der es eingegeben, anzunehmen bereit und beflissen sein werde"? Die Antwort lautete: „daß er sich wol hüten werde, jene gemäß dem Breve von Papst Pius VIII. darüber getroffene und in den genannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu erhalten oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geist der Liebe und Friedfertigkeit anwenden werde". Diese Erklärung war klar, bindend und unzweideutig; sie schien der Staatsregierung die Garantie zu bieten, daß D. als Erzbischof von Köln niemals daran denken werde, bezüglich der gemischten Ehen sich auf den früher

behaupteten Standpunkt zu stellen und irgend einen Conflict hervorzurufen. Der Regierungs-Commissar Schmedding kam nach Köln, um sich mit dem Capitel über die Person des zu Wählenden zu verständigen. Mit Staunen und Schrecken vernahmen die Capitulare den Vorschlag der Regierung; sie ließen aber jeden Widerspruch fahren, als Schmedding ihnen versicherte, das Ministerium habe die Ueberzeugung, daß D. jeden Conflict mit der weltlichen Behörde vermeiden werde. Vollends gaben sie sich gefangen, als in der entscheidenden Wahlsitzung der langjährige Vertreter des verstorbenen Erzbischofs, Domcapitular München, die Wahl Droste's mit aller Entschiedenheit befürwortete. Clemens August v. D. wurde am 1. Decbr. 1835 gewählt und am 29. Mai 1836 inthronisirt. Am 26. Mai hatte er den Homagialeid in die Hände des Oberpräsidenten abgelegt. Aus dem vom Tage seiner Inthronisation datirten ersten Hirtenbriefe ließen sich auf die Grundsätze, welche er bei seiner Verwaltung werde maßgebend sein lassen, keinerlei Schlüsse ziehen; nur der darin vorkommende Ausdruck „Vernunftstolz" schien darauf hinzudeuten, daß er seinen alten Haß gegen die theologische Richtung der Hermesianer noch nicht vergessen hatte. Gleich nach seinem Amtsantritt zeigte D., welch ein schreiender Contrast zwischen seinem Charakter und dem seines Vorgängers bestand. Spiegel war ein feiner, hochgebildeter Mann, der in seinem ganzen Wesen sich in den Formen der feinen, vornehmen Gesellschaft bewegte, der in seinem ganzen Haushalt die Erinnerung an den Glanz der alten geistlichen Fürstenhöfe, jedoch ohne die Frivolität derselben, nachklingen ließ, und der den Verhältnissen der Neuzeit gerecht wurde, ohne den Grundsätzen seiner Kirche, sowie den Forderungen und der Würde seines Standes das geringste zu vergeben. Clemens August v. D. dagegen war eine düstere, ascetische, verschlossene Natur mit einem abstoßenden Aeußeren, die mit Ostentation jede Theilnahme an einem heitern Lebensgenuß verschmähte und sich von der Pflicht einer sogen. Repräsentation freisprach. In seiner finstern Abgeschlossenheit führte er einen höchst einfachen Hausstand, beschränkte sich in seinem Mobiliar auf das nothwendigste und suchte etwas darin, alle Welt vor den Kopf zu stoßen und jede hergebrachte Form im Verkehr mit der guten Gesellschaft außer Rücksicht zu lassen. Die Professoren der Bonner theologischen Facultät, die ihm bei seiner Inthronisation ihre Aufwartung machen wollten, ließ er nicht vor. Der Oberpräsident, der ihn einführen sollte, wurde nicht angenommen; den conventionellen Besuch erwiderte er erst, als v. Bodelschwingh ihm schriftlich erklärte, daß er, ohne ihn einzuführen, abreisen werde, im Fall er ihn nicht besuche. Auch in der Folge fanden höhere Staatsbeamte, die dem Erzbischof einen Besuch machen wollten, eine verschlossene Thüre. Die dem erzbischöflichen Stuhl vom Grafen v. Spiegel vermachte kostbare Bibliothek ließ er einpacken und aus dem Hause schaffen. Eine aus seiner ganzen kirchlichen und theologischen Richtung hervorgehende principielle Bedeutung hatte das Verhältniß, in welches er sich dem Domcapitel, dem Priesterseminar und der Bonner theologischen Facultät gegenüber stellte. Das Domcapitel, welches dem Erzbischof Spiegel bei Verwaltung der Diöcese treu zur Seite gestanden hatte, schien ihm nicht von dem rechten kirchlichen Geiste beseelt zu sein, darum beschränkte er seinen Verkehr mit demselben auf das allernothwendigste, enthob die bewährtesten Arbeitskräfte in demselben ihrer Thätigkeit, verschmähte ihren Rath bei den wichtigsten Entscheidungen und schenkte sein Ohr nur solchen Männern, die er als Träger des strengsten Ultramontanismus und eines fanatischen Glaubenseifers erkannte. Er war entschlossen, an den theologischen Lehranstalten nur solche Professoren zu dulden, welche dem reinsten Romanismus ergeben waren, die bischöfliche Gewalt nur als einen Ausfluß der Obergewalt des römischen Papstes darstellten und sich als Gegner des von Rom verdammten Hermesianismus bekannten. Alle, die ihm

als Anhänger der Hermesischen Lehre bezeichnet wurden, behandelte er mit rücksichtsloser Härte; sie galten ihm als zu scheuende Fürsprecher des von ihm so sehr gehaßten „Vernunftstolzes". Am 12. Jan. 1837 erließ er ein Rundschreiben an die Beichtväter der Stadt Bonn, wodurch nicht nur das Lesen der Schriften von Hermes, sondern auch der Collegienbesuch bei seinen Schülern verboten wurde. Dem Inspector des Bonner Convictoriums befahl er, den Alumnen und Repetenten das Studium der Hermesischen Schriften zu untersagen. Den Professoren Achtenfeld und Braun und dem Repetenten Weiler verbot er die Ausübung der Seelsorge. Dem Docenten Hilgers, der ihm eine Schrift ehrfurchtsvoll übersandte, schickte er das Buch mit dem Bemerken zurück, daß er bedauere, dasselbe nicht annehmen zu können. Als ihm das Verzeichniß der Vorlesungen mitgetheilt wurde, schrieb er bezüglich der Collegien der Hermesianer, „er könne sich nicht äußern, bis ihm die Bücher angegeben wären, nach welchen sie lesen würden". Der Curator ersuchte ihn um eine Conferenz, in welcher er seine Einwendungen ordnungsmäßig vorbringen möge. Nach längerem Widerstreben ging er endlich im Frühjahr 1837 auf solche Conferenz ein und es wurden darin dem Erzbischof drei Vorschläge zum Ausgleich der Differenzen mit der theologischen Facultät gemacht. Auf den ersten Vorschlag, er möge die ihm verdächtigen Professoren vor sich bescheiden, damit er sich dadurch die Ueberzeugung von deren echtkatholischer Gesinnung oder vom Gegentheil verschaffen könne, erklärte er, er wolle mit jenen Männern in keine persönliche Berührung treten, bis die Sache ausgeglichen sei. Ebenso wies er den zweiten Vorschlag zurück, er möge eine schriftliche Erklärung jener Lehren über die in Frage stehenden Punkte annehmen. Schließlich ging er nicht einmal auf das Ansuchen ein, die Vorlesungen im Convict durch Commissarien beaufsichtigen zu lassen oder ein unverdächtiges Lehrbuch anzugeben. Die Professoren waren erbötig, ihre Hefte dem Erzbischofe zur Einsicht vorzulegen. Die Regierung ging so weit, die Professoren der Theologie die Verpflichtung unterzeichnen zu lassen, sich sowol der besonderen Ehrfurcht wegen, welche diejenigen, welche es angehe, dem apostolischen Stuhle schuldig seien, als wegen ihrer Obliegenheit, den kirchlichen Sinn der Jugend zu pflegen, jeder Polemik bezüglich der Hermesischen Sache zu enthalten. Alle diese entgegenkommenden Schritte beantwortete der Erzbischof mit dem den Theologen ertheilten Befehl, sich des Besuchs der Vorlesungen der Hermesischen Professoren zu enthalten. Er ging noch weiter: er stellte 18 Thesen auf, deren Unterzeichnung er von den als Hermesisch verdächtigen Professoren, sowie von allen für die Weihen präsentirten jungen Clerikern verlangte. Nach der 18. These mußte der Unterzeichner das Versprechen geben, dem Erzbischof in allem, „was sich auf Lehre und Disciplin beziehe, zu gehorchen und von seiner Entscheidung an Niemanden als an den Papst zu appelliren". Hierdurch war der staatsrechtlich erlaubte Recurs an die Staatsbehörde untersagt, ein Verbot, welches sogar von entschiedenen Anhängern des ultramontanen Systems als ungesetzlich anerkannt wurde. Vom evangelischen Gymnasium in Köln rief er den Religionslehrer ab und erklärte, er werde nicht eher einen neuen ernennen, als bis das Gymnasium für eine Simultananstalt erklärt werde. Im Kölner Seminar ließ er, ohne der Regierung Kenntniß von diesem Schritt zu geben, die Vorlesungen einstellen. Es nutzte nichts, daß er durch befreundete und hochgestellte Männer ersucht wurde, auf den gesetzlichen Weg zurückzukehren und der Regierung seine Wünsche und Beschwerden in ordnungsmäßigem Wege vorzutragen. Er beantwortete solche Rathschläge mit der Bemerkung, daß die Gesetze des Staates mit den Rechten und Freiheiten der Kirche nicht vereinbar seien. Eine größere Tragweite als alle die in der Hermesischen Frage zu Tage getretenen Eigenmächtigkeiten hatte nach der Auffassung der Staatsregiernng das

Verhalten des Erzbischofs bezüglich der gemischten Ehen. Weder die preußische Regierung noch der Erzbischof Spiegel hatte es für angezeigt gehalten, der römischen Curie von der Berliner Convention und von der an die Pfarrer erlassenen erzbischöflichen Instruction Kenntniß zu geben. Der Erzbischof hielt dafür, daß er sich in der ganzen Angelegenheit innerhalb seiner Rechtsgrenzen bewegt habe und darum der Pflicht, Rom mit der Sache zu behelligen, überhoben sei; durch die gehässige Polemik, welche von Belgien aus gegen die Instruction eröffnet wurde, ließ er sich nicht einschüchtern. Ebensowenig konnten die verdammenden Stimmen, welche sich am Rhein gegen die Instruction erhoben, ihn beirren. Die von allen Seiten geschürte Aufregung erhielt einen neuen Anstoß, als der vom Bischof von Trier auf seinem Todesbette unterzeichnete vollständige Widerruf aller gegen das päpstliche Breve gethanen Schritte bekannt wurde. Durch diesen Widerruf wurde die Frage bezüglich der Convention und der damit zusammenhängenden Instruction vor der Hermesischen Angelegenheit in den Vordergrund gedrängt. Aus einer Note des Cardinal-Staatssecretärs vom 3. Febr. 1837 konnte die preußische Regierung erkennen, daß die Curie nicht gesonnen war, dem drohenden Kampfe auszuweichen, und der Kölner Erzbischof war es, der ihn eröffnete. Ohne Rücksicht auf die Instruction, deren Nachachtung er versprochen hatte, verbot er in vorkommenden Fällen den Pfarrern die Trauung vorzunehmen, wenn nicht vorher von den Brautleuten das Versprechen abgegeben würde, daß die Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten. Er stellte sich auf den schroffsten Standpunkt der Intoleranz den akatholischen Bekenntnissen gegenüber und beanspruchte in dem confessionell gemischten preußischen Staate für das katholische Bekenntniß das Recht der ausschließlichen Geltung. Wenn Preußen nicht an seinem eigenen Sarge mit zimmern und die Garantie seines eigenen Bestandes aufgeben wollte, mußte es den Bemühungen, solche Grundsätze in das nationale Leben überzuleiten, mit aller Entschiedenheit entgegentreten, es mußte darauf bestehen, daß die oft angerufene Instruction bei Behandlung der gemischten Ehen maßgebend bleibe. Der Erzbischof weigerte sich, auf solches Ansinnen einzugehen. Sein Verfahren suchte er durch die auch auf publicistischem Gebiete durch das Journal de Liége vertheidigte Erklärung zu rechtfertigen, daß er zwar versprochen habe, die Instruction zu beobachten, aber nur insoweit, als sie mit dem Breve des Papstes Pius VIII. übereinstimme. Es kam nun zu diplomatischen Unterhandlungen, in welchen der römische Ministerresident v. Bunsen, der Regierungspräsident Graf Stolberg und der päpstliche Unterstaatssecretär Monsignore Capaccini die Hauptrolle spielten. Es scheint, daß auf die Haltung des Erzbischofs geheime preußenfeindliche Hetzereien nicht ohne Einfluß blieben: hatte er heute Zusagen gemacht, die einen befriedigenden Ausgleich hoffen ließen, so nahm er morgen wieder jedes Zugeständniß zurück. Wenn er den Vorschlägen des Monf. Capaccini hätte Gehör geben wollen, würde eine Einigung erzielt worden sein. Doch er schien den Bruch zu wollen. „So sehr ich beim Beginn der Unterhandlung," schrieb Graf Stolberg am 20. Sept. an den Cultusminister, „die Hoffnung hegen konnte, daß der Erzbischof den mildernden Bedingungen sich fügen und in seinen festgehaltenen Ansichten es nicht bis zum Extrem kommen lassen würde, so ist, wie ich Sr. Majestät berichtet, leider doch das letztere erfolgt, indem der Prälat am Schluß der Verhandlungen alle schriftliche und mündliche Annäherung zurückgewiesen und mich in die Nothwendigkeit versetzt hat, ihm zu erklären, da Se. Majestät die weitere amtliche Wirksamkeit des Prälaten an Erfüllung der wesentlichen Punkte der mir gegebenen Instruction geknüpft hatte, so sei durch seine abweisende Entscheidung jede Verständigung über irgend eine zur Besprechung gekommene Angelegenheit unmöglich und unnütz geworden, welche des Erzbischofs fortgesetzte

Amtsthätigkeit auf eine längere Zeit voraussetzen würde." Bei allen erneuten Versuchen, den Erzbischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen, verharrte derselbe standhaft bei seiner Abweisung. Unumwunden erklärte er: „der Hauptpunkt sei die Trauung, er könne Niemanden trauen lassen, der nicht das Versprechen gebe, die Kinder katholisch zu erziehen, und dahin habe er selbst, nach Suspension der Vollmachten des Generalvicariats, seine Pfarrer bei vorkommenden Fällen instruirt, und das sei in der Diöcese ganz ruhig eingeführt". Am 16. September erklärte er dem Herrn v. Bunsen, daß er sich auf nichts einlassen könne, er meine vielmehr, die Sache solle so fortgehen, wie sie jetzt bei ihm bestehe, so daß er bald nach dem Breve, bald nach der Instruction handle; falls dies nicht genüge, müsse er wünschen, daß alle weiteren mündlichen und schriftlichen Mittheilungen aufhörten, da er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, dasjenige, was er im Leben versprochen, auf dem Todtenbette bereuen und widerrufen zu müssen. Gleich nach Eingang des Berichtes von Bunsen und Stolberg entschloß man sich in Berlin zu ernsten Schritten. Auf Befehl des Königs wurde dem Erzbischof durch den Cultusminister die Alternative gestellt, entweder sofort seinen Gehorsam gegen das Landesgesetz zu erklären oder freiwillig ein Amt niederzulegen, das er nicht innerhalb der durch die Gesetze vorgeschriebenen Grenzen verwalten zu können glaube. Gleichzeitig wurde durch den Grafen Stolberg ihm anheimgegeben, sich eine Frist zu erbitten, um dem Papst seine Lage vorzulegen und inzwischen nur den von ihm vorgefundenen status quo fortbestehen zu lassen. Am 3. Novbr. erhielt der Erzbischof vom Minister Altenstein ein Schreiben, worin erklärt war, der König wolle ihm gestatten, das Erzbisthum niederzulegen und alsdann solle wegen des Vergangenen nicht weiter eingeschritten werden; er möge mit der Antwort eilen und ihr eine solche Fassung geben, daß sie dem Könige vorgelegt werden könne. Sofort antwortete er, daß seine Verpflichtung gegen die Erzdiöcese und die ganze Kirche ihm verbiete, sowol seine Amtsverrichtungen einzustellen, als sein Amt niederzulegen. Von diesen beiden Schreiben gab er am 4. Novbr. dem Domcapitel sowol wie sämmtlichen Pfarrern der Stadt Kenntniß. In Berlin erhielt man am 12. Novbr. durch den Oberpräsidenten v. Bodelschwingh die Anzeige, daß der Erzbischof entschlossen scheine, das Volk aufzuwiegeln und sich der Ausführung der ihm drohenden Gewaltmaßregeln thätlich zu widersetzen. Sollte es ihm nicht gelingen, seine Haftnahme zu vereiteln, so habe er die Absicht, sich in dem Augenblick, wo er gefangen genommen werden solle, im bischöflichen Ornat in den Dom zu begeben und der Polizei anheimzugeben, ihn aus der Mitte der Geistlichkeit und des Volkes vom Hochaltar hinwegzureißen. Das Ministerium mußte um jeden Preis die Aufführung einer solchen Komödie zu verhindern suchen. Am 13. traten die Minister zu einer Conferenz und am 14. unter dem Vorsitz des Königs zu einem großen Ministerrathe zusammen. Alles drängte hier zu sofortigem entschiedenen Handeln; es machte sich die Ansicht geltend, daß der Erzbischof sich neben seiner persönlichen Auflehnung gegen die Gesetze auch an einer Conspiration zum Umsturz der bestehenden kirchen-politischen Verhältnisse betheiligt habe. Es wurde beschlossen, in größter Eile den geschürzten Knoten zu durchhauen, den Erzbischof gefangen wegzuführen und demselben den Proceß zu machen. Der 20. November war der Tag, an welchem der verhängnißvolle Schritt von Seiten der Staatsgewalt geschehen sollte. An demselben Tage schrieb Graf Stolberg an Bunsen: „Heute ist der Tag angebrochen, welcher in seinen Folgen höchst bedeutungsvoll werden kann. Möge der Herr aller Herren seine schützende Hand offen halten, auf daß unser Vaterland nicht Schauplatz der boshaften Einwirkungen unserer Feinde werde! Möge er auch Festigkeit und Weisheit und kräftige Ausdauer schenken, wenn es zu irgend einem Kampfe sich gestalten sollte!" Der Oberpräsident legte

dem Erzbischof in Gegenwart mehrerer höheren Beamten die königl. Cabinetsordre vor, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe sich weder unter die Gesetze des Staates beugen, noch auf sein Amt verzichten wolle, erklärte er ihn für gefangen und ordnete seine Abführung an. Der Erzbischof erwiderte, er füge sich der Gewalt; ein Reisewagen stand vor der Thür; doch nahm man des Erzbischofs eigene Equipage, und nach 7 Uhr fuhr der Wagen mit dem Erzbischof, dem Gensd'armerieobersten v. Sandau, dem Bedienten und einem Beamten in bürgerlicher Kleidung ab, die erste Viertelstunde von 20 Unterofficieren zu Pferde begleitet. Zum Aufenthalt für den hohen Staatsgefangenen war die Festung Minden bestimmt. Clemens August v. D. benahm sich bei seiner Gefangennahme gelassen, ruhig und würdig. Der Oberpräsident gab am folgenden Tage dem Domcapitel Kenntniß von der gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs; das Capitel übernahm in Folge der ihm vom Cultusminister zugegangenen Aufforderung die Verwaltung der Erzdiöcese, als ob der Stuhl erledigt sei, und ernannte einen Capitularverweser in der Person des Generalvicars Dombechanten Dr. Johannes Hüsgen. Auf den 22. wurden die Pfarrer der Stadt in die Wohnung des Regierungspräsidenten v. Ruppenthal geladen, wo der Oberpräsident ihnen von der ernsten Maßregel, wozu der König sich gezwungen gesehen habe, Mittheilung machte. Dabei erklärte er, er setze in die Pfarrer das Vertrauen, daß sie das Ihrige, besonders von der Kanzel, dazu beitragen würden, die Ruhe unter dem Volke aufrecht zu erhalten. Am Tage vorher hatte das Capitel bereits in einem besonderen Ausschreiben sämmtlichen Geistlichen von der Wegführung des Erzbischofs und von der Uebernahme der Verwaltung durch das Capitel Mittheilung gemacht. Der Eindruck, den der staatliche Gewaltschritt bei Clerus und Volk machte, war verschieden: ein Theil billigte das Vorgehen der Regierung, ein anderer verdammte es; eine Zeit lang mußten einzelne höhere Geistliche, die bei der ultramontanen Partei nicht sonderlich gut angeschrieben waren, sich manche wörtliche und thätliche Anfechtungen gefallen lassen; die Ruhe des Landes wurde aber nicht gestört. Am 10. Decbr. gab der Papst in einer besonderen Allocution seinem Schmerz darüber Ausdruck, „daß die kirchliche Freiheit verletzt, die bischöfliche Würde verachtet, die heilige Gerichtsbarkeit usurpirt und die Rechte der katholischen Kirche und des heiligen Stuhles mit Füßen getreten seien", und er gab die feierliche Erklärung, daß er niemals aufhören werde, „jegliche gegen den wahren Sinn der von seinem Vorgänger erlassenen Erklärung in dem Königreich Preußen fälschlich eingeführten Praxis in Betreff der gemischten Ehen gänzlich zu verwerfen". Jeder Versuch, das Ministerium zu bestimmen, daß es den Erzbischof ohne bindende Garantien seiner Wirksamkeit zurückgebe, war vergeblich. Clemens August D. lebte in Minden in Ruhe nur ascetischer Beschaulichkeit. Das Versprechen, sich nicht nach Köln zu begeben, verweigerte er zu leisten; darum blieb er unter polizeilicher Bewachung. Im April 1839 erhielt Clemens August D. vom Könige die Erlaubniß, seinen Aufenthalt auf dem Droste'schen Familiengute Darfeld zu nehmen. Als nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. dessen ältester Sohn Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, glaubte man allgemein, derselbe werde der Diöcese Köln ihren Erzbischof zurückgeben. Es geschah dies aber nicht. Nach vielen Verhandlungen durch den Grafen Brühl, der deshalb nach Rom gesandt worden war, beauftragte der Papst den Erzbischof von München, Grafen von Reisach, sich zum Erzbischof zu begeben. Dieser gab die Erklärung ab, daß er um des Friedens willen alles bereitwillig der Entscheidung des Papstes überlasse. Auf den Vorschlag des Königs Ludwig von Baiern wurde der Bischof von Speyer, Johannes v. Geissel, zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge für Köln ernannt und vom Erzbischof Clemens August D. selbst durch einen Hirtenbrief bei seiner

neuen Heerde eingeführt. In diesem Hirtenschreiben vom 9. März 1842 betonte er besonders, daß er sein Erzbisthum behalte und der Erzbischof seiner Diöcesanen bleibe. Es war dieses das letzte officielle Actenstück, welches er als Erzbischof unterzeichnete. Den Coadjutor, der ihm einen Besuch machte, empfing er mit Kälte und Mißtrauen; nach kurzer Unterredung entließ er ihn aber mit Liebe und Vertrauen. In stiller Zurückgezogenheit lebte er in Münster, bis er am 19. Octbr. 1845 nach schweren Leiden einer Krankheit erlag, welche er sich auf einer Reise nach Rom zugezogen hatte. In seinem Testamente hatte er bestimmt, daß er da beerdigt werden wolle, wo er sterbe. Darum wurde seine Leiche nicht nach Köln übergebracht, sondern am 23. im Dom zu Münster auf dem hohen Chor, unmittelbar dem Grabmal des Fürstbischofs Friedrich Christian v. Plettenberg gegenüber, beigesetzt.

Clemens August D. war der Träger der Ideen, welche seit Jahrhunderten mit der Staatsgewalt im Kampfe gelegen hatten. Er hatte den Grenzstreit wieder wachgerufen, in welchem die römische Kirche mit dem Staate um die Alleinherrschaft auf einzelnen Gebieten des Ehe- und Unterrichtswesens seit Jahrhunderten gerungen hatte. Für eine Reihe von Jahren wurde durch gegenseitige Nachgiebigkeit der Austrag der durch Clemens August D. angeregten Frage wieder verschoben, bis vor mehreren Jahren die Kirche neuerdings Ansprüche erhob, welchen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten die Pflicht der staatlichen Selbsterhaltung gebot.

Hermes, Gutachten über die Lage der münsterischen Kirche, 1815. (Cl. Aug. v. Droste) Gesch. Darstellung der Lage der münsterischen Kirche, Frkf. 1815. Antwort darauf, von Hermes: Ueber Wahrheit und wirkliche Freiheit, Frkf. 1818. v. Moy, Darlegung des Verfahrens der preuß. Regierung gegen den Erzbischof von Köln. Röm. Staatsschrift vom 4. März 1838. Görres, Athanasius. Lieber, Die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln und ihre Motive. Görres, Die Triarier. Conversationslexikon der Gegenwart, 1838—39, Bd. 1 u. 2. Allocution des Papstes vom 13. Septbr. 1838. C. Hase, Die beiden Erzbischöfe. Bretschneider, Der Freiherr v. Sandau. Chr. Karl Joh. v. Bunsen, aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe, 1866, Bd. 1. Bunsen, Darlegung des Verfahrens der preuß. Regierung, 1838. Actenstücke in Bezug auf die kölnische Angelegenheit. Beiträge zur Gesch der kath. Kirche im 19. Jahrhundert. Historisch-politische Blätter von Philipps und G Görres. Kölnische Zeitg. 1837 u. 1845 2c. 2c. Ueber die Genossenschaften der barmherzigen Schwestern (von Cl. Aug. v. Droste), 1833. Versuch zur Erleichterung des inneren Gebetes (von Cl. Aug. v. Droste), 1833. Ennen.

Droste-Vischering: Kaspar Maximilian, Freiherr v. D., Bischof von Münster, stammte aus dem alten reichsfreiherrlichen Geschlechte der münsterischen Erbdrosten, jetzt Grafen D.-V., und wurde auf dem Schlosse Vorhelm im Münsterischen 9. Juli 1770 geboren, † 1846. Nachdem er im elterlichen Hause durch Privatlehrer vorgebildet war, widmete er sich auf der damaligen Universität Münster drei Jahre den philosophischen und theologischen Studien. Im J. 1791 machte er in Begleitung seines älteren Bruders Adolf, des Professors Büngens und des Hauptmanns Colson eine Reise nach Italien. Er hielt sich einige Zeit in Rom auf und begab sich von da nach Neapel und Sicilien. Im September 1792 kehrte er nach Münster zurück und ward von dem damaligen Weihbischofe d'Alhaus zu Rheine am 13. Juli 1793 zum Priester geweiht. Im J. 1795 starb der Weihbischof; zu seinem Nachfolger wählte der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Maximilian Franz, den jungen Domherrn Kaspar Maximilian D.-V. Papst Pius VI. bestätigte die Wahl und

gab ihm den Titel eines Bischofs von Jericho. Am 6. Septbr. 1795 fand die feierliche Consecration durch den Fürstbischof im Dome zu Münster statt. Mit ihm empfingen die bischöfliche Weihe der Fürstbischof von Corvey, Freiherr Ferdinand v. Lüninck, und der Weihbischof von Osnabrück Karl v. Gruben. Bei denselben assistirten die damals zu Münster in der Verbannung lebenden französischen Bischöfe von Limoges und Seez.

Der Kurfürst Maximilian Franz, welcher, durch den französischen Revolutionskrieg aus der Residenz Bonn verdrängt, seinen Wohnsitz zuerst nach Mergentheim und dann nach Wien verlegt hatte, starb in der Nähe dieser Stadt auf dem Schlosse Hetzendorf am 27. Juli 1801. Das Domcapitel zu Münster übernahm die weltliche Regierung des Landes und ernannte den Generalvicar Franz von Fürstenberg zum Capitelsvicar. Darauf wurde am 9. September der Erzherzog Anton Victor als neuer Landesfürst vom Domcapitel gewählt. Derselbe trat aber die Regierung nicht an, da das Hochstift Münster im J. 1802 unter preußische Herrschaft kam. Während der nun folgenden verhängnißvollen Zeit nahm der Weihbischof Kaspar Maximilian die bischöflichen Amtsverrichtungen nicht allein für die Diöcese Münster, sondern auch für die Katholiken in Holland und, als 1810 der Weihbischof von Köln, Freiherr von Merle, starb, auch für die Erzdiöcese und einen Theil von Belgien mit großer Aufopferung und apostolischem Eifer wahr.

Inzwischen waren nach der Säcularisation des Hochstifts Münster die politischen und kirchlichen Verhältnisse immer trüber geworden. Napoleon hatte sich zum Alleinherrscher von Frankreich gemacht, Italien und einen großen Theil von Deutschland unter seine Herrschaft gebracht und den Papst Pius VII. am 5. Juli 1809 in strenge Gefangenschaft bringen lassen. Als der Papst seinen ungerechten Forderungen auch in der Gefangenschaft standhaft widerstand, berief er die Bischöfe seines Reiches, welche noch auf freien Füßen waren, zu einer Versammlung nach Paris. Unter den Prälaten war auch der Weihbischof von Münster D.-V. Am 17. Juni 1810 wurde die Versammlung eröffnet. Die Abänderung der bestehenden Kirchendisciplin rücksichtlich der Bestätigung und Institution der Bischöfe und die Gründung einer Nationalkirche war die Hauptaufgabe des sogenannten Concils. Nach längeren Verhandlungen wurde der Entwurf einer Adresse an den Kaiser berathen und geprüft. Da erhob sich in der Versammlung der Bischöfe der Weihbischof von Münster und erklärte freimüthig, daß er es für Pflicht hielte, bei der ersten Audienz, welche der Kaiser ihnen ertheilen würde, die Bitte vorzutragen, den in der Gefangenschaft zu Savona sich befindenden Papst in völlige Freiheit zu setzen. Die Audienz fand nicht statt; die Bischöfe erklärten sich für incompetent, die Kirchendisciplin abzuändern; Napoleon löste den 2. October das Concil auf. Von dem später im Triumphe nach Rom zurückgekehrten Papste erhielt Kaspar Maximilian unter dem 17. Aug. 1814 ein Breve, worin sein unerschrockener apostolischer Sinn und seine Anhänglichkeit an den Stellvertreter Christi auf Erden rühmlichst erwähnt wurde. Kaspar Maximilian kehrte im October von Paris nach Münster zurück. Es folgten nun zwei Jahre harter Prüfung, ehe Gott die Gebete für das unterdrückte Vaterland erhörte. Auf dem Schlachtfelde bei Leipzig 1813 wurde Deutschlands Befreiung erfochten. Zwar hatte Kaspar Maximilian in der kriegerischen Zeit seine Reisen zur Ertheilung des heil. Sacramentes der Firmung nicht eingestellt, als aber der Friede wiederhergestellt war, konnte er ungestörter seinen Amtsverrichtungen nachkommen. Im J. 1816 machte er eine apostolische Reise in der Erzdiöcese, besuchte die ganze Rheingegend bis an die Grenze der Niederlande und spendete die heil. Sacramente der Firmung und Priesterweihe.

Nach einer beinahe 20jährigen Erledigung des bischöflichen Stuhles erfolgte

am 7. Juli 1821 die Wiederbesetzung desselben. Der gewählte Bischof, Freiherr v. Lüninck, war kränklich. Er mußte daher auf Anrathen der Aerzte bald alle Geschäfte aufgeben. Somit lag es dem Weihbischofe Kaspar Maximilian ob, alle bischöflichen Functionen allein wahrzunehmen. Der Bischof starb zu Corvey am 19. März 1825. Das Domcapitel wählte am 15. Juni 1825 den bisherigen Weihbischof Kaspar Maximilian zum Bischofe von Münster. Papst Leo XII. bestätigte die Wahl; am 4. April 1826 ward der Bischof feierlich inthronisirt. Durch langjährige Erfahrung war er mit allen Verhältnissen der Diöcese innigst vertraut geworden. Priester und Laien liebten und verehrten ihren geliebten Oberhirten. So sehr Kaspar Maximilian von jeher bestrebt war, im freundlichen Einverständnisse mit den Staatsbehörden zu verkehren, so hat er doch die Interessen der Kirche und ihre Rechte stets gewahrt. Im J. 1830 hatte Pius VIII. an die rheinisch-westfälischen Bischöfe ein die gemischten Ehen betreffendes Breve erlassen, welches dem Berliner Hofe nicht zusagte. Daher wurde es im folgenden Jahre dem neuen Papste Gregor XVI. zur Abänderung einiger wichtigen Punkte wieder zugestellt. Da dieser sich darauf nicht einließ, wurde von Seiten der preußischen Regierung durch den Minister Altenstein mit den Bischöfen der rheinischen Kirchenprovinz direct unterhandelt. Das Breve wurde in einigen Theilen abgeändert, und es kam eine Uebereinkunft (Convention) zu Stande, welche zuerst von dem Erzbischofe Spiegel von Köln unterschrieben wurde. Durch diese Unterschrift und durch die Versicherung, daß der Papst mit dieser Auslegung des Breve einverstanden sei, ließen sich die Bischöfe von Münster und Paderborn zur Unterschrift bewegen. Dem Bischofe von Münster Kaspar Maximilian kamen Bedenken; aber es wurde ihm von dem Verfasser der Convention zu seiner Beruhigung brieflich die Versicherung gegeben, dem Papste sei schon im Allgemeinen das Ergebniß der Verhandlungen mitgetheilt und demnächst würden ihm die ganzen Verhandlungen übermacht werden. Der Erzbischof Spiegel starb am 2. August 1835 und Clemens August D.-V. ward im folgenden Jahre zum Erzbischofe von Köln gewählt und am 29. Mai 1836 als solcher inthronisirt. Er verfuhr in gemischten Ehen nur insofern nach der Convention und der damit verbundenen Instruction, als sie mit dem Breve des Papstes in Einklang standen; bei einem Widerspruche betrachtete er letzteres als alleinige Norm. Dadurch kam er mit der Regierung in Conflict, der damit endete, daß er am 20. Nov. 1837 von dem erzbischöflichen Stuhle gewaltsamer Weise entfernt und auf die Festung Minden gebracht wurde. Die Bischöfe von Münster und Paderborn, durch die Gefangennahme des Erzbischofs nicht erschreckt und durch die Allocution des Papstes völlig aufgeklärt, sagten sich förmlich von der Convention los; und die bestrittene Praxis in gemischten Ehen hörte wie mit einem Schlage auf.

Wie Kaspar Maximilian die Rechte der Kirche dem Staate gegenüber zu erhalten suchte, so war er auch stets darauf bedacht, die Rechte der Kirche auf die Schule zu schützen, und, wenns Noth that, zu vertheidigen. Noch in dem letzten Jahre seines Lebens gerieth er mit der Staatsregierung in Betreff des Anstellungsrechtes der Elementarlehrer in Conflict, welcher jedoch in Folge eines der Kirche nicht nachtheiligen Uebereinkommens bald beigelegt wurde. Sein segensreiches Wirken für Kirche und Staat wurde von dem Könige von Preußen dadurch anerkannt, daß er im J. 1832 den rothen Adlerorden II. Classe und 1840 den I. Classe erhielt.

Am 13. Juli 1843 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum und am 6. Septbr. 1845 den 50. Jahrestag seiner Consecration zum Bischofe. An dieser Feier nahmen nicht allein seine Diöcesanen, Priester und Laien, nicht allein die Katholiken von ganz Deutschland den innigsten Antheil, sondern auch in den benachbarten Ländern und darüber hinaus schlugen ihm die Herzen der gläubigen Katholiken freudig entgegen. Die kirchliche Feier war eine großartige. Zehn

Bischöfe waren zur Verherrlichung des Festes erschienen; der König von Preußen schmückte den Jubilar mit dem Schwarzen Adlerorden; durch ein Breve erhob ihn der Papst zu der Würde eines Hausprälaten; die Behörden der Stadt und die Bürger derselben hatten durch viele Veranstaltungen zur Erhöhung des großartigen Festes beigetragen. Von Alter gebeugt starb der Jubelgreis am 3. Aug. 1846. Seine sterblichen Ueberreste ruhen auf dem hohen Chore der Cathedrale zu Münster an der untersten Stufe des bischöflichen Thrones dem Grabgewölbe gegenüber, das den am 23. Octbr. 1845 ihm vorangegangenen geliebten Bruder Clemens August, den hochgefeierten Erzbischof von Köln, aufgenommen hat.

Raßmann.

Droste-Vischering: Franz Otto, Freiherr v. D.-V., Bruder des vorhergehenden, geb. auf dem Schlosse Vorhelm am 13. Septb. 1771, erhielt wie seine Brüder seine Bildung anfangs durch Hauslehrer, dann auf der Universität zu Münster, wo er sich philosophischen und theologischen Studien widmete. Im J. 1789 erhielt er eine Dompräbende zu Münster und 1800 eine zu Hildesheim. Mit seinem Bruder Clemens August machte er unter Leitung ihres Hofmeisters, Theod. Katerkamp, des nachherigen Professors der Kirchengeschichte an der später aufgehobenen Universität zu Münster, Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien. In Rom empfing er 1797 die heilige Weihe des Subdiaconats und nach seiner Rückkehr in sein Vaterland von seinem Bruder, dem Weihbischofe Kaspar Maximilian, die Weihe des Diaconats. Er lebte dann zurückgezogen und beschäftigte sich mit theologischen Wissenschaften. In seinen Schriften: „Ueber Kirche und Staat", Münster 1817 und „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken", ebend. 1818 stellte er freimüthig und entschieden die Rechte der katholischen Kirche dar und bekämpfte die falschen und verderblichen Grundsätze des Zeitgeistes. Er starb zu Münster am 26. October 1826.

Raßmann.

Drouet: Louis François Philippe D., geb. 1793 in Amsterdam, † 30. Septbr. 1873 in Bern, ließ sich bereits im Alter von 7 Jahren im Pariser Conservatorium und in der großen Oper als Flötist mit vielem Beifall hören. In Paris auch machte er seine theoretischen Studien unter Radicati, Méhul und Reicha. 1806 kam er als Soloflötist an den Hof des Königs Ludwig von Holland, 1811 erhielt er gleiche Stellung am Hofe Napoleon's, später an dem Ludwigs XVIII. Der Drang, Europa zu sehen, ließ ihm keine Ruhe. Er gab ums J. 1817 seine Stellung auf und durchreiste unsern Welttheil von einem Ende zum andern, reiche Lorbeeren erntend. Unterbrochen wurden diese Reisen durch eine kurze Anstellung als erster Flötist in der Kammermusik des Königs der Niederlande und Capellmeister beim Theater im Haag. Im J. 1836 wurde D. Capellmeister des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha; 1854 trat er in Pension und lebte nach einem kurzen Aufenthalte in Amerika abwechselnd in Gotha, Frankfurt a. M. und Bern. Drouet's Stärke als Virtuos bestand in einer großen Fertigkeit, verbunden mit geschmackvollem Vortrage; weniger gerühmt wurden sein Ton und seine Intonation. Insbesondere beherrschte er die sogenannte Doppelzunge in erstaunlichem Grade. Freilich wendete er diese specielle Technik zu ausschließlich an, wodurch sein Spiel und auch seine Compositionen, die jetzt gänzlich vergessen sind, eine gewisse Einseitigkeit erhielten. Ueber 400 Werke hat der Meister edirt, darunter eine Schule, viele Concerte, Etuden, Variationen, Duetten, Fantasien ꝛc. D. war zeitweilig auch der musikalische Secretair der Königin Hortense und der Prinzessin Pauline (Schwester Napoleon's). Unter dem angeblichen Dictate der ersteren wurde die bekannte Romanze Partant pour la Syrie componirt.

Fürstenau.

Droysen: Johann Friedrich D., Professor der Mathematik und Astronomie in Greifswald, geb. 19. Juli 1770, † 10. Octbr. 1814. Er entstammt einer neuvorpommerschen Predigerfamilie, aus welcher mehrere namhafte Gelehrte hervorgingen. Sein Großvater, Dionysius Caspar D., war Pastor in Dersekow und erzog die beiden Söhne Bernhard Philipp und Julius Friedrich mit Hülfe geschickter Hauslehrer für den gelehrten Beruf. Ersterer, geb. 29. Decbr. 1722, studirte seit 1740 Theologie in Greifswald und vertheidigte einige Jahre später unter Generalsuperintendent Balthasar's und Overkamp's Präsidio seine beiden theologischen Disputationen: „De beatitudine futuri seculi“, „De peccato et poena Ismaelis“. Später ging er nach Halle, wo Baumgarten sein Lieblingslehrer ward, und erwarb nach seiner Rückkehr in Greifswald 1750 das philosophische Doctordiplom, las Logik und Metaphysik und gab Unterricht im Hebräischen. Vom J. 1755—1762 verwaltete er an der Nicolaikirche in Stralsund das Diaconat und Frühpredigeramt, von 1762—1786 das Archidiaconat und starb 19. Juni 1786, als ein vielseitig gebildeter Mann und treuer Seelsorger hoch geschätzt. Letzterer studirte seit 1744 in Greifswald zuerst Philosophie unter Ahlwardt, Lasius und Mayer, sodann Medicin, angeleitet von Westphal, damaligen Adjuncten der Facultät, vorzüglich aber von Scheffel, setzte diese Studien 1/2 Jahr in Berlin unter Budde, Meckel, Pallas, Schaarschmiedt und Henkel fort und vollendete dieselben in Göttingen unter Richter, Pegner, Hollmann und Röderer; auch die Doctorprüfung bestand er 1752 daselbst, bei welcher Haller seiner wissenschaftlichen Bildung und Befähigung ein günstiges Zeugniß ausstellte. Nach seiner Rückkehr hielt er in Greifswald Vorlesungen, ward jedoch, als seine Hoffnung auf eine Adjunctur in der medicinischen Facultät sich zerschlug, praktischer Arzt, trat 1781 als Assessor in das königliche Sanitäscollegium und starb 10. Mai 1785. Dessen Sohn, Johann Friedrich, privatim durch den nachmaligen Pastor in Barth, Dorn, für den Besuch der Universität vorgebildet, studirte in Greifswald von 1788—92 Theologie, später ein Jahr in Jena, woselbst Philosophie sein Lieblingsstudium ward. Nach seiner Rückkehr ward er Hauslehrer des Kammerherrn Felix v. Behr, hinterher dessen Führer auf Reisen. Seine Gelehrtenlaufbahn eröffnete er 1799 als Adjunct der philosophischen Facultät, hielt im Sommer 1802 freie Vorlesungen vor einem gebildeten Publicum über Experimental-Physik und mathematische wie physische Erdbeschreibung. 1806 ward er zur außerordentlichen, 1812 zur ordentlichen Professur der Mathematik und Astronomie befördert. Er trug elegant und fließend vor, bewies beim Experimentiren große Sicherheit und Gewandtheit und that sich auch durch litterarische Arbeiten über Physik, Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften hervor.

Biederstedt's Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrten. Greifswald 1824. S. 51 u. 52. Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald. I. S. 314. Häckermann.

Drück: Friedrich Ferdinand D., Philolog, geb. zu Marbach 9. Decbr. 1754, seit 1779 Professor an der Karlsschule, nach deren Aufhebung 1794 am obern Gymnasium in Stuttgart, seit 1788 auch Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek, gest. 27. April 1807. Den Zeitgenossen in der Heimath war D. das Ideal eines humanistischen und humanen Menschen. Seine Schriften gab Conz in 3 Bändchen, Tübingen 1810—12 heraus.

Vgl. Georgii vor Bd. 3 dieser Schriften und C. L. Roth's Kl. Schriften 2, 339 ff. Hartmann.

Druida: Michael D., deutscher Dramatiker, aus Gelnhausen, Pfarrer in Frammersbach (Baiern, Unterfranken). Sein „Spiegel gottseliger Eltern und

frommer Kinder" (Frankfurt a. M. 1572) behandelt das einfachste Thema der Welt. Zwei lang abwesende Söhne kehren ins Vaterhaus zurück: der eine, den man auf Träume und falsche Nachrichten hin bereits todt glaubte, ist der eigentliche Held und wird mit einer Nachbarstochter vermählt. Ganz ohne daß Liebe im Spiel wäre: das Geschäft der Werbung und Verlobung wird ausführlich beschrieben, wie es tausendmal im Leben vorkam, ohne schmückenden Zusatz, ohne den Reiz irgend einer Verwicklung. Die Namen der handelnden Personen und einige Details erinnern an die großen typischen Familienstoffe des Dramas jener Zeit: Isaak und Tobias. Aber dicht neben alttestamentlichen stehen die gewöhnlichsten deutschen Namen und sonst ganz deutsch-bürgerliches Kostüm. Die Begründung einer alltäglichen Häuslichkeit, die regulären Erlebnisse regulärer Menschen (das Böse ist nur durch das vorlaute Maidlein Dina und durch den Schlemmer Asophos vertreten) gelten diesem nüchternen 16. Jahrhundert als würdige Gegenstände der Poesie.

Goedeke S. 322. Scherer.

Drumann: Wilhelm Karl August D., berühmter Geschichtsforscher und Universitätslehrer, geb. 11. Juni 1786 zu Dannstedt im Fürstenthum Halberstadt, gest. zu Königsberg in Pr. 29. Juli 1861. Drumann's Vater, ein Geistlicher, dessen dritter Sohn er war, muß ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann gewesen sein, denn er konnte selbst und ohne Beihülfe den Sohn nicht blos so weit fördern, daß derselbe beim Eintritt in eine öffentliche höhere Lehranstalt der ersten Classe zugewiesen werden konnte, sondern der Sohn erkannte es später selbst an, daß er wesentlich durch den väterlichen Unterricht den richtigen Weg gefunden habe, um sich wissenschaftlichen Studien mit Erfolg hingeben zu können. Nachdem er dann drittehalb Jahre die Prima der Domschule zu Halberstadt besucht und im August 1804 das Zeugniß der Reife erhalten hatte, bezog er zu Ostern 1805 die Universität Halle, um Theologie und philosophische Wissenschaften zu studiren.

Im Herbst 1806 durch den unglücklichen Krieg genöthigt, zeitweilig die Universität zu verlassen und in der Heimath eine Zuflucht zu suchen, setzte er den Winter hindurch, soweit das Unglück des Vaterlandes ihn zur Sammlung kommen ließ, seine Studien im väterlichen Hause fort. Zum ersten Abschluß gelangten dieselben im Frühjahr 1807, nachdem er noch ein Jahr lang in Helmstedt Vorlesungen gehört hatte. Schon während seiner Universitätszeit scheint D. die Theologie ganz hintangesetzt und sich vorzugsweise der Geschichte, zumal der alten, hingegeben zu haben, denn gleich nach dem Abgange von Helmstedt wurde er in das Lehrercollegium der halberstädtischen Domschule aufgenommen. Jedoch sah er sich sehr bald, wol durch die Kärglichkeit seiner Mittel, veranlaßt in eine Hauslehrerstelle auf dem Lande einzutreten. Da er auch hier die Beschäftigung mit den historischen Schriftstellern der Griechen und Römer nicht aufgab, so konnte er sich im April 1810 bei der philosophischen Facultät zu Helmstedt durch eine Abhandlung „De ratione ac disciplina Romanorum literas artesque tractandi" die Doctorwürde erwerben. Jetzt erst in der Lage ein öffentliches Lehramt annehmen zu können, erhielt er eine Stelle am Pädagogium der Francke'schen Stiftungen zu Halle, die er sieben Jahre lang innehatte. Doch genügte ihm diese Thätigkeit bald nicht mehr, sein Ziel wurde ein immer höheres, und im Juni 1812 habilitirte er sich als Privatdocent an der dortigen Universität. Am 8. Mai 1817 wurde er zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Königsberg ernannt, doch langte er, da er nicht sogleich aus seiner Lehrerstelle scheiden konnte, erst im October, zusammen mit dem gleichzeitig als Professor der historischen Hülfswissenschaften und als Director des geheimen Archivs berufenen Johannes Voigt, der auch schon in Halle sowol

beim Pädagogium, als auch bei der Universität sein Amtsgenosse gewesen war, an dem Orte an, der nun seine zweite Heimath wurde und für immer blieb. Schon nach vierjähriger Thätigkeit, am 18. Octbr. 1821, wurden beide, D. und Voigt, wieder gleichzeitig zu ordentlichen Professoren befördert, jener besonders für das Fach der alten, dieser für das der mittleren und neueren Geschichte und der betreffenden Hülfswissenschaften. Ein Jahr vorher hatte D. als Nebenamt die Stelle des dritten Bibliothekars an der königlichen und Universitätsbibliothek erhalten. In den Kreis seiner akademischen Vorlesungen, die D., da er längere Zeit auch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Lehrer höherer Schulen war, vorzugsweise nach den Erfordernissen des Examens einrichten zu müssen glaubte, zog er neben den verschiedenen Theilen der alten Geschichte und ihren Hülfswissenschaften auch allgemeine Culturgeschichte sowie neuere und neueste Geschichte hinein. Rastlos thätig und ohne Rücksicht auf die Schonung seines schwächlichen Körpers, ganz erfüllt von der Lust an seinem Lebensberuf, durch welche er in den letzten Jahren auf dem Katheder oft die schmerzhaftesten Leiden, die ein organisches Herzübel ihm verursachte, zu überwinden sich bemühte, lag D. fast volle vierzig Jahre seiner akademischen Lehrthätigkeit ohne jede Unterbrechung ob. Erst als das körperliche Leiden gar zu schwer wurde, und als auch häusliches Ungemach den siebzigjährigen Greis niederdrückte, trug er im Frühjahr 1856 selbst auf Versetzung in den Ruhestand an. Bei der Entbindung von seinen Amtspflichten wurde ihm der Titel eines geheimen Regierungsraths verliehen. Die letzten fünf Jahre seines Lebens verbrachte D., lediglich seinen Studien hingegeben, in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt, auf den gelegentlichen Umgang mit denen sich beschränkend, die ihn in seiner Wohnung aufsuchten.

Die Reihe der größeren wissenschaftlichen Arbeiten Drumann's ist folgende: „Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten" (766 S.), Berlin 1815; „Schedae historicae quibus de rebus Ptolemaeorum agitur" (56 S.), Königsberg 1821 (Habilitationsschrift für die außerordentliche Professur); „Historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten oder die Inschrift von Rosette aus dem Griechischen übersetzt und erläutert" (271 S.), ebenda 1823 (ein kleiner Theil daraus, 34 S., erschien 1822 lateinisch für die ordentliche Professur); „Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republicanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen", 6 Theile, 1834—1844; „Grundriß der Culturgeschichte. Für seine Zuhörer" (210 S.), 1847; „Geschichte Bonifacius des Achten", 2 Theile (252 und 270 S.), 1852; „Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Nach den Quellen" (346 S.), 1860. — Diese Schriftenreihe vergegenwärtigt am besten den Gang derjenigen Studien, denen sich D. neben seiner amtlichen Thätigkeit hingab. Die „Ideen", die doch in mancher Hinsicht das Gepräge einer Jugendarbeit an sich tragen, kann man sehr wohl auffassen einerseits als eine erste Abrechnung des jungen Gelehrten mit sich selbst, als die Begründung und Rechtfertigung der Auffassung, welche er selbst der alten Welt und ihrer Geschichte glaubte entgegenbringen zu müssen, andererseits für den Leser als eine Einführung in das Studium derselben; ganz auf dem Thatsächlichen beruhend, nimmt die Schrift sich aus wie eine Nachahmung jener großen Werke eines Gibbon u. A., deren Einwirkung damals ja noch unendlich fühlbarer war als heutzutage. Solange D. auch weiterhin sich der alten Geschichte widmete, scheint es immer vorzugsweise der Verfall mächtiger Staatengebilde gewesen zu sein, was ihn reizte und anzog. Zuerst beschäftigte er sich eine Reihe von Jahren mit besonderer Liebe mit der Geschichte der Ptolemäer, und als die bedeutendste Frucht dieser Studien ist die Arbeit über den Stein

von Rosette zu betrachten, an welcher Aegyptologen richtige Auffassung im Ganzen und scharfsinnige Erklärung im Einzelnen zu rühmen wissen. Ohne Frage das Hauptwerk Drumann's, dasjenige, welches seine hohe Bedeutung unter den Alterthumsforschern für alle Zeit festgestellt hat, und man kann zugleich sagen: dasjenige, welches, wo Drumann's Name genannt wird, immer allein vorschwebt, ist seine Geschichte des Ausgangs der römischen Republik. Volle zwanzig Jahre hat er an die Ausarbeitung desselben gesetzt. Es ist hier nicht der Ort, über den großen Mangel der eigenthümlichen Anordnung des Stoffes sich auszulassen, es genügt darauf hinzuweisen, daß sie D. nicht blos beim Erscheinen des ersten Bandes, sondern auch späterhin gegen alle Angriffe zu rechtfertigen sich bemüht hat. Der zweite, noch weit größere Anstoß, den gleich der erste Band auf allen Seiten erregte, wurde verursacht durch die fast neue, hier wenigstens zum ersten Male mit voller Consequenz hervortretende Auffassung. D. war von Grund seines Herzens aus ein conservativer Monarchist, woraus ihm in den späteren, politisch bewegten Jahren mancher Streit mit seinem Freunde Lobek erwuchs, er war — mit diesem Geständniß schließt er die Vorrede des ersten Bandes — ein treuer Unterthan seines Königs: Antonius, der sei es nun bewußt oder unbewußt nach der Monarchie hinstrebte, selbst ein Clodius fanden nur zu leicht Gnade und Rechtfertigung für ihre Handlungen, während Cicero der schärfsten Kritik unterworfen wurde und eine entschiedene Verurtheilung erfuhr. Natürlich, daß ein solcher Angriff (und er war der erste, der mit vollster Wucht geführt wurde) gegen einen Mann, den man gewohnt war aus dem ganzen Alterthum im hellsten Lichte strahlen zu sehen, auf allen Seiten lauten Widerspruch hervorrief. Daß dieser so einmüthig erfolgte, daß man an einzelnen Stellen auch ganz und gar kein Verständniß für die neue Auffassung haben, an der hergebrachten ohne Einschränkung festhalten zu wollen schien, riß D., der trotz der eigenthümlichen Weichheit, ja Schüchternheit seines Wesens leicht reizbar war, in einem einzelnen Falle zu einer Erwiderung hin, deren Ton und Haltung den Verehrer des trefflichen Mannes wol betrüben muß. Das umfassende Werk ist doch nicht blos, wie man so häufig hört, eine möglichst vollständige Materialiensammlung — kaum eine Stelle eines alten Schriftstellers dürfte sich finden lassen, die nicht an ihrem richtigen Platze angezogen wäre — sondern wo nur für die einzelnen Personen ausreichender Stoff gegeben war, hat der Verfasser ein wohl abgerundetes Bild geliefert, oft in kleinlichster Detailmalerei. — Nach dem Abschluß seiner „Römischen Geschichte" trat bei D. eine Aenderung in der Richtung seiner Thätigkeit ein, indem er sich für längere Zeit vom Alterthum entfernte. Das Buch über Bonifacius VIII. ist wesentlich durch Vorlesungen über mittlere und neuere Geschichte, die ja längst neben den antiquarischen herliefen, hervorgerufen. In diesen zog ihn ganz besonders die große Frage über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche an, die nie aufgehört hat die christliche Welt zu beschäftigen, und in deren historischer Entwicklung gerade jener große Papst einen Angelpunkt bildet. So tief war D. auch in diesen Gegenstand eingedrungen, daß manche seiner Worte, zumal heute betrachtet, wie prophetische Warnungen ertönen; in der auf die Thatsachen gerichteten Einzelforschung zeigt er nicht weniger Genauigkeit und Scharfsinn wie in den früheren Werken. Aber dennoch ist die Biographie bei ihrem Erscheinen wenig beachtet worden und scheint heute beinahe vergessen. Und nicht besser ist es dem letzten Werke, mit welchem D., sich wieder zum Alterthum zurückwendend, unmittelbar vor seinem Tode hervortrat, ergangen, obwol die Kritik, welche es inhaltlich für eine sorgfältige und vollständige Sammlung von lauter Einzelnheiten erklärte, nicht verkennen konnte, daß „die Auffassung der antiken Verhältnisse durch den Verfasser fast durchgängig als eine richtige und vorurtheilsfreie erscheint". Die wissenschaftliche Bedeu=

tung Drumann's ist ausreichend in den Worten zusammengefaßt, welche Rector und Senat der Universität in den dem dahingeschiedenen Collegen gewidmeten Nachruf zu setzen für gut fanden: reicher Umfang seiner historischen und philologischen Studien, gewissenhafte Gründlichkeit in der Forschung, hervorragender Scharfsinn in der Arbeit. In seinem Privatleben erschien D. durchaus als ein Gelehrter von alter Art: frei von jeder Sucht mit seiner Person überall hervorzutreten und zu glänzen, lebte er in früheren Jahren in seinen Mußestunden ganz seiner Familie, später, als er diese verloren, entbehrte er, wie schon erwähnt, fast jedes Umgangs. Als höchst charakteristisch sei noch seiner ausgesprochenen Verachtung der Musik gedacht, von der er nicht zu fassen vermochte, wie sie einen Mann interessiren könne.

Kurze, wenig bietende Nekrologe in den Preuß. Provinzialblättern 1861, II. S. 282 ff. und in Gottschall's Unsere Zeit V. (1861) S. 654. — Acten der Universitäten Helmstedt (jetzt in Wolfenbüttel), Halle und Königsberg.

Lohmeyer.

Drusius: Johann D. „Es sei mir erlaubt etwaige Freiheit zu üben bei der Texterklärung, besonders wo die Ausleger sich dermaßen von einander trennen, daß man kaum weiß, welchem zu folgen sei. Wer diese Freiheit den Gelehrten abspricht, raubt der Welt ihr Licht." Diese Worte des Johann D., seinen streng reformirten Widersachern gegenüber, bezeichnen den Standpunkt dieses niederländischen Grammatikers und Bibelübersetzers vollkommen. Von katholischen Eltern zu Oudenarden 1550 geboren, erhielt er seine Vorbildung an der lateinischen Schule zu Gent und studirte darauf zu Löwen. Als sein Vater zur reformirten Kirche überging, bemühte sich die katholisch gebliebene Mutter umsonst, ihren Sohn dem alten Glauben zu erhalten. Schon war der Jüngling dem freieren Reformationsgeiste zugethan. Ein Brief seines Vaters, der nach England geflüchtet war, führte ihn zu der entscheidenden Wahl. Jetzt zog er nach London, setzte dort und zu Cambridge seine linguistischen Studien fort und zeichnete sich bald so sehr aus, daß die Universitäten zu Cambridge und Oxford ihn im J. 1572 gleichzeitig als Professor der orientalischen Sprachen beriefen. Er folgte dem Ruf nach Oxford. Als aber durch die Genter Pacification die Glaubensverfolgung in den Niederlanden aufhörte, kehrte er dorthin zurück. Die Leidener Universität übertrug ihm 1577 das Professorat für hebräische, chaldäische und syrische Sprache, welches er 1585 mit einem einträglicheren Lehrstuhl in Franeker vertauschte. Dreißig Jahre lang führte er dieses Amt mit großem Eifer. Die friesische Universität legte auf seinen Besitz hohen Werth. Als 1601 die Staaten der unirten Provinzen ihm die Abfassung eines Commentars zum A. T. auftrugen, gestatteten die Staaten Frieslands, seine akademische Thätigkeit bis zur Vollendung dieser Arbeiten ruhen zu lassen. Bis zu seinem Tode 1616 erfreute er sich der Hochachtung und des Schutzes seiner Mitbürger. Vielen nämlich war er der Heterodoxie verdächtig, theils wegen seiner freieren Bibelerklärung, theils wegen seiner freundschaftlichen Beziehung zu Arminius und Uytenboogaert. Das Parteiinteresse verführte sogar den Jos. Scaliger, ihm alles wissenschaftliche Verdienst abzusprechen. Wiewol sein Urtheil im allgemeinen unbefangen und von aller Rechthaberei frei war, sind doch seine apologetischen Schriften wie seine „Epistola ad fratres Belgas", Franeq. 1615, seinem Collegen Sibrand Lubbertus gegenüber, nicht ohne Schärfe und Bitterkeit. Um seiner Freisinnigkeit willen blieb seine Auslegung des A. T. bei der Bibelübersetzung von 1618 und 1619 unbenützt. Seine Schriften sind von Sixt Amama in zehn Folianten herausgegeben unter dem Titel: „Jo. Drusii opera theol. exeg. cet.", Arnh. et Amst. 1622—1636. Sie enthalten Commentare zu den Büchern des A. T., weiter „Commentarius ad voces hebraic. N. T.", 1582; „Parallela

sacra locor. V. et N. T.“, 1588; „Tabulae in grammat. chaldaeam“, 1602; „De nomine Elohim“, 1603; „Sulpitii Severi hist. sacra“, 1607 &c.

Van der Aa, Biogr. Woordb. van Slee.

Druthmar: Christianus D., Benedictiner zu Corvey, gebürtig aus Aquitanien. ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß, besonders im Griechischen, woher seine Namen Christianus Grammaticus und Christianus ab Aquitania, worin man irrig verschiedene Persönlichkeiten suchen zu sollen geglaubt hat. Gegen Fabricius, Bibl. lat. ed. Mansi 1754. I. 373—375, der aus ihm einen Zeitgenossen Gregors VII. machen wollte, hat Dom. Rivet (Hist. lit. de la France V, 84—90) gezeigt, daß er der Mitte des 9. Jahrhunderts angehört. Für die Mönche des Klosters Stablo schrieb er mehrere Erklärungen biblischer Bücher, die uns, wie es scheint, meist verloren gegangen sind, bis auf den Commentar zum Matthäusevangelium (Bibl. maxima patrum Lugd. XV. Migne, Series lat. tom. CVI.). Dieser ist durch die Ausgabe von Molther und Secer (Hagenau 1530) Anlaß zu einer bereits Jahrhunderte fortdauernden Controverse geworden (s. darüber Freiburger Kirch. Lex. III, 320 ff.), welche wol nur dadurch zu einem Ende geführt werden kann, wenn einerseits die erste Ausgabe durch Wimpheling (Straßburg 1514), welche angeblich verschwunden sein soll, ja sogar völlig in Abrede gestellt wurde, welche aber gleichwol Andere, und zwar glaubhaft genug, an verschiedenen Orten wollen gesehen haben (Fabricius p. 374 a. Ziegelbauer IV, 708), und andererseits die Lyoner Handschrift genau mit den jetzigen Drucken in Vergleich gebracht wird.

Ziegelbauer, Hist. lit. o. s. B. IV, 708 ss., vgl. 47, 48, 79. Die übrige Litt. oben. A. Weiß.

Dryander: Johann D. (deutsch Eichmann), Arzt, gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Wetterau geboren, hatte sich, nach Beendigung mathematischer Studien, nach Paris gewandt, wo er sich mit dem Studium der Medicin beschäftigte; nach seiner Heimkehr erlangte er in Mainz die medicinische Doctorwürde, ging nach Marburg, wo er 1536 zum Professor der Mathematik und Medicin ernannt wurde, und verblieb hier bis zu seinem am 20. December 1560 erfolgten Tode. — D. hat das Verdienst, einer der ersten gewesen zu sein, welche die praktische Anatomie auf deutschen Universitäten eingeführt haben; allerdings verkleinerte D. dieses Verdienst dadurch, daß er, trotzdem ihm selbst nur äußerst selten (in den Jahren 1535 und 36 nur zweimal) Gelegenheit zur Section menschlicher Leichen geboten war, in eitler Ueberhebung und von Eifersucht gestachelt, es nicht verschmäht hat, in seinen anatomischen Schriften (vgl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat. I, 174) die Bemühungen und Verdienste Vesal's um die Anatomie herbzusetzen, wofür Vesal, der mit ihm übrigens befreundet gewesen war, D. in gebührender Weise (in Epistola de china, Opp. 1725. fol. p. 675) abgefertigt hat. Ein Verzeichniß der übrigen, unbedeutenden Schriften Dryander's findet man in Haller, Bibl. med.-pract. II, 33.

Aug. Hirsch.

Dübner: Johann Heinrich D., Philolog, geb. 20. Dec. (so hat er selbst geschrieben, nicht 21.) 1802 in Hörselgau, gest. 13. Oct. 1867 in Montreuil sous Bois. Da seine Mutter, ein Bauernmädchen in dem genannten gothaischen Dorfe, sich wenig um das Kind kümmern konnte, sorgte der Schultheiß für seine Erziehung und brachte den elfjährigen Knaben auf das Gymnasium in Gotha, in dessen dritte Classe er am 2. März 1814 aufgenommen wurde. Als seinen Mitschüler kennen wir nur Heinrich Stieglitz. Ostern 1821 bezog er die Universität Göttingen, um Philologie zu studiren. Von seinen Lehrern nennt er mit Dankbarkeit besonders Mitscherlich, dem er beneficiorum paterno animo in se collatorum usque memor 1849 die Ausgabe des Himerius widmete; mehr

wird O. Müller auf ihn gewirkt haben, der wenige Jahre vorher seine akademische Wirksamkeit begonnen hatte. Außerdem hat er den Historiker Heeren und den Philosophen Krause gehört. Da er durch Privatunterricht seinen Unterhalt erwerben mußte, blieb er sechs Jahre auf der Universität und kehrte erst 1827 nach Gotha zurück, wo ihm die Stelle eines Inspector coenobii übertragen wurde. In den alten Klosterräumen des Gymnasiums bestand nämlich ein Alumnat für etwa 16 Schüler; diese hatte er zu beaufsichtigen und daneben auch Unterricht, sogar im Hebräischen, zu ertheilen. Seine Amtspflichten scheint er nicht gerade gewissenhaft erfüllt zu haben, auch die Aufrechthaltung der Zucht machte ihm Schwierigkeit und deshalb mag sein Abgang 1832 nicht ganz freiwillig erfolgt sein. Er hatte während dieser Zeit nicht nur zu den philologischen Zeitschriften viele Beiträge geliefert, sondern auch durch die Herausgabe des Justin (1831) und des Persius (1832) seinen Namen bereits in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Seine Absicht, auf einer italienischen Reise kritische Hülfsmittel für eine Bearbeitung der griechischen Komiker zu sammeln, wurde vereitelt, als v. Sinner im Auftrage der Gebrüder Didot ihn aufforderte nach Paris zu kommen und dort als Mitarbeiter an der neuen Ausgabe des Thesaurus der griechischen Sprache von H. Stephanus einzutreten. Es war zunächst nur die mühselige Arbeit die angeführten Stellen der Schriftsteller aufzusuchen und zu berichtigen. Da aber Sinner sehr bald und Fix nach dem Abschlusse des ersten Bandes von der Redaction zurücktraten und die Fortsetzung des großen Werkes in die Hände der Brüder W. und L. Dindorf in Leipzig gelegt wurde, mußte bei der Entfernung der Herausgeber auch Dübner's Antheil bedeutender werden. Denn ihm lag es nun ob, das ganze Manuscript für die Druckerei vorzubereiten und die erste Correctur zu übernehmen, dann aber, nachdem die in Fahnenabzügen gemachte vorletzte Correctur von Leipzig zurückgekommen war, die letzte Correctur zu lesen und dann die einzelnen Bogen fertig zu stellen. 34 Jahre vergingen, ehe das große Werk vollendet war; mit ihm wird sich die Erinnerung an die Sorgfalt des genauen Correctors erhalten. Die so angeknüpfte geschäftliche Verbindung mit dem berühmten Verleger des Thesaurus sollte in noch ausgedehnterer Weise einem zweiten großen Unternehmen desselben zu Gute kommen, der Sammlung griechischer Schriftsteller, welche mit revidirtem Texte und verbesserter lateinischer Uebersetzung die stattliche Reihe von Quartbänden bilden, deren Abschluß noch nicht erfolgt ist. Alle Gebiete der Litteratur, Dichter und Redner, Historiker und Philosophen, hat er hier behandelt, überall neue kritische Hülfsmittel und zwar nicht blos aus den Pariser Bibliotheken genau benutzend und den Text darnach scharfsinnig verbessernd, die älteren lateinischen Uebersetzungen berichtigend, neue Register anfertigend. Zu dem Hesiod von Lehrs gab er die Fragmente der Epiker mit ausführlichem Commentar (1840); zu den Fragmenten des Euripides und der Tragiker von W. Wagner die christlichen Dramen, vornehmlich den „Christus patiens“ aus bisher unbekannten Handschriften und mit genauen Nachweisungen (1846); die Scholien zu Aristophanes auf Grundlage der Arbeit von W. Dindorf (1842) mit eigenen Bemerkungen zu den Scholien der Lysistrata und den Thesmophoriazusen und einem neu angefertigten Register; den didaktischen Dichtern fügte er das jambische Gedicht der Phile über das Wesen der Thiere in neuer Textes-Recension hinzu (1845) und lieferte 1849 eine vollständigere und mit kritischen Anmerkungen versehene Ausgabe der Scholien zu Theokritos (1849) und 1851 auch eine neue Recension der übrigen Gedichte der Phile, die nach den ihm von Miller mitgetheilten Lesarten ganz anders als bei Wernsdorf gestaltet werden konnte; endlich 1869 die etwa um 500 Epigramme vermehrte und mit einem Commentar versehene „Anthologia Palatina“, deren zweiter Band erst

1872 nach seinem Tode erschienen ist. Ob er an der ersten Ausgabe des Polybios (1839) Antheil gehabt hat, ist nicht ersichtlich; um die zweite (1866) hat er sich durch die Vermehrung, Anordnung und Uebersetzung der Fragmente und einen neuen Index verdient gemacht. Für Arrian (1846) boten die neu verglichenen Pariser Handschriften zahlreiche Verbesserungen; bei dem mit K. Müller herausgegebenen Strabon (1853) hat er in den ersten sechs Büchern Xylander's lateinische Uebersetzung verbessert. Die Bearbeitung der Lebensbeschreibungen des Plutarch hatte Döhner übernommen, D. erhielt die sogenannten „Moralia", für die er durch genauere Benutzung der Pariser Handschriften nach den von Kontos gemachten Collationen auch nach Wyttenbach so reiche Ergebnisse fand, daß er 1841 sich rühmte den Text an etwa 3000 Stellen verbessert zu haben; erst 1855 kamen Fragmenta et spuria hinzu. Für Plato hat er die Prolegomena von Albinus, Alkinoos und Olympiodor so wie die Scholien bearbeitet; erst 1873 sind sie herausgegeben. Von Aristoteles ist nur der erste Band (1848) durch ihn besorgt; dagegen hat er für Theophrast's Charaktere und für Maximus Tyrius (1840) die besten Handschriften benutzt und zu dem Creuzer'schen Plotin (1855) Porphyrios und Proklos hinzugethan und Priscians Solutiones zum ersten Male nach einer Pariser Handschrift herausgegeben. Zu den Rednern hat er (1861) eine Auswahl von Homilien und anderen Schriften des Chrysostomos bearbeitet und die Declamationen des Sophisten Himerius (1849) aus der einzigen Handschrift vervollständigt und verbessert. Zu den Romanschreibern hat er die Register angefertigt und darin alle geschichtlichen Notizen vereinigt. — Für dieselbe Buchhandlung besorgte er in der saubern Collection Elzévirienne den Horaz ad modum Joannis Bond (1606), der 1855 erschien und nicht allein einen lesbaren Text, sondern auch einen bündigen Commentar liefert. In derselben Art bearbeitete er 1856 Virgils Werk. Den niedlichen Anakreon von Ambr. Firmin Didot hat er corrigirt und den griechischen Text zu der französischen Uebersetzung des Thukydides von demselben Gelehrten revidirt.

Als 1864 die Handlung Gaume an die Herausgabe der christlichen Väter ging, wurde D. nicht blos Corrector, sondern Mitarbeiter. Bei dem Chrysostomus hat er Sinner und Fix durch die Correctur der Druckbogen und Angabe von Verbesserungen geholfen, ebenso bei Basilius und Bernhard; zu einer Ausgabe des h. Hilarius, zu der er sich bereit erklärt hatte, ist er nicht mehr gekommen. Den von Boissonade zuerst herausgegebenen Babrios hat er in der zweiten Ausgabe wesentlich verbessert.

Bei diesen griechischen Studien war er den lateinischen Schriftstellern, mit denen er seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen hatte, nicht untreu geworden. 1837 besorgte er eine neue Ausgabe von H. Meyer's Oratorum Romanorum fragmenta mit vielen Zusätzen. Wichtiger ist die auf Befehl des Kaisers Napoleon III. veranstaltete Ausgabe des Cäsar, welche reichhaltigen kritischen Apparat in der glänzenden Ausstattung der kaiserlichen Druckerei bietet und von deutschen Gelehrten um ihrer Seltenheit willen nicht genug beachtet wird. Noch mehr ließ er sich von unternehmenden Buchhändlern für Schulausgaben heranziehen, die in unzähligen Exemplaren in Frankreich verbreitet sind; sie enthalten außer dem Texte Einleitungen, Inhaltsangaben und Anmerkungen in französischer Sprache. So die zwei ersten Gesänge der Ilias, Sophokles' Oedipus Rex und Philoktet, einige Staatsreden des Demosthenes, Virgil mit einem „Traité sur les principales particularités de la syntaxe poétique", Cäsar, Cicero's catilinarische Reden, Sallust, Nepos, Auswahl aus Ovids Metamorphosen, Phädrus, Plinius' Panegyricus (1843), der auch kritischen Werth hat, Tacitus (1846) und die in den französischen Schulen noch nicht verdrängten Conciones und Narrationes aus den lateinischen Historikern. Diese sind meist bei Lecoffre erschienen.

Der gründliche Kenner der griechischen Sprache konnte nicht verkennen, wie sehr der Unterricht in derselben durch die schlechten Lehrbücher und die verkehrte Methode beeinträchtigt wurde. Für den Elementarunterricht gab er 1855 bei Hachette „Lhomond grec ou premiers éléments de la grammaire grecque“ heraus; weil aber dieser grammatische Unterricht ohne vielfache schriftliche Uebungen wenig fruchtet, bearbeitete er ein „Lexique français-grec à l'usage des classes élémentaires“ und gab „Exercices“ (sowol versions als thèmes, wie die Franzosen sagen) mit einer elementaren Accentlehre; damit aber auch die Lehrer das Buch verwerthen könnten, wurde das corrigé dieser Aufgaben zu ihrem Nutzen besonders gedruckt. Dieses Wagniß, den Schlendrian zu bekämpfen, erregte lebhaften Kampf, zumal zu derselben Zeit der Minister Fortoul eine Commission niedergesetzt hatte, um den Plan einer Parallelgrammatik für die beiden classischen und die französische Sprache zu entwerfen. Diese Berathungen blieben natürlich erfolglos. D. wurde dadurch veranlaßt, 1856 ein Schriftchen herauszugeben: „La méthode grecque de M. Burnouf devant le nouveau règlement pour l'adoption des livres classiques“, in welchem er unter der Maske eines Professors, welcher mit der Prüfung der seit 1813 herrschenden Grammatik von Burnouf beauftragt ist, die unzähligen Fehler dieser Schulgrammatik unbarmherzig aufdeckte und gegen die längere Benutzung derselben als der wissenschaftlichen Ehre des Landes unwürdig protestirte. Noch in demselben Jahre folgte „Nouvel examen de la méthode grecque de M. Burnouf“, in welchem Schriftchen D. an einem einzigen Capitel der Grammatik mit philologischer Genauigkeit die Mängel nachwies, und im Januar des folgenden Jahres „Lettre à son exc. M. le ministre de l'instruction publique sur la méthode grecque prescrite aux lycées et aux colléges de l'état“. Wiederum ward eine Commission zur Prüfung der angegriffenen Methode eingesetzt und Gelehrte wie Hase und Egger in dieselbe berufen, sogar zwei Mitglieder des Instituts mit einer Revision der benutzten Grammatik beauftragt, aber das unerwartete Resultat war, daß man an dem Hergebrachten festhielt und nicht einmal Verbesserungen des Lehrbuches für nothwendig erachtete. Noch einmal ergriff D. das Wort in dem „Examen détaillé de la méthode de M. Burnouf“, um wenigstens Beseitigung der gröbsten Fehler zu erlangen und im Januar 1858 in einer „Lettre à M. Hase“, um seinem Befremden über die Zähigkeit, mit welcher man einen neuen Weg ablehnte, Ausdruck zu geben. In seinem ernsten Eifer für die Belebung der griechischen Studien mag er hie und da zu weit gegangen sein, zu schroff geurtheilt haben, die Zeit hat ihm aber Recht gegeben und bessere Bücher finden allmählich auch in Frankreich Eingang. Das Interesse, welches er bei diesem Streite für einen Lehrgegenstand gezeigt hat, bewährte er auch für andere durch Aufsätze in der Revue de l'enseignement und in dem Journal général de l'insruction publique und in einer Brochure „La Routine dans l'enseignement classique au dix-neuvième siècle“. Gelehrte Beiträge gab er zu der Revue de philologie 1845—1847, aber auch in den pädagogischen Zeitschriften finden sich kritische Erörterungen namentlich über Virgil und Horaz, die immerhin verdienen zusammengestellt zu werden.

D. führte ein stilles, zurückgezogenes Leben. Eine Grisette, die er später heirathete, führte seinen Haushalt und war ihm bei der Verwaltung seiner Einkünfte unentbehrlich. 1845 war er während eines Aufenthaltes in Versailles zur katholischen Kirche übergetreten. Die letzten Jahre lebte er in dem Dorfe Montreuil und erfreute sich eines Gartens, mit dessen Früchten er gern seine Freunde beschenkte. Nannte er sich auch 1849 reipublicae Gallicae civis, so blieb er doch allen politischen Bewegungen fern. Napoleon III. verlieh ihm nach der Vollendung des Cäsar das Kreuz der Ehrenlegion und bezeugte ihm und seiner Wittwe auch sonst seine anerkennende Dankbarkeit. Immer im Dienste Anderer

beschäftigt, kam er nicht dazu große selbständige Arbeiten zu liefern; er war wie jene berühmten Correctoren des 16. Jahrhunderts unausgesetzt in Anspruch genommen, hat aber auch, wie jene, bei seiner umfassenden Belesenheit und gründlichen Sprachkenntniß auf der Grundlage reicher kritischer Hülfsmittel ruhig und besonnen die Kritik an einer großen Zahl namentlich griechischer Schriftsteller geübt. Das Ausland hat das besser anerkannt als Frankreich, dessen Institut keinen Platz für den ausgezeichneten Hellenisten hatte. Mit seltener Uneigennützigkeit und Gefälligkeit stand er gern zu Dienstleistungen bereit, wo es galt, griechische Texte zu corrigiren oder Pariser Handschriften zu vergleichen. Deutsche Gelehrte wissen das zu rühmen und Cobet, der oft auch seine Gastfreundschaft benutzt hat, sagt mit Recht: Quo neque candidiorem quemquam neque magis industrium et in codicibus excutiendis oculatiorem hominem videre me memini. Sein Grab ist auf Emil Gaume's Anregung mit einer Marmortafel in griechischem Stile von M. Mesnier geschmückt, auf dem sein Bildniß in Medaillonform gebildet ist, welches Athene und Odysseus bekränzen. Eine lateinische Inschrift von Léon Renier erinnert an die Ausgabe des Cäsar, ein griechisches Distichon (von Chassang) und ein lateinisches stehen an den Seiten, die eigentliche Grabschrift ist französisch. Die Einweihung dieses Monuments ist am Jahrestage seines Todes 1868 vollzogen und dabei eine Rede von Sainte-Beuve vorgelesen worden.

Fréd. Godefroy, Notice sur J. F. Dübner, Paris 1867. 8. Augsb. Allg. Zeit. 1867. Nr. 295. Ein Schriftchen von Ch. Lucas (Paris 1870) kenne ich nicht. Eckstein.

Du Bos du Thil: Karl Wilh. Heinrich D., Freiherr, geb. 22. April 1778 zu Braunfels, woselbst sein Vater als braunschweigischer Oberstlieutenant lebte, † 1859. — Durch Hauslehrer vorbereitet, studirte er von 1797—1798 in Göttingen die Rechte, begab sich hierauf auf Reisen und ward dann fürstl. Solms-Braunfels'scher Regierungsassessor zu Braunfels. Im J. 1802 zum hessen-darmstädtischen Kammerherrn ernannt, trat er 1803 in den activen Staatsdienst als Regierungsrath ein und erhielt noch in demselben Jahre Verwendung in dem auswärtigen Departement, in welchem er im Jahre 1809 zum geheimen Legationsrath befördert wurde, unter gleichzeitiger Ernennung als Mitglied der Gesetzgebungs-Commission. Im J. 1810 erfolgte dann seine Ernennung zum Oberschenken, sowie in demselben Jahre noch seine Zutheilung als Mitglied der Oberpostinspection. Unter Entbindung von diesen Aemtern wurde er 1811 Hofmarschall, erhielt den Charakter als geheimer Rath. Im Dec. 1813 trat er als geheimer Referendar in das Ministerium, aber im J. 1818 wieder aus demselben, um zu diplomatischen Geschäften verwendet zu werden. Er unterzeichnete im J. 1820 als großherz. hess. Bevollmächtigter zu Wien die Schlußacte des Congresses, wurde am 3. Mai 1820 lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer und am 14. Juni d. J. Staatsminister mit Sitz und Stimme im Ministerrath, sowie Präsident der Regierung der Provinz Starkenburg, unter Entbindung von den Functionen eines Hofmarschalls. Im J. 1821 übernahm er activ die Ministerien des Auswärtigen und der Finanzen und im J. 1829 folgte seine Ernennung zum dirigirenden Staatsminister mit dem Vortrag bei dem Großherzog in allen Staatsangelegenheiten, welche in das Ressort der drei Ministerien fielen. Bei dieser Gelegenheit übernahm er für das Ministerium der Finanzen, welches er an v. Hofmann abgab, das Ministerium des Innern und der Justiz. Im J. 1834 wohnte er als Bevollmächtigter auch den Conferenzen zu Wien bei. In allen Stellungen, welche du Thil bekleidete, hat er dem fürstlichen Hause Hessen und dem hessischen Lande Dienste geleistet, welche selbst die, welche Widersacher seiner politischen Ansichten waren, als ausgezeichnete anerkennen müssen. Die meisten seiner Thaten galten Hessen allein, aber eine derselben muß als eine

ganz Deutschland berührende hervorgehoben werden. Er war es, der im J. 1820 gelegentlich des Wiener Congresses den ersten Anstoß zur Gründung des deutschen Zollvereins gab, indem er mit einigen der Congreßgesandten die ersten Verabredungen pflog und diese Verabredungen unermüdet fortsetzte. Seine Schuld war es nicht, daß die Zolleinigung nicht früher schon eine bestimmte Gestalt annahm. Seine Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner nationalwirthschaftlichen Anschauungen ließ sich durch den Widerstand, den eine andere Anschauung hervorrief, nicht beirren. Er gelangte erst zu seinem Ziele, als er dirigirender Minister geworden war. Diese staatsmännische That sichert seinem Namen in der Geschichte Deutschlands eine hervorragende Bedeutung. Seinem eigenen Lande leistete er aber ebenso als er zu diplomatischen Missionen verwendet wurde, wie als Minister die ersprießlichsten Dienste. Eine höchst bedeutsame Mission hatte er im J. 1813 auszuführen, als die verbündeten Heere siegreich nach Süddeutschland vorrückten und er der österreichisch-bairischen Armee, welche zuerst die hessische Grenze betreten mußte, entgegen gesandt wurde, um eine Ausgleichung mit den verbündeten Mächten herbei zu führen. Es gelang ihm der Schutz des Landes, indem er die Bereitwilligkeit seines Fürsten, aus dem Rheinbunde auszuscheiden, versicherte. Was er von seinem Fürsten voraussetzte, geschah. Ludwig I. trat trotz der Drohungen Napoleon's aus dem Rheinbunde aus und du Thil hatte das Schreiben zu entwerfen, durch welches Napoleon die Ausscheidung verkündigt wurde. Die Ordnung der Finanzen gestaltete er, als er von 1821—1829 Finanzminister war, in einer Weise, daß er damit den Grund legte zu dem geordneten Zustande, in dem sich die Finanzen des Landes heute befinden. Als er dirigirender Minister geworden war, arbeitete er eine neue Organisation der Verwaltungsbehörden aus, welche einen rascheren Geschäftsgang bezweckte, wenn sie auch von einer und der andern Seite für allzu bureaukratisch erklärt wurde. Im J. 1848, als so vieles Bestehende eine Aenderung erfahren sollte, mußte er aus seiner einflußreichen Stelle scheiden und sie dem langjährigen Bekämpfer seiner politischen Grundsätze, Heinrich v. Gagern, überlassen. Seit dieser Zeit lebte er in Zurückgezogenheit, aber stets voll der wärmsten Theilnahme für alles, was die fortschreitende Zeit ins Leben rief, in Darmstadt, wo er am 17. Mai 1859 starb. (Zum Theil nach einer als Manuscript gedruckten Rechtfertigungsschrift Du Thil's.) Walther.

Ducis: Benedictus D., einer der ausgezeichnetsten Contrapunktisten aus dem 2. Viertel des 16. Jahrhunderts, Zeitgenosse von Stephan Mahu und Thomas Stoltzer, mit denen Hermann Finck ihn unter den nächsten Nachfolgern des Josquin, Heinrich Isaak ꝛc. aufzählt. Im übrigen ruht auf seinen Lebensverhältnissen ein bis jetzt nur wenig erhelltes Dunkel. Ob er von Geburt ein Niederländer oder Deutscher gewesen, ist nicht ausgemacht; wahrscheinlich aber war er ein Niederländer und sein ursprünglicher Familienname Herzog; D. ist nur eine Uebertragung desselben ins Lateinische, und zwar in den die Abstammung bezeichnenden Genitiv, was bei den damaligen Niederländern keine Seltenheit ist. Walther führt ihn unter dem Namen Dux auf. Eine Anzahl von Tonsätzen aus seinem Zeitalter tragen nur den Taufnamen Benedictus und mögen wenigstens größerentheils dem Benedictus D. angehören, wiewol nicht leicht zu entscheiden ist, wieviel Antheil noch ein anderer Benedictus, zubenannt von Appenzell, daran haben mag. Auch der vierstimmige Trauergesang auf Josquin's Tod (im 7. Buch der Chansons, Antwerp. bei Tilm. Susato, 1545, in Part. bei Burney, Gesch. II, 513) ist mit Benedictus bezeichnet, und die Annahme, daß D. ein Schüler des Josquin gewesen sei, würde jedenfalls an Sicherheit gewinnen, wenn er wirklich als derselbe Benedictus und Componist dieses Trauergesanges nachzuweisen wäre. Dem Stil nach gehören die Tonsätze

des D. zum vorzüglichsten ihrer Zeit, ausgezeichnet durch trefflich gewandte, angenehm fließende Führung und wirksame Combination der Stimmen, Klarheit und Reinheit im Contrapunkt, Vollständigkeit und Klangreichthum der Harmonie. Theils sind sie geistlichen theils weltlichen Inhaltes, über lateinische, flamendische, französische und deutsche Texte, und unter seine frühesten gedruckten Arbeiten gehören auch die Harmonien über alle Oden des Horaz 3—4 voc., welche zu Ulm 1539 herauskamen. Sonst sind sie in folgenden Sammelwerken enthalten, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob unter dem Namen Benedictus auch allemal Ducis zu verstehen ist. Motetten: in „Motetti de Fiore", Lugdun, Jac. Modern., libb. III, V. 5—6 voc. 1538, 1543; III, IV. 4 voc. 1539; in den 4 Büchern Cantiones sacrae", Antverp. bei Tilman Susato, 1546, und in den 8 Büchern „Cantiones sacrae" 5—6 voc., Löwen bei P. Phalesius 1554—57 (auch im 1. Thl. von Ochsenkhun's Lautenbuch, Heidelb. 1558); — Concentus: in der Sammlung 4—8 voc., Augsburg bei Uhlhard, 1545; — Psalmen: „Psalmorum selectorum etc.", Nürnberg bei Petreius, Tom. II, 4—5 voc. 1539, Tom. III. 4—5 etc. voc. 1542; — „Psalmor. selector. Tom. II, III", 4 etc. voc., Nürnberg bei Montanus und Neuber, 1553; — Passionsges. in „Harm. select." 4 voc., Wittenberg bei G. Rhaw, 1538; — Andere Gesänge und Lieder: „Lib. II. novi operis musici" 4—6 voc., Nürnberg bei Formschneider, 1538; „Cant. selectiss. nec non familiariss. ultra centum", Augsb. bei Kriesstein, 1540; G. Forster, „Auszug &c. frischer Liedlein", Nürnb. bei Petreius, 1540; „Trium vocum cantiones centum", ebd. bei dems. 1541; „123 neue geistl. Gesänge für die gemeinen Schulen", Wittenb. bei G. Rhaw, 1544, zehn Tonsätze von D. über gebräuchliche Kirchenmelodien enthaltend; Lib. IV—VII der „Chansons" Antwerpen bei Tilman Susato, 1544—45; „Cantiones" 5—7 voc., Augsb. bei Kriesstein, 1545; Lib. VII der „Chansons" 4 voc., Antwerpen bei Bellere, 1597.

v. Dommer.

Du Cros: Joseph August du C., geb. bald nach 1640, † 8. Februar 1728 zu Gottorp bei Schleswig. Der überwiegende Einfluß, welchen Frankreich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts insbesondere in Deutschland gewonnen hatte, äußert sich nicht blos in der unmittelbaren Einwirkung, welche der Hof von Versailles auf die Politik der deutschen Fürsten ausübte, sondern auch in der hohen Werthschätzung, die man französischen Beamten, oft ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Eigenschaften und nur um ihrer Nationalität willen beilegte. Nirgends und zu keiner Zeit haben französische Abenteurer, bisweilen von zweifelhafter Herkunft und noch zweifelhafterem Vorleben, ein günstigeres Feld für ihre Thätigkeit gefunden als im Zeitalter Ludwigs XIV. und an den Höfen der deutschen Kleinfürsten. Manche von ihnen haben in Heer und Verwaltung treffliche Dienste geleistet und die mehr im Sinne der Neuzeit entwickelten Formen der französischen Administration in die oft noch in mittelalterlichen Anschauungen zurückgebliebene deutsche Regierungsweise eingeführt. Größer aber ist die Zahl derjenigen, welche, der mit einem treffenden Ausdruck sogenannten „diplomatischen Halbwelt" angehörig, als politische Agenten und Commissionäre eine höchst zweideutige Rolle gespielt, häufig genug aber durch Gewandtheit und Dreistigkeit großen Einfluß gewonnen und sich bis zu den ersten Staatsämtern emporgeschwungen haben.

Ihrer Zahl gehört Joseph August Du C. an. Wenig ist über seine Jugend bekannt. In der Gascogne geboren, einem dort vielverbreiteten Geschlecht entstammend, das in einzelnen Zweigen zur Noblesse de robe gehört zu haben scheint, war er in seiner frühesten Jugend in ein Dominicanerkloster gesandt worden, dem er wol in den sechziger Jahren entlief, um im Ausland sein Glück zu versuchen. Er begleitete zuerst den Marquis de la Ville nach Candia und beschrieb dessen Reise und die Belagerung von Candia in einem 1669 zu Lyon

veröffentlichten Werk. Dann erschien er zu Anfang der siebziger Jahre in Deutschland, versuchte durch Vermittlung der französischen Gesandten Marquis d'Angeau und Graf de Verjus sich dem großen Kurfürsten zu nähern, dessen Geschichte zu schreiben er sich erbot, und faßte nach mehrjährigen vergeblichen Bemühungen endlich am holsteinisch-gottorpischen Hofe, der damals zu Schweden und Frankreich in intimen Beziehungen stand, festen Fuß. 1675 finden wir ihn als holsteinischen Gesandten in London, nachdem ihm Ludwig XIV., an den er gleichfalls eine Mission erhalten hatte, die Zulassung in Frankreich verweigert hatte. Es muß ihm gelungen sein, mit Hülfe des französischen Gesandten, in dessen Solde er auch hier stand, schnell das Vertrauen Karls II. von England zu gewinnen; im Anfang des folgenden Jahres schon ging er im englischen Auftrag nach Kopenhagen und Stockholm. Während der ostensible Zweck seiner Sendung ganz unverfänglich war, rühmt er sich selbst mit geheimen Aufträgen von größter Tragweite versehen gewesen zu sein, und wir dürfen ihm Glauben schenken, da es gut bezeugt ist, daß die Gesandten der Alliirten in London durch ihre Beschwerden seine Zurückberufung veranlaßt haben. In noch geheimnißvolleres Dunkel hüllt sich eine andere Sendung Du Cros' nach Nimwegen im Auftrage Karls II. Sein Aufenthalt hier und im Haag war nur von kurzer Dauer (etwa 28. Juli bis Anfang Aug. 1678) aber der Erfolg desselben war höchst bedeutend; der am 1./10. August abgeschlossene Separatfrieden der Niederlande mit Ludwig XIV. durchkreuzte die Combinationen derjenigen, welche England in den Kampf gegen Frankreich hineinzuziehen strebten, und hat, wie Sir W. Temple, der englische Gesandte in Nimwegen, schreibt, das Geschick der Christenheit gänzlich umgestaltet. Durch welche Manöver Du C. dies Ergebniß erzielt hat, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntniß; jedenfalls war es zu nicht geringem Theil sein Verdienst, wenn in den Nimweger Frieden eine Clausel eingeschaltet wurde, welche die Wiederherstellung des durch Dänemark depossedirten Herzogs von Holstein verfügte. Du C. ist nachher noch ungefähr ein Jahr als Gesandter und dann wie es scheint noch längere Zeit ohne officielle Stellung in London geblieben, bis er, von Schulden überhäuft, im Mai 1681 sich „heimlich aus dem Staube machte". Er war damals schon zum Protestantismus übergetreten und mit einer gewissen Clara v. Urrye aus einer schottischen Adelsfamilie vermählt. Du Cros' Geschicke während der nächsten Jahre sind noch wenig bekannt. Er trat von den holsteinischen in dänische Dienste über, war mit einer Sendung nach Polen betraut, während deren er sich, wie ihm später vorgeworfen ward, in verbrecherische Umtriebe mit dem Grafen Tekely eingelassen haben soll, und ward zum dänischen Etatsrath ernannt. 1684 schon scheint er, vielleicht in Folge der seit dem vorigen Jahre wieder heftiger entbrannten Streitigkeiten zwischen Dänemark und Holstein, mit Beibehaltung seines Titels entlassen zu sein. Er versuchte in Deutschland sein Glück, im November 1684 treffen wir ihn in Hannover, dann ging er in das gelobte Land der Kleinstaaterei, den fränkischen Kreis. Nach einem wie es scheint längeren Aufenthalt im Ansbachischen begab er sich Ende 1685 oder Anfang 1686 an den Hof des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth. Es war die Zeit, als in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes große Schaaren von französischen Réfugiés in Deutschland Zuflucht suchten und fanden. Du C. erbot sich, eine Anzahl solcher Flüchtlinge, besonders Leute von Ansehen und Vermögen, im Baireuthischen anzusiedeln und dadurch die „Commercien in das Land zu bringen"; der vertrauensvolle Fürst ging auch auf seine Vorschläge ein, schenkte ihm nicht unbedeutenden Grundbesitz und ernannte den Franzosen zu seinem geheimen Rath und Vicepräsidenten der Commercien. In der That führte Du C. eine Anzahl von Flüchtlingen ins Land: aber die Erwartungen des Markgrafen

erfüllten sich in keiner Weise: statt der reichen Kaufleute kamen nur „Balbiere, Perruquenmacher und Bauern", die denselben gemachten Versprechungen wurden nicht erfüllt, die zur Ausführung seiner Pläne angewiesenen Gelder scheint Du C. zum guten Theil für sich verwandt zu haben. Da nun auch der Kurfürst von Brandenburg den Markgrafen vor den gefährlichen Intriguen seines jüngsten Geheimraths, der noch im französischen Solde stehe, warnte und aus der Schweiz Briefe kamen, welche Du C. als einen gefährlichen Atheisten und Spinozisten verdächtigten, schritt der Markgraf gegen ihn ein. Nicht zufrieden damit daß Du C. seine Aemter niederlegte, ließ er ihn des Landes verweisen, zog die ihm gemachten Schenkungen ein und belegte, um seine Gläubiger zu befriedigen, sogar sein Mobiliarvermögen mit Beschlag. Ein langjähriger Rechtsstreit, der sich hieran schloß, führte erst nach 10 Jahren zu einer Abfindung Du Cros'.

Letzterer hatte seine Irrfahrt durch Deutschland indessen fortgesetzt und begab sich zuletzt nach Kursachsen, wo er am 30. Decbr. 1687 das Rittergut Stötteritz bei Leipzig kaufte, um sich mit seiner Familie und einigen Réfugiés daselbst niederzulassen. Indessen die Geschäfte, in die er sich einließ, schlugen fehl, und sein lebhafter Geist fand an dem stillen Landleben nicht lange Befriedigung.

Schon 1692 befand er sich daher wieder in „publiquen Affairen" auf Reisen. Im Juni d. J. finden wir ihn in Cleve, wohin er von Norddeutschland geeilt war, gleichzeitig mit Kurfürst Friedrich III., von hier aus blieb er im eifrigen Verkehr mit dem hannöverschen Hof, der durch Leibnitz und die Herzogin Sophie vermittelt ward. Spätere Aeußerungen Du Cros' deuten an, daß er im hannöverschen Auftrag dorthin gegangen und daß es ihm gelungen sei, eine völlige Annäherung beider Höfe zu erzielen: die Thatsachen stimmen dazu, Friedrichs III. Besuch in Besuch in Hannover, den Ernst August im December in Berlin erwiederte, dann die warme Unterstützung der neunten Kurwürde durch Brandenburg bezeichnen in der That eine Veränderung in dem Verhältniß der so nahe verwandten Fürsten, welche einen derartigen geheimen Einfluß wahrscheinlich macht. Wie dem auch sei: seit 1692 war Du C. an den Höfen von Berlin und Hannover eine gern gesehene Person, bezog Pensionen von beiden und knüpfte mit dem brandenburgischen leitenden Minister Beziehungen an, die bald die allervertraulichsten wurden und Du C. in die intimsten Geheimnisse der brandenburgischen Politik einführten. Wahrscheinlich Danckelmann's Einfluß war es auch, der Du C. seine Stellung in Holstein-Gottorp wieder verschaffte. Die nächsten Jahre hindurch sehen wir ihn dann in höchst eifriger und erfolgreicher Thätigkeit. Zugleich in den Diensten der drei Höfe von Berlin, Hannover und Gottorp, verhandelte er bald für den einen, bald für den andern, bald für alle zugleich, unaufhörlich zwischen diesen Städten, Hamburg und Dresden hin- und herreisend. Nicht alles, was er gethan hat, ist noch zu erkennen; zu den officiellen Acten ist wol nur der kleinste Theil gekommen. Er bemüht sich in Berlin für die neunte Kur, überwacht in Dresden die Umtriebe Astfeld's und Schöning's, verhandelt in Hannover in der Sache von Sachsen-Lauenburg, schließt für Holstein Verträge mit Brandenburg und vertritt dasselbe 1696 auf dem Congreß von Pinneberg als bevollmächtigter Minister, bis er auf schwedische Veranlassung — der Großkanzler Graf Oxenstierna ist sein Feind — abberufen wird. Daneben findet er dann noch zu Privatverhandlungen für Danckelmann Raum und Zeit, bald mit Mecklenburg, bald mit Wolfenbüttel, macht Geldgeschäfte verschiedener und nicht immer reinlicher Natur, und greift dann wieder in die hohe Politik zurück, indem er Projecte entwirft, dem Kurfürsten Friedrich Pommern und Stettin zu verschaffen und darüber alles Ernstes unterhandelt. Auf der innigen Verbindung mit Danckelmann beruhte sein ganzer Einfluß, und als Ende 1697 die Stellung des bis dahin allmächtigen Ministers ernstlich erschüttert wurde, that er, was in

seinen Kräften stand, um ihn zu stützen. Als das vergeblich blieb, ward er in den Sturz mitverwickelt: in Berlin wie in Hannover fiel er in Ungnade, nur seine genaue Kenntniß „aller secreta“ der brandenburgischen Politik schützte ihn vor noch härterer Behandlung und nöthigte glimpflich mit ihm zu verfahren.

Indeß sein elastischer Geist ließ sich nicht niederbeugen. Hatte er bisher in hannöverischem Auftrage für die neunte Kur gewirkt, so hatte er doch nicht unterlassen, daneben mit dem erbittertsten Gegner derselben, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Beziehungen anzuknüpfen. Um so leichter ward es ihm nun die kühne Schwenkung vollends auszuführen: am 23. April 1698 erhielt er seine Ernennung zum braunschweigischen Etatsrath für „die ausländischen affairen“ und zum Drosten des Amtes Schöningen, in welchem letzteren er nun seine Wohnung für einige Zeit nahm. Ueber seine Thätigkeit in dieser Stellung ergeben die Acten nicht viel: aber sicher ist, daß Du C. auch bei Anton Ulrich bald in hohen Gnaden stand. Seit 1703 war er, nachdem seine erste Frau verstorben, mit einem hessischen Edelfräulein, Elisabeth v. Rotzmann, einer Nichte des Fürstabts Adalbert von Fulda verheirathet, 1704 verlegte er seinen Wohnsitz nach Hamburg, von wo er dem Herzog über alle wichtigen politischen Vorgänge fortdauernd berichtete, nebenbei aber immer noch für Holstein-Gottorp thätig war. Im October 1707 zum Geheimrath befördert, wurde er 1708 zum Subdelegirten des Herzogs von Braunschweig in der kaiserlichen Commission ernannt, welche zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft zu Hamburg zusammentrat. Von vornherein bei dem kaiserlichen Gesandten mißliebig, kam er indessen, als er die wirklichen und vermeintlichen Rechte seines Herzogs aufs energischste wahrte, mit diesem und bald auch mit den anderen Mitgliedern den Commission in einen so erbitterten Conflict, daß der Kaiser seine Abberufung verlangte und ihm später sogar den Aufenthalt im Reiche untersagte. Du C. mußte sich daher nach Schleswig zurückziehen: in Gottorp hat er fast noch 20 Jahre von den aus zwiefachem Bankerott geretteten Resten seines Vermögens, und von den Pensionen, die er von Holstein und Wolfenbüttel bezog, gelebt. 1728 ist er im Alter von fast 90 Jahren, halb erblindet gestorben.

Schon während seines Londoner Aufenthaltes war er litterarisch thätig gewesen: eine Anzahl von politischen Brochuren, natürlich alle französisch (fertig deutsch sprechen oder schreiben hat er nie gelernt), haben sich von ihm erhalten, ohne daß dieselben von bedeutenderem Werthe wären: am interessantesten sind eine Schrift von 1692 gegen Sir W. Temple und eine andere von 1713 über die militärischen Vorgänge in Holstein. In seinen letzten Jahren hat er sich noch mit größeren Plänen getragen, eine Uebersetzung der „Römischen Octavia“ Herzog Anton Ulrichs ins Französische, sowie die Herausgabe von Memoiren beabsichtigt, doch ist er dazu nicht mehr gekommen. Daß wir die letzteren nicht erhalten haben, mag man besonders beklagen. Unleugbar ein Mann von großen Talenten, schmiegsam und gewandt, nur gerade mit so viel Charakter, wie ihn seine Stellung vertragen konnte, an den verschiedensten Höfen zu Hause, in alle Geheimnisse eindringend, muß Du C. viel über die geheime Geschichte jener Zeiten, die Vorgänge hinter den Coulissen, von denen unsere anderen Quellen schweigen, und die doch oft von so großer Wichtigkeit waren, zu berichten gehabt haben.

Vgl. Breßlau, Actenstücke zur Gesch. Jos. Aug. du Cros', Berlin 1875. Ueber du Cros' Aufenthalt in Leipzig s. Kirchhoff, Gesch. der reformirten Gemeinde in Leipzig, Leipzig 1874. Im übrigen beruht die vorhergehende Darstellung auf ungedrucktem archivalischem Material. Breßlau.

Duderstadt: Albert von D., auch unter dem Namen A. Kunne von D. bekannt, war ein berühmter Buchdrucker, welcher zuerst als solcher 1475 vorkommt, wo er in Trient die Geschichte des zu Trient ermordeten Christenkindes druckte und sich „Albertus Duderstadt von dem Eiksvelt" nennt. Im J. 1481 finden wir denselben in Memmingen als Buchdrucker thätig; sein erstes dort gedrucktes Buch ist: „Werneri Rolewinckii Fasciculus temporum". Am Ende: „Albertum Kunne de Duderstadt, Moguntinensis Dioeceseos et admissum ab alma universitate coloniensi". Mit Holzschnitten in Folio. Von seinen Druckwerken kennt man etwa fünfzig, welche theils mit theils ohne seinen Namen erschienen sind, und scheint er bis zum J. 1520 in Memmingen gedruckt zu haben. Auch scheint er in Mainz unter den Erfindern der Buchdruckerkunst gelernt zu haben, ist aller Vermuthung nach selbst Schriftgießer gewesen, auch bediente er sich in seinen Werken fast durchgängig der gothischen Minuskel. Ueber sein Leben ist nur bekannt, daß er in Memmingen in verschiedene Processe verwickelt wurde, welche theils durch eine Geldschuld, theils durch andere Ursachen entstanden und daß er schließlich in Armuth starb. Seine letzte bekannte Druckschrift ist: „Etlich gepot vnd verpot, Auff Möntag nach Jacobi Apostoli. Anno ꝛc. Funfzehnhundert vnnd im zweintzigisten zu Memmingen in der Statt vnd auf dem Land zu halten fürgenomen."

Falkenstein, Buchdruckerkunst S. 176 und 188; Schelhorn, Beiträge zur Erläuterung der Geschichte der schwäbischen Kirchen ꝛc. Geschichte, 1 Stück, S. 76—89. Weller, Repertorium 167. Zapf, Aelteste Buchdruckergeschichte Schwabens S. 16—18. Geßner, Buchdruckerkunst IV. 185. Panzer, Annales Pars VII. p. 404. Denis, Annalium Maittaire Supplementum Pars I. p. 133 ꝛc. Kelchner.

Duellius: Raimund D. oder, wie der Name eigentlich lautet, Duelli, war zu Wien im J. 1694 geboren und starb als Augustiner und Pfarrer zu Mank in Nieder-Oesterreich 25. Febr. 1769. Der wichtigste Abschnitt seines Gelehrtenlebens fällt mit seiner Stellung als bischöflicher Bibliothekar zu St. Pölten in Nieder-Oesterreich zusammen. In vielseitigen litterarischen Verbindungen fand sein Sinn für Geschichtsforschung Anregung und Förderung. Eine unermüdlich thätige Natur, erwarb sich D. um Genealogie, Ordensgeschichte und Numismatik, Diplomatik, desgleichen um mittelalterliche Quellenkunde unleugbare Verdienste; insbesondere was Oesterreich betrifft. Aus der Reihe seiner Schriften verdienen erwähnt zu werden: 1) 1723—24 „Miscellan. quae ex Codicibus Mscrr. collegit, Liber I.", Aug. Vindel. et Graecii, 1723 (Sammlung vermischter Quellenschr. und Notizen); 1727 „Historia Cod. Equitum Teutonicorum Hosp. S. Mariae Virg. Hierosol. potissimum ex bullis diplomatibus etc. Tabularii balliviae Austriacae illustr. cum app. bull. et diplom. . . . . . transcr. ex manuscr. fuldens.", Vindob. fol.; 3) „Antiqua monumenta civitatis Celeiensis, lucubratione epistolari ad D. Jo. Anton. de Boxadors, Com. de Cavella", Norimb. 4., auch unter dem Titel „De variis eisque potissimum selectis ad elegantiores litteras pertinentibus rebus . . . . ad i. a. e. D. J. A. de B. . . ."; 4) 1733 „Fridericus Pulcher austriacus inter Imperatores Romano-Germanicos stat", Norimb. 4.

S. Adelung-Jöcher II. 776—7, welche biogr.-litt. Notizen Meusel in seinem Lexikon II. 435—36 benutzte. Krones.

Duesberg: Franz v. D., preußischer Staatsmann, Finanzminister und Oberpräsident von Westfalen, geb. 11. Januar 1793 zu Borken in Westfalen, wo der Vater praktischer Arzt war, † 1872. Die erste Bildung erhielt er auf den Lyceen in Vreden und Mainz, studirte dann Rechtswissenschaft in Münster

und Brüssel. Im J. 1813 mußte er in die französischen gardes d'honneur eintreten, aber es gelang ihm, sich dem aufgezwungenen Verhältniß zu entziehen, und er kämpfte als Lieutenant und Compagnieführer in den Feldzügen von 1814 und 1815. Nach Beendigung des Krieges nimmt er die früheren Studien wieder auf, wird 1816 Auscultator, 1817 Referendar bei dem Oberlandesgericht in Münster, 1819 Assessor in Ratibor, 1821 Rath in Paderborn, 1826 Mitglied der Gesetzgebungs-Commission in Berlin, 1831 geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium, 1832 geheimer Finanzrath, 1834 geheimer Ober-Justiz- und Revisionsrath, 1836 Mitglied des Staatsraths und in Folge seiner ganz ungewöhnlichen Befähigung 1837 stellvertretender, 1838 wirklicher Staatssecretär. Friedrich Wilhelm IV. erhob ihn bald nach der Thronbesteigung in den Adelstand. Am 11. Januar 1841 erfolgte die Ernennung zum wirklichen geheimen Ober-Justizrath und Director der im Cultusministerium neu begründeten Abtheilung für den katholischen Cultus. In dieser einflußreichen Stellung und seit 1842 als Mitglied der Gesetzgebungs-Commission und vortragender Rath im Staats- und Cabinets-Ministerium wirkte er, bis ihm am 16. Aug. 1846 das Finanzministerium übertragen wurde. Daneben fielen ihm durch das Vertrauen des Königs mehrmals außerordentliche Aufgaben zu. So fungirte er am 15. Jan. 1845 bei der Wahl des Fürstbischofs von Breslau als landesherrlicher Commissar und trug dann nicht wenig dazu bei, den Gewählten, seinen Jugendfreund und Kriegscameraden von 1814, den damaligen Domdechanten in Regensburg, Melchior v. Diepenbrock, zur Annahme der Wahl zu bewegen. — Im J. 1848, nach dem Berliner Aufstand nahm D. am 19. März mit den übrigen Ministern seine Entlassung, aber schon im folgenden Jahre erscheint er als Commissar der preußischen Krone und Vorsitzender des provisorischen Bundes-Schiedsgerichts auf dem Erfurter Parlament und am 21. Juli 1850 wird er zum Oberpräsidenten der heimathlichen Provinz Westfalen ernannt. Keine andere Stellung konnte seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprechen. Die ungetheilte Anerkennung der Provinz wandte sich ihm zu und sprach sich in der lebhaftesten Weise am 21. Juli 1865 bei seinem fünfzigjährigen Dienst-Jubiläum aus. Gleichzeitig wurde ihm von Seiten der Staatsregierung die höchste Auszeichnung, der schwarze Adlerorden, zu Theil. Am 8. Mai 1871 erhielt er mit neuen Auszeichnungen durch ein königliches Schreiben die nachgesuchte Versetzung in den Ruhestand und konnte noch 1½ Jahre theils in Münster, theils auf einem nahe gelegenen Landsitze im Kreise seiner Familie und ergebener Freunde eines heiteren Alters sich erfreuen, bis am 11. Decbr. 1872 ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ziel setzte. H. Hüffer.

Duez: Paul D., Jesuit, geb. in Lüttich um 1585, gest. in Metz 14. April 1644, trat 1605 (nach Alegambe) oder 1606 (so Sotwell) in die Gesellschaft, war längere Zeit Rector in den unteren Classen, dann aber in den Collegien zu Bar-le-Duc und Sens, endlich im College zu Pont-à-Mousson und Lehrer der Theologie daselbst. Außer einigen eigenen Gedichten und einem sehr oft aufgelegten ascetischen Werke („Practique de la perfection et des vertus chrestiennes"), übrigens nur eine Umarbeitung des allbekannten Werkes von seinem Ordensgenossen Alfons Rodriguez, bereichert mit einigen Abhandlungen nach dem Dominicaner Alfons Cabrera und dem Benedictiner Alvarade, ließ er einen ebenfalls wiederholt erschienenen Commentar zu Tibull, Properz und Ausonius drucken, mit dem er eine Erklärung von ausgewählten älteren und jüngeren Epigrammen verband.

Backer, Bibliothèque des écrivains de la Comp. de J. I, 278. Vgl. III, 676. A. Weiß.

Duftschmid: Dr. Johann D., Botaniker und Arzt, geb. 20. Juli 1804 zu Linz in Ober-Oesterreich, † 11. Decbr. 1866 ebendaselbst. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann in Wien Medicin, promovirte daselbst und kehrte 1831 nach Linz zurück, wo er bis zu seinem Tode als Stadtarzt thätig war. Von seinem Vater, einem ausgezeichneten Entomologen und Protomedicus in Linz, hatte D. die Vorliebe für Naturgeschichte geerbt. Er betrieb namentlich Botanik, durchforschte speciell Ober-Oesterreich genau und legte die Resultate seiner Studien in einer Flora dieses Kronlandes nieder. Dieselbe ist nach dem Vorbilde von Neilreich's trefflicher Flora von Nieder-Oesterreich mit großer Genauigkeit und Sachkenntniß gearbeitet und wird nach dem Tode des Verfassers vom Museum Francisco-Carolinum in Linz herausgegeben. Vollendet wird dieses Werk eine gute Uebersicht über die floristischen Verhältnisse Ober-Oesterreichs ermöglichen. Duftschmid's reiches Herbar ging in den Besitz des obgenannten Museums über.

Duftschmid, Flora von Ober-Oesterreich, Einl. S. III–V. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XXIV. S. 395. Reichardt.

Duifhuis: Hubertus D., geb. 27. August 1531 in Rotterdam als Sohn angesehener Eltern, † 3. April 1581. Es ist streitig, wo er seine theologischen Studien machte und den Magistertitel erhielt; überhaupt fehlt es durchaus an Nachrichten über ihn, bis er als Pastor der St. Laurentiuskirche zu Rotterdam hervortritt. Doch schon bethätigte er seine milde Gesinnung und liebenswürdige Sanftmuth durch Predigt und Leben, besonders auch durch sein friedliebendes Verhalten wider diejenigen, welche der Heterodoxie angeklagt wurden. Mit seiner Haushälterin verband er sich ehelich, da das fast allgemeine sittenlose Priesterconcubinat ihm zuwider war. Diese Liberalität machte ihn bei vielen verdächtig. Als die Spanier unter Bossu 1572 Rotterdam besetzten, erschienen die Inquisitoren alsbald bei D. zur Prüfung seiner Rechtgläubigkeit. Doch entkam er der Inquisition, indem sein Bruder, damals Bürgermeister, ihm zur Flucht aus der Stadt verhalf. Heimlich zog er nach Köln, wo er zwei kummervolle Jahre durchlebte. Der verheirathete Priester war seinen Glaubensgenossen verhaßt, und seine abweichenden Ansichten gingen doch auch nicht weit genug, um ihm die Stütze der Reformation zu verschaffen. Armuth und Noth traten bei ihm ein; der Tod raubte ihm seine treue Gattin. Damit ward allerdings der größeste Anstoß, welchen die Kirche an ihrem bis jetzt noch treuen Sohne nahm, hinfällig und vielleicht erklärt sich hieraus, daß er 1574 zu einem der zwei Parochiepastoren der Jacobikirche zu Utrecht ernannt ist. Damals schien also seine Rechtgläubigkeit noch unverdächtig. Unvermerkt aber entfernte er sich durch Untersuchung der reformatorischen Schriften weiter vom alten Glauben und erklärte sich 1577 offen gegen manchen Mißbrauch der katholischen Kirche. Demzufolge bat er 1578 den Magistrat um die Erlaubniß, hinfort nach reformatorischer Art predigen zu dürfen, indem er sich dabei bereit erklärte, die Priesterkleidung, als etwas gleichgültiges, beizubehalten. Der Magistrat zögerte, hielt es aber fürs beste, dem D. eine zeitweilige Entfernung aus seiner Parochie und einen Aufenthalt zu Rotterdam anzurathen. Ein interessanter Briefwechsel, welchen der aus Amsterdam ausgetriebene Pastor Jakob Buyck mit D. noch vor seiner Abreise anknüpfte, zeigt uns, wie völlig der Prediger von St. Jakob schon der Reformation beistimmte. Aber seine plötzliche Abreise erregte bald große Unzufriedenheit, indem das Volk die Entfernung des geliebten Predigers dem feindlichen Einflusse der Minnebrüder (Minoriten) zuschrieb, und nebst deren Austreibung die Heimkehr des Pastors von St. Jakob forderte. In Folge dessen kehrte er im August nach Utrecht zurück und nahm sein Predigeramt wieder auf, dabei durch den Gedanken geleitet, die Kirche zu reformiren in der Kirche.

Daher behielt er vieles aus dem katholischen Cultus bei, was ihm gleichgültig erschien. So blieb die Armensorge den alten Potmeistern anvertraut, und die von Magistratswegen ernannten Kirchenmeister wurden nicht, wie anderswo, wo sich reformirte Gemeinden erhoben, durch einen unabhängigen Kirchenrath oder Consistorium ersetzt. Dem Staate, dessen Macht neben der Kirche er anerkannte, verblieb darum auch die Bestrafung öffentlicher Sünden, während er dem evangelischen Prediger nur die Pflichten des Ermahnens zuerkannte, weshalb ihm die Ausübung von Disciplin bei Abendmahle und Taufe fern lag. Dabei bediente er sich weder des Katechismus noch der Bekenntnißschriften. Seine Predigten hatten Liebe und Gottesfurcht zum Zweck, berührten dagegen nur selten dogmatische Punkte, wie Prädestination, Erbsünde, Genugthuung und freien Willen. Sein reformatorisches Streben erwies sich dadurch als ein ganz eigenartiges. Eine allmählich fortschreitende Besserung des Cultus und der Lehre und eine praktische Lebenserneuerung war sein Ideal. — Dies aber war den streng Reformirten nicht gefällig. Vielen blieb er der Papisterei verdächtig, und die besondere Stellung, welche seine St. Jakobsgemeinde einnahm, indem sie sich der reformirten Kirche nicht anschloß, veranlaßte bald eine traurige Uneinigkeit. Seit 1578 erhob sich in Utrecht neben der Gemeinde von St. Jakob eine calvinistisch reformirte Gemeinde, die consistoriale benannt. Ihre Prediger Helmichius und Sopingius beabsichtigten eine Vereinigung mit D. Dieser aber weigerte sich, die reformirte Kirchenordnung anzunehmen, den reformirten Ritus bei Abendmahl und Taufe, sowie den Katechismus und die symbolischen Bücher einzuführen und in die Errichtung eines Consistoriums zu willigen. Eine solche Kirchenordnung erschien ihm ganz unnöthig, wie sehr ein brüderliches Verhältniß ihm erwünscht war. Daher entstand denn eine völlige Trennung und Feindseligkeit zwischen seiner Kirche und den Consistorialen. Eine Unterredung mit Sopingius, Helmichius und Arnold Cornelis aus Delft blieb nicht nur erfolglos, sondern vermehrte noch die Erbitterung. Diese Streitigkeiten hatten den höchsten Grad erreicht, als der Prinz Wilhelm von Oranien während seines Aufenthaltes in Utrecht im Jahre 1580 der Predigt in der Jacobikirche beiwohnte und sein Wohlgefallen über den Redner bezeigte. Dies war nicht ohne Erfolg. Die Consistorialen wagten hinfort nicht mehr der freien St. Jakobsgemeinde so schroff gegenüber zu treten. Dabei war auch der Magistrat dem D. eine kräftige Stütze, und seitdem blieb der Pastor von St. Jakob unangefochten. Aber nur kurze Zeit konnte er sich dieser Ruhe erfreuen, da bald darauf der Tod ihn abrief. Seine Gemeinde behielt noch einige Jahre ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung fort, vereinigte sich aber nachher mit den Consistorialen. — Hubertus D. vertrat unter den niederländischen Reformatoren eine eigenartige Stelle. Die großen Grundgedanken seines Lebens hielt er unwandelbar fest und vertheidigte sie mit großer Gelehrsamkeit, Entschlossenheit, Sanftmuth und Milde. Kirchliche Hierarchie war ihm auf protestantischem Boden vollends verhaßt. Sein reformatorisches Streben entsprach zum Theil den Anschauungen seines großen Stadtgenossen Erasmus, und die heutige Idee einer freien Kirche tritt schon bei ihm, wiewol dem Staatseinfluß noch nicht entzogen, hervor. Die Zeit war nicht reif zur Würdigung solcher Grundsätze. Sie waren dem allgemeinen kirchlichen Bewußtsein noch zu fremd. Daher scheiterten sie, ungeachtet der liebenswürdigen Persönlichkeit des Predigers von St. Jakob. Dennoch gewähren sie ihrem Verkündiger eine ausgezeichnete Stelle unter den schönsten Charakteren der Reformationszeit.

Dr. J. Wiarda, Hucbert Duifhuis, de predcher van S. Jacob, Amst. 1858. van Slee.

Duiffopruggar: Gasparo D., französisch Gaspard Duiffoprugcar, ein Lauten-, Violen- und Geigenmacher, welcher in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Bologna und Lyon und wahrscheinlich auch zu Paris arbeitete. Seinem Namen nach, welcher, der fremdartigen Hülle entkleidet, als Tieffenbrucker hervortritt, ist er unzweifelhaft deutscher Abstammung. Da vor ihm schon Deutsche, so Laux (Lucas) Maler in Bologna und Marx Unverdorben in Venedig, als Lautenmacher in Italien sich niedergelassen hatten und gleichzeitig mit ihm andere Deutsche, wie Magnus Stegher (Stöger) in Venedig, dort dasselbe Gewerbe betrieben, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Lautenmacherei aus Deutschland, wo wir sie bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts blühen sehen, dahin verpflanzt oder wenigstens durch Deutsche daselbst in Aufschwung gebracht worden ist. Mit der Lautenmacherei steht der Geigenbau in so engem Zusammenhange, daß das allein Grund genug wäre, den Deutschen einen hervorragenden Einfluß auf das Entstehen des von dem späteren Vororte Cremona her weltbekannten italienischen Geigenbaues beizumessen. Dazu kommt aber noch der Umstand, daß der älteste bekannte Geigenbauer (richtiger wol Violaverfertiger) Joannes Kerlino 1449 in Brescia seinem Namen nach gleichfalls deutscher Herkunft war und daß Kaspar Tieffenbrucker die ersten eigentlichen Geigen, von welchen man bisher Kenntniß hat, und zwar in einer für jene Zeit staunenswerthen Vollendung anfertigte. Man wird daher der in der Schrift des Unterzeichneten: „Der Geigenbau in Italien und sein deutscher Ursprung", 1874 aufgestellten Behauptung vom deutschen Ursprunge des italienischen Geigenbaues ihre Berechtigung nicht absprechen können, so lange nicht die Forschung das Vorhandensein älterer Geigenbauer, als der beiden genannten, in Italien nachweist und in so lange wird auch Tieffenbrucker als der hauptsächlichste Begründer jenes in seiner Entwicklung und Vollendung gleich merkwürdigen Kunstzweiges gelten müssen.

Ueber das Leben dieses Meisters besitzen wir keine andere Kunde, als welche uns die Zettel in seinen Instrumenten und sein von Pierre Voëriot zu Paris 1562 gestochenes Porträt überliefert haben. Leider ist auf den ersteren nicht immer die Jahreszahl angegeben. Man kennt Geigen aus Bologna aus den Jahren 1511 und 1517 und eine trägt die Jahreszahl 1539 (von wo? wird nicht beigefügt). Nimmt man an, daß er die aus dem Jahre 1511 herrührende Geige, die bereits einen fertigen Meister zeigt, in seinem 30. Lebensjahre gemacht habe, so würde man mit Wahrscheinlichkeit sein Leben in die Zeit von 1480—1540 verlegen können, ohne daß freilich damit ein Hinausreichen über diese beiden Grenzmarken ausgeschlossen bliebe. Eine Anzahl seiner Instrumente sind aus Lyon datirt, andere mit der Königskrone und dem Salamander (Embleme Franz' I.) geschmückt, wurden für die königliche Capelle von Frankreich angefertigt. Es bedarf aber, da sichere Angaben über Zeit und Ort ihrer Verfertigung nicht vorliegen, noch der Bestätigung, ob er in Paris selbst gearbeitet hat, und wenn dies der Fall, ob sein Pariser oder Lyoner Aufenthalt der Zeit nach voraus gegangen ist. Was das erwähnte Porträt anbelangt, so diente es insofern als Quelle, als es zur Meinung Anlaß gab, daß er im Jahre 1562 noch gelebt habe. Damit läßt sich jedoch das Alter, in welchem der Meister auf dem Bilde dargestellt ist, nicht gut vereinen, denn auf demselben erblicken wir ihn in der Vollkraft seiner Jahre und seines durch Zirkel und Geigenhals [an]gedeuteten Schaffens, während er dazumal mindestens in den siebziger Jahren [gewe]sen sein müßte. Dagegen gibt von dem Ansehen, dessen er sich bei seinen [Zeit]genossen erfreute, die Thatsache, daß er porträtirt wurde, vollgültiges Zeug[niß,] da diese Ehre keinem der älteren Geigenbauer zu Theil geworden zu sein

scheint. Sein Geburtsort dürfte am ehesten in Baiern oder Tirol zu suchen sein, welche Länder an der großen Heerstraße lagen, die nach Italien führte.

Minder dürftig als seine äußeren Lebensverhältnisse ist das, was wir von Tieffenbrucker's Schaffen wissen, denn von seinen Werken kommen auch aus dem Gebiete des eigentlichen Geigenbaues mehr und mehre an den Tag. Tiefe Einsicht in die Gesetze, welche den Ton bestimmen, und das Streben nach Vervollkommnung lassen sich daran eben so wenig verkennen, als Sorgfalt in der Wahl des Holzes und in der Ausarbeitung. Eine Eigenthümlichkeit der meisten seiner Instrumente bildet die äußere Ausschmückung, zu welcher Sculptur, Malerei und Holzeinlegung die Mittel lieferten. Man findet auf manchen derselben Oelgemälde nach berühmten Vorbildern — nach Raphael, Correggio, Andrea del Sarto, was zu dem Glauben verleitete, daß die beiden letzteren Meister ihm wol selbst hierin behülflich gewesen, auf anderen Intarsien von Städteplänen und Ansichten. Die Sorgfalt der Arbeit, die reiche Ausstattung, die angebrachten Wappen und Kronen — das alles deutet darauf hin, daß er vorzugsweise für die reiche und vornehme Welt gearbeitet haben mag. Bemerkenswerth sind übrigens noch die Inschriften, womit er einzelne seiner Instrumente an den Zargen versah, als welche er gerne seinen eigenen, auch auf dem Porträte befindlichen sinnigen Wahlspruch gebrauchte:

Viva fui in sylvis, sum dura occisa securi.
Dum vixi, tacui: mortua dulce cano.

Nach Kaspar Tieffenbrucker lebten aus dieser Familie noch Leonhard, Wendelin und Magnus, letzterer bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts als Lautenmacher, die sich zum Theil auch mit der Anfertigung von Violen der alten Art befaßten, in Italien. Schebeck.

Duka: Peter Freiherr v. D., österreichischer Feldzeugmeister und geheimer Rath, ein Soldat aus der Schule des großen Erzherzogs Karl, war 1756 zu Essegg geboren und betrat als Cadett die militärische Laufbahn. Seine ersten kriegerischen Thaten verrichtete er als Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe 1793, von welchem Jahre ab sein Name in den Affairen von Famars (hier erhielt er das Theresienkreuz), Balaimont, Maubeuge, Landrecy, Charleroy u. a. m. immer ehrenvolle Erwähnung fand. 1800 avancirte D. zum General, 1801 zum Feldmarschalllieutenant und Generalquartiermeister, 1805 ward er Commandirender im Banate. Die Befreiungskriege machte er, 1810 zum Feldzeugmeister befördert, im Hoflager seines Kaisers mit und wurde 1815 zum Mitglied des Stabs- und Conferenzrathes für die inländischen Geschäfte ernannt. Dieser tapfere und ausgezeichnete Soldat † den 29. Decbr. 1822 in Wien.

Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Lexikon, II. Bd., S. 143.

v. Janko.

Duker: Karl Andreas D., Philologe und Jurist, geb. 1670 zu Unna in Westfalen, † 5. Novbr. 1752 in dem Dorfe Meiderich bei Duisburg, im Hause seiner Nichte. Er empfing seine erste Bildung auf der Stadtschule zu Hamm und studirte seit 1691 unter Anton Schulting in Harderwyk, wo er am 15. Septbr. immatriculirt ward, seit 1694 in Franeker unter Schulting und Jakob Perizonius. Nachdem er die juristische Doctorwürde erworben hatte, wurde er 1700 zum Lehrer der Geschichte und Beredsamkeit an das Gymnasium in Herborn berufen. 1704 ging er als Conrector nach dem Haag, von da 1716 nach Utrecht als Professor der Geschichte und Eloquenz. 1734 im April legte er sein Amt nieder und zog sich nach Yffelstein, später nach Vianen zurück. Als Rechtsgelehrter bewährte er sich durch die von ihm gesammelten „Opuscula varia de Latinitate Jurisconsultorum veterum“, 1711, wieder aufgelegt 1761. 1773. 1783, ferner durch seine Ausgabe der justinianischen Institutionen mit

dem lateinischen Theophilus, 1715 und durch seine Anmerkungen zu den Leges Atticae von Samuel Petit in der „Jurisprudentia Romana et Attica", T. III, 1741 fol. Seine handschriftlichen Noten zu den Pandekten befinden sich unter Brenkmann's Papieren auf der Göttinger Universitätsbibliothek (Cod. MS. jurid. 52). Als Philologe leistete er tüchtiges durch Ausgaben des Florus, 1722, 2. Ausg. 1744 und besonders des Thucydides, 1731 Fol., sowie durch Anmerkungen zum Livius in Drakenborch's Ausgabe (1738 ff.), zu Servius in Burmann's Virgil (1746), zu Oudendorp's Sueton (1751) und Bergler-Burmann's II. Aristophanes (1760). Auch besorgte er die zweite Ausgabe von Perizonius' „Origines Babylonicae et Aegyptiacae", 2 Theile 1736 und dessen Commentar über Pomponius Mela in den „Miscellaneae observationes criticae" Vol. 7 et 8, 1736, 37.

Gebauer, Narratio de Henr. Brenkmanno p. 93. Christoph Saxe, Laudatio C. A. Dukeri. Traiecti ad Rhen. 1788 (auch bei Puettmann, ICtorum et litteratorum vitae p. 183 ss.). Dessen Onomasticon litterarium VI. 267 s., 684. Meusel, Lexikon. Haubold, Institutiones iur. Rom. litterariae I, 197 s. Hugo, Geschichte d. röm. Rechts seit Justinian, 3. Vers. S. 458. Van der Aa, Biographisch Woordenboek. Steffenhagen.

Düker: Franz D. (auch Dückher) von Haßlau, zu Urstein und Winkel war der Enkel des livländischen Edelmanns Eberhard D. von Haßlau bei Dorpat und der Kunigunde Yxküll von Risenberg. Sein Vater Johann D. kam nach wechselvollem Leben in Livland, Stockholm, Mecklenburg, Braunschweig an den Hof des Erzherzogs Maximilian zu Innsbruck (1593), wo er Kammerherr und Hofrath wurde und den Erzherzog auf den Kriegszügen nach Polen und in die Türkei begleitete. Er hatte zu Rostock die Rechte studirt, schrieb eine Darstellung der Rechtsansprüche Maximilians auf die polnische Krone und wird seiner in der Geschichte des Hauses Fürstenberg in rühmlicher Weise als Chronist gedacht. Düker's Mutter war Maria v. Heißberg zu Merkenstein in Niederösterreich und er wurde am 27. Septbr. 1609 zu Innsbruck geboren. Im J. 1625 kam D. an die kurz vorher errichtete Universität Salzburg, ging wegen Ausbruch der Pest im nächsten Jahre nach Freiburg im Br. und 1627 aus demselben Grunde auf die Hochschule zu Dôle in Burgund, die er 1628 verließ. Er reiste über Lyon nach Paris und war Zeuge der Festlichkeiten, die Ludwig XIII. in Folge der Einnahme von La Rochelle veranstalten ließ. Im nächsten Jahre kehrte er von Paris nach Hall zurück, wo seine Mutter lebte, die sich wieder verehelicht hatte. Im J. 1631 weilte D. in München und wurde vom Herzog Albrecht zum Truchseß ernannt. Zwei Jahre später heirathete er Maria Clara Spindler von Hofegg zu Urstein und bezog 1634 das Schloß Rattenberg im tirolischen Innthale, das er von seinem Vater geerbt hatte. Im J. 1635 übernahm er das Gut seiner Frau Urstein bei Hallein im Salzburgischen, woselbst er sich 1637 häuslich niederließ. 1640 wurde er von Erzbischof Paris Lodron zum Hofrath und Oberst-Jägermeister ernannt, nahm aber Kränkungen halber 1644 seine Entlassung und begab sich nach kurzem Aufenthalt zu Urstein wieder nach Rattenberg, welches Gut er 1649 verkaufte, um abermals in Salzburg bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Er trat 1651 in den salzburgischen Ritterstand ein, wurde Pfleger zu Werfen, 1654 zu Hallein und Obrist-Waldmeister. Aber die Hochfluthen der Salzach in den J. 1661 und 1662, welche jedesmal den großen Holzrechen zerstörten, zogen ihm viel Verdruß zu, weshalb er 1662 sein Amt niederlegte. Diese Muße benutzte D. um die „Saltzburgische Chronik" zu verfassen, welche 1666 zu Salzburg im Druck erschien, das erste deutsche geschichtliche Werk über dieses Land war und mit Städteansichten in Kupferdruck, den in Holz geschnittenen Wappen der Erz-

bischöfe und lateinischen Urkunden ausgestattet ist. Im J. 1668 wurde D. abermals salzburgischer Hof- und Kammerrath, auch Pfleger zu Glanegg und starb 1671 in seinem Hause zu Salzburg.

Dr. Pillwax, Leben Düker's, in Mittheil. d. Ges. f. salzb. Ldskde., XIV. Bd. Zillner.

Düler: Raphael D. (Düller), Meistersänger am Ende des 16. Jahrhunderts. Lieder von ihm, die aber in nichts sich über das Niveau gewöhnlicher Reimereien erheben, enthält die Münchener Hs. cod. germ. 4999, früher der Meistersängerschule in Colmar gehörig.

Vgl. Bartsch, Meisterlieder der Colmarer Hs. S. 3. Bartsch.

Dulich: Philipp D., gelehrter Musiker um 1600, geboren zu Chemnitz 1563, Professor der Musik am Gymnasium zu Stettin, † daselbst 1631. Er hat drucken lassen: „Harmoniae aliquot sept. voc.", Stettin 1593, 5 Stücke; „Centuriae VI octo et sept. vocum harmonias sacras laudibus sanct. triad. consecrat. contin.", Stettin 1607; „Novum op. mus. duarum partium cont. dicta insigniora ex evangel. dierum domin. et fest. totius anni, quin. voc.", Leipzig 1609. Auch unter den Tonsetzern des Florileg. Portense von Bodenschatz kommt sein Name vor. v. Dommer.

Duling: Anton D., Cantor zu Coburg, geboren zu Magdeburg gegen Ende des 16. Jahrhunderts; hat im Druck herausgegeben: „Cithara melica oder 32 Motetten 8—12 voc. auf die Festtage", Magdeburg 1620.

v. Dommer.

Duller: Eduard D., geb. 8. Novbr. 1809 zu Wien. Seinen Vater Michael D., von slavischer Abstammung aus Krainburg in Krain, wo derselbe Arzt war, verlor D. wenige Tage vor seiner Geburt. Seine Mutter verheirathete sich in zweiter Ehe mit dem damaligen Actuar, späteren Rathsprotocollisten beim Oberappellationsgericht am Hofkriegsrath, Anton Schwarz, der den Knaben mit inniger Liebe, aber dabei mit militärischer Strenge erzog. Der Knabe war sehr begabt und besaß einen eisernen Fleiß, der ihm auch blieb, als er auf der Universität Wien die Rechte und Philosophie studirte. Bereits im 17. Lebensjahr schrieb er das Drama „Meister Pilgram", welches die Sage vom Bau des Stephansdomes behandelte und auch in Wien mit Beifall aufgeführt wurde. Sein Lieblingsstudium war die Geschichte, seine Neigung wendete sich aber auch der Poesie zu und beiden Neigungen entsprangen eine große Anzahl von poetischen und geschichtlichen Arbeiten. Die Censurverhältnisse in Oesterreich bestimmten ihn, im J. 1830 für immer seine Heimath zu verlassen. Zunächst begab er sich nach München, wo er litterarisch eifrig thätig war, namentlich für Spindler's Damenzeitung und den Zeitspiegel. Mit Spindler begab er sich im Herbst 1831 nach Baden-Baden, ging aber 1832 nach Trier. Im J. 1834 wählte er Frankfurt a/M. zu seinem Aufenthalt, um daselbst seine Zeitschrift „Phönix" zu gründen, die sich einer großen Beliebtheit erfreuen durfte, aber im J. 1838 eine Unterbrechung erlitt. Bereits 1836 siedelte er nach Darmstadt über, wo sich um ihn ein Kreis von gebildeten Männern und Frauen sammelte, der den regsten Antheil an Duller's litterarischer Thätigkeit nahm. Hervorragende Persönlichkeiten dieses Kreises waren Louise v. Plönnies, mit deren Haus D. auf das innigste befreundet war, Dr. Heinrich Künzel, Aug. Nodnagel, Karl Buchner, Jakob Felsing u. a. m. Sein liebenswürdiger Charakter verschaffte ihm eine große Anzahl von Freunden, seine poetische Begabung und sein Ernst in historischen Arbeiten nicht minder. Begeistert für freiheitliche Entwicklung, nahm er einen lebhaften Antheil an der Erscheinung des Deutschkatholicismus, dessen eifriger Verfechter er zwischen Rhein und Main bald wurde. Seine gleich große Begeisterung für die politische Freiheit neben seiner Begabung in Wort und

Schrift, verschaffte ihm in Darmstadt eine hervorragende Bedeutung im J. 1848, als Heinrich v. Gagern Minister des Landes geworden war. Die folgende Zeit der sogen. Reaction war seinen Idealen weniger günstig und er verließ Darmstadt, um in Wiesbaden und Mainz die Sache des Deutschkatholicismus zu fördern. Er wurde deutschkatholischer Prediger in Mainz und gewann sich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und durch den Ernst und die Begeisterung, die er seinen Aufgaben widmete, viele Freunde und Verehrer in dem ganzen Rheingau. Die Nervenaufregung, die bei seiner lebhaften Natur bei den Arbeiten, denen er lebte, sowie bei seiner religiös-politischen Thätigkeit unvermeidlich war, erschütterte nach und nach seine Gesundheit und er erlag seinen Leiden am 24. Juli 1853. Von seinen Schriften hat seine „Geschichte des deutschen Volkes", ohne vollendet zu sein oder irgendwie höhere Ansprüche machen zu können, die meiste Verbreitung, Fortsetzungen und Neubearbeitungen gefunden.

Walther.

Dullinger: Sigmund D., Abt von Seeon, † 28. Octbr. 1634. Aus dem Städtchen Laufen an der Salzach gebürtig, trat er mit jungen Jahren in das Benedictinerstift Seeon und wurde 1609 zum Abte des genannten Klosters erwählt. Er war ein Mann von umfassender Bildung und Thätigkeit. In einer zu Ingolstadt 1616 veröffentlichten Abhandlung: „Trithemius sui ipsius vindex" vertheidigte er diesen seinen berühmten Ordensgenossen gegen den Vorwurf der Magie, den man ihm wegen seiner Geheimschrift, Steganographia genannt, gemacht hatte, schrieb mehrere deutsche Tractate „Wider die Rosenkreutzer" und verfaßte eine Chronik seines Klosters, „Descriptio monasterii Seonensis", welche P. Karl Stengel 1620 zu Augsburg herausgab. Wie aus letzterem Werke hervorgeht, hat D. in Verbindung mit dem baierischen Kanzler J. G. Hörwarth die Erklärung der nächst Seeon gefundenen römischen Inschriften vielfach gefördert. Er unterzeichnete auch jene Uebereinkunft, vermöge welcher die meisten der süddeutschen Benedictinerklöster sich verpflichteten, die neugegründete Hochschule Salzburg mit geeigneten Lehrkräften ihres Ordens zu versehen. 1626 bekleidete er an erwähnter Universität die Würde eines Präses oder ersten Vorstandes. Den von Wien aus an ihn ergangenen Ruf, das Amt eines kaiserl. Bibliothekars zu übernehmen, lehnte er ab.

Historia Universitatis Salisburgensis, Francof. et Lips. 1728, p. 32. 238. Kobolt, Baierisches Gelehrtenlexikon, S. 164. G. Westermayer.

Dulon: Friedrich Ludwig D., blinder Flötenspieler, geb. zu Oranienburg (Mark Brandenburg) 14. Aug. 1769, † 7. Juli 1826. Seit seinen ersten Lebenstagen blind, ward er von seinem Vater, einem ehemaligen Accisbeamten aus französischer Emigrantenfamilie und Schüler von Quantz, auf der Flöte und dem Clavier, später vom Organisten Angerstein zu Stendal in der Composition unterrichtet. Vermöge eines erstaunlichen musikalischen Gedächtnisses verfügte er über mehr als 250 Concertstücke. Schon seit seinem 13. Jahre ließ er sich auf kleineren Kunstreisen hören. Von seinem Vater und nach dessen Tode von seiner Schwester begleitet, durchreiste er dann seit 1783 fast ganz Europa, überall mit großer Bewunderung aufgenommen. In Petersburg wurde er 1796 zum kaiserl. Kammermusikus ernannt. Seine letzten Jahre verlebte er in Würzburg, wo er auch gestorben ist. Es wurden einige Concerte, Duos für Flöten, Flöte und Violine rc. von seiner Composition gedruckt. Eine theils dictirte, theils erzählte Autobiographie von ihm gab Wieland heraus: „Dulon's des blinden Flötenspielers Leben und Meinungen von ihm selbst bearbeitet", 2 Bde. 1807—8.

Mendel, Mus. Conversationslex. v. L.

Dume: Alexander D., Theologe, berühmt als Kanzelredner und akademischer Lehrer, † 1554. Er stammte aus Edinburgh in Schottland; gleich anderen Landsleuten durch religiöse Wirren aus der Heimath verscheucht, ward er 1545 in Greifswald als Alexander Dume scotus liberalium artium magister, divi Jacobi pastor, pietate ac doctrina praestans eingeschrieben. Mit Knipstro und Magerius zwei Jahre darauf zum Doctor der Theologie promovirt, wird er im Professorenverzeichniß 1548 als theologiae doctor et professor aufgeführt. Im Sommer 1549 ging er nach Stralsund als Pastor bei St. Jacobi und vertheidigte dort den Satz, daß Hochzeiten am Sonntage nicht durch die heilige Schrift verboten seien, worüber er von Frederus und Andern angegriffen ward.

Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifswald I. S. 195. Balthasar, Andere Samml. S. 52. Dähnert, Pom. Biblioth. Bd. II, S. 167. Frederus von Mohnike, Abthl. 3, S. 6 (S. 35). Häckermann.

Dümge: Karl Georg D., großherzogl. badischer Archivrath, geboren zu Heidelberg am 23. Mai 1772, † zu Karlsruhe 27. Febr. 1845. Als Bibliothekar und außerordentlicher Professor der Geschichte gehörte er 1811—14 der Universität seiner Vaterstadt an, 1814 wurde er Assessor am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, siedelte aber schon 1819 wieder nach Heidelberg über, um mit dem Legationsrath Lambert Büchler (geb. 1785, † 1858) die drei ersten Bände des „Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" herauszugeben. 1822 wurde er als Rath an das Archiv nach Karlsruhe zurückberufen. Nachdem er schon früher u. a. eine (lateinisch geschriebene) Geographie von Baden und „Guntheri poetae Ligurinus" herausgegeben hatte, erschienen 1836 seine „Regesta Badensia", theils Regesten, theils vollständige Abdrücke der bis 1200 herabreichenden ältesten Urkunden des Karlsruher Archivs, die zwar durch die neueren paläographischen Arbeiten weit überholt, aber dennoch vorerst noch nicht entbehrlich sind.

Vgl. Bad. Biographieen I. 196. v. Weech.

Duminique: Ferdinand Freiherr v. D., kurtrierischer Minister, war von französischen Eltern zu Freiburg im Br. im J. 1742 geboren, † 1803. Der kurtrierische Hof- und Staatskalender erwähnt ihn im J. 1776 als kurfürstlichen Kämmerer und adlichen Hof- und Regierungsrath und 1779 als geheimen Rath und Obrist-Stallmeister. Im J. 1780 fielen die beiden Conferenzminister v. Hornstein und Hohenfels in Ungnade; eine Zeit lang standen der geistliche Rath Joseph Ludwig Beck und der Staatsrath Friedrich Joachim v. Krist an der Spitze der Verwaltung, bis am 5. Jan. 1782 D. zum Staats- und Conferenzminister mit Beibehaltung der Obrist-Stallmeisterstelle ernannt wurde. Noch in demselben Jahre begleitete er den Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, der kurz vorher in Augsburg Papst Pius VI. empfangen hatte, auf einer Reise nach Innsbruck, blieb dann beinahe ununterbrochen in seiner nächsten Umgebung und gewann in immer steigendem Maße Neigung und Vertrauen seines Herrn. Die Regierung wurde in jenem schlaffen, aber wohlwollenden Geiste geführt, der weder große Gedanken, noch bedeutende Unternehmungen anregte, aber auch die Unterthanen in keiner Weise bedrückte, nicht einmal den Neid der bürgerlichen Classen gegen die bevorzugten aufkommen ließ. An den kirchlichen Händeln scheint D. nicht unmittelbar sich betheiligt zu haben. Sehr thätig war er bei der Ueberschwemmung im J. 1784, übernahm auch die Oberbau-Direction und damit die Leitung der großen Bauten für die Verlegung der Residenz von Ehrenbreitstein nach Coblenz in das prächtige Schloß, das 1777 begonnen und am 23. Novbr. 1786 bezogen wurde. Die französische Revolution machte diesem behaglichen Dasein ein Ende. Man weiß, wie sehr Clemens Wenzeslaus seine Neffen, die bourbonischen Prinzen, und ihre Anhänger begünstigte. Auch D.

suchte sich den Emigranten so nützlich als möglich zu machen, konnte aber nicht vermeiden, daß er bei den immer gesteigerten Ansprüchen dieser Fremdlinge endlich gegen sie in Widerspruch gerieth. In der, von dem sogenannten Grafen v. Montgaillard verfaßten Histoire secrète de Coblence, London 1795, wird er denn auch mit den heftigsten Schmähungen überhäuft. Nur zu bald theilten der Kurfürst und sein Minister das Schicksal ihrer früheren Schützlinge. Schon bei dem ersten Schrecken, den das Anrücken der Franzosen gegen Worms hervorrief, im October 1792 wurden in Coblenz alle Vorkehrungen nicht zur Vertheidigung, sondern zur Flucht getroffen; am 21. Octbr., an dem Tage, an welchem Mainz capitulirte, ging D. mit seinem Herrn zuerst nach Bonn, dann in das dem Kurfürsten noch zugehörige Bisthum Augsburg. Beinahe ein Jahr blieb Clemens Wenzeslaus in der neuen Residenz. D., von körperlichen Leiden heimgesucht, mußte im Mai sich nach Karlsbad begeben, kehrte aber im Juli nach Augsburg zurück und hatte bald darauf die Ehre, seinen Herrn auf der ihm übertragenen Pflegschaft Sonthofen im Allgäu prächtig zu empfangen und zu bewirthen. Lange Zeit erhob er Bedenken gegen die allgemein verlangte Rückkehr des Kurfürsten nach Coblenz. Sie erfolgte gleichwol am 31. Octbr. 1793; D. langte einen Tag später an. Am 9. Jan. 1794 erläßt er einen kräftigen Aufruf gegen die Franzosen, wie man denn überhaupt jetzt mehr Muth und Besonnenheit zeigte, als bei den ersten Gefahren. Aber der unglückliche Feldzug des J. 1794 vereitelte alle Hoffnungen; am 5. Octbr., kurz ehe Coblenz in die Hände der Franzosen fiel, mußte Clemens Wenzeslaus mit D. abermals und jetzt für immer die Stadt verlassen. Der Kurfürst nahm, wie früher, seine Residenz in Augsburg, D. blieb sein Minister und sein Vertrauter. Beide hielten treu zum Kaiser. Im Herbst 1794 bei den Streitigkeiten, die der kurmainzische Antrag in Betreff der preußischen Friedensvermittlung in Regensburg anregte, und wo sonst sich Gelegenheit bot, gehörte Kurtrier stets zu den Ständen, auf welche der kaiserliche Concommissar am sichersten zählte. D. wurde um diese Zeit angewiesen, mit Thugut einen vertrauten Briefwechsel zu unterhalten. In einem Briefe an den Grafen Franz Colloredo vom 6. Febr. 1795 nennt der österreichische Minister Duminique un peu extravagant mais au fond nullement un homme mal intentionné. Um so heftiger sprechen die französischen Diplomaten gegen den Kurfürsten und seine Minister, und D. war nicht im Stande, wie der mainzische Hofkanzler Albini, für seinen Herrn in Rastatt günstige Bedingungen zu erwirken. Er selbst war auch nicht auf dem Congreß gegenwärtig, sondern meistens in der Nähe des Kurfürsten in Augsburg, seit 1799 als Gesandter bleibend an dem kaiserl. Hofe. Kurz nachdem der Reichsdeputationshauptschluß vom 24. Febr. 1803 sowol Trier als Augsburg säcularisirt hatte, starb er in Wien vom Schlage gerührt am 14. März 1803.

Rheinischer Antiquarius I. Abthl., I. 155. 668 ff. 688. 695. 781; I. Abthl., II. 441. Dominicus, Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Coblenz 1869. Vivenot, Vertrauliche Briefe des Frhrn. v. Thugut, Wien 1872, I. 180. 392 und Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, II. I. 160 ff. 233. 243 ff. H. Hüffer.

Dümmler: Friedrich Heinrich Georg Ferdinand D., geb. am 23. Oct. 1777 zu Batgendorf bei Cölleda in Thüringen, als zweiter Sohn des dortigen Predigers, erlernte den Buchhandel seit Ostern 1792 bei Behr in Leipzig, einer nicht mehr bestehenden Firma. Nach sechsjähriger strenger Lehrzeit trat er in Berlin in die Lange'sche Buchhandlung (Realschulbuchhandlung) ein, wo er an Georg Reimer einen Genossen und Freund fand. Von hier begab er sich nach Göttingen, wo er mehrere Jahre hindurch (etwa seit 1804) die Dieterich'sche [Buc]hhandlung als Geschäftsführer und stiller Compagnon leitete. Der Aufruf

zum Befreiungskriege veranlaßte ihn, der schon im Begriffe stand, sich selbständig in Berlin niederzulassen, im Frühling 1813 in das Lützow'sche Freicorps als freiwilliger Jäger einzutreten. In dem unglücklichen Gefechte bei Kitzen (17. Juni 1813) gerieth er mit den meisten übrigen in französische Gefangenschaft, wurde mit seinen Leidensgefährten bis nach Fenestrelles und Sisteron (in der Provence) geschleppt und erlangte seine Freiheit erst am 21. April 1814 wieder durch die Annäherung der Oesterreicher unter Bubna. Heimgekehrt aus dem Felde kaufte er von dem damaligen Kammergerichtsassessor Julius Eduard Hitzig die von diesem seit kurzem neu begründete Buchhandlung und übernahm sie am 1. Jan. 1815, um sie bis an seinen durch einen Schlaganfall am 18. März 1846 herbeigeführten Tod mit rastloser, ununterbrochener Thätigkeit fortzuführen. Das bekannteste Werk des ziemlich vielseitigen Verlages ist Zumpt's lateinische Grammatik, durch Bopp's vergleichende Grammatik erhielt die Buchhandlung eine Richtung auf die vergleichende Sprachwissenschaft, welche durch Dümmler's Nachfolger Dr. Harrwitz noch entschiedener fortgesetzt wurde. Von D. selbst herausgegeben ist „Gelehrtes Berlin im Jahre 1825". Er hatte die Schriften der Akademie der Wissenschaften in Commission und durch eine lange Reihe von Jahren war sein Laden (Unter den Linden 19) der von den Gelehrten am meisten besuchte und bevorzugte. Von dem allgemeinen Vertrauen, das er sich durch strenge Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters erworben, zeugte wiederholte Wahl zu städtischen Aemtern, seit dem J. 1821 zum Stadtverordneten-Stellvertreter, Stadtverordneten und 1842 unbesoldeten Stadtrathe. Seine gelehrten Beziehungen schlossen sich dem Reimer'schen Kreise an, dem er, von früher her befreundet, sich noch näher verband, indem er sich am 15. Mai 1815 mit Caroline Friederike Reinhardt, der jüngeren Schwester der Frau Reimer, verband. Aus dieser Ehe gingen 7 Kinder hervor. Der bekannte Dichter E. T. A. Hoffmann erwähnt D. in der Vorrede zum Kater Murr. Kelchner.

Dümmler: Jeremias D., Nürnberger Buchdrucker, 1634—52. Er war im J. 1598 geboren und druckte seit 1634, verkaufte aber schon im J. 1652 seine Druckerei an Wolfgang Endtner den jüngeren und Johann Andreas Endtner. Ueber sein weiteres Leben ist nichts bekannt geworden.

Vgl. Gräße, Lehrbuch III. I. Abthl., S. 161 ꝛc. Kelchner.

Du Mont: Maria Johann Nicolaus D., Bürgermeister der freien Reichsstadt Köln, war ein Sohn des wohlhabenden Tabaksfabrikanten Heinrich Joseph D. und am 21. Mai 1743 geboren, † 1806. Durch eine gediegene classische und juristische Bildung hatte er sich zu einer höheren Rolle in der städtischen Verwaltung vorbereitet. Als er sich aber für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden mußte, zog er die Stellung eines Kaufmanns und Fabrikherrn der eines praktischen Juristen vor und legte eine Seifensiederei an. Die Mußestunden, die ihm sein kaufmännisches Geschäft ließ, widmete er schönwissenschaftlichen Arbeiten und dem Studium des kölnischen Rechtes und der kölnischen Geschichte. Nicht ohne Glück versuchte er sich in poetischen Arbeiten, und die im J. 1781 gedruckten „Deutschen und französischen Gedichte, dem kaiserl. königl. Hause bei verschiedenen Gelegenheiten gewidmet", bekunden eine große Gewandtheit in der Form wie einen sinnigen Geist und eine reiche lebhafte Phantasie. Dieselbe Gewandtheit und Leichtigkeit, womit er sich in der deutschen Sprache bewegte, bewährt er hier auch im Gebrauch der gebundenen französischen. Seine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung fand auch außerhalb der Stadt Köln Anerkennung. Vom Kurfürsten von Pfalz-Baiern wurde er zum Hofrath und zum Mitglied der baierischen Akademie ernannt, der Kölner Rath, der es für geboten hielt, neben den Zunftherren in das Gebrech Männer von hoher geistiger

Bedeutung und juristischer Befähigung zu berufen, richtete sein Augenmerk auf J. N. D. und wählte ihn um Weihnachten 1773 zum vierten Gebrechsherrn. Der Gebrechsherren gab es sechs und sie bildeten neben den 43 Zunftherren den aus 49 Mitgliedern bestehenden Rath. In vollem Maße erfüllte D. die in ihn gesetzten Erwartungen und er wurde darum 1776. 1779. 1782. 1788. 1791 u. 1793 wieder mit dem Mandat eines Gebrechsherrn betraut. Während der 20 Jahre, in welchen er seine Dienste der Vaterstadt gewidmet hatte, bekleidete er die verschiedensten Rathsämter. Schwere Zeiten kamen für die Stadt Köln, als im October 1794 französische Truppen die Oeffnung der Kölner Thore erzwangen. Bei allen Schritten, welche der Rath zur Erleichterung des harten Geschickes der Kölner Einwohnerschaft that, und bei allen Vorstellungen, durch die er die französischen Generale und Volksvertreter um Schonung des bürgerlichen Eigenthums und um Wahrung der städtischen Freiheiten bat, war D. der beredte und sachkundige Wortführer. In dieser trostlosen, bedrängnißvollen Zeit starb der Bürgermeister F. C. v. Herresdorf am 11. Decbr. 1794. Gleich nach seinem Tode wurde D. an seine Stelle gewählt. Er täuschte sich keinen Augenblick über die Schwierigkeiten und Anfechtungen, die ihn in seiner neuen Stellung erwarteten. Die Liebe zu seiner Vaterstadt und deren hergebrachten bürgerlichen Einrichtungen überwand jedes Bedenken gegen die Uebernahme des verantwortungsvollen Bürgermeisteramtes in jener wildaufgeregten Zeit; er entschloß sich, alles aufzubieten, um die reichsstädtische Verfassung gegen die derselben von allen Seiten drohenden Gefahren mit aller Kraft und Anstrengung zu vertheidigen. Einen schweren Stand hatte er der neuorganisirten Bonner Bezirksverwaltung gegenüber. Von dieser republikanischen Behörde wurde der Stadt Köln zu der von der französischen Republik dem Lande zwischen Maas und Rhein auferlegten Contribution von 8 Millionen Franken die Summe von 480000 Franken zugemuthet. Auf den Vorschlag Du Mont's beschloß der Rath, den Nationalconvent in Paris um Schutz gegen die Willkür der Bonner Verwaltung anzugehen. D. übernahm die Ausarbeitung der dem Convent einzureichenden Denkschrift. Man glaubte in Köln am sichersten die in diesem Schriftstück ausgesprochenen Wünsche erreichen zu können, wenn eine eigene Rathsdeputation sich nach Paris begebe, um im Nationalconvent persönlich die stadtkölnischen Interessen zu vertreten. Niemand war geeigneter für diese ehrenvolle, aber schwierige Mission als der Bürgermeister D. Auf Zureden der Rathsschickung ließ er sich zur Uebernahme dieses Ehrenamtes bestimmen und am 4. Febr. 1795 reiste er in Begleitung eines anderen Deputirten nach Paris ab. Am 13. Febr. trafen die Kölner Bevollmächtigten in Paris ein und überreichten gleich am folgenden Tage ihre Beglaubigungsschreiben. Durch das Mitglied des Heilsausschusses Andreas Du Mont wurden sie eingeführt und als kölnische Bevollmächtigte anerkannt. Darauf ließen sie die Du Mont'sche Denkschrift in 1500 Exemplaren drucken und ersuchten den Präsidenten des Convents, ihnen einen Tag zu bestimmen, an welchem sie die gerechten Wünsche der Stadt Köln in der Versammlung vortragen könnten. D. war nämlich entschlossen, auf der Rednerbühne des Convents die Beschwerden seiner Vaterstadt zu erörtern. Dem Präsidenten Thibeaudeau sandte er das Concept der Rede, welche er zu halten gesonnen war, und bat um Bestimmung des Tages, wo er sprechen dürfe. Thibeaudeau setzte den 19. März an. Die Tage bis zu dieser Sitzung benutzte D. dazu, durch persönliche Vorstellungen einer Anzahl einflußreicher Conventsmitglieder, namentlich Echassarieux, Chasal, Lavasseur, Mercier und Lehemann günstig für die Wünsche der Stadt Köln zu stimmen. In der Sitzung vom 19. März nun ließ er an die einzelnen Mitglieder des Convents die Kölner Vorstellung vertheilen und richtete von der für Fremde bestimmten Rednerbühne eine klare und eindringliche Ansprache an den

Convent. Die Versammlung, welche den Worten Du Mont's, wie der Antwort des Präsidenten lauten Beifall gezollt hatte, beschloß, daß das von D. gestellte Gesuch dem Heilsausschuß zur Begutachtung und weiteren Veranlassung überwiesen werden solle. Du Mont's unablässige Bemühungen gingen hauptsächlich dahin, daß die von der Bonner Verwaltung beabsichtigte executorische Beitreibung des der Stadt Köln zugeschriebenen Brandschatzungsantheils untersagt werde, der Stadt Köln das Stapelrecht gewahrt und die reichsstädtische Verfassung erhalten bleibe. Auf sein Anrathen wurden die Forderungen, welche die Stadt Köln noch wegen der während des siebenjährigen Krieges gemachten Lieferungen gegen Frankreich geltend machte, außer Rücksicht gelassen. Bezüglich des Stapelrechts reichte er dem Ministerium eine gründliche und erschöpfende Denkschrift ein. Fast kein Tag verging, an welchem D. nicht im Heilsausschuß erschien, um sowol die ganze Versammlung, wie den Präsidenten Cambacerès und die einzelnen Mitglieder unaufhörlich auf die so schwer gefährdeten Interessen Kölns hinzuweisen und ihren Schutz gegen das Vorgehen der Bonner Verwaltung, wodurch die von der Republik so feierlich verkündeten Grundsätze in so schreiender Weise verletzt wurden, anzurufen. Endlich schien die Sache in Fluß zu kommen, als der Heilsausschuß die Kölner Angelegenheit der Abtheilung für auswärtige Angelegenheiten überwies. Diese Abtheilung beschloß, den Volksvertreter Dubois nach Köln zu senden, um an Ort und Stelle die erhobenen Beschwerden zu prüfen; zugleich forderte sie die Bonner Bezirksverwaltung auf, mit der Execution nicht weiter vorzugehen, bis in der streitigen Angelegenheit von dem Heilsausschuß, dem die Sache zur Entscheidung vorläge, ein Beschluß werde gefaßt sein.

Während D. in Paris für das Interesse seiner Vaterstadt mit unermüdlichem Eifer thätig war, wurde er in Köln von einzelnen revolutionären Fanatikern, die hier durch Wort und Schrift einen vernichtenden Sturm gegen alle reichsstädtischen Institutionen heraufzubeschwören unablässig bemüht waren, in der gehässigsten Weise verleumdet, geschmäht und verdächtigt. Biergans und Genossen wurden nicht müde, den pflichttreuen Bürgermeister in stadtkölnischen, wie auswärtigen Blättern als einen „Pfaffenknecht, Söldner der Feudalen und Trabanten des Adels und des Kaisers" zu charakterisiren. Solche Anklagen glaubte man in Paris nicht unbeachtet lassen zu dürfen, und das Directorium beschloß, den verdächtigten Kölner Gesandten aus Frankreich auszuweisen. Zwar wurde der Ausweisungsbefehl bald zurückgenommen, aber D. blieb unter strenger Aufsicht bis zu seiner Abberufung. Diese erfolgte, als in Köln bereits die alte reichsstädtische Verfassung gestürzt und an ihre Stelle eine Municipalverwaltung getreten war. Als D. das Schreiben, wodurch sein Mandat für erloschen erklärt wurde, dem Directorium übersandte, erhielt er zur Antwort, daß die französische Republik weder einen Kölner Senat, noch einen Senats-Abgeordneten anerkenne, darum auch nicht in der Lage sei, das überreichte Abberufungsschreiben anzunehmen, D. könne jetzt nur als Privatperson betrachtet werden und habe nach Laut des Fremdengesetzes vom 10. Mai in Zeit von drei Tagen die Stadt Paris zu verlassen. Mit schwerem Herzen kehrte D. nach 18monatlichem Aufenthalt in Paris nach seiner Vaterstadt zurück. Ueber seine Diäten, die er mit 10 Kronenthalern für den Tag berechnete, entstand ein langdauernder Streit zwischen ihm und der städtischen Verwaltung. Trotzdem, daß der Präfect Lameth und der Unterpräfect v. Kespe sich Du Mont's annahmen, blieb die Sache unerledigt, bis nach dem Einrücken der Alliirten der General-Gouvernements-Commissar Bölling und der Kreis-Director v. Märken mit Entschiedenheit für Du Mont's Interesse eintraten. Inzwischen hatte die französische Verwaltung die Talente und Fähigkeiten Du Mont's zu würdigen gewußt. Als Napoleon bei

seiner Anwesenheit in Köln 1804 sich längere Zeit mit dem früheren Bürgermeister D. unterhielt, gab dieser auf die Frage des Kaisers, welche Stelle er früher bekleidet habe, die Antwort: „Sire, j'ai été ce que vous étiez, mais en miniature, j'ai été premier consul de la ville de Cologne.“ Der Kaiser ernannte ihn zum Rath der Präfectur des Roer-Departements, die in Aachen ihren Sitz hatte. In dieser wichtigen Stellung kamen seine genauen Kenntnisse der Verhältnisse und der Bedürfnisse des Landes den ganzen Präfecturdistricten, namentlich aber seiner Vaterstadt Köln, sehr zu Nutzen. Nach der Vertreibung der Franzosen wurde D. 1815 von den Alliirten zum Landes-Directorial-Rath ernannt. Es war ihm nicht vergönnt, lange seine Kräfte und Fähigkeiten der neuen Verwaltung zu widmen. Er starb am 28. Aug. 1816 in Aachen, und heute noch wird sein Name dort in Ehren genannt.

Acten und Briefe im Kölner Stadtarchiv. Ennen.

Du Mont: Marcus Theodor D. wurde am 10. Jan. 1784 zu Köln geb. In dem dreigekrönten Gymnasium und später auf der von den Franzosen errichteten Centralschule erhielt er den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Dann wurde die Hochschule zu Münster mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts bezogen, hierauf ging er nach Würzburg und später nach Göttingen. Während er nun in Münster Philosophie studirte, beschäftigte er sich in Göttingen nnd Münster mit dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach vollendeten Studien kehrte er nach seiner Vaterstadt Köln zurück. Hier fand er bald Gelegenheit, seinen juristischen Scharfsinn einer Prüfung zu unterwerfen, indem er in einem Processe, welche die französische Domänenverwaltung gegen die Canonici, wegen deren Häuser, angestrengt hatte, obsiegte und zwar durch eine Abhandlung, welche die Sach- und Rechtsverhältnisse mit großer Klarheit und Gründlichkeit auseinander setzte und dadurch nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung blieb, die der französische Kaiser im J. 1807 durch Decret von Danzig aus zu Gunsten der Stiftsherren fällte. Im J. 1805 vermählte er sich mit Maria Katharina Jacobina Schauberg, geb. zu Düsseldorf am 2. Febr. 1779, † am 25. März 1845 zu Köln, welche aus einer Buchdruckerfamilie stammte, denn im J. 1626 gründete Bertram Hilden die Hilden'sche Buchdruckerei zu Köln, welche 1735 Gereon Arnold Schauberg übernahm und mit seiner eigenen vereinigte. Nach Gereon Arnolds Tode ging die Druckerei unter der Firma Schauberg's Erben an seine Tochter Dorothea über. Dieselbe war an den Professor der Medicin Dr. Mann verheirathet, welches Ehepaar die Druckerei fortsetzte, und als im J. 1781 der Dr. Mann starb, führte die Frau bis zu ihrem am 24. Oct. 1789 erfolgten Tode das Geschäft weiter, wo es dann an die Kinder des in Düsseldorf verstorbenen Notars Gereon Caspar Schauberg überging. Die Bücher der Schauberg'schen Druckerei fanden ihren Absatz hauptsächlich in der Stadt Köln selbst und auf den benachbarten Jahrmärkten. Einen ausgedehnteren Leserkreis suchten sie nicht, weswegen Schauberg auch die Frankfurter Buchhändlermesse nicht mit den Erzeugnissen seiner Pressen besuchte; denn da der Verkehr mit den Sortimentsbuchhandlungen damals noch nicht geregelt war, mußten die Verleger sich noch mit dem Verkauf ihrer eigenen Erzeugnisse befassen. Doch neben dem Betriebe des Verlages beschäftigte er seine Presse auch mit dem Drucke der lateinischen Zeitung, welche unter dem Namen „Ordinaria relatio diaria“ bekannt ist, und der „Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“, wie denn überhaupt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das Zeitungswesen in Köln in hoher Blüthe stand. Diese Druckerei nun kaufte im J. 1808 Marcus D. den Schauberg'schen Erben um die Summe von 1400 Reichsthalern ab, nebst der seit 1802 von den Erben Schauberg und dem Nicolaus Du Mont besessenen Kölnischen Zeitung. Er übernahm nun die Redaction des Blattes und es gewann dasselbe unter seiner Lei-

tung einen bedeutenden Aufschwung; doch nach dem Willen des französischen Gewalthabers sollte die einzige Zeitung des Departements in der Präfecturstadt Aachen ausgegeben werden, daher im August 1809 das Blatt eingehen mußte. Als er sich bei dem Kaiser Napoleon gegen diese Rechtsverletzung durch ein sehr energisch gehaltenes Promemoria beschwerte, erhielt er die Erlaubniß, ein Anzeigeblatt nebst dem Mercure de la Roër herauszugeben und erhielt außerdem eine jährliche Unterstützung von 4000 Frcs. aus öffentlichen Fonds. Auch dieses Blatt brachte er durch seine Kenntnisse und Verbindungen in nicht langer Zeit zu einem gewissen Ansehen. Doch unmittelbar nach dem Sturze des französischen Zwingherrn, nach einer fünfjährigen Unterbrechung, war es D. vergönnt, seine Kölnische Zeitung wieder erscheinen zu lassen; einen Tag nach dem Einzug der Alliirten in Köln, Sonntag den 16. Jan. 1814, übergab er die erste Nummer seinen befreiten Mitbürgern. Im J. 1815 gründete Marcus D. mit seinem Freunde J. P. G. W. Bachem eine Buchhandlung, nach dem Muster der besten deutschen Buchhandlungen eingerichtet, und das erste Verlagsunternehmen der neuen Firma war: „Keine Volksrepräsentation in den teutschen Bundesstaaten, mit Bezug auf die wohlerworbenen Rechte des Adels", als Verlagsort war Germanien 1816 angegeben. Doch bald fand sich, daß die beiden Gesellschafter mit ihren Ansichten in verschiedenen Fragen nicht übereinstimmten und so wurde 1818 der Gesellschaftsvertrag gelöst; die Theilhaber trennten sich in Freundschaft und Frieden, indem jeder von ihnen sein Geschäft auf eigenen Namen fortsetzte, D. unterm 1. April 1818 die „Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung" eröffnete. Das Geschäft dehnte sich sehr aus, so daß er im J. 1820 eine Filiale nach Aachen legen konnte, welche bis zum 31. Juli 1836 unter der nämlichen Firma und für seine Rechnung geführt wurde. Marcus D. starb am 24. Novbr. 1831 viel und tief betrauert, sein Sohn Joseph, obgleich erst 20 Jahre alt, übernahm das Geschäft sowol als auch die Leitung der Kölnischen Zeitung und die gesetzliche Verantwortlichkeit für die Redaction. Er war 1829 in das Geschäft des Buchhändlers Friedrich Fleischer zu Leipzig, nachdem er gründliche Vorbildung genossen hatte, zur Erlernung des Buchhandels eingetreten und, nachdem er seine Lehre bestanden, noch zu seiner weiteren Ausbildung als Gehülfe in das Geschäft des Buchhändlers Friedrich Pustet in Regensburg gegangen. Sein Hauptaugenmerk richtete Joseph D. auf seine Kölnische Zeitung, um ihr Ansehen und ihren Absatz immer mehr zu erhöhen, und er hatte denn auch die Freude, den Absatz derselben bis auf 17388 Exemplare zu bringen, nachdem er das Blatt bedeutend vergrößert und in vielen Theilen verbessert hatte. Die Mutter, welche bis zum 1. Jan. 1845 sämmtliche Geschäfte des Verlags-, Sortiments- und Zeitungsvertriebes mit ihrem Sohne Joseph geführt hatte, übergab an demselben Tage das Geschäft mit allem Zubehör ihren beiden Söhnen Joseph und Michel zu gemeinschaftlichem Eigenthum. Der 25. März 1845 endete das Leben der thätigen Frau, der man einen nicht geringen Antheil an dem blühenden Aufschwunge des Geschäftes zuerkennen mußte, da ihr praktischer Verstand, ihre kaufmännische Klugheit und ihr energischer Wille sich mit den gewiegten Kenntnissen und den großen geistigen Fähigkeiten ihres Mannes vereinigt hatten. Wenn der Mann abwesend war, so ließ das Geschäft, sowol die Buchhandlung und Druckerei als auch das Zeitungsbureau, die männliche Leitung nicht vermissen, mit Kraft und Entschiedenheit stellte dann sie sich an die Spitze des ganzen Unternehmens. Bis zum J. 1847 wurde das Geschäft gemeinschaftlich von den beiden Brüdern getrieben und von da an übernahm Michel, welcher schon seit 1844 in der Buchhandlung thätig war, die Führung der Verlags- und Sortimentsbuchhandlung, während Joseph sich allein mit der Leitung der Zeitung und der Druckerei befaßte. Joseph D. † am 3. März 1861.

Mit dem J. 1862 ging das Zeitungsgeschäft und die Druckerei eigenthümlich auf seine Erben über. Sein Bruder Michel ist heute noch der Besitzer und Leiter der Verlags- und Sortimentsbuchhandlung.

Vgl. Die Familien Du Mont und Schauberg in Köln, Köln 1868. Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte Kölns, Köln 1857.

Kelchner.

Du Moulin: Peter Ludw. D., königl. preuß. General der Infanterie, geb. 1681 zu Wesel, † den 10. Aug. 1756. Während des spanischen Erbfolgekrieges war er in der Adjutantur des „alten Dessauers" und von 1729 bis Ende 1740, als Oberst, Generalquartiermeister der Armee. Im April 1741 wurde er Regimentschef, im folgenden Monat Generalmajor, im November 1744 Generallieutenant mit Patent vom 6. Juni 1742. (Der König ordnete je nach Verdienst und Befähigung 1743 und im zweiten schlesischen Kriege die Patente der von ihm ernannten Generäle nachträglich und zeichnete diejenigen besonders aus, welche betreffenden Falls „Etwas auf ihre Hörner zu nehmen" geeignet waren.) Im Jan. 1745, schwer erkrankt, erhielt D. vom König ein eigenhändiges Schreiben, in welchem es heißt: „Sollte Ich etwa das Unglück haben, Sie zu verlieren, so würde ohnfehlbar den Ihrigen das Geschick derjenigen Familien Meiner Freunde zu Theil werden, für die ich Mich verpflichtet habe zu sorgen." In der Hohenfriedberger Schlacht verdiente sich D. den „großen Orden". „Ein Fuchs im Felsenbau, gebot er Halt dem feindlichen Fahnenflug," sagt Scherenberg sehr treffend in seinem Epos Hohenfriedberg von D. 1750 stieg D. zu weiterer militärischer Rangstufe. 1755 schied er, seiner Kränklichkeit halber, aus der Armee, in der er so gute Dienste geleistet hatte, daß der König ihm ein jährliches Ruhegehalt von 5450 Thlrn. gewährte. D. starb in Stendal nach 19wöchentlichen, sehr schmerzhaften Leiden. Sein Name ist aufgezeichnet am Rauch'schen Friedrichs-Denkmal. Lippe.

Duncanus: Martinus D. (Maarten Donck), von niederer Herkunft, 1505 zu Kempen geboren. Im Fraterhause zu Nymwegen erhielt er Unterricht in der lateinischen Sprache und studirte nachher Theologie zu Löwen in Standonck's Collegium. Nachdem er dort den Magistertitel erworben hatte, fungirte er einige Zeit als Präsident jenes Collegiums und erhielt 1541 die Pastorstelle zu Wormer in Nord-Holland. Bald erwies er sich als tüchtiger und gelehrter Bekämpfer der zahlreichen Wiedertäufer und Reformationsgesinnten der Umgegend. Besonders bemühte er sich, den Cornelis Cooltuyn zum alten Glauben zurückzuführen, freilich vergebens. Dabei stiftete er in seinem Dorfe eine lateinische Schule, aus welcher viele Gelehrte hervorgingen, wie der Erzbischof von Mecheln, Matthias Hovius. Im J. 1558 übernahm er die Pastorsstelle der St. Hippolytus-Kirche zu Delft und zugleich das Decanat der Hofcapelle im Haag und die Rathsherrnstelle bei dem Hofe von Holland. Die Religionsänderung trieb ihn 1572 von hier. Nach kurzem Aufenthalt zu Rotterdam und Utrecht zog er nach Amsterdam und erhielt dort das Pastorsamt der Neuen Kirche. Bald befreundete er sich sehr mit dem Pastor der St. Nicolaus-Kirche, Jakob Buyck, und strebte, wie dieser, mit Anstrengung aller Kräfte, den Fortschritt der Reformation zu hindern. Als die Streitigkeiten sich dennoch mehrten und ein schlimmer Erfolg drohte, rieth er 1578 dem Magistrat, den Religionsfrieden des Erzherzogs Matthias öffentlich zu verkündigen. Es gelang ihm aber nicht, durch diese friedliche Haltung dem Verbannungsurtheil zu entgehen, als die Reformirten bald darauf in Amsterdam siegten; dabei verlor er zugleich die Freundschaft seines Collegen Jakob Buyck, welcher sein Verhalten mit großer Schärfe tadelte, indem er es dem Einflusse seiner Concubine, Margaretha, zuschrieb. Man setzte den D., Buyck und mehrere Priester in ein steuerloses Schiff und überließ sie

den Winden und Wellen. Sie landeten aber glücklich im nächsten Dorfe Diemen, und D. begab sich nun nach Amersfort. Dort führte er ein stilles Leben und ist nach seinem 1590 erfolgten Tod dort im St. Agatha-Convente begraben. D. zeichnete sich durch große Gelehrsamkeit aus und förderte die katholische Sache durch Schrift und Lehre so viel als möglich. Leidenschaftlichkeit war ihm fremd, wie auch ein fanatisches Verfahren wider die Abtrünnigen, welche er vielmehr durch Sanftmuth und Milde zurückzuführen versuchte. Von seinen Schriften erschienen: „Anabaptisticae haereseos confutatio", 1549; „Van den Kinderdoop in twee boeken", 1569 u. 1572; „Een cort onderscheydt tusschen godlyche en afgodische beelden", 1567; „Van die waerachtighe Ghemeynte Christi", 1567; „Van de vergiffenisse der Sonden", 1568; „Van't rechte Evangelische Avondmael", 1567. Seine von Joh. Herius verfertigte Biographie ist, wie es scheint, nie herausgegeben. Weiteres über ihn bei Valerius Andreas van Heussen, Oudh. van Delftland, p. 42 ss. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Duncker: Karl Friedrich Wilhelm D., Buchhändler, geb. 25. März 1781, † 15. Juli 1869. Am Ausgange des 17. Jahrhunderts versah Johann Konrad D. das evangelische Pfarramt auf der Ippenburg in Westfalen. Im J. 1698 wurde ihm die unter dem Patronate des Domstiftes zu Minden stehende, der Collatur des Archidiaconats zu Lübbeke vorbehaltene Pfarre zu Lintorf übertragen. Hier schenkte ihm seine Frau aus der Familie Schlichthaber einen Sohn, dem er die eigenen Vornamen beilegte. Er starb als dieser erst das 6. Jahr erreicht, 1718. Der Sohn fand 1729 Aufnahme im Waisenhause zu Halle und vollendete hier seine Vorbereitung zum Studium der Theologie, dem er dann an der dortigen Universität von 1734—38 oblag. Von dem Consistorium zu Minden unter die Zahl der für die Grafschaft Ravensberg wählbaren Candidaten zugelassen, trat er vorerst als Lehrer beim Gymnasium zu Bielefeld ein. In Betracht seiner guten Dienste übertrug ihm der Magistrat der Stadt im J. 1745 das vacant gewordene Conrectorat an dieser Anstalt, welches D. unter den Rectoren Wesselmann und Hofmann bis zu seinem frühzeitigen Ableben am 15. Juli 1757 versah. Seine Frau, die Tochter des Pastors Christophori an der Neustädter Kirche zu Bielefeld, hatte ihm 1747 eine Tochter und 1749 einen Sohn, Christian Wilhelm, geboren. Wenige Tage nach dem Tode Duncker's besetzte und plünderte die durch Westfalen nach der Elbe vordringende französische Armee Bielefeld. Hart von jener Plünderung betroffen, suchte seine Wittwe mit den beiden Kindern Schutz bei einer befreundeten Familie in der Mark. Aber auch hier, zu Kossenblatt bei Beeskow, wurde sie bald wiederum unmittelbar von den Verheerungen des siebenjährigen Krieges ereilt, als die russische Armee im August 1758 Küstrin in Brand schoß und ihre Kosaken diesseits der Oder auch Kossenblatt plünderten. Des Ueberrestes ihrer Habe beraubt, erbat und erlangte die Wittwe die Aufnahme ihres nunmehr neunjährigen Sohnes in das Waisenhaus zu Oranienburg, dessen Stiftung der große Kurfürst, falls seine Gemahlin Luise von schwerer Krankheit wieder genese, gelobt und danach (1662) errichtet hatte. Aus diesem Waisenhause wurde Christian Wilhelm D. 1765, 16 Jahre alt, mit der üblichen Aussteuer der Waisenknaben entlassen und bei einem Kaufmann zu Berlin in die Lehre gegeben. Wie er sich in Oranienburg wohlverhalten, erwies er sich im Geschäft so tüchtig, arbeitete so rüstig und lebte so sparsam, daß er in seinem 24. Jahre (1773) seine Aufnahme in die Gilde der Kaufleute und in die Bürgerschaft erlangen, ein Materialwaarengeschäft eröffnen, sein Haus vier Jahre danach (1777) gründen und Beziehungen mit den Beamtenkreisen der Hauptstadt anknüpfen konnte. Aber noch frühzeitiger

als seinen Vater ereilte ihn in jugendlichem Alter 1783 der Tod. Er hinterließ einen Sohn Karl Friedrich Wilhelm D., den ihm seine Frau, eine Tochter des Forstsecretärs Adolphi zu Küstrin, am 25. März 1781 geboren hatte.

Karl Friedrich Wilhelm D. war der dritte seines Geschlechts, der sich, wie sein Vater und Großvater in frühester Jugend vaterlos, durch eigene Kraft emporzuarbeiten hatte. Seine Mutter schloß eine zweite Ehe, durch welche das Geschäft, welches Christian Wilhelm D. gegründet hatte, erhalten werden sollte, aber die Verhältnisse hatten sich eng und kleinbürgerlich gestaltet und blieben in dieser Lage. Der Knabe besuchte das Kölnische Gymnasium; da ihn sein Stiefvater zum Kaufmann bestimmte, wurde er jedoch bald der damals von Schulze und Spazier begründeten Handlungsschule übergeben und mußte dann in ein kleines Ladengeschäft eintreten. Die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts reich emporblühende deutsche Litteratur machte von Jahr zu Jahr stärkeren Eindruck auf den lebhaft empfänglichen Sinn des Lehrlings und Gehülfen. Er trachtete eifrig danach, in nähere Beziehung zu Büchern und Schriftstellern zu kommen. Dieses Streben und die Bekanntschaften, die er, von diesem getrieben, mit jungen Beflissenen des Buchhandels anknüpfte, mit Boicke und Behrend, der seit 1795 in der Mylius'schen Buchhandlung beschäftigt war, endlich mit August Campe, der in der Vieweg'schen Buchhandlung zu Berlin arbeitete, entschieden über seinen Lebensweg. Schließlich bestimmte der Rath August Campe's seinen Entschluß, sich dem Buchhandel zu widmen, obgleich das 19. Lebensjahr bereits hinter ihm lag. Im November 1800 trat er seine Lehrzeit im Buchhandel bei Georg Voß in Leipzig an, der ihm nach Vollendung derselben im October 1805 seine volle Zufriedenheit „mit der bewiesenen Treue und Aufmerksamkeit, wie mit den erworbenen Kenntnissen" bezeugte. In diesem seinem ersten Prinzipal hatte D. einen väterlichen Freund gewonnen, dessen Neigung und Achtung weiter zu bewahren ihm eine theure Pflicht war, wie eine warme in jenen Jahren geschlossene Freundschaft ihn mit dessen Sohne bis an sein Ende verbunden hielt.

Anfangs Februar 1806 trat D. in Berlin als Geschäftsgehülfe in die Buchhandlung Heinrich Frölich's ein. Im Besitz wissenschaftlicher Bildung und von lebhaftem Interesse für die Litteratur erfüllt, hatte Frölich am 22. Sept. 1798 dem Buchhändler Vieweg, der seine Handlung nach Braunschweig verlegen wollte, das Privilegium derselben, welches 1799 auf ihn übertragen wurde, sammt den Ladenutensilien abgekauft und auf dieser Basis die Frölich'sche Buchhandlung errichtet. Von den Tendenzen des litterarischen Kreises ergriffen, der sich jüngst in Berlin zusammengefunden und mit seltener Begabung das frischeste Aufstreben verband, war Frölich mit den beiden Schlegel, mit Bernhardi, Gentz und Schleiermacher in naher Verbindung. Schlegel's Athenaeum mit seinen eingreifenden, epochemachenden Abhandlungen, die die Weltanschauung der neuen Schule (die nachmals den Namen der romantischen erhalten hat) in kecken Umrissen ans Licht treten ließen, Bernhardi's Begründung der Sprachlehre, Gentz' politisches Journal gingen aus dem Verlage der jungen Buchhandlung hervor. Die neue Geschichtschreibung wies die pedantisch schwerfällige Gelehrsamkeit zurück und trachtete nach ästhetisch-dramatischer Reproduction der historischen Stoffe. Frölich publicirte das in diesem Sinne geschriebene Leben des Julius Cäsar von Meißner und die ersten Bände der Weltgeschichte von Karl Friedrich Becker. Nur sechs Wochen war es D. beschieden, an der Seite Frölich's zu arbeiten. Ein plötzlicher Tod traf diesen am 14. März 1806. Die Geschäftsgenossen wurden in Kenntniß gesetzt, daß die Handlung von den Erben und Interessenten fortgeführt werde, daß dieselben „dem Herrn Karl D., der das Zutrauen des Verstorbenen besessen, die Verwaltung und Führung des Geschäfts übertragen

hätten“. 25 Jahre alt stand D. an der Spitze einer Handlung, selbständig und zugleich den Eigenthümern verantwortlich. Die Lage des Geschäfts fand sich verwickelt und schwer belastet. Die Wittwe Frölich's glaubte nicht, daß sich die Handlung halten könne. D. war anderer Meinung und Friedrich Nicolai, dessen Rath eingeholt wurde, trat Duncker's Meinung bei. Aber die Zeiten wurden täglich ungünstiger. Gleich in den zweiten Monat seiner Geschäftsführung fiel die Kriegserklärung Englands an Preußen, welche die Blokade unserer Küsten zur Folge hatte, und als der Disponent der Frölich'schen Buchhandlung zur Michaelismesse nach Leipzig aufbrach, stand die preußische Armee bereits am Thüringer Walde. Der Einmarsch des Davoust'schen Corps in Leipzig unterbrach die Messe, D. hatte den Rückweg durch die französischen Truppen zu suchen. Die Regelung der Forderungen und Verpflichtungen der Frölich'schen Buchhandlung traf unter so schweren Verhältnissen, die sich unter dem Kriege in Schlesien und Ostpreußen noch weiter steigerten und unter dem Drucke der französischen Occupation nicht erleichterten, bei jedem Schritt auf neue Hemmungen. Trotz Allem gelang es D., die Befreiung des Geschäfts von allen Verbindlichkeiten in etwas mehr als zwei Jahren zu Ende zu bringen. Als endlich die große französische Armee im December 1808 Preußen räumte und Berlin wieder verließ, als friedlichere Zeiten zu nahen schienen, entschloß sich D., das Geschäft, welches er aus bedrängter Lage in bedrängtester Zeit gerettet, von der Wittwe Frölich's zu erwerben. Die Möglichkeit dieses Ankaufs gewährten die weiten Zahlungsfristen, die die Wittwe Frölich's zu vereinbaren sich geneigt zeigte, und die Mittel eines Berufsgenossen, den D. im Dienst der Nationalgarde näher kennen gelernt hatte, Peter Humblot's. Sie einigten sich, die Handlung zu gleichen Theilen zu erwerben und auf gleichen Gewinn und Verlust zu führen. Der Kaufpreis für das Privilegium, die Handlung nebst Utensilien betrug 11500 Rthlr., von welchen 5500 Rthlr. nach Ablauf der in Folge des Krieges und der französischen Occupation von der preußischen Regierung verfügten Indultfrist, d. h. am 24. Decbr. 1810 gezahlt, der Rest in zwölf halbjährigen Raten vom 1. Jan. 1812 bis 1. Juli 1817 abgetragen werden sollte; erstgedachte Summe sollte den Erben Frölich's bis zur Zahlung mit 6 Procent, die Raten der zweiten bis zur Abtragung mit 5 Procent verzinst werden. Für die Abtragung der Ende 1810 fälligen 5500 Rthlr. mußte ein Unterpfand von 2000 Rthlr. gestellt werden. Zur Bestellung desselben wurde D. durch seinen Stiefvater in den Stand gesetzt, der ihm zu diesem Behufe eine ihm zustehende hypothekarische Forderung von gleichem Betrage darlieh.

Mit dem 1. Jan. 1809 begann die Frölich'sche Handlung unter der Firma Duncker & Humblot eine neue Laufbahn. Die Hoffnungen auf günstigere Zeiten gingen freilich nicht in Erfüllung. Gleich im Frühjahr kam der schwere Krieg Oesterreichs gegen Frankreich. Verbunden mit der Ungewißheit, ob Preußen in denselben eintreten werde, ließ er Handel und Wandel in der alten Bedrängniß, dann folgte mit dem Frieden von Wien die Spannung zwischen Frankreich und Rußland; der Heereszug Napoleon's gegen Rußland wälzte sich durch Preußen hin und zurück; die Erhebung und die Anstrengungen der drei Jahre des Befreiungskampfes hinterließen eine Erschöpfung, welche kaum mehr als die Kriegsjahre selbst geeignet war, einem jungen Geschäft zu gutem Gedeihen zu helfen. Dennoch hob sich die Handlung Duncker & Humblot, nachdem nur erst die schwersten Hindernisse gewichen waren, rasch und glücklich. Wie D. seinen Beruf selbständig gewählt, wie er sich zu einem wohlgeschulten Geschäftsmann gemacht und seine Bildung sich selbst zu danken hatte, arbeitete er sich auch in seiner eigenen Weise empor. Sanguinischer Anlage, ging er guten Muths und selbstvertrauend

an seine Aufgaben, auch wenn sie ihm neu waren. Er wußte sich leicht zurecht zu finden. In seinem lebhaften, von gesundem Verstand, Freundlichkeit des Herzens und rascher Thatkraft zeugenden Verhalten lag ein gewinnender Zug, der ihm Neigung und Vertrauen eintrug.

Noch Anfänger bei Georg Voß hatte er den Weg zu dessen Herzen gefunden. Aber noch schneller hatten ihm Befähigung, Arbeitsamkeit und Rechtlichkeit das Vertrauen Frölich's und seiner Wittwe gewonnen. Mit seinem Geschäftsgenossen, Peter Humblot, arbeitete er in ungetrübter Gemeinschaft und das Vertrauen, das dieser ihm gewährt, bewahrten ihm nach dessen frühzeitigem Tode (1828) dessen Wittwe und Kinder. Auch das Vertrauen seiner Berufsgenossen, seiner Mitbürger hat D. sein Leben hindurch begleitet. Er besaß die Gabe des Ordnens, Organisirens und Leitens. Von Gemüthsanlage weich und erregbar, war er leicht gerührt und leicht zu erzürnen, aber er wußte Haltung und Ruhe zu behaupten, wenn es sich um das Geschäft und ernste Dinge handelte, und verstand es, seiner Autorität nichts zu vergeben. Eine leiblich und geistig rüstige Natur, verband er mit einer schnellen und lebhaften Auffassung einen guten Takt und ein nicht leicht bestechliches Urtheil. Auf rasch vordringendes Handeln angelegt, fehlte seinem Wesen dennoch eine instinctive Besonnenheit nicht, so daß gute Zuversicht und weise Zurückhaltung in glücklichem Gleichgewicht bei ihm standen.

In richtigem Gefühle folgte D. in seinen Verlagsunternehmungen der Richtung, welche Frölich eingeschlagen hatte. Wenn an den tüchtigen Buchhändler der Anspruch gestellt werden muß, das Gute in der Litteratur zu kennen und zu erkennen und demgemäß in seinen Publicationen zu verfahren, so ist er diesem Anspruch gerecht geworden, ohne den Calcül, dessen der Kaufmann nicht entbehren kann, wenn er bestehen will, auszuschließen. Er hatte volle Empfindung für die Strömungen des geistigen Lebens und steuerte sein Schiff mit glücklicher Hand, indem er es fern hielt von den Sandbänken der Seichtigkeit und Frivolität, wie von den Klippen exclusiver Richtungen und extremer Tendenzen. Die historische Litteratur bildete den Kern seiner Unternehmungen. Der überkommenen Weltgeschichte Becker's widmete er unausgesetzte Sorgfalt. Er bewirkte ihre Fortsetzung und ihren Abschluß und sicherte ihren Fortbestand durch vortrefflich gewählte Bearbeiter, so daß dieses Buch auch heute noch die sachlich unbefangenste und lesbarste Darstellung der allgemeinen Geschichte ist. Auf dem Felde der wissenschaftlichen Geschichtschreibung wurden die Meißner und Woltmann durch Heinrich Leo's erste Arbeit, durch die Forschungen von Varnhagen und von Preuß auf dem Gebiete der preußischen Geschichte abgelöst. An die Stelle von Gentz' politischem Journal trat Ranke's politisch-historische Zeitschrift. Die neue Phase der historischen Litteratur, welche Ranke mit seinen „Fürsten und Völkern" eröffnet hatte, die diesen folgende Geschichte der Päpste, die Reihe der großen Werke Ranke's, die Arbeiten seiner Schüler auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, danach die Publicationen der historischen Commission zu München, die Ranke ins Leben gerufen, gingen, so weit sie sich an jene Arbeiten anschlossen, aus Duncker's Verlag hervor. Derselbe brachte ferner sowol gediegene Beiträge zur Alterthumskunde, als die Geschichte des Alterthums von Max D.; A. Schmidt's zeitgenössische Geschichten und Beitzke's Befreiungskriege, endlich die eigentlich kriegsgeschichtlichen Werke von Blesson, Willisen und die grundlegende Darstellung des polnischen Aufstandes und Krieges von Smitt. Auf dem Felde der Litteraturgeschichte publicirte Duncker's Verlag zusammenfassende Darstellungen der Entwicklung der deutschen, der französischen und spanischen Litteratur, zur Aufhellung unserer classischen Litteraturepoche werthvolle

Beiträge von Naeke, Wachsmuth und Riemer, von selbständigen Denkmalen Rahel's Briefe und Goethe's Briefwechsel mit Zelter.

Der Weltanschauung der romantischen Schule, die auf Fichte's Subjectivismus fußte, war die der constructiven Philosophie im Sinne des Platon und Aristoteles, die Speculation Hegel's gefolgt. Wie vordem das Athenaeum die Gedanken jenes Kreises, so brachten die bald in Duncker's Verlag übergehenden „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" die Gesichtspunkte der neuen Speculation auf allen Gebieten der Litteratur zur Geltung. Späterhin sind dann die gesammten Werke Hegel's, die Arbeiten seiner Schüler, welche die Theologie, die Jurisprudenz und die Aesthetik nach dessen System umzugestalten unternahmen, die Werke von Daub, Marheineke, Göschel, Erdmann, Gans, und das schöne Denkmal, das Rosenkranz seinem Meister gesetzt hat (Hegel's Leben) aus Duncker's Verlag hervorgegangen.

Die Gebiete der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften und der Mathematik waren in Duncker's Verlag nur durch wenige, aber ausgezeichnete Arbeiten vertreten, das erste durch Thibaut's Werke und eine große Arbeit Dirksen's, das zweite durch Werke von Wöhler und Lyell, das dritte durch Meier Hirsch, J. Magnus und Crelle's Journal; endlich das Feld der schönen Litteratur durch die besten deutschen Romane, welche im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts geschrieben wurden, d. h. durch mehrere Darstellungen von Willibald Alexis und Ludwig Rellstab, wie derselbe Verlag auch die bedeutsamsten Schöpfungen Walter Scott's dem deutschen Publicum durch die Uebersetzungen Spieker's zuerst zugänglich machte. Auch der erste Versuch eines litterarischen Centralblattes, Büchner's litterarische Zeitung, ist aus Duncker's Verlag hervorgegangen. Mit Erfolg versuchte es der Herausgeber Karl Büchner, die Gesammtarbeit auf dem Gebiete der deutschen Litteratur zu erschöpfender Uebersichau zu bringen. Er wurde seiner Gründung leider zu früh entrissen. Noch in späten Jahren hat sich der Verleger D. auch ein Mal als Schriftsteller versucht. In seiner Jugend hatten ihn die dramatischen Schöpfungen unserer classischen Periode auf das lebhafteste interessirt. Aus diesem Antheil war ihm in den Jahren von 1807—13 ein näheres Verhältniß zu Iffland, dem damaligen Director des Berliner Schauspiels, erwachsen. Bei der Wiederkehr von Iffland's Geburtstag nach hundert Jahren, 1859, erfüllte D. eine Pflicht dankbaren Andenkens, indem er dessen künstlerischen Leistungen und der nationalen Gesinnung, die Iffland in jener schweren Zeit vielfach bewährt hatte, eine einfache und würdige Gedenkschrift widmete.

Dies die Arbeiten, die D. in 60 Jahren von 1806—66 betriebsam vollbracht hat, und deren Ergebnisse. Sein Verlag zeigt einen Durchschnitt durch das geistige Leben der deutschen Nation, der von der höchsten wissenschaftlichen Forschung, von den Gipfeln der Litteratur bis zu dem Lehrbuch der Schule hinabreicht. Der Bildung der Nation hat derselbe unzweifelhaften Nutzen gebracht. Dem Gesammtinteresse des deutschen Buchhandels leistete D. seit dem J. 1824 bis zum J. 1866 als Mitglied des Vorstandes des Börsenvereins, als Mitglied des Ausschusses für die Errichtung der Buchhändlerbörse in Leipzig, des Verwaltungsausschusses und Wahlausschusses des Börsenvereins, endlich als vieljähriges Mitglied des Vereins der litterarischen Sachverständigen zu Berlin (1843—66) bereitwillige und ersprießliche Dienste. Der Versammlung der Stadtverordneten Berlins hat er 15 Jahre hindurch ununterbrochen angehört. Seine rege Theilnahme an deren Berathungen, der Eifer, mit dem er sich für gemeinnützige Anstalten bemühte, die Erfolge, mit denen er das Amt eines Schiedsmannes seines Stadtbezirks 30 Jahre hindurch verwaltete, sind bei seinen Mitbürgern in gutem Andenken.

Den Mittelpunkt seines Glücks hat D. in seiner Familie gefunden; seine treffliche Lebensgefährtin stand ihm 58 Jahre hindurch mit treuester Hingebung zur Seite. Mit den hervorragenden Vertretern der Litteratur und Wissenschaft war er in lebhaftem persönlichen Verkehr; mit Gentz und Varnhagen, mit Hirt und Böckh, mit Wilken und Ranke, mit Hegel und Marheineke, mit Gans und Erdmann. Sein gastliches Haus stand ihnen offen. Mittheilend und angeregt in der Gesellschaft hatte er ein treues Herz für jeden, der ihm ein Mal näher gekommen war.

Die Jahre der rüstigen Kraft, in denen D. sein stattliches und bedeutendes Geschäft glücklich geführt hatte, gingen vorüber. Die Verbindung desselben mit den Verlagsgeschäften, welche seine Söhne Alexander und Franz gegründet hatten, erwies sich als unthunlich. Da zeigte sich ihm eine frische Kraft, welche geeignet war, die Handlung im Sinne seiner Mannesjahre fortzuführen. So ging Duncker's Verlag, die Arbeit seines Lebens, im Januar 1866 an Carl Geibel jun. in Leipzig über, welcher denselben, zuerst unter Theilnahme seines Vaters, unter der alten Firma fortführte. Um einer Beschäftigung für seine letzten Jahre nicht völlig zu entbehren, behielt D. einige Verlagsartikel zurück, die danach Karl Heymons übernommen hat. Die Beschwerden des Alters raubten D. die freundliche Stimmung des Herzens nicht. Den Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin überlebte er nur einige Monate. Ein sanfter Tod im Kreise liebender und dankbarer Kinder endete am 15. Juli 1869 sein thätiges und begünstigtes Leben. M. D.

Duncker: Ludwig Friedrich Wilhelm D., geb. zu Rinteln am 6. Jan. 1804, gest. zu Göttingen 2. Aug. 1847. Sohn des früheren Professors und nachherigen praktischen Arztes D. zu Rinteln, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit Ostern 1824 die Universitäten Marburg und Göttingen. Nachdem er an letzterer im September 1828 promovirt, habilitirte er sich daselbst und trug seit Ostern 1829, wo sein Lehrer K. F. Eichhorn sich von der akademischen Thätigkeit zurückzog, deutsches Privatrecht vor. Als aber mit Ende des Jahres Albrecht als Nachfolger Eichhorn's eintrat, übernahm D. zur Sicherung seiner äußeren Stellung die Functionen des Universitätsactuarius und siedelte 1833 nach Marburg über, wo er die Stelle eines Universitätssyndicus und Secretärs sowie des Actuars der juristischen Facultät erhielt. Seit Ostern 1834 docirte er daneben deutsches Privatrecht, Kirchenrecht und Proceß. Seine auch durch schriftstellerische Arbeiten bewährte Tüchtigkeit verschaffte ihm im J. 1841 die Ernennung zum außerordentlichen Professor in Marburg. Ostern 1843 kam er als Nachfolger Thöl's, der damals Göttingen mit Rostock vertauschte, als Ordinarius nach Göttingen und trug hauptsächlich deutsches Recht und Lehnrecht vor und zwar zufolge eines Auftrages der nassauischen Regierung mit besonderer Rücksicht auf nassauisches Recht. Ein längeres Brustleiden machte seinem thätigen Leben früh ein Ende. Abgesehen von einzelnen Aufsätzen im rheinischen Museum, dem Archiv für civilist. Praxis, der Zeitschrift für deutsches Recht schrieb er: „Die Lehre von den Reallasten“ (1837) und „Das Gesammteigenthum“ (1843), Monographien, die ihm, mag auch ihr Resultat nur getheilten Beifall gefunden haben und ihre Methode romanistisch gefärbt sein, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern.

Oesterley, Geschichte der Universität Göttingen S. 360. Kritische Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft, herausg. von Richter und Schneider. Jahrg. 12 (1848). S. 378. Frensdorff.

Dünewald: Johann Heinrich Graf v. D., Herr auf Pitzendorf, Sabor, Droschkau u. f., österreichischer General der Cavallerie, ein tapferer Reiterdegen,

wurde höchst wahrscheinlich um das J. 1620 im Kurkölnischen geboren. Ueber sein Herkommen, seine Jugend und seine ersten Dienstjahre fehlen leider alle Daten. Im J. 1643 finden wir ihn beim Reichsheere, das gegen die Türken zog, später trat er in kaiserliche Dienste und legte in der Schlacht bei St. Gotthard erfreuliche Proben von Tapferkeit ab. Es scheint, daß D. einem angesehenen Hause angehört habe, denn als Montecucoli 1672 am Rheine den Franzosen gegenüberstand, war er bereits einer der obersten Befehlshaber und hatte als solcher an dem Treffen bei Ensheim nicht unbedeutenden Antheil. Die schlechte Oberleitung Bournonville's, sowie die Eifersucht und Unverträglichkeit zwischen D. und Caprara lähmte jedoch leider nur zu sehr die Fortschritte der Truppen. Beide wurden endlich bei Mühlhausen gefangen. Nach erlangter Freiheit stand D. wieder unter dem abermals berufenen Montecucoli, er deckte dessen Rheinübergang bei Speier und beunruhigte den Rückzug der Franzosen. In Anbetracht seiner mannigfachen Verdienste wurde D. zum General der Reiterei ernannt und in den Grafenstand erhoben 1675. Während der zweiten Belagerung Wiens vertheidigte er die Stadt Krems, schlug eine bedeutende Abtheilung Türken mit großem Verluste zurück und war am Tage des Entsatzes der Hauptstadt nicht minder thätig. Im Treffen bei Parkany hielt er die wüthenden Anfälle der Türken mit standhaftem Muthe aus und verfolgte sie nach dem Siege hier auf ihrer Flucht, wobei er Tausende in die Moräste trieb. Im selben Jahre 1684 führte er die Hülfstruppen aus Schwaben zur ersten Belagerung Ofens; in der zweiten, 1686, schlug er mit General Heisler vereinigt bei 10000 Türken, die sich in die Stadt werfen wollten, und wurde bei der Belagerung verwundet. Nach der Schlacht von Mohacs ward er mit einem Corps von 10000 Mann zurückgelassen, um das Land zwischen der Donau und Drau zu schützen; seiner Meinung nach glaubte er dies am besten durch Offensivbewegungen zu erreichen, er brach deshalb Ende August 1687 aus seinem Lager bei Hziklos auf, nöthigte den Rest der feindlichen Armee, die sich bei Essegg zusammengezogen hatte, in Belgrad Sicherheit zu suchen und brach sodann kühn in Slavonien ein, wo er mehrere feste Plätze nahm und damit die Eroberung von Slavonien vollzog. 1688 befehligte D. als Feldmarschall die gesammte Reiterei bei der Armee des Herzogs Karl von Lothringen und deckte die Belagerung von Belgrad. 1689 ward er auf den Schauplatz an den Rhein entsendet, und entsetzte als Commandant eines selbständigen Corps nicht nur das von den Franzosen belagerte Heidelberg, sondern vereitelte dadurch auch die vom Feinde zur Rettung von Mainz beabsichtigte Diversion. Im folgenden Jahre finden wir D. wieder in Ungarn und es gebührt ihm hier an dem Siege von Szlankament ein vorzüglicher Antheil, indem er mit Nachdruck dem Feinde in die Flanke fiel, unaufhaltsam in dessen Lager drang und die Niederlage vervollständigte. Wie er sich mit Bournonville und Caprara nicht vertrug, mit dem er sogar einen feierlichen Zweikampf bestand, so konnte er sich auch mit dem Markgrafen Ludwig von Baden, der ihm, dem alten erfahrenen General, im Oberbefehl vorgezogen worden, nicht verständigen; in einen heftigen Wortwechsel mit demselben gerathen, vergaß er sich so weit, daß er zur Rechtfertigung nach Wien abberufen ward. Er starb jedoch den 31. August 1691 plötzlich und zwar als er eben zur Abreise das Schiff zu Essegg bestiegen hatte, höchst wahrscheinlich am Schlage, obwol man auch behauptete, daß er, um sich dem seiner wartenden Kriegsgerichte zu entziehen, Gift genommen habe.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Conversat.-Lexikon S. 79. Thaten und Charakterzüge ber. österr. Feldherren I. Bd. S. 319. v. Janko.

Dungersheim: Dr. Hieronymus D. von Ochsenfurt ist laut seiner eigenhändigen Niederschrift (auf den inneren Holzdeckeln des Einbandes eines

Exemplars einiger seiner Druckschriften in 4., das er 1524 der Bibliothek des großen Fürstencollegiums in Leipzig schenkte, Leipziger Universitätsbibliothek, Pontificiorum Scripta Antilutherana Vol. XLIV. Kirchengesch. 991) geboren und getauft Montags 22. April 1465 zu Ochsenfurt a. M.; er besuchte 7 Jahre alt die Schule daselbst und seit 1479 auswärtige Lehranstalten; 1484 nach Ostern bezog er die Universität Leipzig, wurde 1485 Baccalaur unter M. Andreas von Wunsiedel, 1489 Magister unter M. Johann de Spira, 1493 cursor in theologia, empfing 1495 in Würzburg die Priesterweihe, hielt am Tage seines Patrons Bartholomäus Ap., Montag 24. August, seine erste Messe und wurde Prediger in Chemnitz; 1496 war er in Köln, um Lic. theol. zu werden, kehrte 1497 nach Leipzig zurück und las hier wiederholt über die Sententias Lombardi und seine Vorlesungen darüber, „Epithomata“, sind dreimal gedruckt worden. 1501 ward er zum Prediger der Hauptkirche St. Mariä zu Zwickau angenommen, wo er um der Redlichkeit der Leute willen 4 Jahre blieb. 1503 wurde er mit Zweien des Zwickauer Rathes in Geschäften, die sie zu glücklichem Ende brachten, zum Legaten Cardinal Raimund Peraudi von Gurk geschickt, den sie in Wittenberg antrafen, wo er die Universität einwies und die Stiftskirche einweihte. 1504 nach Ostern zog er, von den Zwickauern beschenkt und von der Leipziger Theologenfacultät empfohlen, nach Italien, wurde in Siena am 24. August Doctor theologiae, kehrte am 29. Juni 1505 nach Leipzig zurück, las wieder, wurde 1506 Collegiat des großen Fürstencollegiums und war im Sommer 1510 Rector. 1513 war er mit dem Ordinarius Johann Eisleben als Abgeordneter Herzog Georgs beim Bischofe Johann III. v. Schönberg in Zeitz, 1518 von Seiten der Universität bei der Krönung des Meißner Bischofs Johann VII. v. Schleinitz und überreichte in Gemeinschaft mit dem Rector und dem Decan der facultas artium einen Ehrenbecher, der 30 Gulden und einige Groschen gekostet hatte. Seit dem 20. März 1518 etwa bis September 1519 führte er streitvollen Briefwechsel mit Luther, den dieser, wie es scheint, eröffnete. 1522 war er Gehülfe des Meißner Bischofs Johann VII. bei der unglücklichen Visitation in Herzberg 2. April, Lochau, Torgau, Schmiedeberg, Wurzen und Colditz. 1525 ging er als Prediger, nicht als Pfarrer nach Mühlhausen (vgl. Chrosner). Er starb Dienstag oder Mittwoch, 2. oder 3. März 1540 in seiner Wohnung im großen Fürstencollegium zu Leipzig, die er gänzlich hatte verschmutzen und verfallen lassen, hinterließ aber über 1000 Gulden Vermögen, die er, ohne die Universität irgendwie zu bedenken, durch Testament anderswohin vermacht hatte. Er genoß lange großen Ruhm als Gelehrter und hatte sehr viel Bücher geschrieben, mußte aber die gänzliche Entwerthung derselben durch den Geist der neuen Zeit erleben. Von seinem großen Geiz wußte noch 1558 Wilhelm Lindner in den Katzipori Ergötzliches zu berichten.

Vgl. Stigelii Poëmata, ed. 3. Ienae 1600. 8. pag. 457 s. Conr. Wimpinae Centuria ed. Merzdorf. Lips. 1839. p. 91—94 no. XCIV.

Seidemann.

Durand: Fried. Aug. D., Schauspieler, von Goethe gebildet, geboren 7. März 1787 zu Medzibor, † 12. Febr. 1852 zu Weimar. D. war der Sohn des herzogl. braunschw.-öls'schen Amtsverwalters Joh. Christ. Aumann und wurde nach dem Besuch des Gymnasiums in Oels zum Supernumerarius der königl. Kammeraccise und Zolldeputation in Kalisch, am 1. Nov. 1805 zum Extraordinarius bei der Ostrower Provinzialinspection ernannt. In Folge der 1808 ausbrechenden Revolution entfloh er nach Leipzig, begann dort von neuem seine juristischen Studien, die er aber nach kurzer Zeit wieder aufgab, um sich aus Liebe für die schöne Tänzerin Wilhelmine Dunst dem Theater zu widmen. An Anlagen fehlte es ihm nicht, hatte er doch schon in seiner Jugend im Verein

mit gleichgesinnten Schulgenossen eine Liebhaberbühne begründet, auf der er die willkommene Gelegenheit wahrnahm, sein nicht gewöhnliches Nachahmungstalent leuchten zu lassen. So debutirte er denn 1810 bei Günther in Magdeburg, folgte seiner Angebeteten, die er 1811 heirathete, zu Petermann und Nuth und wurde endlich am 1. Jan. 1812 auf des Erbprinzen Veranlassung durch den geheimen Hofrath Kirms für das weimarische Hoftheater engagirt. Zunächst nur gering beschäftigt, erhielt er nach Wolf's Abgang dessen Repertoir und erfüllte zum Theil Goethe's vorahnende Worte „D. wird uns Wolf ersetzen". Von seiner ersten Frau wieder geschieden, vermählte sich D. am 5. Mai 1818 mit der Hofschauspielerin Ernestine Engels (eigentlich Engel), einer ihrerzeit geschätzten Darstellerin komischer Alten († 24. Juni 1845 zu Weimar). 1823 zum Regisseur ernannt, gab er seine Functionen als solcher nach 3 Jahren wieder auf, um erst 1829 die gleiche Stellung von neuem einzunehmen. Am 5. December 1845 erhielt er die goldene Civil-Verdienst-Medaille, damals noch eine höchst seltene Auszeichnung. D. starb in Folge wiederholter Schlaganfälle, 65 Jahre alt. Als Künstler verdankt er seine Bedeutung namentlich Goethe, der sich sehr für ihn interessirte und lange Zeit seine Partien eingehend mit ihm durchging. Edel im Ausdruck, suchte er zu idealisiren, was ihm einige Zeitgenossen als Kälte vorgeworfen haben. Früher als Liebhaber und Held leistete er später als Heldenvater in älteren Charakterrollen Treffliches. Sein Organ war fast schöner als das Wolf's, sein Benehmen gewandt. Zu den Rollen, die er am besten zur Darstellung brachte, gehören Enrico (Albaneserin), Macduff (Macbeth), Sigismund (Leben ein Traum), Präsident Lamoignon (Urbild des Tartuffe), Vetter, Hofmarschall (Geh. Agent), der höfliche Mann, alte Klingsberg, auch Faust und Tasso, als welcher er am 27. März 1832 den bekannten, auf Goethe's Tod sich beziehenden Epilog vortrug. An seinem Sarge wurde ihm das Lob gesprochen: „Klarheit und Tiefe in der Auffassung, Wahrheit und Treue, Feinheit und Würde in der Darstellung, etwas Edles in seiner ganzen Erscheinung, waren Eigenschaften, die ihn weit über das Gewöhnliche erhoben."

Neuer Nekrolog XXX. S. 111—115; Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Jena und Leipzig 1865. Bd. II. S. 100 ff.; Unser Planet, Blätter für Unterhaltung. 1832. Nr. 150 u. 156. (Der in Pasqué's: Goethe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1853. II, 202 mitgetheilte Brief Brühl's an Goethe kann sich nicht auf D. beziehen.)

J. Kürschner.

Dürer: Albrecht D., der große Maler, zugleich Kupferstecher, Zeichner für den Holzschnitt, Drucker und Verleger, Goldschmied, Plastiker, Architekt, Ingenieur und Schriftsteller, geb. zu Nürnberg am 21. Mai 1471, gest. daselbst 6. April 1528. Sein gleichnamiger Vater A. D. der Aeltere war Goldschmied, stammte aus Ungarn, und zwar aus Eytas, einer vermuthlich deutschen Ansiedlung bei Gyula, 8 Meilen von Großwardein, kam als Geselle auf seiner Wanderschaft im J. 1455 nach Nürnberg, fand daselbst Arbeit bei Meister Hieronymus Holper und heirathete 1467, 40 Jahre alt, dessen 15jährige Tochter Barbara. Das dritte Kind und der zweite Sohn aus dieser Ehe war Albrecht, der den berühmten Buchdrucker Anton Koburger zum Taufpathen hatte. Obwol die Familie bei wachsendem Kindersegen in knappen Verhältnissen lebte, erhielt Albrecht doch eine für die Zeit gute Erziehung, besuchte die Schule, in der er sich wahrscheinlich sogar die Anfangsgründe des Lateinischen aneignete, und ward dann Lehrling in der Goldschmiedswerkstatt seines Vaters. Aber seine Neigung zog ihn zur Malerei; eine frühe Probe seiner Feinheit in der Auffassung ist sein eigenes Bildniß von 1484, eine zarte Silberstiftzeichnung (Wien, Albertina), als Arbeit eines Dreizehnjährigen staunenswerth. Der Vater gab endlich nach und that

ihn 1486 zu Michel Wolgemut auf drei Jahre in die Lehre. Dieser, der bedeutendste Maler in Nürnberg, war nicht nur in der Malerei, sondern auch in der Zeichnung für den Holzschnitt sein Meister, dann wahrscheinlich auch im Kupferstich, wenn Thausing's Vermuthung richtig ist, daß die in der Mitte unten mit W bezeichneten Blätter großentheils, wie man früher annahm, von Wolgemut herrühren (nicht von Wenzel von Olmütz, dem sie Bartsch zu Anfang unseres Jahrhunderts ohne ausreichenden Grund hat zuschreiben wollen). In den Jahren 1490 - 94 unternahm D. die übliche Wanderschaft und kam, soweit wir nach beiläufigen Andeutungen und Studienblättern urtheilen können, an den Oberrhein, nach Straßburg, Colmar, Basel und wol auch über die Alpen nach Venedig. Landschaftliche Studien, welche unbefangene Auffassung der Natur, selbst Verständniß für den Farbenreiz der Landschaft verrathen, Ansichten von Innsbruck, Trient, der Venediger Klause 2c., gehören wol schon in diese frühe Zeit. Eingehend studirte D. die Kupferstiche des oberrheinischen Meisters Martin Schongauer und des Andrea Mantegna, der ihm zuerst Eurythmie, Proportionen und classische Stoffe der italienischen Renaissance erschloß. Auf des Vaters Wunsch kehrte er im Mai 1494 von der Wanderschaft heim und heirathete am 7. Juli 1495 Agnes, Tochter des Hans Frey, aus einer angesehenen, begüterten Familie. Die Ehe war kinderlos; in späterer Zeit ist sie als eine besonders unglückliche verrufen worden, doch nur eine verbitterte Aeußerung von Wilibald Pirkheimer, dem Jugendfreunde Dürer's, in einem zwei Jahre nach dessen Tode geschriebenen Briefe, liegt dem zu Grunde, und man muß sich hüten, diesem Ausfall zuviel Glauben beizumessen. Die Frau erscheint in ihren Bildnissen vielleicht nicht eben liebenswürdig, dem Humanisten mochte die Gattin von schlicht bürgerlichem Wesen nicht als ebenbürtige Gefährtin seines geistig höher stehenden Freundes erscheinen; D. selbst aber hat in Eintracht mit ihr gelebt. Auch nach der Verheirathung wohnte er zunächst im Hause des Vaters in der heutigen Burggasse, Ecke der Schmiedgasse. Die ruhige Existenz in rastloser Thätigkeit wurde dann nur durch zwei längere Reisen unterbrochen, aber auch diese machten kaum tiefere Einschnitte in seiner künstlerischen Entwicklung, welche sich ruhig und von innen heraus vollzog.

Bildnisse sind aus den früheren Jahren die besten Proben von dem, was D. als Maler leistete, in ihnen zeigt er sich bei klarer Auffassung der Vorbilder und feiner Helligkeit des Colorits als unmittelbarer Nachfolger Wolgemut's, aber übertrifft diesen an innerer Beseelung. So in dem Bildniß des Vaters D. von 1490, noch vor Antritt der Wanderschaft gemalt (Florenz, Uffizien), in dessen späterem Porträt von 1497 (Sion House bei London), dem Selbstbildniß des Künstlers in eleganter Modetracht, von 1498 (Madrid), dem Porträt des häßlichen, doch höchst lebendigen Oswald Krell, von 1499 (München, Pinakothek). Derselben Gruppe ist die liebevoll durchgeführte, ganz individuelle Halbfigur einer betenden Madonna von 1497 beizuzählen (Augsburg); wahrscheinlich hat ein Mädchen aus der Familie Fürleger, deren Wappen auf Copien (Frankfurt a. M.) vorkommt, als Modell gedient. Im J. 1500 malte D. in Leimfarben auf Leinwand ein Bild aus der classischen Mythe, Hercules im Kampfe mit den Harpyien (Nürnberg, Burg; ganz verdorben). Vorzugsweise aber waren die deutschen Malerwerkstätten auf Production von Altären oder Altarflügeln angewiesen, bei denen die Zeichnung des Meisters gewöhnlich handwerksmäßig von Gesellen ausgeführt ward. Solche Kirchenbilder aus Dürer's Werkstatt sind das in Leimfarben auf Leinwand für die Allerheiligenkirche in Wittenberg gemalte Triptychon: Maria mit dem Kinde, auf den Flügeln Antonius der Eremit und Sebastian (Dresden), dann der große Altar mit der figurenreichen Kreuzigung, auf den Flügeln Kreuztragung und Noli me tangere, auf deren Außenseiten Se=

bastian und Rochus, für Friedrich den Weisen ausgeführt (Erzbischof von Wien, Ober St. Veit, der Entwurf des Mittelbildes, 1502, Basel, die Skizzen der Flügel Frankfurt a. M.), die Beweinungen Christi für die Familien Glim und Holzschuher (München; Nürnberg, Moritzcapelle). Etwas später und künstlerisch bedeutender ist der Paumgärtner'sche Altar aus der Katharinenkirche in Nürnberg, mit Christi Geburt und zwei ritterliche Heiligen neben ihren Streitrossen auf den Flügeln (München).

Für Dürer's künstlerisches Interesse aber traten solche Schulbilder zurück gegen Arbeiten anderer Gattung, in denen er sich selbst nachdrücklicher aussprechen konnte. Der deutschen Kunst war eine Stellung im öffentlichen Leben, wie sie die italienische einnahm, versagt, sie hatte auf keine private Gemäldeliebhaberei der Reichen und Vornehmen, wie die flandrische Kunst, zu rechnen, dafür diente sie der Masse des Volks zum Organ der Mittheilung und gewann im intimen Leben des Hauses Platz. In Kupferstich und Holzschnitt, gangbarer Waare des Marktes, sprechen die Meister ihre eigenen Erfindungen aus, vervielfältigen die Fülle von Einfällen ihrer reichen Phantasie, lassen das Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zur Erscheinung kommen. Obwol auf Farbe verzichtet wird, beginnt doch gerade eine reichere Ausbildung des rein Malerischen in diesen Arbeiten zeichnender Technik. D., der in Kupfer sticht, für den Holzschnitt zeichnet und durch sein Verständniß dieser Technik den Formschneidern neue Bahnen weist, weiß die Mittel der Licht- und Schattenwirkung, das Verhältniß der Figuren zum umgebenden Raum auf eine neue Stufe zu heben.

In den früheren Kupferstichen bietet der Künstler was auf dem Markte verlangt wurde, Heiligenbilder und profane Darstellungen. Da breitet sich das damalige deutsche Leben aus, der Postreiter sprengt über Land, die Landsknechte stehen vor uns in ihrer malerischen Tracht, Damen und Cavaliere in enganschließendem Modekostüm, Koch und Köchin, derbe, tölpelhafte Bauern, selbst fremdartige Türkenfiguren treten auf, als Rarität wird die Mißgeburt eines Schweins festgehalten. Das Alter, das nicht vor Thorheit schützt, findet, wie im Volksliede, seine Stelle („Liebesantrag"), dem Pfaffen, der hinter dem Ofen eingeschlafen, flüstert ein Teufelchen unlautere Phantasien ein, die im Bilde verkörpert erscheinen („Der Traum"), die Spukgestalten, die in der Vorstellung des Volkes leibhaft existiren, sind vergegenwärtigt, die Hexe fährt auf ihre Tänze, hinter dem wandelnden Liebespaar lauert das Schreckbild des Todes („Spaziergang"). Daneben entstehen religiöse Darstellungen, die Madonna mit der Heuschrecke, der Hieronymus in der Wüste, die Madonna mit der Meerkatze, stärker an italienische Vorbilder erinnernd. Die humanistische Bildung der Zeit, die geistigen Anregungen eines Hartmann Schedel, eines Wilibald Pirkheimer, die Studien und Reminiscenzen aus Italien, die Vorbilder des Andrea Mantegna führen zu Studien aus dem Alterthum, die ein neues Reich für die Phantasie erschließen und die Gelegenheit zur Darstellung nackter Figuren liefern, wie „Das Meerwunder", „Die Folgen der Eifersucht", eigentlich Hercules im Kampfe mit dem Centauren, der Dejanira entführt hat (der Centaur mittelalterlich als Satyr aufgefaßt), die vier nackten Weiber, wol Allegorien der Altersstufen, unter dem Namen „die vier Hexen" bekannt ꝛc. Merkwürdig aber, daß viele dieser Arbeiten nicht Originale sind, sondern Copien nach dem Meister W, das heißt (nach Thausing) Wolgemut, zu dem D. fortgesetzt in einem Verhältniß des Wetteifers und geistigen Austausches blieb. Auch in selbständigen Arbeiten versenkt D. sich dann vorzugsweise in der Darstellung des nackten Leibes (Sebastian von vorn; Schmerzensmann) und bringt bis zu jener schweren, unschönen aber großartig realistischen Auffassung vor, wie sie der Frauenkörper der „Nemesis" zeigt. Bei diesem Blatte, bei vielen andern tritt die feine, heimathtreue

und stimmungsvolle Auffassung der Landschaft uns immer anziehender entgegen, so auch bei dem verlorenen Sohne und dem heiligen Eustachius, Blättern, die zugleich ein von liebenswürdigem Humor und echtem Natursinne inspirirtes Studium der Thierwelt zeigen, während der tiefe, geistige Inhalt der Darstellung, dort die Seelenangst und Zerknirschung, hier die andächtige Demuth doch die Hauptsache bleibt.

Unterdessen hatte D. im Holzschnitt ganz andere Bahnen betreten, 1498 erschien seine Folge von 15 Holzschnitten „Die heimliche Offenbarung Johannis'". Diese überschwänglichen Visionen in ihrer wilden Phantastik bildlich festzuhalten, war eine Aufgabe, die fast die Grenzen der Kunst überschritt, aber man erkennt die hohe poetische Gewalt des Meisters, der des kaum Darstellbaren Herr wird und in dieser Schilderung der letzten Dinge zugleich der religiösen Gährung Ausdruck gibt, die schon damals das Volk durchdrang. Mit diesem Werke war zugleich ein neues Princip in der Holzschnitttechnik zur Geltung gebracht, das einer vollen malerischen Wirkung an Stelle bloßer Umrißmanier. Andere frühe Holzschnitte, das Männerbad, verschiedene Heiligengestalten oder legendarische Scenen, sind in der Ausführung meist geringer. Auch zur Illustration von Büchern, namentlich von Publicationen der Humanisten lieh D. öfter seine Anregung oder seine Hand.

In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts war für seine Bekanntschaft mit den Formen der italienischen Renaissance die Berührung mit dem Venetianer Jacopo de' Barbari bestimmend, der damals eine Zeitlang in Nürnberg arbeitete und hier unter dem Namen Jacob Walch (der Wälsche) bekannt war. Als Vermittler italienisch und germanischen Geschmacks spielte dieser eine Rolle, die aus seiner eigentlichen künstlerischen Begabung nicht zu erklären wäre. Sein Zug zum Eleganten, Weichen, die Proportionen seiner nackten Figuren wirken auf D., der sich aber gleichzeitig zum Widerspruch getrieben fühlt, und indem er von dem Italiener lernt, doch wieder seine nationalen Eigenthümlichkeiten hervorkehrt. Ein Gemälde wie die säugende Maria von 1503 (Wien, Belvedere), kleinere Kupferstiche, wie Apollo und Diana, die Satyrfamilie, die säugende Madonna an der Hecke (1503), zahlreiche, besonders zart ausgeführte, colorirte Studien nach Pflanzen und Thieren zeigen ihn auf diesem Wege. Ganz selbständig steht er dagegen in anderen Arbeiten da, in dem tiefsinnigen Todeswappen (1503), dem technisch unvergleichlichen Wappen mit dem Hahn, dem Stich Adam und Eva von 1504, in welchem er aus reinem Naturstudium heraus zu angemessenen Proportionen gelangt. Gemüthvoll-humoristische Auffassung waltet in der Geburt Christi mit dem Gehöft, dem Blick durch das Bogenthor, dem Joseph am Ziehbrunnen (Kupferstich, 1504). Demselben Jahre gehört das erste religiöse Gemälde reicherer Composition an, welches mit voller künstlerischer Hingabe vollendet wurde, die für Friedrich den Weisen ausgeführte Anbetung der Könige (Florenz, Uffizien); ferner die gezeichnete Passionsfolge auf grünem Papier (Wien, Albertina), in der sich zuerst seine ganze Meisterschaft in der Composition, seine dramatische Energie entfalten. Gleichzeitig wurden die berühmten, erst später vollendeten Holzschnittfolgen des Marienlebens und der großen Passion begonnen.

Der Tod des Vaters am 20. Septbr. 1502 war dem Meister sehr zu Herzen gegangen, im J. 1503 hatte er selbst eine schwere Krankheit durchzumachen. Ende 1505 unternahm er sodann eine Reise nach Venedig, wo er bis in das J. 1507 blieb, während seine Frau unterdeß mit Kupferstich- und Holzschnittwaare die Frankfurter Messe bezog. Geschäftliche Gründe veranlaßten diese Reise. D. erwirkte den Schutz seines Monogramms auf den Kupferstichen und Holzschnitten, die von Italienern, besonders von Marcanton, vielfach copirt wurden. Er fand guten Absatz für kleinere Gemälde und erhielt Bildnisse zu

malen. Von der Genossenschaft der deutschen Kaufleute empfing er den Auftrag zu einem Altarbild für ihre Kirche. Dies ist das Rosenkranzbild von 1506 (Prag, Kloster Strahow, ganz ruinirt), die Rosenkranzandacht der Christenheit, in Geistliche und Weltliche geschieden, Papst und Kaiser an der Spitze, vor der Madonna, ein Werk, das auch in der Ausführung und Farbenpracht den Italienern imponirte. Ein halb improvisirtes Bild, der Christusknabe zwischen den Schriftgelehrten (Rom, Pal. Barberini) und das zart vollendete kleine Gemälde des Gekreuzigten (Dresden) fallen in dieselbe Zeit. Mit Pirkheimer, den D. neben seinem eigenen Bildnisse auf der Rosenkranzandacht angebracht, stand er damals in lebhafter Correspondenz. Dürer's eigene Briefe sind erhalten und bilden ein unersetzliches historisches Zeugniß. Die ehrenvolle Aufnahme, die er fand, die Achtung welche ihm der angesehenste Meister, der greise Giovanni Bellini zollte, der Künstlerneid, der sich bei andern regte, treten uns anschaulich entgegen. Freudig nimmt D. an dem heitern, bewegten Leben Venedigs Theil, seine frohe Laune klingt in zahlreichen Briefen fast übermüthig durch. Von Venedig unternahm er noch eine Reise nach Bologna, um Unterricht in der Perspective zu nehmen. Der Heimath ließ er sich nicht abwendig machen, obwol der Rath von Venedig ihn durch ein Jahrgehalt fesseln wollte. Er erkannte, daß die Wurzeln seiner Kraft im Vaterlande ruhten.

Der Erfolg der Reise war äußerlich ein lohnender gewesen. D. konnte nach der Rückkehr frühere Schulden bezahlen, 1509 das sogenannte Dürerhaus am Thiergärtner Thor kaufen. Hier starb 1514 seine Mutter bei ihm und hier wohnte er bis zu seinem Ende. Im selben Jahre 1509 ward er „Genannter“ des Rathes. Anspornung und Gelegenheit zum Schaffen hatte ihm die Reise gewährt, er hatte die Studien nach dem lebenden Modell bequemer als zu Hause gehabt, hatte noch mehr als bisher die architektonischen Formen der Frührenaissance kennen gelernt. Aber eine tiefer gehende Einwirkung des italienischen Kunstlebens erfuhr er nicht, schon vor der Reise hatte er seinen Stil ausgebildet, der auch fernerhin feststand. Gerade in die nächsten Jahre fallen seine Hauptwerke in der Malerei, die großen Gestalten von Adam und Eva, meisterhafte Actstudien, 1507 (Florenz, P. Pitti), die Marter der Zehntausend, für Friedrich den Weisen, 1508, eine Summe kühner Experimente in der Körperstellung (Wien Belvedere), die Himmelfahrt der Maria, 1509 (1674 beim Schloßbrande zu München zu Grunde gegangen). Seine Briefe an Jakob Heller in Frankfurt a. M., der diesen Altar für die dortige Dominicanerkirche malen ließ, sind uns erhalten; es war ein mit äußerster Sorgfalt durchgeführtes Werk. 1511 endlich vollendete D. das Allerheiligenbild für das von Matthäus Landauer gegründete Brüderhaus (Wien, Belvedere), die Perle unter allen noch erhaltenen Gemälden. Hier kann man die Principien seiner Farbengebung kennen lernen. Kein eigentlich coloristisches Gefühl; ein fröhliches Leuchten und Glitzern der einzelnen Töne, das an das Bunte streift und doch hier als Ausdruck himmlischer Glückseligkeit am Platze ist. Etwa gegen dieselbe Zeit entstand sein eigenes Bildniß ganz von vorn (München, Pinakothek, mit gefälschter Inschrift). Breiter sind die großen Kniestücke von Karl dem Großen und Kaiser Sigismund behandelt, 1512 für die Thüren des Reichskleinodienschreins im Auftrage des Nürnberger Rathes vollendet (Nürnberg, Rathhaus). Daneben beendigte D. 1511 die früher begonnenen Holzschnittcyklen des Marienlebens (20 Blatt) und der großen Passion (12 Blatt). Dort waltet eine ergreifende Innigkeit der Empfindung, eine Poesie des häuslichen Lebens, die in den Erscheinungsformen seiner eigenen Zeit zu Tage tritt, vom hold Idyllischen bis zu ernster Tragik sind alle Situationen erschöpft. Grade hier sind Naturleben und Landschaft bis in die unscheinbarsten Züge erfaßt und in das innerste Empfindungsleben der Darstellungen

hineingezogen. Die Passion aber kommt dem tiefsten religiösen Bedürfnisse des Volkes entgegen, noch sind nicht alle Nachwirkungen der älteren verzerrten und fratzenhaften Darstellung dieser Stoffe überwunden, aber Dürer's Auffassung geht aus eigenstem, persönlichem sich Versenken in die biblische Erzählung hervor, sein Christus hat wenig mit dem älteren Typus zu thun, sondern ist eine neue, bei aller Hoheit und Milde heldenhafte Gestalt, und in den Compositionen entfaltet sich das höchste dramatische Leben. So groß ist dabei der Reichthum seiner Erfindung, daß er in derselben Zeit (1511) eine „kleine Holzschnittpassion“ von 37 Blatt beendigt, die ausführlicher, doch in größerer Schlichtheit der Composition und in volksthümlicher Kraft erzählt, dann im J. 1513 die Kupferstichpassion abschließt, bei der die Scenen wieder von ganz neuen Seiten erfaßt sind und D. auf feineres Durcharbeiten des Psychologischen ausgeht, wie es diese Technik gestattete. Ueberall war er selbst der Drucker und Verleger solcher Werke und Blätter, selbst die vollendete Ausbildung der lateinischen Druckschrift in den Texten geht auf sein Studium italienischer Vorbilder zurück. Mitunter versucht er sich auch als Poet, wenn er seinen Flugblättern einige anspruchslose Reime beigibt. In diese Jahre fallen sodann einige der schönsten Einzelblätter in Holzschnitt, z. B. die hochpathetische Dreifaltigkeit von 1511, sowie in Kupferstich, z. B. die Engel mit dem Schweißtuch, dann verschiedene Madonnenbilder in immer neuer Situation. Nicht eigentlich aus dem Mariencultus sind sie herausgewachsen, nicht Idealgestalten will D. schaffen, er betont vorzugsweise das rein mütterliche Verhältniß zum Kinde, mag Maria an der Stadtmauer von Nürnberg sitzen oder als Himmelskönigin über Wolken stehen. Motive aus dem täglichen Leben treten auch jetzt mitunter auf, wie der Dudelsackpfeifer (1514), die tanzenden Bauern (1514), die Marktbauern (1519), auch bildete er, wie früher, Naturmerkwürdigkeiten ab, so das erste Rhinoceros, das nach Europa gekommen (1515, Holzschnitt). In sein innerstes Gedankenleben lassen uns dann namentlich drei berühmte Stiche, offenbar Fragmente aus einer unvollendeten Folge der vier Temperamente blicken: die Melancholie (1514), in der das faustische Element der Epoche Gestalt gewonnen, der Hieronymus in der Zelle (1514), als Phlegmatiker, welcher der unbefriedigten Schwermuth des grübelnden Geistes gegenüber den Frieden des gläubigen Gemüthes verkörpert, endlich als Sanguiniker der Rittersmann zu Pferde, den Tod und Teufel nicht beirren (1513). Die Todesphantasien, welche die Kunst dieser Zeit immer wiederkehren läßt, erhalten hier bei D. eine neue Wendung. Eine interessante Episode dieser Zeit ist sein Verkehr mit Raphael, dem er sein Bildniß übersendete. Raphael bewunderte dieses aufs höchste und schickte als Gegengabe Zeichnungen von seiner Hand; ein Blatt mit zwei Actstudien für die Seeschlacht von Ostia im Vatican, beglaubigt durch eine handschriftliche Bemerkung Dürer's mit der Jahreszahl 1515, befindet sich in der Albertina.

Ein unermüdliches Experimentiren in der Technik war für D. Bedürfniß. Er hatte sich während dieser Jahre mehrfach in Arbeiten mit der kalten Nadel, in Radirungen auf Kupfer und Eisen versucht. Bei seinem Hervorgehen aus einer Goldschmiedswerkstätte konnte ihm dann auch die Uebung in der Plastik im Kleinen naheliegen. Die Arbeiten aus Holz und aus Kehlheimer Stein, welche man ihm zuschreibt, rühren freilich ausnahmslos nicht von seiner Hand her und tragen gefälschte Monogramme, aber für Metallguß hat er gelegentlich modellirt. Lebhafter nahm er auf andere Art an der reichen kunstgewerblichen Production Nürnbergs theil durch Entwürfe für Arbeiten mannigfacher Art, für die holzgeschnitzten Rahmen seines Allerheiligenbildes, für Waffen und Goldschmiedsarbeiten, besonders für Gefäße. Manchmal ergreift er die von Italien übertragenen Formen der Renaissance, ist aber in denen der spätern Gothik eigentlich noch hei-

mischer und findet oft an einem zu weit gehenden Naturalismus, in den ja der entartete gothische Stil endete, Behagen. Reiner ist sein Geschmack in der Flächenverzierung, so in den sechs „Knoten“, Stickmustern in Holzschnitt, namentlich aber in der kalligraphischen Ornamentik wie sie das Gebetbuch des Kaisers Maximilian (München, Bibliothek) in Dürer's unvergleichlichen Federzeichnungen aufweist (nach 1514): ein unendlich verschlungenes Linienspiel, auslaufend in Masken, Thiere, phantastische Gestalten, durch ernste Bilder wie durch eine Fülle scherzhafter Einfälle belebt.

Seit Maximilians Aufenthalt in Nürnberg im J. 1512 war D. in seinen Dienst gezogen worden. Die Person des Kaisers sollte namentlich durch ein Holzschnittwerk im großartigsten Maßstabe verherrlicht werden, den „Triumph“. Unter der Leitung des gelehrten Johannes Stabius, der durch seltsame Allegorien nach der Mode der Zeit an den Maler oft befremdende Anforderungen stellte, hatte D. zu arbeiten, 1515 war der erste Theil vollendet worden: die Ehrenpforte, mit ihrer Fülle von Figuren und Scenen. Für den zweiten Theil, den Triumphzug Maximilians, lieferte D. eine Reihe von Zeichnungen, aber die Arbeit wurde später von anderer Hand fortgesetzt und war bei dem Tode des Kaisers noch nicht beendigt. Die Hauptgruppe des Zuges, der Triumphwagen Maximilians, erschien in umgearbeiteter Composition 1522 in großen Holzschnitten. So unmittelbar wie andere Dürer'sche Schöpfungen wirken diese auf uns kaum, aber sie imponiren uns als künstlerische Leistungen durch die Pracht des Aufbaues, die stärkere Aneignung des Renaissancegeschmacks, die freie Meisterschaft in Proportionen und Bewegungen der Gestalten. Der Triumphwagen wurde dann, im Auftrage des Nürnberger Rathes, von Georg Penz als Wandbild im Rathhaussaal ausgeführt; für denselben Raum lieferte D. noch den Entwurf einer andern Composition, der Verläumdung, nach Lucian's Beschreibung vom Gemälde des Apelles (Albertina). Für das Schwert des Kaisers (Wien, Ambraser Sammlung) stach D. in ein kleines Goldmedaillon, das in den Griff gefügt war, aber jetzt abhanden gekommen ist, den Heiland am Kreuz. Die Darstellung war eigentlich nicht zum Abdruck bestimmt, nur D. selbst machte ein paar Probedrucke, die jetzt zu den höchsten Seltenheiten gehören. Bei dem Reichstage zu Augsburg im J. 1518 erschien D. wieder vor dem Kaiser und zeichnete in dessen Gemach in der Pfalz sein Bildniß (Wien, Albertina), welches dem großen Holzschnitt, den er 1519 nach Maximilians Tode herausgab, zu Grunde liegt. Bei Gelegenheit dieses Reichstags zeichnete er auch den Kurfürsten von Mainz, Cardinal Albrecht von Brandenburg (Bremen, Kunsthalle), und gab 1519 den zarten Kupferstich, der dessen Gesicht zu Dreivierteln zeigt und als „der kleine Cardinal“ bekannt ist, heraus. Für seine Arbeiten hatte ihm der Kaiser 1515 bereits ein Jahrgehalt von 100 Gulden auf die Nünberger Stadtsteuer angewiesen. Nach Maximilians Tode hatte aber D. Mühe, sich dieses Einkommen zu sichern und ein neues Privileg von Seiten des Nachfolgers dafür zu erwirken. Die ihm für das J. 1519 angewiesene einmalige Zahlung von weiteren 200 Gulden wurde ihm dagegen verweigert.

Die Erlangung jenes Privilegs von Karl V. war der Hauptzweck einer größeren Reise, die er am 12. Juli 1520 nach den Niederlanden antrat, diesmal in Begleitung der Frau und einer Magd. Sein kurz gefaßtes Reisetagebuch unterrichtet uns genau über diese Zeit. Er ging rheinabwärts, hielt sich am längsten in Antwerpen auf, wohnte da dem Einzug Karls V., in Aachen seiner Krönung bei, folgte ihm nach Köln, kehrte vom Rheine nach Antwerpen zurück und machte Reisen durch das ganze Land. D. bewunderte die prächtigen flandrischen Städte, ihren Reichthum, ihre Kunstschätze, ward in allen Kreisen mit

Auszeichnung und gastfrei aufgenommen, trat mit den berühmtesten Künstlern in Verkehr und lernte Erasmus kennen. Von Ansichten, Gebäuden, Persönlichkeiten, Costümen brachte er kleine Silberstiftzeichnungen im Skizzenbuche, Federzeichnungen, oft auch durchgeführte größere Blätter, wie den 93jährigen Greis aus Antwerpen (Albertina) mit heim, malte Bildnisse und kam anderen Aufträgen nach, nahm endlich die Gelegenheit zum Handel mit seinen Stichen und Holzschnitten wahr, von denen er aber auch viele zu Geschenken verwendete. Am 12. Juli 1521 trat er die Heimreise an. Anerbietungen, die man ihm in Antwerpen gemacht, um ihn dort zu halten, hatte er auch diesmal zurückgewiesen.

Die Zustände im Vaterlande waren unterdessen in einer durchgreifenden Wandlung begriffen durch die Fortschritte der Reformation. Luther's erstes Auftreten hatte bereits mächtigen Eindruck auf D. gemacht, wie ja auch seine nächsten Freunde, Pirkheimer und Lazarus Spengler, bald zu Luther's entschiedenen Anhängern gehörten. D. trat schnell in persönliche Beziehungen zu Luther und gab seiner Gesinnung am deutlichsten kurz vor der Reise nach den Niederlanden in einem Briefe an Spalatin Ausdruck: ihm habe „der christliche Mann aus großen Aengsten geholfen". Der Geist, der D. beseelte, seine Gemüthswärme, persönliche Hingabe und schlichte Aufrichtigkeit bei Darstellung religiöser Gegenstände, war demjenigen Luther's nahe verwandt. Als er in den Niederlanden die Kunde von Luther's Entführung auf der Rückreise von Worms erhielt, brach er in den Angstruf eines verzweifelten Herzens aus. Trotz aller Kämpfe hielt er in der Folge an seiner Ueberzeugung fest. „Des christlichen Glaubens wegen", schreibt er später von Nürnberg an Nikolaus Kratzer, „müssen wir in Schmach und Gefahr stehen, denn man schilt uns Ketzer. Aber Gott verleihe uns seine Gnade und stärke uns in seinem Worte, denn wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen." Diese Gesinnung spricht sich auch in seinen Werken aus. Heiligenbilder und Madonnen treten jetzt mehr zurück, wenn sie auch nicht gänzlich verschwinden. Nur St. Christophorus kommt mehrfach vor (Stiche von 1521); den ließ ja auch Luther gelten, er liebte diese Legende als „ein schönes Gedicht" und sah in Christophorus, gewiß nicht ohne Hinblick auf Dürer's Stiche, „ein Bild, wie ein Christ sein sollte, der den Heiland durch das wüthende Meer, die Welt trägt." Darstellungen des Abendmahls (Zeichnung, Albertina, Holzschnitt von 1523), der Kreuztragung und der Grablegung (Florenz, Frankfurt a. M.) kommen mehrfach vor, meist figurenreich, in breitem Format, bei höchster malerischer Klarheit der Composition. Namentlich aber überwiegen Charakterbilder der Apostel, in welchen D. dem Volke die Vertreter göttlicher Wahrheit vor Augen stellen will. So setzte er 1523 eine früher begonnene Folge der Apostel in Kupferstich fort, die Fragment blieb, und vollendete 1526 die zwei Apostel- und Evangelistenbilder mit den großen Gestalten von Johannes und Petrus, Paulus und Marcus, zugleich als Vertreter der vier Temperamente charakterisirt, Johannes und Paulus vorn, einander gegenüberstehend, in gedankenvoller Milde und in feuriger Kraft, wie ideale Charakterbilder von Melanchthon und Luther (ersterer in der That an die Züge Melanchthon's erinnernd). Diese Bilder (München, Pinakothek) verehrte D. seiner Vaterstadt als ein Vermächtniß, und sie sind das nicht nur im Hinblick auf die Gesinnung, welche sie durchdringt, sondern auch in künstlerischer Beziehung. Bekannt ist der von Melanchthon überlieferte Ausspruch Dürer's: früher habe er an der reichen Mannigfaltigkeit in seinen Arbeiten Freude gehabt, jetzt aber habe er erkannt, daß Einfachheit der höchste Schmuck der Kunst sei, darum seufze er jetzt, wenn er seine Bilder ansehe, seiner Schwachheit gedenkend. Am Ziel seines Wirkens war ihm die Nothwendigkeit klar ge-

worden, den phantastischen Zug seines Wesens in Schranken zu halten, nach Maß und Klarheit zu streben. In den Formen, den Charakteren, dem herrlichen Faltenwurf, der Anordnung kommt er hier dieser Einfachheit nahe. Ein verwandter Stil tritt in den Bildnissen der späteren Zeit zu Tage, dem Porträt Hans Imhof's des Aelteren von 1521 (Madrid), dem des Jakob Muffel von 1526 (Paris, Sammlung Narischkine) und dem des greisen Hieronymus Holzschuher (1526, Nürnberg), das trotz der staunenswerthen Ausführung in Runzeln und Silberhaar doch zur vollen, ruhigen Einheitlichkeit der Wirkung kommt. Aehnliche Vorzüge haben der große in Holzschnitt vorgeführte Kopf des Ulrich Varnbühler (1522, Zeichnung, Albertina) und die damaligen Bildnisse in Kupferstich. In Seitenstücken erschienen Cardinal Albrecht von Brandenburg („der große Cardinal", 1523) und Friedrich der Weise (1524), dann zwei Vertreter des Humanismus und der Reformation, Wilibald Pirkheimer (1524) und Melanchthon (1526). Letzteren hatte D. bei seinen Besuchen in Nürnberg kennen gelernt und ihm war er vorzugsweise nahe getreten. Das gleichzeitig gestochene Bildniß des Erasmus wird dagegen den feineren Eigenthümlichkeiten dieser Natur nicht so völlig gerecht.

Im Ganzen tritt aber in diesen Jahren die künstlerische Production mehr und seit 1526 vollständig gegen die theoretischen Studien zurück. D. ist der Ueberzeugung, daß in der Kunst ein Lernen und Unterweisen auf wissenschaftlicher Grundlage an Stelle des bisher in Deutschland üblichen rein empirischen Verfahrens treten müsse. Studien über Perspective, über geometrische Construction in Anwendung auf ornamentale Formen und über die Proportionen des menschlichen Körpers reichen bei ihm über Jahrzehnte zurück. Den Euklid, den Vitruv, die italienischen Theoretiker hat er studirt, steht aber in seinen Grundanschauungen immer noch fest auf dem Boden der heimathlichen Kunst und in der Auffassung der architektonischen Form noch unter der Herrschaft der deutschen Spätgothik und ihrer Steinmetzenlehre. 1525 erschien die „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit". Als Ingenieur von Bedeutung zeigt sich D. sodann in dem 1527 publicirten „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken". Ende 1528, nach seinem Tode, erschienen „Die vier Bücher von menschlicher Proportion", das wichtigste dieser Werke. Alle theoretischen Studien führen ihn aber nicht zu abstracten Formeln, aus denen nur der Manierismus hervorgehen kann, sondern immer wieder zur Natur zurück. Er warnt den Künstler, von ihr abzugehen, sein Werk werde desto vollkommener sein, je genauer es dem Leben entspreche, sein Können aber sei kraftlos gegen Gottes Schaffen. Nur aus dem Studium der Natur erwachse ihm die Fähigkeit, neue Creaturen künstlerisch hervorzubringen. Als Schriftsteller zeigt D. sich in diesen Werken als ein Meister in der von Luther neu belebten deutschen Prosa, voll Kraft, Klarheit, Sachlichkeit und Originalität des Ausdrucks. Die Bücher sind durch Holzschnitte nach seiner Zeichnung reich illustrirt.

Seit der niederländischen Reise war D. von einer Krankheit befallen, von der er sich nicht mehr erholte; er magerte ab und mußte sich in der Folge auch vom Verkehr mit den Freunden fern halten. Sein Ende aber trat plötzlich und unerwartet ein. Auf dem Johanniskirchhof wurde er bestattet. Er hinterließ geordnete Verhältnisse, ein Vermögen von etwa 6000 Gulden. Seine Gattin überlebte ihn bis 1539. Als Schüler und Gehülfen seiner früheren Zeit kann man nennen Hans Scheuffelin, Hans von Kulmbach, dann Dürer's jüngsten Bruder Hans, später Hofmaler in Krakau. Auch Hans Baldung Grien stand eine Zeit lang unter Dürer's unmittelbarem Einfluß, ohne sein eigentlicher Schüler zu sein. In späteren Jahren hielt D. kaum eine eigentliche Malerwerkstätte, aber

es war wol Georg Penz eine Zeit lang sein Schüler, und er wie die beiden Brüder Hans Sebald und Barthel Beham, die berühmtesten unter den sogenannten Kleinmeistern, haben sich auch im Kupferstich nach ihm gebildet. Sein Einfluß aber durchdrang außerdem das deutsche Kunstleben in den weitesten Kreisen.

D. war eine universell angelegte Natur. Nicht nur seine künstlerische Größe, sondern sein Genius und sein Charakter überhaupt sichern ihm eine ebenbürtige Stellung neben den bedeutendsten Persönlichkeiten im damaligen deutschen Leben. Er war ein Mensch von inniger Tiefe des Gemüthes, seltener Klarheit des Verstandes, Lauterkeit, Ehrbarkeit und Treue des Wesens. Er hatte sich eine Bildung angeeignet, die weit über seinen Stand hinausging und nahm in der Epoche des Humanismus und der Reformation an allen geistigen Bestrebungen der Zeit theil. Als Schriftsteller, als Theoretiker wirkend, war er doch vorzugsweise Künstler, aber er erfaßte die Kunst in ihrer Totalität und hatte für ihre verschiedensten Zweige Verständniß. In technischer Beziehung ist er vorzugsweise Zeichner, aber einer der größten, welche je gelebt haben, im Reichthum künstlerischer Erfindung steht er überhaupt ohne Gleichen da und ist auf allen Stoffgebieten, die seinem Bewußtsein zugänglich waren, zu Hause. Der Realismus, welcher in der flandrischen Kunst des 15. Jahrhunderts zuerst in ganzer Schärfe zu Tage tritt, ist auch sein Princip. Volle, unbedingte Wahrheit in der Auffassung menschlicher Individualität, sowie der Landschaft, der Umgebung, ist ihm die Hauptsache. Mit Liebe, mit Hingabe, mit dem Streben, Gott in seinen Creaturen zu erkennen, tritt er vor die Erscheinungen der wirklichen Welt. Aber die befangene Demuth und Schüchternheit der altflämischen Kunst, die zur Stille und Handlungslosigkeit führte, ist bei D. überwunden. Seine Weltanschauung ist der Humor, der von der gemüthvollen, innigen Belauschung des Unscheinbarsten bis zur schalkhaftesten Laune und herzhaften Freudigkeit alle Stufen des Ausdrucks durchläuft. Auch das Ergreifende, das Tragische weiß er auszusprechen, von dem Phantastischen und Geheimnißvollen hebt er den Schleier. Gewissenhaftigkeit ist in seiner Auffassung der Formen das Maßgebende: sie streift oft an das Peinliche, und oft wird D. im einzelnen unruhig und seltsam durch die Gedankenfülle, die in die Formen mehr Ausdruck zu legen strebt, als sie zu fassen vermögen. Aber klar und vollendet bleibt er in der Composition, ein Meister in der Gruppenbildung, der Abwägung der Massen, und so wenig er verhältnißmäßig malt, stets von rein malerischer Anschauung. Er schuf inmitten eines vielfach beengten kleinbürgerlichen Lebens, die wirthschaftlichen Bedingungen waren seinem Schaffen ungünstig, vom Nürnberger Rathe, klagt er einmal, habe er nicht für 1000 Gulden Arbeit gehabt; aber ohne ein Gefühl der Beklemmung, in ungetrübter Freudigkeit und Gesundheit steht er auf dem vaterländischen Boden und das heimathliche Volksthum gewinnt in seinen Werken so echt und so mannigfaltig, wie niemals wieder in der Kunstgeschichte, Ausdruck.

Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime, herausgegeben von M. Thausing, III. Bd. der Quellenschriften für Kunstgeschichte, Wien 1872, Uebertragung des Textes, mit Anmerkungen. Originaltext (oft corrumpirt) bei Campe, Reliquien von A. D., Nürnberg 1828, einzelnes correcter an anderen Orten, so die Briefe aus Venedig, herausg. von Eye; Jahrbücher für Kunstwissenschaft II. Vgl. dazu Lochner, Die Personennamen in Dürer's Briefen aus Venedig, Nürnberg 1870. — Biographien &c.: A. v. Eye, Leben und Wirken A. Dürer's, Nördlingen 1860; M. Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst, Leipzig 1876; A. v. Zahn, Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance, Leipzig 1866. — Verzeichnisse der Werke: J. Heller, Das Leben und die Werke A. Dürer's, Bamberg 1827, 2. (einziger)

Band; für Kupferstiche und Holzschnitte der Peintre-Graveur von Bartsch und der von Passavant; R. v. Retberg, Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte, ein kritisches Verzeichniß, München 1871. Woltmann.

During: Peter D., auch Durnig genannt. Bedeutender Goldschmied und Siegelschneider, der um 1440—1475 in Wien thätig war. Einige seiner Werke haben sich erhalten, darunter das prachtvolle große Wiener Stadtsiegel aus dem J. 1464, eine Arbeit von trefflicher Zeichnung und Ausführung. Im J. 1470 kaufte er in der innern Stadt das Haus Nr. 1142; nähere Daten über sein Leben fehlen.

Mittheilungen d. Centralcom. für Baudenkmale, XI. Jahrg. 1866. — Camesina, Wiens Bedrängniß, S. CXX. Kábdebo.

Düring: Johann Christian v. D., geb. 16. April 1792 zu Dannenberg (Hannover), † 29. Januar 1862 zu Hannover, dritter Sohn des hannöver'schen Oberforstmeisters, später Generalforstdirectors und Oberjägermeisters v. D., erhielt seine erste praktische Berufsbildung 1808 und 1809 beim Forstinspector Bodecker zu Lauenstein und besuchte von 1810—1811 Hartig's Forstinstitut in Stuttgart. Durch ein inzwischen erlangtes Patent als mecklenburg-strelitz'scher Forst- und Jagdjunker entging er — bei Einverleibung seines Vaterlandes in das französische Kaiserreich — der ihm so verhaßten französischen Militärcarrière und konnte, nach seiner Zurückkunft von Stuttgart, seinem Vater (damals Oberforstmeister zu Lauenburg a. d. Elbe) in dessen schwieriger Stellung als französischer Departementschef hülfreiche Dienste leisten. Die allgemeine Erhebung von 1813 ergriff auch ihn, den warmen Patrioten, welcher bereits mehrere ihm gewordene glänzende Anerbietungen zum Eintritt in den schwedischen Militärdienst aus Liebe zum Vaterland und zum forstlichen Beruf ausgeschlagen hatte. Er war unter den Hannoveranern der Erste, welcher am 18. März 1813 seine Landsleute zu den Waffen rief. Binnen 8 Tagen führte er dem in Hamburg mit der Organisation eines freiwilligen Jägercorps beschäftigten Grafen v. Kielmannsegge 50 vollständig ausgerüstete junge Forstmänner zu. Als Glied dieses Corps machte er den französischen Feldzug von 1813/14 mit und avancirte schon im Januar 1814 zum Hauptmann und Compagniechef. Nach dem Frieden gab er sich sogleich seinem eigentlichen Berufe zurück. Unter dem 27. Oct. 1814 erfolgte seine Ernennung zum Oberforstamtsauditor bei dem lauenburg'schen Forstdepartement (dem Verfasser dieser Skizze hat das betr. Ernennungsdecret vorgelegen); den Winter 1814/15 studirte er Cameralwissenschaft an der Universität Berlin; im Frühjahr 1815 wurde er zum Forstjunker ernannt. Die Ereignisse von 1815 riefen D. von neuem unter die Fahnen. Als Hauptmann einer selbst errichteten Jägercompagnie betheiligte er sich abermals mit Auszeichnung an den Kämpfen gegen Frankreich und wurde — nach erfolgter Rückkehr von dort — als Commandeur des nur aus gelernten Forstleuten gebildeten Feldjägercorps nach Göttingen versetzt, in welcher Stellung er etwa vier Jahre verweilte, nebenbei durch forstliche Studien, Reisen und zeitweisen Aufenthalt bei Oberforstämtern unablässig bemüht, seine theoretischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen im Gebiete des Forstwesens möglichst zu erweitern. Im März 1820 schied v. D. definitiv aus dem Militärdienst, welcher ihm in Friedenszeiten nie zugesagt hatte, aus und wurde wenige Monate später Forstmeister zu Rotenburg im Bremischen, woselbst er lange Zeit mit allseitig anerkannter Thätigkeit wirkte. Von 1838—1842 leitete er, einem Rufe seines Königs Ernst August folgend, als Gouverneur die Ausbildung des (18jährigen) Kronprinzen Georg von Hannover. Auf seinen dringenden Wunsch wurde er jedoch am 1. März 1842 dieses Vertrauenspostens enthoben und in den praktischen Forstdienst zurückversetzt, bez. zum Oberforstmeister in Northeim ernannt.

Einige Jahre später erfolgte seine Berufung als erstes forstliches Mitglied der Domainenkammer nach Hannover, in welcher Stellung ihm Gelegenheit wurde, seine gediegenen Erfahrungen zum Besten des ganzen hannöver'schen Forstwesens zu verwerthen.

Gesundheitsrücksichten nöhigten ihn 1853 zum Rücktritt von seiner dienstlichen Wirksamkeit. v. D. war ein tapferer, seinem Vaterland und angestammten Fürstenhaus mit aller Treue ergebener Soldat und ein durch und durch praktischer Forstwirth. In letzterer Eigenschaft hat er sich sowol als Localforstbeamter, wie als Dirigent des hannöver'schen Forstwesens hervorragende Verdienste um dieses erworben. Besondere Erwähnung aus seiner früheren Laufbahn verdienen die mit rastlosem Eifer von ihm durchgeführten, umfangreichen Aufforstungen in der Forstinspection Rotenburg (ca. 10000 Morgen), hauptsächlich mit Eichen, und seine Thätigkeit um Befreiung dieser Wälder von den auf ihnen lastenden Servituten. Als Chef des Forstwesens war er mit Aufopferung aller seiner Kräfte und in warmer Berufsliebe nach allen Richtungen hin um das Wohl der vaterländischen Forsten und deren Pfleger (für welche er 1851 einen Sterbecassenverein gründete) bemüht. Auch die Gemeindeforstwirthschaft fand in ihm einen emsigen Förderer. Düring's Grabstätte, durch ein Granitdenkmal, von Hannovers Forstbeamten errichtet, geziert, liegt in dem von ihm selbst geschaffenen Rotenburger Eichenhain. Wer erinnert sich hier nicht gern der schönen Worte v. Wildungen's: „Meiner Asche, längst verweht — soll ein Wald von mir gesäet — einst zum Ruhme prangen!"

Allgem. Forst- und Jagdzeitung 1854, S. 55. — Hannöver'scher Courier v. 3. Febr. 1862, Nr. 2269. — Neue Hannöver'sche Zeitung, Nr. 57 vom 4. Febr. 1862 (enthält namentlich die Beschreibung der Funebral.). Uebrigens nach Familiennachrichten. Heß.

Düring: Otto Albrecht v. D., geb. 10. Jan. 1807 zu Harsefeld im Herzogthum Bremen (südlich von Stade), gestorben 11. April 1875 zu Celle. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Holzminden bezog er im Herbste 1824 die Universität Göttingen zum Studium der Rechtswissenschaft. Seine erste Anstellung erhielt er im Februar 1828 bei dem lüneburgischen Amte Meinersen (südöstlich von Celle), dem sein Vater, der Oberhauptmann v. Düring, vorstand. Im December 1829 zum Auditor bei der Justizcanzlei zu Stade ernannt, hat er diesem Gerichte bis zum J. 1847, seit 1832 als Assessor, seit 1839 als wirklicher Justizrath angehört. Das Collegium war eines der höhern Gerichte, die sich für die Gültigkeit des von Ernst August umgestoßenen Staatsgrundgesetzes in ihren Rechtssprüchen erklärten, und D. votirte mit der Majorität. 1833 für die Ritterschaft des Herzogthums Bremen in die erste Kammer der hannoverschen Ständeversammlung erwählt, betheiligte er sich seitdem lebhaft an deren Verhandlungen mit Ausnahme einiger Jahre, in denen ihm die Regierung in Folge seiner Haltung in der Verfassungssache den Urlaub verweigerte. Seine juristische Tüchtigkeit verschaffte ihm die Mitwirkung bei der Vorbereitung der wichtigsten Justizgesetze: er war Mitglied der ständischen Ausschüsse zur Vorberathung des Criminalgesetzbuches von 1840 und der bürgerlichen Proceßordnung von 1847, wie er schon der vom Justizministerium 1845 zur Begutachtung des letztgenannten Gesetzes eingesetzten Commission angehört hatte. Nachdem er bereits in dem zeitweilig eingerichteten Retardatensenat des Celler Oberappellationsgerichts 1843 und 1844 thätig gewesen war, wurde er 1847 vom Könige zum Mitgliede des höchsten Gerichtshofes ernannt. Das Jahr 1848 brachte nach Stüve's Ausdruck ein aus der bisherigen Opposition gewähltes Ministerium an die Spitze des hannoverschen Staates, D. erhielt das Justizdepartement. Mochte er sich auch bisher nicht als ein Freund der von der liberalen Partei

geforderten Justizreformen gezeigt haben, nachdem einmal durch das Ministerprogramm vom 22. März Verbesserung der Gerichtsverfassung, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Aufhebung des befreiten Gerichtsstandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Sachen sowie Schwurgerichte bei letzteren zugesagt waren, setzte er seine ganze Kraft daran, eine diesen Grundsätzen entsprechende, sie in vollem Umfange und zwar möglichst bald verwirklichende Gesetzgebung herzustellen. Zu dem Zweck umgab er sich mit trefflichen Mitarbeitern, er berief den Justizrath Schmidt zum Generalsecretär seines Ministeriums; Dr. Leonhardt, der nachmalige preußische Justizminister, damals Advocat zu Hannover, wurde Ministerialreferent, ein nach bisherigen hannoverschen Verhältnissen unerhörter Schritt; ein hervorragender rheinischer Jurist, Oppenhoff, veranlaßt, eine Zeit lang commissarisch an den Arbeiten des Ministeriums theilzunehmen. Daß Düring's Verdienst um die nachmals so berühmt gewordene hannoversche Justizgesetzgebung in mehrerm bestand als in der Wahl der richtigen Mitarbeiter, bezeugt ein wohl unterrichteter Beurtheiler in den Worten: „Er hatte die seltene Eigenschaft, das Geringfügige gering zu nehmen; wenn aber wichtige, namentlich grundsätzliche Fragen zur Bearbeitung kamen, da war er der Meister, und seinem scharfen Blicke entging keine Lücke, keine Falte." Schon im Frühjahr 1849 konnten die wichtigsten Justizreformgesetze den Ständen vorgelegt werden. Die Kämpfe um die nationale Verfassung ließen sie nicht vor dem Beginn des nächsten Jahres zur Berathung kommen. Nachdem sie ohne erhebliche Abänderung von den Ständen genehmigt waren, war die königliche Sanction nicht zu erlangen, begannen Verhandlungen und Verwicklungen, die mit dem Rücktritt des Ministeriums Stüve am 28. Oct. 1850 endeten. Erst unter der nachfolgenden Regierung, am 8. November 1850 wurden die Justizgesetze publicirt; nur das provisorische, später als definitiv bestätigte Gesetz über die Bildung der Schwurgerichte vom 24. Dec. 1849 ist noch von D. selbst contrasignirt und während seines Ministeriums in Kraft getreten. Bei seiner Entlassung als Minister wurde D. zum zweiten Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts zu Celle ernannt; 1857 wurde er dessen erster Vicepräsident und 1859 dessen Präsident. Mit dieser höchsten richterlichen Stelle im Lande, aus der ihn erst der Tod abberief, verband er eine unausgesetzte litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete des Particularrechts: seit 1855 redigirte er das Magazin oder, wie es seit 1869 hieß, die Zeitschrift für hannoversches Recht und war zugleich deren eifrigster Mitarbeiter.

Zeitschrift für hannoversches Recht. Bd. VII. S. 163—172.

Frensdorff.

Dürnhofer: Lorenz D., Professor in Wittenberg, später Geistlicher in Nürnberg, geb. 29. Januar 1532, † 18. Juli 1594 zu Nürnberg. Sein Stiefvater war der Buchdrucker Joh. Petreius. Seine Schulbildung erhielt er von 1545—49 in der „Poetenschule" zu Salzburg durch Joh. Stomius oder Mulinus, bezog 1550 die Universität Wittenberg und wurde am 14. März inscribirt. Unter Paul Eber's besonderer Aufsicht und Leitung studirend erwarb er sich die Gunst Melanchthon's, der ihn, nachdem er Magister geworden, um 1553 nach Oelsnitz im Voigtlande als Lehrer empfahl. In demselben Jahre hatte er sich verheirathet. 1555 kehrte er nach Wittenberg zurück und fing an, als Mitglied der philosophischen Facultät Vorlesungen zu halten, die nach einem noch vorhandenen Einladungsgedicht mit der Ilias und Ovid's Fasten begannen. Neben seinem akademischen Lehramt bekleidete er vom 15. April 1562 bis 1567 zugleich ein Pfarramt als Diakonus an der Stadtkirche. — In diesem letzten Jahre wurde er nach seiner Vaterstadt Nürnberg an die Egidienkirche als Prediger oder Superintendent berufen und in sein Amt am 2. Nov. eingeführt. Durch diese

Berufung erhielt die kryptocalvinistische Partei, welche von Heling und Hudesian geführt wurde, eine wol nicht unbedeutende Verstärkung. Obwol er sich, wie es scheint, vorsichtig benahm, wurde D. doch in die schon lange bestehenden heftigen Kämpfe zwischen Philippisten und Lutheranern verwickelt, sammt seinen Genossen durch Pasquille von der Gegenpartei verhöhnt und bei dem gegen ihn wie gegen seine Freunde herrschenden Mißtrauen mehrmals gezwungen, sich durch Unterzeichnung der Bekenntnißschriften von dem Verdachte der Häresie zu reinigen. Seine Bemühungen, den Exorcismus bei der Taufe abzuschaffen, konnten unter diesen Umständen keinen Erfolg haben. Nach einem 1583 im Sebalder Pfarrhof abgehaltenen Colloquium mit den Vertheidigern desselben blieb alles beim alten. Diese mißlichen Verhältnisse theologischer Natur scheinen jedoch auf seine sonstige öffentliche Stellung keinen zu großen Einfluß ausgeübt zu haben. Denn 1579 gab man ihn der Commission bei, die zu den Verhandlungen über die Concordienformel nach Cassel geschickt wurde, und 1583 wurde er sogar mit seinem Genossen Heling mit der Einführung der Priesterordination zu Altdorf betraut, Missionen, welche beweisen, daß wenigstens der Rath der Stadt ihm sein Vertrauen nicht entzogen hatte. Nach einem wie es scheint in Ruhe verlebten Alter starb er 63 Jahre alt.

Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, Bd. I und dessen Fortsetzung von Nopitsch, Bd. V. s. v. Dürnhofer. — P. Freher, Theatrum virorum eruditione clarorum. Norimb. 1688, der seine Gelehrsamkeit, besonders seine Sprachstudien außerordentlich rühmt. Brecher.

Du Roi: Johann Philipp Du R., geb. 2. Juni 1741 zu Braunschweig, studirte zu Helmstädt Arzneiwissenschaft, wurde dort 1764 Doctor der Medicin und im J. 1765 Aufseher der berühmten Pflanzung ausländischer Bäume und Gesträuche, welche der Hofrichter v. Veltheim bei seinem Gute Harbcke bei Helmstädt angelegt hatte. Im J. 1777 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und ließ sich daselbst als praktischer Arzt nieder, wurde Garnisonsarzt, Stadtphysicus, Hofmedicus und Assessor bei dem Obersanitäts-Collegium und starb daselbst als vielbeschäftigter Arzt am 8. Dec. 1785. Sein Gönner, Herzog Ferdinand von Braunschweig, ließ ihm ein Denkmal errichten und sein von F. C. Krüger nach Joh. Schwarz gestochenes Bild befindet sich vor dem 25. Bande der Krünitz'schen Encyklopädie. Er schrieb außer seiner Doctordissertation: „De paralysi gravissima femorum crurumque sanata“, 1764, noch „Observationes botanicae“, 1771. 4, und „Die Harbckesche wilde Baumzucht“, 2 Bde. 1771. 72., 2. Aufl. von Pott, 1795—1800, 4 Bde. und viele Abhandlungen für das Hannoversche und Braunschweigische Magazin. Spehr.

Du Roi: Julius Georg Paul Du R., geb. 20. Juni 1754 zu Braunschweig, studirte zu Helmstädt und Göttingen Rechtswissenschaft, wurde im Jahr 1779 zu Helmstädt Doctor der Rechte und am 4. Nov. 1780 außerordentlicher Professor bei der juristischen Facultät an der dortigen Universität. Im Juni 1786 wurde er zum Hofgerichtsassessor bei dem herzoglich braunschweigischen Hofgerichte zu Wolfenbüttel und im J. 1796 zum Hofrathe bei dem Hofmarschallamte zu Braunschweig ernannt. Nach dem am 10. Sept. 1806 erfolgten Tode von Leisewitz, Stifter der braunschweigischen Armenanstalt, deren Mustergültigkeit allgemein bekannt ist und vielen Einrichtungen ähnlicher Art zum Vorbilde gedient hat, trat Du R. als erster Director an die Spitze der Armenverwaltung, welche er bis zu seinem Tode mit unermüdetem Streben, Eifer, Sorgfalt und Erfolg im Geiste und Sinne des Stifters fortgeführt und um welche er sich große Verdienste erworben hat. Nach Wiederherstellung des Herzogthums

Braunschweig erhielt er den Charakter als geheimer Justizrath und starb zu Braunschweig am 11. Oct. 1825. Auf dem Domkirchhofe daselbst ist ihm ein Denkmal gesetzt. Sein Bildniß befindet sich vor dem 31. Bande der Neuen allgemeinen teutschen Bibliothek und ist besonders gestochen in kl. Fol. von J. C. Haid und nach einem Gemälde von C. Schwarz von J. F. Jügel, kl. O. Ein späteres Bild ist von C. Schröder kl. Fol. Aus den Einkünften eines zu diesem Zwecke von ihm der Armendirection zu Braunschweig überwiesenen beträchtlichen Capitals werden jährlich am 20. Juni, dem Geburtstage Du Roi's, eine Anzahl Armer gespeist. — Von seinen Schriften, welche Meusel vollständig anführt, sind als die hauptsächlichsten zu nennen: „Systematische Anleitung zur Kenntniß der Quellen und der Litteratur des braunschweig-wolfenbüttelschen Privatrechts". Braunschweig 1792. — „Biographien der helmstädtischen Rechtslehrer, nebst genauen kritischen Nachrichten von ihren Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Universität Helmstädt" in Hagemann's und Günther's Archiv für theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit. Thl. I. u. II. 1789. — „Darstellung der Grundsätze und Einrichtungen der braunschweigischen Armenanstalt, in besonderer Beziehung auf die von den Armenpflegern zu besorgenden Geschäfte". Braunschweig 1818. gr. 8. Seine zahlreichen, in verschiedenen Zeitschriften erschienenen kleineren Abhandlungen beziehen sich zum größten Theile auf das römische Recht oder das braunschweigische Particularrecht. Auch von ihm verfaßte Gedichte sind in Druck erschienen. Nachrichten über Du R. findet man in Weidlich's Biographische Nachrichten, Thl. II und Nachträge; Meusel, Gelehrtes Teutschland.

Sein Sohn, Georg August Wilhelm, ist zu Braunschweig 11. Mai 1787 geboren, studirte in Göttingen und Heidelberg die Rechte, habilitirte sich am 14. April 1812 als Doctor der Rechte und Privatdocent an der juristischen Facultät zu Heidelberg. Nach der Wiederkehr der braunschweigischen Regierung ging er in sein Vaterland zurück, wurde am 31. Januar 1815 zum General-Auditor des braunschweigischen Truppencorps ernannt und begleitete dasselbe auf dem Feldzuge von 1815 nach Belgien und Frankreich. Unter der vormundschaftlichen Regierung wurde er am 30. Januar 1819 zum Hofrathe und Mitgliede des Landesgerichts zu Wolfenbüttel ernannt, ging aber später als Oberappellationsrath an das Oberappellationsgericht der vier freien Städte nach Lübeck und starb daselbst als ältester Rath am 2. November 1853. Er schrieb: „Qui filii sint legitimi ex jure novissimo ad capita Codicis Napoleonis de la filiation des enfans légitimes atque des preuves de la filiation des enfans légitimes". Heidelberg 1812. — „Specimen observationum de jure in re". Ebend. 1812. In den „Ausgewählten Entscheidungsgründen des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte", welche Prof. Thöl in Göttingen herausgegeben hat, sind zahlreiche von ihm verfaßte Urtheile und Erkenntnisse mitgetheilt.

Spehr.

Dürr: Franz Anton D., geb. zu Mannheim im Jahre 1727, promovirte zum Dr. iur. utr. 1751 zu Mainz, seit 1755 ordentlicher öffentlicher Professor des öffentlichen Rechts und der Geschichte an der Universität daselbst und Hofrath, später noch wirklicher Regierungsrath, Syndicus des Metropolitan-Capitels und der Universität, starb zu Mainz am 27. April 1805, wo er seit der durch die französische Occupation eingetretenen Umwälzung privatisirte. — Die Abhandlungen, meist aus Veranlassung akademischer Acte gemacht, gehören zu den gründlichsten, welche das Kirchenrecht aus dem vorigen Jahrhundert von Katholiken in Deutschland aufzuweisen hat. In der Methode der Zeit folgend, enthalten sie allseitige Benutzung der Litteratur, zum Theil sehr eingehende Quellenstudien und bekunden eine freie wissenschaftliche Auffassung. Sind sie auch zumeist mit

dem Wegfalle der Rechtsverhältnisse, worauf sie Bezug haben, für das heutige Recht bedeutungslos, so behalten sie für die Rechts- und Litteraturgeschichte ihren Werth und liefern insbesondere einen Beweis des trefflichen wissenschaftlichen Sinnes, der an der Mainzer Universität zu einer Zeit herrschte, wo die meisten katholischen Anstalten in Folge der jesuitischen Leitung auf einer sehr tiefen Stufe sich befanden. Wie die Schriften zeigen, hatte er einen durchaus praktischen Sinn und warf sich meist auf kirchenpolitische Gegenstände. Wir besitzen von ihm folgende Werke, sämmtlich in Mainz erschienen: „Diss. de matrimonio aequali aut inaequali personarum illustrium in Germ. vulgo Von Stands- und Mißheirathen“. 1751 (unter Jo. Mich. Dahm J. U. D. et Prof. p. o., in Anton Schmidt's Thesaur. iur. eccl. VI. p. 590 neu abgedr.). — „De potestate patria circa religionem liberorum“, 1755 (Schmidt VI. 674). — „Commentatio hist. de episcopo puerorum, vulgo Vom Schul-Bischoff. Qua hist. litteraria universae rei liturg. variaeque antiquitates eccles. illustrantur“, 1755 (eod. III. 58). — „Com. hist. de Moguntino S. Martini monasterio“, 1756 (III. 84). — „Diss. jur. publ. de eo, quod iustum est circa ius reformandi, in tempore oppignorato, cuius facta est reluitio ad illustrationem instrumenti Pacis Osnabrug. Art. V. § 27“, 1760 (IV. 140). — „De manufidelibus in specie ecclesiasticorum tum principum tum privatorum in Germania“, 1762 (VI. 328). — „De judice controversiarum in causis electionum episcoporum Germ. Vom Entscheidungsrecht zwispaltiger Wahlen geistlicher Reichsfürsten“, 1768 (der Promovent war Jo. Ad. Wöler; ib. II. 354). — „De capitulis clausis ecclesiarum tam cathedral. quam collegiatar. in Germ.“, 1763 (III. 122). — „De annis gratiae canonicorum ecclesiar. cathedral. et colleg. in Germ.“, 1770 (VI. 166). — „De annis carentiae canonicor. cet.“, 1772 (ib. 204). — „De domino territoriali protestantico suis subditis cath. in impedimentis matrimonium iure eccles. impedientibus nulliter dispensante“, 1769 (ib. 638). — „De eo quod iustum est circa repressalias in causis religionis in imperio Rom. Germ.“, 1771 (IV. 652). — „De beneficio eccles. authoritate episcopali legitime permutato ad effectum precum primariar. imperial. haud vacante“, 1773 (V. 273). — „De parocho a perceptione decimarum novalium in Germ. excluso“, 1764 (VII. 1).

Der Biograph, IV. Bd. (Halle 1804, 5), S. 482. v. Schulte.

Dürr: Johann Konrad D., Professor der Theologie an der nürnbergischen Universität Altorf. Geb. 26. Nov. 1625 zu Nürnberg, studirte er in Altorf, Jena, Helmstädt Philosophie und Theologie, erwarb sich ein sehr ausgebreitetes theologisches und allgemeines Wissen, wurde 1651 Inspector des Alumnats in Altorf, 1654 Professor der philosophischen Moral, 1655 der Poesie, 1657 der Theologie daselbst, unter Beibehaltung des philosophischen Lehrstuhles, und erwarb sich durch seine Gelehrsamkeit, Darstellungsgabe, besonders aber seinen milden, von aller Verketzerungssucht weit entfernten Sinn vielen Beifall, zog sich aber freilich auch von Seiten orthodoxer Eiferer, wie seines Collegen Weinmann, wegen dieser theologischen Weitherzigkeit herben Tadel zu. Sein Hauptverdienst liegt auf dem Feld der theologischen Sittenlehre, die er nach Georg Calixt's Vorgang zum erstenmal selbständig gestaltet und in eigenen Vorlesungen behandelt hat. Als Rector der Universität macht er sich die Bekämpfung des damals herrschenden Pennalismus zur Aufgabe. Körperlich schwächlich und in beschränkten Verhältnissen lebend, starb er nach längerem Kränkeln im 52. Lebensjahr am 4. Juni 1677. Ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften, Reden, Disputationen &c. s. bei Zeltner, S. 358—67; sein bedeutendstes Werk ist sein „Enchiridion theologiae moralis“, 1662, oder wie es in der zweiten Auflage heißt: „Compendium th. m.“, 1675; eine dritte wurde nach des Verfassers Tod herausgegeben von seinem Nachfolger Michael Lang 1698.

Zeltner, Vitae theol. Altorf. p. 344 ss. Will, Gesch. der Universität Altorf und Nürnberger Gel.-Lex. I, 303 und Suppl. Witte, Mem. theol. Decas XV. p. 1955 ss.

Sein Vetter und Schwiegersohn war: Johann Friedrich D., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geb. 25. Dec. 1654 zu Weidenbach bei Triesdorf in Franken, studirte 1677 in Jena, wurde 1680 Magister und Adjunct der philosophischen Facultät daselbst, 1684 Docent in Leipzig, 1685 Inspector des Alumnats in Altorf, später Reiseprediger der zwei Prinzen Chr. Albrecht und Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, 1692 Adj. minist. in Ansbach, 1695 Decan und Stadtpfarrer in Uffenheim, wo er den 3. Febr. 1729 starb. Er ist Verfasser einiger theologischen Schriften „De Constantino M.", „De veterum armis et calceamentis" zu Erklärung von Eph. 6, 11 ff.

Will, Nürnberger Gel.-Lex., Bd. I u. Suppl. Wagenmann.

Dürr: Martin D., Meistersänger zu Augsburg, dichtete in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts. Zwei Stücke von ihm vom J. 1576, das eine „Leben und Tod Ezechiels", das andere aus den Proverbien, enthält Peter Heiberger's Sammlung von Meisterliedern, vgl. Schröer in Bartsch, Germanistische Studien 2, 223. Bartsch.

Dürr: Philipp Paulus Theodor D., Arzt, geb. 2. Oct. 1793 in Münden (Münder in den Nekrologen ist Druckfehler), wo sein Vater Superintendent war, † 23. Dec. 1875 in Hannover. Zuerst Pharmaceut in Clausthal, studirte er seit 1816 in Göttingen Medicin, promovirte 1819 und ließ sich nach dem Besuche anderer deutscher Hochschulen in Hannover nieder, wo er 15 Jahre als Armenarzt fungirte und sich 1832 mit der ältesten Tochter des Leibchirurgus Stromeier verheirathete. 1836 wurde er Hofmedicus, 1845 Badearzt in Limmer. Seiner Berufung in die General-Vaccinations-Commission (1842) verdankte das Königreich Hannover seine musterhaften Impfeinrichtungen, welche dem Lande in Hinsicht auf die Beschränkung der Pockensterblichkeit den ersten Rang unter allen größeren europäischen Staaten verlieh. Bei Gründung des hannöverschen Medicinal-Collegiums wurde D. zum Secretär desselben ernannt, welches Amt er bis 1866 verwaltete; 1851 wurde er Medicinalrath, 1862 erhielt er den Guelfenorden und 1869 bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums den Kronenorden. Dürr's Hauptverdienste bestehen in der Gründung und Förderung verschiedener zu Humanitätszwecken dienender Institutionen, namentlich des von ihm 1834 ins Leben gerufenen und durch seine unermüdliche Thätigkeit zu hoher Blüthe gelangten, von D. bis zu seinem Tode geleiteten Unterstützungsvereins für Wittwen und Waisen von Aerzten aus dem Königreiche Hannover, ferner der seinen Namen (Theodor Dürr'sche Stiftung) tragenden Unterstützungscasse für hülfsbedürftige Blinde in der Landdrostei Hannover. Auch an der Begründung der hannöverschen Lebensversicherungsanstalt nahm er thätigen Antheil. Er war langjähriger Präsident des von ihm mitgestifteten ärztlichen Vereins zu Hannover, der ihn nach Niederlegung des Amtes zum Ehrenpräsidenten ernannte. Von D. rühren auch vieljährige regelmäßige Mittheilungen über meteorologische Verhältnisse der Stadt Hannover in der Hannoverschen Zeitung her. (Ausführl. Nekrolog im Hann. Cour. 1. Febr. 1875.) Husemann.

Dürsteler: Erhard D., Historiker in Zürich, geb. 1678, † 1766. — Aus einer im J. 1623 in Zürich eingebürgerten Familie stammend, widmete sich D. dem geistlichen Stande, ward Pfarrer erst in Erlenbach, dann in Horgen am Zürichsee, gab aber 1741 seine Pfarrstelle auf und zog nach Zürich, wo er, stets ein fleißiger Sammler vaterländischen Geschichtsstoffes, den Rest seines Lebens ausschließlich zu Abschrift geschichtlicher Urkunden, vorzüglich aber zu genealogischen Arbeiten verwandte. Seine Manuscriptensammlung von etwa 70 Bänden wurde

von der Regierung 1779 angekauft und der Stadtbibliothek Zürich geschenkt. Unter den Bestandtheilen derselben sind hauptsächlich hervorzuheben: eine Beschreibung der Streitigkeiten des Abtes von St. Gallen mit den Toggenburgern vom Jahr 1696—1759 in zehn Foliobänden, nebst zwei Supplementbänden betreffend den Krieg des Abtes und der katholischen fünf Orte mit Zürich und Bern vom Jahre 1712; eine urkundliche Beschreibung der Stifte und Klöster der Stadt und Landschaft Zürich; eine mehrbändige Stemmatologia tigurina u. a. m.

Vögelin, Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich, 1849. S. 93. G. v. Wyß.

Dusburg: Peter v. D., ein Priesterbruder des Deutschen Ordens, der wahrscheinlich auf der Ordensburg Königsberg lebte, schrieb eine Chronik, welche die Geschichte seines Ordens, besonders in Preußen, umfaßt und bis 1326 reicht; vielleicht rührt auch noch die erste Fortsetzung, bis 1330, von Peter selbst her. Bald nach Vollendung seiner Arbeit scheint er gestorben zu sein. Wenngleich ein volles Jahrhundert nach der Ankunft des Ordens in Preußen entstanden, ist Dusburg's Werk noch immer als die älteste der uns in ursprünglicher Gestalt erhaltenen Quellen zur Geschichte des Ordensstaates zu betrachten. Die Gründung des Ordens erzählt er nach älteren Aufzeichnungen, welche vom Orden selbst ausgegangen waren, verschiebt aber dabei den Verlauf der Sache etwas; seine Notizen über außerpreußische Geschichte entlehnt er bekannten Weltchroniken. Von dem Haupttheile seiner Arbeit, der Eroberung Preußens — alles Uebrige füllt kaum ein Siebentel des Ganzen — sagt er selbst, er erzähle: Weniges was er selbst gesehen, Anderes was er von Augenzeugen erfahren, und sonst was er glaubwürdiger Ueberlieferung entnommen habe. In Betreff des letzten Punktes, in welchem offenbar schriftstellerische Quellen, ältere Annalen und Chroniken, gemeint sind, hat die Kritik noch nicht zu sicheren Resultaten gelangen können und man muß daher bei Benutzung der Chronik um so vorsichtiger sein, als ohne Frage auch viel Legendenhaftes eingeflossen ist. Herausgegeben ist das „Chronicon terrae Prussiae“ zweimal: zuerst, jedoch sehr mangelhaft, von Christoph Hartknoch, Frankfurt und Leipzig 1679, und jetzt von Max Töppen als Eröffnung des ersten Bandes der von ihm, Th. Hirsch und E. Strehlke bearbeiteten Scriptores rerum Prussicarum, Leipzig 1861. K. Lohmeyer.

Dusch: Alexander v. D., geb. zu Neustadt an der Haardt am 27. Jan. 1789, † zu Heidelberg am 27. Oct. 1876, war der Sohn eines kurpfälzischen Beamten, den seine Dienstverhältnisse später nach Mannheim führten. Dort, in Paris, wo sein Oheim Collini badischer Geschäftsträger war, und in Heidelberg erhielt D. seine gelehrte Bildung. Da sein Geburtsland an Baden gefallen war, ergriff er nach Vollendung seiner Studien die Beamtenlaufbahn dieses Staates und fungirte seit 1813 als Kreisassessor zu Villingen. Aus dieser Stellung ward er sodann zuerst in das Finanzministerium, 1818 als Rath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, in dessen Geschäftskreis sich von da an 30 Jahre lang seine amtliche Wirksamkeit bewegte. Bei der sehr ernst gemeinten Freisinnigkeit seiner politischen Anschauungen, die ihn schon sehr früh zu einem Wortführer des parlamentarischen Systems machte (vgl. seine Schrift „Ueber das Gewissen eines Deputirten“, Karlsruhe 1822), fand er sich vielfach in ausgesprochenem Gegensatze zu dem Chef seiner Behörde, dem Minister v. Berstett, der bekanntlich einer der eifrigsten Anhänger der durch die Karlsbader Beschlüsse inaugurirten Politik war. Um so lieber nahm er daher 1826 als Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft, erst in Zürich, seit 1829 in Bern seinen Wohnsitz, nachdem er sich schon vorher bei dem Abschlusse eines Zoll- und Handelsvertrags zwischen Baden und der Schweiz, der bis zum Ein-

tritte Badens in den Zollverein in Kraft blieb, das Vertrauen der schweizerischen Staatsmänner erworben hatte. Dieses Vertrauen erhielt sich D. während der ganzen Dauer seiner amtlichen Wirksamkeit in der Schweiz in so hohem Grade, daß sein Rath und Einfluß auch in solchen Fragen begehrt wurde und wirksam war, in denen der Rang, den der Staat, welchen er vertrat, im europäischen Concert einnahm, ihm keine directe amtliche Einwirkung gestattete. Nachdem D. während der J. 1832—34 mehrfach mit Unterhandlungen betraut war, die seine Abwesenheit von Bern bedingten (Rhein- und Neckarzollsachen, Rheingrenzregulirung u. dergl.), und nachdem er mit dem Minister v. Reizenstein zur Zeit der Minister-Conferenzen in Wien anwesend gewesen war, ohne übrigens an diesen selbst Antheil zu nehmen, fand er im J. 1834 noch Anlaß, den Behörden der Eidgenossenschaft seine guten Dienste zu widmen bei den Verwicklungen, zu denen das Betragen der in der Schweiz aufgenommenen polnischen Flüchtlinge Anlaß gegeben hatte. 1835 wurde er, mit Beibehaltung des Postens in der Schweiz, zum badischen Gesandten in München ernannt, wo es galt, mit dem Hofe des Königs Ludwig I., der Baden aus den bekannten Territorialstreitigkeiten (Rückfall der Pfalz, Sponheimische Frage) her unfreundlich gesinnt war, ein besseres Verhältniß herzustellen. Dies wurde wenigstens äußerlich erreicht, wenn auch der König, der sich bei diesen Irrungen im Recht glaubte, den Verlust der rechtsrheinischen Pfalz nie ganz verschmerzen konnte.

Von 1838—42 vertrat D. sein Heimathland im Bundestage und auch hier war er bestrebt, seine freisinnigen Ansichten, die ja dort nicht durch eine eingreifende Thätigkeit zur Geltung gebracht werden konnten, wenigstens durch Abwehr schlimmster Einflüsse zu bewähren. Mehr Gelegenheit zur Geltendmachung seiner constitutionellen Gesinnung fand D., als er, nach Blittersdorff's Rücktritt, 1842 zum Minister des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, eine Stellung, in welcher er, seit 1846 mit seinem Freunde und Collegen Bekk zusammenwirkend, nach besten Kräften bestrebt war, die traurigen Folgen des Blittersdorff'schen Systems zu beseitigen. Doch war einerseits die radicale Partei in Baden damals schon zu sehr verbreitet und zu weit fortgeschritten, um wieder auf die Bahn einer Verständigung mit der Regierung zurückgeführt zu werden, andererseits wirkten hemmend und schädigend die von Frankfurt aus eifrig fortgesetzten Intriguen und Hetzereien seines Amtsvorgängers, endlich trat durch die Bewegung von 1848 unerwartet ein Element in die kleinstaatlichen Verhältnisse ein, welches, rasch zu revolutionären Ausschreitungen führend, die Männer der Ausgleichung und Versöhnung unmöglich machte. Das Ministerium, das die Mittel nicht besaß, den Maiaufstand von 1849 niederzuwerfen, mußte vor der nun hereinbrechenden Reaction (Juni 1849) zurücktreten.

In den deutschen Verfassungsfragen aber, deren Scheitern diesen Aufstand hervorgerufen, nahm D. eine ganz bedeutende Stellung ein. Von jeher gut deutsch gesinnt, vermochte er im Januar 1849 den Großherzog Leopold zu der Erklärung an die provisorische Centralgewalt: daß er bereit sei, sich einem einzigen, ja selbst einem erblichen Oberhaupt des deutschen Bundesstaates verfassungsmäßig unterzuordnen, eine Erklärung, der sich bekanntlich die Mehrzahl der kleineren Staaten anschloß.

Dem abgetretenen Minister blieb Haß und Verdächtigung von beiden großen Parteien nicht erspart. Er ertrug diese Producte vorübergehender Strömungen mit Gelassenheit in der Stille des Privatlebens, der er sich, nachdem er noch 1850 im Staatenhause zu Erfurt sich an den vergeblichen Bemühungen um eine bundesstaatliche Verfassung betheiligt hatte, noch 25 Jahre lang erfreuen durfte. Bis wenige Jahre vor seinem Tode in der vollen Kraft des Geistes, und bei

seiner gediegenen und vielseitigen Bildung auf den Gebieten der Litteratur und der Musik stets in einer ihn befriedigenden Thätigkeit, nahm er auch an den Vorgängen im Staatsleben seiner Heimath und des deutschen Vaterlandes den lebhaftesten Antheil. Eng befreundet mit L. Häußer, blieb er, ohne je wieder in die öffentliche Arena herauszutreten, in vielfacher Beziehung mit der liberalen Partei des Landes und war wol auch an dem Sturze des Concordats und an den Errungenschaften der neuen Aera unter dem Ministerium Lamey-Roggenbach nicht ohne Antheil. Als Schriftsteller hat er in den Schriften „Zur Pathologie der Revolutionen“ (1852) und „Das Reich Gottes und Staat und Kirche“ (1854) mit den in ihm zur unerschütterlichen Ueberzeugung ausgebildeten freisinnigen Grundsätzen der damals herrschenden Reaction in Staat und Kirche wirksam entgegengearbeitet. Es war die höchste Freude seines Alters, die Wünsche und Ideale seiner Jugend in der Neugründung des deutschen Reiches und in der aufrichtig verfassungstreuen Haltung seines Heimathlandes verwirklicht zu sehen.

Von seinen drei Söhnen war der eine Präsident des badischen Handelsministeriums, der zweite, lange Jahre Gesandter in Würtemberg und der Schweiz, ist jetzt als Geh. Rath im badischen Staatsministerium thätig, der dritte ist Professor der Medicin an der Universität Heidelberg.

Bad. Biographieen I. 197—204. v. Weech.

Dusch: Johann Jacob D., Dichter und sehr fruchtbarer Schriftsteller, wurde 12. Febr. 1725 zu Celle geboren, machte seine Studien in Göttingen, wurde dann Hauslehrer, privatisirte zu Altona seit 1756, wurde 1766 Gymnasialdirector, 1767 Professor der englischen und deutschen Sprache, 1771 der Philosophie und Mathematik, erhielt 1780 vom König von Dänemark den Titel eines königl. dänischen Justizraths und starb am 18. Decbr. 1787. Ein Spätling, aber lange noch in Gottsched's Geiste wirksam. Er schrieb: „Die unschuldigen Diebe“, ein Schauspiel, 1749; „Die Wissenschaften“, ein Gedicht, 1751; „Vermischte Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst“, 1754; „Der Schooßhund“, ein komisches Gedicht in neun Büchern, 1756; „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande“, 6 Theile, 1764–73; „Sämmtliche Werke“, Altona 1765—67, Bd. I—III. Außerdem viele Uebersetzungen aus dem Englischen, Holländischen &c. und Recensionen in dem Altonaischen Postreuter.

Ersch u. Gruber, Encykl. I. Bd. 28. S. 429 ff. Kelchner.

Dussek: Johann Ludwig D., als Pianofortespieler und Componist für sein Instrument in gleiche Linie mit Clementi und J. B. Cramer zu stellen, wurde am 9. Febr. 1761 zu Czaslau in Böhmen geboren. Unter der Leitung seines Vaters Joh. Jos. D., dem tüchtigen Organisten und ersten Schullehrer des Städtchens, machte D. rasche Fortschritte auf dem Clavier und auf der Orgel. Als Chorknabe nach Iglau in Mähren geschickt, unterwies ihn dort Chordirector P. Spener auch in theoretischen Studien. D. kam nun als Organist nach Kuttenberg, blieb dort zwei Jahre, studirte dann in Prag Philosophie und begab sich hierauf unter der Aegide des Grafen Männer nach den Niederlanden, wo sein Ruf als Virtuose sich rasch verbreitete. Einige Zeit fungirte er noch als Organist in Malines und Bergen-op-Zoom, dann concertirte er als Clavierspieler namentlich in Amsterdam und im Haag und veröffentlichte auch hier seine ersten Compositionen (3 Concerte und 12 Sonaten für Clavier ... Violine). Obwol nun bereits auf einer bedeutenden Stufe der Vollkommen... gelangt, hielt es D. doch für angemessen, noch von dem Rathe eines er... Mannes zu profitiren. Dieser Mann war kein geringerer als C. Ph.

Em. Bach in Hamburg, wohin sich D. im J. 1783 begab und hier seinem Spiel die letzte Feile gab. Von Hamburg wandte sich D. nach Berlin, wo er sich auf der von Hessel construirten Clavier-Harmonika öffentlich hören ließ und viel Aufsehen erregte, auch selbst an der Verbesserung dieses Instrumentes mithalf. Und abermals trieb es ihn weiter: dies Mal nach Petersburg, wo er längere Zeit zu verweilen gedachte, aber, vom Fürsten Karl v. Radziwill überredet, dessen Engagement annahm und ihm auf des Fürsten Güter nach Lithauen folgte. Gegen Ende 1786 reiste D. nach Paris und ließ sich bei Hofe mit großem Beifall hören. Seinen Bruder Franz wiederzusehen, der in Mailand eine Musikdirectorstelle bekleidete, begab sich D. dorthin und erregte auch hier als Clavier- und Harmonikaspieler großes Aufsehen. Sein Besuch war abermals nur vorübergehend; er kehrte nach Paris zurück und blieb hier, bis ihn die Revolution vertrieb. Er wählte, wie so viele Künstler damals, den Weg nach London. Sein erstes Auftreten daselbst war in einem der Salomon-Concerte am 2. März 1790 und nun finden wir seinen Namen bei allen bedeutenderen Vereins- und Privat-Concerten, u. a. auch in den Benefiz-Concerten Haydn's. Mit der berühmten Harfenspielerin Mme. Krumpholz trat er wiederholt auf und verdanken mehrere seiner Duos für Clavier und Harfe diesem Umstande ihr Entstehen. Ein Besuch des schon damals bedeutenden Clavieretablissement J. Broadwood veranlaßte D., von da sich häufig der Instrumente dieser Fabrik zu bedienen. Die Bekanntschaft mit Miß Corri (der einzigen Tochter des neapolitanischen Componisten Domenico Corri), die als Clavier- und Harfenspielerin und als Sängerin gerade damals, von Schottland kommend, in London Aufsehen machte, führte zur ehelichen Verbindung und traten beide zu Anfang 1793 zum ersten Male als Ehepaar in ihrem Concerte auf. Schon im Sommer 1791 hatte D. mit Dom. Corri einen Ausflug nach Schottland gemacht; später errichteten beide eine Musikalienhandlung und Notenstecherei und veranlaßten u. a. Haydn zur Composition der bekannten 12 englischen Originalcanzonetten. Das Unternehmen selbst nahm jedoch ein jähes Ende; beide waren zwar Künstler, aber keine Geschäftsmänner, stürzten sich in Schulden und zogen auch den Theaterdichter Da Ponte, der mit ihnen eine Handelsverbindung eingegangen war, mit hinein. Die Gläubiger drängten derart, daß es D. für gerathen fand, im J. 1800 sein Heil in schleuniger Flucht zu suchen. Zum zweiten Male treffen wir D. in Hamburg, wo er die Bekanntschaft einer hochgestellten Dame machte, deren Neigung zu ihm so weit ging, daß sie ihn auf ihr Gut an der dänischen Grenze sozusagen entführte. D. hielt es auch hier nur zwei Jahre aus. Sehnsucht nach der Heimath trieb ihn ins Elternhaus, wo er seinen Vater nach langer Trennung umarmte. Auf der Rückreise über Magdeburg erwarb er sich die Zuneigung des edlen Fürsten Louis Ferdinand von Preußen, begleitete ihn nach Berlin und blieb ihm zur Seite als Lehrer und Freund, bis der Tod des heldenmüthigen Fürsten bei Saalfeld (10. Oct. 1806) das schöne Bündniß löste. D. fand alsbald eine geeignete Stellung beim Fürsten von Ysenburg, begab sich aber 1808 nach Paris, wo er ein Engagement als Concertmeister beim Fürsten von Bénévent (Talleyrand-Périgord) annahm. Noch im J. 1809 trat D. im Concert Rode's auf und riß alle Zuhörer zur Bewunderung hin, dann aber verschwindet sein Name. Eine allgemeine Abspannung der Kräfte trat ein, gleichzeitige unförmliche Beleibtheit machte ihn träge und der Genuß geistiger Getränke, in denen er Hülfe zu finden glaubte, beschleunigte nur das Ende seines vielbewegten Lebens. Er verschied in den Armen Neukomm's zu St. Germain en Laye (bei Versailles) am 20. März 1812. — In D. schätzte man nicht nur den ausgezeichneten Künstler, der zur Verbreitung der besten Tonwerke deutscher Meister unendlich viel beitrug, sondern auch den feingebildeten, liebenswürdigen

und stets gefälligen Menschen. Sein Spiel war solid, correct, voll Seele, Ausdruck und Delicatesse; es sprach aus, was er selber fühlte. Seine Compositionen vereinigen Gedankenfülle, thematische Verarbeitung, Mannigfaltigkeit des technischen Theils und wohlthuende Wärme und bewähren sich noch heute beim Unterricht als sichere Basis eines soliden Spiels. D. veröffentlichte an Claviercompositionen eine concertirende Sinfonie für zwei Claviere mit Orchesterbegleitung, op. 63, dem Fürsten Talleyrand gewidmet, Concerte und Duos für Clavier und Harfe oder für zwei Claviere, namentlich op. 11 und op. 38, 12 große Clavierconcerte, 1 Quintett op. 41, 1 Quartett op. 56 (Prinz Louis Ferd. gew.), 10 Trios mit Violine (oder Flöte) und Violoncell, 30 Sonaten mit Violine, 9 vierhändige Sonaten und 3 dito Fugen, 53 Sonaten für Clavier allein (darunter „Les adieux à Clementi", „Le retour à Paris", op. 70, „L'invocation", op. 77, Sonate „Dédiée à son ami Muzio Clementi", op. 44, eine große Anzahl Divertissements, Fantasien, „Fantasie und Fuge, seinem Freunde J. B. Cramer gew.", op. 55, „Elégie harmonique sur la mort de S. A. R. le Prince Louis Ferdinand de Prusse", op. 61), Rondos, Variationen und mehrere Tänze. Eine Gesammtausgabe in 12 Bänden, „Oeuvres complettes", erschien in den J. 1812—18 bei Breitkopf & Härtel. Dussek's Clavierschule in engl. Sprache erschien in deutscher Uebersetzung, seinem Vater gewidmet, ebenfalls bei Breitkopf & Härtel, in franz. Sprache bei Erard. Zwei Opern, die D. in London aufführen ließ, hatten keinen Erfolg; eine Messe und kleinere Kirchenstücke stammen noch aus seiner Jugend. Der Drang, für die Kirche zu schreiben, erwachte in ihm erst wieder in den letzten Lebensjahren in Paris. In einer für den Fürsten Esterhazy componirten sehr umfangreichen Messe, G-dur, war es ihm ganz besonders darum zu thun, sich noch ein Mal als tüchtiger Contrapunktist zu zeigen. Gedruckt erschienen von Gesangsachen nur: VI Canons für 3 und 4 Stimmen, dem Fürsten v. Hatzfeld gewidmet; Lied in 3 Noten, B. C. D. („Wo Liebe sich bettet"), beide bei Breitkopf & Härtel. — Die bekanntesten Porträts von D. sind der Kupferstich von P. Condé nach Cosway's Oelgemälde; der Kupferstich von C. F. Riedel, Leipzig 1804; die in Paris bei Langlumé erschienene größere Lithographie von Maurin, die uns D. bereits in seiner übermäßigen Körperfülle zeigt. Eine Büste nach der Larve, die Dr. Spurzheim von der Leiche nahm, lieferte Calamare.

Dussek's Bruder, Franz, der ebenfalls von seinem Vater zu einem tüchtigen Meister ausgebildet wurde, schrieb zur Zeit seines Aufenthaltes in Italien eine Anzahl Opern. — Dussek's oben erwähnte Frau, geb. Corri, wurde 1775 zu Edinburg geboren und spielte schon als vierjähriges Kind öffentlich Clavier; 1788 zog sie mit ihrem Vater nach London. Sie vermählte sich nach Dussek's Tode mit dem Musiker Moralt und errichtete in Paddington eine Musiklehranstalt. — Noch sei der Schwester Dussek's, Veronica, gedacht, die gleichfalls im Elternhause musikalisch ausgebildet wurde. Ihr Bruder ließ sie nach London kommen, wo sie 1799 als Clavierspielerin auftrat und sich mit F. Cianchettini von Rom vermählte. Beider Sohn, Pio, zeigte als Knabe eminentes musikalisches Talent. Kaum fünf Jahre alt spielte er im Kings-Theater in London eine Sonate auf dem Pianoforte und improvisirte über gegebene Themas. Er reiste dann mit den Eltern nach Holland, Frankreich und Deutschland. Am 16. März 1805 gab Mad. Dussek-Cianchettini in Berlin ein Concert im Theatersaal, ließ sich mit einem Concert eigener Composition hören und spielte mit ihrem fünfjährigen Söhnchen vierhändige Variationen über God save the king. Der Kleine, den man nur den „englischen" Mozart nannte, rechtfertigte später keineswegs die auf ihn gesetzten hohen Erwartungen — es fehlte eben der Mozart'sche Vater. C. F. Pohl.

Dusseldorp: Franciscus van D., als Sohn angesehener Eltern zu Leyden in der Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, war anfangs im Haag Advocat bei dem Hofe von Holland, bald jedoch nahm er das geistliche Kleid an und predigte in seiner Vaterstadt mit großem Beifall, wanderte aber aus Furcht vor den Reformirten nach Utrecht aus, wo er seit 1608 als Canonicus und bischöflicher Vicar des päpstlichen Vicars Sasboldus Vosmeer fungirte. Als er sich in seiner Freiheit bedroht sah, zog er nach Emmerich und Köln, wo er durch Predigt und Rath die Sache seiner Kirche zu fördern suchte und im J. 1630 starb. Nach seinem Tode erschien sein „Tractatus de matrimonio non ineundo cum his qui extra ecclesiam sunt“, 1636. Daneben hinterließ er einige Handschriften, von welchen van Heussen (Oudh. Bisd. v. Utrecht I. p. 73) eine „Isagoge Francisci Dusseldorpii de origine tumultuorum Belgicorum“ nennt. Diese Schrift soll deutlich beweisen, daß D. dem Verfahren des spanischen Königs nicht unbedingt beistimmte, weder in Betreff der Bischofsernennungen von 1560, noch in Beziehung auf die politische Einmischung der Geistlichen und Mönche, die der Religion nur schädlich gewesen sei.

Van der Aa, Biogr. Woordb.; Paquot, Mémoires II. p. 41; van Heussen in seiner lateinischen Batavia Sacra p. 262. van Slee.

Düsterwald. Köln hat drei Glockengießer dieses Namens aufzuweisen: Johann, Christian und Gerhard. Johann lebte am Ende des 14. Jahrhunderts. Im J. 1380 goß er eine Glocke der St. Severinskirche, wozu der Canonicus Dr. Johannes de Cervo einen Theil der Mittel bot; im J. 1400 goß er eine Glocke in Neuß. Gerhard und Christian waren wahrscheinlich seine Söhne. Beide gossen gemeinschaftlich 1418 eine Glocke der St. Peterskirche. Von Christian kennen wir eine Glocke in St. Johann auf der Severinstraße, 1403, eine in St. Peter, 1416, eine Uhrglocke im Rathhause, zwei Glocken in St. Kunibert, 1413. Ennen.

Duttenhofer: Christian Friedrich D., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. den 3. Febr. 1742 zu Nürtingen in Würtemberg, † den 18. März 1814 als Prälat und Generalsuperintendent in Heilbronn. Sein Vater, Bürger und Spitalmeister einer altwürtembergischen Kleinstadt, auch Landschafts- und Hofgerichtsassessor, war ein verständiger, ruhig denkender Mann, aller Frömmelei abgeneigt, seine Mutter gehörte der pietistischen Richtung an: ein Verhältniß, das auf des Sohnes geistige Entwicklung nicht ohne Einfluß blieb. Vorgebildet in der Lateinschule seiner Vaterstadt, dann in der Klosterschule zu Denkendorf 1756 ff., bezog er 1758 die Universität Tübingen, zum Studium der Theologie bestimmt. Während er in den philosophischen Wissenschaften unter Lehrern wie Plouquet, Schott rc. erfreuliche Fortschritte machte, auch durch Lectüre alter und neuer Classiker seinen Geschmack bildete, fand er an den theologischen Studien, wie sie damals unter Reuß, Cotta, Sartorius, Faber in Tübingen betrieben wurden, weniger Gefallen. Nach erstandenem theologischen Examen wird er Hauslehrer bei seinem Bruder, einem Kaufmann in Leipzig, wo er die Vorlesungen und den Umgang von Ernesti, Crusius, Gellert benutzt. Nachdem er sodann noch in verschiedenen Orten — bei Prof. Meier in Greifswald, einem Herrn v. Schimmelmann in Hamburg — Hauslehrer gewesen, auch England und Frankreich bereist hatte, kehrt er in seine schwäbische Heimath zurück, wird Diakonus in Beilstein 1771, Pfarrer in Gronau 1777, Prediger in der Reichsstadt Heilbronn 1780, Senior minist. daselbst 1800, später nach der würtembergischen Annexion Prälat, Generalsuperintendent der Diöcesen Hall und Heilbronn, und Oberconsistorialrath. Obgleich so sein auf eine akademische Laufbahn gerichteter Wunsch unerfüllt blieb, widmete er

sich doch zeitlebens wissenschaftlichen Studien und litterarischen Arbeiten, besonders aus dem Fach der Religions- und Kirchengeschichte, erhielt auch 1806 von der Universität Helmstädt einen der letzten, von dort verliehenen theologischen Doctorhüte. Seine theologische Richtung war die der damals herrschenden Aufklärung, mit zum Theil sehr schroffer Opposition gegen Orthodoxie und Pietismus. So zeigt er sich in seinen Schriften, z. B.: „Freimüthige Untersuchung über Orthodoxie und Pietismus", 1787; „Predigten zur Beförderung eines vernünftigen und rechtschaffenen Christenthums", 1792; „Versuch über den letzten Grundsatz der christlichen Sittenlehre", 1801; „Betrachtungen über die Geschichte des Christenthums", 1813; besonders aber seine „Geschichte der Religionsschwärmerei" in 3 Bänden, Heilbronn 1796—99, oder wie das Werk in der zweiten Auflage hieß: „Geschichte der christlichen Religion, ihrer Entstellung, Verfälschung, Wiederherstellung", Heilbronn 1802, 3 Bde. — eine Darstellung der ganzen Kirchengeschichte vom einseitigsten Aufklärungsstandpunkt aus, eine aus sehr secundären Quellen geschöpfte Spott- und Lästerchronik, worin die ganze Geschichte des Christenthums erscheint als eine Kette von Abgeschmacktheiten, wahnsinnigen Andächteleien, erdichteten Visionen, Wundern, Heuchelei und Bubenstücken, wodurch die von Jesus der Menschheit verkündigte Religion der reinen Vernunft entstellt worden sei.

Beyer, Allg. Magazin f. Prediger, Bd. XI. 1795. Allg. deutsche Bibl. Bd. LXI. Meusel, Gel. Teutschl. Bd. II. IX. XI ff. Döring, Gel. Theol. I. 349. und in Ersch und Gruber's Encykl. Frank, Gesch. d. prot. Theol. III. S. 85. Wagenmann.

Duttenhofer: Christian Friedrich Traugott D., Kupferstecher, geb. 1778 zu Gronau in Würtemberg, wo sein Vater (s. o.) Pfarrer war, † 16. April 1846 zu Heilbronn. Nach kurzer Vorschule in Stuttgart bildete sich D. in Dresden unter Klengel für die Landschaft aus und besuchte dann noch die Kunstakademie in Wien. Von dort siedelte er um das J. 1809 nach Paris über und betheiligte sich mit Stichen nach Dominichino, Poussin, Brill u. A. bei dem damals erscheinenden Musée Français. Nach einer Reise durch Italien kehrte er mehr als 40jährig in die Heimath zurück und ließ sich in Stuttgart nieder. Unter den dort von ihm gestochenen Blättern sind besonders einige große Architekturstücke für das Boisserée'sche Werk über den Kölner Dom zu erwähnen. Wie D. selbst, so ist auch sein Sohn und Schüler Anton, welcher im J. 1843 31jährig in Stuttgart starb, nur den mittleren Talenten beizuzählen.

Griesinger, Universal-Lexikon von Würtemberg. Sein Werk s. bei Le Blanc, Manuel T. 2. Wintterlin.

Duttlinger: Johann Georg D., großherzogl. badischer Geh. Rath und Professor der Jurisprudenz an der Universität Freiburg, wurde zu Lembach bei Stühlingen auf dem Schwarzwald am 13. April 1788 geboren, machte seine Studien zu Freiburg und Heidelberg, erwarb sich zu Besançon praktische Kenntnisse im französischen Rechte und erhielt 1818 eine außerordentliche Professur des deutschen Privat- und Wechselrechtes an der Universität Freiburg, 1819 wurde er ordentlicher Professor. Im nämlichen Jahre betrat er als Abgeordneter der II. Kammer des ersten badischen Landtages die parlamentarische Laufbahn, auf welcher er reiche Lorbeeren ernten sollte. Wie er sich als akademischer Lehrer durch die Uebersichtlichkeit und Klarheit seiner Vorträge besonders auszeichnete, so ragte er durch seine ausgezeichnete Fähigkeit, die Begriffe in eine scharfe und präcise Fassung zu bringen, in der Kammer hervor. Er wurde daher auch von der Regierung zum Mitglied der Gesetzgebungscommission berufen und hatte namentlich an den Entwürfen der Civilproceßordnung, der Straf-

proceßordnung und des Strafgesetzbuches (1830—39) wesentlichen Antheil. Entschieden liberal und von unbeugsamer Festigkeit des Charakters, ließ er sich doch niemals zu principieller Opposition fortreißen und blieb von der Macht der Phrase wie von dem Terrorismus des Parteiwesens durchaus unberührt. Bei seinem klaren und praktischen Verstand trennte er sich von der Mehrzahl seiner politischen Freunde, als diese aus liberalem Doctrinarismus gegen den Anschluß Badens an den Zollverein (1835) agitirten und stimmten. Die eigentlichen Parteimänner beschuldigten ihn daher wol der Unzuverlässigkeit. Doch war sein Ansehen in der Kammer so mächtig, daß er seit 1822 als Vicepräsident an der Leitung der parlamentarischen Geschäfte hervorragenden Antheil nahm, 1841 als Präsident an die Spitze des Hauses trat. Seine Lehrthätigkeit und seine Wirksamkeit im öffentlichen Leben nahmen Duttlinger's Zeit und Kraft so stark in Anspruch, daß ihm zu litterarischen Arbeiten nicht viel Muße übrig blieb. Doch hat er verschiedene gediegene Aufsätze (z. B. „Ueber den Indicienbeweis in Strafsachen" und „Das qualificirte Geständniß in Civilsachen") in dem „Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung in Baden" publicirt, das er mit v. Weiler und v. Kettenacker herausgab. D. † zu Freiburg am 24. Aug. 1841.

Vgl. Bad. Biographieen I. 204—207. v. Weech.

Duval: Valentin Jamerai D., Numismatiker, geb. zu Artenay in der Champagne 12. Januar 1695, gest. zu Wien 3. Novbr. 1775. Der Sohn armer Bauern versah D. in seiner Heimath bis zu seinem 17. Lebensjahre die Dienste eines Viehhirten. Ueberdrüssig seines Geschickes, kam er durch die Empfehlung eines Klausners in die Obhut der Einsiedler von St. Anna in den Vogesen, wo seine Wißbegierde erwachte. Während er dort noch Hirtendienste versah, suchte er sich schon in den Besitz von gelehrten Büchern zu setzen und allerlei Kenntniß zu erwerben. Dieser innere Trieb zur Erwerbung einer höheren Bildung hatte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den jungen Mann gelenkt und als ihn eines Tags zufällig die Prinzen von Lothringen Leopold, Clemens und Franz unter einem Baume in einem Buche vertieft antrafen, waren diese von den Antworten, welche D. den Prinzen gab, so überrascht, daß sie ihn an das Jesuiten-Collegium Pont-à-Mousson gaben, damit er sich eine höhere Ausbildung erwerben könne. Mit großem Interesse wandte sich D. der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften zu. In Begleitung des Prinzen Franz von Lothringen, späteren Gemahls der Kaiserin Maria Theresia, machte er 1718 Reisen nach Paris, Belgien und Holland und wurde 1719 zum Oberbibliothekar und Professor der Geschichte an der Hochschule in Luneville ernannt. Seine Vorträge, anregend und geistvoll, fanden großen Beifall und zwei später berühmte Engländer, Chattam und Pitt, wurden seine Schüler. Dabei vergaß er aber nicht seiner alten Gönner, der Einsiedler von St. Anna, und erwies ihnen von seinen Ersparnissen große Wohlthaten. Als Lothringen (1738) in den Besitz des Königs Stanislaus überging, folgte D. dem Herzoge Franz nach Florenz und 1743 nach Wien, wo ihm der Kaiser, sein alter Gönner, 1748 die Stelle eines Directors des kaiserlichen Münz- und Antikencabinets übertrug. Hier fiel ihm zuerst die Aufgabe zu, die von Heräus vereinigten kaiserlichen Sammlungen mit den zwei gelehrten Numismatikern Frölich und Kell zu ordnen und zu beschreiben, welche Arbeit unter dem Titel: „Numismata Cimelii Austriaci Vindobonensis, quorum rariora iconismis cetera catalogis exhibita jussu Mariae Theresiae imperatricis et reginae Augustae typis et sumptibus Thomae Trattner", 1755. 2 Thle. Fol. veröffentlicht wurde, dann hatte er die 1752—56 von Kaiser Franz erworbenen orientalischen Münzen und dessen bedeutende Sammlung von Münzen und Medaillen der neueren Zeit zu ordnen und zu beschreiben. Letzteres Werk erschien

1756—1759 unter dem Titel: „Catalogue des Monnoies en argent (en or) qui composent une des différentes parties du cabinet de S. M. l'empereur depuis les plus grandes pièces jusqu'au Florin inclusivement", Vienne 1756 et 1759, welchem 1770 noch ein Supplementband folgte. Duval's Arbeiten sind heute veraltet und ohne wissenschaftlichen Werth. Unter seinen Zeitgenossen erregten das größte Interesse sein eigenartiger Charakter und seine Lebensschicksale, über welche letztere er Aufzeichnungen hinterließ auf deren Grundlage nach seinem Tode in deutscher und französischer Sprache Biographien erschienen.

A. Chr. Kayser, Leben des Herrn V. J. Duval. Regensburg 1784, 2. Aufl. 1788. 2 Bde. — Dr. E. Freih. v. Sacken und Dr. Fr. Kenner, Die Sammlungen des kais. königl. Münz- und Antiken-Kabinetes. Wien 1866.

K. Weiß.

Duve: Johann D., Gottschalk Duve's Sohn, geb. zu Hannover 8. März 1611, stammte aus einer Familie, die seit mehr als zweihundert Jahren dem Krameramt der Stadt angehörte. Auch er erlernte in den Jahren 1626—1633 in Hamburg bei dem Kaufmann Schlegel die Kaufmannschaft und den Seidenhandel und führte dann selbst ein gleiches Geschäft in Hannover fort. Im J. 1643 wurde er fürstlicher Oberbergfactor und behielt die Pachtung, vermöge deren ihm der Vertrieb der Ausbeute des Harzes oblag, 27 Jahre, obschon er nach seinen eigenen Angaben das Geschäft nur die ersten 18 Jahre ohne Schaden, die letzten neun mit einem Vermögensverlust von 50000 Thalern führte. Das Andenken der Nachwelt hat sich D. durch die patriotisch selbstlose Gesinnung gesichert, mit der er seinen Reichthum für das Wohl seiner Mitbürger und die Hebung der damals erst recht emporkommenden Vaterstadt verwendete. 1643 stiftete er ein Armen- und Waisenhaus außerhalb des Steinthores zur Aufnahme von 60 Waisenkindern und 40 gebrechlichen und bedürftigen alten Leuten. Für verschiedene Kirchen der Stadt sorgte er durch Bauten oder Ausschmückung: so stellte er, da Stadt und gemeine Bürgerschaft in dem verderblichen Kriege durch vielfältige Contribution, Steuren und Anlagen erleeret und erschöpfet worden, 1653 die einige 20 Jahre zuvor durch einen Sturm herabgewehte Thurmspitze der Kreuzkirche mit einem Kostenaufwand von 10000 Thalern wieder her; so schenkte er der Marktkirche 1663 eine große gemalte, bei der Restauration von 1852 beseitigte Altarwand. Zu Döhren bei Hannover ließ er 1667 ein Wehr und die dazu gehörige Wassermühle errichten. Um den Mühlen in der Stadt einen gleichförmigen Wasserstand zu sichern und die niederen oft durch Ueberschwemmung heimgesuchten Stadtgegenden zu schützen, ließ er 1651 vor Hannover den sog. Schnellengraben bauen. Bis heute lebt sein Name in dem Theile der Stadt fort, für den er durch Ausschmückung der Kirche, durch Wasserleitung und insbesondere durch Erbauung ganzer Straßen sorgte: in der sog. Neustadt, dem westlichen Stadttheile, legte er nördlich der Calenberger Straße (des früheren Steinweges) auf ihm eigenthümlich gehörenden Gartengrundstücken 40 Wohnhäuser in 4 Reihen an, von denen die östliche nach der Farbe ihrer Häuser die Rothereihe heute wie damals heißt, die beiden mittleren, anfangs als die blaue Straße bezeichnet, und die westliche alsbald die noch gegenwärtig gebräuchlichen Namen der großen und der kleinen Duvenstraße erhielten. Johann D. starb 1679, am 2. September und wurde in dem 1655 von ihm angelegten, im damaligen Geschmack reich ausgestatteten südlichen Anbau der Kreuzkirche begraben.

Baring, Beytrag zur Hannöverischen Kirchen- und Schul-Historia (1748) S. 42—48. Spittler, Gesch. des Fürstenth. Hannover 2, S. 169 ff. Hoppe, Gesch. der Stadt Hannover S. 207 ff. Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen I. S. 67, 73.

Frensdorff.

Duvenvoirde: Johann van D., Herr von Warmond, niederländischer Admiral, geb. 1547, stammte aus einem alten holländischen Adelsgeschlecht, einem Zweig der Wassenaers. Wie sein Vater Arent, der mit seinen Brüdern am Compromisse theilnahm, griff er eifrig die Partei der Nation gegen Spanien und zeichnete sich als Wassergeuse aus, nachher führte er aber ohne Glück den Befehl über die Seemacht auf der Haarlemmersee und später als Lieutenant-Admiral von Holland über die sämmtliche Flotte. Als Edelmann von hohem Ansehn ward er zur Führung mehrerer Gesandtschaften ausersehen. Seine größte Waffenthat war die Eroberung von Cadix 1596 in Verein mit den Engländern. 1600 führte er die Flotte, welche die Armee nach Nieuwpoort übersetzte. Er starb 1610. P. L. Müller.

Duvenvoirde: Wilhelm van D., Herr von Oosterhout, holländischer Staatsmann, war Kammerherr und Schatzmeister des Grafen Wilhelm III. von Hennegau-Holland und hatte während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts großen Antheil an den Geschäften. Dem Hause Polanen angehörend und im Besitze großen ererbten Reichthums, vermehrte er denselben durch Ländergewinn in Süd-Holland und Nord-Holland, wo er eine Masse Land, das Wildniß oder Sumpf war, cultivirte. Namentlich in der Umgebung von St. Geertruydenberg, wo er Ortsherr war, war sein Wirken großartig. Mehrere Klöster wurden von ihm gegründet oder reich beschenkt. Es wird ihm nachgesagt, daß er, einer der reichsten Männer seiner Zeit, dem König Eduard III. von England, dem Schwiegersohn seines Herrn, geradezu fabelhafte Summen vorschoß. In dem Streit zwischen der Kaiserin Margarethe und ihrem Sohn ergriff er lebhaft die Partei der ersteren; seine Güter wurden von den Gegnern confiscirt. Bald darauf starb er 1353. P. L. Müller.

Duvernoy: Johann Georg D., Anatom, Ende des 17. Jahrhunderts in Mümpelgard geb., hatte sich während seiner Studien in Paris vorzugsweise mit Botanik (unter Tournefort), später in Tübingen, wo er 1716 promovirte, mit Anatomie beschäftigt und wurde hier zum Professor der Anatomie ernannt; als solcher war er Lehrer Haller's, der seine bekannte, gegen Coschwitz gerichtete Dissertation (De ductu salivali Coschwiziano, Tubing. 1725. 4) unter Duvernoy's Leitung geschrieben und unter dessen Vorsitz vertheidigt hat. Haller spricht mit großer Anerkennung von dem Fleiße seines Lehrers, der mit Armuth und Mißgeschick, als Anatom aber mit absolutem Mangel an Leichen zu kämpfen gehabt hat und daher gezwungen war, sich für seine anatomischen Studien der Cadaver von Hunden zu bedienen. Im J. 1725 wurde D. auf Bülfinger's Veranlassung als Mitglied der neu eingerichteten Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen und ihm daselbst die Professur der Anatomie und Chirurgie übergeben, und eben hier hat er eine Reihe werthvoller anatomischer Arbeiten in den Commentarien der Akademie veröffentlicht. Im J. 1741 gab D. diese Stellung auf, kehrte nach Deutschland zurück und lebte hier zuerst in Stuttgart und später in Kirchheim. A. Hirsch.

Düx: Johann Martin D., Domcapitular, geb. 1. Febr. 1806 zu Simmringen im würtembergischen Franken, kam 1832 als Caplan an das Julius-hospital zu Würzburg, stand dann seit 1839 als Subregens, seit 1841 als Regens dem geistlichen Seminar daselbst vor, während welcher Zeit er auch einige Jahre lang als Privatdocent an der theologischen Facultät der Universität thätig war, bis er 1856 zum Domcapitular ernannt wurde, in welcher Stellung er am 4. Dec. 1875 starb. D. entfaltete nach mehreren Seiten hin eine nicht unerhebliche schriftstellerische Thätigkeit; so betheiligte er sich an den von seinem Lehrer und Freunde, dem Domdechant Benkert (s. d. Art.), begründeten Zeitschriften „Athanasia“ und „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund“, an ersterer 1836 bis

1840 als Mitredacteur, an letzterer als Mitarbeiter; ebenso lieferte er eine größere Reihe von Artikeln in das Freiburger Kirchenlexikon von Wetzer und Welte. Vor allem aber hat D. durch eine kirchengeschichtliche Monographie: „Der deutsche Cardinal Nikolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit“, Regensburg 1847. 2 Bde., seinem Namen ein bleibendes Andenken gesichert. Das eigenthümliche Verdienst dieses mit Fleiß und Verständniß abgefaßten Werkes besteht einmal in der breiten historischen Grundlage, die er demselben durch die Betrachtung der gesammten Concilienzeit des 15. Jahrhunderts gab, sodann besonders in der eingehenden Behandlung und Darstellung der Schriften und des speculativen Gedankenkreises des gerade in dieser Richtung so hochbedeutenden Mannes. D. benutzte zum Theil ungedruckte Archivalien, die er als Beilagen dem Werke anfügte; von besonderer Wichtigkeit aber ist der Tractat des Cusanus „De auctoritate praesidendi in concilio generali“, den D. nach einer Würzburger Handschrift zum ersten Mal verwerthete und als Beilage zum 1. Bande veröffentlichte. Th. Henner.

Duyck: Anthonis D., holländischer Staatsmann, geboren in Hoorn aus angesehener Familie, studirte Jura und ward 1589 Advocat-Fiscal beim Staatsrath, dem Kriegsministerium der Union. Als solcher folgte er als öffentlicher Ankläger beim Kriegsgerichte der Feldarmee, was ihn veranlaßte sein merkwürdiges Journal zu schreiben, das die beste Quelle zur Geschichte der Feldzüge des Prinzen Moritz von Oranien ist. 1602 ward er Greffier beim Hof von Holland, 1618 ward er mit mehreren anderen Juristen mit der Untersuchung der Sache Oldenbarnevelt's beauftragt und einer der öffentlichen Ankläger (Fiscale) in dem Processe. 1619 Mitglied des hohen Justizrathes von Holland und Seeland, ward er 1621 zum Rathspensionar von Holland ernannt und blieb das bis zu seinem Tode September 1629. D. war ein bloßer Geschäftsmann und Jurist, ohne hervorragendes Talent, doch gewiß ein vortrefflicher Arbeiter und vorzüglicher Beobachter im Felde. Sein Tagebuch ist 1862 von Herrn Hauptmann L. Mulder herausgegeben in drei dicken Octavbänden.

P. L. Müller.

Duym: Jacob D., geb. zu Löwen 1547, war Hauptmann unter Wilhelm von Oranien, ward 1584 bei der Belagerung von Gent gefangen genommen und lag 22 Monate auf dem Castell von Namur. Mit zerrütteter Gesundheit frei geworden, nahm er seinen Aufenthalt in Leyden, wo er 1600 eine Sammlung von Gedichten in der Rederykermanier veröffentlichte: „Een Spiegelboeck inhoudende ses spiegels, waerin veel deuchden daer aen te mercken zyn.“ 1606 folgte „Een ghedenckboeck hetwelck ons leert aen al het quaet en den groten moetwil van de Spaingnaerden en haren aenhanck te ghedencken“, eine Schilderung des Kriegs gegen Spanien in sechs Theaterstücken, welche sich nur durch die Autopsie des Dichters empfahl.

Witsen Geysbeek, Biogr. Anth, en Crit. Woordenboek der nd. dichters.

Martin.

Duysing: Bernhard Christian D. (Duising), hessischer Jurist, dritter Sohn des Theologen Heinrich Otto D., geb. 15. Septbr. 1755 zu Marburg, † 28. Juni 1823 (nicht 1822) in Cassel. Er studirte auf den Universitäten Marburg und Göttingen, war 1776 Regierungs-Assessor und 1780 Justizrath in Marburg, wurde in gleicher Eigenschaft 1784 nach Rinteln und 1786 nach Cassel, 1788 aber als Regierungsrath wiederum nach Rinteln versetzt. 3. Juli 1804 zum Ober-Appellations-Gerichtsrath in Cassel ernannt, nahm er bis zum Frühjahr 1821 an den Arbeiten des höchsten Gerichtshofs Theil. Zum Reformationsfeste, 31. October 1817, ertheilte ihm die Juristenfacultät der Uni-

versität Marburg das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. Er schrieb: „Versuch eines chronologischen Verzeichnisses Hessischer Urkunden", 1. (einziger) Theil, 1796. Außerdem gab er eine periodische Schrift heraus: „Annalen der Gesetzgebung, Rechtsgelehrsamkeit und Rechtspflege in den Kurfürstlich Hessischen Landen", 8 Hefte, 1803—14, fortgesetzt unter dem Titel: „Neue Annalen" ꝛc., 4 Hefte, 1815—17. Auch vollendete er nach Burckh. Wilh. Pfeiffer's Abgang den 3. Theil der Canngiesser'schen Sammlung der Decisionen des kurhessischen Ober-Appellationsgerichts, 1821. Fol. Sein Sohn Ludwig Emil August, geb. zu Rinteln 6. Juli 1785, wurde 1821 Ober-Appellationsrath und 1834 Ober-Appellationsgerichts-Präsident.

Strieder, Hess. Gel.-Gesch. III, 250. IV, 539. VII, 517. VIII, 509. XI, 335. XIII, 336. XIV, 324. XVII, 387. Neuer Nekrolog 1823. S. 845. Kulenkamp, Beiträge zur Gesch. d. Kurfürstl. Ober-Appellationsgerichts zu Cassel. 1847. S. 62 mit N. 43, S. 89, sowie S. 69, 79 ff.

Steffenhagen.

Duysing: Heinrich D. (Nachkomme eines vor dem Herzog von Alba aus Brabant geflüchteten Gerdt D.) wurde 14. Septbr. 1628 zu Bremen geboren, studirte in Bremen, Helmstädt, Gröningen und Leyden, wurde 1656 in Marburg außerordentlicher, hernach ordentlicher Professor der Philosophie und der griechischen Sprache sowie Pädagogiarch und übernahm dann (nachdem er 1660 zum Dr. theol. promovirt war) 1661 die ordentliche Professur der philos. Moral, in welcher Stellung er 1664 zugleich zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. 1670 trat er als Ordinarius in die theologische Facultät ein, als deren „Primarius" er am 15. Decbr. 1691 starb. Er hinterließ eine große Anzahl kleinerer Schriften, meistens Disputationen dogmatischen, philosophischen und polemischen Inhalts sowie mehrere andere akademische Gelegenheitsschriften. Sein theologischer Standpunkt war in der Coccejanischen Föderaltheologie gegeben.

Strieder, Gelehrtengeschichte III. S. 250 ff. und Heppe, Gesch. der theol. Facultät zu Marburg, Marb. 1873, S. 9. Heppe.

Dwinglo: Bernardus D., tritt in den remonstrantischen Streitigkeiten als kluger und unerschrockener Kämpfer für die Lehre des Arminius auf. Schon als Student der Theologie in Leyden schloß er sich eng an Arminius an und unterzeichnete 1610 als Prediger zu Berkel die bekannte Remonstrantie. 1615 folgte er, zugleich mit dem contra-remonstrantischen Hermann Cuchlinus, dem Ruf der Gemeinde zu Leyden, welche mit dieser doppelten Wahl die Beschwichtigung der Religionsstreitigkeiten beabsichtigte, aber diesen friedlichen Zweck freilich nicht erreichte. Die Magistratsänderung in calvinistischem Sinne, welche 1618 zu Leyden stattfand, machte seine Stellung schwierig. Die Synode zu Dordrecht rief ihn mit seinem Collegen Corvinus bald vors Gericht, verurtheilte die fünf remonstrantischen Artikel und verbannte den D. und seine Mitcitirten nach dem Dorfe Waalwyk in Brabant. Wie er an der Vertheidigung der Remonstranten einen bedeutenden Antheil hatte, trat er auch als Wortführer der Ausgetriebenen auf. Ungeachtet der damit verknüpften Gefahr kehrte er bald insgeheim nach Leyden zurück, hielt sich theilweise zu Haarlem auf und war an der Befreiung seines Freundes Isaak Welsing betheiligt. Jedesmal wußte er seinen Verfolgern zu entschlüpfen. Die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelt's gegen Moritz von Nassau im J. 1623 nöthigte ihn sein Vaterland zu verlassen, weil man ihn, wenn auch ohne triftigen Grund, der Theilnahme daran verdächtig hielt und eine Geldsumme auf seine Verhaftung setzte. Zu Antwerpen, wo er sich anfangs aufhielt, verfaßte er eine ausführliche Verantwortung: „Verantwoordinghe van B. Dwinglo thegens de publicatie van den Raet Provinciael in Holland",

1624. Bald aber reiste er nach Holstein ab, wo er lange Jahre verweilte, und seit 1631 seinen geflüchteten Glaubensgenossen zu Glücksstadt als Prediger diente. 1637 kehrte er nach Haarlem, wo sich seine Gattin aufhielt, zurück, und lebte dort fortan unangefochten als Gelehrter, bis er gegen 1660 sein vielbewegtes Leben endete. Er war ohne Frage ein leidenschaftlicher und unerschrockener Charakter, eifrig, thätig und gelehrt, aber nicht minder einseitig. Das zeigt auch seine Schrift: „Historisch Verhael van't ghene sich toegedragen heeft binnen Dordrecht in de jaeren 1618 en 1619“ (1623), noch mehr die „Nulliteiten des nationaelen Synodi“, gedruckt 1619. Außer diesen Schriften erwähnen wir noch: „Cristallynen bril tot versterkinge van't schemerend gesicht der eenvoudighen“, 1613, eine Streitschrift wider Adriaan Smout, voll Schärfe und Bitterkeit, und die von ihm fortgesetzte „Kerkelyke Geschiedenissen door Jo. Uytenboogaert“.

Van der Aa, Biogr. Woordb.; Glasius, Gesch. d. Nation. Syn. II. bl. 57.

van Slee.

Dyck: Anton van D., Historien- und Porträtmaler, geb. zu Antwerpen im J. 1599, † zu London 1641. Seine Mutter, eine ausgezeichnete und verständige Frau, gab ihm in seiner ersten Jugend selbst Zeichenunterricht, starb aber leider als D. kaum 8 Jahre zählte. Der Vater, ein Kaufmann, der nun allein 12 Kinder versorgen mußte, von denen Anton das siebente war, hatte Einsicht genug, die künstlerische Neigung seines Sohnes zu fördern. Er gab ihn in die Lehre bei Heinrich van Balen, der sich damals eines gewissen Ansehens erfreute. Wie lange D. bei diesem Meister blieb, ist unbekannt, doch ward er schon im J. 1618 als Freimeister in die St. Lukasgilde aufgenommen. 1620 finden wir ihn als Rubens' Schüler, denn es wird in einem Contract zwischen Rubens und einem Obern der Jesuiten, bezüglich der 39 Deckenstücke der Ordenskirche, gesagt, daß der Maler sich von v. D. und einigen seiner andern Schüler helfen lassen könne. In dem nämlichen Contract wird ausgemacht, daß der Obere sich verpflichte, zu gelegener Zeit ein Altarbild bei v. D. zu bestellen. Diese Bestimmung zeigt, wie viel Rubens auf seinen besten Schüler hielt und für seine Zukunft Sorge trug. Kaum ein Jahr später reiste v. D. nach London, wo er, bei Hofe vorgestellt, sehr bald zum berühmten Mann ward. Jacob I. bestellte verschiedene Bilder bei ihm; am 16. Febr. 1621 ließ er ihm eine Summe von 100 £. auszahlen „für einen Sr. Maj. geleisteten besonderen Dienst“. Es liegt nahe anzunehmen, daß es sich hier um ein intimes Portrait handelt. Am 28. desselben Monats wurde ein Paß ausgefertigt „für Herrn Anton van Dyck, Diener Sr. Maj. auf eine achtmonatliche Reise, kraft Sr. Maj. Bewilligung“.

1622 treffen wir den Künstler in Antwerpen, um dem Vater, der in seinen Armen starb, die Augen zu schließen, nachdem er ihm noch hatte versprechen müssen, ein Bild für die Dominicanerinnen zu malen zum Dank für die ihm geleistete sorgfältige Pflege. (Wir werden auf dieses Bild zurückkommen.) 1623 reiste van D. nach Italien, wohin ihn nicht nur sein Kunstsinn, sondern ohne Zweifel auch der Rathschlag Rubens' trieb, der ihm bei diesem Anlaß ein weißes Pferd schenkte. Die Legende von Saventhem fällt in diese Zeit: es wird erzählt, daß van D., durch dieses Dorf reisend, von den Reizen einer jungen Bäuerin, Anna van Ophen verführt, einige Zeit mit ihr gelebt habe. Für sie hätte er auch das schöne Bild gemalt, das sich in der Kirche zu Saventhem befindet und den heil. Martin darstellt, seinen Mantel zerschneidend, um denselben unter die Armen zu vertheilen. Diese romantische Geschichte darf man indeß wol der fruchtbaren Einbildung des Campo Weyerman zuschreiben, indem der Beweis heute vorliegt, daß der heil. Martin bei dem Künstler um die Summe von

200 fl. bestellt wurde. In Italien erregten Giorgione und Tizian van Dyck's Bewunderung. Er besuchte Venedig, Genua, wo er eine Anzahl Porträts der hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt malte, Rom, wo er im Schloß des Cardinals Bentivoglio wohnte, Palermo, Florenz und die übrigen Städte der Halbinsel. Aller Orten wurden ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht, um ihn festzuhalten; er kehrte jedoch in sein Vaterland zurück, indem er selbst den Anerbietungen der Gräfin von Arundel widerstand, die ihm eine glänzende Stellung in England in Aussicht stellte. — 1628 kehrte er nach Antwerpen zurück, wo er vier Jahre blieb, während deren er u. a. große Bilder für die Kirchen der Stadt und des Landes malte. 1632 reiste er wieder nach England; kurz vorher hatte die Königin Maria von Medicis bei ihrem Aufenthalt in Antwerpen sein Atelier besucht, ein Beweis, daß er sich also schon damals einer Berühmtheit erfreute, die gleich der von Rubens über ganz Europa ging. In London erhielt van D. Wohnung wie Unterhalt auf Kosten der Krone bei dem Grafen von Arundel. Sein Leben war fortan eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen. Karl I. überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen. Er ließ in Blackfriars Zimmer für ihn einrichten, sowie eine Sommerwohnung in Eltham, ernannte ihn zu seinem Maler und machte ihn 1632 zum Ritter. Wol nie ist einem Künstler ein rascheres Glück zu Theil geworden; denn von allen Seiten berief man ihn, um Bilder zu malen, namentlich Porträts, deren er denn auch eine ansehnliche Menge ausführte, die heute den Stolz der Sammlungen in England ausmachen. In London rief er eine Brüderschaft nach dem Vorbild der St. Lukasgilde in Antwerpen ins Leben. Das noch vorhandene Verzeichniß dieser Corporation beweist, daß die englischen Künstler den Nutzen dieser Einrichtung begriffen hatten und sich derselben anschlossen.

Man hat behauptet, daß van D. die Frauen leidenschaftlich liebte und daß seine Erfolge bei dem schönen Geschlechte seine einst vorzügliche Gesundheit untergrub. Ohne die Wahrheit davon bestreiten zu können, möchten wir doch, abgesehen von der Saventhemer Legende, bemerken, daß nichts uns wirklich berechtigt anzunehmen, die Liebe habe eine derartige Hauptrolle in des Künstlers Leben gespielt. Solche Vermuthungen sind wol zunächst der körperlichen Schönheit des Künstlers zuzuschreiben, sowie den Beziehungen, die er als Porträtmaler zu den schönsten Damen des Hofes hatte. Weit noch darüber hinausgehend aber sind die unglaublich phantastischen Berichte der französischen Schriftsteller namentlich sehr ausgiebig auf diesem Gebiet; in der That kommt bei ihnen die Phantasie bezüglich van Dyck's der Verleumdung sehr nahe. Wir halten es für überflüssig besonders hervorzuheben, was alles über diesen Gegenstand vorgebracht ist. Unsere Versicherung wird genügen und die gesunde Vernunft für den Rest sorgen.

Van D. wünschte die Wittwe des Lord Henry Stanhope zu heirathen, als er aber von ihr nicht erhört wurde, richtete er seine Augen auf Maria Ruthven, eine der schönsten Damen des Hofes, im persönlichen Dienste der Königin. Sie war die Tochter eines ausgezeichneten Arztes und Enkelin von Lord Ruthven, Grafen von Gourie. Er heirathete sie und lebte mit ihr in England bis zum J. 1640, wo er auf Reisen ging, in der Hoffnung, seine zerrüttete Gesundheit durch regelmäßige Arbeit wiederherzustellen, sowie auch, wie man glaubt, aus Enttäuschung wegen des Mißlingens eines von ihm geträumten, großartigen Planes, nämlich: den Bankettsaal von Whitehall, in welchem sich schon Bilder von Rubens befanden mit monumentalen Bildwerken auszuschmücken. Die schlechten Vermögensumstände des Königs scheinen der Grund zu der Nichtausführung dieses Planes gewesen zu sein. Wahrscheinlich im Herbst kam van D. mit seiner Frau nach Antwerpen, doch war er, nach Mariette's Angabe, im

Januar 1641 in Paris. Hier war er noch am 16. Nov. desselben Jahres, wie uns ein 1876 in Paris verkaufter eigenhändiger Brief van Dyck's beweist (Journal des Beaux-arts de Belgique, vom 31. Dec. 1876). Dieser Brief, vielleicht das letzte Schriftstück von der Hand des berühmten Meisters, zeigt zugleich, wie sehr er als großer Herr reiste. Er ist datirt vom 16. November 1641 und lautet: „Monsieur, Je vois par votre très-agréable, comme aussi j'entends par bouche du Monsieur Montagu, l'estime et l'honneur que me fait Monseigneur le Cardinal. Je plains infiniment le malheur de mon indisposition, qui me rend incapable et indigne de tant de faveurs. Je n'aurai jamais honneur plus désidérée que de servir sa Emi^za et si je puis recouvrier mon salut, comme j'espère, je ferait un voyage tout exprès pour recevoir ses commandements. Cependant je m'estime extrêmement redevable et obligé et comme je me trouve de jour en jour pire je désire con touta diligence de m'avancer envers ma maison en Angleterre, pour laquelle je vous supplie de me faire tenir un passeport pour moi et cinq serviteurs, ma carosse et quatre servants et m'obligerer infiniment d'être votre à jamais, comme je suis Monsieur" etc. Bellori behauptet, van D. habe sich nach Paris begeben in der Absicht, die Gallerie des Louvre auszumalen und daß er in dieser Hoffnung getäuscht worden. Dies ist jedoch nirgends beglaubigt. Van D. starb in London am 9. Dec.; also einige Wochen nach seiner Rückkehr von Paris, wenige Monate vor der Revolution, welche Karl I. auf das Schaffot brachte, nachdem dieser schon dem Lord Strafford, dem letzten Patron des flämischen Malers, dasselbe Schicksal bereitet hatte und 8 Tage vor der Geburt von Justinienne, dem einzigen Kinde, das er mit Maria Ruthven hatte. Einige Tage vor seinem Tode hatte er für das Geschick seiner legitimen Tochter Marie Therese van Dyck Sorge getragen, seinen beiden Schwestern (Beguinen) hatte er, was er in Antwerpen besaß, hinterlassen und das Vermögen seiner Frau und seiner Tochter festgesetzt. Er wurde in der St. Paulskirche begraben. Maria Ruthven heirathete in zweiter Ehe Sir Richard Pryse de Gogerdan. Seine Tochter wurde 1654, also nur 12 Jahre alt, dem Sir John Stepney de Frendergast angetraut, nach dessen Tode sie sich mit Martin de Carbonell verheirathete, doch scheint sie nicht glücklich gewesen zu sein und ihr Vermögen durch Untreue der Verwalter desselben eingebüßt zu haben, weshalb sie den König um eine Pension bat, die ihr auch gewährt ward.

Bevor wir uns mit dem Verdienste und den Werken des Malers beschäftigen, sei bemerkt, daß wie die Sage von Saventhem und was über van Dyck's leichtfertige Sitten gemuthmaßt worden ist, in das Reich der Fabel gehört, so auch was man von ihm als Alchymist erzählt. Nach einigen seiner Biographen soll er sich damit beschäftigt haben, den Stein der Weisen zu suchen! — Diesen selben Stein, den er in seinem Pinsel besaß. Ueber dergleichen Fabeleien ist heutzutage der Stab gebrochen und es hebt sich das schöne Bild van Dyck's rein und herrlich aus dem ungesunden Dunstkreis heraus, der sich durch Campo Weyerman, Houbracken und Descamps darüber gebreitet hatte.

Nach Rubens ist Anton van D. der größte Maler der flämischen Schule. Namentlich hat er als Porträtmaler seine Berühmtheit erlangt. Er verstand es als solcher, die Vorzüge der Kunst mit den Reizen der Wirklichkeit zu verbinden und wol nie hat ein Künstler diese herrliche Gabe besser ausgenutzt. Seine Zeichnung war breit, edel und elegant. Seine Umrisse sind leicht und man möchte sagen mit einer Art Majestät hingeworfen. Namentlich ist seine Zeichnung der Hände von auffallender Schönheit, trotz einer gewissen Gesuchtheit und ein wenig Monotonie in der Haltung der Finger. Er weiß seinen Köpfen ine hinreißende Anmuth oder hohe männliche Energie zu verleihen und in die n einen Ausdruck zu legen, in dem sich die ganze Seele des Originals

offenbart. In die Anordnung, in die Nebensachen sowie in tausend Einzelheiten, in denen die Alltäglichkeit nichts sieht, versteht es D., stets etwas hineinzulegen, ohne dem Hauptmotiv zu schaden. Seine Art zu componiren verdankt übrigens der Weite und der ernsten Schönheit der Zeitcostüme sehr viel. In seinen historischen Bildern hat er weniger Feuer und Originalität als Rubens, aber dafür hat er eine Nüchternheit, die fast zu streng erscheint, und eine Anmuth, die, sehr oft, fast an Melancholie grenzt. Sein Colorit ist von bewundernswerther Harmonie und von einer mehr ernsten und düstern als heitern und leichten Tonbeschaffenheit. Es gibt ein Gelb, ein Braun und ein Grau, welches seinen Namen trägt. Die Zartheit und Kraft seines Pinsels werden stets für diejenigen, die sich mit der Technik beschäftigen, unübertrefflich vollendete Muster bleiben. Man weiß die Zahl der Bilder und Porträts van Dyck's nicht genau: doch werden wir die Hauptstücke angeben.

Antwerpen besitzt 24 Bilder von D., die sich im Museum und in den Kirchen befinden, namentlich: ein gekreuzigter Heiland; das Porträt des Johann Malderus und die Verzückung des heil. Augustin. Die übrigen in den europäischen Städten befindlichen Hauptwerke sind: in Gent der gekreuzigte Heiland; in Brüssel: der Märtyrertod des heil. Petrus; in Paris: Karl I. und Franz v. Moncade; in Brügge: die Jungfrau mit dem Kinde; in St. Petersburg: die heilige Familie; im Haag: Porträte; in Florenz: die Jungfrau mit dem Kinde; in London: Porträte; in Amsterdam: Porträte; in Rom: eine Auferstehung; in Madrid: eine Magdalena; in Berlin: Christus von den Landsknechten verspottet und die Jungfrau mit dem Christkinde; in Dresden: Silen; in Mecheln: eine Kreuzigung; in München: eine Zeugenaussage; in Turin: Porträt des Prinzen v. Carignan.

Es ist unmöglich, hier weiter ins Einzelne zu gehen oder die mehr und minder legendenhaften Geschichten in unsern Bericht mit aufzunehmen, die von vielen Bildern des berühmten Antwerpeners erzählt werden. Doch dürfen wir, was diesen letzten Punkt betrifft, nicht unerwähnt lassen, was von dem Bilde berichtet wird, das er auf Anregung des seinem sterbenden Vater gegebenen Versprechens malte, dem gekreuzigten Heiland. Als das Kloster der Dominicanerinnen im J. 1783 durch Joseph II. aufgehoben wurde, kam dieses Bild nach Brüssel und ward zugleich mit andern im September 1785 im Kloster der reichen Clarissinnen zum Verkaufe ausgestellt. Zu 21000 Frcs. angesetzt, wurde es, man weiß nicht von wem, um 6000 Frcs. erstanden, doch war der Käufer ohne Zweifel ein freigebiger Antwerpener, denn 1794 schmückte dieser Christus die Sacristei der Dominicanerkirche in Antwerpen. In demselben Jahre entführten es die französischen Commissäre, 1815 erhielt es Belgien zurück und seitdem befindet sich das schöne Bild im Museum zu Antwerpen.

Van D. war ein vorzüglicher Kupferstecher, es gibt von ihm eine Sammlung von 23 Blättern, die geniale Meisterwerke sind; fast lauter Porträte, mit festen, gewandten und ausdrucksvollen Stichen radirt. Diese Bilder sind von vielen spätern Kupferstechern wieder gestochen worden, deren hervorragendste: Vorsterman, Bolswert und Pontius sind. Diese drei berühmten Kupferstecher haben am besten den Charakter van Dyck's wiedergegeben. Während zweier Jahrhunderte und noch heute beeifern sich die Kupferstecher der ganzen Welt, dem bezaubernden Pinsel dieses Meisters mit ihrer Kunst nachzukommen. Jede Vervielfältigungskunst schließt sich wetteifernd dem an und der Name van D. gewinnt täglich noch, falls dieses möglich ist, an Volksthümlichkeit. Interessant ist es, den Verkaufspreis der van Dyck'schen Bilder seit den ältesten bekannten Verkäufen bis heut zu verfolgen, wie das hier folgende Verzeichniß beweisen mag: 1726, im Verkauf des Marquis St. Philippe, spanischen Gesandten im

Haag: Ein General zu Pferde nach der Natur: 100 Fl; 1729, Porträt des Prinzen v. Croy: 100 Fl. (im Haag verkauft); 1737, Petrus im Gefängniß: 50 Fl. (im Haag verkauft); 1741, der Prinz Cardinal zu Pferde: 50 Fl. (im Verkauf van Bree in Antwerpen); 1746, englische Familie, aus 12 Personen bestehend (Höhe 2′ 6″, Breite 3′ 4″): 1200 Fl. (Verkauf Vervoort in Brüssel); 1752, Kinder und Früchte (Verkauf Peter Snyers in Antwerpen): 155 Fl., und Christus und die zwölf Apostel (derselbe Verkauf): 202 Fl. (bei dieser Versteigerung waren sieben Bilder von van D.); 1767, Erzherzog Leopold und die Infantin Eugenie (im Verkauf Julienne): 340 Livres; 1777, ein Mann, der die Guitarre spielt (im Verkauf Brunoy): 6000 Livres, und ein Porträt von Cromwell (derselbe Verkauf): 500 Livres; 1777, Porträt von Langlois, genannt Ciartres (Verk. des Fürsten v. Conti): 8001 Livres; 1777, Portrait von Richardot (Verk. Randon de Boisset): 10400 Livres; 1793, der Dudelsackpfeiffer (Verk. Choiseul-Praslin): 8800 Livres; 1832, der Judaskuß (Verk. Erard): 10080 Francs; 1845, die büßende Magdalena (Verk. des Cardinals Fesch): 18414 Francs; 1850, Porträt des Philippe le Roy (Verk. Wilhelm II.) mit dem Pendant, seine Gattin darstellend: 144944 Francs. — Wir wollen diese Aufzählung nicht weiter verfolgen, zumal weil seit 20—30 Jahren den Verkaufspreisen die Zuverlässigkeit fehlt, und sie mehr das Ergebniß der Geldspeculation sind, als daß sie den wahren Werth der Bilder darstellten.

Was über van D. von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts geschrieben ist, verdient im Allgemeinen wenig Glauben. Erst neuerdings ist sein Bild durch schärfere Kritik und wahrheitsliebende wissenschaftliche Forschung in das rechte Licht gesetzt. Wir verweisen den Leser dafür an die unten genannten Werke.

Carpenter, Pictorial notices consisting of memoir of sir Anthony van Dyck. 1845 französisch durch Louis Hymans (Antwerpen); Kramm, De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche Kunstschilders etc. 1864. Ein Mémoire über van D. von Frans de Potter und Broeckaert ward 1874 von der kgl. Belg. Akademie gekrönt. Für alles zur Bilderbeschreibung Gehörige ist der Weber'sche Katalog, Bonn 1852, unentbehrlich. A. Siret.

Dyck: Herrmann D., Architekturmaler und Director der Müncher Kunstgewerbeschule, geb. den 4. Octbr. 1812 in Würzburg, † 25. März 1874 in München, erwarb sich zuerst Ruf durch eine Anzahl geistreicher politischer Carricaturen, die er in den fliegenden Blättern veröffentlichte und dabei viel feinen Humor mit starkem Stilgefühl und decorativem Formensinn vereinigt zeigte. Diese Eigenschaften bethätigte er dann in einer Reihe von sehr originell erfundenen Architekturbildern, welche er mit humoristischer figürlicher Staffage so glücklich zu verbinden wußte, daß das Ganze immer ein eigenthümliches Zeit- oder Sittenbild abgab. Ohne alle Bravour, ja ein wenig trocken gemalt, zeigen sie doch besonders in den architektonischen Theilen ein bemerkenswerthes Talent der Charakteristik und jene Fähigkeit unbelebte Dinge zu beseelen, indem er ihre Formen mit feinfühliger Auswahl zu einer Art gemalter Erzählung benutzte, die immer eine sinnige oder satirische Pointe hatte. So seine Schreiberstuben, Wartesäle, Thore und Stadtgräben, Gerichtslocale, Vorzimmer ꝛc. Da er dabei niemals die Natur direct nachahmte, sondern diese Localitäten alle frei erfand, führte das bedeutende decorative Geschick, welches er hierbei und auch sonst bethätigte, zu seiner Ernennung als Leiter der Münchener Kunstgewerbeschule.
…ütʒt durch eine feine Bildung und höchst achtbaren festen Charakter wirkte
…ser Stellung bis zu seinem Tode mit großer Gewissenhaftigkeit und
…olge, und half so jene Hebung unserer Kunstindustrie mit anbahnen,
…lmählich eingetreten. Fr. Pecht.

Dyck: Johann Gottfried D., Leipziger Buchhändler und Schriftsteller, geb. 24. April 1750, 1778 Magister der Philosophie; übernahm die Dyck'sche Buchhandlung; ward Vorsteher der Wendlerischen Freischule zu Leipzig und † 21. April 1815. Seine schriftstellerische Massenproduction galt hauptsächlich der Uebertragung aus dem Französischen und der populären Litteratur im flachsten Geiste der Aufklärungsperiode. Das „Komische Theater der Franzosen für Deutsche", 10 Bde. 1777—85, fortgesetzt im „Nebentheater", 6 Bde. 1786—88 u. a., dessen Herausgeber und Mitarbeiter er war, überschwemmte die Bühne mit ausländischer Waare, die nach dem Ausdruck der Xenien einst witzig, durch die Uebertragung abgeschmackt geworden war. Den Inhalt der Sammlung führt Goedeke im Grundriß S. 1044 auf. Daran schloß sich noch eine Menge einzelner dramatischer Uebertragungswerke. Seit 1789 beschäftigte D. sich daneben vorzugsweise mit Uebertragung aus der Tageslitteratur der französischen Revolution. Mit Schaz und später allein gab er „Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste" oder „Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen" ꝛc. heraus (1792—1800). Später verfaßte er eine Anzahl historischer und anderer Schulbücher; vgl. über dies alles und anderes Meusel's G. T. In die allgemeine Litteratur griff er durch Uebernahme der Redaction der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" ein. Da hier eben jener Geist wirthschaftete, den Schiller und Goethe in den Horen durch eine höhere Fassung des Begriffes populärer Schriftstellerei zu verdrängen hofften, so ist es begreiflich, daß die N. Bibliothek 1795 (Bd. LV. Stück 2. S. 283 ff.) in einer abfälligen Kritik über die Horen herfiel. Ihr ward von den Dichtern in den Xenien vergolten. Vgl. Xenien 45—47. 69. 254. 292. 339. 340. v. L.

Dyckhoff: Friedrich Wilhelm D., geb. den 31. Juli 1742 zu Osnabrück, † ebendaselbst den 8. Decbr. 1826. Nachdem er in Münster und Göttingen die Rechte studirt und zu Harderwyck den Doctorgrad erworben hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder und ward bald zum Referendar beim bischöflichen Officialatgericht ernannt. Sowol wegen der in diesen Stellungen bethätigten Geschicklichkeit, als auch wegen seines rühmlichen Bestrebens, allenthalben unnöthigen Streitigkeiten vorzubeugen, wurde ihm 1781 von der Regierung eine Stelle in der Land- und Justizcanzlei zu Osnabrück versprochen und bei einer eintretenden Vacanz im nächsten Jahre ertheilt. Bis zum Eindringen der französisch-westfälischen Herrschaft gehörte er dieser die wichtigsten jurisdictionellen und administrativen Geschäfte vereinigenden Behörde an. Während der Zwischenherrschaft, unter der er in die beschränktere, ihm wenig zusagende Thätigkeit eines Richters an dem damals zu Osnabrück bestehenden Gerichte erster Instanz versetzt war, bewährte er sich als guter Patriot und suchte den aufgedrungenen Neuerungen gegenüber so viel als möglich die alten Rechte und Verhältnisse zu schützen. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung wurde er unterm 21. April 1814 zum Chef der neuerrichteten Justizcanzlei ernannt, eine Stellung, die er bis zu seiner Pensionirung im November 1825 bekleidete. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens sind zwei wichtige öffentliche Geschäfte, an denen er betheiligt war, zu erwähnen. Wie er schon in seiner früheren Thätigkeit sich mit besonderem Interesse der Marken- und Gemeinheitstheilungen angenommen hatte, so ward er jetzt zum Mitglied der Commission berufen, aus deren Arbeiten die Gemeinheits- und Markentheilungsordnung für das Fürstenthum Osnabrück vom 25. Juni 1822 hervorging. Das zweite Geschäft betrifft die katholische Kirchenverfassung. Als die hannoversche Regierung sich anschickte, mit Rom über die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Verhandlung zu treten, zog sie Gutachten von katholischen Vertrauensmännern ein, aus Hildesheim vom Hofrath Blum, aus Osnabrück vom

Kanzleidirector D. Beide Berichte stehen auf episcopalistischem Standpunkte. D. räth zwar zur Einsetzung eines Bischofs für Osnabrück, aber durch den Staat unter bestätigender Mitwirkung des Papstes und zur Feststellung der bischöflichen Rechte nach den Kategorien des preußischen Landrechts.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1826, Thl. II. S. 1065 (von Rudloff). O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II. 2. S. 125.

Frensdorff.

Dyhrn: Konrad Adolf Graf v. D., geb. am 21. Novbr. 1803 zu Reesewitz, Kreis Oels in Schlesien, † 1869, war der älteste Sohn des Generallandschaftsdirectors von Schlesien und Majoratsherrn von Reesewitz, Grafen Konrad Adolf v. D., Freiherrn zu Schönau, und der Charlotte geb. v. Debschütz aus dem Hause Pollenschine in Schlesien. Die Angabe in Ersch und Gruber's Encyklopädie, daß seine Mutter eine, übrigens dort nur mit „N." bezeichnete, Gräfin Nostiz gewesen sei, ist darnach unrichtig. Ausgezeichnete Hauslehrer, die Theologen Fäsler, nachmals Pfarrer in Schmollen, und Cachlovius, nachmals Pfarrer in Reesewitz, leiteten seine Vorbildung für das Gymnasium. Unter der Leitung des Predigers Wunster, der 1837 als Superintendent starb, bezog er das Reformirten-Gymnasium zu Breslau und, als daselbst die Conflicte über die Turnerei ausbrachen, die Ritterakademie zu Liegnitz, wo er im 21. Lebensjahre das Abiturientenexamen mit Auszeichnung bestand. Ohne allen Zweifel würde Graf Konrad nach der Gewohnheit des protestantischen Adels in Preußen in die Armee eingetreten sein, zumal es der lebhafte Wunsch seines Vaters war, daß er Soldat würde, aber der Umstand, daß der junge Graf schon an auffälliger Corpulenz und in seiner Jugend an bedeutender Kurzsichtigkeit litt, schloß ihn von dieser Laufbahn aus und befreite ihn sogar von der Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht. Als er daher im J. 1823 auf die Universität Berlin, um die Rechte zu studiren, abging, schwebte ihm noch die Absicht vor, sich dem Civildienst zu widmen, aber sehr bald leuchtete ihm doch die Ueberzeugung ein, daß er mit seiner anomalen Körperbeschaffenheit auch auf diesem Boden keine passende Figur machen würde, und einmal von dieser Erkenntniß durchdrungen, gab er es auf, seine Studien von den durch die Staatsexamina gesteckten Zielen beschränken zu lassen und warf sich auf Disciplinen, die seinem Geschmack entsprachen und seinem Wunsche sich auszubilden, statt sich vorzubilden, besser dienten. Unter solchen Umständen that er einen tieferen Zug aus der damals in Berlin souverän herrschenden Hegel'schen Philosophie, als er sich sonst wol gegönnt haben würde, und obwol ihn bald darnach die Geschichte und die schönwissenschaftliche Litteratur, der er schon im Kreise seiner Freunde in Liegnitz beträchtliche Pflege gewidmet hatte, wieder stärker anzogen, so blieb doch von dem dogmatischen Princip und der constructiven Methode jenes Systems, in welchem der Liberalismus jener Jahrzehnte wurzelte, auf seiner Grundanschauung in Politik und Religion das meiste haften. Aber die auf mehrfachen Reisen gewonnenen Eindrücke und der Verkehr in sehr verschiedenartigen Kreisen schliffen alles Kantige und Starre dieser gewonnenen Bildung ab, und insbesondere trugen die völlig disparaten Einflüsse, die er während eines einjährigen Aufenthalts in Paris und während eines beinahe ebenso langen Aufenthalts in Rom empfing, wesentlich dazu bei, ihn harmonisch zu entwickeln und zu einer von seinen Standes- und Landesgenossen sich merklich abhebenden Individualität auszubilden. Und dennoch blieb der Einfluß des Universitätsunterrichts durch das ganze Leben an ihm zu verspüren. Hatte er den Hegelianismus in Berlin in der Urform kennen gelernt, so hörte er in den von ihm eifrig besuchten Vorlesungen Cousin's die „denaturirte" Verbildung desselben, und der dogmatisirende Guizot, mit seinen fälschlich Doctrinen genannten Gemeinplätzen, sowie der bei allem Reichthum an Geist doch

oberflächliche Villemain konnten doch nur von der formalen Seite her dem jungen Grafen ein tieferes Interesse abgewinnen, zumal ihre Einwirkung ein Gegengewicht in dem Einfluß des schlichten Historikers Eduard Arndt, der ihm als Mentor nach Frankreich beigegeben war, finden mußte. Nach solchem Bildungsgang wäre Graf Konrad sicherlich in die Sphäre des jungen Deutschland gerathen, hätten ihn nicht sein Stand und seine durch ein großes Vermögen bedingte Stellung von dem Kreis der „fahrenden Leute", aus denen sich jene Schule ja gewissermaßen rekrutirte, ferngehalten. Aber andererseits schützte ihn diese Bildung vor den nebelweichen Fangarmen der Romantik, die sich in Rom nach ihm wie nach so vielen jungen Edelleuten jener Tage ausstreckten, und als er in die Heimath zurückkehrte und von seinem Vater behufs Aneignung landwirthschaftlicher Kenntnisse ein Gut zur Bewirthschaftung erhalten hatte, bildete dieser junge, corpulente „Rittergutsbesitzer", der außerhalb alles öffentlichen Dienstes einen ungemeinen Fonds idealer Tendenzen mitten zwischen seinen landwirthschaftlichen Tagesarbeiten pflegte, einen eigenartigen Typus unter seinen Standesgenossen. Wie er in Paris und Rom durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern seinen Geist zu beflügeln bestrebt war, so suchte er auch jetzt oft die wissenschaftlichen und künstlerischen Zirkel von Breslau und Berlin auf und sein Humor, sein treffender Witz, der Umfang seiner Kenntnisse und sein hochgestimmter Idealismus gewannen ihm namentlich auch in Professorenkreisen ergebene Freunde. Seine nicht eben gerade reiche schriftstellerische Thätigkeit begann er mit einem fünfactigen Trauerspiel „Konradin" (Oels 1827), in welchem der Patriot und Geschichtsfreund mehr zur Geltung kommt als der Dichter. Dann veröffentlichte er verschiedene Aufsätze in Zeitschriften und namentlich auch in der „Breslauer Zeitung", die bald Gegenstände der bildenden Kunst, bald allgemeine culturgeschichtliche und dann wieder locale und landwirthschaftliche behandelten. In einem längeren Vortrage, gehalten in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, lieferte er eine anziehende Beschreibung seiner Reisen. Aber bedeutender als diese feuilletonistischen Arbeiten waren die Aufsätze von praktischem Interesse, die er als Redacteur der Berichte des „Allgemeinen landwirthschaftlichen Vereins" zu Oels eben diesen Berichten einfügte, und als er nach dem am 24. Jan. 1842 erfolgten Tode seines Vaters die unter den obwaltenden Umständen nicht leichte Last der Verwaltung des Majorats übernahm, war seine Autorität in wirthschaftlichen Dingen schon so weit begründet, daß ihn der „Landwirthschaftliche Central-Verein für Schlesien" 1842 zum Generalsecretär und 1843 zum Vicepräsidenten ernannte. Aber eine eigentlich politische Laufbahn eröffnete ihm erst der Eintritt in die „Herren-Curie des ersten vereinigten Landtags" von 1847. Die Parteistellung, welche er dort einnahm, hat er sein ganzes Leben hindurch eingehalten. Mit Recht nannte man ihn einen der Begründer der altliberalen Partei, aber während er mit keinem einzigen innerhalb derselben in Rücksicht der Freiheit von Doctrinarismus verglichen werden konnte, stimmte er mit allen Parteigenossen in der Empfindlichkeit gegen das Getümmel und unfruchtbare Geräusch des Demokratismus überein. So nah er auch in Bezug auf die Verfassungsfragen und besonders auch in Sachen der Constituirung eines einigen Deutschlands unter preußischer Führung der damals viele Schattirungen umfassenden demokratischen Partei stand — denn innerhalb seiner eigenen stand er auf dem am weitesten linken Punkt, etwa im Gegenpunkt zu Herrn v. Vincke-Olbendorf, seinem schlesischen Landsmann — so sehr war er doch bemüht, alle die Verletzungen des Anstands, der Würde und billigen Gebührlichkeit, für welche die demokratische Partei damals in frivoler Weise die Verantwortlichkeit übernahm, von sich fern zu halten. Im April 1848 saß er in dem „Zweiten vereinigten Landtage";

im J. 1849 in der „Ersten Kammer"; im J. 1850 in der „Zweiten Kammer" und hierauf in dem „Erfurter Staatenhause", nach dessen Schluß er wiederum bis zum J. 1852 sich lebhaft an den Arbeiten der zweiten Kammer in Berlin betheiligte. War er auch nicht gerade ein sehr hervortretender Redner, so wurde doch seine Mitwirkung in den Commissionen wegen seines Zutrauen erweckenden Charakters, wegen seiner vielseitigen praktischen Kenntnisse und wegen seiner Kunst, eine Discussion, die „ein verzweigtes Delta" zu bilden im Begriffe war, durch ein Witzwort oder eine treffende Formulirung wiederum zusammenzufassen, ungemein geschätzt. Seine joviale Körpererscheinung und sein harmonisch dazu stimmender immer unverzagter Witz machten ihn, „den dicken Dyhrn", zu einer populären Figur in parlamentarischen Kreisen, und für die Kühle und Reserve, mit der ihn Friedrich Wilhelm IV. und die feudalen Standesgenossen behandelten, entschädigte ihn die ausgesprochene Zuneigung des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Kaisers. So wie ihn aber die Brutalität des Demokratismus abstieß, ebensosehr widerte ihn die übergreifende Reaction an, und ohne zu verzweifeln, ohne den sichern Glauben an die Erfüllung seiner politischen Hoffnungen aufzugeben, zog er sich vom J. 1853 an von jeder parlamentarischen Thätigkeit zurück und nahm, im J. 1854 zum erblichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, seinen Sitz in demselben, so lange der Feudalismus dort sein Wesen trieb, nicht ein. Er widmete sich der Bewirthschaftung seiner Güter, und wenn er nach dem nahen Breslau kam, war der Philosoph Braniß sein Umgangsfreund. Mit diesem theilte er auch den eigenthümlichen Standpunkt in religiösen Dingen, der sich aus einer überfein erdachten und künstlichen Verschlingung der Dogmenlehre mit ungeschlossenen Theilen — Aphorismen gleichsam der Hegel'schen Metaphysik — zusammensetzte. Erst unter dem anregenden Hauch der sogenannten „neuen Aera" in Preußen fand er wieder Geschmack an der Politik, begab sich Januar 1861 auf seinen Platz im Herrenhause und nahm an den Berathungen desselben bis zum J. 1867 einen zwar öfters unterbrochenen, aber doch nicht lässigen Antheil. Er gehörte der kleinen Fraction der liberaleren Mitglieder an, die bis an die äußerste Grenze des Verfassungsgesetzes in dem Conflict zwischen Regierung und Parlament zu der ersteren hielten, und erst, als diese Schranke durchbrochen wurde, sich an ihr irre werden fühlte. Als aber das J. 1866 mit seinen großen Umgestaltungen die Räthsel der Regierungspolitik enthüllte, begrüßte er der Ersten Einer im August 1866 mit freudiger Begeisterung im Herrenhause die Neubildung eines deutschen Reichskerns und mit hoher Genugthuung erfüllte es ihn, daß ihm das Glück noch beschieden war, im J. 1867 als Mitglied des constituirenden Reichstages des norddeutschen Bundes gewählt zu werden. Eine erfolgreiche eingreifende Thätigkeit in demselben war ihm aber nicht mehr vergönnt, denn von da an begann seine Gesundheit wankend zu werden; eine Karlsbader Cur im J. 1868 und wiederholte Reisen an den Rhein 1868 und 1869 kräftigten ihn nur scheinbar. Er starb zu Reesewitz am 3. Decbr. 1869. Graf Konrad D. war nie verheirathet gewesen. In dem Majorat folgte ihm der einzige Sohn seines Bruders Graf Konrad Johannes v. D.

Handschriftliche Mittheilungen seines Neffen. Oelsner, Nekrolog im Jahresbericht XLVII. der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur vom J. 1870 und zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon Heft II. 1838. Caro.

Dyon: Adam D., Buchdrucker vor dem J. 1518 in Nürnberg, dann von 1518—31 in Breslau. Ueber sein Leben ist nichts bekannt und muß er zwischen den J. 1531—34 gestorben sein, da in dem letzteren Jahre seine Frau als Inhaberin der Buchdruckerei erscheint. Es findet sich nach diesem Jahre kein Buch

mehr vor, welches in dieser Officin gedruckt worden ist. Interessant ist, daß in dieser Druckerei das älteste protestantische Breslauische Gesangbuch gedruckt wurde und zwar im J. 1525. Er war der dritte Buchdrucker in Breslau und bediente sich zuerst der lateinischen Cursivschrift des Aldus und führte die ersten griechischen Lettern ein.

Scheibel, Buchdruckerei in Breslau, S. 7—10. Geßner, Buchdruckerkunst III. 239. Falckenstein, Buchdruckerkunst, S. 175 ꝛc. Kelchner.

Dzondi: Karl Heinrich D., Arzt, den 25. Septbr. 1770 in Oberwinkel (bei Remsa in Sachsen) geboren, hatte zuerst Theologie, später Medicin studirt und sich während eines längeren Aufenthaltes in Wien vorzugsweise mit Augenheilkunde (unter Beer) und Geburtshülfe (unter Boër) beschäftigt; 1811 erhielt er einen Ruf als Prof. ord. und Director der chirurgischen Klinik nach Halle, machte sich hier 1813 französischer Sympathieen verdächtig, so daß sein College Meckel, der dabei eine nicht sehr respectable Rolle gespielt zu haben scheint, gegen ihn beim Ministerium in Berlin denuncirte, und ward in Folge dessen ohne weitere Untersuchung aus seinem Amte entlassen. D. begründete nun eine chirurgische Privat-Klinik in Halle, in welcher er Vorlesungen hielt, und erfreute sich in dieser Stellung eines großen Zulaufes von Kranken und Studirenden, so daß er seinen Collegen Weinhold, der an seine Stelle als Professor der Chirurgie dahin berufen worden war, wesentlich in den Schatten drängte. Einen Ruf als Prof. ord. und Dirigent der chirurgischen Klinik in Greifswald, der 1820 an ihn erging, lehnte er ab, machte später größere wissenschaftliche Reisen und † den 1. Juni 1835 an Apoplexie. — Von seinen sehr zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten (vgl. das vollständige Verzeichniß derselben in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon V. 480 und XXVII. 401) verdienen hervorgehoben zu werden seine Arbeit „Ueber Verbrennungen ꝛc.“, 1816 (1825), ferner die „Beiträge zur Vervollkommnung der Heilkunde“, 1816 (in welchen er Mittheilungen über den von ihm verbesserten Hagendorn'schen Apparat bei Behandlung des Schenkelbeinhalsbruches gibt), seine bekannte Schrift über eine „Neue zuverlässige Heilart der Lustseuche ꝛc.“, 1816 (1832), sodann die interessanten Beobachtungen „De fistulis tracheae congenitis“, 1829 (die erste Mittheilung über diesen Gegenstand) und die Untersuchungen über „Die Functionen des weichen Gaumens beim Athmen, Sprechen, Singen ꝛc.“, 1831. — Bei aller Anerkennung des wissenschaftlichen Eifers, der großen litterarischen Productivität und mancher werthvoller Leistungen Dzondi's wird man nicht umhin können, ihn des Bestrebens zu zeihen, durch Mittheilung auffallender Thatsachen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich dabei eines an Charlatanismus streifenden Verfahrens schuldig gemacht zu haben. A. Hirsch.

*) **Diest**. Von dieser erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts geadelten niederdeutschen Familie haben zwei Mitglieder in der brandenburgischen Geschichte unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm und unter dem großen Kurfürsten eine gewisse Rolle gespielt. Der eine, Johann D., war Regierungsrath in Cleve schon in der Zeit des erstgenannten Fürsten und hat unter ihm und seinem Nachfolger theils in den ständischen Verwicklungen dieses Landes, theils bei den politischen Verhandlungen mit den Niederlanden nicht unwichtige Dienste ge-

*) Wir fügen hier noch drei Artikel an, von denen der erste und zweite sich leider bei einer Versendung zeitweilig verloren hatten, der dritte, wie das Todesdatum ergibt, erst geschrieben werden konnte, als der betr. Bogen der Allgem. deutschen Biogr. bereits gedruckt war.

leistet. Ein unruhiger, etwas streitsüchtiger Mann, wofür er galt, ist er, obwol der brandenburgischen Regierung zugethan, doch derselben oft sehr unbequem gewesen, auch nachdem der große Kurfürst seine Verdienste dadurch geehrt hatte, daß er ihn 1652 zum Vicekanzler des Herzogthums Cleve ernannte.

Ein anderer, Friedrich Wilhelm v. D., wurde im Decbr. 1680 Nachfolger Blaspeil's auf dem Gesandtschaftsposten im Haag und hat dort etwa ein Jahrzehnt lang, neben anderen Gesandten, die brandenburgischen Geschäfte geführt; er ist später als Regierungspräsident von Cleve gestorben

Einiges Detail über beide findet sich in Pufendorf's Geschichte des großen Kurfürsten, sowie im III. und V. Bde. der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Erdmannsdörffer.

Dilliger: M. Johann D. (nicht Dillinger), geb. 30. Nov. 1593 zu Eisfeld, ein Sohn sehr armer, aber frommer Eltern, gewann trotz drückender Armuth doch durch Fleiß eine gute Vorbildung in der dasigen Stadtschule in Latein und in der Musik, ging 1611 ohne Mittel, dagegen mit einem ehrenden Schulzeugniß nach Naumburg und bald nachher nach Magdeburg auf das Gymnasium, wo er als Chorsänger Geld und durch Studieneifer Achtung gewann, bezog von hier aus die Universität Wittenberg, wurde daselbst alsbald Cantor an der Schloßkirche und 1623 Magister. Im J. 1625 wies er eine Vocation nach Dresden zurück, nahm dagegen die ihm angetragene Cantorstelle an der Schule zu Coburg an, erhielt 1633 die Pfarrei zu Gellershausen und im Januar 1634 das Diaconat an der Moritz- und die Pfarrei an der Kreuzkirche zu Coburg. Schwer und lange erkrankt, starb er zu Coburg den 28. August 1647 im besten Mannesalter. Er ist durch seine vielfachen, besonders erbaulichen Schriften und durch seine musikalischen Compositionen geachtet gewesen. Dort wie hier suchte sein Gemüth Erhebung und Spannkraft in den schweren Tagen der Kriegszeit, wie er denn noch auf dem Todtenbette jubelnd ausrief: „Soviel ich auch Musikalia componirt, ist doch meine Freude, kein Huren- und Bubenlied verfertigt zu haben.“ Ueber seine vielen Schriften s. Thomä „Licht am Abend“, S. 454—456, denen aber noch mehrere, besonders „Erbauliche Seelenarznei“ hinzugefügt werden könnten; über seine Compositionswerke s. Bernsdorf, Neues Universallexikon d. Tonkunst, S. 1, 689. Brückner.

Dörnberg: Friedrich Wilhelm Ferdinand Freiherr v. D. (zu Hausen), Forstwirth, geb. 5. Juli 1781 zu Mannsbach (Kurhessen), † 21. Jan. 1877 zu Darmstadt. Er besuchte 1796 das Gymnasium zu Weilburg und erhielt dann den ersten forst-praktischen Unterricht beim Oberförster Rauch daselbst, unter der oberen Leitung des nassau-weilburgischen Oberstjägermeisters Freiherrn v. Löw. Zur Vollendung seiner forstlichen Ausbildung bezog er 1801 (vom Landgraf Ludwig X. von Hessen zum Jagdjunker ernannt) das berühmte H. Cotta'sche Privatforstinstitut zu Zillbach (IV. Bd., S. 522), wo er bis zum Jahre 1802 blieb. Schon im Jahr nach seiner Zurückkunft (1803) wurde er zum Oberforstamtsassessor in Darmstadt mit Gehalt ernannt; 1807 rückte er zum Forstmeister des Oberforstes Lorsch empor; 1814 wurde ihm der — seiner amtlichen Stellung entsprechende — Titel Oberforstmeister verliehen. Nachdem durch die neue Organisation des hessischen Forstwesens im Jahre 1823 die Oberforste in Wegfall gekommen waren, behielt er den Forst Lorsch (durch Decret von 1824) unter seiner speciellen Leitung. 1844 wurde er zur Oberforstbehörde nach Darmstadt berufen und ihm 1847 der Charakter als Landjägermeister erth[illegible] [illegible]chem 1851 das Prädicat: Excellenz folgte. 1852 avancirte er zum [illegible]eister. Als Mitglied der Oberforstbehörde schied er 1864 auf sein [illegible]s, behielt aber seine jagdlichen Functionen fort. Im Jahre 1868

war es ihm vergönnt, das seltene Fest der diamantenen Hochzeit mit seiner Gemahlin, einer Freiin v. Malapert, zu begehen. D. entfaltete als Forstwirth in den Waldungen seines Dienstbezirkes eine höchst ersprießliche Wirksamkeit. Namentlich ist sein Name mit der geschichtlichen Entwicklung des neueren Waldfeldbaubetriebs, einer für das Großherzogthum Hessen charakteristischen, besonders im Lorscher Wald entwickelten Betriebsform, verknüpft. Hier fand er — bei Uebernahme seiner Forstmeisterstelle — ausgedehnte, überhaubare Eichen- und Kiefernbestände (Reste früherer Femelwirthschaft) von mangelhaftem Schluß, auf tiefliegendem, nassem, durch Weidegang verhärtetem, verangertem Boden vor, welcher jeder Holzcultur ohne vorherige gründliche Bodenbearbeitung geradezu spottete. D. erkannte als richtiges Mittel zur erfolgreichen Wiederaufforstung dieser Flächen den Waldfeldbau und betrieb diesen seit 1810 mit dem lebhaftesten Eifer und in wirksamster Weise, in Gemeinschaft mit dem verdienstvollen Revierförster Rüti (bis 1836), dann (von 1837 ab) mit dem Revierförster Reiß (jetzt Forstmeister in Darmstadt). Er darf also geradezu als Begründer dieser Wirthschaftsform (im Lorscher Wald) bezeichnet werden, welche anfangs — unter seiner Leitung — als landwirthschaftlicher Vorbau betrieben wurde (bis 1842), dann (bis heute) als landwirthschaftlicher Zwischenbau weiterer Ausbildung (besonders durch Reiß) sich erfreut hat (vergl. den Artikel Billhardt's in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung 1869, S. 445—456: Der Waldfeldbaubetrieb in Verbindung mit der Holzcultur in der großherzoglich hessischen Oberförsterei Viernheim). Auch um die Landwirthschaft seines engeren Vaterlandes machte er sich verdient. 1834 ernannten ihn dieserhalb die drei hessischen landwirthschaftlichen Vereine zu ihrem Ehrenmitglied; 1855 erwählte ihn der landwirthschaftliche Verein der Provinz Starkenburg zum Vereinsvicepräsidenten und, als er 1870 dieses Amt niederlegte, zum Ehrenvicepräsidenten. Endlich ist auch seiner eifrigen Wirksamkeit in den landständischen Versammlungen zu gedenken; seine Wahlmänner erkannten dieselbe durch ein werthvolles Ehrengeschenk an. Die höchsten Orden seines speciellen Landesherrn und auch namentlich des Kaisers von Rußland wurden ihm zu Theil. Persönliches Wohlwollen und große Leutseligkeit erwarben ihm allerwärts Sympathieen. Er vollendete — bis zu seinem Tode ein reges Interesse für Alles bewahrend — nahezu das 96. Lebensjahr.

v. Wedekind, Neue Jahrb. der Forstkunde, XXI. Heft. Beilage F ad S. 81. Zeitschr. für die landwirthschaftl. Vereine des Großherzogth. Hessen, Nr. 4 vom 27. Januar 1877. Privatmittheilung. Heß.

E.

Eadwius, mit Beinamen Basan, Mönch des Michaelisklosters zu Lüneburg, ist der Schreiber des kostbarsten, freilich nicht des ältesten der drei schönen Evangeliarien der alten „Goldenen Tafel“ zu Lüneburg, das er mit trefflichen Miniaturen, noch jetzt in Farben strahlend, schmückte. Seinen Namen hat er selbst überliefert, seine Zeit bestimmt die Schrift: der kundige ältere Gebhardi De re lit. setzt diese in den Anfang des 11. Jahrhunderts. Er beschreibt die Handschrift genau und mit Abbildungen in dem genannten Werke De re literaria coenobii St. Michaelis in urbe Luneburga. Lüneb. 1755. S. 13 ff. Das ältere Evangeliar setzt Gebhardi in das 10. Jahrhundert (S. Riedag, † 1026) oder den Anfang des 11., das dritte schreibt er dem Zeitgenossen Eadwi's Radbahius zu. Nach Gebhardi nennt Martini, Beitr. zur Kenntniß der Bibliothek des Klosters St. Michael in Lüneburg, S. 1 und 112 den E., setzt aber die Schrift in das Ende des 11. oder das 12. Jahrhundert, obwol er sich gerade auf Gebhardi beruft; bei Martini sind übrigens viel Druckfehler. Mitthof, Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens S. 45 setzt ihn direct ins 12. Jahrhundert und citirt Gebhardi's Manuscripte in der königl. Bibliothek zu Hannover. — Eadwi's und Radbahius' (?) Evangeliare kamen aus dem Museum der Ritterakademie zu Lüneburg in das Welfenmuseum zu Hannover, das des Riedag wegen der darin befindlichen Billunger-Urkunde in das Archiv des Klosters St. Michaelis und von da in das königl. Archiv zu Hannover. Krause.

Ebberth: Johann Baptist E., geb. 20. Januar 1664 zu Mölln in Oesterreich, 1688 Profeß im Benedictinerstift Garsten, 1695 Dr. jur. can. in Salzburg, salzburg. geistlicher Rath und Professor des Kirchenrechts, 1703 Prokanzler in Salzburg, 1706 Pfarrer in Steyer, † 20. Octbr. 1738. Schrieb „Controversiae selectae ex universo iure canonico, publico, civili, feudali“, 1698 ss. 4. 2 P. „Jubilaeum“, 1700. fol. „De pace“, 1700. 4. „Bellum in selecta ex universo iure certamina divisum“, 1702. fol. Diese Schriften sind von keiner besondern Bedeutung.

Hallische Beitr. zu d. jur. Gelehrten-Hist. III. 91 (1762). Zauner, Biogr. Nachr. von Salzb. Rechtslehrern S. 74, Nachtr. S. 13. Baader, Das gelehrte Baiern I. Sp. 265. v. Schulte.

Ebel: Hermann E., Keltologe und Sprachforscher, geb. 10. Mai 1820 in Berlin, studirte in Berlin und Halle Philologie und Geschichte und wirkte dann nach abgelegtem Probejahr als Lehrer zuerst in Berlin am köllnischen Gymnasium, hierauf 1852—58 an dem Schwarzbach'schen Pädagogium zu Ostrowo bei Filehne,

dann eine Reihe von Jahren an dem Gymnasium in Schneidemühl, bis im J. 1872 seine Berufung nach Berlin als ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft erfolgte, eine Stellung deren er sich aber nur kurze Zeit erfreute: er starb am 19. August 1874 in dem Ostseebad Misdroy. Dieses äußerlich so ruhig verlaufene Gelehrtenleben war reich an glänzenden wissenschaftlichen Leistungen, welche E. eine dauernde Stelle in der Geschichte der Sprachforschung und Keltologie sichern. Dem ersteren Gebiete gehören zunächst zahlreiche Untersuchungen über griechische und lateinische Etymologie, über die altitalischen Dialekte, über Gothisch und Althochdeutsch an, die er seit 1852 in der von Aufrecht und A. Kuhn begründeten „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen" (Berlin 1851 ff.) veröffentlichte. Sie bekunden das feine Sprachgefühl, die meisterhafte Combinationsgabe, gezügelt durch eine strenge Methode und die umfassende Gelehrsamkeit ihres Verfassers. Aber eigentlich begründet wurde sein Ruf durch die Forschungen auf dem Gebiete der übrigen indogermanischen, der arischen und insbesondere der keltischen Sprachen, die er in Kuhn und Schleicher's „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slavischen Sprachen" gleich im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift (1857 ff.) niederlegte. Die abenteuerlichen Ideen, welche in früherer Zeit namentlich unter der weitverbreiteten und noch nicht ganz ausgestorbenen Secte der „Keltomanen" über den Charakter und die Verwandtschaftsverhältnisse dieser Sprachengruppe geherrscht hatten, waren schon vor E. von Diefenbach, Pictet und namentlich von Bopp (1838) durch den eingehenden Nachweis widerlegt worden, daß dieselbe nach ihrem ganzen grammatischen Bau unbedingt zu dem großen indogermanischen Sprachstamme gezählt werden muß, auch hatte Zeuß in seiner Grammatica celtica auf Grund dieser fundamentalen Thatsache die Structur der keltischen Sprachen in eingehender wissenschaftlicher Weise dargestellt. Allein für die Einzelforschung blieb auch nach diesem tiefgelehrten Werke noch ungemein viel zu thun übrig, da das Keltische schon in seiner alterthümlichsten Form, die uns zugänglich ist, dem Altirischen, eine ungemein abgeschliffene Gestalt trägt, und die grammatischen und lexikalischen Verluste durch Neubildungen ersetzt hat. Hier setzen die Ebel'schen Forschungen ein, und wie Bopp's Zergliederung des keltischen Formenbaues eine der bedeutendsten Thaten dieses Begründers der vergleichenden Grammatik war, so sind Ebel's sprachvergleichende Arbeiten über den grammatischen Bau und Wörterschatz der keltischen Dialekte (Irisch, Erse, Manx; Welsch, Cornisch, Bretonisch und Altgallisch), besonders der alterthümlicheren unter ihnen, die hervorragendsten Leistungen des unermüdlichen Forschers. Schon seine kleineren Arbeiten, die mit Ausnahme der Abhandlung „De verbi Britannici futuro et conjunctivo", welche im Jahresbericht des Programms in Schneidemühl 1866 herauskam, alle in Kuhn und Schleicher's „Beiträgen" erschienen, erwarben dem Gymnasiallehrer von Schneidemühl einen europäischen Ruf, so daß in London 1863 eine Uebersetzung eines Theils derselben unter dem Titel „Celtic studies from the German of Dr. Hermann Ebel" erschien, und in dem anderen Lande, wo ebenfalls keltische Sprachen noch jetzt gesprochen werden, in Frankreich, sein Name gleichfalls selbst in weiteren Kreisen bekannt zu werden anfing. Das Hauptwerk seines Lebens ist aber die von ihm veranstaltete zweite Ausgabe von Zeuß' Grammatik unter dem Titel: „Grammatica celtica, construxit J. C. Zeuss, editio altera, curavit H. Ebel", Berolini 1868—71, ein ebenso umfangreiches als auf umfassender Grundlage beruhendes und systematisch gearbeitetes Buch. Gleichzeitig steuerte er zu Schleicher's Indogermanischer Chrestomathie altirische Lesestücke bei. Als nun 1872 Bopp's Lehrstuhl, der nach seinem Tode mehrere Jahre lang leer gestanden war, wieder besetzt wurde, wurde E. dafür gewonnen

der auf diese Weise endlich einen seiner Begabung angemessenen Wirkungskreis erhielt, in dem er als Lehrer eine strenge, alles prunkende Beiwerk verschmähende Methode entfaltete, als Forscher umfassende Vorbereitungen für die Herausgabe eines altirischen Wörterbuchs traf, an dessen Vollendung ihn ein jäher Tod hindern sollte. In Freundeskreisen machte den gelehrten Sprachforscher ein hervorragendes musikalisches und poetisches Talent zum geschätzten Gesellschafter; er hat zahlreiche ungedruckte Compositionen und eine Anzahl Gedichte hinterlassen. J. Jolly.

Ebel: Joh. Gottfried E., Arzt und Naturforscher, geb 6. Octbr. 1764 zu Züllichau in preuß. Schlesien, gest. 8. Octbr. 1830 in Zürich. Sohn eines angesehenen Kaufmanns, legte E. auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf jenem zu Neu-Ruppin den Grund zu seiner Bildung, bezog 18 Jahre alt die damalige Universität Frankfurt a. O., um sich aus Neigung zu den naturwissenschaftlichen Fächern dem Studium der Medicin zu widmen, und erlangte hier 1789 auf Grund einer gehaltreichen Dissertation über das Verhältniß der Nerven zum Gehirn bei Menschen und Thieren den Doctorgrad in der Medicin. Nach einem mehrmonatlichen Besuche der Heilanstalten in Wien begab sich E. wieder auf Reisen und besuchte zunächst die Schweiz. Die großartige Natur der Alpenwelt wirkte so anziehend, daß E. 3 Jahre lang in der Schweiz verweilte, sie nach allen Richtungen durchwanderte und nicht blos eingehende naturwissenschaftliche, besonders geognostische Studien betrieb, sondern auch das Auge für die Sitten und Gebräuche des Volks, für Geschichte und Kunst des Landes offen hielt. 1793 als praktischer Arzt nach Frankfurt a. M. übergesiedelt, widmete E. alle Mußestunden der sorgfältigen Ausarbeitung und Veröffentlichung seiner Schweizerbeobachtungen in einem größeren Werke: „Anleitung auf die angenehmste und nützlichste Art in der Schweiz zu reisen", 1793, ein besonders für reisende Naturforscher, zugleich aber auch für Naturfreunde im allgemeinen geschriebenes Reisehandbuch, welches in dieser Richtung geradezu mustergültig genannt werden kann und dem Verfasser einen europäischen Ruf verschaffte, indem er darin eine Fülle interessanter wissenschaftlicher Beobachtungen mit vielseitigen wissenswerthen Bemerkungen über Land und Leute in höchst belehrender Weise zu verknüpfen verstand. Dieses Werk erlebte drei Auflagen (1804 und 1810) und galt selbst bei den Schweizern als eine Fundgrube der Belehrung über ihr Land. Eine „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz", welche 1798 bis 1802 in Form einer Reisebeschreibung folgte, zeigt ebenso den feinen und scharf blickenden Beobachter, als vortrefflichen Darsteller. Eine Uebersetzung der philos.-politischen Schriften Sieyes', die er 1796 besorgte, machte ihn als Beförderer revolutionärer Ideen verdächtig und nöthigte ihn Frankfurt zu verlassen. Er wandte sich zunächst nach Paris, wo er neben dem ärztlichen Berufe sich fortwährend mit wissenschaftlichen Studien, — mit Sömmering mit anatomischen beschäftigte. Hier sah er, wie die hochgehenden Wogen der damaligen politischen Bewegung von Frankreich aus auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Schweiz zu verschlingen drohten. E. stand auf der Wache und suchte selbst unter ernsten Gefahren für seine Person durch zahlreiche von Paris an verschiedene einflußreiche Schweizer geschriebene Briefe auf dieses drohende Unglück aufmerksam zu machen; er bat und beschwor dieselben, ihre Selbständigkeit durch eine aus eigenem Antriebe ins Werk gesetzte freisinnige Reform ihres Gemeinwesens zu retten und das zu befürchtende Verhängniß von der Schweiz abzuwenden. Für diese wohlwollende und uneigennützige Gesinnung ertheilte ihm der gesetzgebende Rath das schweizer Bürgerrecht, das später durch das Stadtbürgerrecht in Zürich ersetzt wurde. 1801 nach Frankfurt zurückgekehrt, arbeitete E. nun das in seinem Reisehandbuch zerstreute geognostische Material zu einer zusammenhängenden Uebersicht „Ueber den Bau der

Erde" 1808 in 2 Bänden aus, ein großes, lebendiges Bild der Alpen, ganz aus eigenen Beobachtungen und ohne Einfluß fremder Theorien entworfen und deshalb ganz eigenartig. Er versuchte darin zuerst die Alpen als ein großes, zusammengehöriges Ganzes darzustellen, dessen innerste centrale Theile er aus mehr oder weniger steil gestellten Tafeln oder Platten des durch chemische Processe und durch vorwaltende Krystallisationskraft erzeugten Urgebirgs zusammengesetzt sich dachte, während daneben in 6 oder mehr parallelen Seitenketten das durch mechanische Thätigkeit entstandene Flötzgebirge, die Kalkberge und die übrigen Schichtgesteine bis zur Molasse herab sich anlehnen, unter stetem Hinweis auf ein lebendiges Element, welches einer ungeheuern Voltaischen Säule in Kugelgestalt vergleichbar der Urorganisation der Erde zu Grunde läge. So wenig haltbar auch diese theoretischen Vorstellungen sind, so macht doch das Buch Ebel's auf zahlreiche Thatsachen aufmerksam, die in der Wissenschaft von dauerndem Werthe bleiben. Das Werk ist zudem von zahlreichen, lehrreichen Gebirgsprofilen und einer ersten geognostischen Karte der Schweiz begleitet.

Seit 1810 weilte E. wieder in der Schweiz und wählte Zürich zu seinem dauernden Aufenthalt, so daß ihm die Schweiz zu seiner zweiten Heimath wurde. Eng befreundet mit den Familien Escher, theilte er sein Leben fortan zwischen dem Wirken für Wohlthätigkeitszwecke und ernsten wissenschaftlichen Studien („Ideen über die Organisation des Erdkörpers", 1811; „Malerische Reise durch die neue Bergstraße Graubündens", 1825). In der sorgfältigen Ueberarbeitung und Erweiterung der „Anleitung" für eine weitere 4. Auflage und bei der Fortsetzung der Schilderung der schweizerischen Gebirgsvölker ereilte ihn der Tod, ohne daß es ihm vergönnt war, das Begonnene ganz zu vollenden.

Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1833. Verhandlungen der Schweizer Gesellsch. der Naturw. 17. Sess. 1832. 128. Verhandl. der schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft 1835. Wolf, Biogr. IV. 382. Gümbel.

Ebel: Johannes E. ward geboren 4. März 1784 und starb 18. Aug. 1861. Sein Vater war zur Zeit seiner Geburt Pfarrer in Passenheim in Ostpreußen, ging aber 1797 nach Königsberg, um das Predigeramt an der dortigen polnischen Gemeinde zu übernehmen. In Königsberg besuchte E. das altstädtische Gymnasium, das damals unter Leitung des Sohnes von J. G. Hamann stand, und bezog 1801 die Universität, um Theologie zu studiren. Zu ernster und gewissenhafter Auffassung seiner Aufgabe angelegt, erregten die zahlreichen damals erhobenen populären und wissenschaftlichen Einwendungen gegen die Bibel und das biblische Christenthum bei ihm die lebhaftesten Bedenken und Sorgen, und er sehnte sich nach einer Aussicht, die es ihm möglich machte, seinen Glauben mit der Vernunft in Einklang zu bringen. Da hörte er von einem Manne, dem diese Versöhnung wunderbar gelungen sein sollte. Alsbald suchte er diese Bekanntschaft, die für ihn so folgenreich und verhängnißvoll werden sollte. Es war J. Heinrich Schönherr, geboren zu Angerburg in Ostpreußen 1771, gestorben in Königsberg den 15. Octbr. 1826. Ueber diesen merkwürdigen Mann sei hier — da er doch eigentlich nur durch Ebel's Anlaß zu allgemeinerer Bedeutung gelangte — sofort einiges nöthige beigebracht. Von einem unruhigen, voreiligen und selbstklugen speculativen Triebe beseelt, hatte derselbe den Schulunterricht nur flüchtig durchlaufen, war dann anfangs zur Erlernung eines Gewerbes bestimmt, doch zum Universitätsstudium übergegangen und hatte sich hier, wiewol als Jurist inscribirt, besonders in philosophischen Collegien herumgetrieben. Kant jedoch befriedigte ihn nicht, er gab ihm nicht die gewünschten positiven Aufschlüsse und seine strenge Methode langweilte ihn. Er ging deshalb davon, zog von Ort zu Ort und besuchte so auf kurze Zeiten Greifswald, Rostock, Rinteln, Leipzig und Jena. In Rinteln soll ihm auf

einem Spaziergange die Grundidee seines merkwürdigen Systems zuerst wie durch Inspiration aufgegangen sein. Er hat nie aufgehört, ihm Erkenntniß einer speciellen Offenbarung zuzuschreiben, und legte sich insofern die Würde eines Propheten bei, der er später auch durch seine Haltung, Kleidung, Haartracht und andere äußerliche Zeichen zu entsprechen suchte. Sein System nun, wenn man es so nennen soll, beruht auf dem Grundsatz des Dualismus. Die Principien alles Seins (Elohim) sind zwei Grundwesen, ein thätiges männliches — ein leidendes weibliches, Feuer und Wasser. Ihre gegenseitige Action ist das Wort oder der Ton, und alles ist daher durch das Wort geschaffen. Ein Urwesen, meinte er, erkläre nichts; denn ohne Reaction sei keine Thätigkeit, kein Bewußtsein. Die erste Descendenz des Urlichts und des Urwassers nun war Lucifer. Er war der Canal, durch den das Licht ausströmen und in weiteren Kreisen fortwirken sollte. Aber er behielt die Lichtkräfte neidisch für sich. Dennoch hatte die Schöpfung ihren Fortgang und der Mensch entstand. Aber dieser ward von Lucifer verführt. Daher kam eine allgemeine Verfinsterung über die Welt, im besondern ward im Menschen das Blut verfinstert und die reine Harmonie seiner Kräfte zerstört. Christus verbreitete in seinem vergossenen Blut die ursprüngliche Gerechtigkeit wieder durch das Ganze. Das Schönherr'sche System ist, wie schon aus dem bisherigen leicht zu entnehmen, völlig sensualistisch. Die Sensation ist ihm die Wurzel alles Seelenlebens, sie ist die Reaction, auf der das Bewußtsein und alle geistige Thätigkeit beruht, die Gedanken sind ebenfalls nur ihre letzten Reflexe — alle Wirkung ferner ist nur Bewegung und zwar räumliche, alle Wirklichkeit nur eine in Raum und Zeit bestimmte — schließlich die Sittlichkeit nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Seligkeit, als dem höchsten Zweck aller Creaturen. Noch wäre zu erwähnen, daß nach Maßgabe seiner Principien sich ihm die Menschen in Licht- und Finsternißnaturen, unter diesen in Haupt- und Nebennaturen scheiden (vgl. Grundzüge der Erkenntniß der Wahrheit aus H. Schönherr's nachgelassenen philosophischen Blättern. Leipzig 1852). Nach Königsberg zurückgekehrt, nährte er sich anfangs als Hauslehrer, bis es ihm gelang, Freunde für seine mit dem Pathos eines Propheten vorgetragene Lehre zu gewinnen, durch deren Unterstützung er von da an nun ganz seinem angeblichen Berufe leben durfte.

E. suchte also und fand die Bekanntschaft dieses wunderlichen Mannes und war lange Zeit eine Hauptzierde seines Jüngerkreises, mit dem er jeden Mittwoch Abend den Offenbarungen des Propheten lauschen durfte. Nachdem er dann 1804 zunächst sein Universitätsstudium abgeschlossen, erhielt er anfangs eine Anstellung am altstädtischen Gymnasium als Collaborator, nahm dann bei den Söhnen des Reichsburggrafen zu Dohna auf Schlobien eine Stelle als Hofmeister an und ward 1807 von diesem in Hermsdorf als Pfarrer eingesetzt. 1810 verließ er diese Stellung wieder, um in Königsberg das Amt eines Predigers und Lehrers der Religion, Geschichte und hebräischen Sprache bei dem Friedrichs-Collegium zu übernehmen. Einsprüche und Anfeindungen seiner Obern, die hier und schon in Hermsdorf ihn verfolgten und die ihn wegen seiner philosophischen Privatmeinungen und wegen seiner Theilnahme an der mit der Kirchenlehre unvereinbaren Schönherr'schen Meinungen zur Rechenschaft zogen, wurden durch die Zeugnisse anderer competenter und weniger parteiischer Personen paralysirt, und als sie einmal bis zum geistlichen Ministerium in Berlin vordrangen, hier besonders durch den Einfluß Schleiermacher's vereitelt. So konnte E. 1816 von der größten Gemeinde der Stadt, der altstädtischen, zum Prediger und Seelsorger gewählt werden. Die folgenreiche und verdienstvolle Wirksamkeit, die er in diesen seinen beiden Stellungen in Königsberg entfaltete, ist durch unverZeugnisse hinreichend festgestellt. Mochte er in der Art, wie er sich

trug, manches auffallende haben, so war doch sein Auftreten ohne Prätention und seine Behandlung der Personen nüchtern und unparteiisch. Die Aufrichtigkeit des Glaubens, die aus ihm sprach, die Milde des Geistes, die von ihm ausging, zogen unwillkürlich an und übten namentlich einen großen und bleibenden Einfluß auf das weibliche Geschlecht. Er übte die weise Politik, seine philosophischen Privatmeinungen ganz von seinen öffentlichen Lehren auszuschließen; seine Predigten, von denen er zuerst 1823 einige unter dem Titel: „Die Weisheit von Oben" im Druck herausgab (1835 folgten „Die Treue. Predigten nach dem Bedürfniß der Zeit". Außerdem 1825 bei Perthes in Hamburg: „Ueber gedeihliche Erziehung", 1835 „Die apostolische Predigt ist zeitgemäß" in demselben Verlag) — seine Predigten also unterscheiden sich nur dadurch von andern evangelischen Predigten, daß sie so zu sagen christlicher sind, als diese gemeinhin, indem sie der Gefühlsseligkeit wie der supponirten Zaubermacht des sogenannten Glaubens sich widersetzen und vor allem auf eine Besserung, Reinigung der Gedanken und Neigungen, auf Läuterung und Heiligung des Herzens dringen. In den bewegungsvollen Zeiten der Freiheitskriege und den nächstfolgenden Jahren soll seine Wirksamkeit in Königsberg besonders eine segensreiche gewesen sein.

Schönherr hatte unterdessen einen neuen unfehlbaren Weg zur Vollendung des inneren Menschen gefunden, der in einer groben und abstrusen Ascetik bestand. Dagegen widersetzte sich E. und es kam endlich zum Bruch. So ward nun umsomehr E. Mittelpunkt eines besonderen Kreises, es sammelte sich um ihn eine kleine Zahl auserwählter Seelen, zu denen er in nähere vertrautere Beziehung treten durfte, und die zu ihm wie zu ihrem Meister und Hirten hinaufschauten. Mochte sich hier eine Abstufung allmählich machen, einige dem Meister näher gezogen werden, andere weniger seines Vertrauens werth gefunden worden sein oder dieses gesucht haben, im besonderen soweit es das Schönherr'sche System betraf — und mochten bei den Theilhabern des engsten Kreises die schon erwähnten Kategorien Schönherr's zur Bezeichnung der Abstufungen füglich gefunden sein, so ist doch wol zu glauben, daß dies alles sich auf natürliche Weise ergeben habe und daß es keineswegs auf eine Absonderung, also eine Sectenbildung abgesehen worden, ja auch etwas wie eine geheime organisirte Gesellschaft vorhanden gewesen sei. Zu den ausgezeichneten Genossen dieses Kreises gehörten nun vor allem Frauen der edelsten Herkunft, voran Ida verw. Gräfin v. d. Gröben (dritte Tochter des Oberpräsidenten v. Auerswald, verlor ihren Gemahl in der Schlacht bei Lützen, zog sich danach von der Welt auf die Besitzung ihres verstorbenen Mannes in Schlesien zurück und gerieth in einen Zustand der Apathie, aus der sie der Zauber der Persönlichkeit Ebel's, als er auf einer 1816 mit Schönherr unternommenen Reise auf ihrem Gute einkehrte, erweckte. Mit ihm kehrte sie dann zur Freude ihres Vaters nach Königsberg zurück. Sie schrieb „Die Liebe zur Wahrheit", Stuttg. 1850), Evelina Ernestine v. Bardeleben, ihre Schwester (später von ihrem Gemahl geschieden, der sich darauf mit einer Tochter des Nachfolgers und Schwiegersohns v. Auerswald's, v. Schön, verehelichte. Sie schrieb für ihren Vater gegen Schön: „Ein Blick auf die einstige Stellung der Oberpräsidenten Auerswald und Schön", Stuttg. 1844), Minna v. Derschau, später Gräfin v. Kanitz in erster Ehe, Emilie Freiin v. Schrötter — dann der Prediger an der Habersberger Kirche G. Heinrich Diestel (geb. 30. Juli 1785 zu Belgard in Pommern, wo sein Vater Superintendent war; studirte von 1801—4 in Königsberg Jura, und nachdem er auf dem Lande als Hauslehrer fungirt, seit 1809 daselbst Theologie; wurde 1814 unweit Königsberg Landpfarrer, 1818 daselbst Militärprediger und Lehrer an der Divisionsschule, 1827 Prediger bei der Haberbergischen Kirche.

Seine letzte Schrift bewegte sich auf neutralem Gebiete: „Die rationelle Sprachforschung auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte", Königsberg 1845. Er starb in Königsberg den 20. Juli 1854), Ernst Graf von Kanitz, königl. preußischer Tribunalrath, Dr. Rogge, Professor der Jurisprudenz (gest. in Tübingen), Gutsbesitzer E. v. Hahnenfeld, Graf v. Finkenstein, Professor der Medicin Sachs, Stud. theol. v. Tippelskirch, Pflegesohn des Grafen Kanitz, endlich seit 1822 auch Hermann Ohlshausen, der ein Jahr vorher nach Königsberg gekommen war.

Allein bald ergaben sich Zerwürfnisse. Ohlshausen, der allerdings von vorn herein mehr für ein herrenhutisches Christenthum eingenommen gewesen und mehr als billig Gewicht auf kirchliche Orthodoxie gelegt zu haben scheint, zog sich zurück — angeblich in Folge des Ministerialrescripts vom J. 1826, welches vor Mysticismus und Separatismus warnte. Ihm folgte Tippelskirch. Die Trennung reifte den inneren Gegensatz. Ohlshausen schrieb „Christus der einige Meister", in dem die Einsprache gegen das von E. geforderte Streben nach einer „angeblichen" Vollkommenheit vielleicht ebenso unberechtigt, als der Tadel des hierarchischen Despotismus und der gewaltthätigen Suprematie eines Menschen wol nicht ohne Grund zu sein scheint. Diese und andere Agitationen trugen ihm von der scharfen Feder und streitfertigen Zunge Diestel's Entgegnungen ein, die es ihm erwünscht erscheinen ließen, durch eine Berufung nach Erlangen aus diesen Wirren befreit zu werden. Auch Tippelskirch verließ Königsberg und zog nach Berlin, von wo er bald eine einträgliche Pfarrstelle antreten konnte. Es durfte nicht eben schön genannt werden, wenn er von da aus fortfuhr, seinen Wohlthäter durch Zeitungsartikel zu verunglimpfen. Sachs, von Geburt Israelit, war durch E. getauft worden. Wie es scheint, ein Mann von nicht eben strenger Gewissenhaftigkeit, ja man könnte vielleicht sagen, eine im Grunde frivole Natur, hatte er den einflußreichen Kreis weniger aus Bedürfniß gesucht, als um sich in seiner Carriere zu fördern. Es müssen scandalöse Data seines Lebens vorgelegen haben, welche nach manchen vergeblichen Bemühungen, den Gefallenen zur wirksamen Besserung zu bewegen, die Ebel'sche Gesellschaft endlich veranlaßten, ihn zu excludiren. Damit hatte sie sich einen Feind gemacht, der es mit den Mitteln nicht eben sehr genau nahm und keine Rücksichten kannte. Die eigentliche Katastrophe aber ward erst durch einen Conflict mit dem Grafen v. Finkenstein herbeigeführt, der schließlich, nachdem sich neue Differenzen bereits erheblich geltend gemacht, durch die pecuniären Verlegenheiten zum Ausbruch kam, die ihm von seiner Schwester, der zweiten Gattin des Grafen Kanitz, in Betreff ihres von ihm bislang verwalteten Erbes bereitet wurden. Ein Mensch von heftiger, übersprudelnder Gemüthsart richtete er an eine junge Verwandte, die durch die Gräfin Gröben in den Ebel'schen Kreis eingeführt werden sollte, eine Warnungsepistel, welche die entehrendsten Beschuldigungen gegen E. in Bezug auf die Beziehungen, die er zu den oben genannten Damen seines Vertrautenkreises habe, enthielt. Das junge Mädchen gab das Schreiben den beschuldigten Frauen und diese veranlaßten Diestel zu einer Antwort, welche durch ihre Maßlosigkeit den Grafen hinwiederum bewog, eine Injurienklage gegen Diestel einzureichen.

E. hatte bei seinem prononcirten Standpunkte natürlich außerdem auch viele Gegner, selbst ja namentlich auch unter seinen Vorgesetzten, die nur auf Gelegenheit warteten ihm beizukommen. Auch dem Oberpräsidenten v. Schön war der jetzt gegebene Anlaß willkommen. Von exclusiver Verstandesrichtung, Verehrer und Kenner des Kant'schen Kriticismus war ihm alle Mystik, Pietismus und was dahin gehört in der Seele zuwider. Die gespannten Beziehungen, in die er zu seinen Schwägerinnen gerathen war, durfte er auf den Ebel'schen Einfluß zurückführen. Persönliche Motive also kamen dazu. Vielleicht auch politischer Antagonismus mischte sich ein. Von seiner Feindschaft gibt die Bezeichnung „Mucker"

Zeugniß, die bis heute für die Ebel'sche Gesellschaft landläufig geblieben ist. Nachdem nun von den ordentlichen Gerichten Diestel wegen schwerer Ehrenbeleidigung verurtheilt worden, ging die Sache des übrigen Inhalts der eingereichten Schriftstücke halber an das Consistorium über. Die Mitglieder desselben, Schön an der Spitze, welchen dieselben zur Entscheidung übertragen wurde, gehörten ausschließlich der rationalistischen und liberalen Richtung an. Allein die Anschuldigungen Finkenstein's konnten von ihm nicht erhärtet werden. Da bot Sachs sich an. Die Angeklagten protestirten gegen diesen Zeugen und gaben endlich eine Schrift zu den Acten, in der sich Sachs in Form einer Privatbeichte selbst der haarsträubendsten Sachen schuldig bekannt hatte. Sachs, gefragt, ob er dies als seine Handschrift anerkenne, konnte es nicht leugnen, erklärte jedoch, die gemachten Angaben erdichtet zu haben, weil er gedrängt worden sei und gefällig sein wollte. Darauf ward er als Zeuge zugelassen und gab nun über die in diesen Kreisen geübte christliche Ascetik, auch in Bezug auf das Verhältniß der Gräfin Gröben zu E. die compromittirendsten Enthüllungen zu Protokoll. E. und Diestel wurden jetzt, unter später eingeholter Zustimmung des Cultusministeriums, dem jener Zeit Altenstein vorstand, von ihren Aemtern suspendirt. Die Sache ging nach Berlin. 1835 hatte der Proceß begonnen, 1839 erfolgte die Entscheidung vom Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin. In diesem Erkenntniß waren die Anklagen, die einen criminellen Charakter hatten, und die sich außer wie gesagt auf geheime Unzucht auch auf Störung des Familienfriedens und ein gewisses frommes Lügensystem bezogen, als unerwiesen abgelehnt und das Strafverfahren lediglich auf die schuldigbefundene Sectenstiftung begründet. Derenwegen wurden E. und Diestel definitiv ihrer Aemter entsetzt, dazu für alle öffentlichen Aemter ferner unfähig erklärt, und außerdem E. als der Anführer mit Detention in einer öffentlichen Strafanstalt belegt, so lange, bis er überzeugende Zeichen einer bessern Sinnesart kund geben werde. Allein schon im nächsten Jahre wechselte das Regime. Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron und Eichhorn übernahm das Cultusministerium. Der Proceß wurde nun einer Revision unterzogen. Am 2. Februar ward der Urtheilsspruch des Oberappellationssenats des Kammergerichts publicirt, der die beiden Prediger von der Anschuldigung der Sectenstiftung freisprach und es lediglich wegen grober Verletzung ihrer Amtspflicht bei der einfachen Amtsentsetzung verbleiben ließ. E., begleitet von der Gräfin Gröben, die sich von ihrem geliebten Lehrer nicht trennen wollte, verließ Königsberg und begab sich schließlich nach Ludwigsburg in Würtemberg, wo er seine Tage beschloß. 1837 hatte er noch in Gemeinschaft mit Diestel die Schrift: „Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes", eine Apologie des Schönherr'schen Systems, herausgegeben. 1854—56 erschien von ihm „Die Philosophie der heil. Urkunde des Christenthums" in drei Heften. Der Streit über Schuld und Unschuld der Ebelianer wurde 1868 durch das frivole Buch des Engländers Hepworth Dixon: Spiritual wives wieder erneut. Es zeigte sich, daß auch nach so manchen Jahren die Leidenschaft der Parteien keine gerechte Unterscheidung zuließ.

Erbkam, Schönherr und seine Anhänger in Herzog's theolog. Encyklopädie Bd. XIII. Ohlshausen, Lehren und Leben des Königsberger Theosophen. 1834. (A. Fr. Wegenern), Zuverlässige Mittheilungen über Schönherr's Leben und Theosophie sowie über die sectirerischen Umtriebe zu Königsberg in Illgen's Zeitschrift für histor. Theologie. 1838. Bd. VIII. Kanitz, Aufklärung aus Actenquellen über den 1835/42 zu Königsberg gef. Religionsproceß. Basel und Ludwigsburg 1862. Diestel, Ein Zeugenverhör im Criminalproceß gegen die Prediger E. und D. Leipzig 1838. E. v. Hahnen-

feld, Die religiöse Bewegung zu Königsberg. Braunschweig 1858. Staats- und Gesellschaftslex. Herausg. von Wagener, 1861, im Artikel „Ebel".

H. Delff.

Ebel: Kaspar E., ein Philosoph des 17. Jahrhunderts, geb. etwa 1595, † 10. März 1664, war anfangs Rector des Gymnasiums zu Worms und darauf Professor der Logik und Metaphysik zu Marburg und Gießen. Hier starb er als Emeritus 69 Jahre alt. E. gehört zu den hervorragendern, protestantischen Aristotelikern; sein „Compendium der peripatetischen Logik" (Marb. 1645, Gießen 1651 und öfter) stand in so hohem Ansehen, daß man ihm den Namen Cattorum Aristoteles gab. Von den Werken, die Frankfurt 1677, 2 Bde. 4. ed. D. K. Rudrauff erschienen sind, nennen wir: „Commentarius in librum Thomae de ente" und „Essentia", eine „Metaphys. pars universalis et specialis", 1638 und öfter, und „Dispp. XX aphorismorum metaphysicorum recognitorum".

Vgl. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte III. S. 273. Richter.

Ebeling: Christian E., lutherischer Theolog, geb. 3. Novbr. 1668 zu Bückeburg, studirte zu Jena und Gießen, seit 1697 Professor der Philosophie in Rinteln, 1714 Dr. und prof. theol. daselbst, † 3. Septbr. 1716. Jener mild-lutherischen, ethisch-irenischen Richtung angehörig, die in Rinteln im Ganzen herrschte, verband E. philosophische mit theologischen Studien, schrieb über den Eid, über den Gebrauch der Logik, über Gewissensfreiheit, über Gottesurtheile, über die Jurisprudenz des Dekalogs, das Mysterium der Trinität, gab ein „Compendium der christlichen Ethik", ein „Examen concilii Tridentini" und eine „Homiletische Theologie" heraus.

S. Dolle, Gesch. der Grafschaft Schaumburg. S. 513. Strieder, Grundl. zur Hessischen Gelehrtengesch. III. S. 277. Wagenmann.

Ebeling: Christoph Daniel E., geb. zu Garmissen bei Hildesheim 20. Novbr. 1741, † 30. Juni 1817, widmete sich der Theologie und besuchte deshalb von 1763—1767 die Universität Göttingen, fühlte sich jedoch schon damals mehr angezogen von Geschichte, Geographie und schöner Litteratur. Auch machte eine beständig zunehmende Taubheit ihn weniger fähig für ein theologisches Amt. Nach Vollendung seiner Studien ward er 1767 Hofmeister in Leipzig. Im J. 1769 kam er nach Hamburg, wo ihm eine Lehrerstelle bei der Handlungsakademie angeboten war. Hier verschafften ihm seine historischen und geographischen Kenntnisse bald Anerkennung und erwarben ihm Freunde unter den Hamburger Gelehrten. Im J. 1770 trat er mit J. G. Büsch (s. d.) in Bezug auf die Handelsakademie in nähere Verbindung. Am 7. Septbr. 1784 wurde er zum Professor der Geschichte und griechischen Sprache am hamburgischen akademischen Gymnasium ernannt, 1799 provisorisch als Bibliothekar bei der Stadtbibliothek angestellt, 1800 definitiv. Um die Stadtbibliothek erwarb sich E. große Verdienste, da er eine Erneuerung des Nominal-Katalogs und eine unvollendet gebliebene Revision des Real-Katalogs unternahm. Sehr geschätzt wurden Ebeling's Recensionen über musikalische Werke, die in den Hamburger Unterhaltungen abgedruckt und auch von Gerber mehrfach benutzt sind. In den letzten 10 Jahren seines Lebens war er völlig taub. Er starb im 76. Lebensjahre. Seine große Landkartensammlung von 4000 Bänden kam durch den Ankauf des Herrn Israel Thorndike nach den Vereinigten Staaten Amerika's. Sein Bildniß in Oel gemalt von Professor C. Suhr befindet sich auf der Stadtbibliothek. Von seinen Schriften, deren Zahl in dem Hamburger Schriftstellerlexikon auf 38 angegeben wird, nennen wir: „Versuch einer auserlesenen musikalischen Bibliothek", in den Hamburger Unterhaltungen Bd. 10 (1770). Auch übersetzte er „Burney's Tagebuch einer musikalischen Reise", Th. I. 1771; „Amerikanische Bibliothek", St. 1—4. 1777—1778. Er gab heraus „Neue Sammlung von

Reisebeschreibungen", Hamburg 1780—90, 10 Theile; gab ferner heraus mit J. G. Büsch „Handlungsbibliothek", 3 Bde. 1784—97; „Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika", Bd. 1. 1793, als 13. Theil von Büsching's Erdbeschreibung.

Christ. Petersen, Geschichte der Hamburgischen Stadtbibliothek. Hamburg 1838. S. 160—167. J. Chr. A. Grohmann, In memoriam Christ. Dan. Ebelingii. Hamb. 1818. 4. Klose.

Ebeling: Ernst E., Architekt, geb. 29. Octbr. 1804 in Hannover, gest. 12. Septbr. 1851 ebenda. Er begann seine ersten architektonischen Studien unter Leitung des Hofbauraths Witting in Hannover; setzte dieselben im Atelier des Oberbaudirectors Weinbrenner zu Karlsruhe von Anfang des J. 1823 bis zu Weinbrenner's Tode (Frühling 1826) fort; ging im Sommer 1826 nach Italien und kehrte nach einem zweijährigen, von der hannoverschen Regierung unterstützten Aufenthalte daselbst (größtentheils in Rom) im Herbste 1828 nach Hannover zurück. Hier fand er vom Frühjahr 1829 an Beschäftigung bei den Militärbauten. Bei Errichtung der höheren Gewerbschule (jetziger polytechnischer Schule) in Hannover wurde er (März 1831) als Lehrer der Baukunst angestellt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Die Aufstellung der Alexanders-Säule im September 1832 gab ihm Veranlassung Petersburg zu besuchen; 1843 unternahm er eine zweite Reise nach Italien; 1845 wurde er zum Bauinspector, 1850 zum Kriegsbaumeister ernannt. Als Lehrer wie als ausführender Künstler hat E. erfolgreich gewirkt und zur Entwicklung der Baukunst in Hannover in hohem Maße beigetragen. Unter den nach seinen Entwürfen in dieser Stadt ausgeführten größeren Bauten sind neben mehreren Wohngebäuden vorzugsweise zu nennen: der Hauptbau der polytechnischen Schule an der Georgstraße, die Cadettenanstalt (jetzt Kriegsschule), die Blindenanstalt an der Hildesheimer Straße, das Haus der Kalenbergischen Landschaft am Theaterplatz, das Arsenal (Artillerie-Dépôt) am Waterlooplatz, das Meßgebäude (Officier-Casino) an der Adolfstraße, das Neue Thor (Stadtthor nach dem Schützenhause zu).

Karmarsch.

Ebeling: Johann Georg E., Musiker, geb. zu Lüneburg um 1620, wurde 1662 Musikdirector an der Hauptkirche und Schulcollege an St. Nicolai zu Berlin, 1668 Professor der Musik am Gymnasium Carolinum zu Stettin und starb in diesem Amte 1676. Von seinen angeblich zahlreichen Werken sind nur erhalten: „Archaeologiae Orphicae, sive antiquitates musicae", 1657. Ein Concert, Berlin 1622; „Paul Gerhard's Geistl. Andachten in 120 Liedern mit 4 Singstimmen, 2 Viol. und Generalbaß", Berlin 1662, neue Ausgabe 1667 und im Clavierauszuge für eine Singstimme mit Generalbaß, Stettin 1669.

Stammius, Progr. funebre in obitum J. G. Ebelingii etc., Stettin 1676. E. L. Gerber, Lex. und Neues Lex. v. L.

Ebell: Heinrich Karl E., Musiker und Jurist, geb. zu Neu-Ruppin 30. Decbr. 1775, gest. als Regierungsrath zu Oppeln 12. März 1824. Schon als Gymnasiast beschäftigte er sich eifrig mit Musik, deren Studium auch fernerhin seine Freistunden ausfüllte, als er 1795 die Universität Halle bezog und darauf, nach abgelegtem Referendarexamen, von 1797—1800 als Auscultator amtirte. Besonders Reichardt, zu dem er auch persönlich in nähere Beziehungen getreten war, interessirte sich lebhaft für ihn und schlug ihn nach Tuschek's Abgange zu dessen Nachfolger als erster Musikdirector des Breslauer Theaters vor. Da auch eine von E. eingesandte Oper, „Der Bräutigamsspiegel", Beifall fand, erhielt er 1801 die Stelle. Die Verhältnisse bei der Breslauer Oper waren ihm anfangs nicht ungünstig; an dem Director Streit hatte er einen Freund, auch im Orchester und auf der Bühne manche tüchtige Kräfte (Schnabel,

Fränzel, das Schüler'sche Ehepaar, den Tenoristen Leisring, den Bassisten Neugebauer, die Frauen Veltheim und Fleischer ꝛc.). Doch war seine von gutem Streben beseelte und nicht ohne Erfolg gebliebene Wirksamkeit an der Oper nur von kurzer Dauer; es stellten Mißhelligkeiten sich ein, und als Streit 1802 von der Direction sich zurückzog, gab auch E. seine Stelle auf und ging 1804 zur Kriegs-Domänenkammer als supernumerärer Secretär über. Auch in dieser Stellung blieb er musikalisch thätig und gab insbesondere die erste Anregung zur Bildung einer Gesellschaft von Musikfreunden (Philomusischen Gesellschaft), welche, außer E. noch den Capellmeister Schnabel, die Musikdirectoren F. W. Berner und Förster, die Professoren Siebigk und Eßler und den Prorector Schummel zu Mitgliedern zählend, am 30. Aug. 1804 ihre erste Zusammenkunft hielt. Zweck war ihr Erörterung musikalischer und allgemein wissenschaftlicher Gegenstände, soweit solche auf Musik Bezug haben, und E. lieferte verschiedene Beiträge. Aber schon 1806 löste die Gesellschaft, nachdem sie inzwischen guten Fortgang genommen hatte und an Mitgliederzahl gewachsen war, sich wieder auf. Auch E. selbst war vom Glücke wenig begünstigt und fast schon entschlossen die, bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit, ihm kaum den bescheidensten Lebensunterhalt gewährende Beamtenlaufbahn zu verlassen (auch war zwischen Schüler und Reichardt 1808 die Rede davon, ihn an das Casseler Theater zu ziehen), als seine Stellung sich besserte und er 1809 zum expedirenden Secretär und endlich 1816 zum Rathe bei der in Oppeln neu organisirten Regierung ernannt wurde. In diesem Amte verblieb er bis zu seinem durch die Folgen eines 1814 erlittenen gefährlichen Beinbruches herbeigeführten Tode. Wiewol auch seine spätere Lebensperiode durch Unglück und andauernde Kränklichkeit vielfach getrübt und gestört war, blieb er doch stets ein geistig lebendiger, ununterbrochen arbeitsamer, im Amte pflichtgetreuer und wohlwollender Mann, dessen Verlust allgemein betrauert wurde.

An Compositionen hat er hinterlassen: 10 Opern („Der Schutzgeist“, 1798; „Selico und Berissa“; „Le déserteur“; „Der Bräutigamsspiegel“, 1800—1801; „Das Fest der Liebe“, 1800—1803; „Die Gaben des Genius“; „Das Fest im Eichthale“, 1806—7; „Der Nachtwächter“; „Anacreon in Italien“, 1800, neu componirt 1810) und Musik zum Trauerspiel „Larnassa“; 3 Symphonien, mehrere Streichquartette und andere Instrumentalwerke; 1 Oratorium („Die Unsterblichkeit“), verschiedene Cantaten und andere Gesangstücke. Außerdem sind manche Kritiken und kritische Abhandlungen von ihm verfaßt worden.

C. J. A. Hoffmann, Die Tonkünstler Schlesiens, Breslau 1830. Kosmaly und Carlo, Schlesisches Tonkünstler-Lexikon, Heft 3. Breslau 1846.

v. Dommer.

Ebendorfer: Thomas E. von Haselbach, geb. 12. August 1387 zu Haselbach, einem vormals bedeutenderen Orte des Landes Oesterreich o. d. Enns, † 1464, einer der wichtigsten Chronisten des 15. Jahrhunderts, hervorragend zugleich als Theologe und Professor der Wiener mittelalterlichen Hochschule. Als 17jähriger Jüngling sah er den Landesherzog Albrecht IV. aus dem Znaimer Kriegslager todtkrank durch den Heimathsort nach Wien geschafft werden und bewahrte in seiner Erinnerung die kummervollen Worte, mit denen der Habsburger das Loos seiner hart geprüften Unterthanen beklagte. Seit 1405 studirte er an der Wiener Hochschule, erwarb 21. März 1412 das artistische Magisterium und die Befähigung zum akademischen Lehramte und hielt in den Jahren 1412—25 ununterbrochen Vorträge an der facultas artium über verschiedene philosophische Disciplinen, lateinische Grammatik, Mathematik, Naturwissen-

schaften und die Politik des Aristoteles. 1418—19 Librarius oder Bibliothekar der philosophischen Facultät, Decan und Thesaurarius oder Schatzmeister derselben, war er nichts destoweniger bestrebt, bei der ersten und begünstigtsten der 4 Facultäten, der theologischen nämlich, unterzukommen und förmlich in dieselbe zu übertreten. 1421 wurde er Baccalaureus formatus Theologiae, 1427 Licentiat und endlich 1428 Doctor und Decan der theologischen Facultät. Inzwischen bekleidete er 1423—24 das Rectorat und bethätigte sich wiederholt als Consiliarius und Coadjutor des Decanates. Seine hervorragende Kenntniß der Universitätsgeschäfte und Satzungen, verbunden mit unverwüstlicher Arbeitskraft und regem Eifer für das Wohl der Hochschule, erwarb ihm unter den Berufsgenossen ein verdientes Ansehen, wie dies die öftere Wahl zum Decan und außerdem noch zwei Mal zum Rector (1429, 1445) darthun. Zugleich in der Seelsorge thätig, namentlich als tüchtiger Kanzelredner, finden wir ihn als Pfarrer von Falkenstein, seit 1442 von Perchtoldsdorf bei Wien, ohne daß ihn natürlich der Genuß dieser nicht uneinträglichen Pfründen seiner eigentlichen Thätigkeit als Glied der Hochschule entfremdet hätte. — Auch war ihm als solchem keine bedeutungslose Rolle im öffentlichen Leben zugewiesen. 1432—34 vertrat er die Wiener Universität auf der Kirchenversammlung zu Basel; als Concilsmitglied reiste er mit Andern nach Prag, um den schwierigen Ausgleich mit dem Hussitismus weiter zu fördern (April 1433). — Ein Halbjahr später begab er sich mit dem Bischof Nikodemus von Freising auf den Kurfürstentag zu Frankfurt a/M. 1434 veranlaßte er selbst seine Rückberufung von Basel, da er die Unionsbestrebungen der Kirchenversammlung mit seinem der Hochschule verpfändeten Eide, in die Gestattung des Kelches an die Hussiten nicht zu willigen, unvereinbar fand. Dennoch erschien er 1435 inmitten der Synodalgesandtschaft, die sich auf dem wichtigen Tage zu Iglau einfand, der das kirchliche Versöhnungswerk krönen sollte. Seit 1440 finden wir unsern E. häufig als Rathgeber Kaiser Friedrichs III., Herzog Albrechts VI., der Wiener Stadtgemeinde und der österreichischen Adelsschaft, andererseits als eifrigen Sachwalter der Wiener Hochschule. Friedrich war ihm bis zum J. 1444 sehr geneigt und verwendete ihn zu Botschaften nach Mainz, Frankfurt, Nürnberg und Basel (1440—44). Der Basler Concilhandel mit Papst und Kaiser verstimmte den gewissenhaften und friedliebenden Mann nach allen Seiten; er zog sich ganz zurück und mußte es erleben, daß sein königlicher Gönner, mit der Haltung der Universität in der Kirchenfrage unzufrieden, in E. einen geheimen Widersacher vermuthete. Dies war auch der Grund, daß Thomas unter ehrenvollen Vorwänden als Botschafter an kleinere italienische Höfe und nach Neapel gesendet wurde, um Einladungen zur kaiserlichen Hochzeit zu überbringen (Ende 1451). Gelegentlich dieser Reise ins welsche Land weilte E. auch zu Rom und erlangte von dem ihm geneigten Papste die Erneunung und Bestätigung der Universitätsprivilegien. Als Kaiser Friedrich nach Neapel reiste (Sommer 1452). kehrte E. nach Oesterreich zurück und erscheint dann als Mitglied und Sprecher der Universitätsdeputation, die den Kaiser und seine junge Gattin begrüßen sollte. Unter der Regierung König Ladislaus' des Nachgebornen finden wir unsern E. unter den geheimen Räthen des Landesfürsten, jedoch dieser unerquicklichen Stellung bald überdrüssig. Nach dem Tode des Albrechtiners (November 1457) zählte er zu den Persönlichkeiten, die angesichts des leidigen Bruderkrieges der beiden Habsburger, Friedrich und Albrecht, und inmitten des unabsehbaren Jammers der Parteifehden zur Neutralität Wiens und seiner Hochschule riethen, immer vermitteln und beschwichtigen wollten. — Seine Gegner verdächtigten ihn jedoch beim Kaiser als Anhänger des Widerparts und Friedrich mochte auch an Verrath und Undank seines ehemaligen Günstlings glauben, denn es heißt, daß er Miene

machte, E. von der Hochschule zu entfernen. Dieser durchlebte die sturmbewegte Zeit von 1461—63 und starb, 77jährig, den 8. Januar 1464.

Bedeutsam erscheint Ebendorfer's testamentarische Verfügung, wonach man seine Schriften an einem sicheren Orte zum Gebrauche der Universitätsangehörigen gesammelt verwahren solle. Diese Andeutung und der, allerdings ungerechte, Vorwurf des später lebenden Professors und Gelehrten Cuspinianus (Spießhammer), E., dieser „undankbare, unehrenhafte und boshafte" Theologe habe als „hinterlistiges Füchslein" testamentarisch dafür gesorgt, daß nicht bei Lebzeiten der betreffenden Fürsten seine lügnerischen Ausfälle veröffentlicht würden, — legen nur zu sehr die Vermuthung nahe, man habe von befreundeter Seite Ebendorfer's nachgelassenes Hauptwerk, seine Chronik des Landes Oesterreich, im Originaltexte beseitigt und, im 4. und 5. Buche namentlich willkürliche Abänderungen für die Abschrift unternommen, um so manche herbe, unmuthige Auslassung des Verfassers zu mildern oder ganz zu unterdrücken.

Ebendorfer's litterarischer Nachlaß ist ziemlich umfangreich und in historischer Beziehung von Belang. Es sind wichtige Materialien zur Zeitgeschichte, in welchen sich Fleiß und Genauigkeit, aber wenig Geist und Kritik abspiegeln. Außer den handschriftlich vorhandenen Werken: „Liber australis v. Chronicon imperatorum Romanorum", „Chronicon pontificum Romanorum", „Liber de Schismatibus" und zwei Reiseberichten über kirchliche Missionen wurden bisher die beiden unstreitig wichtigsten Denkmale seiner schriftstellerischen Thätigkeit, das „Chronicon Austriae" und das „Diarium gestorum per legatos concilii Basileensis pro reductione Bohemorum" durch den Druck veröffentlicht. Das „Chronicon Austriae" liefert eine für die damalige Zeit sehr ausführliche Geschichte des Landes und der Fürsten Oesterreichs von der fabelhaften Urzeit bis zum December 1463. Ursprünglich auf drei Bücher, bis gegen 1452 berechnet, fand sie eine Erweiterung durch ein 4. und 5. Buch. Verglichen mit dem stofflich verwandten Werke seines jüngern Zeitgenossen Aeneas Sylvius Piccolomini (Historia Friderici) erscheint Ebendorfer's Werk unkritisch, schwerfällig, geist- und geschmacklos, aber es entschädigt für diese Mängel reichlich als Zeitgeschichte durch reiches Detail, tagebücherliche Genauigkeit und eine objective, oft freimüthige Darstellungsweise ohne jeden oratorischen Prunk und schöngeistigen Flimmer. Für die Zeit von 1404—63 bildet sie eine unentbehrliche Hauptquelle. Sie findet sich abgedruckt im I. Bande der von H. Pez edirten Scriptores rer. austr. vet. et gen. Das Diarium, für die Geschichte der Basler Concilverhandlungen äußerst belangreich, wurde von E. Birk im I. Bande der Scrr. Concil. Basil. I. 1857. p. 701—783, auf Kosten der Wiener Akad. der W. veröffentlicht, als Theil der Monum. concilii Basileensis.

Zu vgl. Birk's Vorrede a. a. O. S. 31—44. Zeißberg's Studie in d. österr. Wochenschrift f. Litt. und Kunst, J. 1864. Nr. 25—26. Voigt's Enea Silvio P. u. s. Zeit, II. Bd. 346 f., besonders aber Aschbach's Gesch. der Wiener Universität 1865, Wien, S. 493—525. Krones.

Eber: Jacob E., Buchdrucker um das J. 1483 in Straßburg. Von seinem Leben ist nichts bekannt, weder von seiner Geburt, noch von seinem Tode. Er scheint nicht lange in Straßburg gedruckt zu haben, denn es ist mit seiner Firma nur ein einziger Druck bekannt. Nämlich: (Johannes Junior, Ordinis Praedicatorum) „Scala coeli. Praeced. tab. c. prologo. In fine: Anno dni. Millesimo quadringentesimo octuagesimo tercio: Liber iste vocat. Scala celi Argentine impressus per Jacobum Eber Explicit feliciter."

Vgl. Hain, Repertorium bibliographicum. Vol. II. p. 160. Panzer, Annales typographici. Vol. I. p. 24. Kelchner.

Eber: Paul E., Professor der Theologie, Stadtpfarrer, Superintendent in Wittenberg, geb. in Kitzingen in Franken den 8. Novbr. 1511, † 10. Decbr. 1569. Sein Vater, ein Schneider zu Kitzingen, schickte den gut beanlagten Sohn nach vorbereitendem Schulunterricht in der Vaterstadt im 12. Jahre zuerst auf die Schule nach Ansbach, sodann nach einer durch Krankheit herbeigeführten Unterbrechung des dortigen Unterrichts 1525 nach Nürnberg auf die unter Ketzmann's Leitung stehende Lorenzer Schule, an der er auch den Unterricht Camerarius' genossen zu haben scheint. Nach sieben Jahren (Oct. 1532) bezog E., reichlich ausgestattet mit Stipendien von Nürnberg, seiner Vaterstadt Kitzingen und dem Markgrafen von Brandenburg, die Universität Wittenberg. Er traf sie in ihrer höchsten Blüthe, Luther und Melanchthon in der reichsten Entfaltung ihrer Kraft. Bald erwarb er sich das Vertrauen und die Freundschaft des letzteren, die in immer neuer Bewährung bis zu dessen Tode dauerte und E. von seinen Freunden den bezeichnenden Ehrentitel eines Repertorium Philippi einbrachte. Nach vier Jahren ward er Magister und begann zu lesen, Repetitionen und Disputationen zu leiten. Seine Vorlesungen umfaßten die Philosophie, die Physik und die alten Autoren. Sein Lehrtalent führte ihm nicht wenige Studenten und Schüler zu, aber zu einer festen Anstellung gelangte er erst 1541 (Juli). Nach seinen eigenen Mittheilungen war die Freundschaft Melanchthon's der Grund, daß mehrere Mitglieder des akademischen Senates ihm nicht wohlwollten. Am 13. Sept. 1541 verheirathete er sich mit Helena Küffner aus Leipzig. Der eigene Hausstand gewährte ihm die Möglichkeit, Kostschüler aufzunehmen, denen er trotz seiner vielfachen, stets sich steigernden Amtsgeschäfte eine treue und dankbar anerkannte Fürsorge widmete. Auch seine Privatschule entstand wol um diese Zeit. Im Frühjahr 1544 trat er als Professor der lateinischen Grammatik in den akademischen Senat ein und, wie es scheint, damit auch dem alternden Luther näher. Der Tod desselben und die Schlacht bei Mühlberg und ihre unmittelbaren Folgen, die er, einer von den wenigen zurückgebliebenen Universitätslehrern, in Wittenberg ertrug, endlich der Wechsel der Regierung störten und unterbrachen seine Thätigkeit über ein Jahr lang. Doch mit frischem Eifer nahm er sogleich nach der Wiedereröffnung der Vorlesungen (Oct. 1547) seine frühere Thätigkeit wieder auf. Es war ein auch für die damalige Zeit sehr ausgedehnter Kreis wissenschaftlicher Objecte, den er beherrschte. Er las über Philosophie und Philologie, über Mathematik, Astronomie, Geschichte und mit besonderer Vorliebe über Naturwissenschaften, meistens natürlich unter Anlehnung an die Alten, z. B. an die Historia naturalis des Plinius („De Vita et Scriptis C. Plinii Quaedam praefationis loco recitata a Paulo Ebero auspicante explicationem secundi libri Naturalis Historiae VI Febr. 1556“, Witebergae 1556), die Biographien des Plutarch und die Germania des Tacitus, aber auch unter Zugrundelegung der Schriften von Zeitgenossen, wie der Schrift Melanchthon's De anima und des Arminius Hutten's. Dem historischen Gebiete gehörten seine beiden Erstlingsschriften an, die „Historia populi Judaici a reditu ex Babylonico exilio usque ad ultimum excidium Jerosolymae etc.“, Witeb. 1548 und das „Calendarium historicum“, Witeb. 1550, welche weite Verbreitung in fremden Sprachen und mehreren Ausgaben fanden, und von denen das letztere besonders einen interessanten Beleg für die damalige Auffassung von Geschichte bietet; dem naturwissenschaftlichen eine Schrift, die er mit Caspar Peucer herausgab: „Vocabula rei nummariae, ponderum et mensurarum Graeca, Latina, Ebraica etc.“, Lips. 1556. — Seine bisherige private und akademische Thätigkeit, gesteigert durch die zeitweilige Uebernahme des Decanats der philosophischen Facultät und des Rectorats hatte E. mehr in die Weite herumgeführt, als ihm einen Mittelpunkt gegeben. Seine wesentlich auf

das Innerliche gerichtete Natur, seine Frömmigkeit und Bescheidenheit, mit denen sich eine vorzügliche praktische Befähigung verband, hatten in den früheren Aemtern noch wenig Verwendung gefunden. Erst durch seine Berufung in die theologische Facultät und in den Dienst der Kirche gewann er den Raum, auf dem ihm eben so sehr Sammlung der Kräfte, als Entfaltung seiner besonderen Gaben möglich wurde. Schon öfter vorher, z. B. auf dem Convent zu Pegau und bei der Kirchenvisitation von 1555 zur Mitwirkung in kirchlichen Dingen berufen, wurde er Ostern 1557 zum Professor der Theologie und Prediger an der Schloßkirche zu Wittenberg und schon im folgenden Jahre, nach dem Tode Bugenhagen's, einstimmig vom Senat der Universität und dem Stadtmagistrat zum Stadtpfarrer und Superintendenten des Kurkreises berufen. Die neidlose Anerkennung seiner Verdienste um die Universität und die Kirche, welche durch diese Berufung ausgesprochen und durch die Verleihung der theologischen Doctorwürde (Decbr. 1559) noch erhöht wurde, hatte allerdings zur Voraussetzung, daß E. der Wucht seines verantwortungsvollen Amtes gewachsen sein werde. Er war ihm gewachsen, wenn auch die Bürde der Geschäfte eines Pfarrers, Superintendenten, Professors und — nach dem baldigen Tode Melanchthon's (1560) — gewissermaßen ersten Vertreters der gesammten lutherischen Kirche, die auf ihm lastete und unter den beständigen Kämpfen mit Flacianern, Katholiken u. A. sich fast täglich steigerte, „bei unausgesetzten Anstrengungen seinem von Jugend auf schwächlichen und gebrechlichen Körper gefährlich zu werden“ drohte. Aber seine Frömmigkeit, seine Kenntniß des Volkes und das Geschick, einfach, verständlich und herzlich zu reden, kamen ihm in seinem Pfarramte wesentlich zu Hülfe. Seine Predigten (Katechismuspredigten von 1562, nach seinem Tode herausgegeben von Theoph. Feurelius, Nürnberg 1578, und Erklärung der Definition oder Beschreibung Gottes, herausgegeben von Mattheus Major 1588) tragen durchweg jenen Charakter an sich und geben ein treffliches Zeugniß für die damalige Wittenberger Schule. — Seine früh begonnenen und trotz ihrer Mannigfaltigkeit stets mit Sorgfalt und Gründlichkeit betriebenen Studien wendeten sich seit 1558 hauptsächlich der Theologie zu, in der er im wesentlichen Melanchthon's vermittelnden Standpunkt festhielt. Freilich ist es ihm nicht gelungen, denselben wissenschaftlich zu vertiefen und fortzubilden. Er theilt darin leider das Loos und die Neigung der Reformatorenschüler überhaupt, welche das Erbtheil ihrer Lehrer ängstlich und oft höchst einseitig vor allen Flecken der Irrlehre zu hüten suchen, aber er unterscheidet sich von den meisten derselben dadurch doch vortheilhaft, daß er sich den weiten Blick der Melanchthon'schen Schule für die Friedens- und Einungsbedürfnisse der Kirche auf dem Gebiete der Lehre bewahrt und, zwar wenig muthig, aber durch harte Noth gezwungen, seine zwischen Calvin und Luther vermittelnden Lehrgrundsätze den zelotischen Forderungen seiner starrlutherischen Gegner nach Möglichkeit anbequemt. Dies zeigt sich am deutlichsten in seinen Schriften über die Abendmahlsfrage. In den hierüber entbrennenden Streitigkeiten zwischen den thüringischen und den sächsischen Theologen hatte er die letzteren, besonders seine Wittenberger Collegen, „die Philippisten“, gegenüber dem Vorwurf calvinistischer Gesinnung zu vertheidigen. Es liegen mehrere umfangreiche amtliche Erklärungen vor, die er auf Erfordern des gegen seine Theologen mißtrauischen Kurfürsten von Sachsen im Namen seiner Collegen auszuarbeiten hatte. Sie datiren aus den J. 1561 und 1562 und erhalten ihren Abschluß in der 1561 fertigen, aber erst 1562 resp. 1563 deutsch und lateinisch erschienenen Schrift: „Vom heiligen Sacrament des Leibes und Blutes etc.“ oder „Pia et in verbo Dei fundata assertio, declaratio et confessio Dr. P. E. de sacratissima coena Domini nostri Jesu Christi“.

Es war seiner Entstehung nach natürlich, daß dieses Buch, welches mehrfache Ausgaben erlebte und selbst von den Gegnern günstig aufgenommen wurde, mehr auf den praktischen Zweck der Erhaltung des Friedens, als auf Ueberzeugung der Gegner durch wissenschaftliche Gründe abzielen mußte. — 1563 gab E. sein „Psalterium cum argumentis" und 1565, auch um einem praktischen Bedürfnisse zu genügen, nämlich um dem Kurfürsten August von Sachsen, der statt aus den classischen Autoren an der heiligen Schrift auf leichte und bequeme Art Latein lernen wollte, eine möglichst correcte Uebersetzung derselben zu liefern, im Verein mit Georg Major die „Biblia latina etc." heraus. E. hatte das alte, Major das neue Testament übersetzt und beide waren dabei so verfahren, daß der parallele lutherische Text von vornherein als der richtige angenommen und der der Vulgata nach demselben emendirt und auch äußerlich möglichst in räumliche Uebereinstimmung gebracht wurde. Wissenschaftlicher Werth ist trotz der Lobsprüche, welche die Verfasser für ihre Arbeit ernteten, derselben nicht zuzusprechen. — Als ein Ausfluß eines kindlich-frommen gottergebenen Sinnes sind seine zum Theil noch heute hoch-geschätzten 6 Lieder zu erwähnen: „Helft mir Gottes Güte preisen", „Herr Jesu Christ wahr'r Mensch und Gott", „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn", „Herr Gott Dich loben wir", „In Jesu Wunden schlaf ich ein", „Zwei Ding', o Herr, bitt ich von Dir", von denen die beiden letzten ihm wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden.

Der Abend seines Lebens ward nicht weniger durch die heftigen Kämpfe in der Kirche, als durch die traurigen Eindrücke, welche er von der äußeren Lage seiner näheren und weiteren Umgebung erhielt, getrübt. Es war zu viel, aber für seine Auffassung der Weltlage charakteristisch, wenn er am 8. Mai 1569 schrieb: „Wie läßt sich da auf dauernde Ruhe hoffen? Es sind ja fast alle einzelnen Länder mehr oder weniger mit diesen Uebelständen heimgesucht, so daß, wenn Jemand auswandern wollte, er am Ende dem Rauch entflohen wäre, um in die glühenden Kohlen zu fallen." Diese Furcht vor der Zukunft, die im letzten Jahrzehnt seines Lebens auch in Bezug auf seine Familie ihn oft mit bangen Sorgen erfüllte, die Mühen seines Amtes, welche durch die Forderung seiner Hülfe und seines Rathes auf jedem gefährdeten Punkte der Kirche verdoppelt wurde, vor allem aber seine resultatlose und doch so aufregende Thätigkeit auf dem unerquicklichen Religionsgespräche zu Altenburg (Oct. 1568 bis 5. März 1569) verzehrten die Kraft Eber's in dem Maße, daß er nach dem im Juli 1569 erfolgten Tode seiner Gattin nur noch wenige Monate unter schweren Schmerzen verlebte. Er ward beigesetzt in der Stadtkirche zu Wittenberg.

G. J. Planck, Geschichte der protestantischen Theologie, Bd. V. — H. A. Erhard in Ersch und Gruber, Encyklopädie. — C. H. Sixt, Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren. Heidelberg 1843. — C. H. Sixt, Paul Eber. Ein Stück Wittenberger Lebens. Ansbach 1857. — Th. Pressel, Paul Eber. Elberfeld 1862. — J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 361 ff. München 1867.

Brecher.

Eberbach: Georg E., Arzt, geb. um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Rotenburg an der Tauber, studirte seit 1471 zu Erfurt und ward dort 1483 Magister. Seine medicinischen und humanistischen Studien setzte er in Italien fort, scheint zeitweise in seiner Vaterstadt als Arzt gewirkt zu haben, wurde aber am 19. Decbr. 1489 in die medicinische Facultät zu Erfurt aufgenommen; 1497 war er Rector der Universität und † 21. Juni 1508. Als Schriftsteller hat er sich nicht bekannt gemacht, aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu

Männern wie Mutianus und Trithemius zeigen ihn als eine innerhalb der wissenschaftlichen Bewegungen seiner Zeit nicht unbedeutende Persönlichkeit. — Sein älterer Sohn Heinrich, geb. zu Rotenburg a. d. T., widmete sich gleichfalls der Arzneiwissenschaft, besuchte Italien, ward in Wien zum Doctor promovirt, darauf am 25. Juni 1512 zu Erfurt in die medicinische Facultät aufgenommen und bekleidete noch im selben Jahre das Rectorat. In Folge eines Streites (man beschuldigte ihn, bei der Aufnahme des Hieronymus Stahelin in die Facultät seine Rechte überschritten zu haben) entsagte er 1520 seiner akademischen Stellung, trat aber später wieder in dieselbe ein, denn 1528 und 1529 erscheint er wieder als Rector. Als henneberg'scher Rath ward er auch vom Grafen Wilhelm von Henneberg 1533 zu Unterhandlungen mit der Stadt Erfurt gebraucht. Er † 1534. Auch er gehörte zu den Beförderern der Wissenschaft; ihm widmete Eoban Hesse das dritte Buch seiner Silvarum. Seinen bedeutenderen Bruder Peter haben wir der üblichen Namensform „Aperbach“ gemäß Bd. I. S. 504 besprochen.

H. A. Erhard bei Ersch und Gruber, I. Sect. XXIX. Bd. S. 96.

v. L.

Eberenz: Johann Baptiste E., Mathematiker, geb. 11. Juni 1723 zu Saspach am Rhein im Br., † 8. Febr. 1788 zu Freiburg. Er begann seine Lehrthätigkeit 1747 am Cadettenhause zu Straßburg und setzte sie seit 1755 als Professor der Mathematik an der Universität Freiburg fort, während er gleichzeitig auch als Wasserbaudirector und Rheininselinspector eine praktische Wirksamkeit ausübte. Seine verschiedenen Lehrbücher der reinen und angewandten Mathematik sind mehr breit als tief angelegt. Von einer gewissen Vielseitigkeit zeugt, daß er sich auch Candidat beider Rechte nannte und in Mußestunden über die hebräische Sprache schrieb, eine Arbeit, deren Frucht das von den Biographen übersehene Büchlein: „Regulae praecipuae methodi hagiographicae in usum Philebraeorum“ (1759) war.

Meusel, Lexikon. Cantor.

Eberhard I., erster Graf von Altena, Stammvater des Grafenhauses von Altena oder von der Mark, Sohn des Grafen Adolf II. von Berg. Als die Gauverfassung im ripuarischen Frankenlande auf der rechten Rheinseite zerbröckelte, indem ein bedeutender Theil der Reichsdomänen und sonst viele Güter größeren und kleineren geistlichen Stiftungen, wie dem Erzbisthum Köln, den Abteien Deutz, Werden, Siegburg u. a. geschenkt und so der unmittelbaren Jurisdiction des Reiches entzogen wurden und als in Folge dessen eine arge Zersplitterung des ganzen Gebietes einzureißen drohte, da tritt mit dem Anfang des 12. Jahrhunderts das Geschlecht der Edelherren von Berg auf, welches auf den Trümmern des eingestürzten Baues einen neuen zu gründen begann: gerade die Steine, welche, dem alten entzogen, dessen Sturz vorbereitet hatten, benutzte es, um damit für sein Werk desto festere Fundamente zu legen. Wahrscheinlich aus Westfalen stammend (sie nannten sich ursprünglich von Huvili), erwarben sie in dem rechtsrheinischen Ripuarien bedeutenden Grundbesitz und wurden deshalb von den größeren geistlichen Stiften, wie den Abteien Deutz, Werden, Siegburg, ja selbst von dem Erzstift Köln für dessen Besitzungen in den fränkischen Gauen rechts vom Rhein, zu Vögten und Schirmherren erkoren und mit Lehen reich ausgestattet. Hierdurch noch mehr gehoben, wußten sie auch die letzten Reste der gräflichen Gewalt in denselben Gauen für sich zu erwerben. Diese mannigfach gemischten und bunt durcheinander gehenden Elemente von vollfreiem Eigenthum, richterlicher Gewalt und Vogteiherrlichkeit mußten ihnen den Baustoff abgeben, um daraus allmählich ein geschlossenes Territorium mit Landeshoheit zu bilden. Dies trug den Namen nach der Burg auf dem Berge (an der Dhüne),

welche die Familie gegründet hatte und später in ein Cisterzienser-Kloster umwandelte (Altenberg). Das letztere geschah durch Adolf I., welcher zuerst den Titel eines Grafen annahm; er legte als neuen Wohnsitz eine Burg an der Wupper an, die seit 1160 urkundlich erwähnt wird, anfangs unter dem Namen „auf dem Neuen Berge“ oder „auf der Burg des Neuen Berges“, später hieß sie bloß Burg. Graf Adolf I. hob die Macht des Hauses noch durch seine Heirath mit Adelheit v. Laufen, einer Erbtochter aus dem Grafengeschlecht v. Werl in Westfalen, die ihrem Gemahl reiche Allodialgüter im Westen des Suderlandes zubrachte, auf denen um 1122 die Burg Altena angelegt wurde. Auch hier verliehen die Erzbischöfe von Köln den Grafen v. Berg viele Lehen aus dem großen Besitz ihrer Kirche, welche daselbst gerade durch Glieder des alten westfälischen Grafenhauses reich mit Grundbesitz ausgestattet war. Aus diesen suderländischen Besitzungen bildete sich später die Grafschaft Altena. — Der Sohn des Grafen Adolf I., Adolf II., war mit der Tochter des Markgrafen Engelbert v. Istrien verheirathet, dessen Bruder Friedrich I., Erzbischof von Köln (1100—31), die Erhebung der ihm verwandten Grafen v. Berg in hohem Grade begünstigte. Noch mehr kam diesen zu Statten, als von nun an wiederholt das Erzstift durch Glieder des Hauses selbst regiert wurde: Bruno, ein Bruder Adolfs II., war Erzbischof 1131—37; Friedrich II., ein Sohn Adolfs II., 1156—58; Bruno, gleichfalls ein Sohn desselben, 1191—93. Die beiden Söhne Adolfs II., welche im weltlichen Stand verblieben, Eberhard und Engelbert, theilten die väterlichen Besitzungen so, daß der erstere die in Westfalen übernahm und sich Graf v. Altena nannte, während Engelbert als Erbe der eigentlichen Grafschaft Berg diesen Titel weiterführte. E. kommt in Urkunden von 1166—74 häufig in der Umgebung von Friedrich Barbarossa und von Erzbischof Philipp von Köln vor (Lacomblet, Urkundenbuch I.). Von seinen Söhnen trat Adolf in den geistlichen Stand und wurde Erzbischof von Köln; die beiden andern, Arnold und Friedrich, erbten die Besitzungen des Vaters. Arnold († um 1205) übernahm die an der Lippe und Ruhr mit der Vogteischaft über Essen und hinterließ sie seinem Sohn Eberhard, nach dessen frühem Tode der junge Sohn Arnolds, Friedrich, nachfolgte, welcher letztere sich nach dem Schlosse Isenberg an der Ruhr benannte. Arnolds Bruder, Friedrich, bekam die südlich gelegenen Besitzungen mit der Burg Altena und vererbte sie auf seinen Sohn Adolf; der letztere vertauschte den Namen Graf v. Altena mit dem eines Grafen von der Mark, nachdem er (oder bereits sein Vater) von Rabodo v. Rüdenberg den Stammsitz dieses Geschlechtes, Burg und Hof Mark (bei Hamm), gekauft hatte. Als Graf Friedrich von Isenberg, der Mörder des Erzbischofs Engelbert I. von Köln (1225), in die Acht erklärt und seine Besitzungen eingezogen wurden, wußte Graf Adolf von der Mark durch engen Anschluß an den Nachfolger Engelberts, Erzbischof Heinrich, und Theilnahme an dessen Rachezuge gegen den Mörder einen großen Theil von den Besitzungen für sich wieder zu gewinnen. Hierdurch erweiterte er sein Gebiet ansehnlich, er deckte es außerdem durch Anlegung der befestigten Stadt Hamm am Zusammenfluß der Lippe und Asse (1226) und des Schlosses zu Blankenstein an der Ruhr und vertheidigte das Erworbene in langen Fehden gegen den Grafen Heinrich von Berg, welcher den Kindern seines Schwagers, des Grafen Friedrich von Isenberg, das väterliche Erbe zu sichern suchte. Erst 1243 gab er diesen (sie benannten sich nach der Burg Limburg an der Lenne, welche ihr Oheim, Graf Heinrich v. Berg, zum Stützpunkt für die Fehden mit dem Mörder angelegt und den Neffen als Lehn gegeben hatte) einen Theil davon wieder heraus, doch behielt er noch immer so viel für sich, daß er als derjenige bezeichnet werden darf, welcher den Grund zu der geschlossenen Hausmacht des märkischen Hauses

gelegt hat. Er † 27. Juni 1249 und hatte seinen Sohn Engelbert I. zum Nachfolger.

Levold v. Northof, Chronik d. Grafen v. d. Mark, von Dr. Troß, S. 68 ff. Lacomblet, Urkundenbuch I. Lacomblet, Archiv III. S. 47 ff. v. Haesten in Zeitsch. d. berg. Geschichtsvereins III. S. 249 ff. u. S. 259 ff. Tobien, Denkwürdigkeiten a. d. Vergangenheit Westfalens I. Crecelius.

Eberhard, Herzog von Baiern, der älteste Sohn des Liutboldingers Arnulf, des ersten baierischen Stammesherzogs, übernahm nach dessen Tode (14. Juli 937) die herzogliche Regierung. In Erinnerung an die unabhängige Stellung, welche sein Vater gegenüber den Königen Ludwig dem Kinde und Konrad dem Franken, einige Zeit auch gegenüber Heinrich I. behauptet hatte, und wenn nicht verführt, so doch unterstützt durch das trotzige Selbstgefühl des baierischen Stammes, weigerte er sich am Hofe Otto's d. Gr. zu erscheinen und diesem den Vasalleneid zu leisten. Von den Brüdern scheinen ihn Hermann und Ludwig unterstützt, Arnulf aber gleich dem Oheim Berthold dem Könige die Treue bewahrt zu haben. Aus dem Westen des Reiches sandten ihm andere Empörer gegen das Königthum, der Lothringer Giselbert und der Franke Eberhard, aufmunternde Botschaft. In der That gelang es E., dem ersten Angriffe des Königs auf Baiern, der wol mit unzulänglichen Kräften zwischen 2. Jan. und 18. Mai des J. 938 unternommen ward, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Gleich im Spätjahre darauf aber rückte der König zum zweiten Male gegen Baiern und gewann, vielleicht unterstützt durch die Spaltung in der herzoglichen Familie, vollständigen Sieg. E. ward in die Verbannung geschickt und ist dort verschollen; für die herzogliche Gewalt in Baiern, die der König nun Eberhards Oheim, Berthold, übertrug, hatte sein Aufstand eine bedeutende Schmälerung zur Folge.

Vgl. Dümmler, Otto d. Gr. 71. 78. Riezler.

Eberhard I., Bischof von Bamberg (1007—1040). Ueber seine Herkunft und anfänglichen Lebensschicksale besitzen wir keine Nachrichten; nur soviel steht urkundlich fest, daß er ein naher Verwandter Kaiser Heinrichs II. war, an dessen Hofe er dann auch eine der beliebtesten und einflußreichsten Personen gewesen ist. Als ein Zeichen dieses Vertrauens erscheint schon seine Stellung als Kanzler in der deutschen und gleichzeitig in der italienischen Kanzlei, in ersterer vom 28. Mai 1006 bis 1. Juli 1008, in der letzteren vom 31. Aug. 1006 bis 14. Mai 1012; vor allem aber seine Erhebung zum ersten Leiter jener berühmten Schöpfung Heinrichs II., zum ersten Bischof von Bamberg. Am 1. Novbr. 1007, als der König vor einer großen Synode zu Frankfurt a/M. durch 28 Schenkungsacte seiner Gründung eine so treffliche territoriale Unterlage in allen Gauen Deutschlands gab, erfolgte zugleich die Ernennung Eberhards, der noch am nämlichen Tage durch den Erzbischof Willigis von Mainz die Weihe empfing. Sind uns auch nur wenige Nachrichten über seine Amtswaltung erhalten, so steht doch fest, daß er den Bamberger Stuhl, dessen fernerem Bestand anfangs von so mancher Seite her Gefahr drohte, nicht nur vollkommen befestigt, sondern auch in mehrfacher Hinsicht weiter bereichert seinem Nachfolger hinterließ; und zwar ist dieses günstige Ergebniß gewiß zu einem guten Theil das Verdienst Eberhards, dessen Charakter und geistige Begabung Wipo, der Biograph Konrads II., rühmend hervorhebt. So lange Heinrich II. lebte, nahm, schon dank der Fortdauer der innigen Beziehungen zwischen ihm und E., alles den günstigsten Verlauf. Häufig erscheint E. am kaiserlichen Hofe; und seine Erhebung zum italienischen Erzkanzler (vom Febr. 1013 an) ist der sprechende Beweis für das Ansehen, das er genoß. In Folge dessen wurden vor allem die

durch die Rechtsansprüche der benachbarten Bisthümer Würzburg und Eichstädt noch obwaltenden Schwierigkeiten zu einem für die neue Stellung günstigen Abschluß gebracht. In weitgehender Weise bekundete der Kaiser auch ferner seine Freigebigkeit; und mit Befriedigung konnte E. wahrnehmen, wie durch mehrere glänzende Festversammlungen in Bambergs Mauern der Bestand seiner Kirche gewissermaßen die feierliche Sanction erhielt; so am 6. Mai 1012 bei der Einweihung der Kathedrale; besonders aber im April 1020, als Papst Benedict VIII. im Beisein des Kaisers unter Entfaltung der höchsten Pracht die St. Stephanskirche weihte, worauf dann im folgenden Jahre dieser Papst durch eine Bulle das Bisthum wiederholt in seinen besonderen Schutz nahm; endlich auch bei Gelegenheit der Einweihung des St. Michaelsklosters am 2. Novbr. 1021. Und trotz der eigenthümlichen Lage, in die Bamberg durch seine unmittelbare Stellung unter den römischen Stuhl zu dem Mainzer Metropoliten gerieth, dessen Rechte indeß keineswegs ganz beseitigt waren, behauptete E. doch auch nach dieser Richtung hin ein gutes Einvernehmen; ja wir finden ihn sogar anwesend auf jenen zwei berühmten Provinzialsynoden zu Seligenstadt 1023 und zu Höchst 1024, wo unter dem Vorsitze Aribo's von Mainz auf eine Einschränkung der päpstlichen Gewalt hinzielende Beschlüsse gefaßt wurden. — Der Tod Kaiser Heinrichs II. scheint dann allerdings Gefahren für Bamberg herbeigeführt zu haben. Wol suchte E. durch eifrige Unterstützung der Wahl Konrads II. die königliche Gunst auch fernerhin seinem Bisthum zu erhalten. Allein Bischof Bruno von Augsburg, der Bruder Heinrichs II. (s. d. A.), soll aus Mißgunst über die glückliche Schöpfung des Bruders und im Einverständniß mit Konrads Gemahlin, Gisela, die Zerstörung des Bisthums geplant haben und zuletzt nur durch die eindringlichen Ermahnungen Eberhards, sowie durch ein Traumgesicht davon abgehalten worden sein. Verdient auch diese in einigen Quellen sich findende Erzählung kaum Glauben, so scheint eben doch der Fortbestand des Bisthums einen Augenblick bedroht gewesen zu sein; den gerade damals, 1024, erfolgenden Uebergang des italienischen Erzkanzleramtes auf Aribo von Mainz darf man wol als ein von E. dargebrachtes Opfer ansehen. Indessen auch diese Gefahr ward glücklich überwunden; und als am 21. April 1034 Konrad II. dem Besitzstande Bambergs die weitestgehende Bestätigung zu Theil werden ließ, konnte das Bisthum für vollkommen gesichert gelten. Erwähnung verdient endlich noch die Anwesenheit Eberhards auf dem großen Nationalconcil zu Frankfurt a/M. im September 1027, wo unter dem Vorsitz des Kaisers in dem Gandersheimer Streite Beschluß gefaßt wurde; und was die innere Regierungsthätigkeit Eberhards anlangt, die durch ihn vollführte Gründung eines Hospitals für Arme und Pilgrime zu Bamberg. Endlich wurde ihm am Abend seines Lebens noch die Genugthuung zu Theil, daß auch Heinrich III. am 10. Juli 1039 die Immunität für die Besitzungen der Bamberger Kirche bestätigte und zwar diesmal mit unbedingtem Ausschluß der gräflichen Gerichtsbarkeit. Ein Jahr später, am 13. August 1040, beschloß E. seine Tage nach einer 33jährigen für Bamberg segens- und folgenreichen, weil grundlegenden Regierung. In seiner Kathedrale an der Seite seines kaiserlichen Wohlthäters fand er die letzte Ruhestätte.

Vgl. Ussermann, Episc. Bamberg. p. 1—14. Henner.

Eberhard II., Bischof von Bamberg, 1146—1172, einer der bedeutendsten Staatsmänner im Rathe Kaiser Friedrichs I., stammte aus dem baierischen Herzogshause der Babenberger und war — über seine Jugend und seinen Bildungsgang wissen wir nichts — wie es scheint, in jungen Jahren als Nachfolger des am 29. Mai 1146 verstorbenen Egilbert zum Bischof von Bamberg gewählt worden. Als solcher empfing er am 31. December 1146 zu Viterbo durch Papst

Eugen III. die Weihe und das Pallium, was den Anlaß zu einem langwierigen Streite mit dem das Recht der Weihe beanspruchenden Erzbischof Heinrich von Mainz gab. Mehrfach erscheint E. in den nächsten Jahren am Hofe Konrads III., ohne daß eine bedeutende Thätigkeit von seiner Seite erkennbar wäre; gemeinsam mit Erzbischof Eberhard I. von Salzburg und Bischof Hartmann von Brixen vollzog E. am 13. Juli 1147 zu Bamberg die Erhebung der Gebeine des heilig gesprochenen Kaiser Heinrich II. Eine höchst einflußreiche Rolle spielt aber E. seit der Thronbesteigung Friedrichs I., für dessen Wahl er ganz besonders gewirkt zu haben scheint (Prutz, Friedrich I. 1, 28). Von Aachen aus, wo er der Krönung des neuen Königs beigewohnt hatte, ging E., zum voraus für den zu leistenden Dienst durch die Schenkung der Abtei Niederaltaich belohnt, mit Hillin, dem Erwählten von Trier, und dem Abt Adam von Ebrach als Gesandter zu Papst Eugen III., diesem Friedrichs Thronbesteigung zu notificiren und mit ihm über ein Bündniß zu unterhandeln, was ihm denn auch nach Wunsch gelang. Im September 1154 begleitet E. Friedrich I. auf dessen erstem Zuge nach Italien; seitdem nimmt er namentlich in den italienischen Verwicklungen einen hervorragenden Platz ein. 1158 folgt er dem Kaiser auf dem Zuge gegen Mailand; er gehört zu den Vermittlern des Vertrags, durch den sich Mailand im September 1158 dem Kaiser ergab. In dem Beginn des Conflictes zwischen Friedrich und Hadrian IV. steht E. entschieden auf der Seite des Kaisers und lehnt die von letzterem gewünschte Vermittlung zu Gunsten der Curie entschieden ab. Dieser Parteistellung blieb E. auch nach dem Ausbruch des Schisma zwischen Alexander III. und Victor IV. unwandelbar treu; an der Seite des Kaisers, den er während seiner Abwesenheit im Heerbefehl vertrat, nahm E. im Februar 1160 an dem Concil zu Pavia, das sich für den kaiserlichen Gegenpapst erklärte, Theil, suchte auch seinen Freund, den zu Alexander III. stehenden Erzbischof Eberhard von Salzburg, für Friedrich zu gewinnen. E. focht 1161 gegen Mailand und kehrte erst nach dessen Fall, im Herbst 1162, mit dem Kaiser nach Deutschland zurück. Obgleich E. dann Pfingsten 1165 zu Würzburg an der durch Reinald von Dassel veranlaßten feierlichen Abschwörung Alexanders III. Theil nahm, freilich, wie die meisten Bischöfe, unter Vorbehalt (s. Prutz, Friedrich I. 1, 379), galt E. doch stets für einen dem Frieden geneigten Mann und wurde deshalb bei dem ersten ernstlichen Ausgleichsversuch zwischen Friedrich und Alexander III. im Frühjahr 1169 als Unterhändler an den päpstlichen Hof nach Veroli geschickt; er kehrte nach langen Verhandlungen schließlich doch ohne Erfolg heim (Juni 1170), da die Curie nicht ohne die gegen den Kaiser empörten Lombarden Frieden machen wollte. Nachdem er auf einem Reichstage zu Fulda, am 8. Juni, dem Kaiser über seine vergebliche Mission Bericht erstattet hatte, folgte er Friedrich nach Erfurt (24. Juni); bald danach muß er erkrankt sein; E. starb den 15. Juli 1172.

Vgl. Ussermann, Episcopatus Bambergensis 102 ss. Prutz, Kaiser Friedrich I. 1. 2. H. Prutz.

Eberhard, Bruder Adolfs, des ersten Grafen von Berg, wurde — wie die Sage berichtet — aus Reue über einen blutigen Heereszug, dem er beigewohnt hatte, Mönch; er bewog seinen Bruder, ihr Stammschloß auf dem Berge an der Dhüna (später im Gegensatz zu der neuen Burg der Grafen an der Wupper Altenberg genannt) zu einer Cisterzienser-Abtei abzutreten, in die am 25. August 1133 die ersten Mönche aus dem Kloster Morimund durch E. eingeführt wurden. Zu einer gleichen Stiftung schenkte ihm der thüringische Graf Sizzo von Kefernburg einen Berg mit dem Thal und allem Zubehör in der Nähe von Gotha, wo E. mit Mönchen aus Morimund ein Kloster zu Ehren des h. Georg gründete (Georgenthal, im Bauernkrieg untergegangen),

dessen erster Abt er wurde. Er starb dort 1152. In demselben Jahr verschied auch sein Bruder Adolf, der zuletzt selbst das Ordenskleid genommen hatte, in Altenberg. Diese Abtei wurde von den Grafen, später Herzögen von Berg stets mit Vorliebe gefördert und der Chor der (durch König Friedrich Wilhelm IV. wieder hergestellten) gothischen Klosterkirche war das Erbbegräbniß der Familie.

Levold v. Northof, Chronik d. Grafen v. d. Mark, v. Dr. Troß, S. 50 ff. und 314 ff.; Lacomblet, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins III. S. 37 f.

Crecelius.

Eberhard II., Bischof von Brixen (1196—1200), später Erzbischof von Salzburg (1200—1246), ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der Geschichte des deutschen Reiches nach der Doppelwahl von 1198 bis gegen den Ausgang der Regierung Kaiser Friedrichs II. — Die Ansichten über seine Herkunft sind getheilt. (Vgl. A. v. Meiller, Regesta archiep. Salisb. 505 sqq. u. Willibald Hanthaler, Abstammung und nächste Verwandtschaft des Erzbischofs Eberhard II. v. Salzburg in den Mittheilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde XVI. Vereinsjahr. 1876. S. 86 ff.; gleichzeitig auch im Jahresbericht des f. n. Collegium Borromaeum erschienen, wo die verschiedenen Meinungen zusammengestellt und gewürdigt sind.) Den Anstoß zu den verschiedenen Ansichten dürfte die in späterer Ueberlieferung erhaltene Grabinschrift gegeben haben, in welcher E. „dapifer“ genannt wird. Daher hielten ihn die einen für einen Sprößling des kärntnerischen Adelsgeschlechtes der Truchsen (Trixen), während andere ihn entweder von mütterlicher oder von väterlicher Seite aus Schwaben stammen ließen und bald mit den unter einander verwandten Häusern Truchseß von Waldburg, Krenkingen, Regensberg und Adelsreute in Verbindung brachten. E. selbst bezeichnet in einer Urkunde von 1210 die aus dem freiherrlichen Geschlechte von Krenkingen (im Alpgau) stammenden Bischöfe Diethelm von Constanz und Walter von Gurk als seine mütterlichen Oheime. Auch mit den Regensbergern stand er durch seine Mutter in Verbindung, da er in einer Urkunde Liutold IV. von Regensberg als seinen „frater couterinus“, sowie dessen Sohn Liutold V. als seinen „nepos“ bezeichnet. Dagegen wird uns die Familie des Vaters nicht überliefert. Nur soviel ist gewiß, daß er nicht aus dem salzburgischen Adel stammte, auch nicht der Familie der Truchsen angehörte, sondern daß Schwaben seine Heimat war, wie sowol er selbst angibt (Urk. 1237, October 6), als auch der Reimchronist Ottokar (c. 297) versichert. Möglich also, daß er dem den Staufern so ergebenen schwäbischen Hause der Truchsesse von Waldburg väterlicherseits angehörte. Aber auch mit dem Hause Adelsreute scheint E. verwandt gewesen zu sein, da er wol nur mit Rücksicht auf diesen Umstand nach dem Erlöschen jenes Hauses (1202) von dem durch dasselbe gestifteten schwäbischen Kloster Salem (Salmansweiler) zum Schutzvogt ersehen wurde.

Eberhards Geburt dürfte um das J. 1170 fallen. Zweifelhaft ist seine Identität mit dem in einer Urkunde von 1190, 15. Juli genannten Constanzer Canoniker: „Eberhardus de Reginsperch“. In noch jugendlichem Alter wurde er nach dem am 19. Juli 1196 erfolgten Tode des Bischofs Heinrich von Brixen auf diesen bischöflichen Stuhl erhoben. Doch brachte E. die meiste Zeit außerhalb des Bisthums auf auswärtigen Schulen mit theologischen und juristischen Studien zu, weshalb ihn Papst Innocenz III. tadelte. Die wenigen urkundlichen Nachrichten von ihm aus dieser Zeit findet man gesammelt bei Sinnacher, Beiträge z. Gesch. v. Säben u. Brixen III, 628 ff. und bei Chmel in den Sitzungsber. d. Wiener Akad. XXVII, 14, aus deren einer letzterer folgert, daß E., wie dies damals öfters vorkam, erst als Bischof Priester geworden sei. Dagegen ist Eberhards von O. Abel angenommene Betheiligung als „Brixiensis

electus" an der berühmten Speierer Erklärung gleich der Entstehungszeit der letzteren zweifelhaft. Vgl. Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. Erläut. IX.

Zum Erzbischof von Salzburg wurde E. am 20. April 1200 erwählt. Er trat hier unter ziemlich schwierigen Verhältnissen die Regierung an. Wenige Wochen vor seiner Wahl war der größte Theil der Stadt Salzburg durch Feuersbrunst verwüstet worden. Zu den Herzögen Ludwig von Baiern und Leopold von Oesterreich stand das Erzstift in gespannten Verhältnissen. Doch gelang es E., sich wenigstens mit letzterem auf einer Zusammenkunft zu Wels dauernd zu vergleichen. Am 28. Mai 1200 wohnte er in Wien der Schwertleite des Herzogs bei. Auch in Rom stieß Eberhards Anerkennung anfangs auf Schwierigkeiten. Man nahm es dort E. sehr übel, daß er, ohne den Papst zuvor zu befragen, seinen bisherigen Bischofsitz verlassen und daß er sofort seinen Oheim, den Abt Walter von Dissentis, in das vacante Suffraganbisthum Gurk berufen hatte. Der Propst Berthold, den E. nach Rom sandte, um das Pallium zu holen, starb (7. Oct. 1200), ehe die Verhandlungen zum Ziel gelangt waren. Dies veranlaßte E., sich persönlich dahin zu begeben. Daß ihm der Papst endlich die Erlaubniß zur Annahme des Erzbisthums und das Pallium ertheilte (zu Anfang des J. 1201), auch die Einsetzung des Gurker Bischofs nachträglich genehmigte, hatte E. gewissen Versprechungen zu danken, zu denen er sich wol bei dieser Gelegenheit und nicht erst bei seiner zweiten Anwesenheit in Rom (1202) in Betreff seiner künftigen Haltung im deutschen Thronstreite verstand.

Dies hinderte aber E. nicht, als der Papst bald darnach offen Otto's IV. Partei ergriff und den Cardinallegaten Guido von Praeneste nach Deutschland sandte, um die Fürsten, darunter auch unsern Erzbischof, zu Treue und Gehorsam gegen seinen Schützling zu ermahnen, vielmehr an dem gebannten Staufer Philipp festzuhalten. So wohnte er am 8. Sept. 1201 zu Bamberg den mit der feierlichen Erhebung der Gebeine der h. Kunigunde verbundenen Berathungen der staufisch gesinnten Fürsten bei und wurde er zu Anfang des J. 1202 zugleich mit dem Abte Eberhard von Salem, dem Propste Walther von Lauterberg und dem Markgrafen Konrad von der Ostmark (Lausitz) an Innocenz III. nach Rom abgesandt, um demselben die von den Anhängern Philipps ausgegangene Protestation gegen die anmaßliche Einmischung des Cardinallegaten in die Wahlrechte der deutschen Fürsten zu überreichen. Freilich erreichten die Gesandten ihre Absicht nicht. Persönlich wurden sie zwar vom Papste mehrfach ausgezeichnet; aber zugleich billigte Innocenz das Verfahren seines Legaten und bereitete E. und dessen Genossen die Demüthigung, daß er, nachdem er den Streit um das Mainzer Erzstift zu Gunsten Sigfrids von Eppstein, eines Anhängers Otto's IV., entschieden hatte, diesem in ihrer Gegenwart das Pallium verlieh.

Der Streit des Papstes mit dem Staufer Philipp veranlaßte E., sich in der nächstfolgenden Zeit von den Reichsangelegenheiten möglichst ferne zu halten. Im Herzen freilich blieb E. seiner staufischen Gesinnung treu und auch äußerlich näherte er sich Philipp wieder, sobald sich dessen Stellung in Deutschland (seit 1205) besserte. So finden wir ihn im Mai 1205 zu Nürnberg bei König Philipp und, obgleich ihm dies den Tadel des Papstes zuzog, auch im März 1207 in der Umgebung des Staufers, noch vor dessen bald darnach erfolgter förmlichen Wiederaufnahme in die Kirche, bei welchem Acte zu Worms E. ebenfalls zugegen war.

Nach Philipps Tode erkannte auch E. Otto als König an. Als Anhänger des staufischen Hauses blieb er jedoch insofern sich consequent, daß er in seiner Kanzlei die Regierungsjahre Otto's erst von Philipps Tode an zählen ließ. Im Sommer 1210 folgte E. dem König Otto nach Italien, wo er aber die Ver-

hältnisse vollständig geändert antraf. Otto, der mit dem Papste zerfallen war, suchte sich der Treue der deutschen Fürsten zu versichern und ließ E., als dieser einer ähnlichen Verlockung widerstand, gefangen setzen. Wol nur, um sich der Haft zu entziehen, ließ sich endlich der Erzbischof bewegen, dem Kaiser das urkundliche Versprechen abzugeben, bei einem ausbrechenden Streite desselben mit dem Papste treu zu ihm zu stehen. Dreimal wiederholt übrigens der Erzbischof in der Urkunde, daß er sich nur unter der Bedingung verpflichte, wenn es sich um die Ehre des Reiches und des Kaisers handle. Wol deshalb säumte E. nicht, sich dem Staufer Friedrich von Sicilien bei seinem Erscheinen in Deutschland sofort anzuschließen.

Diesem Kaiser blieb E. bis an sein Lebensende unverbrüchlich treu. So lange Friedrich in Deutschland weilte, treffen wir E. öfters an dessen Hofe, und als derselbe nach Italien zurückkehrte, am Hofe des jungen Königs Heinrich VII. Wiederholt (1227 und 1230) reiste E. selbst nach Italien, um sich an den Vermittlungsversuchen zwischen dem Papste und dem gebannten Kaiser zu betheiligen. Abwechselnd bei dem Papste und bei dem Kaiser weilend, kehrte E. erst im Herbst 1230 von der zweiten Reise zunächst nach Oesterreich zurück, um in Lilienfeld die Leiche des Herzogs Leopold, der in S. Germano gestorben war, beizusetzen. Auch zwischen dem Kaiser und dessen Sohne Heinrich VII., sowie zwischen diesem und dem Herzoge Otto von Baiern übernahm E. anfangs die Vermittlerrolle. Als aber der Verrath Heinrichs gegen seinen Vater ganz offenbar wurde, trat E. entschieden dagegen auf und that ihn als einen Eidbrüchigen in den Bann. Im nächstfolgenden Frühjahr (1235) eilte er dann dem Kaiser nach Neumarkt in Steiermark entgegen, als derselbe zwar ohne Heer, aber auf die Treue der Fürsten bauend, im Reiche erschien.

Auch in der Fehde zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Friedrich II. dem Streitbaren von Oesterreich stand E. auf der Seite des Reichsoberhauptes, obgleich er sich als „verus amator pacis“ von den gegen den Herzog beginnenden Feindseligkeiten vollständig ferne gehalten zu haben scheint, weshalb er sich später zum Vermittler in diesem Streite besonders eignete. Zu Anfang des J. 1237 wohnte E. der Wahl Konrads zum deutschen Könige bei und um Pfingsten dieses Jahres gelang es ihm, zwischen dem Herzog Otto von Baiern und dem Bischof Konrad von Freising, die sich heftig befehdeten, einen Frieden zu vermitteln. Doch entbrannte diese Fehde bald neuerdings und nahm, da der Papst sich inzwischen mit den Lombarden gegen den Kaiser verbunden hatte und Otto's Partei ergriff, einen sehr ernsten Charakter an. Vergebens reisten E. und die Bischöfe von Passau und Freising nach Italien, um das heraufziehende Gewitter zu beschwören. Sie weilten zu Padua bei dem Kaiser, als Gregor IX. diesen in den Bann that. Zu Eger (Juni 1239) betheiligte sich E. an einem zweiten Vermittlungsversuche und es gelang ihm, wenigstens die Gegner des Kaisers, die Herzöge von Oesterreich und Baiern und den König von Böhmen, von einander zu trennen und Friedrich den Streitbaren mit dem Kaiser auszusöhnen (1239). Allein Papst Gregor IX. nahm diese Bemühungen Eberhards sehr übel auf und befahl seinem Agenten, dem berüchtigten Archidiakon von Passau, Albert von Possenmünster, selbe dem Erzbischof strengstens zu untersagen und im Weigerungsfalle E. mit dem Kirchenbanne zu belegen. Als willfähriger Vollzieher der päpstlichen Aufträge säumte Albert nicht, dem Herzog von Oesterreich, dem Erzbischof von Salzburg und dessen sämmtlichen Suffraganen mit dem Banne zu drohen, ja denselben im August 1240 in der That über sie auszusprechen. Albert von Possenmünster schickte den Abt von Pomuk mit zwei Begleitern nach Salzburg, um dem Erzbischof seine Strafe anzukünden. E. beantwortete die ihm zugefügte Schmach damit, daß er die ihm überreichten Schriftstücke mit Füßen

trat und drohte, daß, wenn es in Zukunft noch einmal Jemand wagen sollte, ihm derartige Briefe zu überbringen, er dies nicht ungestraft thun würde. Weder er noch sein Domcapitel würdigten den Archidiakon einer Antwort. Dafür citirte derselbe beide zur Verantwortung nach Landshut, und als sie hier nicht erschienen, vielmehr E. den Bann und das Interdict, welches inzwischen Albert über Herzog Friedrich und sein Land gesprochen, für nichtig und ungiltig erklärte, so wurde auch gegen das Capitel von Albert die Excommunication ausgesprochen und der Papst um die Genehmigung dieser Sentenzen angegangen. Diesem Treiben konnte nur ein Ende bereitet werden, wenn sich die bisherigen Gönner Alberts, der Herzog von Baiern und der Böhmenkönig, entschlossen, ihre Sache von der seinigen zu trennen. In der That gelang es E., den Herzog von Baiern mit seinen Gegnern, den Bischöfen von Freising und Regensburg, auszusöhnen. Die Folge davon war, daß endlich (1241) Albert von Possenmünster aus Baiern ausgewiesen wurde. Die Wirkung des, wegen der Persönlichkeit des Vollziehers an und für sich nicht sehr beachteten Bannstrahles, der auf Eberhards Haupt gefallen war, hatte übrigens nach dem schon am 21. August 1241 eingetretenen Tode des Papstes Gregor IX. ihre Kraft einstweilen verloren.

Indessen hatten die Agitationen Alberts von Possenmünster, wie es scheint, doch so viel bewirkt, daß im Schooße des Salzburger Domcapitels sich bereits eine Partei bildete, welche mit der Stellung des Erzbischofs nicht einverstanden war. Daher erging von Seiten des neuen Papstes Innocenz IV. die Einladung, das Concil zu Lyon zu beschicken, lediglich an das Domcapitel von Salzburg; des Erzbischofs E. wird darin durchaus nicht erwähnt. Vermuthlich veranlaßte dies E., sich im Sommer 1245 in Begleitung seiner Suffraganen von Passau, Freising und Seckau nach Verona zu begeben, wohin der Kaiser die ihm anhängenden Fürsten zu einer Zusammenkunft und Besprechung der zu ergreifenden Maßregeln berufen hatte. In Folge dieser Besprechung schickte E. seine beiden Suffragane Konrad von Freising und Ulrich von Seckau nach Lyon, von denen der erste jetzt die Partei des Kaisers und seines Erzbischofs verließ und zum Papste übertrat. Auch liefen hier vom Salzburger Domcapitel — oder vielmehr von der antistaufischen Partei in demselben — Beschwerden gegen E. ein, daß er nämlich mehr Prälaten, als ihm rechtlich zustände, mit der Inful beschenkt habe und daß die Kleidung mehrerer Canoniker nicht die vorschriftsmäßige sei, und alsogleich erschien ein strenger päpstlicher Befehl, gegen diese Mißbräuche mit aller Schärfe einzuschreiten. Man hat wol mit Recht hervorgehoben, daß nichts die untadelige Haltung Eberhards als Bischof mehr ins Licht stellen könne, als eben diese Klagepunkte von so minutiöser Bedeutung, das einzige, was seine Gegner finden konnten, um ihn für seine politische Gesinnung zu bestrafen. Nebenbei zeigte sich nun auch Albert von Possenmünster, der sich in Lyon befand, überaus rührig. Sei es, daß er aus der Zurückstellung ihm früher entzogener Salzburger Pfründen auf einen Gesinnungswechsel des Erzbischofs schloß, oder daß er durch eine scheinbare Dienstleistung eigenen Gewinn ziehen und E. weiter berücken wollte, kurz er begann Verhandlungen mit dem Papste über eine Aussöhnung desselben mit E., ohne daß dieser, soweit wir wissen, dazu ein Mandat gegeben. Der Papst verlangte von E. die Deponirung einer gewissen Geldsumme, dann sei er, wie Albert versicherte, bereit, dem Erzbischof die Absolution und noch andere Gnaden, die er verlange, zu ertheilen. Da aber E., diesen offenbaren Schacher mißbilligend, durchaus keine Eile zeigte, die gestellten Bedingungen zu erfüllen, ging Albert endlich zur Drohung über, der Papst werde, falls E. bis nächsten Martinioctave nicht selbst erscheine oder eine feierliche Gesandtschaft zu seiner Absetzung schreiten.

Vermuthlich traf dieser Brief E. nicht mehr am Leben. Der greise Erzbischof starb zu Friesach am 1. Dec. 1246. Der Beisetzung der Leiche zu Salzburg scheint sich die Gegenpartei des Domcapitels widersetzt zu haben. Halben Weges zwischen Friesach und Salzburg wurde dem Leichenzuge Halt geboten und der entseelte Körper Eberhards zu Radstadt beigesetzt; „fuit corpus eius suspensum(?) in Radstadt ad vnam testudinem“ berichtet Johann Serlinger, ein Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, dem wol salzburgische Hausnachrichten über diese Details vorgelegen haben werden. 42 Jahre ließ man dort den Leichnam Eberhards unbeachtet liegen, bis ihn endlich Erzbischof Rudolf I. von Hoheneck, ein Landsmann Eberhards, im J. 1288 bei Gelegenheit und aus Anlaß einer Translation der Reliquie des h. Virgilius in der Domkirche zu Salzburg feierlich beerdigen ließ.

Außer der Stellung, welche E. zu den großen Fragen seiner Zeit einnahm, und für welche neben den allgemeinen Darstellungen von Schirrmacher und Winkelmann die specielle Abhandlung von Hirn, Erzbischof Eberhards II. von Salzburg Beziehungen zu Kirche und Reich, Aufschluß gibt, haben wir noch seine nicht minder bedeutsame Thätigkeit als Salzburger Metropolit zu betrachten. E. brachte den langjährigen Streit über das kirchen- und reichsrechtliche Verhältniß des salzburgischen Suffraganbisthums Gurk zur Entscheidung. Bei der Gründung dieses Bisthums war nämlich die Bestimmung getroffen worden, daß der jeweilige Bischof von Gurk vom Erzbischof von Salzburg ernannt und mit den Temporalien beliehen werden sollte. In Folge dessen hatte noch E. kurz nach seiner Erhebung zum Erzbischof seinen Oheim Walther in Gurk als Bischof eingesetzt. Nun aber suchte das Gurker Domcapitel das Wahlrecht seines Bischofs und der Gurker Bischof reichsfürstliche Stellung zu erlangen. 1206 versuchte Innocenz III. das Verhältniß durch eine Bulle in der Art neu zu ordnen, daß der Erzbischof fortan bei jeder Vacanz des Gurker Bisthums drei Personen — darunter eine aus dem Capitel — bezeichnen, das letztere aber einen der Vorgeschlagenen zum Bischof wählen sollte. Allein die päpstliche Anordnung gelangte nicht zur Geltung, da E. nicht gewillt war, die Rechte des Erzstiftes so ohne weiteres preiszugeben. Auch hinsichtlich der Temporalienverleihung beharrte E. auf seinem guten Rechte, das ihm und seinen Nachfolgern der Ausspruch eines Rechtshofes zu Nürnberg (1209) neuerdings zuerkannte und sowol Heinrich VII. als auch Kaiser Friedrich II. bestätigten. Zwar appellirte dagegen der Bischof Ulrich von Gurk nach Rom. Aber die Drohung Friedrichs II. von Oesterreich, der, gemäß persönlichen Befehles, als Vollstrecker des Rechtsspruches daran war, mit einem Heere in das Gebiet des Bischofs einzufallen, bestimmte diesen zur Nachgiebigkeit. So kam 1232 eine definitive Einigung zu Stande, der zufolge der von Papst Innocenz III. getroffene Ausgleich dahin abgeändert wurde, daß der Erzbischof dem Gurker Capitel zum Zwecke der Wahl drei Personen nach Belieben, ohne also wenigstens eine aus dem Capitel nehmen zu müssen, zu benennen habe. Zugleich wurde die Lehnshoheit des Erzbischofs von Seite Gurks anerkannt.

Die noch immer sehr große Ausdehnung des salzburgischen Kirchensprengels ließ es dem Erzbischof erwünscht erscheinen, sich in einem und dem andern entlegeneren Theile in ähnlicher Weise Stellvertreter zu bestellen, wie es seiner Zeit Gebhard im Gurkthale gethan hatte. Daher gründete E. drei Suffraganbisthümer zu Chiemsee (1215), Seckau (1219) und Lavant (1221), dotirte sie aus den Einkünften und Gütern seines eigenen Erzstiftes, und erwirkte von den Päpsten den Salzburger Erzbischöfen das freie Ernennungs- und das Investiturrecht bei Besetzung dieser bischöflichen Sitze.

Vgl. J. Hirn, Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse des salzburgischen

Suffraganbisthums Gurk. Krems 1872 (Gymn.-Progr.); Scheichenberger, Eberhard, Erzb. v. Salzb., Stifter des Bisthums von Lavant in Eichhorn's Beiträgen z. ält. Gesch. u. Topogr. des Herzogth. Kärnten. 1. Sammlung. S. 237 ff. (unbedeutend); G. A. Pichler, Salzburgs Landesgeschichte. Salzburg 1865. 110 ff.; A. v. Meiller, Regesta archiepiscoporum Salisburgensium. Wien 1866 (Hauptwerk), p. 170 sqq. 505 sqq.

v. Zeißberg.

Eberhard II., Bischof von Constanz, † 19. Februar 1274. E. stammte aus dem reichsdienstmännischen Geschlechte der Truchsesse von Waldburg in Schwaben, von welchem ein früherer Eberhard und der Schenk Konrad von Winterstetten als Vormünder König Heinrichs VII. und Verwalter von Schwaben im Namen Kaiser Friedrichs II. bekannt sind. Der Kirche gewidmet, Domherr in Constanz, spätestens seit 1240 Propst zu St. Stephan ebendaselbst, wurde E. im August 1248, nach dem Ableben Bischof Heinrichs I., zu dessen Amtsnachfolger auf dem Stuhle von Constanz erwählt. Während der letzten Zeit der Hohenstaufen und dem Interregnum bis kurz nach König Rudolfs Wahl hatte er denselben inne und erwies sich dabei klug und tüchtig.

Im Augenblicke seiner Ernennung umgaben E. die schwierigsten Verhältnisse. Die Kreuzpredigt wider Kaiser Friedrich und dessen Haus entzweite das Land; der Klerus fast ohne Ausnahme und ein großer Theil des hohen Adels folgten des Papstes Gebot und wandten sich dem von ihm erhobenen Gegenkönig Wilhelm von Holland zu; ein anderer Theil des Herrenstandes, die Mehrzahl der oberdeutschen Ritterschaft und Städte, hielten an dem Kaiser und seiner Sache fest. Manchen Ortes lagen ohnehin die Bürgerschaften mit der Geistlichkeit, zumal der höheren, über deren herrschaftliche Rechte und Privilegien im Streite. Zürich hatte den päpstlich gesinnten Klerus aus seinen Mauern vertrieben. In Constanz selbst war die Stadt mit Bischof Heinrich in bittere Zerwürfnisse gerathen. Ihr Recht auf Bestellung eines Rathes hatte der Bischof nicht anerkennen wollen; gewaltsame Auftritte waren erfolgt; ein scharfes Verdammungsurtheil der städtischen Ansprüche durch Papst Innocenz (18. Februar 1248) hatte den Widerstand der Stadt nicht gebrochen. Auch E. gegenüber, welchen der Papst und König Wilhelm, an die er sich anschloß, sofort anerkannten und den letzterer mit den Regalien belehnte (3. Sept. 1248), blieben Rath und Bürgerschaft auf ihren Ansprüchen bestehen, wandten sich nun aber auch (zuerst unter allen schwäbischen Städten), größerer Sicherheit wegen, vom Kaiser ab und an König Wilhelm und erlangten von ihm Zusicherung seines Schutzes und der Nichtveräußerung der Vogtei über Constanz vom Reiche (8. Juli 1249). E., der übrigens in der Stadt Sitz nahm, war zunächst bemüht, über die Geistlichkeit und die Laien seines Sprengels festen Einfluß zu gewinnen, den kirchlichen Frieden in demselben durch Ausbreitung der päpstlichen Anschauungen und Lehren wiederherzustellen, die übrigen Besitzungen und Rechte seines Stuhls zu sichern. Vom Papst erwarb er Befreiung seines Domstifts von Ansprüchen zahlreicher welscher Curialisten (Sept. 1249), die Zusicherung, daß keine Exemtion von Klöstern erfolgen solle, das Recht zum Bezuge aller, auch den Laien durch ihre Pfarrer auferlegten kirchlichen Strafgelder (März 1249). Mit päpstlicher Bewilligung führte er die Geistlichkeit nach Zürich zurück (Herbst 1249), wo nach einem neuen heftigen Aufwallen der Parteiung im Januar 1251 (nach des Kaisers Tode) der Friede glücklich wiederhergestellt und kurz darauf durch Eberhards persönliche Anwesenheit (Februar 1251) völlig besiegelt wurde. Für das Bisthum behauptete E. mit Kraft die von seinem Amtsvorfahren erworbene wichtige Feste Küssenberg nebst Dependenzen gegen den Freien von Lupfen, der 1250 nach dem Tode des letzten kinderlosen Grafen von Küssenberg, als Gemahl

einer Schwester desselben, Ansprüche auf das Erbe erhob. Derselbe mußte sich mit Burg Stühlingen als bischöflichem Lehen abfinden lassen (März 1251). Die Verhältnisse zur Stadt Constanz blieben einstweilen ungeschlichtet und, wie es scheint, wechselnd. Während E., nach Laut späterer Chroniken, das Feld Gottlieben von der Stadt erkaufte, um dort eine Burg dieses Namens und eine Rheinbrücke anzulegen (1250/51?), erwähnen zeitgenössische Annalen einer im J. 1251 erfolgten zeitweiligen Gefangennahme und Haft des Bischofs zum Leidwesen „des Klerus“; ein Ereigniß, das eher mit den Zwistigkeiten mit der Bürgerschaft und den ebenberührten Vorgängen, als mit der Streitfrage um Küssenberg — wie man vermuthet hat — zusammenhängen dürfte. Auswärts fand E. bei seinem Amtsantritte an zwei seiner mächtigsten Nachbarn, dem Grafen Hartmann von Kiburg, dem ältern, und dem Abte von St. Gallen, Bertold von Falkenstein, Gesinnungsgenossen und Freunde. An letzterm indessen nur für kurze Zeit. Im Mai 1249 gemeinsame Fürsprecher für das Kloster Einsiedeln bei Innocenz, entzweiten sich die beiden machtbegierigen Kirchenfürsten bald und geriethen in mehrjährigen bittern Streit. Abt Bertold, ebenso entschieden päpstlich gesinnt wie E., wußte sich die Gunst Innocenz IV. in noch höherem Grade als der Bischof zu erwerben. Er erlangte ähnliche kirchliche Vollmachten wie dieser, Befreiung von allen bischöflichen Steuern und Strafen für die Geistlichen und Laien seiner Stiftslande und die Verwaltung der zerrütteten Abtei Rheinau, die Bischof Heinrich geübt hatte, die Conventualen aber aus Furcht vor Incorporation des Stiftes nicht an dessen Nachfolger E. kommen lassen wollten (1249 bis 1251). Das schon 1250 gespannte Verhältniß zwischen E. und dem Abte gestaltete sich bald zu völligem Bruche, 1252 zu förmlichem Kriege. Mit großer Heeresmacht suchte E. St. Gallen und die stiftischen Lande heim, unterstützt durch die dem Abte feindlichen Grafen von Toggenburg. Abt Bertold und die ihm verbündeten Grafen Hartmann von Kiburg und Rudolf von Rapperswil trugen ihrerseits Verwüstung über das bischöfliche Gebiet bis vor die Thore von Constanz. Der Fehde ging ein Streit mit geistlichen Waffen zur Seite; die beiden Gegner schleuderten gegenseitig Kirchenbann wider einander, den E. in seinem ganzen Sprengel verkünden ließ, Abt Bertold sogar in Constanz selbst wider den Bischof zur Verkündigung zu bringen wußte. Endlich brachten beide im Frühjahe 1254 durch persönliches Erscheinen in Rom die Sache unmittelbar vor Papst Innocenz, der durch den Bischof von Metz Friede zwischen ihnen stiften ließ. Auch jetzt fiel der Entscheid vorherrschend zu Gunsten des Abtes aus. Er behielt Rheinau und das Recht der Pfründenbesetzung in seinen Landen ungeschmälert. Ausgesöhnt kehrten die Gegner heim und E., nun in freundlicher Verbindung mit dem Abte und mit Graf Hartmann von Kiburg, gelang es endlich auch, die Streitigkeiten mit der Stadt Constanz gründlich zu beseitigen. Bei der nunmehrigen Eintracht der geistlichen und weltlichen Mächte, die sie umgaben, fand sich die Stadt bewogen, sich einem Schiedsspruche Abt Bertolds zwischen ihr und dem Bischofe zu unterziehen, in welchem sie sogar auf das Recht verzichtete, ohne des Letztern ausdrückliche Bewilligung einen städtischen Rath zu bestellen (29. Nov. 1255). An den Unterhandlungen, welche zwischen den Fürsten über eine neue Königswahl nach dem Tode König Wilhelms von Holland erfolgten, waren — nach Laut der sanctgallischen Klosterchronik — auch E. und Abt Bertold betheiligt, indem sie als Boten eines Theils der Kurfürsten zu König Alfons von Castilien gingen, ihm die Reichskrone anzubieten. Ist die nicht unglaubwürdige Nachricht wirklich richtig, so fand die gemeinsame Reise beider nach Spanien wol im Frühsommer 1256 statt, wo die heimathlichen Urkunden des Bischofs und des Abtes nicht erwähnen. Indessen führte bekanntlich die Doppelwahl der Könige Richard (von England) und Alfons

(Januar und April 1257) zu keiner wirklichen, einheitlichen und durchgreifenden Regierung des Reiches; Fürsten, Herren und Städte blieben sich selbst überlassen. Unter diesen Umständen richteten sich die Blicke Bischof Eberhards sowol als des Abtes Bertold auf ihre Beziehungen zu ihrem gemeinsamen mächtigsten Nachbar, Graf Hartmann von Kiburg dem älteren. Der voraussichtlich kinderlose Hinschied des Grafen mußte eine Erbschaft eröffnen, von der er selbst seiner Gemahlin Margaretha von Savoyen ein reiches Wittthum zu sichern bemüht war, auf die andererseits seine Neffen Hartmann von Kiburg der jüngere und Graf Rudolf von Habsburg entschiedene Ansprüche erhoben, aber auch die beiden geistlichen Fürsten sich Manches versprachen, Abt Bertold insbesondere den Rückfall aller Lehen, die der Graf vom Stift St. Gallen trug. Wohlerkennend, daß Zusammenhalten gegenüber den thatkräftigen beiden Neffen des gräflichen Ehepaars im gemeinsamen Interesse liege, söhnten sich E. und der Abt um Reichenau aus, vereinigten sich, verhießen Hartmann dem ältern und seiner Gemahlin auf alle Fälle Beistand und Schutz gegen die beiden gräflichen Erbansprecher und verbanden sich auch gegenseitig zu gemeinschaftlichem Besitze alles dessen, was Hartmann oder die Gräfin Margaretha ihnen überhaupt, und nicht ausdrücklich blos dem einen oder andern von ihnen allein, schenken würden (18. Aug. 1259). Diese mehr oder weniger geheim gehaltenen Verträge hinderten indessen ein einstweilen friedliches Verhältniß Eberhards und Bertolds zu den beiden jüngern Grafen nicht. Erst drei Jahre später veränderten sich ihre gegenseitigen Beziehungen. Im Frühjahr 1262 trat der letzte Staufer, der Knabe Konradin, sein väterliches Herzogthum Schwaben an. Wie die meisten Herren und Städte des schwäbischen Landes schlossen auch Bischof E. und Abt Bertold sich ihm sofort an, bereiteten ihm bei seinem ersten Erscheinen am Bodensee den glänzendsten Empfang in Constanz und St. Gallen (August bis October 1262), und E. zumal, schon durch die Erinnerungen seiner Ahnen dem hohenstaufischen Geschlechte verbunden, ward nun der erste Rath und Begleiter des jugendlichen Herzogs, der bis zum Augenblicke seines Auszuges nach Italien (Herbst 1267) häufig in Constanz und der Umgegend, besonders in Arbon, erschien und verweilte. Den herzoglichen Ansprüchen Konradins aber wollten weder Graf Rudolf von Habsburg — schon durch den Gegensatz zu E. und zu Abt Bertold von jenem entfernt — noch das mit ihm verbündete Zürich sich unterziehen. Sie wandten sich an König Richard, den Konradins Auftreten wieder, nach langer Abwesenheit, nach Deutschland zurückgerufen hatte, erhielten seinen Schutz zugesichert, und auch Graf Hartmann von Kiburg der ältere, bisher stets eifrig kirchlich und antistaufisch gesinnt, mußte sich um so mehr auf diese Seite gezogen fühlen, als Richards Gemahlin Sancia eine Nichte der Gräfin Margaretha war; nun stand er seinem Verwandten näher, als den beiden geistlichen Nachbarn. Als ihm vollends nach dem bald darauf erfolgten Hinschiede Graf Hartmanns des jüngern, der auf die burgundischen Besitzungen des Hauses abgetheilt gewesen (3. Sept. 1263), der Habsburger in einem Streite mit Winterthur als kräftiger Vermittler zu Hülfe kam, erfolgte eine völlige Verständigung mit demselben, und nach dem Tode des Oheims (27. Nov. 1264) bemächtigte sich Graf Rudolf des ganzen Nachlasses derselben, kam einer beginnenden Fehde mit Abt Bertold durch unerwartetes Entgegenkommen und Huldigung um die stiftsanctgallischen Lehen geschickt zuvor und führte einen aus den Verhältnissen der Erbschaft entstehenden Krieg mit Graf Peter von Savoyen, der für die verwittwete Gräfin Margaretha, seine Schwester, Partei nahm, sowie gleichzeitige Fehden mit den Freiherren von Regensberg und den Grafen von Toggenburg äftig durch. Auch E. trat nun zu ihm in freundschaftliches Verhältniß. Er rmittelte gemeinsam mit Bischof Heinrich von Basel Graf Rudolfs Frieden

mit Regensberg (Zürich 20. März 1267), gemeinsam mit Abt Bertold Rudolfs Frieden mit Savoyen (Löwenberg bei Murten 8. Sept. 1267). Durch E. und den Abt machte der Graf seinen Frieden mit Herzog Konradin (Frühjahr 1267), ließ sich von letzterm, der bereits die Reichskrone in Aussicht nahm, mit den burgundischen Reichsmannslehen Hartmanns des jüngeren von Kiburg belehnen (Engen 11. April 1267) und leistete ihm Heeresfolge bis Verona, als Konradin nach Italien zog. Dann aber kehrte Rudolf in die Heimath zurück, wo E. und Abt Bertold geblieben waren, während der rechtmäßige Erbe des Reiches seinem frühen Todesschicksal entgegenging. Noch bis ins sechste Jahr nach dem Untergange seines einstigen Gastes und Herrn stand E. seiner Diöcese vor. Zu Abt Bertold und Graf Rudolf blieben seine Beziehungen bis zu des Abtes Tode (10. Juni 1272) unverändert. In dem mehrjährigen Kriege um die Abtei aber, den die hierauf erfolgte Doppelwahl Heinrichs von Wartenberg und Ulrichs von Güttingen durch die sich theilenden Conventualen herbeiführte und der über die Stiftslande und Umgebungen vielfach Verheerung brachte, nahm Bischof E. entschieden Partei für Wartenberg, der in Arbon Sitz nahm, und ließ sich auch nicht erschüttern, als Güttingen's Anhänger das bischöfliche Gebiet heimsuchten und u. a. seine Stadt Bischofzell in Brand steckten. Nach Wartenberg's Tode erklärte sich E. auch für den von dessen Anhängern erhobenen Abt Kuno von Ramstein. Güttingen aber suchte den Beistand des Grafen Rudolf, dem er dafür die Vogtei des Stiftes in St. Gallen überließ, und die Königswahl Rudolfs brachte dem langen Streite ein Ende zu seinen Gunsten. Nun huldigten die Stiftslande ihm gänzlich und auch E. anerkannte den neuen Nachbar, mit dem ihn persönliche Beziehungen seit so manchen Jahren verbanden. Er ging Rudolf huldigend entgegen, als derselbe bei der Rückkehr von Frankfurt und Aachen in seine Stammlande heraufkam. Am 25. Januar 1274 ist E. bei dem Könige in Zürich. Es war in den letzten ihm beschiedenen Tagen. Denn schon am 19. Hornung darauf starb E. in Constanz oder Gottlieben. Er hinterließ den Ruhm, für sein Hochstift mit Hingabe seines persönlichen Gutes reich gesorgt zu haben. 7236 Mark Silber aus eigenen Mitteln hatte er zu Ankäufen von Besitzungen für dasselbe verwendet. Insbesondere verdankte ihm das Bisthum den wichtigen Erwerb der Veste und Stadt Klingnau an der Aare nebst Zubehör.

P. Tr. Neugart, Episcopatus Constantiensis, Partis I. tom. 2. ed. Fr. Mone, Friburgi Brisg. 1862. 4°. — Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. 2. Stuttgart u. Tübingen 1847. — Roth v. Schreckenstein in: Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, 26. Band, Karlsruhe 1874. — Gedruckte u. ungedruckte Urkunden. G. v. Wyß.

Eberhard von Franken, Urenkel wahrscheinlich des angesehenen Grafen Gebhard vom Lahngau und Sohn der Glismuoda und des Grafen Konrad, welcher bei Fritzlar am 27. Februar 906 in dem Treffen gegen Adalbert von Babenberg seinen Tod fand, stieg zu großem Ansehen empor, als sein älterer Bruder Konrad am 10. Nov. 911 zu Forchheim auf den erledigten deutschen Königsthron erwählt wurde. In den innern Kämpfen, die dieser für die Befestigung der Krone bestehen mußte, stand er ihm treulich zur Seite und erlitt 915 bei Stadtberge an der Diemel durch Heinrich und die Sachsen eine schwere und blutige Niederlage. Der Titel eines Markgrafen, den er in diesem Jahre führt, scheint sich auf die thüringische Mark gegen die Sorben bezogen zu haben, die er jedoch nicht behauptete. Obgleich E. bei der kinderlosen Ehe seines Bruders dessen Erbe in dem Hausgute sowie als Haupt des fränkischen Stammes werden mußte, wollte ihm der König doch nicht zugleich die Anwartschaft auf eine Krone vermachen, für welche er ihn minder geeignet und nicht mächtig

genug hielt, vielmehr forderte er vor seinem Tode (23. Dec. 918) den Bruder und die fränkischen Großen auf, die Insignien des Reiches und ihre Stimmen bei der Wahl dem Herzog Heinrich von Sachsen als dem würdigsten zuzuwenden. In edler Selbstentsagung überbrachte E. dem früheren Gegner und Ueberwinder Krone und Scepter und wirkte zu seiner nur von den Sachsen und Franken vollzogenen Wahl im April 919 zu Fritzlar entscheidend mit. Als erster Herzog von Franken, wenn er gleich oft auch nur als Graf bezeichnet wird, nahm er unter Heinrich, der ihm so viel verdankte, eine einflußreiche Stellung ein. Er verwaltete, wie zuvor schon, die Grafschaft in Hessen und im sächsischen Hessengau, sowie im Duisburggau am Niederrhein: wegen der Beziehungen, die schon früher seine Familie und namentlich sein Oheim Gebhard zu Lothringen gehabt hatte, schickte Heinrich den Herzog E. 926 in dies zerrüttete Land, um den Frieden und die rechtliche Ordnung herzustellen. Durchaus scheint er mit dem Könige in gutem Einvernehmen geblieben zu sein; er begleitete ihn zu der Zusammenkunft, welche er am 7. November 921 bei Bonn mit Karl dem Einfältigen abhielt, und bewirthete ihn mit Mahl und Festgeschenken im J. 930 bei einem Besuche, den Heinrich den Grafen und Bischöfen Frankens auf ihre Einladung machte. Als dann Otto dem Vater in der Regierung gefolgt war, erblicken wir E. sogleich in seiner Umgebung und bei dem festlichen Krönungsmahle, welches zu Aachen, wahrscheinlich am 31. Juli 936, die Häupter aller Stämme vereinigte, als Truchseß mit der Obhut der Tafel beauftragt. Sehr bald aber trübte sich das freundschaftliche Verhältniß, das bisher zwischen dem sächsischen Königshause und dem Frankenherzoge bestanden hatte. Die Auflehnung eines sächsischen Lehnsmanns Bruning im Hessengau bewog 937 E., dessen Burg Hellmern mit bewaffneter Hand zu überfallen und zu zerstören. Zur Strafe dieses Landfriedensbruches mußte er die Buße von 100 Pfund Silbers in Rossen entrichten, während die vornehmsten seiner Leute zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt wurden, der sie sich zu Magdeburg im September unterzogen. Die Geschenke seines königlichen Herrn ließen E. dennoch die erlittene Kränkung nicht vergessen und leutselig und freigebig, wie er war, warb er bald einen Anhang für feindliche Pläne. Aufs neue entbrannte die Fehde zwischen ihm und Bruning, der nicht gestraft worden, in gegenseitigen Verheerungen und die westfälischen Mannen Heinrichs, des Bruders Otto's, griffen ebenfalls gegen E. zu den Waffen. Zu den Mißvergnügten gesellte sich 938 Otto's älterer Halbbruder Thankmar, dessen Ansprüche an die sächsische Mark nicht befriedigt worden; in der Burg Belecke an der Möhne nahm dieser Heinrich, den jüngeren Bruder des Königs, gefangen und überlieferte ihn gefesselt an E. So entspann sich ein verderblicher Bürgerkrieg, in welchem die nächsten Verwandten Eberhards, seine Vettern, der Herzog Hermann von Schwaben und die fränkischen Grafen Udo und Konrad, auf königlicher Seite fochten. Nachdem Thankmar am 28. Juli in Stadtberge gefallen, seine Anhänger gerichtet waren, nachdem die von Eberhards Leuten tapfer vertheidigte Burg Laer sich hatte ergeben müssen, suchte auch der Frankenherzog, der persönlich dem Schauplatze dieser Kämpfe fern geblieben, seinen Frieden mit dem Könige. Durch unbedingte und freiwillige Unterwerfung erlangte er es, nur mit einer leichten Haft in Hildesheim und der Verbannung einiger seiner Anhänger davon zu kommen. Die Bewegungen des Jahres 938 sollten indessen nur das Vorspiel heftigerer Erschütterungen für das folgende sein, zu denen der Anstoß von Heinrich, dem Bruder Otto's, und seinem Schwager, dem Herzog Giselbert von Lothringen ausging. Mit beiden war E. schon von der Zeit her, da Heinrich sich bei ihm in Gefangenschaft befunden, im Einvernehmen, doch trat er nicht sogleich offen hervor. Die Pläne aller drei Verbün-

beten waren darauf gerichtet, dem Könige die Krone vom Haupte zu reißen, die jeder für sich begehrte. Erst im Sommer 939, nachdem die andern bei Birten eine Niederlage erlitten hatten, machte E. mit ihnen gemeinsame Sache und ließ durch seine Mannen die wichtige Feste Alt-Breisach am Oberrhein besetzen, gegen welche Otto selbst zu Felde zog. Während er mit der Belagerung derselben beschäftigt war und seine Getreuen mehr und mehr zusammen zu schmelzen drohten, überschritten Giselbert und E. verheerend den Mittelrhein und kehrten mit reicher Beute zurück. Schon war ihr Heer auf dem Heimzuge bei Andernach glücklich über den Strom gesetzt und sie selbst mit nur wenigen Begleitern am diesseitigen Ufer zurückgeblieben, als Eberhards Vettern, die Grafen Udo und Konrad, mit einer kleinen Schaar ihnen nachfolgend, sie ganz unvermuthet überfielen. Nach hartnäckigem Kampfe erlag E., von vielen Wunden durchbohrt, dem Schwerte; sein Gefolge wurde theils niedergehauen, theils gefangen genommen, sein Genosse Giselbert ertrank im Rhein. So traf den Frankenherzog gerechte Strafe für seine trotzige Auflehnung gegen dasselbe Königshaus, zu dessen Erhebung er zwanzig Jahre zuvor am meisten beigetragen. Sein Untergang sicherte Otto die Herrschaft, indem er allen als ein Gottesgericht erschien. Otto konnte das Herzogthum Franken jetzt unbesetzt lassen und mit der Krone vereinigen. Nur eine Tochter, die Gemahlin des lothringischen Grafen Richwin, soll E. als Erbin hinterlassen haben, doch wissen wir von ihr nichts Zuverlässiges. Sein trauriges Loos übte doch blos geringe Wirkung und ward rasch vergessen, denn er fand nur zu viele Nachfolger auf dem Wege der Empörung gegen das Königthum.

Stein, Geschichte des Königs Konrad von Franken, Nördlingen 1872. S. 282—305; Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches II. Berlin 1864; Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter König Heinrich, Berlin 1863; Köpke und Dümmler, Otto der Große, Leipzig 1876.

E. Dümmler.

Eberhard, confirmirter Bischof des Stifts Lübeck, Administrator zu Verden, Abt zu St. Michaelis in Lüneburg, † 5. Juli 1586, stammte aus dem Hildesheimer Ministerialengeschlechte von Holle. Sein Vater Johann Holle war Drost zu Bokeloh, Ricklingen und Uchte, seine Brüder sind mehrfach als Kriegsobersten genannt. Er ist nach Pratje 1531, richtiger wol 1532 geboren. 1549 trat er in die Schule des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, hat dann studirt, aber laut Universitätsalbum nicht in Rostock, wie man früher meinte; vor 1555 ist er als Conventual in jenes Kloster unter seinem Oheim, dem ersten lutherischen Abte Herbort von Holle (13. Dec. 1532 — 12. Dec. 1555), eingetreten. Bei dessen Tode wurde er sofort wegen drohender Einziehung des Klosters zum Abte gewählt, verwandelte aber 1564 diesen Titel vielleicht zur Sicherung des Besitzes in „Herr vom Hause St. Michaelis“, den später die Landschaftsdirectoren von Lüneburg beibehielten. 16. Mai 1561 wurde er zum Bischof des kleinen protestantischen Bisthums Lübeck (Eutin) postulirt und damit Reichsfürst; 4. Febr. 1564 nahm Bischof Georg ihn zum Coadjutor von Verden an, worauf hin er 18. Dec. 1566 nach Georgs Tode sofort die Administration übernahm, ohne die Wahl abzuwarten, welche erst 21. Febr. 1567 erfolgte. Er war ein strenger Lutheraner, seine Zeitgenossen hielten ihn für einen großen Theologen und Staatsmann, er hatte daneben bedeutende allgemeine Bildung und war von großer Sittenreinheit, daneben aber fürstlicher Pracht und Repräsentation, auch Wohlleben nicht abgeneigt, wie seine Zeit dies gern hatte. In seinen Stiftern und dem Kloster förderte er mit Entschiedenheit Bildung und Gelehrsamkeit und erwarb dadurch einen in ganz Deutschland hochgeachteten Namen, seine Stifter gediehen unter der friedlichen Regierung, besonders Verden. Eutin, mit Reichs-

steuern stark im Rückstande, scheint selbst durch Lüneburger Mittel unterstützt worden zu sein. Uebrigens hatte E. wegen der zweifelhaften Stellung Eutins zu Holstein und Dänemark als Landstand mannigfache Streitigkeiten, die er diplomatisch mehr umging als erledigte. Den Lüneburger Herzogen gegenüber suchte er durch den Bau des festen Schlosses Grünhagen sich zu sichern, gewann indessen auf den alten Verdenschen Sprengel im Herzogthum und in der Altmark kaum Einfluß zurück. Im Stift (dem Fürstenthum) Verden führte er die Reformation streng lutherisch durch, schaffte daher die von seinem Vorgänger eingeführte stadtbremische, reformirte Kirchenordnung in seinem Gebiete ab und ordnete eine sehr gerühmte, jetzt aber völlig verschollene neue an; die 1606 in Lemgo gedruckte stammt erst von seinem Nachfolger Philipp Sigismund. Die Hauptstützen Eberhards in diesen Bestrebungen waren sein bedeutender Kanzler Heinrich Borcholt (vergl. III. S. 154) und seine drei aufeinanderfolgenden Generalsuperintendenten: Simon Bruns, Brauns oder Bruno † 1570 (vergl. III. S. 452), Thomas Mouwer † 1575 und David Huberinus, der Jüngere. Die Concordienformel führte er 1579 kirchengesetzlich ein; er erbaute in Lüneburg die Michaelisschule neu, aus welcher später die Ritterakademie hervorging, und stiftete 1578 das Domgymnasium in Verden. Das Lob seiner Zeitgenossen und seine Beziehungen zu Gelehrten hat Pratje im A. und N. Bd. 12 S. 81 ff. zusammengestellt, sein künstlerischer Geschmack war, nach der Lüneburger Abtstafel und den Bischofsbildern im Verdener Dom zu schließen, nur gering, obwol er viel Geld auf jene verwandte. — Da er gegen den Passauer Vertrag und Augsburger Religionsfrieden das Bisthum Verden besaß, hatte er die päpstliche Bestätigung weder erhalten noch auch nachgesucht, die Curie nannte ihn daher 15. April 1583 das „schändlichste Ungeheuer", die kaiserliche Investitur mit den Regalien erhielt er indessen wiederholt auf Zeit, im Reichsfürstencollegio wurde er als Bischof von Verden nicht anerkannt. Mehrfach wurde er als Schiedsrichter in Streitigkeiten, z. B. der lüneburgischen Herzoge und 1566 zwischen den Herzogen von Braunschweig und dem Bisthum Hildesheim, angerufen oder vom Kaiser dazu ernannt, so noch 1586 zwischen den mecklenburgischen Herzogen. Persönlich gegenwärtig war er auf den Reichstagen zu Speier, Regensburg und Augsburg 1570, 75, 82; 1585 visitirte er das Reichskammergericht persönlich. Am 5. Juli 1586 starb er in Lüneburg am kalten Brande, der zu einer Schenkelrose trat, in Folge eines schweren Sturzes, in der Kirche des Hauses zu St. Michaelis wurde er beigesetzt.

Gebhardi, De re litt. — Gebhardi, K. Gesch. des Kl. St. Michaelis. — (Pratje) Altes und Neues Bd. 11 und 12. — Pfannkuche, Neuere Gesch. des Bisth. Verden. — Bertram, Evang. Lüneburg. (Auch von Wehe-Eimke.)

Krause.

Eberhard von der Mark, Bischof von Lüttich und Cardinal, geb. in Sedan 1472, stammte aus einer in den Ardennen sehr begüterten Familie, der unter anderm auch das Fürstenthum Sedan und das Herzogthum Bouillon gehörte. Dieselbe wirkte für die Interessen Frankreichs, während die Familie Horn die Sache Burgunds und später Oesterreichs vertrat, woraus für Lüttich eine lange Reihe von Bürgerzwisten entstand. Als E. 1506 zum Bischof gewählt war, legte er die Streitigkeiten bei und arbeitete von nun an rastlos für die intensive und extensive Vergrößerung seiner Macht. Zuerst verschönerte er Lüttich, wo er eine Anzahl von Prachtbauten aufführen und beginnen ließ, so das schöne bischöfliche Palais. Mit Ludwig XII. von Frankreich stand E. auf sehr vertrautem Fuß, der erstere schickte ihn sogar als Gesandten zu Maximilian, damit dieser dem Frieden von Cambrai treu bleibe; zum Lohn wurde er zum Electoral-Bischof von Chartres und zum Administrator der reichen Abtei de Beaulieu in Argonne ernannt. Seine Bemühungen, durch Franz I. den Cardinalshut zu

bekommen, scheiterten hauptsächlich durch die Intriguen der Herzogin von Angoulême, aber von diesem Augenblicke an war er ein ebenso entschiedener und verbissener Gegner Frankreichs, wie er vorher dessen Vertheidiger gewesen war. Seinen Bemühungen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Franz I. sich vergeblich um die durch den Tod Maximilians erledigte kaiserliche Würde bewarb, indem sich E. an Karl V. anschloß und auch die bedeutendsten Mitglieder seiner Familie auf dessen Seite zu ziehen wußte. Karl zeigte sich auch höchst dankbar, indem er ihm den Purpur verschaffte. Als der deutsche Kaiser den Protestantismus mit den Waffen bekämpfte, säumte E. nicht, die strengen Religionsplacate des letztern auch in seiner Diöcese einzuführen und die Inquisition wurde daselbst strenger als in irgend einer andern niederländischen Provinz gehandhabt. Der Zucht- und Sittenlosigkeit des niederen Klerus suchte er vergeblich zu steuern, dagegen erwarb er sich durch Einführung einer schnelleren und wohlfeileren Justiz den Dank Lüttichs. Wie Leo X. und Franz I. setzte auch er eine Ehre darein, Gelehrte an seinen Hof zu ziehen; Unterhandlungen, die er mit Erasmus angeknüpft hatte, zerschlugen sich, weil dieser in der Umgebung eines so fanatischen und intoleranten Fürsten nicht leben wollte. In administrativer Hinsicht ist er der Wohlthäter Lüttichs geworden, und würde sein Charakterbild nicht durch blutdürstige Grausamkeit und Fanatismus entstellt, so würde E. unter die ausgezeichnetsten Fürsten seines Jahrhunderts gehören. Eine bizarre Gewohnheit dieses Bischofs war es, daß er während seines Lebens jedes Jahr feierlich seine Exequien in der St. Lambertskirche feiern ließ, wobei er sich während des für seine Seelenruhe gesungenen Requiems in einen in der Mitte der Kirche stehenden Sarg legte. Er starb 16. Februar 1538.

Biographie Liégeoise par le Comte de Becdelièvre. Tom. I. p. 196.

Wenzelburger.

Eberhard II., Graf von der Mark, Sohn Engelberts I., dem er 1277 folgte. Sein Vater hatte sich, in dem Jahre seines Todes, dem großen Bunde der westfälischen und rheinischen Landesherren gegen Erzbischof Sifrid von Köln angeschlossen. Die dem Kirchenfürsten drohende Gefahr ging noch einmal glücklich an diesem vorüber; der plötzliche Tod des Bischofs von Paderborn und des Grafen von der Mark, die rasche Bezwingung des Grafen von Arnsberg mitten im Winter, endlich der unerwartete Sturz seines gefährlichsten Gegners, des Grafen Wilhelm von Jülich, (März 1271) befreite ihn nicht nur von der augenblicklichen Gefahr, sondern schien ihm für die Dauer die Stellung zu sichern, die er als erster Kirchenfürst und als Inhaber der herzoglichen Gewalt am Niederrhein und in Westfalen für sich beanspruchte, und die von seinen Vorgängern seit langer Zeit erstrebte Consolidirung der erzbischöflichen Territorialhoheit innerhalb ihres kirchlichen und politischen Machtbereichs in ungeahnter Ausdehnung zu verwirklichen. Allein gerade deshalb wurden die Gegenbestrebungen der dortigen weltlichen Landesherren um so einmüthiger und kräftiger. Auch sie waren, wohin ja damals überhaupt in Deutschland die politische Entwicklung drängte, mit allen Mitteln darauf bedacht, in selbständigen geschlossenen Territorien landesfürstliche Hoheit zu gewinnen. Wollten sie dieses erreichen, so mußten sie die herzoglichen Rechte des Erzbischofs in Niederlothringen und Westfalen beseitigen oder wirkungslos machen, sie mußten die Lehnsoberherrlichkeit des Erzstiftes über einen wesentlichen Theil ihrer eigenen Besitzungen in Vergessenheit gerathen lassen, sie mußten die Eingriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche zurückweisen und so die Rechtsprechung sich als Ausfluß ihrer Landeshoheit sichern, sie mußten endlich überhaupt den kirchlichen Einfluß des Erzbischofs innerhalb ihres Gebiets möglichst aufheben, namentlich die Einziehung des von ihm beanspruchten Rottzehntens innerhalb ihres Gebiets hindern, da derselbe von Jahr

zu Jahr bedeutender wurde und den Kirchenfürsten ansehnliche Mittel zur Vergrößerung ihrer Kriegs- und Lehnsmannschaft gewährte. Anfangs waren es die Grafen von Jülich, welche in klarer Erkenntniß der politischen Nothwendigkeit in diesem Sinne ihre Stellung zum kirchlichen Oberhaupt am Niederrhein, das zugleich Inhaber der herzoglichen Rechte war, einnahmen und ohne ängstliche Rücksicht in der Wahl ihrer Mittel den Kampf führten (v. Haeften, Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins II. S. 16 ff.). Seitdem in der Unglücksnacht von Aachen das Grafenhaus von Jülich so schwer gedemüthigt und zunächst auf die Vertheidigung der eigenen Existenz angewiesen war, tritt auf Seite der weltlichen Landesherren Graf E. II. von der Mark als Führer in den Kampf ein. Er und seine Nachfolger bewiesen in dieser Stellung nicht weniger politische Einsicht und unbeugsame Festigkeit, als die Jülicher, verfuhren aber mit größerer Besonnenheit und wußten auch das Reichsoberhaupt mit in den Streit hineinzuziehen. Gleich nach dem Tode seines Vaters ging E., nachdem er mit dem Erzbischof Frieden geschlossen hatte (15. Juni 1278, Lacomblet, Urk. B. II. 716), an den Hof des Königs Rudolf I. und nahm an dessen Heereszug gegen Ottokar Theil. Der Chronist Levold v. Northof berichtet darüber: „Everhardus adolescens ad curiam Rudolphi regis assumptus est, cui non mediocriter carus erat. Dicebant namque quidam ipsius regis familiares, regem non posse tristem esse quamdiu hic adolescens in eius conversabatur conspectu. Erat enim adspectu delectabilis et colloquio affabilis, quem ipse rex militari demum caractere insignivit.“ Vom Hofe zurückgekehrt, hatte sich E. der vielfachen Belästigungen und Uebergriffe zu erwehren, welche die erzbischöflichen Amtleute sich gegen sein Land erlaubten. Er war nun seit 1281 unermüdlich thätig, einen Bund zu Schutz und Trutz gegen den Kirchenfürsten zu stiften; hierfür gewann er nicht nur seine Standesgenossen die Grafen von Berg, Cleve und Jülich, sondern unterhandelte auch mit den Städten Köln, Neuß, Münster und Osnabrück, und zwar, wie es scheint, im Auftrag des Königs und insgeheim von diesem unterstützt. Wirklich gelang es ihm, einen solchen zu Stande zu bringen, als der Erzbischof in dem Streit um die Nachfolge im Herzogthum Limburg für den Grafen Reinold von Geldern gegen den Grafen von Berg, den rechtmäßigen Erben, und den Herzog Johann von Brabant, welchem jener die Erbansprüche verkauft hatte, Partei ergriff. Die Verbündeten erfochten am 5. Juni 1288 den glänzenden Sieg bei Worringen, welcher den Erzbischof selbst dem Grafen von Berg als Gefangenen in die Hände lieferte. Nach dessen Freilassung (1289) begannen die Kämpfe zwischen ihm und E. bald von neuem, namentlich um die streitige Vogteischaft über Essen, welche König Rudolf 1291 unserem Grafen zusprach und welche dieser auch nach dem Tode seines königlichen Freundes glücklich behauptete, obgleich dessen Nachfolger, König Adolf, des Erzbischofs Bundesgenosse bei Worringen und durch ihn mit auf den Thron erhoben, anfangs auf Sifrids Seite stand. E. wußte indeß bald auch des neuen Königs Gunst zu gewinnen und wurde von diesem sogar für kurze Zeit mit der Statthalterschaft über das eroberte Meißen betraut. Nach Sifrids Tode (1296) wurde unter Mitwirkung Eberhards Wichbold von Holte (1297—1304) zum Erzbischof erwählt. Beide traten zu Albrecht von Habsburg über, und Eberhards ältester Sohn Engelbert heirathete Wichbolds Nichte Mechtild von Arberg. Trotzdem erneuerten sich bereits 1298 die alten Streitigkeiten. Der König stand anfangs auf der Seite des Erzbischofs; als dieser aber den Bestrebungen Albrechts, im Südwesten Deutschlands seinem Hause gleichfalls eine feste Machtstellung zu gewinnen, im Verein mit den Kirchenfürsten von Mainz und Trier entgegentrat, rief der König die sämmtlichen Landesherren am Niederrhein und Westfalen gegen ihn in die Waffen, so daß das Erzstift aufs äußerste bedrängt und in Schulden gestürzt wurde und

namentlich in Westfalen an Gebiet und Rechten immer mehr verlor. E. II. starb 1308 nach mehr als dreißigjähriger Regierung und wurde im Kloster Fröndenberg bestattet. Es folgte ihm sein Sohn Engelbert II. (s. d.).

Quellen: s. bei Eberhard I. Graf von Altena. Crecelius.

Eberhard I., Erzbischof von Salzburg 1147—64, einer der hervorragendsten deutschen Kirchenfürsten des 12. Jahrhunderts, vornehmlich bedeutend durch die unabhängige und überzeugungstreue Stellung, welche er zur Zeit des Streites zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III. einnahm und in Folge deren er wiederholt zum Vermittler zwischen den leidenschaftlich erbitterten Gegnern berufen wurde. Aus einem baierischen Adelsgeschlecht, das zu Stein (vielleicht dem heutigen Hiltpoldstein zwischen Eichstädt und Nürnberg) und Biburg begütert war, als fünfter Sohn kinderreicher Eltern um 1090 geboren, empfing E. eine gelehrte Erziehung zu Bamberg, wo er auch frühzeitig in den Genuß einer Domherrenpräbende trat, begab sich dann zur Vollendung seiner Studien nach Frankreich, wo er ohne Zweifel auch die Pariser Hochschule besucht haben wird, und wurde später Mönch in dem Kloster Prüfeningen. Auf seine Veranlassung und unter seiner Leitung stiftete seine Familie das von ihr reich ausgestattete Kloster Biburg, an dessen Spitze 1133 E. selbst als Abt trat: die Weihe als solcher empfing er aus der Hand Papst Innocenz' II. in Rom, wohin er 1139 Eigilbert, den Nachfolger Otto's I. von Bamberg, begleitete. Nach dem am 9. April 1147 erfolgten Tode Konrads I. von Salzburg wurde E. einstimmig zu dessen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle gewählt und am 11. Mai ordinirt: unter den consecrirenden Bischöfen war Otto von Freising. Von der eifrigen und erfolgreichen Thätigkeit, welche E. als Erzbischof von Salzburg sowol in der kirchlichen Leitung seiner ausgedehnten Diöcese, als auch in der Wahrnehmung der weltlichen Interessen der ihm untergeordneten Kirchen und Klöster entfaltet hat, legt eine reiche Fülle auf uns gekommener Urkunden und Briefe ein rühmliches Zeugniß ab. Auch an den allgemeinen Angelegenheiten von Kirche und Reich nahm E. gebührenden Antheil: im März 1148 war er auf dem von Innocenz II. gehaltenen Concil in Rheims, im Mai 1149 empfing er den von dem unglücklichen zweiten Kreuzzug heimkehrenden König Konrad III. in Salzburg und begleitete denselben nach Regensburg; gegen Ende des Jahres 1150 hielt er eine Provinzialsynode in Salzburg. Papst Eugen III. erkannte die Verdienste Eberhards um die Kirche an, indem er demselben im März 1152 der Gewohnheit der Salzburger Kirche gemäß für gewisse Festtage den Gebrauch des Palliums bei der Messe zugestand und ihm die Metropolitanrechte über Regensburg, Passau, Freising, Brixen und Gurk bestätigte. In den ersten Jahren der Regierung Kaiser Friedrichs I. tritt E. auffallend wenig hervor: er erscheint am Hofe Friedrichs meist nur, wenn dieser im salzburgischen Sprengel verweilt; doch findet diese Thatsache eine völlig genügende Erklärung in der eigenthümlichen Stellung gerade der Salzburger Metropoliten und in den Aufgaben, welche der von ihnen geleiteten Kirche zunächst gestellt waren. Doch gehörte E. im Sommer 1152 zu den deutschen Bischöfen, welche in dem durch die Erhebung Wichmanns von Zeitz zum Erzbischof von Magdeburg entstandenen Streite zwischen Friedrich I. und Eugen III. entschieden für die Rechte des Königs eintraten und deshalb vom Papste, freilich vergeblich, zurechtgewiesen wurden. Auch ist er im September 1156 auf dem Reichstage zu Regensburg und unterzeichnet dort die Urkunde über die Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum; ebenda wohnt er im Januar 1158 der Erhebung Wladislaws von Böhmen zum Könige bei. Kaiser und Papst stand E. damals gleich nahe: Hadrian IV. bestätigte und erweiterte ihm im Februar 1157 das Privilegium Eugens III., und Friedrich beauftragte ihn mit der Beilegung der leidenschaft-

lichen Fehde, die zwischen Herzog Heinrich von Oesterreich und dem Bischof von Passau ausgebrochen war, wie E. später noch (1161) zwischen Heinrich dem Löwen und Hartwig von Regensburg eine heftige Fehde beilegte. Sein Verhältniß zu dem Kaiser aber änderte sich von dem Augenblicke an, wo in Folge der durch die kaiserlichen Sendlinge veranlaßten zwiespältigen Papstwahl das Schisma zwischen Alexander III. und Victor IV., dem kaiserlichen Papste, ausbrach. Unter den wenigen deutschen Kirchenfürsten, welche sich den kaiserlichen Entwürfen rückhaltlos entgegenstellten, nahm E. den hervorragendsten Platz ein: er erklärte sich sofort für Alexander III., den er beglückwünschte und dessen Sieg als die Bedingung für die Bewahrung der Einheit der Kirche er herbeiflehte. Der Kaiser wagte es nicht, gegen E. mit den sonst wol beliebten Zwangsmaßregeln vorzugehen, sondern hoffte, denselben zu gewinnen: er lud ihn zunächst zu dem für den Februar 1160 nach Pavia ausgeschriebenen Concil ein, das den Streit der beiden Päpste im kaiserlichen Sinne entscheiden sollte; auch trat E. die Reise dorthin an, blieb aber, als er merkte, daß es sich zu Pavia nur um einen neuen Gewaltact gegen die Kirche handelte, unter dem Vorwande von Krankheit in Treviso liegen und kehrte dann um, indem er den Propst Heinrich von Berchtesgaden mit Geschenken und Entschuldigungsschreiben an Friedrich schickte. Ebenso wenig leistete E. im Januar 1161 der Ladung des Gegenpapstes Victor IV. zu einem Concile nach Cremona Folge. Andererseits aber kam E. auch der Aufforderung Alexanders nicht nach, dem gebannten Kaiser, dem gegenüber die Unterthanen von allen Pflichten gelöst sein sollten, überhaupt in nichts mehr zu gehorsamen. Dennoch liefen damals alle die Fäden, welche im Geheimen die katholische Partei Deutschlands zusammenhielten und ihre Verbindung mit Alexander selbst und den außerdeutschen Anhängern desselben vermittelten, in der Hand des rastlos thätigen E. zusammen: namentlich hinderte E. durch seinen Einfluß den Abfall des Ungarnkönigs Geisa II. zu dem schismatischen Papste. Wiederholte Berufungen an den kaiserlichen Hof ließ E. unbeachtet, trotz des Zornes des Kaisers, der die Salzburger Lehnsleute gegen E. aufzuwiegeln versuchte. Auch zur Leistung der Heerfolge gegen Mailand war E. nicht zu bewegen. Endlich leistete E. der im Frühjahre wiederholten, dringenden und durch Androhung eines im Falle des Ungehorsams einzuleitenden Strafverfahrens verschärften Ladung des Kaisers an dessen Hof Folge und erschien — Ende März 1162 — in Begleitung seiner frommen Freunde Bischof Hartmann von Brixen und des Magister Gero von Reichersperg im kaiserlichen Lager vor Mailand und folgte Friedrich dann nach Pavia. Obgleich E. unterwegs in Cremona von dem dort weilenden Gegenpapst irgend welche Notiz zu nehmen sich entschieden geweigert hatte, wurde er vom Kaiser ebenso ehrenvoll wie gnädig aufgenommen: freimüthig bekannte er sich zu Alexander und suchte, in Ausführung eines ihm von diesem gewordenen Auftrages, den eben über Mailand triumphirenden Herrscher einer Versöhnung mit Alexander geneigt zu stimmen, natürlich vergeblich. Im Herbste 1162, als Friedrichs I. Versuch, Frankreich und England für das kaiserliche Gegenpapstthum zu gewinnen, gescheitert war, machte E. im Auftrage des in Frankreich weilenden Alexander dem Kaiser wiederum Vergleichsvorschläge, ohne besseren Erfolg. Günstigere Aussichten eröffneten sich einem dritten Vermittlungsversuche, welchen E., im Februar 1163 von Alexander zum päpstlichen Legaten für ganz Deutschland ernannt, gemeinsam mit Hartmann von Brixen, im April 1163 zu Mainz machte: es wurden wirklich Verhandlungen über die friedliche Lösung des Conflictes angeknüpft, dieselben zerschlugen sich jedoch schließlich ebenfalls. E. konnte nicht mehr auf seine friedlichen Bestrebungen zurückkommen: vom Kaiser unbehelligt, hochgeehrt von Alexander III., dessen Sache er in Deutschland die einzige zuverlässige Stütze gewesen, be-

schränkte sich E. seitdem auf die Leitung seiner Diöcese; einem Conflict mit dem Kaiser, der drohte, als er für Pfingsten 1164 zur Leistung der Heerfolge gegen Padua und Vicenza entboten wurde, wurde E. durch seinen am 22. Juni 1164 im Kloster Rein in Steiermark erfolgten Tod entrückt.

Vgl. A. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe. Wien 1866. — W. Schmidt, Die Stellung der Erzbischöfe und des Erzstuhles von Salzburg zu Kirche und Reich unter Friedrich I. Wien 1865. — Höting, Vita Eberhardi I. Berlin 1854 (Dissertation). — H. Prutz, Kaiser Friedrich I. Bd. I. Hans Prutz.

Eberhard II., Erzbischof von Salzburg, s. **Eberhard** II., Bischof von Brixen.

Eberhard III., Erzbischof von Salzburg 21. Mai 1403, gestorben 18. Januar 1427. Als 1403, den 9. Mai, Erzbischof Gregor gestorben war, wählte man den bisherigen Dompropst aus dem Geschlechte der von Neuhaus als Eberhard III. zum Vorsteher der Metropole. Die Verhältnisse des Hochstiftes waren sehr zerrüttet, zwischen der erzbischöflichen Gewalt und den Unterthanen Hader und Zwist ausgebrochen, wie dies der damals von den letzteren geschlossene Igelbund (20. Mai) am besten ersichtlich macht. Die beiden Vorgänger Eberhards, Pilgrim und Gregor, werden in der besagten Bundesurkunde von den Rittern, Knechten und Städten des Erzbisthums der Willkür und Verschuldung des Hochstiftes, zufolge großer Abgaben nach Rom, angeklagt. — Der neu gewählte Metropolit bestätigte die Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen, um seinen guten Willen zu bezeugen, während der Igelbund durch den Beitritt des Bischofs von Chiemsee und anderer Glieder der Salzburger Ständeschaft neue Kräftigung gewann. Sehr viele Beschwerniß verursachte ihm die päpstliche Ernennung des ehrgeizigen Freisinger Bischofs, Bertold von Wähing, zum Salzburger Metropoliten (s. dort). Dieser vom Papste Bonifaz IX. denominirte Nebenbuhler hatte bereits durch die Medici und andere florentinische Kaufleute die großen Taxen (communia servitia) nach Rom schaffen lassen und diesen Geschäftsleuten für ihre Vorschüsse die Einkünfte des Hochstiftes verpfändet. Obschon Papst Bonifaz IX. am 1. October 1404 starb, so resignirte Bertold doch erst unter Papst Innocenz VII. (1406) und erhielt von seinem Rivalen als Entschädigung jährliche 2000 Goldgulden zugesichert. — E. III. beschickte das Pisaner Concil (1409) und erkannte Papst Alexander V. an. Zur Kostnitzer Kirchenversammlung begab er sich mit einem Gefolge von 170 Pferden. Er erwarb sich hier einen guten Leumund, einerseits durch Speisung der Armen, andererseits durch ein versöhnliches Wesen, das er in dem Ketzerprocesse gegen Hussens Freund, Hieronymus, an den Tag gelegt haben soll. Seine erzbischöflichen Rechte und landesherrlichen Befugnisse wahrte er mit Eifer, wie sein energisches Ankämpfen gegen die Exemtion und das Pallium des Passauer Bischofes Georg in den Jahren 1416—1423 und sein Bündniß mit den Suffraganen wider alle die Kirchenfreiheit schädigenden Fürsten, Herren, Ritter und Knechte (1419) beweist. Auch über dem Glauben und der Kirchenzucht wachte er mit Strenge, Belege hiefür sind die harte Bestrafung der Judenschaft zu Hallein und Salzburg in Folge des Mühln'er Hostiendiebstahles (1404, Juli), die strengen Mandate gegen verdächtige Neuerungen in Religionssachen (1413) und die Beschlüsse des Salzburger Provinzialconcils vom J. 1418 wider den ungeistlichen Lebenswandel. 1420 machte er den ersten Kreuzzug gegen die Hussiten mit. Unter seinen Bauten verdient die Gründung des Schlosses Neuhaus Beachtung. Er starb den 18. Januar 1427. Sein Nachfolger wurde Eberhard IV., aus dem Geschlechte Starchenberg oder Stahrenberg, der jedoch schon nach kaum 2 Jahren (9. Februar 1429) verstarb.

Hund, Metrop. Salisb. I. — Mezger, Hist. Salisb. 478—486. — Hansiz, Germ. sacra II. 466—472. — Dalham, Conc. Salisburg. — Hardt, Conc. Constant. — Zauner, Chronik von Salzburg. III. Band. — A. Pichler, Gesch. v. Salzburg (1866). Krones.

Eberhard, Erzbischof von Trier, 1047—1066, eines schwäbischen Grafen Ezzelin Sohn, Dompropst zu Worms, wurde als ein getreuer Anhänger des fränkischen Hauses von Kaiser Heinrich III. unter Zustimmung des Klerus und Volkes zu Trier im Juni 1047 zum Erzbischof ernannt, am 28. Juni geweiht und am 1. October desselben Jahres vom Papste Clemens II. bestätigt. Papst Leo IX. erwies ihm große Gunst, indem er E. nicht nur in Rom im April 1049 den alten Primat der trierischen Kirche in Gallien erneuerte, sondern ihn auch im September desselben Jahres durch seinen Besuch in Trier auszeichnete. E. begleitete den Papst hierauf auf seiner Reise nach Frankreich, wo er der Synode von Rheims und später auch der von Mainz beiwohnte. Auch Kaiser Heinrich III. besuchte den Erzbischof wiederholt in Trier, 1051—1056. — Um eine Verbindung des damals noch getrennten Oberstiftes Trier mit dem am Rhein gelegenen Niederstifte herbeizuführen, schloß E. 1052 einen Tauschvertrag mehrerer Gebiete an der Untermosel mit dem Grafen Walram von Arlon, gerieth aber nach dem Tode Kaiser Heinrichs III., als ein Bundesgenosse des Sohnes desselben, Heinrichs IV., in eine schwere Fehde mit dem Grafen Konrad von Luxemburg, wurde von demselben gefangen, arg mißhandelt (1059?) und erst nach dem gegen seinen Peiniger verhängten Kirchenbanne wieder freigegeben (1060?). König Heinrich IV. besuchte ihn 1061 in Trier, jedoch hatte die ihm zugefügte Schmach den Keim seines Todes gelegt. E. starb plötzlich in der Sacristei des Doms zu Trier am 15. April 1066 und wurde in der St. Paulinus-Kirche daselbst begraben, welche Papst Leo IX. im J. 1049 in seiner Gegenwart geweiht hatte.

Gesta Trevirorum, cap. LVI—LVII. — Beyer-Eupen, Mittelrhein. Archiv. Buch I. — Görz, Mittelrhein. Regesten. I. v. Eltester.

Eberhard, später der Erlauchte zubenannt, Graf von Würtemberg, geb. den 13. März 1265, gest. den 5. Juni 1325, Sohn des Grafen Ulrich von Würtemberg mit dem Daumen, des Hauptbegründers der würtembergischen Hausmacht, und der Agnes, geb. Herzogin von Liegnitz. Durch den schon vor seiner Geburt erfolgten Tod seines Vaters am 25. Februar 1265 und das frühe Hinscheiden seines älteren Bruders Ulrich II. am 18. September 1279 wurde er jung alleiniger regierender Graf des Landes. Kühn und tapfer, voll Selbstgefühl und unbeugsam, klug und praktisch-verständig, erwerblustig und zugreifend, daher auch mit seinen Nachbarn häufig in Hader und Fehde liegend, kam er verschiedene Male selbst mit dem Reichsoberhaupt in Conflict, so zuerst zweimal mit König Rudolf, welchem er allerdings beide Male unterlag, ohne jedoch vollständig gedemüthigt zu werden. In dem Kriege des Herbstes 1286 wurde Stuttgart, wohin sich der Graf geworfen hatte, sieben Wochen lang, vom 23. September bis 10. November, vom Könige belagert und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, und im Sommer 1287 wurden dem Grafen von Rudolf sieben Burgen um Stuttgart weggenommen und zum Theil zerstört. Von König Albrecht I., auf dessen Seite E. sich bald geschlagen und mit dem er anfangs friedlich lebte, wurde er zum Landvogt in Niederschwaben — ein sehr einträgliches Amt — bestellt und für mancherlei Dienste reichlich, z. B. durch die Verpfändung Markgröningens, mit welchem Reichsgute das Reichssturmfahnlehen verbunden war, belohnt, allein die Vergrößerungssucht Beider mußte nothwendig Collisionen herbeiführen. Im Herbste 1305 kam es zum Kriege, namentlich weil E. die Reichspflegeämter, womit er als Landvogt betraut war, zu sehr zu seinem Vortheil ausnützte; vom König an mehreren Orten belagert, blieb

er jedoch unbesiegt und schloß später noch mit dem zum Könige von Böhmen erhobenen Herzog Heinrich von Kärnthen ein Bündniß gegen Albrecht ab. Schlimmer erging es ihm unter Kaiser Heinrich VII.: wiederholt von den bittersten Klagen über den Grafen, insbesondere Seitens der schwäbischen Reichsstädte, die E. gern zu Landstädten herabgedrückt hätte, bestürmt, eröffnete derselbe im September 1310 gegen ihn einen Reichskrieg (1310—1312), bei welchem sich insbesondere obige Städte hervorthaten. Geächtet und fast ganz ohne bedeutendere Genossen sah der Graf seine Stammburg Würtemberg, sowie das Erbbegräbniß seiner Ahnen in dem sofort nach Stuttgart versetzten Stifte zu Beutelsbach zertrümmern, mußte sich in den Thürmen des damals noch badischen Besigheim verstecken und ging fast seines ganzen Landes verlustig. Allein in den folgenden Jahren (1313—1316) wußte er, begünstigt durch den Tod des Kaisers im August 1313 und die darauf folgende kaiserlose Zeit, sich allmählich wieder in dessen Besitz zu setzen und hinterließ es bei seinem Tode beinahe um die Hälfte vergrößert. — E. heirathete 1) Irmengard, Tochter des Markgrafen Rudolf von Baden; 2) Mathilde, Tochter des Grafen Albert von Hohenberg; 3) eine sonst nicht bekannte Irmengard.

Vgl. Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Graven, Th. 1. (2. Aufl. Tübingen 1773), S. 1 ff. — Uebelen, Eberhard der Erlauchte, Graf von Würtemberg. Stuttgart 1839. — Chr. Fr. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte. III. (Stuttgart 1856), 46 ff. P. Stälin.

Eberhard, der Rauschebart, auch Greiner, d. h. Zänker, zubenannt, Graf von Würtemberg, † 15. März 1392, Sohn des den 11. Juli 1344 verstorbenen Grafen Ulrich III. und Enkel Eberhards des Erlauchten von Würtemberg, während seiner 48jährigen Regierung in einer wilden kampfvollen Periode als emsiger, politisch berechnender Mehrer seines Hausbesitzes und dabei fehdelustiger Haudegen ein echtes Abbild seines Großvaters, zugleich aber auch ein „ausgezeichnetes Beispiel der Fürsten mittlerer Lage in jener Zeit“. Nachdem er zunächst mit seinem wol jüngeren Bruder, Graf Ulrich IV., die Regierung der Grafschaft und zugleich die Landvogtei in Niederschwaben gemeinschaftlich übernommen hatte, erwarb er sich im J. 1349 um Kaiser Karl IV. bei der Bekämpfung seines Gegenkönigs Günther von Schwarzburg durch seine Tapferkeit bei Ellfeld im Rheingau bedeutendes Verdienst. Allein wie ihr Großvater benutzten auch diese Grafen ihr Landvogteiamt, um den Städten, über die sie die Landeshoheit erstrebten, möglichst viele Rechte abzugewinnen, und so hetzten besonders diese gegen sie beim Kaiser, der ihnen auch noch wegen einiger anderer Punkte gram war und im Spätsommer 1360, hauptsächlich unterstützt von den Städten, sie mit drei Heeren bekriegte; es kam jedoch zu keinem hitzigern Kampfe und der Friede fiel für die Grafen, welchen insbesondere einige Zeit die Landvogtei abgenommen wurde, leidlich aus. Den 3. Dec. 1361 errichteten die Gebrüder, nachdem der zugreifende E., um sich den Gesammtbesitz des Landes zu sichern, sogar zu Thätlichkeiten geschritten war, auf dem Nürnberger Reichstage das erste Hausgesetz über die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Landes, bald darauf überließ jedoch Ulrich seinem Bruder die Alleinregierung, welche E. auch nach Ulrichs am 24. Juli 1366 erfolgten Tode vollends weiterführte. Von seinen nachfolgenden verschiedenen Fehden ist die erste berühmtere die ebersteinische: von den Grafen Wilhelm und Wolf v. Eberstein, mit denen es nachbarliche Reibungen gab, in Verbindung mit Wolf v. Stein zu Wunnenstein und einigen Gliedern der Gesellschaft Martinsvögel wurden der Graf und sein Sohn Ulrich im Frühjahr 1367 plötzlich zu Wildbad überfallen, jedoch durch einen Bauern noch so zeitig gewarnt, daß sie bei Nacht auf Burg Zavelstein flüchten konnten; mit einem Rachezug im Sommer d. J. richtete übrigens

E., diesmal sogar von den schwäbischen Reichsstädten unterstützt, nicht viel aus und, obgleich sich der Kaiser des Grafen annahm, dauerte die Feindschaft noch lange fort. Seine bedeutendsten Kämpfe verbunden mit wilden Verheerungszügen hatte übrigens E. mit den Städtebündnissen zu bestehen. So im J. 1372: die Städte, ihm schon lange gram, griffen zu den Waffen, da ihm die Gefangennahme des Landfriedenshauptmanns Grafen Ulrich v. Helfenstein zur Last gelegt wurde, allein den 7. April d. J. siegte E. über sie in einer blutigen Schlacht bei Altheim (nördlich von Ulm), sodann (während des großen Städtekriegs von 1376—1378) im J. 1377: als sich sein Sohn Ulrich den Reutlingern bei der Rückkehr von einem Raubzuge ins würtembergische Gebiet vor ihrer Stadt in den Weg stellte, brachten sie demselben den 21. Mai d. J. eine schwere Niederlage bei, in welcher viele Edle fielen und Graf Ulrich verwundet wurde, eine Niederlage, welche noch weiter die Folge hatte, daß die Städte einige Zeit das Uebergewicht bekamen und E., welcher erzürnt zwischen sich und seinem Sohne das Tischtuch zerschnitt (eine Strafe für Vergehen von Edelleuten), die Landvogtei Niederschwaben verlor. Nachdem der Kaiser im August 1378 zu Nürnberg für 10 Jahre wenigstens Ruhe unter den Parteien geschaffen, wandten sich die Städte im J. 1388 wieder gegen E., allein er erfocht am 23. August d. J. bei Döffingen einen vollständigen, übrigens mit dem Tod seines Sohnes Ulrich erkauften Sieg über sie und brach so die Macht des Städtebundes in Schwaben für immer. — Graf E. war schon vor seinem Regierungsantritt vermählt mit Elisabeth von Henneberg-Schleusingen, deren reiches Erbe er bald zu Geld machte, um sich in Schwaben durch Ankäufe zu bereichern. Seine einzige Tochter Sophie vermählte er im J. 1361 mit Herzog Johann von Lothringen, für welchen er sofort nach der Verlobung im J. 1353 die vormundschaftliche Regierung führte, seinen einzigen Sohn Ulrich im J. 1362 mit Elisabeth, Tochter Kaiser Ludwigs des Baiern und Wittwe des Herrn von Verona Cangrande II. della Scala.

Vgl. Sattler a. a. O. S. 143 ff. — v. Stälin a. a. O. S. 227 ff.

P. Stälin.

Eberhard, der Milde, Graf von Würtemberg, † 16. Mai 1417, Enkel und in Folge des frühen Todes seines Vaters, des Grafen Ulrich († 23. Aug. 1388), am 15. März 1392 unmittelbarer Nachfolger Graf Eberhards des Greiners. Trotz seiner friedliebenden Natur, vermöge der es ihm gelang, fast seine ganze Regierungszeit über seinem Lande den Frieden zu erhalten, betheiligte er sich im J. 1392 bei der im Namen des Reichs geführten, jedoch vergeblichen Belagerung Straßburgs, zog im J. 1393 in ritterlichem Unternehmungsgeist dem Deutschorden nach Preußen zur Heidenfahrt zu Hülfe. Weiter brachte er im J. 1395, unterstützt von den Städten, der Gesellschaft zum Schlegel, in welche sich dem Landfrieden zum Trotze viele Adeliche in Schwaben und am Rhein mit der Absicht, der fürstlichen Landesherrschaft entgegenzuarbeiten, zusammengeschaart hatten, einen schweren Schlag bei, indem er den 24. Sept. d. J. Heimsheim, woselbst drei ihrer Hauptleute, Schlegelkönige genannt, im festen Schlosse mit ihren Schaaren sich aufhielten, in Brand steckte und die Könige nebst anderen Edlen gefangen nahm, worauf der Bund im folgenden Jahre erlosch. Gerne und häufig betheiligte sich E. an Einigungen zur Aufrechthaltung des Friedens, welche in den jetzt ruhigeren Zeiten auch mehr Erfolg hatten, wie er denn am 14. Sept. 1405 zu Marbach mit dem Kurfürsten Johann von Mainz, dem Markgrafen Bernhard von Baden, der Stadt Straßburg und 17 schwäbischen Städten ein Bündniß einging, dessen Spitze allerdings gegen König Ruprecht gerichtet war; auch wurde er häufig in den wichtigsten Angelegenheiten als Schiedsrichter zugezogen. Vermählt war er in erster Ehe mit Antonia, Tochter

des Beherrschers von Mailand, Barnabo Visconti, in zweiter mit Elisabeth, Tochter Johanns, Burggrafen von Nürnberg. Durch die Vermählung seines gleichnamigen Sohnes mit der mömpelgardischen Erbtochter Henriette bahnte E. für sein Haus den Erwerb der Grafschaft Mömpelgard an, welche — der einzige bedeutende Landbesitz, den Würtemberg erheirathete — bei seiner Familie 400 Jahre blieb.

Vgl. Sattler a. a. O. Th. 2 (Tübingen 1775) S. 1 ff. — v. Stälin a. a. O. S. 354 ff. P. Stälin.

Eberhard im Bart, Graf, seit 1495 erster Herzog von Würtemberg, geb. 11. Dec. 1445 zu Urach, † 24. Febr. 1496 zu Tübingen, Sohn des Grafen Ludwig von W. von der Uracher Linie und der Pfalzgräfin Mechthilde bei Rhein. Nach dem am 24. Sept. 1450 erfolgten Tode seines Vaters wurde für dessen zwei unmündige Söhne, Ludwig und Eberhard, zunächst eine Vormundschaft eingesetzt, an der Spitze den Grafen Ulrich von der Stuttgarter Linie; dieselbe sorgte jedoch schlecht für die Erziehung dieser Mündel und E. entledigte sich ihrer nach dem baldigen Tode seines Bruders, erst 14jährig, bereits im J. 1459. Nach einer ungestümen Jugend, in welcher gleichwol seine große geistige Begabung öfters Gelegenheit fand, sich zu beweisen, wurde er in der Folge ein durch Klugheit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeitsliebe, Friedfertigkeit, Religiosität, Eifer für die christliche Lehre, Liebe zu der Wissenschaft ausgezeichneter Fürst. Zu seiner tüchtigeren Entwicklung trug namentlich bei seine Pilgerfahrt ins heilige Land im J. 1468, auf welcher er von mehr als 20 Adelichen, 2 Caplänen und seinem Leibarzt begleitet und über dem heil. Grab zum Ritter geschlagen wurde. Noch später, im J. 1482, besuchte er Rom, bei welcher Veranlassung er den jungen Johann Reuchlin als Geheimschreiber mitnahm, in Florenz von Lorenzo dem Prächtigen von Medici aufs freundlichste empfangen, auch vom Papst Sixtus IV., der seine Erhebung großentheils Eberhards Schwager Franz von Gonzaga verdankte, mit der goldenen Rose begnadigt wurde. — In einer Zeit, in welcher man in anderen Staaten erst recht zu theilen begann, wirkte E. auf die Einführung der Untheilbarkeit des Landes und die Festsetzung einer Erbfolgeordnung, indem er mit den Angehörigen der Stuttgarter Linie, seinem Oheim Grafen Ulrich dem Vielgeliebten und dessen Söhnen Grafen Eberhard dem Jüngern und Heinrich mehrere dahin zielende Hausverträge abschloß: so den Uracher vom 12. Juli 1473, den Münsinger vom 14. Dec. 1482, den wichtigsten unter ihnen, welchem gemäß die Untheilbarkeit des Landes für ewige Zeiten festgesetzt und die Senioratserbfolge eingeführt wurde, die Regierung durch den Grafen E. im Bart allein in seinem und seines Vetters Grafen Eberhard d. J. Namen geführt werden, der letztere übrigens nicht vollständig von der Mitregierung ausgeschlossen sein sollte, den Stuttgarter vom 22. April 1485, welchem gemäß Eberhard d. J. mit einer Apanage für den im vorigen Vertrag ihm noch gebliebenen Antheil an der Regierung und an den Landeseinkünften abgefunden wurde, den Frankfurter vom 30. Juli 1489, und den Eßlinger vom 2. Sept. 1492. Die Verhandlungen über diese Verträge sind, wie früher diejenigen über die vormundschaftliche Regierung während Eberhards Unmündigkeit von Bedeutung für die Entwicklung des ständischen Wesens in Würtemberg. Friedliebend und rechtlich gesinnt wie E. war, wurde er nicht selten von streitenden Parteien zum Schiedsrichter erwählt und schloß selbst wiederholt zu wechselseitiger Hülfe Einigungen, doch blieben auch für ihn kriegerische Verwicklungen nicht aus (z. B. im J. 1462 beim Reichskrieg gegen den Herzog Ludwig von Baiern und den Pfalzgrafen Friedrich, in welchem er übrigens zugleich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg von jenem Herzoge bei Heidenstein und Giengen be=

siegt wurde, ferner mit Markgraf Karl von Baden wegen Besteuerung der badischen Unterthanen im Lande, mit Hans von Geroldseck wegen der Herrschaft und Stadt Sulz, mit Erzherzog Sigmund von Oesterreich wegen mehrerer Streitpunkte, unter anderem über die Veste Mägdeberg). Auch trat er dem schwäbischen Bunde, für welchen als eine Einigung der schwäbischen Stände zu besserer Handhabung des Landfriedens, zugleich aber auch aus eigenstem Interesse K. Friedrich seit dem Frühjahr 1487 thätig war, erst nach dringendster Aufforderung bei, wurde jedoch in der Folge neben dem Grafen Hugo von Werdenberg, dem vorzüglichsten Förderer der Anstalt, das bedeutendste Glied desselben; er bildete einen der vier Theile des Bundes und war im J. 1492 sein oberster Feldhauptmann bei der, übrigens durch Kaiser Maximilian verglichenen Fehde mit Herzog Albrecht von Baiern. — Das bei seinen Reisen bewiesene religiöse Interesse bethätigte E. auch durch sein Wirken für Reformation der Klöster, in welchen zum Theil die Zucht in Verfall gerathen war, sowie durch seine Vorliebe für die „Brüder des gemeinsamen Lebens“, indem er ihnen mehrere Häuser im Lande einrichtete, so insbesondere das im J. 1492 von ihm gestiftete und mit einer eigenthümlichen Einrichtung versehene St. Peterstift zum Einsiedel. Von seiner Mutter, der Beschützerin edler Künste, erbte er die Neigung zu Büchern und zu deutschen Schriftwerken, wie er sich denn eine größere Reihe von lateinischen Schriftstellern ins Deutsche übersetzen ließ und die verschiedenartigsten Gelehrten und Dichter an seinen Hof zog. Sein schönstes Werk jedoch ist die Gründung der Universität Tübingen: der erste Graf in Deutschland stiftete E. dieses Institut im J. 1477 im allgemeinen nach dem Vorbild der Universität Paris mit Beirath seiner Mutter, welche bereits im J. 1454 ihren zweiten Gemahl Erzherzog Albrecht von Oesterreich zur Gründung der Freiburger Universität veranlaßt hatte. Die junge Schöpfung erfreute sich alsbald eines blühenden Gedeihens, indem an ihr frühe bedeutende Männer wirkten, so noch zu Eberhards Zeit namentlich als Theologe der gelehrte und fromme Gabriel Biel, Vorkämpfer der Nominalisten, als Jurist mehr übrigens noch als Verfasser einer Weltchronik berühmt Johann Vergenhans, gen. Naucler, früher Lehrer Eberhards, als Mediciner Johann Widmann gen. Möchinger. — In freundschaftlich nahe Beziehung trat E. zu Kaiser Maximilian I., welcher ihn noch an seinem Grabe durch den Ausspruch ehrte: „Hier liegt ein Fürst, welchem ich im ganzen römischen Reich an Verstand und Tugend keinen zu vergleichen weiß.“ Dieses Verhältniß hatte übrigens für den Grafen natürlich auch manche Vortheile, worunter nicht der geringste war, daß ihn Maximilian ganz aus eigenem Antrieb in Anbetracht der Verdienste, welche sich E. sowol durch seine klugen Rathschläge, als durch seine Waffenmacht um das Reich erworben, den 21. Juli 1495 auf dem Wormser Reichstag feierlich zum Herzog erhob und die ganze Landschaft Würtemberg in Schwaben in ein Reichsherzogthum in der Weise vereinigte, daß nur die Graf- und Herrschaften Mömpelgard, Horburg und Reichenweiher noch für die Versorgung nachgeborner Herren und für die weibliche Erbfolge offen blieben, auch die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht als unverbrüchliches Reichsgesetz hinzufügte. Der neue Herzog erließ den 11. Nov. 1495 in einer Landesordnung, welche hauptsächlich der Polizei galt, aber auch den Proceß und das Privatrecht berührte, seine erste umfassende Gesetzgebung für das ganze Land. — Vermählt war E. in glücklicher, jedoch nur für kurze Zeit mit Nachkommenschaft gesegneter Ehe mit Barbara, Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua aus dem Hause Gonzaga, mit welcher er am 4. Juli 1474 zu Urach eine glänzende Hochzeit feierte.

Vgl. Sattler a. a. O. Thl. 2. S. 148 ff.; Thl. 3 (Tübingen 1777), S. 1 ff., Thl. 4 (Tübingen 1777) S. 1 ff. — Rößlin, Leben des ersten merkwürdigen Herzogs von Würtemberg Eberhard im Bart. Tübingen 1793.

— Pfister, Eberhard im Bart, erster Herzog zu Würtemberg. Tübingen 1822. — v. Stälin a. a. O. S. 499 ff. — Schneider, Eberhard im Bart. Freiburg 1875. P. Stälin.

Eberhard, der Jüngere, zweiter Herzog von Würtemberg, geb. 1. Febr. 1447, † 17. Febr. 1504, Sohn des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von der Stuttgarter Linie. Erzogen an dem hochgebildeten, aber auch verführerischen Hofe Herzog Philipps des Guten von Burgund, übernahm der Graf, welcher freilich, ungeordneter Lebensweise ergeben, wenig Fähigkeit zu einer guten Regierung verrieth, den 8. Jan. 1480 an der Stelle seines gealterten Vaters die Regierung zunächst seines Landantheils, trat jedoch kraft der verschiedenen, bei Herzog Eberhard im Bart erwähnten Hausverträge — den 26. April 1482 schloß er zu Reichenweiher einen weiteren mit seinem Bruder, dem Grafen Heinrich, ab — zeitweilig von der Regierung zurück. Nach seines genannten Vetters Tod den 24. Febr. 1496 Herzog des gesammten Landes geworden, war E. durch den Eßlinger Vertrag wie ein Mündel unter ein Regiment, d. h. einen Landhofmeister und zwölf Räthe gestellt, räumte jedoch den größten Einfluß einem entlaufenen Augustinermönch, seinem vormaligen Kanzler und Rathgeber Konrad Holzinger, ein und kam bei seinem leichtfertigen Wesen bald mit jenem gewaltigen Institut in Zerwürfnisse. Landhofmeister, Kanzler, Räthe, Prälaten, Ritter und Landschaft errichteten am 30. März und ff. 1498 zur Abstellung der Mißstände eine Regimentsordnung, woraufhin E., vielleicht noch aufgeschreckt durch ein Gerücht, daß ihn seine Gegner zeitlebens einkerkern wollen, außer Lands nach Ulm entwich. Sofort wurde dem Herzog von dem Landhofmeister, dem Kanzler, den Regimentsräthen, einer Anzahl Rittern und den Abgeordneten des Landes in der Person von Vögten, Schultheißen und Kellern aufgekündigt und Kaiser Maximilian, welcher zur Vereinigung der Sache in die Gegend kam, nahm ihm am 28. Mai zu Reutlingen wegen seiner schlechten Regierung und seines Entweichens das Fürstenthum ab, übergab dessen Regiment an seinen erst elfjährigen Neffen Grafen Ulrich, entsetzte E. den 9. Juni zu Rottenburg durch förmlichen Spruch und bewog ihn sogar am folgenden Tage in Horb zu einem Vertrag, kraft dessen er sich selbst als unfähig zur Regierung bekannte und das Herzogthum an Ulrich beziehungsweise die vormundschaftliche Regierung abtrat. Alle Versuche des Herzogs, den dieser Vertrag später reute, blieben ohne Erfolg und er fand schließlich seine Zuflucht bei dem Pfalzgrafen Philipp, auf dessen Schloß Lindenfels im Odenwald er verstarb. — Vermählt war er mit Elisabeth, der trefflichen Tochter des mächtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg.

Vgl. Sattler a. a. O. Thl. 3, S. 17 ff., Thl. 4, S. 1 ff.; Derselbe, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen Thl. 1 (Ulm 1769) S. 1 ff. — v. Stälin a. a. O. Thl. 3 S. 555 ff., Thl. 4 (Stuttgart 1873) S. 1 ff. P. Stälin.

Eberhard III., Herzog von Würtemberg, geb. 16. Dec. 1614, † 2. Juli 1674. Er folgte seinem Vater, dem Herzog Johann Friedrich († 18. Juli 1628), zunächst unter der Vormundschaft zweier Oheime, des erfahrenen und tüchtigen Ludwig Friedrich von Würtemberg-Mömpelgard und nach dessen Tode am 26. Jan. 1631 des weniger beliebten Julius Friedrich von Würtemberg-Weiltingen, in der schweren Zeit des 30jährigen Kriegs, als das Land (seit 1627) von den Wallensteinischen Truppen besetzt und durch Contributionen stark heimgesucht war, während zudem Wallenstein darauf lauerte, auch dieses Herzogthum an sich reißen zu können. Bald vermehrte die Noth des Landes das kaiserliche Restitutionsedict vom 6. März 1629, dem zufolge alle geistlichen Güter, welche von den Evangelischen seit dem J. 1552 eingezogen worden, dem Katholicismus

wieder zurückgegeben werden sollten, denn jetzt wurden die sämmtlichen würtembergischen Klöster von den Katholischen wieder besetzt und erhielten insbesondere die Jesuiten ihren Theil an der Beute. Zwar betheiligte sich namentlich nach der Leipziger Schlacht, an welche sich bald die Räumung des Landes von den feindlichen Truppen und den katholischen Klostersinhabern anschloß, Herzog Julius Friedrich auf Schwedens Seite übergetreten mit einigem Erfolg am Kriege, allein es wurde ihm Eigennützigkeit vorgeworfen und er wurde von den Geheimeräthen und Landständen von der Vormundschaft verdrängt, worauf E. im März 1633 unter dem Beistand des sehr tüchtigen Kanzlers Löffler die Regierung selbst ergriff. Er trat zunächst dem durch Oxenstierna begründeten Heilbronner Bunde vom 13. April d. J. zwischen Schweden und den vier oberen Kreisen bei und sandte dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar Mannschaft zu, allein die für die Sache des deutschen Protestantismus überhaupt so unglückliche Nördlinger Schlacht vom 27. August (6. September) 1634 hatte die allerschlimmsten Folgen für das Herzogthum, über das sich jetzt die Sieger wie eine verheerende Wasserfluth ergossen, das ihre zügellosen Schaaren zum Schauplatze grenzenlosen Jammers machten, und in dem auch in den folgenden Jahren feindliche und befreundete Truppen mit Mord, Raub und Brand wütheten. Nachdem E. selbst alsbald an aller Rettung verzweifelnd mit dem ganzen herzoglichen Hause übereilt nach Straßburg geflohen war und das Land in der größten Verwirrung gelassen hatte, nahm es der Kaiser allmählich ganz in Besitz und behielt den größten Theil desselben für sich, während er einzelne Theil an Andere übergab; nur die Festung Hohentwiel wurde für die volle Dauer des Krieges trotz wiederholter Belagerung und herzoglicher, auf ihre Herausgabe gerichteter Befehle von ihrem Commandanten, v. Wiederhold, dem Herzoge treulich bewahrt. Auch das Bestreben, Würtemberg wieder zu dem katholischen Glauben zurückzubringen, war von manchem Erfolg begleitet. E. selbst übernahm, freilich nur für kurz, vom französischen Könige für Herzog Bernhard die Commandantenstelle in Philippsburg, wogegen er den Oberbefehl über ein französisches Hülfsheer anzunehmen Bedenken trug, allein durch sein Schwanken nicht viel ausrichtete. Denn vom Prager Frieden, welchen der Kaiser am 30. Mai 1635 mit den meisten Protestanten abschloß, wurde er ausdrücklich ausgeschlossen und gerieth in die bitterste Noth, in die er, ein junger vergnügungssüchtiger, besonders jagdliebender Mann, sich nicht gut schicken konnte. Zudem verschlechterte er seine Lage dadurch, daß er im Februar 1637 zu Straßburg die Wild- und Rheingräfin Anna Katharina, Tochter des schwedischen Feldherrn Joh. Kasimir v. Salm, heirathete. So ließ er sich im Bestreben, doch wieder etwas zu bekommen, die härtesten Bedingungen gefallen, welchen gemäß im besondern die katholischen Geistlichen — allerdings bis auf weitere rechtliche Ausführung der gegenseitigen Ansprüche — im Besitz der von ihnen occupirten Klöster und Stifter gelassen, die in der Zwischenzeit vom Kaiser Beschenkten in dem ihrer Herrschaften und Aemter anerkannt und einige Festungen und Güter dem Kaiser und Hause Oesterreich abgetreten werden sollten. Nachdem E. im März 1638 persönlich seine Wiederherstellung in Wien betrieben hatte, kehrte er im October d. J. in das Land zurück. Allein auch in den nachfolgenden Jahren des Krieges hatte dasselbe durch vereinzelte Durchzüge der verschiedensten Truppen und durch fremde Besatzungen schwer zu leiden; der ganze Schaden, welchen es überhaupt vom J. 1628—1650 durch Durchmärsche, Quartiere, Schatzungen, Plünderung und Brand erlitten, wurde auf 118,692,864 fl. geschätzt, und noch im J. 1654 lagen 8 Städte, 45 Dörfer mit 65 Kirchen, 230 öffentlichen und 36086 Privatgebäuden in der Asche, 40195 Morgen Weingärten, 248613 Morgen Aecker und Gärten, 24503 Morgen Wiesen waren noch unangebaut und zu der Einwohnerzahl, wie sie vor 1634

war, fehlten noch 57721 Haushaltungen, trotzdem daß manche Fremde ins Land gezogen waren. Eine noch schlimmere Folge des Krieges jedoch als diese Verwüstung war die allgemeine Zerrüttung der Verhältnisse und die vollständige Verwilderung und Entsittlichung des Volks. Durch die Verdienste seiner Gesandten beim westfälischen Friedensschluß, insbesondere des klugen und gewandten Johann Konrad v. Varnbüler, welchen der schwedische Kanzler Oxenstierna redlich unterstützte, erreichte übrigens E. schließlich, daß das Haus Würtemberg in diesem Frieden vollständig restituirt wurde. Nach demselben ließ es sich die herzogliche Regierung angelegen sein, die Ordnung und den Wohlstand des Landes neu zu begründen; hatte doch E. stets das Glück, auch in den schlimmsten Zeiten seiner langen drangvollen Regierung treue und tüchtige Räthe zu besitzen, durch welche das Beste des Herzogs und des Landes gefördert und deren Ansehen nach außen bewahrt wurde, während er freilich selbst zwar ein frommer und guter, wohlwollender und in späterer Zeit auch sparsamer Regent, dazu mit manchen Tugenden eines Privaten geziert, jedoch ohne besondere geistige Kraft seiner schweren Zeit nicht gewachsen war. — Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin († 1655) vermählte er sich im J. 1656 mit Maria Dorothea Sophia, Gräfin von Oettingen; seine erste Ehe war mit 14, seine zweite mit 11 Kindern gesegnet.

Vgl. Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen, Thl. 7—10 (Tübingen 1774/79). — Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Würtemberg, 2. Ausg. (1850). Thl. 3. S. 403 ff. Thl. 4. S. 11 ff. P. Stälin.

Eberhard Ludwig, Herzog von Würtemberg, geb. den 18. September 1676, † den 31. October 1733, Sohn des Herzogs Wilhelm Ludwig von Würtemberg und der vortrefflichen Magdalene Sibille von Hessen-Darmstadt. Noch nicht einjährig folgte er den 23. Juni 1677 seinem Vater in der Regierung zunächst unter einer Vormundschaft, welche nach längeren Zwistigkeiten der Herzog Friedrich Karl von Würtemberg-Winnenthal leitete. In diese Periode fallen die Drangsale, welche die Raubkriege König Ludwigs XIV. von Frankreich dem Lande bereiteten: schrecklich hausten in demselben die französischen Heerschaaren, namentlich gegen Ende des J. 1688 (tapferer Widerstand Schorndorfs gegen den Mordbrenner Melac, herbeigeführt durch die Weiber der Stadt, unter Leitung der Gattin des Bürgermeisters Künkel), und wiederum als der im Kampfe gegen die Franzosen thätige Herzog-Administrator im September 1692 bei Oetisheim in Gefangenschaft gerathen war, erfolgte alsbald darauf grausame Plünderung und zum Theil Verbrennung der Städte Vaihingen, Liebenzell, Calw und des Klosters Hirschau. In Folge des Unglückes seines Obervormundes wurde E. L., noch nicht 17 Jahre alt, den 20. Januar 1693 vom Kaiser für volljährig erklärt, mußte aber alsbald sein ganzes Land wieder von den Franzosen mißhandelt und gebrandschatzt, auch insbesondere seine Hauptstadt Stuttgart besetzt sehen und bekam trotz seiner eifrigen Bemühungen im Ryswicker Frieden von 1697 keine Entschädigung, ja ein Artikel jenes Vertrages ermöglichte es König Ludwig XIV., in Mömpelgard gewaltsam den katholischen Gottesdienst einzuführen. Im spanischen Erbfolgekrieg (1701—14) hielt der Herzog mit einem, über seine Verpflichtung als Reichsstand hinausgehenden und für sein Land großen Aufwand von Truppen und Geld, daher auch unter steten Protestationen der Stände, welche zur Unterhaltung einer so großen Truppenmacht sich nicht herbeilassen wollten, unermüdlich eifrig und auch in eigener Person mit Auszeichnung zum Kaiser gegen die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Baiern. Am 15. Mai 1702 Reichs-Feldmarschall-

Lieutenant, am 26. Mai 1704 General der Cavallerie, nach dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden am 25. März 1707 Feldmarschall der schwäbischen Kreistruppen, am 20. Juni d. J. kaiserlicher Feldmarschall, nach dem Tode des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth am 10. Dec. 1712 Reichs-General-Feldmarschall geworden, in den J. 1710 ff. insbesondere für den am Niederrhein thätigen obersten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen wiederholt mit dem Oberbefehl über das, freilich jämmerliche und zu kräftigen Unternehmungen untaugliche Reichsheer am Oberrhein betraut, zog er mehrere Jahre nach einander in den Krieg. Mit Feldherrntalent begabt, persönlich muthig und tapfer — wie er denn in der Schlacht bei Höchstädt am 13. Aug. 1704, den rechten Flügel im zweiten Treffen commandirend, sich tief ins Handgemenge wagte — erreichte er auf den verschiedenen Punkten des südwestdeutschen Kriegsschauplatzes manchen Vortheil, während freilich im J. 1707 ein Einfall der Franzosen dem Lande wieder großen Schaden that. Zudem erhielt er nach dem unrühmlichen Frieden, welchen der Kaiser im J. 1714 zu Rastatt ohne Rücksichtnahme auf den Vortheil des Reiches abschloß und welchem das letztere zu Baden im Aargau beitrat, zur Belohnung dafür, daß er in diesem Krieg „dreimal sich und sein Land für das allgemeine Beste aufgeopfert hatte“ und nach der Berechnung der Stände die Summe dessen, was das Land bis zum J. 1709 durch Lieferungen, Quartiere, Durchzüge und die feindlichen Einfälle verloren hatte, sich auf mehr als 15 Millionen Gulden belief, nichts als den Wiederbesitz Mömpelgards nach den Bedingungen des Ryswicker Friedens. — Auch noch nach dem Kriege kostete E. Ludwigs Neigung für das Militärwesen und seine Vorliebe für ein prächtiges Leben das Land schwere Summen und gab zu mancherlei Verwicklungen Anlaß, aber namenloses Unheil brachte er über Würtemberg insbesondere dadurch, daß er, eine sinnliche Natur, seit dem Jahre 1706 in die Hände, man kann sagen, in die Knechtschaft der Christiane Wilhelmine v. Grävenitz aus Mecklenburg gefallen war. Diese gewandte und in den Künsten der Koketterie erfahrene, von Herrschsucht und Habgier allein geleitete Person wurde, von ihrem Bruder, dem würtembergischen Kammerjunker Friedrich Wilhelm v. Grävenitz herbeigerufen, um sein Glück am Hofe des Herzogs zu machen, dessen Maitresse, im Juli 1707 aber ihm wirklich heimlich angetraut, sowie auch vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. Alle Vorstellungen, welche nach Veröffentlichung der Trauung gegen diese Doppelehe — der Herzog war seit dem J. 1697 mit der zwar guten, aber fesselnder Reize baaren Johanne Elisabethe von Baden vermählt — von Seiten des Landes sowol als fremder Fürsten erhoben wurden, blieben erfolglos, indem E. L. erklärte, er sei als protestantischer Fürst Niemand als Gott über Gewissensfälle Rechenschaft schuldig, und erst strenge Befehle des Kaisers, welcher von der Herzogin und ihren Verwandten bestürmt wurde, nöthigten ihn im J. 1710 nach längerem Widerstreben sich von seiner Geliebten zu trennen. Allein so stark hatte sie ihn gefesselt — man glaubte damals fest, sie habe ihn durch Zaubermittel an sich gekettet — daß er schon nach einigen Wochen ihr wieder nachreiste und ein Mittel ausfindig machte, sie wieder ins Land zu bringen. Er vermählte sie an den böhmischen Grafen v. Würben, welcher sich verpflichten mußte, die Ehe nicht zu vollziehen und im Auslande sich aufzuhalten, dafür auch eine bedeutende Entschädigung in Geld und den Titel eines Landhofmeisters, Geheimen Raths und Kriegsrathspräsidenten erhielt. Hierauf kam die „Landhofmeisterin“ wieder nach Würtemberg und führte nunmehr, da auch der Kaiser durch geschickte Unterhandlungen vermocht wurde, sich um die Sache nicht mehr zu bekümmern, volle 20 Jahre lang eine unumschränkte Herrschaft über den Herzog und das Land. Während sie die alten treuen Diener meist unter An-

wendung harter Maßregeln zu entfernen wußte, verschaffte sie ihrem Anhang die wichtigsten und einträglichsten Stellen und ließ aus ihren Creaturen das geheime Cabinet errichten, in welchem alles Wichtige entschieden wurde. Durch schamlose Mittel jeglicher Art (Verkauf von Titeln, Aemtern, Gnadenbezeugungen, Feilheit des Rechts, Erhebung falscher Beschuldigungen zum Zweck der Gelderpressung ꝛc.) erwarb sie große Reichthümer und sog, wie den Herzog, welcher für sie den prächtigsten Hofhalt herzustellen hatte, so das Land und die Unterthanen aus. Da die Herzogin durch ihr beständiges Verbleiben in Stuttgart ihr den dortigen Aufenthalt entleidete, erbaute E. Ludwig in den J. 1709 ff. ihr zu Gefallen eine ganz neue Stadt, Ludwigsburg, welches sofort an der Stelle des verödeten Stuttgart zur Residenz und weiteren Hauptstadt des Landes erhoben wurde. Erst als sie beinahe 50 Jahre alt und völlig reizlos, wol aber in ihrer Herrschsucht und in ihren Launen immer unerträglicher geworden, wurde der Herzog kühler gegen sie, und da sich nunmehr auch ihre Gegner erfolgreich erheben konnten, wurde sie nach längeren Verhandlungen (1731—33), während welcher sie zeitweilig in Urach gefangen saß, und nach einem in pecuniärer Hinsicht für sie sehr günstigen Vergleiche außer Landes gebracht. Der Herzog söhnte sich zwar jetzt mit seiner Gemahlin wieder aus, starb jedoch schon nach 2 Jahren, kurz nach dem Tode seines einzigen Sohnes, des Erbprinzen Friedrich Ludwig, weshalb die Regierung jetzt an den Herzog Karl Alexander von der Winnenthaler Linie des Hauses kam. — Mochte übrigens auch dem Herzog, welchem wol an sich Einsicht und eine gewisse Willenskraft nicht abgesprochen werden kann, der aber, dem Sinnengenuß fröhnend, ganz durch seine Buhlerin geknechtet wurde, das Gefühl der Regentenpflicht überhaupt fehlen oder allmählich immer mehr geschwunden sein, so waltete doch zur Zeit seiner Regierung in den verschiedensten Zweigen der Staatsverwaltung eine nicht unbeträchtliche Thätigkeit; es wurde z. B. im J. 1684 (somit allerdings schon während der vormundschaftlichen Regierung) das Gymnasium zu Stuttgart, im J. 1710 ein Zucht-, Waisen- und Armenhaus daselbst gegründet, am 11. Decbr. 1722 die Confirmation im Lande eingeführt, sowie entgegen dem bisherigen ausschließlich lutherischen Charakter der Landeskirche flüchtigen Waldensern und französischen Reformirten die Aufnahme im Herzogthum zu Theil. Endlich wurde im J. 1723 nach dem Aussterben der Mömpelgarder Linie des Hauses die Grafschaft Mömpelgard wieder mit dem Herzogthum vereinigt.

Vgl. Sattler a. a. O. Thl. 11—12 (Ulm 1780—83). Pfaff a. a. O. Thl. 4. S. 65 ff. und die psychologische Studie von G. Rümelin in den Würt. Jahrbüchern Jahrg. 1864. S. 277—283. P. Stälin.

Eberhard von Freisingen hat zwei kleine musikalische Tractate hinterlassen, welche nach einem zu Tegernsee befindlichen Codex des 12. oder 13. Jahrhunderts bei Gerbert, Scriptores II. 279. 282 abgedruckt sind. Der eine heißt „De Mensura fistularum“; der andere „Regulae ad fundendas nolas, id est, Organica Tintinnabula“. v. D.

Eberhard von Regensburg, baierischer Historiker, wird in den Jahren 1294—1303 urkundlich als Magister, Chorherr und Archidiacon in Regensburg genannt. Er stammte aus Niederaltaich, wo die Geschichtschreibung im 13. Jahrhundert dem Abte Hermann neuen Aufschwung verdankte. Dessen Fortsetzer theils umschreibend, theils ergänzend, verfaßte E. um 1305 unter Einschaltung einiger Briefe Annalen der J. 1273—1305, in denen besonders die Darstellung der letzten fünf Jahre nicht unwichtig ist. An der im einleitenden Satze kundgegebenen Absicht, sich auf die Geschichte seiner baierischen Heimath zu beschränken, hat er dabei nicht festgehalten, sondern auch aus der Ferne manche lehrreiche

Nachricht überliefert. Die beste Ausgabe seiner handschriftlich nicht ganz vollständig überlieferten Jahrbücher ist von Jaffé in Mon. Germ. Script. XVII. 591—605, besorgt.

Vgl. auch Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen (2. Aufl.) I. 152.

Riezler.

Eberhard: Bernhard E., kurhessischer Staatsmann, geb. 6. April 1795 zu Schlüchtern, † 29. Febr. 1860 zu Hanau. Sohn eines Pfarrers, besuchte das Gymnasium seines Geburtsortes, ging 1811 zum Studium der Rechte nach Marburg, besuchte 1812 wegen des von der großherzoglich Frankfurter Regierung vorgeschriebenen Studienzwangs die Rechtsschule in Wetzlar, 1813 die Universität Gießen, dann nochmals die zu Marburg, wurde in Hanau 1817 Obergerichtsadvocat, 1821 Staatsanwalt und 1829 Bürgermeister. Als solcher machte er sich sehr verdient um die Verbesserung der städtischen Verwaltung, um Hebung der Schulen und bei der Mauth-Revolte von 1830 durch Abwendung größerer Excesse. Seit 1821 war er bis zum Lebensende Rechtsconsulent der Linie des Landgrafen Friedrich von Hessen zu Rumpenheim. Das J. 1830 wurde für die öffentlichen Verhältnisse Kurhessens von der größten Bedeutung. Der Wunsch der Bevölkerung nach einer Repräsentativ-Verfassung, welcher 1816 an der Schwierigkeit der Scheidung des Landesvermögens vom fürstlichen Vermögen gescheitert war, trat unter dem Eindrucke der Julirevolution wieder lebhafter hervor, seine Erfüllung wurde am 15. September vom Kurfürsten Wilhelm II. zugesagt und der seit 14 Jahren nicht versammelt gewesene Landtag behufs Vereinbarung einer zeitgemäßen Aenderung der Verfassung berufen. Auf diesem für Kurhessen denkwürdigsten Landtage wurde E. als Vertreter von Hanau, Bockenheim und Windecken Seitens der Städtecurie in den Verfassungsausschuß gewählt, in welchem er mit Sylv. Jordan, Schomburg, v. Baumbach und Waitz v. Eschen thätig war, um dem Regierungsentwurfe diejenige Gestalt zu geben, welche der kurhessischen Verfassung von 1831 längere Zeit den Ruf des Musters einer constitutionellen Verfassung einbrachte. Als Mitglied des ständischen Ausschusses, welcher sich vom Bedarfe des Hofes und dem Bestande der Capitalien zu überzeugen, sowie die Ausscheidung des Staatsvermögens zu vollziehen hatte, war E. von größtem Einflusse bei dem die Entstehung der Verfassung begleitenden Zustandekommen des Vertrags zur Bewirkung der Scheidung der Cabinetscasse in einen Haus- und einen Staatsschatz. Von 1831—50 war E. als Erwählter der 5 Städte der Provinz Hanau Mitglied aller kurhessischen Landtage (mit Ausnahme des zweiten von 1848) und hier fast ständiger Vorstand des Budgetausschusses. Als sich schon 1831 eine Unwillfährigkeit der kurhessischen Regierung gegen eine verfassungsmäßige Entwicklung des Staatslebens bemerklich machte, drang E. auf dem ersten und zweiten Verfassungs-Landtage mit großer Entschiedenheit auf Vorlegung von Entwürfen der zur Verwirklichung der Verfassungsbestimmungen nothwendigen Gesetze. Bei bedenklicher werdender Stagnation regte Jordan die Ministeranklage an, E. jedoch widersprach in Voraussicht der später sich zeigenden Erfolglosigkeit dieses Mittels. 1833 hatte E. großen Antheil am Zustandekommen der segensreichen Gemeindeordnung. Bei heftiger werdendem Streite kämpfte er in erster Reihe, namentlich in einem den Kriegsetat betreffenden bemerkenswerthen Falle, bei Revision des Rekrutirungsgesetzes, als Mitglied des permanenten Ständeausschusses und bei Wahrung des Staatsinteresses bezüglich der Einkünfte der sogen. Rotenburger Quart. In Hanau trat er 1847 den inhumanen Regierungsmaßregeln gegen die Deutsch-Katholiken mannhaft entgegen und wußte 1848, als Hanau zum Mittelpunkte republikanischer Bestrebungen bewaffneter Freicorps aus Rheinhessen und Baden gemacht war, nach Abzug der kurhessischen Besatzung in ge-

schickter, würdiger und loyaler Weise mäßigenden Einfluß zu üben und dadurch unheilvolle drohende Vorgänge in Mitteldeutschland im Keime zu ersticken. In diesem Sinne unterzeichnete er auch am 9. März eine in starken Ausdrücken gehaltene Vorstellung der Hanauer „Volkscommission" an den Kurfürsten. Der Umschwung von 1848 berief in Kurhessen die bisherigen Führer der Opposition zur Regierung. Eberhard's am 17. März erfolgte Ernennung zum provisorischen Vorstande des Ministeriums des Innern war ein Act lebhaft empfundener Beruhigung für das Land, doch erkannte E. schon in der ersten Audienz beim Kurfürsten das Dornenvolle seiner Stellung. Darauf bedacht, mit Gerechtigkeit und Wohlwollen zu regieren, trug er wesentlich dazu bei, daß in den Zeiten der lebhaftesten Bewegung Aufruhr und Gewaltstreiche in Kurhessen, wo am meisten Anlaß dazu vorlag, unterblieben. Als in einer Aprilnacht die kurfürstliche Leibwache Angriffe auf die Bevölkerung von Kassel gemacht hatte, setzte E. beim Kurfürsten die Auflösung dieses Corps durch, nachdem er mit Lebensgefahr das Volk von drohenden Excessen abgehalten. So konnte die zur Untersuchung eines befürchteten Reactionsversuchs entsandte Deputation des 50er Ausschusses des Vorparlaments beruhigt zurückkehren. E. und Collegen schützten durch ihre Popularität den Thron, sowie die Person des Kurfürsten vor Gefahren und waren, nur von einer kleinen demokratischen Partei bekämpft, auf ein rasches Zustandekommen längst verheißener Gesetze erfolgreich bedacht. Zur Zeit der still wachsenden Reaction hatte das nach ihm benannte Märzministerium den schwersten Stand und nicht immer vermochte sein mildes Wesen eine befriedigende Versöhnung zu erreichen. Bei den Schwierigkeiten des Kurfürsten wurden die einfachsten Dinge zu Cabinetskrisen und nur die allgemeinen Kundgebungen des unbedingtesten Vertrauens des Landes hielten den Kurfürsten wiederholt von Genehmigung der Entlassungsgesuche der Minister ab, auch in dem Falle vom 10. Aug. 1849, wo der Kurfürst im geheimen für Aufstellung eines eventuell zum Einschreiten bestimmten hannöverschen Truppencorps an der Grenze gesorgt hatte, wo aber Niemand bereit war, als Minister nachzufolgen. Mit größter Entschiedenheit setzte sich E. den Versuchen zur Uebertragung des Aufstandes für die Reichsverfassung von 1849 auf Kurhessen entgegen, bewirkte dann Kurhessens Anschluß an das Dreikönigsbündniß und stimmte als Abgeordneter des Bezirks Hanau im Reichstage zu Erfurt für Enblocannahme der Verfassung, trat jedoch mit seinen Collegen am 23. Febr. 1850 vom Amte zurück, weil der Kurfürst sich den Bestrebungen Oesterreichs in der deutschen Politik anzuschließen wünschte. Dem Rücktritte folgten großartige Dankesbezeigungen der Bevölkerung sowie des Landtages. Die Stadt Kassel verlieh E. am 10. Juni 1850 das Ehrenbürgerrecht, zur Zeit der Bundesexecution wurde er dagegen mit 20 Mann bequartiert. Da er als Abgeordneter der Höchstbesteuerten von Kassel im Landtage am Beschlusse der sogen. Steuerverweigerung vom 31. Aug. 1850 theilgenommen, erstreckte sich die betreffende Untersuchung auch auf ihn. Eberhard's Wahl in den Stadtrath zu Kassel wurde von Hassenpflug nachträglich nicht genehmigt, nachdem er der von Abgesandten des Königs von Preußen gewünschten Eingabe des Stadtraths an den Kurfürsten eine solche, den verfassungsmäßigen Standpunkt wahrende Form gegeben hatte, daß sich die Eingabe zur Beschönigung des auf der Conferenz von Olmütz festgesetzten Rückzuges der preußischen Truppen aus Kurhessen nicht verwenden ließ. Seit 1851 ohne active Staatsstellung in Hanau lebend, wurde ihm von Hassenpflug der Urlaub, um zur Herstellung seiner Gesundheit Bäder zu besuchen, trotz ärztlicher Zeugnisse versagt.

Vgl. Grenzboten 1850, Nr. 46 u. 52; C. W. Wippermann, Kurhessen seit den Freiheitskriegen, Kassel 1850; Die Gegenwart, Leipzig 1851, VI. S. 531—613; die zahlreichen Schriften zum kurhessischen Verfassungsstreit

(aufgeführt in Welcker's Staatslex., 3. Aufl., Art. Hessen); Eberhard's hinterlassene handschriftliche Memoiren, im Besitze der Familie; Hess. Morgen-Ztg. Nr. 98; Nat.-Ztg. Nr. 112 von 1860; Deutsche Allg. Ztg. vom 11. März 1860. Karl Wippermann.

Eberhard: Christian August Gottlob (auch August Gottlob mit Weglassung des ersten Vornamen) E., Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1769 zu Belzig, † 13. Mai 1845 zu Dresden, verlebte seine Kindheit in Halle a. d. S., wo er, nachdem erst seine Mutter, dann (1781) auch sein Vater gestorben war, im Hause der Familie v. Madai erzogen ward. Seine akademischen Studien lenkten ihn, da er das theologische Fach zu wählen gezwungen war, eine Zeit lang von der Bahn ab, welche ihm durch Neigung und Begabung bestimmt war. Nach Abschluß seiner Studienzeit begann er unter sehr ungünstigen Verhältnissen die bildende Kunst zu betreiben, doch brachte es ein längerer Aufenthalt in Dresden zu Wege, daß ihm das ganze Künstlerwesen verächtlich ward und er in der Folgezeit nur noch des Broterwerbs wegen für naturwissenschaftliche und medicinische Werke zeichnete und in Kupfer stach. Dauernd erwies sich dagegen die Neigung, welche ihn zum schriftstellerischen Beruf führte, nachdem besonders W. G. Becker, der bekannte Herausgeber einiger belletristischer Zeitschriften, anregend und ermuthigend auf ihn eingewirkt hatte. Eine Fügung, die ihn als Miether in das Haus des Buchhändlers Schiff, Inhabers der Renger'schen Buchhandlung in Halle, brachte, entschied weiter über die Gestaltung seines Lebens. Er trat zu Schiff und dessen Familie in ein so nahes Freundschaftsverhältniß, daß er, als derselbe 1807 plötzlich gestorben war, die Stellung eines Disponenten in seiner Buchhandlung übernahm. Später verheirathete er sich mit seiner Wittwe, einer Tochter von Eleazar Mauvillon, die 1834 starb. Mit dem Dichter Tiedge knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an, als dieser 1799 Halle besuchte und zu dieser Zeit in Schiff den Verleger seiner Urania fand. Einen Theil seiner letzten Lebenszeit verbrachte er in Hamburg in der Familie seiner an Dr. Buek verheiratheten Stieftochter, doch vertauschte er diesen Wohnort mit Dresden, weil der Hamburger Brand des J. 1842 auch ihn empfindlich betroffen hatte. Seine belletristischen Arbeiten liegen in einer Gesammtausgabe vor. Einige seiner Producte bezeichnet er selbst in einem Briefe an K. A. Böttiger vom J. 1803 als solche, deren Gehalt durch nothgedrungene Eilfertigkeit beeinträchtigt worden sei. Ungewöhnlichen Beifall aber fand sein Idyll „Hannchen und die Küchlein“, ein dichterisches Werkchen, das bis in die neueste Zeit immer neue Auflagen erlebt hat. Die anonyme Schrift „Die Preußen und die Sachsen. Ein Sühneversuch“ (1815) ist nicht von E., sondern von L. A. Kähler verfaßt.

A. G. Eberhard, Uebersicht meiner schriftstellerischen Laufbahn (gesammelte Schriften Bd. I.), Halle 1830. Desselben Blicke in Tiedge's und in Elisa's Leben, Berlin 1844. Desselben Briefe an K. A. Böttiger (in der Dresdener Bibliothek). Meusel, G. T. B. Hain im Neuen Nekrolog, 23. Thl. 1. 1847. S. 448 ff. Schröder, Lexikon der Hamburger Schriftsteller, Bd. II, Hamb. 1854. S. 104 ff. Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, Bd. I, Eichstätt 1876. S. 158. F. Schnorr v. Carolsfeld.

Eberhard: Christoph E., geboren 1675, † 1750 in Halle, war unter General Weide Generalstabsprediger bei der 1711 in die Moldau einfallenden russischen Armee. In Gemeinschaft mit dem Diaconus Christoph Semmler in Halle erfand er Instrumente zur Messung der geographischen Länge und Breite und reiste mit diesen sowol zu Lande als zur See, um sie zu zeigen und zu erproben. Im J. 1717 war er in Amsterdam, um sie Czar Peter I. vorzulegen,

1718 im Haag und in London. Später hielt er sich in Rußland auf, verheirathete sich dort, trat aber dann in die Dienste Friedrichs IV. von Dänemark, der ihn zum Vicepräsidenten von Altona ernannte, wo er seine Erfindungen völlig ausarbeiten sollte. Peter I. rief ihn jedoch nach Rußland zurück, schickte ihn nach Kamtschatka, wo er ein Schiff bauen und mit demselben die Küsten von Amerika untersuchen sollte. Der Tod des Kaisers unterbrach die Arbeiten und der nachmalige Graf Ostermann rieth ihm, nach Deutschland zu gehen, wo er sich zuletzt in Halle aufhielt. Wider seinen Willen veröffentlichte ein „S. P. W." in Leipzig 1720 das „Specimen theoriae magneticae quo ex certis principiis magneticis ostenditur vera et universalis methodus inveniendi longitudinem et latitudinem confectum a Christoph Eberhardo." Londini Oct. XXXI anno MDCCXVIII. Derselbe Anonymus übersetzte das Buch auch ins Deutsche unter dem Titel „Versuch einer magnetischen Theorie ꝛc.", 1720. Von seinen Söhnen war Johann Paul gräflich Stolberg-Wernigerode'scher Architekt, später Privatdocent zu Göttingen, und Johann Peter Professor der Medicin, Mathematik und Physik an der Universität zu Halle.

Vgl. Meusel, Lex. Bruhns.

Eberhard: Ernst Friedrich E., Naturforscher, Philolog und Pädagog, geboren zu Coburg 18. März 1809, † ebenda 9. Septbr. 1868. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt studirte er in Jena, Halle und Berlin Philologie und Philosophie (1827—32). Mehr noch als Lachmann's kritische Schärfe zog ihn an die auf lebendige Erfassung eines Ganzen gerichtete Begeisterung Böckh's und vor allen Reisig's (s. Progr. 1840). Von Philosophen fesselten ihn hauptsächlich Fries und Schleiermacher. Nachdem E. das Oberlehrerexamen in Berlin bestanden und auf Grund einer Abhandlung über die homerischen Hymnen in Jena promovirt hatte, trat er am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin ein, ging aber nach ganz kurzer Zeit (Febr. 1834) als Professor an das Gymnasium nach Coburg und erhielt bald darauf auch die Leitung der herzogl. Bibliothek daselbst übertragen. Zu seinem philologischen Unterricht mußte E., da sich der Mathematicus der Anstalt politisch unmöglich machte, darauf auch dessen Fächer übernehmen. Und dieses neue Feld bearbeitete er mit immer steigendem Eifer. Ueber seinen philologischen Studien dagegen waltete ein eigenthümliches Mißgeschick. Auf Bernhardy's Einladung hatte er die Bearbeitung einiger philosophischen Schriften des Cicero übernommen, aber die Arbeiten Madvig's, besonders seine Ausgabe der Bücher De finibus nahmen ihm so viel auch von ihm gefundenes vorweg, daß er alle Lust an der Ausführung dieser Studien verlor. Trotzdem sind auch heute noch manche von seinen zahlreichen Verbesserungen zu philosophischen und rhetorischen Schriften, den Briefen und einzelnen Reden des Cicero von Werth (s. A. Eberhard, Lect. Tull. 1872 und Cic. or. XVIII praef.). Bei Aristoteles und Plato, die E. fortwährend las, faßte er weit überwiegend den sachlichen Inhalt ins Auge, und diese seine Grundrichtung führte ihn mehr und mehr den Naturwissenschaften zu und zwar besonders der Physik, der Meteorologie und jeder Art mikroskopischer Untersuchungen. So übernahm er gerne die Organisation der Realschule in Coburg (1848) und später auch die Direction der Baugewerkschule. Bis 1861, wo er Schulrath wurde, leitete er die sämmtlichen städtischen Schulen; auch bei der Umgestaltung des ganzen Schulwesens im Herzogthume wirkte er entscheidend mit (s. Schmid's Encyklopädie). Mehrere lockende Rufe — als Professor nach Jena, als Ministerialrath nach Weimar, als Director nach St. Petersburg u. a. — konnten ihn nicht bewegen, den Kreis zu verlassen, wo er so viel Segen stiftete. Die ausnahmslose Anhänglichkeit seiner Schüler, die er in seltener Weise anzuregen und an seine Person zu ketten verstand, bot ihm Ersatz

für manche Rücksichtslosigkeit von anderer Seite. Hoch erfreute ihn die Ernennung zum Mitglied der Leopoldo-Carolinischen Akademie der Naturforscher (1861). Still und glücklich lebte er seinem Berufe, seinen Studien, seiner Familie, dem Verkehr mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Freunden. Am öffentlichen Leben hat er sich seit 1847 als Stadtverordneter und in hervorragender Weise 1848, 1849 als Hauptführer der Verfassungspartei in Coburg betheiligt. In diesen Jahren war er ein eifriger Mitarbeiter mehrerer politischen Zeitschriften (z. B. der Augsb. Allg. Z.). Von den größeren Werken, die er in seiner Jugend vorbereitete, war ihm trotz rastloser Thätigkeit nicht eines zu vollenden beschieden; dagegen hat er eine bedeutende Zahl von Programmen verfaßt, die wegen der Gediegenheit des Inhalts und der liebenswürdigen Darstellung weite Verbreitung fanden. Die wichtigeren derselben sind folgende: „Das Licht nach Aristoteles", 1836; „Der Traum nach Aristoteles", 1838; „Reisig's Vorlesungen über Hor. Sat. I. 1", 1840; „Die Menschenrassen", 1842 (machte ungemeines Aufsehen; wiederholt abgedruckt); „Zwei Fragen aus der Lehre vom Leben des Auges", 1844; „Klimatographie Coburgs", 1846, 1856; „Zweck der Realschule", 1850; „Ueber Disciplin", 1851; „Stellung d. Lat. in der Realsch."; „Eth. Seite im Schulwirken"; „Bedeutung des Gehorsams in d. Erziehung"; „Ueber Mädchenerziehung", 1852; „Die beklagte Hinfälligkeit der Schulerwerbnisse", 1853; „Riemann", 1854; „Die häusl. Arb. der Schule", 1857; „Infusorien", 1858, 1862 und „Schneckenzungen", 1865, mit Tafeln; „Die Fortpflanzung der Trichinen"; vgl. Ztschr. f. w. Zool. 18, 1; „Die Gesundheitspflege in der Schule", 1860; „Was ist Bildung? . . Wie nimmt sich unsere Zeit aus im Lichte des Bildungsideales?" 1864 (wiederholt abgedruckt).

A. Eberhard.

Eberhard: Johann Heinrich E., der Jüngere, Rechtsgelehrter, geboren 5. Novbr. 1743 zu Hochstadt im Hanauischen, † 28. Aug. 1772 in Zerbst. Er studirte 1762—64 in Marburg, wurde daselbst 1764 Licentiat der Rechte, dann am akademischen Gymnasium zu Herborn Lector und 1766 ordentlicher Professor der Rechte, 1767 in Zerbst ordentlicher Professor der Rechte und der Sittenlehre, sowie Bibliothekar und anhalt-köthen'scher Hofrath. Von seinen Schriften nennen wir: „Critisches Wörterbuch über juristische Sachen", 1769—72, 2 Bde.; „Beyträge zur Erläuterung der deutschen Rechte", 1. (einziger) Thl., 1770; „Betrachtungen über die Laudemien", 1771—72, 2 Thle.

Rust, Nachrichten von verstorb. anhaltischen Schriftstellern I. 33—41. Pütter, Litteratur des Teutsch. Staatsr. I. 22. II. 154. 374.

Steffenhagen.

Eberhard: Johann Peter E., Arzt und Naturforscher, geb. zu Altona 2. Decbr. 1727; habilitirte sich nach beendeten Studien 1749 als Privatdocent zu Halle, ward 1753 außerordentlicher und 1756 ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft, 1766 auch Professor der Mathematik, 1769 der Physik und † 17. Decbr. 1779. Seine zahlreichen Dissertationen, Abhandlungen (namentlich in den „Acta Academ. nat. curiosorum") und Schriften (vgl. das Verzeichniß in Meusel's Lexikon) umfassen die genannten Gebiete der Arznei („Conspectus medicinae theoreticae in tabulas redactus", P. I. „Physiologia et Diaetetica", 1761; P. II. „Pathologia", 1761; verbesserte und vermehrte Ausgabe der „Onomatologia medica completa oder medicinisches Lexikon", 1772), der Naturwissenschaft („Erste Gründe der Naturlehre", 1753 und öfter; „Sammlung derer ausgemachten Wahrheiten in der Naturlehre", 1755; „Vermischte Abhandlungen aus der Naturlehre", 3 Theile 1759—79; „Versuch eines neuen Entwurfs der Thiergeschichte", 1768; „Abhandlungen vom physikalischen Aberglauben und der Magie"), der Mathematik und Mechanik („Beiträge zur

Mathesi applicata, hauptsächlich zum Mühlenbau und Bergwerksmaschinen, zur Optik und Gnomonik", 1756, 2. Ausg. 1773, 3. 1786; „Vorschläge zur Verbesserung der Kriegsbaukunst", 1766; „Vorschläge zur bequemeren und sicheren Anlegung der Pulvermagazine", 1770; „Gedanken von dem Einfluß der Mathematik und ihrem Einflusse in den Staat", 1769). Er ist im Gegensatz zu der heute eingetretenen und nothwendig gewordenen Theilung auch der wissenschaftlichen Arbeit ein bezeichnendes Beispiel der encyklopädischen Richtung der älteren Zeit.

Börner's Nachrichten ꝛc., Bd. V. S. 189 ff. und Baldinger's Ergänzungen dazu, S. 44 ff.; Adelung. v. L.

Eberhard: Johann Paul E., geb. 23. Jan. 1723 zu Altona, † 1795 wahrscheinlich zu Göttingen, wo er seit 1753 als Privatdocent der angewandten Mathematik thätig war, nachdem er vorher gräfl. Stolberg-Wernigerode'scher Architekt gewesen, auch als Lehrer in Helmstädt und Halle sich versucht hatte. Er schrieb einige Abhandlungen, welche auf praktische Geometrie sich beziehen, und entwarf Landkärtchen der Göttinger Umgegend. Er war der Sohn Christophs (s. o.) und der ältere Bruder Johann Peter Eberhard's.

Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, 1765—1838. Cantor.

Eberhard: Johann August E., mehr Aufklärer und Aesthetiker als Philosoph im strengen Sinne des Wortes, wurde nach Ausweis des Kirchenbuches zu St. Martini den 31. Aug. 1739 zu Halberstadt geboren und starb 6. Jan. 1809 zu Halle. Sein Vater war Cantor an der Martinskirche und Lehrer am Martineum zu Halberstadt, ein lebensfroher, kenntnißreicher Mann. Er unterrichtete den Knaben zuerst selbst, dann gab er ihn auf die genannte Schule, die damals noch als Gymnasium bestand. 1756 bezog E., 17 Jahr alt, die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Er beschäftigte sich mit derselben im Geiste eines S. J. Baumgarten und Semmler und dehnte seine Studien auch auf die Philosophie und classische Philologie aus. Gegen Ende des J. 1759 kehrte er nach Halberstadt zurück und nahm eine Hauslehrerstelle bei dem ältesten Sohne des Kriegs- und Domänenrathes bei der halberstädtischen Kammer Freiherrn v. d. Horst an. Während des siebenjährigen Krieges lebte er auf dessen Gut Halden in Westfalen, nach Beendigung desselben siedelte er wieder nach Halberstadt über. Hier wurde er im August 1763 zum Conrector am Martineum und zweiten Prediger an der Hospitalkirche zum heiligen Geist berufen; dabei dauerte seine Stellung beim Freiherrn v. d. Horst fort. Letzterer ging 1763 als Präsident der kurmärkischen Kammer nach Berlin und wurde 1766 zum Staatsminister befördert. E. legte seine Aemter in Halberstadt nieder und folgte ihm nach Berlin, wo er noch mehrere Jahre in dessen Hause blieb. Der Umgang mit dieser Familie, ein ausgebreiteter Verkehr und fortgesetztes Studium förderten Eberhard's geistige Entwicklung; auch eignete er sich Gewandtheit der Umgangsformen und des Ausdrucks an. Sehr bald nach seiner Uebersiedelung nach Berlin wurde er mit Nicolai und durch ihn mit Moses Mendelssohn bekannt und nahm an deren wöchentlichen Zusammenkünften und geistigem Verkehre Theil. 1768 übernahm E. wieder ein öffentliches Amt und zwar die Stelle eines Predigers beim Berliner Arbeitshause, womit die Predigerstelle zu Stralow ihrer kärglichen Einnahme wegen verbunden war. Die Frucht seiner fortgesetzten theologischen und philosophischen Studien war 1772 „Die neue Apologie des Sokrates". Die Schrift ist durch die Polemik hervorgerufen worden, welche Peter Hofstede gegen Marmontel's Bélisaire eröffnet hatte. Sie enthält eine Kritik der theologischen Lehren von der Erbsünde, Genugthuung, ewigen Strafen, Verdammung der Heiden und anderer im Sinne der damaligen Aufklärung. Die

Aufnahme des Buches war eine getheilte. Während Lessing dasselbe ein in vieler Hinsicht vortreffliches Buch nannte, nahmen nicht nur Theologen, sondern selbst Ernesti an demselben Anstoß. 1774 gab E. seine bisherige Stelle in Berlin ihrer geringen Einkünfte wegen auf und ging als Prediger nach Charlottenburg. In dieser Stellung arbeitete er zunächst den zweiten Theil seiner Apologie des Sokrates aus und antwortete darin auf die Angriffe Lessing's, der die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafe seiner Kritik gegenüber in Schutz genommen hatte. Dann gewann er im J. 1776 mit seiner „Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens" (2. Ausgabe 1786) den Preis der Berliner Akademie. Da er durch seine Ansichten mit seinem Beruf als praktischer Seelsorger in Conflict gerathen war, so folgte er 1778 einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Halle. In demselben Jahre verheirathete er sich mit einer geborenen König, die ihn überlebt hat, doch blieb seine Ehe kinderlos. Die philosophische Facultät in Halle kam ihm mit dem Diplom eines Doctors der Philosophie und Magisters der freien Künste entgegen; sein Lehramt trat er im October 1778 mit einer Abhandlung „Von dem Begriff der Philosophie und ihren Theilen" an. Dieselbe ist wegen der lehrreichen Rücksicht, die er darin auf die Geschichte der Philosophie nimmt, beachtenswerth. Als akademischer Lehrer hat E. nur mittelmäßige Erfolge errungen; er war ein Meister in der Umgangssprache, die reine wissenschaftliche Darstellungsform beherrschte er aber nicht in gleichem Maße und sein Kathedervortrag war stockend. Mehr wirkte er durch persönlichen, lehrreichen Verkehr mit den Studirenden. Aus seinen Vorlesungen gingen Handbücher über verschiedene Theile der Philosophie hervor, von denen die „Allgemeine Geschichte der Philosophie", 1788 und 1796 in ihrer Zeit ein bedeutendes Werk ist. — Die Titel der übrigen Handbücher lauten: „Vorbereitung zur natürlichen Theologie oder Vernunftlehre der natürlichen Theologie", 1787; „Sittenlehre der Vernunft", 1781 und 1786; „Theorie der schönen Wissenschaften", 1783, 86, 90; „Kurzer Abriß der Metaphysik", 1794. Sie zeigen den Umkreis seiner Vorlesungen an, ihr Standpunkt ist der der Leibniz-Wolff'schen Philosophie. — Die schriftstellerische Thätigkeit, welche mit den Vorlesungen nicht in unmittelbarem Zusammenhang stand, eröffnete E. 1782 durch Herausgabe des „Amyntor" in Briefform; er enthält eine Widerlegung des Epicurismus und ist schon in Charlottenburg verfaßt. Eberhard's weitere wissenschaftliche Bedeutung wurde durch seine Stellung zur kritischen Philosophie bedingt. Sie verdient Beachtung, obwol sie ihn in seiner Zeit in manchen Conflict verwickelte und ihm viel geschadet hat. Er war der Ansicht, daß Kant's Kritik die bisherige Philosophie durchaus nicht völlig aufhob, und gab zwei Zeitschriften heraus: „Das philosophische Magazin", 4 Bde., 1787—95, und „Philosophisches Archiv", 2 Bde., 1793 bis 1795, welche sich die Bekämpfung der kantischen Philosophie zur Aufgabe machten. Kant antwortete mit der Abhandlung: „Ueber eine neue Entwicklung, durch die alle Kritik der reinen Vernunft durch die ältere entbehrlich gemacht werden soll", 1790, und der Eindruck dieser Schrift beim Publicum war für E. durchaus ungünstig. Nun wandte sich dieser andern Gegenständen des Studiums zu, veröffentlichte 1795 ff. eine „Allgemeine Synonymik der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Sprache" in 6 Bdn., und darauf ein schätzbares „Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aller Stände in Briefen", 1803 bis 1805 in 4 Bdn. Sein letztes Werk war „Der Geist des Urchristenthums", 1808. Es reihen sich daran eine Anzahl kleinerer Aufsätze und Recensionen in der Berliner Monatsschrift, im Biographen, der Allgemeinen deutschen Bibliothek u. a. m. Ich mache von ihnen ein „Leben des Leibnitz" und eine Abhandlung „Ueber Staatsverfassung und ihre Verbesserung" namhaft. Eberhard's Thätigkeit blieb

die Anerkennung nicht aus. Am 21. Novbr. 1786 wurde er als auswärtiges Mitglied in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen. 1805 erhielt er den Titel Geheimrath, 1808 ertheilte ihm die Hallenser Facultät die theologische Doctorwürde. Er starb im 70. Lebensjahre plötzlich ohne Vorboten des Todes.

E. Sprengel in Wieland's Neuem Merkur 1809, 4. Stück. S. 283. Friedrich Nicolai, Gedächtnißschrift auf J. A. Eberhard, gelesen in der Berliner Akademie am 10. Febr. 1810. Berlin 1810. A. H. Niemeyer, Gedächtnißpredigt, in den Akadem. Predigten und Reden. S. 121. A. Richter.

Eberhard: Konrad E., Bildhauer, geb. 25. Novbr. 1768 in Hindelang im Allgäu, gest. am 12. März 1859 in München, einer der hervorragendsten Künstler der sogenannten Nazarenerschule, die sich einst in Rom um Overbeck gesammelt; er war sogar der erste der ihre Principien in die Skulptur übertrug, ein „christlich germanischer" oder vielmehr romantischer Bildhauer ward. Seine Anfänge ließen das nicht voraussehen. Er begann seine Studien noch beim Vater, der ebenfalls Bildhauer war, und half demselben bei den Arbeiten für Kirchen, die er in der Umgegend ausführte. 1796 nach München gekommen, trat er dort in die Schule des Roman Boos, jenes hochbegabten letzten Zopfkünstlers ein und blieb in derselben bis 1806, wo ihn König Ludwig nach Rom schickte. Dem Zuge der Zeit folgend, verließ er hier alsbald die barocke aber auch malerisch-lebendige und wirkungsvolle Behandlung des Boos und griff auf die Präraфaeliten und die Altdeutschen zurück, in welchem Streben er sich mit dem bald nachher nach Rom kommenden Overbeck begegnete und sich von da an aufs innigste an denselben anschloß. Er malte und zeichnete dort auch viele religiöse Compositionen. In seiner Profan-Bildhauerei theilt er nichtsdestoweniger aber auch die durch Thorwaldsen nach Carstens' Vorgang eingeführte antikisirende Richtung, so bei mehreren mythologischen Gruppen, die er in Marmor für den König ausführte, zunächst einer Muse mit dem Amor, jetzt in der Glyptothek, die mit seiner religiösen Sculptur nur durch die süßliche Sentimentalität der Auffassung und den Mangel jeder naiven Frische zusammenhängt, im übrigen aber gewissenhaft studirt, wenn auch mager und langweilig glatt gemacht erscheint. Es gilt das auch von einem sitzenden Faun mit dem kleinen Bacchus und einer Leda mit dem Schwan, endlich einer Diana mit dem Endymion. In den religiösen Arbeiten macht sich neben der altdeutschen besonders das Studium des Luca della Robbia und Ghiberti fühlbar, obwol er auch hier die Naturfrische meist durch Sentimentalität ersetzt. Bei der Rückkehr nach München 1816 zum Professor der Akademie ernannt, führte er indeß doch einige Madonnen voll Reinheit und Lieblichkeit in diesem Geschmack, meist in Alabaster aus. Sie möchten das beste sein, was er hervorgebracht und haben bleibenden Werth. Auch einige Reliefs mit christlichen Stoffen im Besitze des Geheimraths Ringseis sind nicht ohne Verdienst.

Die Verzierung eines Gemachs der Villa Massimi mit Reliefs zum Homer, die ihn schon 1821 wieder nach Rom geführt, kam nicht zur vollen Ausführung wegen Tod des Bestellers, nur einige derselben wurden vollendet. Zurückgekehrt machte er die Monumente der Bischöfe Sailer und Wittmann im Dom zu Regensburg, mehrere Statuen und Reliefs am Blindeninstitut und der Allerheiligencapelle in München. Sie zeigen überall die starke Einwirkung der Altdeutschen wie der Altitaliener, leider aber ohne die Feinheit des Naturstudiums der letzteren. Das beste blieben jene schon erwähnten kleinen Alabasterarbeiten. — Bei all diesem half ihm sein Bruder Franz, mit dem er eng verbunden von Jugend an gearbeitet. Er machte nun noch eine Anzahl Büsten für die Walhalla und das Monument der Prinzessin Caroline in der Theatinerkirche. — Indeß trat doch überall sein überhandnehmender Mysticismus der Ausbildung seines Talentes

hindernd in den Weg. Fast bäurisch schlicht und unscheinbar in seiner ganzen Erscheinung ward er von der glänzenderen Persönlichkeit Schwanthaler's in der Gunst des Königs bald überflügelt, und erhielt daher wenig Aufträge. Doch führte er noch die beiden Heiligenfiguren am Isarthor, ziemlich schwache und rohe Arbeiten, aus. In den späteren Jahren warf er sich ganz auf die Composition christlicher oft sehr unverdaulich mystischer Stoffe, die er bald im Stile des Overbeck, doch ohne dessen Talent und Schönheitssinn, bald ganz archaistisch machte, meist in Contouren oder schwach colorirt ausführte, bis er nach und nach halb vergessen ob seiner die Frömmigkeit mit der Kunst verwechselnden und ans Muckerische streifenden sentimentalen Richtung in München starb. Wie so viele Künstler litt auch er an einer ungenügenden Bildung. Dies im Verein mit der unkünstlerisch, mehr modern ultramontanen, als gesund germanischen Romantik, der er sich in die Arme geworfen, hat sein ursprünglich schönes Talent nie zu voller Enfaltung gelangen lassen. Pecht.

Eberhausen: Johann v. E. (Evernhusen) aus Göttingen (nicht Oettingen), Jurist. Im November 1450 findet sich Johannes euernhusen bei der Universität Rostock immatriculirt, im nämlichen Jahre aber auch ein gleichnamiger zu Leipzig zum Baccalaureus in artibus promovirt. Ebendaselbst stieg dieser 1455 zum Magister artium empor. 1460 finden wir ihn als Scholar des canonischen Rechts zu Padua unter den Schülern des Angelus de Castro. Im Sommersemester 1463 ist E. wieder in Leipzig, er führt nunmehr den Titel Decretorum Doctor und hat in jenem Semester das Rectorat inne. Später war E. Ordinarius der Leipziger Juristenfacultät. Man setzt dieses Ordinariat auf 1480—84; richtiger aber ist es wol anzunehmen, daß es von 1464 (oder 1470) bis 1479 dauerte. Als Todesjahr Eberhausen's wird meistens 1484 angegeben, eine glaubwürdige Nachricht gibt aber 12. September 1479 an. Eberhausen's gründliche und gelehrte Vorlesungen (Lectura) über Joh. v. Urbach's Proceß beweisen, daß der Verfasser auf der Höhe der damaligen Wissenschaft stand und keinem der berühmten Italiener jener Zeit nachzusetzen ist. Jene Vorlesungen wurden erst nach des Verfassers Tode gedruckt Lips. 1489 fol. und ebendas. 1512 fol.

Vgl. über E. und seine Schriften Muther, Zur Gesch. der Rechtswissenschaft S. 85 ff. Muther.

Eberl: Anton E., namhafter Componist und Clavierspieler, geb. zu Wien 13. Juni 1766, gest. daselbst 11. März 1807. Wiewol er schon als Knabe starke Neigung zur Musik verrathen und durch sein Talent Aufmerksamkeit erweckt hatte, widmete er sich doch auf Veranlassung seines Vaters, eines reichen Beamten, philosophischen und besonders rechtswissenschaftlichen Studien. Er stand bereits vor dem Examen, als er plötzlich von allen Mitteln sich entblößt sah, in Folge dessen er nun seinen eigenen Wünschen Raum geben zu dürfen glaubte und ganz zur Musik überging. Zu einem tüchtigen Clavierspieler hatte er sich inzwischen schon herangebildet, auch manches componirt; unter anderm hatte er bereits in seinem 16. Jahre zwei Opern, „Die Zigeuner“ und „Die Modehändlerin“, auf die Bühne am Kärnthnerthore gebracht und mit der letzteren sogar Gluck's Beifall errungen. Auch Mozart wirkte freundschaftlich anregend auf den jungen Künstler, der nun, da er ganz der Musik angehören konnte, vor allem gründlichen Studien des Tonsatzes sich hingab, woran es ihm bis dahin noch sehr gefehlt haben soll. Nachdem er in verschiedenen großen Städten Deutschlands mit Beifall gespielt und 1796 ein Melodrama, „Pyramus und Thisbe“, auf das Wiener Hoftheater gebracht hatte, erhielt er noch in demselben Jahre einen Ruf als Capellmeister nach Petersburg, wo er eine Oper für das deutsche Theater, meh-

rere Symphonien für die Hofconcerte, eine Cantate und verschiedene Claviersachen schrieb. Nach etwa fünfjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er nach Wien zurück und brachte dort noch im Juli 1801 eine Oper, „Die Königin der schwarzen Inseln", zur Aufführung, welche aber bald von der Bühne verschwunden zu sein und nur sehr bedingten Beifall gefunden zu haben scheint: der (nach Wieland bearbeitete) Text ließ alle Bühnenkenntniß vermissen; an der Musik lobte man zwar manche glückliche Erfindung, glänzende Idee und interessante Einzelnheiten, machte ihr aber nicht minder Ueberladung und unmäßige Längen, Absicht auf Effect, Vernachlässigung des Gesanges, geschmacklose Behandlung der Worte ꝛc. zum Vorwurf (Allgem. Mus. Ztg. III, 785, 798). Darauf unternahm E. 1806 wieder eine große Kunstreise durch Deutschland, auf welcher er in Berlin, Leipzig, Prag, Mannheim, Frankfurt als Clavierspieler sich hören ließ und seine Compositionen aufführte. Als Clavierspieler fand er ziemlich einstimmige Anerkennung; er besaß viel Feuer, wodurch er die Zuhörer begeisterte und fortriß, große glänzende Fertigkeit, große Kenntniß des Instruments und seiner Wirkungen. Getheilter blieben die Meinungen über seine Compositionen, welche zwar viel gepriesen, aber auch scharf getadelt wurden (z. B. Allgem. Mus. Ztg. VIII, 540). Durchschnittlich fand man sie geistvoll, durchdacht und reich an Schönheiten, aber auch nicht selten überladen, grell und verworren in der Modulation, nicht frei von der Absicht durch Neuheit zu frappiren, wiewol durchaus nicht original und selbständig. Gegenwärtig sind alle Meinungsdifferenzen über ihren Werth in das allgemeine Urtheil aufgegangen, daß E. zwar nicht zu den großen, doch aber zu denjenigen Künstlern gehört, die bei ihren Zeitgenossen lebhaftes Interesse erregt und Anspruch, auch von den Nachkommen gekannt zu sein, sich erworben haben.

Seine gedruckten sowol als auch handschriftlich nachgebliebenen Werke findet man bei Gerber, in der Allgem. Mus. Ztg. und bei Fétis aufgezählt. Die gedruckten betragen 27 Opera und sind hauptsächlich Claviersachen, Sonaten und Variationen, von denen einige (Sonate in Cmoll Op. 1; Variat. über „Bei Männern welche Liebe fühlen", Op. 3; „Zu Steffen sprach im Traume", Op. 5) eine Zeit lang unter Mozart's Namen umliefen. Außerdem kleinere Clavierstücke, einige Trios (Op. 8 und 36), Quartette (Op. 13 u. 18), 2 Clavierconcerte (Op. 32 und 40) eine Cantate „La gloria d'Imeneo (Op. 11), eine Symphonie und Serenate (Op. 35 und 37) ꝛc. Handschrift geblieben sind seine Opern („Die Zigeuner"; „Die Modehändlerin"; „Die Hexe"; „Graf Balduin von Flandern"; „Die Königin der schwarzen Inseln"), verschiedene Clavierwerke, Symphonien, Kammerwerke, Clavierstücke. Seine Claviersachen verlangen einen sehr tüchtigen Spieler. — Von Person wird E. übereinstimmend als gebildet und von feinem Benehmen, liebenswürdig und durchaus anspruchslos geschildert.

Sein Nekrolog Allgem. Mus. Ztg. IX, 423. v. Dommer.

Eberle: Adam E., geb. zu Aachen 1805, gest. zu Rom 1832. Einer der frühesten und begabtesten Schüler des Cornelius, schloß er sich diesem schon in Düsseldorf an, wo er unter anderem eine schön componirte Grablegung Christi malte. 1825 begleitete er den Meister nach München um mit in der Glyptothek nach den Cartons desselben zu malen. Bald darauf begann er das colossale Deckenbild im Münchner Odeonsaale, Apoll mit den Hirten, das als Composition manche Schönheiten hat, die aber ob der bunten und haltungslosen Malerei nicht zur Geltung kommen. Auch seine Belehnung Maximilians mit der Kur unter den Arcaden des Hofgartens zeigt dieselbe vollkommene Unkenntniß der Gesetze des Colorits, wie jene auffallende Unfähigkeit realistischer Darstellung überhaupt, an der so viele Talente der Schule elend zu Grunde gingen. Seine wirklich werthvollen Arbeiten bestehen aus Cartons und mit der Feder gezeich-

neten Compositionen. Sie erregten mit Recht große Erwartungen, die er aber bei dem Mangel jeder Technik im Malen nie zu erfüllen im Stande war. Der Schmerz darüber, der beständig an ihm nagte, zerstörte ihm den Lebensmuth, so daß er 1829 in Rom, wo er sich besonders an Overbeck angeschlossen hatte, noch vor der Rückkehr in die Heimath starb. Pecht.

Eberle: Robert E., Thiermaler, geb. zu Meersburg 22. Juli 1815, gest. in München 19. Sept. 1859. Der schon 1831 nach München gekommene E. ist einer der frühesten Künstler der Schule, die nach Wagenbauer's Vorgang die Darstellung besonders der Hausthiere, meist im Verein mit einer der oberbaierischen Hochebene oder dem daran stoßenden Gebirge entnommenen landschaftlichen Umgebung mit Glück ausbildeten. Er errang dabei alsbald eine breite Sicherheit des Vortrags, die neben der mageren und spitzen Pinselführung seiner Vorgänger einen wirklichen Fortschritt darstellte. Aber während sein berühmter Zeitgenosse Fr. Volz wie Lotze Landschaften mit Thieren malten, müssen seine Bilder Thiere mit Landschaft genannt werden. Weniger glänzender Idyllendichter als jener ist er dagegen in seiner Auffassung des Thierlebens dramatischer als selbst seine Vorbilder Van der Velde und Dujardin. Am besten sind seine zahlreichen Schafbilder, von denen manche trotz des meist ein wenig braunen und schweren Colorits einen bleibenden Werth haben, so jene von einem Adler angefallene Schafheerde, die sich in den Abgrund stürzt, in der Karlsruher Gallerie, eine andere in der Münchener N. Pinakothek. Pecht.

Eberlein: Christian Nikolaus E., geschickter Maler, ist im J. 1720 zu Rudolstadt geboren, widmete sich bei verschiedenen Meistern der Malerei, malte eine Zeit lang in Göttingen und wurde herzogl. braunschweigischer Schloßverwalter zu Wolfenbüttel, später zu Salzdahlum, im J. 1775 aber Gallerie-Inspector an der am letztgenannten Orte befindlichen Gemäldesammlung. Hier starb er am 19. Decbr. 1788. Einige seiner Bilder sind durch Kupferstich vervielfältigt und man findet von ihm gediegene Copieen nach Gemälden der Salzdahlumer Gallerie. Im J. 1776 erschien von ihm eine umfassende und wenn auch nicht immer richtige, doch noch jetzt schätzbare Beschreibung derselben in deutscher und französischer Ausgabe. — Sein Sohn Christian Eberhard E., geb. am 19. Januar 1749 zu Wolfenbüttel, machte seine ersten Uebungen unter Leitung des Vaters, besuchte dann seit 1760 drei Jahre lang die unter Oeser's Leitung stehende Zeichenakademie zu Leipzig, war fünf Jahre lang Zeichenlehrer am Pädagogium zu Ilfeld und wurde im J. 1785 Zeichenmeister an der Universität Göttingen. Er starb hier am 12. März 1804 und hat seinen Sohn Friedrich Wilhelm E., geb. zu Göttingen 31. März 1784, zum Nachfolger gehabt. Spehr.

Eberlin: Daniel E., ein zu Nürnberg geborener Musiker des 17. Jahrhunderts, war ebensowol durch seine mannigfaltigen Lebensschicksale als durch sein vielumfassendes Wissen und Können ausgezeichnet. Nachdem er in seiner Jugend sich in Rom zur Erlernung der Musik aufgehalten, dann aber als Hauptmann der päpstlichen Truppen in Morea gegen die Türken gekämpft hatte, wurde er Bibliothekar in Nürnberg. Diese Stelle vertauschte er 1673 mit dem Capellmeisterposten in Cassel. Von Cassel begab er sich in gleicher Eigenschaft an den Hof zu Eisenach, bekleidete aber nebenher noch die Aemter eines Pagenhofmeisters, geheimen Secretärs, Münzwardeins und Regentens auf dem Westerwalde. Dann betrieb er zeitweilig in Hamburg und Altona Banquiergeschäfte und kehrte 1678 nach Cassel zurück, wo er 1685 als Hauptmann der Landmiliz starb. Georg Philipp Telemann, der eine Tochter Eberlin's zur ersten Frau hatte, rühmt ihn als gelehrten Contrapunktisten und hervorragenden Violinspieler. Im J. 1675 erschienen von seiner Composition zu Nürnberg Violin-

trios unter dem Titel: „Trium variantium fidium concordia, hoc est moduli musici, quos sonatas vocant, ternis partibus conflati.“ Ueber eine Aria Eberlin's pro dormente Camillo schrieb Joh. Christoph Bach in Eisenach im Jahre 1690 Claviervariationen. Sein Bildniß, von Strauch verfertigt, besaß E. L. Gerber; unter demselben befand sich ein zehnstimmiger Canon: „Ex ungue Leonem.“ Spitta.

Eberlin: Georg E. (Eberlinus, Eberle), Rechtsgelehrter, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Mediciner, geb. zu Breßnitz in Oesterreich, studirte in Italien, ward 1583 braunschweig-lüneburgischer Hofrath zu Wolfenbüttel, 1588 Advocatus fisci und starb 1616. Er schrieb einen Commentar über Pomponius' „De origine iuris“ 1592, 1613, 1672. Sein handschriftliches Werk „De eloquutione legali libri VI“ kam in die Helmstädter Bibliothek.

Haubold, Institutiones iuris Rom. litt. p. 88 mit der dort angeführten Litteratur. Steffenhagen.

Eberlin: Johann E., reformatorischer Prediger und Volksschriftsteller, geb. ca. 1465 zu Günzburg in Baiern, gest. bald nach 1530 zu Wertheim am Main. Ueber seine frühere Jugendzeit fehlt uns jede irgend nennenswerthe Nachricht. Daß er Universitätsstudien gemacht, erfahren wir aus der Basler Matrikel von 1489, wo er als presbyter Augustensis dioeces. eingetragen ist. Wann er in den Franciscanerorden eintrat, ist ebenfalls unbekannt. Im Jahre 1519 finden wir ihn als weit und breit geschätzten Prediger des Barfüßerklosters zu Tübingen. Durch seinen agitatorischen Eifer für den Orden wurde er mit dem Landvogt und mit den Häuptern der Universität in Streit verwickelt und daraufhin nach Ulm versetzt. Hier kam es bei ihm durch Luther's Schriften zu einem innern Bruch mit Rom und durch einen dem Jetzerischen Handel ähnlichen Scandal auch zur äußern Entscheidung. Die compromittirten Obern drohten dem angehenden Reformator mit einer abermaligen Strafversetzung. Vergebens versuchte der Rath von Ulm, von den zahlreichen Anhängern des populären Predigers gedrängt, den klösterlichen Intriguen Hindernisse in den Weg zu legen. E. selbst war entschlossen, den Orden gänzlich zu verlassen, und begab sich im Laufe des Sommers 1521 nach der Schweiz. Wie tief er Luther's Reformgedanken erfaßt und wie selbständig er zumal die Vorschläge der Schrift „An den christlichen Adel" verarbeitet, bewies er sofort durch sein noch im J. 1521 zu Basel gedrucktes Erstlingswerk „Die fünfzehn Bundesgenossen". Das Aufsehen, welches dieses glänzend geschriebene, Karl V. zugeeignete kirchliche und social-politische Reformprogramm erregte, wird uns durch Murner's und Saßger's erbitterte Polemik am besten bestätigt. Nach kurzen Aufenthalten in der Schweiz, in seiner engern Heimath und in Leipzig, von wo aus er verschiedene in Karlstadt'schem Sturm und Dranggeist gehaltene Flugschriften hatte ausgehen lassen, treffen wir E. in dem Centrum der reformatorischen Bewegung, in Wittenberg. Hier nahmen unter dem Einfluß Luther's und Melanchthon's seine Anschauungen bald eine gemäßigtere Richtung an.

Ungefähr ein Jahr lang verweilte er bei den Häuptern der Reformation, das, was er im täglichen Umgang mit ihnen gewann, sofort in die gangbare Münze plastisch, ja oft derb geschriebener Tractate umprägend. Doch scheint ihm eine blos litterarische Thätigkeit auf die Dauer nicht genügt zu haben. Er wandte sich aufs neue nach Basel, wo gerade damals, im Sommer 1523, die Fluthen der Bewegung hoch gingen und für einen so begabten und energischen Genossen der Reformation ein reiches Arbeitsfeld sich aufthat. Als er jedoch von Basel aus, ohne irgend welche reformatorische Absicht, gesundheitshalber nach dem benachbarten Rheinfelden kam, hielten ihn Freunde der Reformation dort fest. Bald hatte er einen namhaften Theil der Bürgerschaft für die Sache

des Evangeliums gewonnen, bald aber auch durch seine naive Unerschrockenheit allerlei Intriguen gegen sich heraufbeschworen. Er ward genöthigt, die junge Gemeinde sich selbst zu überlassen, bezeugte ihr jedoch im Jahre darauf durch einen kraftvollen Tractat seine fortwährende theilnehmende Anhänglichkeit. Es ist überhaupt charakteristisch für E., daß er mit all den vielen einmal von ihm besuchten und evangelisirten Orten fortwährend durch schriftstellerischen Verkehr in belebendem Contact zu bleiben sucht. Diese Pietät führte ihn denn auch von Rheinfelden aus zunächst nach Rottenburg und dann nach Ulm. In beiden Städten hatten die evangelisch Gesinnten, von Wittenberg her durch E. aufgemuntert, Fortschritte gemacht. In Rottenburg waren dieselben bescheiden; wenigstens hielt E. seine später gedruckte Predigt über die Principien der Reformation, und zwar in einem zwischen Luther und den Schweizern vermittelnden Sinne, blos in einem Privathaus. In Ulm dagegen war ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt, und als E. im Herbst 1523 aufs neue persönlich in denselben eintrat, ward den Altgläubigen ernstlich bange. Sie reichten auf Eberlin's erste Predigt hin dem Rath eine Bittschrift ein, er möge den entlaufenen Mönch gefänglich einziehen. E. sah das Schwanken der Behörde und bat deshalb noch am nämlichen Tage um die Erlaubniß einer öffentlichen Disputation. Als diese nicht gewährt wurde, verließ er die Stadt und reiste zu Konrad Som nach Brackenheim, um denselben zu bestimmen, die ihm von den Evangelischen in Ulm angebotene Predigerstelle anzunehmen.

Durch Som's Einwilligung beruhigt, hatte E. weiter keinen Grund, sich den Verfolgungen der österreichischen Statthalterschaft auszusetzen. Er kehrte nach Wittenberg zurück. Dort setzte er seine litterarische Thätigkeit so lange fort, bis der Bauernkrieg ihm aufs neue eine praktische Aufgabe anwies, die Aufgabe nämlich, zwischen den „großen Haufen“ und den „großen Hansen“ eine ebenso schwierige als lohnende Mittelstellung einzunehmen. Vermöge seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit gelang es ihm zuerst in Erfurt und dann an verschiedenen andern Orten Thüringens, die gefährlichen Geister zu bannen. Seine höchst wirkungsvolle, auf einer in ihrer Art unvergleichlich klaren Erkenntniß der Zeitbedürfnisse beruhende Methode hat er bei Ausbruch des süddeutschen Bauernaufstandes in einer sehr bemerkenswerthen „Warnung“ an seine Landsleute niedergelegt. Er war inzwischen, wol in Folge seiner weithin bekannt gewordenen conciliatorischen Thätigkeit, vom Grafen Georg II. von Wertheim, dem energischen Anhänger Luther's, als geistliches Factotum berufen worden. In dieser Stellung beschloß E. sein reichbewegtes Leben.

Vgl. Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm, von Dr. Bernh. Riggenbach, Tübingen 1874, woselbst auch die ältere Litteratur über E. und ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften zu finden ist; ferner die gehaltvollen Recensionen dieser Schrift in den Gött. gelehrten Anzeigen, 30. Juni 1875, und in der Jenaer Litteraturzeitung 1876.

Riggenbach.

Eberlin: Johann Ernst E., namhafter Componist, Organist und Capellmeister des 18. Jahrhunderts, aus Jettenbach stammend. Nähere Nachrichten über diesen zu seiner Zeit sehr angesehenen und namentlich als tüchtiger Contrapunktist geschätzten Künstler fehlen indeß fast so gut wie ganz; weder sein Geburts- noch sein Todesjahr sind festzustellen und alle darüber vorhandenen Angaben unzuverlässig. Nur aus dem Umstande, daß unter seinen (von Fétis mit Sorgfalt verzeichneten) Compositionen die früheste und späteste die Daten 1730 und 1773 tragen, kennt man die ungefähren Grenzen seiner Thätigkeit als Componist. Um 1759 (Jahn, Mozart I, 429 sagt: 1750—1762) war er Capell-

meister und Truchseß des Erzbischofs Siegmund zu Salzburg, nachdem er vorher Hoforganist gewesen war. Wol hauptsächlich aus dem Umstande, daß von seinen vielen und vortrefflich gearbeiteten Compositionen nur Bruchtheile über den näheren Umkreis seines Wirkens hinausgelangt zu sein scheinen, erklärt sich die außerordentliche Spärlichkeit der Nachrichten über ihn bei den Schriftstellern seiner Zeit. Eine ausführlichere Notiz über ihn findet sich nur bei Marpurg, Beiträge III, 183, in der Nachricht von dem Zustande der Musik des Erzbischofs zu Salzburg im Jahre 1757: „Capellmeister Herr Ernst Eberlin von Jettenbach in Schwaben. Ist auch Hochfürstl. Truchseß. Er war vorher Hoforganist: und wenn jemand den Namen eines gründlichen und fertigen Meisters in der Setzkunst verdienet, so ist es gewiß dieser Mann. Er hat die Töne ganz in seiner Gewalt; und er setzet mit solcher Behendigkeit, daß es mancher für eine Fabel halten würde, wenn man ihm die Zeit bestimmen wollte, in welcher dieser gründliche Setzer diese oder jene beträchtliche Composition zu Stande gebracht hat. Was die Menge seiner verfertigten Musikstücke betrift, kann man ihn den zween so sehr fleißigen als berühmten Hrn. Componisten Scarlatti und Telemann an die Seite setzen. Im Druck sind nur die Toccaten für die Orgel von ihm bekannt." Auch Mozart, wiewol er mit Eberlin's Toccaten und Fugen hinsichts ihres künstlerischen Werthes nicht sehr zufrieden war (Brief an seine Schwester 10. April 1782, bei Jahn III, 373), ließ doch seiner Tüchtigkeit im Tonsatze alle Gerechtigkeit widerfahren, und schrieb sich eine Anzahl seiner Kirchenstücke in Partitur ab, um sie als Muster contrapunktischer Arbeit zu studiren (Jahn ebd. I, 433). Von Kirchenstücken Eberlin's kennt man ungefähr 40 Nummern (2 Messen, Offertorien, Responsorien, Hymnen, Motetten ꝛc.), ferner eine Passion nach Metastasio 1755, eine Kreuzigung, eine Auferstehung. Außerdem componirte er von 1745—1760 eine Reihe lateinischer Dramen für die Schüler des Salzburger Benedictiner-Convents, von denen man jedoch nichts weiter kennt als die Titel und die meisten Daten der Aufführung (s. Fétis). Gedruckt sind von ihm 9 Toccaten und Fugen für Orgel in verschiedenen Ausgaben, auch einige Motetten. Von den unter dem Titel „Der Morgen und der Abend" durch Leopold Mozart 1759 bei Lotter in Augsburg herausgegebenen 12 Clavierstücken, von denen täglich eins von dem sogenannten Hornwerke (einer Art Mixtur-Orgel) auf Hohensalzburg gespielt wurde, sind die Stücke für Januar, April, August, November und December von E. (s. Marpurg, Beitr. IV, 403).

v. Dommer.

Ebermaier: Joh. Erdwin Christoph E., Arzt, 1768 in Melle geb., Sohn eines Apothekers daselbst, hatte sich anfangs der Apothekerkunst zugewendet, widmete sich aber später der Heilkunde; er bildete sich zuerst an der chirurgischen Akademie in Braunschweig zum Wundarzt aus, begleitete als solcher die hannöversche Armee auf dem unglücklichen Feldzuge 1795 nach Holland, studirte dann in Göttingen und wurde 1797 zum Doctor der Medicin promovirt. Er prakticirte zuerst in Rheda, später in Dortmund, wurde alsdann zum preußischen Medicinalrathe in Cleve ernannt, siedelte in gleicher Eigenschaft nach Düsseldorf über und ist hier am 21. Febr. 1825 gestorben. — E. hatte sich eine sehr umfassende Bildung angeeignet, die ihn befähigte, auf den verschiedensten Gebieten der Medicin litterarisch thätig zu sein; der Pharmacie bewahrte er stets ein besonderes Interesse. Außer einigen diesen Gegenstand behandelnden Schriften hat er Lehr- und Handbücher über Geburtshülfe, Receptirkunst und Chirurgie veröffentlicht, die seiner Zeit sehr beliebt gewesen sind und Theile der von ihm in Gemeinschaft mit Consbruch herausgegebenen allgemeinen medicinischen Encyklopädie (vgl. oben Bd. IV. S. 451) bilden.

Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich vollständig in Dict. histor. de la médecine II, 178; über sein Leben bringt die Salzb. med.-chir. Zeitung 1826, Nr. 49, Bd. II, S. 430 einige Notizen. A. Hirsch.

Ebermann: Vitus E., dem Jesuitenorden angehörig und als Controverstheolog bekannt, wurde 1597 zu Rentweinsdorf in der Bamberger Diöcese geboren, trat 1620 in den Orden ein und lehrte durch 16 Jahre Theologie theils in Würzburg, theils in Mainz, in welcher letzteren Stadt er auch seine letzten Lebenstage verlebte († 8. April 1675). Aus seinen theologischen Schriften sind hervorzuheben seine controversen Erörterungen mit den Helmstädtern G. Calixt und H. Conring (zwischen den Jahren 1644—1655 erschienen), sein gegen den Jenenser Theologen Joh. Musäus veröffentlichter „Anti-Musaeus oder: Parallela ecclesiae verae et falsae" (1659), seine Vertheidignng des großen controversistischen Werkes Bellarmin's gegen die Angriffe verschiedener protestantischer Theologen innerhalb und außerhalb Deutschlands unter dem Titel: „Nervi sine mole" (1661). Verzeichniß seiner Schriften bei Backer, Ecrivains de la Comp. de Jésus I, p. 284; VII, p. 231. Werner.

Ebers: Karl Friedrich E., Musiker, geb. 25. März 1770 zu Cassel, † 9. Sept. 1836. Früh mit dem Vater nach Berlin gekommen, ward er für den Artilleriedienst bestimmt, widmete sich aber nach Ablauf seiner Dienstzeit (der Vater war inzwischen als Lector des Englischen nach Halle versetzt) der Musik. Durch Compositionen (12 Lieder, 1796; die Opern „Bella und Fernando", 1796; „Der Eremit von Formentara"; „Die Blumeninsel", 1797; „Der Liebescompaß") sowie durch Musikunterricht machte er sich einen Namen und ward 1799 vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin zum Kammercompositeur und Vicecapellmeister ernannt. Durch eigene Schuld aber, wie es scheint, und durch häusliche Mißverhältnisse (E. ließ sich von seiner ersten Frau scheiden) gerieth er bald in eine bedrängte Lage, aus der er sich eigentlich nie wieder herauszureißen vermochte und in der sein Talent zu Grunde ging. Um sich mit Compositionen zu ernähren, schrieb er Claviersachen, Kammermusiken, Tänze und Märsche im Tagesgeschmack; gab Unterricht und machte in Norddeutschland Concertreisen, bis er bei kleineren Theatern in Pest, bei der Joseph Seconda'schen Truppe (1814) und in Magdeburg (1817) Beschäftigung als Musikdirector fand. Zuletzt privatisirte er wieder in Leipzig und seit 1822 in Berlin.

N. Nekr. XIV (1836), S. 576. v. L.

Ebersdorf: Reinprecht v. E., Graf zu Thierstein, österreichischer Feldoberster, Comthur des Malteser-Ordens zu Mailberg, Striega und Breslau. Sprosse eines der ältesten österreichischen Herrengeschlechter (vgl. Ersch u. Gruber, Sect. I, Bd. 30, S. 246 ff.), dessen Stammsitz unterhalb Wiens an der Donau bei dem jetzigen Dorfe Kaiser-Ebersdorf lag. Die Herren von Ebersdorf, Erbkämmerer von Oesterreich, waren nicht Sprößlinge der Grafen von Thierstein (im Frickthal), sondern österreichische Ministerialen, als welche sie schon 1094 in Urkunden erscheinen. Erst unser Reinprecht wurde mit seinem Bruder Sigismund 1543 von König Ferdinand in den Grafenstand erhoben und angewiesen, Wappen und Namen der ausgestorbenen Grafen von Thierstein, ihrer Blutsverwandten, zu führen. Reinprecht zeichnete sich als oberster Feldhauptmann des Aufgebots der österreichischen Stände und Städte 1529 vor Wien aus und hatte entscheidenden Einfluß auf den großen Sieg über die Türken bei Engesfeld und am Fahrawalde, 19. und 20. Sept. 1532. 1536 führte er die dem Kaiser für den italienischen Krieg von der niederösterreichischen Landschaft bewilligten 400 Reisigen. Im Verzeichniß der kaiserlichen Armada in Ungarn 1545 wird er als „oberster Feldmarschall in Ungarn" aufgeführt. Später diente er

dem Kaiser in Italien und Deutschland. Er † 10. Jan. 1554. Lazius bezeichnet ihn als „belli studiosissimus heros“.

Hirtenfeld und Meynert, Oest. Milit.-Lex.; Ersch und Gruber l. c.

v. Janko.

Eberstein: Ernst Albrecht v. E., Generalfeldmarschall, geboren 6. Juni 1605 zu Gehofen (einer Eberstein'schen Besitzung im preußischen Regierungsbezirk Merseburg), † 9. Juli 1676. Er stammte ab von der fränkischen Familie dieses Namens, welche der dortigen Reichsritterschaft angehörte und deren Stammburg Eberstein auf der Rhön gelegen war. Frühzeitig trat bei ihm die Neigung zum Kriegshandwerk hervor; und es wurde dann für seine Zukunft enscheidend, daß sein mütterlicher Oheim Hans Christoph v. Lauterbach, Oberstlieutenant und Gouverneur im Dienste der Generalstaaten, ihn schon in dem Alter von 11 Jahren mit sich nach den Niederlanden nahm, wo er bis zum Ausbruch des 30jährigen Kriegs verblieb und durch mehrfache Reisen seinen Gesichtskreis erweiterte. Er begleitete auch seinen Oheim, als dieser 1619 einem Rufe des böhmischen Winterkönigs folgte, wohnte der Schlacht am weißen Berge bei und diente dann bei den Grafen v. Mansfeld und Stolberg als Page. Dieser bewegten Jugend entsprach in der Folge ein noch viel bewegteres Leben im Dienste einer ganzen Reihe der verschiedensten Herren. In dieser Hinsicht ist E. ein charakteristisches Beispiel für die eigenartigen Anschauungen und Zustände jener Zeit; allein zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er seinem jeweiligen Herrn ohne Rückhalt mit voller Hingebung und nach bestem Wissen und Können zu dienen pflegte. E. gehört nicht zu den Sternen erster Größe unter den Feldherren seiner Zeit; aber er besaß doch bei nicht gewöhnlicher Begabung Eigenschaften, die seine Dienste von vielen Seiten als begehrenswerth erscheinen ließen; er war beherzt und umsichtig im Felde und, wie besonders aus seinem Briefwechsel hervorgeht, zugleich klug und besonnen im Rathe und bei diplomatischen Unterhandlungen; Vorzüge, die schon zu seinen Lebzeiten allseitig unbedingte Anerkennung fanden.

Zunächst ist es der 30jährige Krieg, der Eberstein's Thätigkeit bis zum westfälischen Frieden unausgesetzt in Anspruch nimmt. 1623 beginnt er mit dem Eintritt in die Tilly'sche Armee seine selbständige Laufbahn, um dann nach eingetretener Pause in Folge der Niederwerfung aller Gegner des Kaisers im J. 1625 in schwedischen Diensten 4 Jahre lang gegen Polen zu kämpfen. Ein im J. 1629 abgeschlossener Waffenstillstand wurde für ihn der Anlaß zu abermaligem Wechsel; wir begegnen ihm 1630 in der Stellung eines Kammerjunkers bei dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der ihn bereits mit wichtigen diplomatischen Geschäften und im folgenden Jahre als Rittmeister mit der Führung einer Compagnie betraute, die dann Herzog Bernhard von Weimar mit sich in schwedische Dienste nahm. Aber schon im J. 1632 stellte er seinen Degen dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel zur Verfügung. In diesem neuen Dienste gerieth er alsbald in die Gefangenschaft Pappenheim'scher Reiter, kaufte sich durch eine hohe Summe los, wohnte der Schlacht bei Lützen an und kämpfte dann unter dem Landgrafen in Westfalen, sowie in den Niederlanden gegen die Spanier. 1634 wurde er zum wirklichen Obersten und Regimentscommandanten ernannt, worauf er längere Zeit auf dem östlichen Kriegsschauplatze weilte, vereinigt mit der Armee Banér's, dessen kühne Bewegungen er durch manchen glücklichen Handstreich mit Erfolg unterstützte, bis ihn dann die Landgräfin Amalie 1641 nach den westlichen Gegenden zurückrief, wo er neben den Weimaranern unter dem Oberbefehl des Marschalls Guébriant mit Auszeichnung focht. Damals erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor; an der

Spitze einer größeren Abtheilung lag ihm die Unterstützung Guébriant's und Torstenson's ob. Als sich indessen der Krieg ins Schwäbische zog, kehrte er auf Befehl der Landgräfin wieder um und operirte am Niederrhein glücklich gegen Hatzfeld, bis er 1643 von Amalie den von ihm selbst erbetenen Abschied erhielt, um im Juni 1644 als Generalmajor und Obercommandant der Festung Gießen in die Dienste des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt zu treten. Ueber 3 Jahre blieb er nun in dieser Stellung, und es bildet diese Zeit unstreitig den wichtigsten Theil seiner Thätigkeit während des großen deutschen Kriegs. Ein sehr regelmäßig geführter Briefwechsel Eberstein's mit seinem neuen Herrn gewährt gerade in diese Verhältnisse einen tiefen Einblick, und es treten dabei die Nöthe und Verlegenheiten, in die sich damals kleinere Territorien unter dem unwiderstehlichen Drucke weltbewegender Zusammenstöße versetzt sahen, in grellem Lichte hervor. Hier hatte die schwierige Lage zunächst ihren Grund in dem erbitterten Hader, der zwischen der Casseler und Darmstädter Linie des hessischen Hauses ausgebrochen war, ein Streit, der durch das Hereinziehen fremder Mächte größere Ausdehnung annahm und zwar, in Folge der überlegenen Staatskunst der Landgräfin Amalie, im ganzen zu Ungunsten der Darmstädter Linie. Aengstlich zeigte sich Landgraf Georg bemüht, die Neutralität zu bewahren und von seinem Lande die Geißel fremder Truppendurchzüge abzuwehren, zugleich aber auch sich im Besitze der den Casselern abgenommenen Gebietstheile zu behaupten, bis er schließlich doch nothgedrungen auf die kaiserliche Seite getrieben wurde, der man an seinem Hofe schon längst im Herzen zugethan war. In all' diesen schwierigen Situationen bewährte sich nun E. als der einflußreichste, treueste Rathgeber, als die rechte Hand seines Fürsten, der ihm denn auch wiederholt das höchste Lob ertheilte und u. a. einmal äußerte, „daß alles, was E. gethan, wohlgethan worden und von ihm selbst nicht anders hätte verfahren werden können“. Er ernannte ihn daher auch am 7. Febr. 1646 zum Generallieutenant über die ganze Miliz zu Roß und zu Fuß und zum Gubernator aller festen Plätze. Jedenfalls hat die Umsicht, mit der E. die Landesvertheidigung leitete und seine Gewandtheit in Verhandlungen mit den verschiedenen fremden Heerführern seinen Landesherrn vor noch größerem Nachtheil bewahrt; bei immer schwierigeren Verhältnissen hat er das Möglichste erreicht. Man kann es daher nur als eine Anerkennung dieser seiner Leistungen betrachten, daß er gegen Ende des Kriegs vom Kaiser das Anerbieten erhielt, in seine Dienste zu treten. E. nahm den Antrag an, wurde am 28. März 1648 zum wirklichen Feldmarschall-Lieutenant ernannt und diente so sehr zur Zufriedenheit seines neuen Herrn, daß ihm zwei Mal die Erhebung in den Grafenstand angeboten wurde. Nach dem bald darauf erfolgten Friedensschluß erhielt E. vom Kaiser mit dem Ausdrucke gnädigen Dankes den erbetenen Abschied. Die nächsten neun Jahre verlebte er ruhig auf seinen Besitzungen, ohne jedoch die weiteren Weltbegebenheiten aus dem Auge zu verlieren; er stand vielmehr darüber mit dem Landgrafen Georg, der ihm eine freundschaftliche Zuneigung bewahrte, in lebhaftem und vertraulichem Briefverkehr. Da traf E. 1657 ein Ruf aus dem Norden, der ihn von neuem mitten in das Kriegsgetümmel hineinzog: der Dänenkönig Friedrich III., damals in einen großen Krieg mit Karl Gustav von Schweden verwickelt, stellte ihn als General-Feldmarschall neben dem Feldmarschall Schack an die Spitze seiner Streitkräfte. Hervorragend ist da vor allem Eberstein's Thätigkeit im zweiten schwedisch-dänischen Kriege gewesen, wo er im Novbr. 1659 den Uebergang nach Fünen bewerkstelligte und am 14. Novbr. den berühmten Sieg bei Nyborg erfocht, über welche Schlacht er dann dem großen Kurfürsten, dessen Truppen mitkämpften, Bericht erstattete. 1665 wurde er in den dänischen Reichsgrafenstand, sowie

zum Ritter des Elephantenordens erhoben und erhielt im nämlichen Jahre den ihm ungern ertheilten erbetenen Abschied. Mehrfach hat man darauf den vielgewandten, erfahrenen Mann für andere Dienste zu gewinnen gesucht, so besonders von Seite Spaniens und der Generalstaaten; aber E. zog es vor, einem Anerbieten des Kurfürsten von Sachsen zu folgen, der ihn zum Geheimen- und Kriegsrath, General-Feldmarschall und Kammerherrn ernannte. Das war der letzte Herr, dem E. diente; doch gestatteten ihm jetzt die ruhiger gewordenen Zeitverhältnisse, den Abend seines Lebens meist auf seinen Gütern zu verbringen, zuletzt auf seiner Burg Neuhaus bei Harzgerode. Hier ist der alte Krieger in frommer Ergebung, angethan mit seiner besten Rüstung, auf dem Feldbette im Alter von 71 Jahren gestorben. Beigesetzt wurde er in dem Familienbegräbniß zu Gehofen; sein Grab wurde mit den Trophäen von Nyborg geschmückt. Lobsprüche hat E. von all' den Potentaten, denen er diente, in reichem Maße eingeerntet, weniger dagegen materielle Anerkennung; wie aus einem von ihm verfaßten Memoriale hervorgeht, befanden sie sich sämmtlich mit bedeutenden Geldzahlungen an ihn im Rückstande.

E. ist zwei Mal verheirathet gewesen, und er ist der nächste Stammvater der ganzen noch lebenden Familie E. Er hinterließ eine größere Autobiographie, die, lange in der Familie aufbewahrt, im J. 1842 durch einen Unfall zu Verlust gegangen ist.

Reiches, werthvolles Material zur Geschichte dieser in der historischen Litteratur bisher zu wenig gewürdigten Persönlichkeit findet sich in dem Werke des Frhrn. L. F. v. Eberstein, Geschichte der Freiherren v. Eberstein und ihrer Besitzungen, Sondershausen 1865, S. 715—1103. Th. Henner.

Eberstein: J. Kaspar Graf v. E., auf Neugarten (Naugard) und Massow in Pommern angesessen, trat 1631 aus schwedischem Kriegsdienste in den des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel und führte im folgenden Jahre dem Schwedenkönige ein hessisches Hülfscorps zur Lützener Schlacht zu. Sein Kriegsherr hatte ihm empfohlen, dafür zu sorgen, daß die hessischen Regimenter stets eine eigene Brigade bildeten. Dem entsprechend stand das Fußbanner derselben, deren Kern Eberstein's eigenes, das grüne Leibregiment, ausmachte, unter Knyphausen im zweiten Treffen und hatte, als dieses die Schlacht herstellte, am Siege vollen Antheil. Aber nur wenige seiner Völker führte E., selbst verwundet, Ende des Jahres ins Land zurück. Auch in den Kämpfen der folgenden Jahre wird sein Name vielfach mit Auszeichnung genannt, so daß ihm, nachdem er eine Zeit lang — wol zumeist durch die Sorge um seine pommerschen Güter „Neugarten und Massow" — bewogen — außer Dienst gewesen, die Landgräfin Amalie 1640 an Melander's Stelle als Generallieutenant den Oberbefehl ihrer Truppen übertrug. Im Verein mit Schweden, Franzosen und Lüneburgern standen sie in Hessen den Kaiserlichen gegenüber; es kam zwar zu keiner Entscheidung, doch that sich E. in mehreren kleinen Gefechten und durch seine Wachsamkeit hervor. Im Feldzuge von 1641 erschien er, nachdem er unweit Rietberg den kaiserlichen Oberst Eppe geschlagen und verschiedene feste Plätze genommen hatte, mit 6000 Mann vor Wolfenbüttel, drei Tage nach der am 19./29. Juli geschlagenen Schlacht. Seine Bemühungen, die verschiedenen Interessen zu gemeinsamem Handeln zu stimmen, blieben ohne Erfolg; Dorsten, der Hauptwaffenplatz der Landgräfin, fiel darüber in Feindes Hand und E. zog an den Niederrhein. Als Guébriant dort ankam, hatte er schon bedeutende Fortschritte am linken Ufer des Stromes gemacht, welche ihn in den Stand setzten, für das gemeinsame Handeln günstige Bedingungen zu verlangen. Man schritt nun sofort zum Angriff, dessen erster Erfolg der glänzende am 7./17. Jan. 1642 über den kaiserlichen General Lamboi bei Hüls unweit Kempen erfochtene Sieg war; in

weiterer Folge reihte sich die Einnahme einer großen Zahl von Städten daran. E. hielt sich in diesen Gegenden, nachdem Guébriant abgezogen war, bis zum August 1643, wo er Befehl bekam, die Vereinigung der Kaiserlichen und der Spanier zu hindern, welche Diedenhofen entsetzen wollten, ein Auftrag, dessen er sich mit Geschick und Glück entledigte. Er kehrte dann nach Westfalen und dem Clevesche zurück, sich der Anfälle der Kaiserlichen mit Erfolg erwehrend. Auf einem Kriegszuge in Ostfriesland, nachdem er die Truppen des dortigen Grafen Ulrich geschlagen hatte, im Begriff, diesen selbst in Aurich anzugreifen, starb er, von einem hitzigen Fieber hinweggerafft, am 18./28. (nach Anderen am 11./21.) Octbr. 1644.

Theatr. europaeum. — Ch. v. Rommel, Geschichte von Hessen, 4. Thl., 4. Abthlg., Cassel 1843. — Stamm- und Rangliste des kurf. hess. Armee-Corps, zuletzt 1866 erschienen. Poten.

Eberstein: Ludwig Graf v. E., jüngster Bruder von Stephan Heinrich, geb. 1538, † den 25. März 1590, begraben in der Kirche zu Naugard, wo noch sein Grabmal. Die Grafen v. E. wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts von einem Verwandten, dem Bischof Hermann v. Camin, Grafen von Gleichen, nach Pommern gezogen und haben, reich belehnt, immer eine hervorragende Rolle in der Geschichte dieses Landes gespielt. Graf Ludwig hatte gleich seinem Bruder eine tüchtige wissenschaftliche Bildung erhalten, wurde 1556 durch Kaiser Ferdinand I. an das Hoflager berufen und später zu diplomatischen Geschäften vielfach gebraucht. Des religiösen Bekenntnisses wegen verließ er den kaiserlichen Dienst und begab sich an den Hof des Kurfürsten August von Sachsen, wo er in religiösen und politischen Angelegenheiten mit Glück thätig war, bis er nach Pommern zurückkehrte, um die Verwaltung seiner Erbgüter anzutreten. Hier war er schon in sehr jugendlichen Jahren zum Bisthum von Camin in Aussicht genommen worden, später war ihm das Decanat von Colberg dagegen ertheilt worden, auf das er aber 1559 verzichtet hatte. 1560 war er Mitunterzeichner der durch die Herzöge Barnim den Aelteren (XI.) und Philipp I. bestätigten Rechte der Prälaten und Stände, und 1567, bei Gelegenheit der Grumbachschen Händel, pommerscher Gesandter in das Lager der Fürsten bei Gotha. Nach Barnims Tode (1573) wurde er indeß seiner Dienste entlassen, begab sich auf seine Güter und gerieth in Schwierigkeiten mit seinen Gläubigern und seinem Bruder Stephan Heinrich. Nachdem er 1585 auf dem Landtage zu Stettin im Streit der Herzoge mit den Ständen noch kräftig für die Rechte der letzteren gesprochen, ergriff er plötzlich 1588 die Partei des Herzogs Johann Friedrich von Pommern-Stettin und setzte gegen das Versprechen ansehnlichen eigenen Vortheils unter dem 31. Mai d. J. beim Kaiser die Erneuerung einer älteren Verordnung, betreffend die Erhebung einer Trankſteuer für die Bedürfnisse des herzoglichen Staates, durch. Die Stände, unterstützt durch den hierdurch auch in seinen Rechten beeinträchtigten Herzog Ernst Ludwig von Pommern-Wolgast, verweigerten aber die Anerkennung dieser Steuer auf zwei Landtagen zu Treptow (7. Juli und 18. Aug.) und erreichten es trotz der Bemühungen des Grafen Ludwig und der persönlichen Einsprache Johann Friedrichs beim Kaiser in Prag, daß im November die verhaßte Trankſteuer wieder aufgehoben wurde. Graf Ludwig (Dähnert, Suppl. I. S. 501 ff. und 737) behielt zwar den ihm und seinem Hause verheißenen Lohn, konnte sich desselben aber nicht lang erfreuen, da er am 25. März 1590 starb. Er war seit dem 5. Juli 1564 mit Anna Gräfin v. Mansfeld vermählt und hatte aus dieser Ehe 9 Kinder; doch erlosch seine Nachkommenschaft schon mit seinem Enkel Ludwig Christoph, mit welchem 1663 das ganze Geschlecht ausstarb.

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Dähnert, Pommersche Bibliothek. v. Wedel, Pommersche Chronik. v. Bülow.

Eberstein: Otto II., Graf v. E. (bei Hohen-Baden im alten Uffgau), † 1286—87, Sohn des Grafen Otto I., der im J. 1279 in dem seltenen hohen Alter von 109 Jahren gestorben ist, also im J. 1170 geboren war. Die Grafen d. N., zwischen der Oos und Murg begütert, treten im 11. Jahrhundert urkundlich nachweisbar auf. Die Klöster Herren- und Frauenalb sind Stiftungen ihres Hauses gewesen. Otto I. und sein Bruder Graf Eberhard IV. haben sich Kaiser Friedrichs II. Sohne, König Heinrich VII., angeschlossen, bald aber, als über seine schlimmen Pläne kein Zweifel mehr bestehen konnte, sich von ihm abgewandt und sind von dieser Zeit an dem Kaiser unwandelbar treu geblieben. Im J. 1236 treffen wir beide Brüder bei Friedrich in der Lombardei und mit ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach ist Otto II., der Jüngere, dahin gekommen, der dann des Kaisers ganzes Vertrauen gewonnen und bei ihm treu ausgehalten hat. Schon im J. 1237, nach der Aechtung des Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oesterreich, wurde er von dem Kaiser zum Mitgliede der Landeshauptmannschaft ernannt, die dieser in Oesterreich und Steiermark einsetzte. Als dann der Babenberger mit Hülfe des Königs Wenzel von Böhmen im Herbste des genannten Jahres die Wiedererwerbung seiner Länder versuchte, stellte ihm der Kaiser den Grafen Otto mit einem Heere entgegen; der Graf wurde aber zwei Mal von dem streitbaren Herzog geschlagen und zurückgeworfen. Bekanntlich hat sich dieser mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt und die Fortdauer der k. Landeshauptmannschaft war dadurch überflüssig geworden, Graf Otto aber ist wieder in die Lombardei zurückgegangen. Neun Jahre später, nachdem Herzog Friedrich in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn gefallen und damit sein Erbland endgültig ledig geworden war, erklärte der Kaiser gegenüber den Ansprüchen, die von anderer Seite her auf sie erhoben wurden, dieselben für an das Reich heimgefallene Lehen und bestellte eben jenen Grafen Otto v. E., den er schon einmal zu einer Vertrauensstellung dorthin berufen hatte, als Reichsverweser über die verwaisten Herzogthümer; der Graf übernahm diese neue und nicht leichte Stellung und fing 1247 an, das Regiment über dieselben in des Kaisers Namen auszuüben und eine staufische Partei zu bilden. Um so kräftiger waren jedoch die Gegenanstrengungen, vor allen des päpstlichen Hofes, um diese wichtige Position im Südosten des Reiches und diesen Zuwachs ihrer Macht sich in den Händen der Staufer nicht befestigen zu lassen und ihnen Gegner zu erwecken. Der Reichsverweser Graf Otto erkannte, daß unter diesen Umständen das getroffene Provisorium der ringsum dräuenden Gefahr auf die Dauer nicht gewachsen sei und daß eine normale Ordnung der Dinge geschaffen werden müsse. Er begab sich daher mit einer Anzahl staufisch gesinnter Landherren in der Mitte des J. 1248 zum Kaiser nach Verona, um einen Herzog für die umstrittenen Länder zu erbitten. Friedrich setzte zwar wieder nur ein neues Provisorium an die Stelle des alten, aber die Aufgabe des Grafen Otto in Oesterreich war damit erledigt; er blieb vorläufig in der Nähe des Kaisers in Italien und kehrte nach dessen Tode in seine Heimath zurück, wo inzwischen sein Vater und sein Oheim, Graf Eberhard IV., die Sache König Konrads gegen Wilhelms von Holland Anhang eifrig vertreten hatten. Von jetzt an tritt Otto II. in den öffentlichen Angelegenheiten in den Hintergrund; nach der Erhebung Rudolfs von Habsburg begegnen wir ihm zwar wieder mehrfach in der Umgebung des Königs, ohne daß er aber eine hervorragende Stellung einnimmt. Für die Geschichte seines Hauses ist Otto II. u. a. durch den Umstand merkwürdig geworden, daß unter ihm die Burg Alteberstein an die Markgrafen von Baden überging und Neueberstein der Hauptsitz des Geschlechtes wurde. Seine Gemahlin war Elisabeth,

eine Tochter des Pfalzgrafen Konrad von Tübingen, die ihm aber keinen Sohn geboren hat. Otto II. überlebte seinen Vater nur um etwa 7 Jahre und ist wahrscheinlich gleichfalls hochbetagt in der Zeit von 1286 auf 1287 gestorben.

G. H. Krieg v. Hochfelden, Gesch. der Grafen v. Eberstein in Schwaben, Karlsruhe 1836. — F. J. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. I, stellenweise. — O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, Bd. I, Wien 1863. — Schirrmacher, Kaiser Friedrich II., Bd. III. u. IV. Wegele.

Eberstein: Stephan Heinrich Graf v. E., geb. 10. April 1533 (?), † 6. Octbr. 1613 auf dem von ihm erbauten Schlosse zu Quarkenburg, als ältester Sohn des Grafen Georg v. E., Herrn auf Naugard in Hinterpommern, der 1523 von Herzog Bogislav X. auch mit der ebenda gelegenen Herrschaft Massow belehnt worden war, wurde, nachdem er in Wittenberg unter Melanchthon studirt und in Italien, Frankreich und England sich weiter gebildet hatte, zum kaiserl. Kammergericht und durch Palzgraf Ludwig bei Rhein zum Burggrafen von Alzei berufen, und war auch als Rath des Herzogs von Würtemberg, sowie in der Angelegenheit des Erzbischofs Gebhard von Köln vielfach thätig. Im J. 1593 kehrte er in seine Heimath zurück und nahm von nun an eine wichtige Stellung in der Verwaltung der inneren und äußeren Angelegenheiten Pommerns ein. 1593 nahm er Theil an der Synode zu Stettin, auch wurde ihm in diesem Jahr die Leitung des vom Herzog Ernst Ludwig hinterlassenen jungen Prinzen Philipp Julius übertragen, er behielt dieselbe aber nicht lange, sondern wurde 1597 vom Herzog Johann Friedrich zum Landvogt von Greifenberg bestellt. Bei der Regelung des Nachlasses des letzteren im J. 1600 vertrat er die Ansprüche der Wittwe und die eigenen gegen den Bruder des Verstorbenen, Herzog Barnim XII., der indessen nach beiden Seiten hin seine Rechte geltend zu machen wußte. Nichtsdestoweniger stand er mit demselben bald auf gutem Fuße, nahm für ihn die Huldigung in den pommerschen Städten an, vertrat ihn auf dem Reichstag zu Regensburg 1603 und wurde in demselben Jahre auch zum Landrath ernannt. — Graf Stephan Heinrich war seit 1577 vermählt mit der Wittwe des Grafen Johann Bernhard v. Eberstein, Margaretha, einer Tochter des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, von dessen anderer Gemahlin v. Sala; dieselbe starb mit Hinterlassung von 3 Kindern am 12. Juli 1608.

Micraelius, Vier Bücher pomm. Gesch. Dähnert, Pommersche Bibliothek. Leichenpredigten der Grafen v. E. v. Bülow.

Eberstein: Wilhelm Ludwig Gottlob Frhr. v. E., geb. 10. Novbr. 1762, lebte und † 4. Febr. 1805 auf seinem Landgute Mohrungen bei Sangerhausen. Als Philosoph ist E. unselbständig, er philosophirte im Geiste von Eberhard; als Geschichtschreiber der Philosophie besitzt er indessen namhafte Verdienste. Sein Hauptwerk ist der „Versuch einer Geschichte der Logik und Metaphysik der Deutschen bis auf die gegenwärtige Zeit“, 1794 u. 99, 2 Theile, herausgegeben von Eberhard auch unter einem zweiten Titel. Das Buch zeichnet sich durch umfassende Gelehrsamkeit und sachliche Darstellung aus; der Standpunkt desselben ist der der Leibniz-Wolff'schen Philosophie, gegen Kant verhält sich E. mehr kritisch. Er vertheidigt sich in Bezug darauf in einem Schriftchen „Ueber meine Parteilichkeit, vorzüglich einen Widerspruch des Herrn Kant betreffend“, 1800 (vgl. Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philosophie, 1840, S. 420). Ferner veröffentlichte E. „Beschaffenheit der Logik und Metaphysik bei den reinen Peripatetikern“, 1800 und „Die natürliche Theologie der Scholastiker“, 1803, das beste Buch, das wir über diesen Gegenstand besitzen.

Vgl. Intelligenzbl. zur Leipz. Litteraturztg. 1805, St. 9, S. 139—144. Richter.

Ebert: Adam E., Rechtsgelehrter, geb. 1653 zu Frankfurt a/O., † daselbst 24. März 1735. Er machte Reisen, die er später in einem Buche unter dem Namen Aulus Apronius (1723) beschrieb, promovirte 1685 in seiner Vaterstadt und ward bald darauf außerordentlicher Professor der Rechte. Sein umfangreiches Testament, welches in den unten angeführten „Beyträgen" (IV. 123—47) einen Abdruck gefunden hat und worin er seinen „Geist allen Gelehrten in gantz Europa" hinterläßt, ist ein Curiosum von Eitelkeit und Beschränktheit.

Hymmen's Beyträge zu der jurist. Litteratur in den preußischen Staaten V. 208. Steffenhagen.

Ebert: Friedrich Adolf E., Bibliograph, geb. 9. Juli 1791 zu Taucha, † 13. November 1834, war der Sohn Samuel Ebert's, eines protestantischen Geistlichen, der seit 1778 am Geburtsorte des Knaben lebte, kurz nach dessen Geburt aber nach Leipzig übersiedelte. Samuel E. starb im J. 1807, bevor der Sohn die Universitätsstudien begonnen hatte, denen er sich auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg als Theologe und Philologe widmete. An letzterem Orte promovirte er 1812. Seine Neigung zum bibliothekarischen Beruf, die er schon in der Schülerzeit als Amanuensis seines Lehrers Lunze, Unterbibliothekars der Rathsbibliothek zu Leipzig, nähren konnte, führte ihn 1813 in eine Stellung an der Leipziger Universitätsbibliothek, 1814 an die königl. Bibliothek zu Dresden. An dem letzteren Institute blieb er bis zu seinem Tode thätig. Nur während einer kurzen Zwischenzeit von nicht ganz zwei Jahren (1823—25) verwaltete er das bibliothekarische Amt in Wolfenbüttel, von wo zurückgekehrt er 1827 Oberbibliothekar der Dresdener Bibliothek wurde. Die ihm zugemessene Lebenszeit war eine kurze und durch vielfältige Ungunst des Schicksals beeinträchtigt. Dennoch hinterließ er, als er starb, drei Tage nach einem Sturz von einer Bibliotheksleiter, Werke, welche durch unsäglichen Fleiß, Vielseitigkeit der Bildung, Virtuosität im Beherrschen litterarischer Hülfsmittel noch nach langer Zeit für die Litteratoren, vor allem aber für jeden seiner bibliothekarischen Berufsgenossen sowol durch den Stoff, den sie bieten, lehrreich als durch die Art der Bearbeitung mustergiltig sind. Schon seine zwar nicht erste, aber doch erste bedeutendere Schrift: „Die Bildung des Bibliothekars" (1820 in zwei Ausgaben gedruckt), deren Titel sein französischer, übrigens mit Recht in Ansehen stehender Rivale Brunet in seinem Manuel (Artikel Ebert) in der Uebersetzung Le portrait du bibliothécaire wiedergibt, zeigt, von wie hohen Gesichtspunkten aus er die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs und die Aufgaben öffentlicher Bibliotheken aufzufassen wußte. Sein „Bibliographisches Lexikon" (Leipzig 1821—30, 4. 2 Bde.), zu dem er handschriftlich Nachträge und Verbesserungen hinterließ, welche die Brockhaus'sche Buchhandlung erwarb, ist das Werk eines gründlich gebildeten Gelehrten, der das praktische Bedürfniß der wissenschaftlichen Forschung kennt. Die „Geschichte und Beschreibung der k. ö. Bibliothek zu Dresden" (1822) bietet werthvolle bibliothekarische Erfahrungen und zeichnet sich mehr noch als durch geschickte Benutzung dürftiger Acten und geringfügiger Spuren der Vergangenheit durch die Hingebung aus, welche der Verfasser gegen seinen Beruf und das Institut, dem er angehört, durch die Pietät, welche er gegen achtungswerthe Vorgänger beweist. Besondere Erwähnung verdient auch seine Schrift: „Zur Handschriftenkunde" (1825). Den größten Theil seiner handschriftlichen Collectaneen und Vorarbeiten, sowie seine Correspondenz verwahrt die Dresdener Bibliothek. Die ausführlichsten Lebensnachrichten bietet der Artikel seines Amtsgenossen Falkenstein in Ersch und Gruber's Encyklopädie I. Sect. Th. 30. S. 263 ff.

Schnorr v. Carolsfeld.

Ebert: Johann Arnold E. wurde am 8. Febr. 1723 zu Hamburg geboren. Sein Vater stand in hamburgischen Kriegsdiensten. E. besuchte das Johanneum, wo ihn bald mit seinem Mitschüler Basedow ein vertrautes Freundschaftsverhältniß verband. In Prima fühlte er sich hauptsächlich durch den Unterricht des Rectors Johann Samuel Müller angezogen, der ihn seiner besondern Freundschaft würdigte. Nach seinem Abgang vom Johanneum besuchte er noch das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und gab zugleich in mehreren angesehenen Häusern Unterricht, hauptsächlich in den neueren Sprachen. Er selbst sagte, daß diese Beschäftigung auf seine gesellige Bildung den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt habe. Von der größten Bedeutung für seine gesammte geistige Entwicklung ward jedoch die Bekanntschaft mit Hagedorn, der an seinen litterarischen und poetischen Bestrebungen den wärmsten Antheil nahm. Er machte ihn auch den Freunden der Litteratur bekannt, indem er zwei Abhandlungen von de la Nauze über die Lieder der alten Griechen in der Uebersetzung Ebert's der Ausgabe seiner Oden und Lieder beifügte und in der Vorrede seinen jungen Freund in den lobendsten Ausdrücken erwähnte. Auch die Vorliebe Ebert's für die englische Sprache und Litteratur wurde sicherlich durch Hagedorn bestärkt. Ostern 1743 begab er sich nach Leipzig, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Eine Serenade, „Das Vergnügen" betitelt (abgedruckt im zweiten Theil seiner Episteln und vermischten Gedichte S. 61 ff.), zog ihm den Unwillen der hamburgischen Geistlichkeit zu. Es trug dies jedenfalls mit dazu bei, daß er sich sehr bald vom Studium der Theologie abwandte und sich ausschließlich schönwissenschaftlichen Studien widmete. Ein günstiges Geschick führte ihn bald in den Kreis der Bremer Beiträger, an deren litterarischen Bestrebungen er den eifrigsten Antheil nahm, wenn er auch selbst in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" und in den „Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" nur einige kleinere Gedichte veröffentlichte. 1748 erhielt er auf Antrieb seines Freundes Gärtner einen Ruf nach Braunschweig als Hofmeister an der mit dem Collegium Carolinum verbundenen Pensionsanstalt; bald darauf wurde ihm der Unterricht in der englischen Sprache am Collegium übertragen. Auch den Erbprinzen, dessen Liebe und Achtung er in hohem Maße gewann, unterrichtete er im Englischen. Mit den litterarisch bedeutenden Männern, die damals in Braunschweig und dessen Umgebung lebten, mit Zachariä, Jerusalem, Gärtner u. a., später mit Eschenburg und Lessing stand er in vertrautem Verkehr und erwarb sich durch sein mildes und liebenswürdiges Wesen die allgemeinste Hochachtung. Sein Leben verlief ruhig, ohne bedeutende Veränderung. 1753 wurde er ordentlicher Professor am Carolinum und hielt nunmehr auch Vorlesungen über Gelehrtengeschichte. 1770 übernahm Eschenburg diese Vorlesungen, wogegen E. nunmehr den Unterricht in der griechischen Sprache erhielt. Am 18. Mai 1773 vermählte er sich mit Luise, der Tochter des Kammerraths Gräfe; die Gedichte, die er ihr alljährlich am Hochzeitstage widmete, sind ein schönes Denkmal seiner beglückten Ehe. 1775 erhielt er ein Canonicat am Cyriaksstift, 1780 wurde er zum Hofrath ernannt. Seinen Aufenthalt in Braunschweig unterbrach er jeden Sommer auf kurze Zeit durch eine kleine Reise. In der letzten Zeit seines Lebens nahm er meist Hamburg zum Reiseziel, um dort Klopstock zu besuchen, der damals allein von dem Leipziger Freundeskreise noch am Leben war und seinem Freunde in der ergreifenden Ode „An Ebert" die Jugendzeit ins Gedächtniß zurückrief. E. starb nach kurzer Krankheit am 19. März 1795. In seinen Dichtungen verräth sich der Freund Hagedorn's und der Bremer Beiträger; der Hauptvorzug derselben besteht in dem anmuthigen und geschmackvollen Vortrag und in dem correcten Versbau. Sein einflußreichstes Werk ist die Uebersetzung von Young's Nachtgedanken, die eine schwärmerische Begeisterung für Young und eine Menge

von Nachahmungen hervorrief. Sein Bildniß befindet sich vor dem neunten Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und vor dem Göttinger Musenalmanach auf 1796.

Vgl. Eschenburg's Leben Ebert's im zweiten Theile von Ebert's Episteln und vermischten Gedichten (Hamburg 1789, 1795). — Karl G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur in den Jahren 1745—1800 (Wolfenbüttel 1845), S. 63—74; das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften in Schröder's hamburgischem Schriftstellerlexikon. Daselbst fehlt jedoch: Johann Arnold Ebert's christliche Gedanken über das Leiden und Sterben des Erlösers, von einem Freunde der Wahrheit nebst einer Vorrede zum Druck befördert, Hamburg 1742. 4. (vgl. Eschenburg, S. XVII l. c.). W. Creizenach.

Ebert: Johann Jakob E., geb. zu Breslau 20. Nov. 1737, † 18. März 1805, wurde, nachdem er auf der Schule zu Wurzen, dem Elisabeths-Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1756 auf der Universität zu Leipzig seine Ausbildung erworben hatte, im J. 1760 daselbst Magister und erhielt dadurch das Recht mathematische und philosophische Collegia zu lesen und Uebungen im Stil und im Disputiren zu halten. Der Umgang mit Gellert und Ernesti, sowie eine Reise, welche er im J. 1764 durch Deutschland und Frankreich machte, waren für seine fernere Ausbildung von großem Nutzen. Im J. 1768 erhielt er die Stelle eines Hofmeisters bei den Kindern des russischen Ministers v. Teplof in St. Petersburg, folgte aber bereits im nächsten Jahre einem Rufe als Professor der Mathematik an die Universität zu Wittenberg. Hier erwarb er sich durch seine mathematischen und philosophischen Vorlesungen, sowie durch Leitung des pädagogischen Seminars vielfache Verdienste. Als Schriftsteller machte er sich durch mehrere mathematische und philosophische Lehrbücher bekannt, welche sich durch logische Anordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit und nicht minder in stilistischer Hinsicht auszeichnen und mehrere Auflagen erlebten, jetzt freilich längst veraltet sind. Auch seine belletristischen und dichterischen Zeitschriften und Romane, von denen besonders das „Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für junge Damen", Leipzig 1795—1802, 8 Jahrgänge mit Kupfern, sowie die Wochenschriften „Fidibus" und „Tapeten" und die „Sammlung kleiner Romane und moralischer Erzählungen" zu nennen, sind vergessen. Seine „Fabeln für Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts" erschienen nach seinem Tode im J. 1810 in dritter Auflage.

Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. VI. — H. Döring, Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. I. Spehr.

Ebertus: Andreas E., geb. 1479 zu Grünberg in Schlesien, † 1557 als Prediger in Wriezen a. O. Nachdem er eine Zeit lang Canonicus in Neisse und Ottmachau gewesen war, trat er später zur lutherischen Lehre über, welcher er schon 1536 durch seine Predigten in Frankfurt a. O. den Weg bahnte. Zeitgenossen, wie Jod. Willich und Georg Sabinus, sowie spätere Chronisten, wie Angelus und Leutinger, berichten von einer besessenen Magd, welche zur Zeit, als E. in Frankfurt eintraf, dadurch, daß sie Geld und Nadeln verschluckte, die Einwohnerschaft in Aufregung versetzte. Luther warnte in einem charakteristischen Schreiben von Wittenberg aus vor Betrug (Werke von Walch XXI. S. 1274), E. setzte durch strafende Reden und Fürbitten dem Treiben ein Ziel. Doch war vor seinen Gegnern seines Bleibens in der Stadt nicht lange. Später, als der Kurfürst von Brandenburg selbst zur Reformation übergetreten war, berief er E. in das Pastorat nach Wriezen. Er ward, obwol er erst in späteren Jahren geheirathet hatte, der Stammvater eines Geschlechts, aus welchem während zweier Jahrhunderte der Frankfurter Universität eine Reihe von Docenten erwuchs.

Sein Sohn, Jakobus E. (geb. 1549 in Sprottau), † 1614 als Professor der Theologie in Frankfurt, wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse von den Zeitgenossen mit dem Beinamen Polyglottus geehrt. Dessen Sohn, Theodor E. (geb. 1589), genoß den Ruf eines bedeutenden Hebraisten und versuchte sich selbst in hebräischen Poesien, von denen mehrere Sammlungen im Druck erschienen. Auch stellte er unter dem Titel: „Manuductionis aphoristicae ad discursum artium et disciplinarum methodicum sectiones sedecim“ (1619—1620) eine Art System der Wissenschaften auf, nachdem er schon früher (1612—1616) einzelnen Theilen, der Logik, Rhetorik, Ethik und Physik speciellere Abhandlungen gewidmet hatte, Arbeiten voll scholastischer Gelehrsamkeit und nach ähnlichen Zielen strebend, wie das encyklopädische Werk Baco's von Verulam, aber ohne den Geist und noch unbeeinflußt von den neuen Ideen seines älteren Zeitgenossen. Er starb 1630 als Professor des Hebräischen. Sein älterer Bruder Theophilus E. († 1641 als Archidiaconus in Frankfurt) ist der Großvater des obengenannten Adam Ebert, mit dem dieses Geschlecht in männlicher Linie erlosch.

Becman in der Notitia Univ. Francofurt. p. 116—120. — Ein allerdings nicht vollständiges Verzeichniß der Schriften in M. F. Seidel's Bilder-Sammlung von Küster, S. 43. Schwarze.

Eberwein: Franz Karl Adalbert E., geb. 10. Nov. 1786 in Weimar, erhielt, wie seine Brüder (s. u.), den ersten Unterricht in der Musik vom Vater, später, als er sich hauptsächlich der Violine zuwendete, von seinem älteren Bruder Traugott Maximilian. Durch tüchtige theoretische Studien und den fleißigen Besuch des Gymnasiums zu Weimar erwarb er sich nicht nur hervorragende musikalische Kenntnisse, sondern eine bemerkenswerthe allgemeine Bildung, welche durch den Verkehr mit den damaligen litterarischen Kreisen Weimars sehr gefördert wurde. Am 3. October 1803 trat er als Hofmusikus in die großherzogliche Capelle und hatte bald das Glück die Gunst Goethe's zu erringen, für dessen Hauscapelle er verschiedene Gesänge componirte und deren Dirigent er später wurde. Auf Verwendung des Dichters erhielt er Urlaub und ging mit Empfehlungen von diesem 1808 nach Berlin zu Zelter, um dessen Unterricht fast 2 Jahre zu genießen. Seit 1810 zum Kammermusikus befördert, wurde E. 1818 zum Musikdirector bei der Stadtkirche und Gesanglehrer beim Seminar, 1826 zum großherzoglichen Musikdirector und Dirigent der Oper ernannt, welches Amt er bis zu seiner ehrenvollen Pensionirung im October 1849 ausübte. Hochbetagt starb er am 2. März 1868 in Weimar. E. hat fleißig componirt für Kirche, Haus und Bühne. In seinen Werken steht er auf dem Boden der classischen Schule, Mozart als Vorbild anerkennend, ohne jedoch der selbständigen charakteristischen Erfindung ganz zu entbehren. Für die Kirche schrieb er unter anderem das Oratorium „Der Jüngling zu Nain“ und eine große Cantate zum funfzigjährigen Regierungsjubiläum Karl Augusts. Von seinen Opern und Singspielen sind zu nennen: „Die Heerschau“, „Der Graf zu Gleichen“, „Der Sohn des Reichen oder der Rothmantel“, „Der Teppichhändler“, „Die schöne Ruhlaerin“, sowie die populär gewordene Musik zu Holtei's „Lenore“ (Mantellied), zu Wolf's „Preciosa“ und zu Goethe's „Faust“, I. und II. Theil, letzterer nach Eckermann's Bearbeitung zum ersten Male aufgeführt am 24. Juni 1855. Ferner componirte E. 1814 die Musik zu Goethe's Monodram „Proserpina“, worüber er selbst im „Weimarer Sonntagsblatt“ (1856, Nr. 27 flg.) interessante Mittheilungen macht. Außerdem schrieb er zahlreiche Entreacte, viele Cantaten, Lieder und Instrumental-Compositionen. Seine Gattin Henriette, eine Tochter des bekannten Componisten und Clavierspielers Wilhelm Häsler, geb. 24. Nov. 1790 in Erfurt, nahm 1806 Unterricht beim Musikdirector Vierey in Dresden, kam schon 1807 an das Theater nach Weimar, trat als Sopranistin in die Hauscapelle Goethe's ein, wo sie E.

kennen lernte, und heirathete diesen im J. 1812. Seit Ende 1838 pensionirt, starb sie am 6. Aug. 1849. Henriette hatte sich nach der Jagemann-Heygendorf gebildet und wurde sehr geschätzt in Rollen wie Donna Anna, Fidelio u. s. w. Ein Sohn beider, Max Karl, geb. 1814 in Weimar, ein Schüler Hummel's, wurde bekannt als tüchtiger Clavierspieler und Componist. Er starb 19. März 1875 in Dresden, wo er seit einer langen Reihe von Jahren als Musiklehrer gelebt hatte. Fr. Karl Eberwein's Bruder Christian, geb. in Weimar 14. Mai 1781, kam 1802 als Oboist in die großherzogliche Capelle und starb 1832. Er zeichnete sich durch schönen Ton, Fingerfertigkeit und brillanten Zungenstoß aus.

Fürstenau.

Eberwein: Traugott Maximilian E., geb. zu Weimar 27. Oct. 1775, † als Capellmeister zu Rudolstadt 2. Dec. 1831, Sohn des Hof-, Stadt- und Landmusikus Alexander Bartholomäus E. und Bruder des vorigen. Er empfing seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium in Weimar und genoß den ersten musikalischen Unterricht bei seinem Vater. Schon frühzeitig zeigte er außerordentliches Talent zur Musik, was dadurch bewiesen wird, daß er, erst sieben Jahre alt, als Violinspieler schon in der Capelle verwendet werden konnte. 1791 wurde er nach damaliger Sitte in den „löblichen Gesellenstand der Instrumentalisten" aufgenommen. Neben dem Bestreben, mit fast allen musikalischen Instrumenten praktisch sich vertraut zu machen, versuchte er sich frühzeitig in der Composition. 1792 studirte er in Frankfurt a. M. bei Kunze Theorie der Tonkunst und nahm bei dem Violinspieler Schick in Mainz Unterricht. Von hier aus besuchte er den Hof in Homburg v. d. H., wo sein Oheim angestellt war und wo ihn der Fürst Ludwig Friedrich II. von Schwarzburg-Rudolstadt kennen lernte. Von diesem nach Rudolstadt eingeladen wurde er hier 1797 als Hofmusikus angestellt, ward 1810 Kammermusikus und 1817 wirklicher Capellmeister, nachdem ihm schon vorher die Leitung der Capelle übertragen worden war. Sein Lieblingsinstrument blieb die Violine. Vorher im J. 1803 und 1804 hatte er Reisen durch Baiern, Tirol nach Neapel gemacht, in letzterer Stadt auch noch Unterricht bei Fenaroli genommen. Kleinere Reisen nach Berlin und Wien brachten ihn in persönliche Verbindung mit Hummel, Dussek, Zelter, Beethoven und Salieri. Als Director der Capelle hat er viel zur Bildung des musikalischen Sinnes und Geschmacks in Rudolstadt beigetragen und war im Stande, eine Menge der gediegensten, sowol geistlicher als weltlicher musikalischer Meisterwerke zur Aufführung zu bringen. In späteren Jahren namentlich beschäftigte er sich meistens mit Compositionen, denen ein poetischer Geist nicht abzusprechen ist; aber auch für andere Zweige des wissenschaftlichen Lebens zeigte er stets reges Interesse. Seine Compositionen, an Zahl über 100, lassen sich eintheilen in solche, welche er für die Kirche schrieb (worunter mit Auszeichnung zu nennen seine große Messe As-dur, Op. 87, 1824, Cantaten, Psalmen u. a. m.), und für das Theater (unter denen neben der Oper „Piedro und Elvira", das „Befreite Jerusalem" ꝛc. über 100 Entracte), wozu noch eine große Anzahl Lieder hinzukommen und Compositionen, welche theils einzeln, theils in Heften gedruckt erschienen, sowol für das ganze Orchester als für einzelne Instrumente (Violine, Clarinette, Oboe), sowie Duetten, Terzetten und Quartetten für verschiedene Instrumente. Außerdem lieferte er vermöge seines außerordentlich kritischen Talentes fast zu allen damals bedeutenden musikalischen Zeitungen Beiträge.

Neuer Nekrolog IX. 2. S. 106 ff.; Schilling's Universallexikon der Tonkunst; Leipziger Allgemeine musikalische Zeitung 1834, S. 157; Einladungsschrift zur Schulprüfung in Rudolstadt vom J. 1832, 2. St.

Anemüller.

Ebhardt: Georg E., Pfarrer zu Schöndorf (zwei Stunden von Weimar), deutscher Dramatiker. Seine „Ecclesia militans et triumphans“ (Jena 1611, nach seinem Tode von seinem Bruder Samuel überarbeitet und herausgegeben), ist eine sonderbar historisch-symbolische Erfindung: der Papst oder Antichrist hält den Herzog Otto, Kaiser Friedrich Barbarossa's Sohn, gefangen; der Kaiser muß sich durch einen Kniefall demüthigen; der Papst setzt seinen Fuß auf ihn; Bischöfe, Jesuiten und Mönche singen ein Triumphlied dazu; Claus Narr macht spöttische Bemerkungen; Markgraf Dietrich von Meißen bricht in empörte Reden aus und wird vom Kanzler mit genauer Noth beruhigt; der Papst zwingt den Kaiser sogar, ihm den Fuß zu küssen. Derselbe Papst hält dann Rath gegen das Lutherthum, Ecclesia militans, die Repräsentation der gereinigten Lehre und andere allegorische Personen treten auf; Ecclesia wird vor die Inquisition geschleppt, zum Tode verurtheilt, in den Kerker geworfen, aber von Engeln befreit. Der Papst, „der irdische Gott Vater“, schickt hierauf eine Gesandtschaft in den Himmel, aber St. Petrus läßt sie nicht ein. „So helf' uns Satan und sein' Macht“, sagt der Papst und wird mit den Seinigen vom Teufel geholt. Im Ganzen zu viel Disputation; aber einzelne wirksame Scenen.

Heyse, Bücherschatz 2215. Scherer.

Eble: Burkhart E., Arzt, 6. Novb. 1799 zu Weil der Stadt (Würtemberg) geboren, wurde, nachdem er im Lyceum in Rastatt eine wissenschaftliche Vorbildung genossen, auf Verwendung seines älteren Bruders Ferdinand, österreichischen Militärarztes, im J. 1815 als Zögling in die Josephs-Akademie in Wien aufgenommen, im J. 1817, in welchem er in Anerkennung seines Fleißes die große silberne Medaille erhielt, als Unterarzt in einem Regimente in Wien angestellt, alsbald zum Oberarzte im Wiener Garnisonspitale befördert, 1821 zum Wiener Garnisons-Artilleriedistrict versetzt und 1822 zum Prosector an der med.-chirurg. Akademie ernannt, in welcher Stellung er bis zum J. 1832 verblieb. Inzwischen hatte E. seine Studien an der Universität fortgesetzt, war 1827 unter Einreichung seiner Dissertation „Commentatio de studio anatomico, cum tab.“ zum Doctor promovirt worden und hatte 1830 das Diplom eines Doctors der Chirurgie und Magisters der Augenheilkunde und Geburtshülfe von der Josephs-Akademie erhalten. Im J. 1832 wurde er zum Regiments-Feldarzt befördert, erhielt aber schon kurze Zeit darnach die Stelle eines Bibliothekars an der med.-chirurg. Akademie und verblieb in dieser seinen Wünschen vorzugsweise entsprechenden Stellung bis zum Juli 1837. In Folge schwerer Erkrankung wurde er pensionirt und starb, in einem Alter von 40 Jahren, am 3. August 1839. — Trotz der kurzen Lebenszeit, die ihm gegönnt war, hat sich E. durch seinen litterarischen Fleiß und durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen ehrenvollen Namen erworben und schon bei Lebzeiten volle Anerkennung seiner Bestrebungen von Seiten gelehrter Gesellschaften erhalten und fürstlicher Personen (der Könige von Belgien, von Preußen und des Kaisers von Oesterreich) gefunden. Von seinen gelehrten Schriften (darunter ein „Taschenbuch der Anatomie und Physiologie“ in 2 Bdn. 1831, ein „Taschenbuch der allgem. Pathologie und Therapie“ in 2 Bdn. 1833 und ein „Encyklopädisches Handbuch für angehende Wundärzte“ in 2 Bdn. 1834) verdienen vorzugsweise die seinen Ruf begründende Arbeit „Ueber den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges“, 1828, ferner „Die Lehre von den Haaren in der gesammten organischen Natur“, 2 Bde. 1830, sodann eine vortreffliche Arbeit „Ueber die in der belgischen Armee herrschende Augenkrankheit“, 1836 (eine Streitschrift gegen Jüngken, später sehr erweitert und von wesentlich anderem Standpunkte der Auffassung bearbeitet und unter dem Titel „Die contagiöse oder ägyptische Augenentzündung“, 1839, veröffentlicht), vor allem aber sein „Versuch einer pragmatischen

Geschichte der Arzneikunde vom Jahre 1800—1825" genannt zu werden. Die letztgenannte Schrift erschien als Fortsetzung zu dem großen Sprengel'schen Werke über die Geschichte der Medicin, der erste Band, die Anatomie und Physiologie umfassend, 1837, der zweite, leider unvollendet gebliebene (er behandelt die Geschichte der med. Schulen und die Geschichte der speciellen Pathologie) kurz nach seinem Tode im J. 1840. — Alle Arbeiten Eble's zeugen von umfassender Gelehrsamkeit und Reife des Urtheils ihres Verfassers.

Vgl. hierzu den Nekrolog von Freih. v. Feuchtersleben in Wiener Zeitung Nr. 235 vom 11. Octbr. 1839 (auch abgedruckt in Salzb. med.-chirurg. Zeitung 1840 Nr. 1. 2. I, S. 14. 29) und Burkh. Stotz (aus Weil der Stadt), Medicinische Biographie Burkh. Eble's nebst einer Beurtheilung seiner Schriften. Diss. inaug. Tübing. 1841. A. Hirsch.

Ebner: Erasmus E., Nürnbergischer Rathsherr, dann in spanisch-englischen Diensten thätig, zuletzt braunschweigischer Hofrath, geb. 21. Decbr. 1511, † 24. Novbr. 1577. Sein Vater, der Nürnberger Rathsherr und Losunger Hieronymus E., übergab ihn frühzeitig Melanchthon zur Erziehung, der ihn in seine Privatschule aufnahm und zu seinem Unterrichte die Elementa grammatices (herausg. 1522) verfaßte. Nachdem er frühzeitig seine Studien in Wittenberg vollendet, auch 1530 an dem Reichstag von Augsburg als Begleiter Melanchthon's oder der nürnbergischen Gesandten (das lateinische Exemplar der Confessio Augustana hatte er für den Nürnbergischen Rath abgeschrieben, vgl. Corpus Reformatorum Tom. II.) Theil genommen, begab er sich auf Reisen nach Frankreich und Italien und trat nach seiner Rückkehr in den Dienst seiner Vaterstadt. 1536 wurde er zum Mitgliede des Rathes erwählt. Er fand hauptsächlich Verwendung in den auswärtigen Geschäften der Reichsstadt, und es ist kaum ein Reichs-, Kreis- oder Städte-Tag, kaum ein Convent oder Religionsgespräch, bei welchem Nürnberg durch Gesandte vertreten war, auf welchem wir ihn in den nächsten 18 Jahren nicht thätig finden. Sein Name ist daher mit der auswärtigen Politik der Reichsstadt in dieser Zeit auf das engste verbunden und nach den Traditionen seiner Familie, wie nach seiner eigenen Ueberzeugung und dem Hauptinteresse des Jahrhunderts waren seine Bemühungen besonders den Verhandlungen in Sachen der Religion, in denen Nürnberg eine hervorragende Stellung einnahm, gewidmet. Aber von besonderer Bedeutung auch auf dem politischen Gebiete wurde seine Thätigkeit in den Verhandlungen und Verbündnissen, in welche Nürnberg von 1552 an mit den fränkischen Ständen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Kurfürsten von Sachsen gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eintrat. Die wesentlichen Unterstützungen, welche die ersteren von Franken aus gegen ihren Bedränger und durch die Unterstützung des Kaisers gefährlichsten Feind erhielten, waren durch ihn vermittelt worden, auch der schnelle und für beide Theile erträgliche Friedensschluß zwischen dem Herzog Heinrich und der Stadt Braunschweig nach dem Treffen bei Geitelde und Steterburg (1553), ebenso der darauf (1554) erzwungene Rücktritt der Herzöge von Lauenburg und Lüneburg und Hamburgs und Lübecks vom Bündnisse mit Albrecht von Brandenburg waren durch seine Mitwirkung erreicht worden. Ueberhaupt scheint nächst den materiellen Mitteln, welche Franken, und vor allem seine reiche Vaterstadt aufwandte, E. nicht zum geringsten das Verdienst zugesprochen werden zu müssen, die Gefahr und die unberechenbaren Folgen eines Sieges, den der wilde Markgraf in Norddeutschland zu erfechten eben den Anlauf genommen hatte, durch das compacte und in der Folge entscheidende Bündniß zwischen Franken, Sachsen und Braunschweig und durch das rasche rücksichtslose Vorgehen der Verbündeten von Deutschland abgewendet zu haben. — Um so mehr muß es auffallen, daß er kurz nach diesem

Deutschland verließ und in den Niederlanden in spanisch-englische Dienste trat. Vielleicht sind die Gründe hiefür in Verbindungen zu suchen, die er früher am kaiserlichen Hofe, besonders mit Lazarus Schwendi, angeknüpft hatte. 1569 kehrte er nach Deutschland zurück. Herzog Julius von Braunschweig, dem er wol aus früherer Zeit empfohlen war, berief ihn in seinen Dienst, ernannte ihn zum Hofrath und verlieh ihm, um ihm die Möglichkeit zu gewähren, in Muße den Wissenschaften leben zu können, die Propstei Dorstadt bei Wolfenbüttel. E. hatte trotz seines vielbewegten Lebens nie aufgehört, theologische, classische und mathematische Studien zu treiben. Seine Erfahrungen und seine Kenntnisse empfahlen ihn in der Folge beim Herzoge so, daß dieser ihn 1573 zu sich berief, um seines Beirathes bei der Gründung der Universität Helmstädt sich zu bedienen. Er starb zu Helmstädt. — Seine Schriften haben Will und v. Boyneburg-Lengsfeld aufgezeichnet. Ein für die Geschichte seiner Zeit nicht unwichtiges Material scheint noch in den Briefen und Correspondenzen verborgen zu liegen, welche er auf Befehl Kaiser Karls V., der Königin Maria von England und der Herzöge von Braunschweig verfaßte und welche dem Ebner'schen Familien-Archiv in Nürnberg einverleibt worden sind.

Vgl. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon s. v. Erasmus E. — Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld in Ersch und Gruber's Encykl. s. v. Ebner. — v. Ranke, Gesch. Deutschlands im Zeitalter der Reformation Bd. V. S. 242 ff.

Brecher.

Ebner: Hieronymus E., erster Losunger und einflußreichstes Mitglied des Rathes in Nürnberg während der Reformationszeit, geb. 5. Jan. 1477, gest. 26. Aug. 1532 in Nürnberg, stammte aus einem der ältesten adelichen Geschlechter der Reichsstadt, dem der „Ebener", „Ebnarii", „Ebneri", und war der Sohn des Rathsherrn und Septemvirs Matthäus E. und der Margarethe Schürstab. Um sich für den Dienst in seiner Vaterstadt vorzubereiten studirte er in Ingolstadt unter Leitung des Juristen Sixtus Tucher die Rechte, machte eine Reise nach Frankreich und begab sich dann an den Hof des Kaisers Maximilian. In der Begleitung desselben war er auf dem Reichstag zu Augsburg, ging mit ihm nach Nördlingen und wohnte, nachdem er mit seinem Bruder Anton ganz in den kaiserlichen Hofdienst übergetreten war, 1500 der Huldigung des Kaisers zu Nürnberg bei. Nachdem er so Land und Leute kennen gelernt und Erfahrungen für seine spätere politische Thätigkeit gesammelt hatte, nahm er seine Entlassung aus kaiserlichem Dienst und kehrte nach Nürnberg zurück. Hier verheirathete er sich 1501 oder 1502 mit Helena Fürer und begann die Thätigkeit für seine Vaterstadt 1502 als Genannter des größeren Rathes, wurde ein Jahr darauf Rathsherr und 1515 zum vordersten Losunger erwählt. — An der Spitze eines so bedeutenden Gemeinwesens stehend, wie das der blühenden Reichsstadt damals war, ausgestattet mit klarem und besonnenem Geiste, fielen ihm während seiner Amtsführung nicht nur eine Reihe der bedeutendsten staatlichen Aufgaben sondern auch entscheidende Mitwirkungen an den damaligen geistigen Bewegungen zu, die ganz Deutschland durchdrangen. Schon Leo X. hatte den Einfluß, welchen er auf die religiöse Richtung seiner Vaterstadt ausübte, erkannt und ihn in Anbetracht seiner Frömmigkeit und seiner Stellung als Pfleger der Kirche U. L. Frauen und des Klosters Engelthal durch eine Bulle vom 22. Aug. 1517, die ihm und seiner Familie viele Auszeichnungen und Vergünstigungen gewährte, für die Sache des römischen Stuhles zu gewinnen gesucht. Aber E., durch Christoph Scheurl für Luther gewonnen, entschied sich in der Folge für die Reformation und wurde in Nürnberg neben L. Spengler und Baumgärtner ihr energischster und treuester Beförderer. Auf den Wunsch Scheurl's, der ihn in seinen Briefen als mel et deliciae vel certe margarita populi Nurnbergensis preist, dedicirte ihm

Luther unter dem 15. August 1518 seine Auslegung des 110. Psalms. Als dieser auf seiner Rückkehr von Augsburg im October 1518 kurze Zeit in Nürnberg verweilte, scharten sich um ihn alle seine Freunde, unter ihnen vor allen E. „totus quantus Martinianus“. Ebner's Thätigkeit für die Ausbreitung des Evangeliums in Nürnberg ist im einzelnen nicht überall mit Sicherheit festzustellen; das aber läßt sich leicht erkennen, daß er für die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt, wie sie sich 1525 vollzog, am einflußreichsten und entschiedensten gewirkt hat. Unter dem 26. April d. J. berief er als Bürgermeister mit seinem Collegen Christoph Tetzel, um der neuen Ordnung eine Stütze zu geben, Wenzeslaus Link als Prediger von Altenburg nach Nürnberg und richtete gegen Ende des Jahres in Gemeinschaft mit dem Rathsherrn Casp. Nützel an den Kurfürsten von Sachsen und die übrigen betheiligten Fürsten ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, mit befähigten Personen und Predigern auf den zukünftigen Reichstag nach Speyer zu kommen, um die Sache des Evangeliums zu vertreten. Ueberhaupt war er es, der gegenüber der Zaghaftigkeit vieler Reichsstände jetzt und noch später dem energischen Festhalten an dem Erreichten trotz der Drohungen des Kaisers und der Gegner amtlich und privatim das Wort redete. So wirkte er, wenn er auch nicht persönlich an dem Reichstage von Augsburg 1530 Theil nahm, von Nürnberg aus eifrigst für furchtloses Eintreten für das Bekenntniß, das er von Melanchthon und seinen Begleitern durch allzugroße Nachgiebigkeit gefährdet sah. Nicht geringer waren die Verdienste, die er sich um Nürnberg durch seine kräftige Unterstützung der Errichtung des Gymnasiums 1526 und durch eine Reihe von Negociationen beim schwäbischen Bunde und beim Bischof von Bamberg in politischen und religiösen Angelegenheiten erwarb. Camerarius nennt ihn mit Recht eine bedeutende Persönlichkeit voll Würde, die aus dem Bewußtsein eines höheren Strebens, der redlichsten Gesinnung und unbestechlicher Gerechtigkeit hervorging, und Laz. Spengler klagte schmerzlich bewegt bei seinem Tode, daß dadurch sein Vaterland ein schwerer Verlust betroffen habe, „denn ich kann nit sehen, wie wir dieses ehrbaren tapferen Mannes Statt so geringlich widerum ersetzen werden“. Beide sowol als Luther, Wenz. Link, Christoph Scheurl, Staupitz, Eoban Hesse und, wie oben gezeigt, Luther dedicirten ihm zur Verehrung Schriften. — Eine 1524 geprägte Münze überliefert uns sein Bildniß.

Vgl. Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon und Nürnbergische Münzbelustigungen II, 289 ff. — L. Spengler, von Pressel. — v. Soden, Beitr. zur Gesch. d. Reform. — v. Boyneburg-Lengsfeld in Ersch und Gruber's R.-E. s. Art. Ebner. — v. Soden und Knaake, Chr. Scheurl's Briefbuch. — Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. V. Bd. S. 800 ff. — P. v. Volckamer, Histor. geneal. heraldisches Handbuch der vormaligen Reichsstadt Nürnberg. 6. Fortsetzung 1869. s. v. Ebner. Brecher.

Ebner: Hieronymus (Jobst) Wilhelm E., nürnbergischer Staatsmann, geb. 22. Juni 1673, † 26. Jan. 1752. Nachdem er die Schule zu Nürnberg und die Universität zu Altdorf besucht hatte, vollendete er seine Bildung auf vierjährigen Reisen. Dann trat er 1700 in den Rath seiner Vaterstadt, der er 52 Jahre in öffentlichen Aemtern diente, namentlich auch auf vielfachen Gesandtschaftsreisen nach Wien, München, Prag, Baireuth und Frankfurt. 1711 ward er als Kroncavalier mit nach Frankfurt gesandt, um zur Kaiserkrönung Karls VI. die Insignien zu überbringen. Ebenso stand er mit Sigmund Friedrich Behaim an der Spitze der Nürnberger Gesandtschaft, welche 1742 zu Karls VII. Krönung mit den Reichskleinodien nach Frankfurt ging. Das Wesentliche aus der sehr charakteristischen „Relation“, welche die beiden Gesandten über diese Mission verfaßten, hat H. Uhde im (Raumer-Riehl'schen) Historischen

Taschenbuch, Jahrg. 1876, S. 99—153 mitgetheilt. — Große Verdienste erwarb sich E. um die systematische Einrichtung der Archive seiner Vaterstadt und nicht geringere dadurch, daß er die reichen litterarischen Schätze seiner Familienbibliothek der Forschung in freigebigster Weise zugänglich machte. Kataloge über mehrere Abtheilungen dieser Bibliothek wurden im Druck veröffentlicht.

Vgl. A. v. Boyneburg bei Ersch und Gruber I. Sect. 30. Bd. S. 287; daselbst S. 284 ff. Nachrichten über das ganze Geschlecht der Ebner.

v. L.

Ebner: Wolfgang E., ein rühmlichst genannter Meister auf der Orgel, gebürtig aus Augsburg. Er wurde im J. 1634 Organist an der Domkirche zu St. Stephan in Wien; 1637—1665 ist er als kaiserl. Hof- und Kammerorganist genannt; 1663—65 war er zugleich Domcapellmeister. Er schrieb eine lateinische Instruction und Unterweisung zum Generalbasse, von J. A. Herbst, Capellmeister in Nürnberg und Frankfurt a. M. „allen Liebhabern dieser Kunst zum Besten in die deutsche Sprache versetzt“ („Arte prattica e poetica“, Frankfurt 1653), p. 43—48. E., der bei St. Stephan die Reihe der Capellmeister eröffnete (vordem gab es daselbst nur Cantoren), machte sich in seiner Stellung sehr verdient um die Unterrichtspflege der Sängerknaben im Capellhause; in kurzer Zeit hatte er es dahin gebracht, daß das musikalische Hochamt von den Knaben „mit Gesang und allerlei Musik-Instrumenten“ ausgeführt werden konnte. Nur eine einzige Composition, 36 Variationen für Clavicembalo über ein Thema, A-moll, von Kaiser Ferdinand III. ist von E. bekannt, genügend, um seine Gediegenheit auch nach dieser Seite hin zu erkennen. Dieses Werk erschien zuerst in Prag im J. 1648 im Druck und wurde 1810 in Wien von F. A. Steiner (nachmals Haslinger) in würdiger Weise neu aufgelegt. Die Vorrede daselbst macht darauf aufmerksam, daß diese Variationen wol zu den frühesten gehören, die jemals gedruckt wurden und daß sie davon Zeugniß geben, „wie man schon zu jener Zeit Kunst mit Geschmack zu paaren wußte, dabei aber dem Thema mehr treu bleiben zu müssen glaubte als in unsern Tagen“ (1810). Der Titel des Werks lautet: „Aria Sr. Kaiserl. Majestät Ferdinand III., 36 Mahl verändert, für das Clavier eingerichtet und obgedacht Se. Kaiserl. Majestät gewidmet von Wolfgang Ebner, Kaiserl. Kammer-Organisten“, 1648. E. starb (laut Todtenprotokoll der Stadt Wien) zu Wien am 12. Febr. 1665 im Capellhause bei St. Stephan, alt 53 Jahre (er wäre demnach im Jahre 1612 geboren).

C. F. Pohl.

Ebroin, der Gemahl der Leudetrudis, folgte im J. 656 dem neustrischen Majordomus Erchinoald in der Würde eines Majordomus bei dem Könige der drei vereinigten Frankenreiche Chlothar III. Seine gewaltige Herrschernatur brachte ihn in Gegensatz namentlich zur hohen Geistlichkeit; der Bericht der Vita S. Leodegari ist ein getreuer Ausdruck dieser Feindschaft. Die Einheit des Reiches löste sich schon 660, als Childerich mit dem Majordomus Wulfoald die selbständige Regierung Austrasiens übernahm, sie zerbröckelte noch mehr, als nach Chlothars III. Tode 670 die Burgunder sich gegen Theoderich III., welchen E. aus eigener Machtfülle zum König eingesetzt hatte, erhoben und ihn nach St. Denis, den E. aber geschoren nach dem Kloster Luxeuil sandten. Childerich, der allein noch übrige König, bestätigte die Territorialverwaltung der drei Reiche, ohne daß dieselbe jedoch gegenüber dem Uebergewicht des austrasischen Majordomus Wulfoald zur Wahrheit wurde. Dies bereitete den Boden für Ebroins zweites Auftreten, der 673 nach Childerichs Ermordung sein Kloster verließ. Zwar kam er zu spät, um sich des ebenfalls zurückgekehrten Theuderich III. zu bemächtigen, der schon in Novientum als König ausgerufen worden war und in Erchinoalds Sohn Leudesius einen Majordomus gefunden hatte.

Gegen ihn zog E. mit schnell gesammeltem Anhang, schlug die Besatzung Theuderichs in Pont-Sainte-Maxence an der Oise und erbeutete einen Theil des königlichen Schatzes. Leudesius ward während einer trügerischen Unterredung ermordet und ein angeblicher Sohn Chlothars III., Chlodovech, auf den Thron erhoben. Bald aber läßt E. seinen Scheinkönig fallen und kehrt zu Theuderich III. zurück, in dessen Namen er bis 681 mit eiserner Strenge Neustrien und Burgund regierte. Der Tod des heiligen Leodegar († 3. Octbr. 678) und seines Bruders Garin ist das Werk seiner Rache. Auch auf einen Theil Austrasiens dehnte E. seine Herrschaft aus nach einer glücklichen Schlacht in der Nähe von Langres gegen Wulfoald und nach einem zweiten Siege (680) bei Locofaum (Loixi bei Laon?) über die Arnulfinger Martin und Pippin. Martin ward von Ebroins Boten aus seiner Feste gelockt und ermordet; ehe aber der Streit mit Pippin entschieden war, fiel E. als Opfer der Privatfeindschaft des Ermenfrid 681. Er räumt dem karolingischen Hause, dessen thatkräftigster Vorgänger er gewesen ist, den Platz.

Vgl. Pertz, Geschichte der Merow. Hausmeier. Bonnell, Anfänge des Karol. Hauses. Albrecht.

Eccard: Johann E., berühmter Tonsetzer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geb. zu Mühlhausen 1553. Seine erste musikalische Erziehung wird er, wie anzunehmen sehr nahe liegt, durch Joachim v. Burgk empfangen haben; Schüler des Orlandus Lassus war er aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 1571 und 74. Winterfeld, dem wir überhaupt erst eine nähere Kenntniß und Würdigung Eccard's zu danken haben, ist der Meinung, daß er von München über Venedig nach Hause zurückgekehrt sei, was sehr glaublich ist; die Anziehungskraft, welche die dortigen großen Meister und Tonlehrer (Andrea Gabrieli, Claudio Merulo, Giosesfo Zarlino und später andere) schon damals auf die deutschen Musiker ausübten, war so mächtig, daß, wer irgend konnte, die Wallfahrt dorthin unternahm. Im J. 1578 lebte E., nachdem er inzwischen in seiner Vaterstadt sich aufgehalten hatte, einige Zeit bei Joseph Fugger in Augsburg als Musikus, dann kam er in den Dienst des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und nach Königsberg in Preußen, wo er anfangs Vice-Capellmeister, seit 1599 aber wirklicher Capellmeister war. Neun Jahre später, 1608, berief Joachim Friedrich ihn nach Berlin, doch setzte hier schon nach drei Jahren der Tod seinem Wirken ein Ziel. Eccard's erstes Werk, 20 „Odae sacrae“ zu 4 und mehr Stimmen, von dem Rector der Mühlhausener Stadtschule, Helmbold, gedichtet, erschien daselbst 1574; es folgten weltliche und geistliche Lieder ebd. 1578 und Königsberg 1589, nachher 20 lateinische Oden Helmbold's, Mühlhausen 1596; auch lieferte er zu Joachims v. Burgk Crepundia sacra von 1577 und zu dessen 30 geistlichen Liedern (nach Winterfeld wahrscheinlich zuerst 1585) verschiedene Stücke, wie auch in späteren Drucken Tonsätze Joachims v. Burgk und Eccard's verbunden sich finden. Die wichtigsten Werke Eccard's jedoch und diejenigen, welche hauptsächlich seinen Namen unter den Tonsetzern des protestantischen Kirchengesanges groß gemacht haben, sind seine beiden letzten. Erstens die 55 Tonsätze zu 5 Stimmen über die in Preußen gebräuchlichen Kirchenmelodien, in zwei Theilen, Königsb. 1597; zweitens und insbesondere „Die preußischen Festlieder durchs ganze Jahr mit 5—8 Stimmen“, in zwei Theilen, zuerst Königsb. 1598 (später noch durch Tonsätze seines Schülers Joh. Stobäus vermehrt, Th. I. Elbing 1642, II. Königsb. 1644). Eine sehr ausführliche und liebevoll eingehende Besprechung der Werke Eccard's und seines Kunstcharakters findet jeder, den es näher interessirt, bei Winterfeld, Evangel. Kirchengesf. I, 433—496. Man kann aber im einzelnen Winterfeld's sinnige Bemerkungen über diesen Tonsetzer als zutreffend annehmen, ohne darum

an diejenige alle Zeitgenossen überragende Bedeutung Eccard's welche Winterfeld ihm beizulegen geneigt ist, zu glauben. Dazu war schon der auf das Lied und liedartige Sätze eingeschränkte Umfang seines Schaffens zu eng begrenzt, und wenn man auch das „Festlied" als seine Erfindung gelten lassen will, so war doch weder diese Mischung von Lied und Motette besonders entwicklungsfähig und von Einfluß auf spätere Formbildungen, noch Eccard's Schöpferkraft und Formenreichthum überhaupt sehr groß. Ungeachtet der tadellosen Reinheit, des vollendeten Flusses der Stimmführung und der höchsten Klangschönheit, welche ihm durchaus eigen sind, kann man doch weder behaupten, daß er zur Entfaltung und Bereicherung der Harmonie sehr wesentlich und etwa in einem ähnlichen Umfange wie vor allen Hans Leo Hasler, dann Gumpeltzhaimer, Erbach 2c. beigetragen habe; noch daß er auf die fernere Entwicklung der Vocalformen einen merklichen Einfluß geübt habe (vgl. A. v. Dommer, Handbuch der Musikgesch. 198 ff.). G. W. Teschner hat sowol die geistlichen Lieder Eccard's (Th. I und II nach der Königsberger Ausgabe von 1597) als auch die preußischen Festlieder von E. und Joh. Stobäus (Th. I und II, nach der Elbinger und Königsberger Ausgabe von 1642 und 1644) neu herausgegeben. Eine Menge gedruckter Gelegenheitsgesänge Eccard's bewahrt die Königsberger Bibliothek, s. Jos. Mueller, Die musikalischen Schätze der Biblioth. zu Königsberg, Bonn 1870.

v. Dommer.

Eck: Johann v. E., trierischer Official, † 1524, vielfach (von Brower, Hontheim, Hist. dipl. Trev. II, 549. Prodr. 560; Wyttenbach, Tr. Gesch. III, 3; Müller, Tr. Chronik 1825, 284 f.) mit dem Ingolstädter Theologen identificirt. Aufzeichnungen einer Verwandten (Memorial der Crispina v. Manderscheidt, 1630, abgedruckt bei Müller und Wyttenbach, Gest. Trev. Addit. III, 4 s.) bezeichnen ihn als Sprößling der alten trierischen Adelsfamilie von der Ecken (lat. ab Acie) und als Bruder des 1520 zum trierischen Stadtschultheiß gewählten Ludwig von der Ecken. Er war von Hause Jurist und bekleidete nach einem Protokoll der juristischen Facultät in Trier im J. 1515 einen Gesandtschaftsposten in Brabant; zugleich war er aber auch Priester, da er urkundlich in den Jahren 1511, 1515, 1518, 1521 als Pfarrer der St. Gangolfskirche in Trier bezeugt ist (Addit zu den Gesta Trev. a. a. O.). Im letztgenannten Jahre nahm ihn der Kurfürst Richard von Greiffenclou auf den Wormser Reichstag mit, wo E. Luther gegenübergestellt wurde. Nach dem Chronicon S. Maximiani (bei Hontheim, Prodr. II, 1037) starb er zu Ettlingen eines plötzlichen Todes, am 2. Decbr. 1524; er hatte sich nach derselben Quelle dorthin begeben, um die Sache Triers gegen die Abtei St. Maximin von der kaiserlichen Kammer zu vertheidigen. Weitere Angaben über Eck's Leben fehlen gänzlich. Ueber seinen Antheil an den Wormser Verhandlungen s. Marx, Erzstift Trier I, 175 ff.

Kraus.

Eck: Johann Maier, genannt Eck (seit 1505 Eckius, Eccius) von seinem Geburtsorte Eck, einem Dorfe an der Günz im Allgäu, Theolog, heftigster Gegner der Reformation; geb. am 13. Novbr. 1486, † 10. Febr. 1543. — Sein Vater, Michael Maier, war ein Bauer und lange Jahre hindurch Amtmann zu Eck. Seine Erziehung übernahm von 1495 an sein Oheim, Martin Maier, Pfarrer in Rothenburg am Neckar, der ihn nach dem nöthigen Vorunterricht schon im 12. Jahre (1498) auf die Universität nach Heidelberg, im Jahre darauf nach Tübingen, 1501 (Oct.) nach Köln, endlich 1502 (Juni) nach Freiburg schickte. Ausgestattet mit guten Anlagen, von seinem Oheim wenigstens bis zu seinem 16. Jahre unterstützt und vor äußeren Sorgen bewahrt, erlangte er die akademischen Grade in ungewöhnlich jugendlichem Alter. Mit 14 Jahren wurde er Magister artium, mit 19 Baccalaureus der Theologie, mit 20 Senten=

tiarius, mit 23 Licentiat und mit 24 Jahren Doctor und Professor der Theologie. Er hatte die berühmtesten Lehrer gehört, in Tübingen den Humanisten Heinr. Bebel und die Theologen Summerhardt und Stainbach, in Köln Theod. von Süstern und Arnold von Tongern, in Freiburg neben den Theologen Northofer und Breisgau den Juristen Zasius und den Kosmographen Georg Reusch; hatte in fast allen Wissenschaften sich versucht; hatte in Disputationen sich schon damals hervorgethan; hatte früh begonnen, öffentliche sehr besuchte Vorlesungen zu halten — kein Wunder also, wenn der durch so viele Erfolge begünstigte, wenig mehr als 20jährige Docent, dem es überdies weder an Selbstbewußtsein noch an Energie gebrach, sich der Hoffnung wie dem Streben nach einer ihm beschiedenen bedeutenden Zukunft hingab. Da er aber diese in Freiburg schon wegen seiner schroffen Stellung zum akademischen Senate nicht zu finden fürchtete, wendete er sich 1510, durch Peutinger empfohlen, nach Ingolstadt. Er erhielt dort die theologische Professur, die bis dahin Zingel inne gehabt hatte, und verließ Freiburg am 31. Oct. 1510 nicht ohne Bitterkeit und Groll, dem er in einem für ihn nicht gerade vortheilhaften Processe gegen den dortigen Senat noch von Ingolstadt aus Luft machte.

Von hier ab beginnt die bedeutendste Periode seines Lebens. Denn nicht nur auf den ihm nächstliegenden Wirkungskreis, auf die Universität und ihre Entwicklung, übt er während der nächsten 30 Jahre als Prokanzler und als Docent tiefgreifenden Einfluß aus, sondern er tritt geradezu in den Vordergrund der Geschichte seiner Zeit als gewandter und meist siegreicher Disputator in allen wichtigeren Streitfragen auf dem theologisch-ethischen Gebiete, und in dem großen, welthistorischen Kampfe zwischen der alten und neuen Kirche als erster Vorkämpfer und unermüdlicher, wenn auch keineswegs selbstloser und immer geschickter Vertheidiger des Alten gegen das Neue.

Allerdings hatte er sich den neuen Bestrebungen, wie sie sich, der kirchlichen Reformation vorausgehend, auf dem Gebiete des Humanismus und der Philosophie geltend machten, schon frühzeitig mit jugendlichem Eifer angeschlossen. Seine Rede „De diva Catherina et artibus liberalibus“, welche er 1508 in Freiburg im Auftrage der philosophischen Facultät hielt, ebenso die „De fidei christianae amplitudine ultra reliquas infidelium sectas“, gehalten 1511 (18. December) zu Ingolstadt, priesen die Vorzüge seines Jahrhunderts, welches aus der Barbarei zu neuen Studien und Bildungszielen fortgeschritten sei. Seine engen Beziehungen zu den schwäbischen und oberrheinischen Humanistenkreisen, von denen sich in seinen Schriften so zahlreiche Zeugnisse finden, hatten ihn in dieser Richtung nur befestigt. Bei seinen gelehrten Zeitgenossen galt er nicht blos für einen Humanisten, sondern sogar für einen Reuchlinisten.

Damit ging natürlich Hand in Hand seine Abneigung gegen die scholastische Behandlung der Philosophie. Es war schon bezeichnend für ihn gewesen, daß er, obgleich von Köln kommend, in Freiburg in die Bursa pavonis d. i. modernorum eingetreten und 1505 zu ihrem Rector erwählt worden war. Er hatte in dieser Stellung seine Commilitonen so heftig gegen die Gegner, die Antiqui, aufgereizt, daß er vom akademischen Senate deshalb bestraft worden war. In seinem Erstlingswerke: „Logices exercitamenta“ (Freiburg 1507) hatte er sich mit Bestimmtheit auf die Seite der „Neoterici“ gestellt, und auch in Ingolstadt war er in seiner Fortentwicklung diesem Standpunkte nicht gerade untreu geworden. Er hatte sich für einen Mittelweg entschieden. Er verwarf weder die „Moderni“ noch die „Antiqui“, sondern vermittelte synkretistisch beide Standpunkte, so daß er, die „Antiqui“ zu Grunde legend, in seinen weiteren Ausführungen sich wesentlich der Grundsätze der „Moderni“ bediente. So war er ganz besonders befähigt erschienen, zur Beilegung der langwierigen Kämpfe

zwischen „Antiqui“ und „Moderni“, die den Ruf Ingolstadts zu untergraben drohten, mitzuwirken. Er hatte die Auszeichnung erfahren, daß ihm die herzogliche Commission, welche mit der Beilegung jener Streitigkeiten beauftragt war, die Abfassung von Commentaren zu Aristoteles und Petrus Hispanus übertragen hatte. Man verband mit diesem Auftrage mehr als einen blos wissenschaftlichen Zweck. Es knüpfte sich an die Ausführung desselben die weitergehende Hoffnung, die in der Vergangenheit durch scholastisch-sophistische Behandlung geschädigten philosophischen und theologischen Studien überhaupt neu zu beleben. Eck hatte den in ihn gesetzten Erwartungen in seinen Commentaren zu den Summulae des Petrus Hispanus (1516), zur Dialektik (1517), Physik (1518) und den kleineren naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles, de coelo etc. (1519), de anima etc. (1520) in einer solchen Weise entsprochen, daß nach ihrer Vollendung dieselben als Cursus Eccianus in den Vorlesungen der Artisten officiell zu Grunde gelegt wurden und der Scholasticismus in Ingolstadt von da ab als beseitigt angesehen werden konnte. Freilich hatten hierzu die auf allen Universitäten in dieser Zeit bemerkbaren Wandlungen der Anschauungen nicht unwesentlich beigetragen. Trotz der Spuren eiliger Arbeit, welche jene Schriften an sich tragen, sind sie immerhin recht ernst-wissenschaftliche Leistungen, die in anerkennenswerther Weise durch Entfernung der bisherigen scholastischen Subtilitäten und durch unmittelbares Zurückgehen auf Aristoteles zur Anbahnung einer gesunden Entwicklung der Philosophie, insbesondere der Logik, ihr gutes Theil geholfen haben.

Auch in der Theologie durfte man Eck im Einklange mit jener wissenschaftlichen Richtung wenigstens in den ersten Jahren seiner Ingolstädter Wirksamkeit wol unter die „Neueren“ rechnen. Er trug auch hier die Merkmale der Freiburger Schule, wie sie unter Northofer und Breisgau in geistiger Verbindung mit Wimpheling und Geiler von Kaisersberg sich entwickelt hatte, an sich. Der letztere scheint ihm eine Zeit lang als Ideal vorgeschwebt zu haben. In seinem Geiste und nach seinen Predigten hatte er 1512 „Das Schiff des Heils“ verfaßt. Seine und Gerson's Erklärungen legte er in Freiburg und wol auch in der ersten Zeit in Ingolstadt bei seinen Vorlesungen über die heil. Schrift zu Grunde, freilich ohne mit gleicher Klarheit wie der erste zu dem Grundsatze zu gelangen, daß die heil. Schrift die Grundlage des Glaubens wie der Theologie sei. Es war wol unter diesem Einflusse geschehen, daß er in seiner Rede „Adversus priscam et ethnicam philosophiam“ 1509 die fidei christianae philosophi non minores Aristotele setzte, ja sie in scientia doctiores, in fide veriores, in vita meliores als die alten Philosophen erklärte, eine Anschauung, die er allerdings charakteristisch genug gleich darauf in einer „Palinodia in philosophorum laudem“ widerrief.

Man kann nicht leugnen, Eck hatte in seiner Entwicklung einen guten und glücklichen Anlauf genommen. Er war von frühester Jugend auf sehr fleißig gewesen und hatte mit seltener Ausdauer sich auf den verschiedensten Gebieten heimisch gemacht. Das Hebräische freilich war immer seine schwache Seite geblieben, aber er schämte sich nicht, selbst in den Jahren seines Glanzes noch einmal in die Collegien seines Hausgenossen Reuchlin einzutreten, um unter seiner Leitung seine Lücken auszufüllen (1519. 1520). Seine Gelehrsamkeit, durch schnelle Auffassung und ein bewunderungswürdiges Gedächtniß unterstützt, war besonders auf dem philosophisch-theologischen Gebiete durchaus nicht zu unterschätzen. Damit verband er einen anerkennenswerthen Eifer, die Beschäftigung mit den Wissenschaften warm zu empfehlen und besonders in dem Stande zu fördern, in dessen Unwissenheit und Verderbtheit er mit den Besten seiner Zeit die Quelle der Schäden des Jahrhunderts erkannte, — in dem Klerus. Es war

nach dieser Seite wirklich ein gesunder reformatorischer Zug in ihm und B. Pirkheimer hatte in der That ein gewisses Recht, ihn unter diejenigen Theologen zu rechnen, welche seinem in der Epist. apologetica pro Reuchlino (30. Aug. 1517) aufgestellten Muster eines Theologen am meisten entsprachen. Aber das war doch trotz seiner mannigfachen Vorzüge das Entscheidende in seinem Wesen geblieben: er hatte von dem Alten, Ueberkommenen sich innerlich zu lösen, zur Freiheit, sei es in der Wissenschaft, sei es in der Religion, sich niemals völlig zu erheben vermocht. Sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit, seine ganze Gedankenwelt hatten als Grundlage und Grenze die Institutionen der mittelalterlichen Kirche mit ihrem gesammten Geistes- und Erscheinungs-Apparat behalten. Auf diesem Boden war er erwachsen, hatte er es zu gewissem Ansehen gebracht; momentane Ablenkungen, die von außen an ihn herangetreten waren, hatten ihn innerlich doch wenig bewegt; neue Ziele des Geistes zu setzen, hatte er keinen Antrieb empfunden; früher und in höherem Grade als er es vielleicht selbst glauben mochte, hatte er sich mit den Traditionen der Zeit in Uebereinstimmung gesetzt. Und doch drängte ihn der rasche Zug seines Charakters irgendwohin vorwärts; die zu innerlicher Freiheit nicht durchgedrungene Werbelust wendete sich nach außen; Ehre und Ruhm beherrschten fortan sein Streben.

So lange nicht bedeutendere Aufgaben vorlagen, genügte es ihm, die Macht seines Wissens und seines dialektischen Talentes auf dem Kampfplatz der Disputationen zur Geltung zu bringen. Der Gegner der Scholastik trug kein Bedenken, von ihr Genre und Mittel seiner Triumphe zu entlehnen. Schon in Freiburg, dann in Neuburg a. Rh. und Landshut hatte er sich darin hervorgethan. Dann hatte er 1514 in Augsburg, dem Hauptsitz des deutschen Geldhandels, über die den Kaufleuten besonders am Herzen liegende Frage, ob es erlaubt sei, für ein Darlehen Zins zu nehmen, und im folgenden Jahre über dieselbe Frage und über die Prädestination in Bologna disputirt. Der „rex denariorum“ Fugger in Augsburg, wol der intellectuelle Urheber beider Disputationen, hatte ihn dabei unterstützt. In Wien endlich hatte er 1516 sich neue Lorbeeren dazu erworben. Es war natürlich, daß er sich durch solche Erfolge außerordentlich gehoben fühlte. Es fehlte zwar nicht an Männern, die ihn durchschauten und strenger beurtheilten, wie Cochläus und der scharfsichtige Bernh. Adelmann, für den er immer nur ein garrulus sophista blieb; ja selbst Pirkheimer konnte Tadel und Mißmuth über sein Gebahren nicht immer zurückhalten. Aber das machte doch alles wenig Eindruck auf ihn. Schon jetzt trat in seinem Wesen ein zweifaches Streben deutlich hervor: einerseits sich in Deutschland die Stellung einer wissenschaftlichen Autorität zu erwerben, andrerseits — und das war das Neue — sich zum Vertheidiger des Papstthums und der Kirche aufzuwerfen. Dies gewährte sicherere Ehre und greifbarere Vortheile als das leicht verlorene Lob der kritischen Humanisten. Die Verbindung mit den Fugger und deren Einfluß beim päpstlichen Stuhle hatte eine solche Wandelung mindestens begünstigt. Vorläufig galt es, sich an entsprechender Stelle zu empfehlen und Eifer zu zeigen. Daher der sonst durch nichts motivirte Angriff gegen das alte Haupt der oberrheinischen Humanisten, seinen alten Lehrer und Freund Zasius, wegen einer vor 10 Jahren von demselben aufgestellten Doctrin, und gleichzeitig gegen Erasmus wegen seiner Annotationes in Nov. Testamentum.

Dieser Streit war jedoch nur das Vorspiel gewesen zu einem weit umfangreicheren Kampfe, zu dem Luther Eck die gewünschte Gelegenheit bot. Beide waren einander nicht unbekannt. Der Nürnberger Syndicus Christoph Scheurl, der eine wahre Leidenschaft besaß, Freundschaften zu stiften, hatte sie zu einem Austausch von Briefen vermocht. Auch seine Thesen vom 4. Sept. und vom

31. Oct. hatte Luther 1517 Eck zustellen lassen. Er konnte nach dem Bisherigen erwarten, daß derselbe mit einem offenen Urtheile nicht zurückhalten werde. Statt dessen erfolgten von Eck's Seite die erst handschriftlich verbreiteten „Obelisci", zu deren ursprünglicher Abfassung es wol kaum der Aufforderung des Bischofs von Eichstädt bedurft hatte. Es war bemerkenswerth, daß schon in ihnen der Vorwurf böhmischer Häresie gegen Luther erhoben wurde. Man weiß, mit welchem Geschick E. es verstand, in den folgenden Verhandlungen mit Karlstadt und Luther sich die Rolle des Angegriffenen beizulegen und die Leipziger Disputation herbeizuführen (1519); aber besonders bezeichnend für seine Taktik und seine weiteren Pläne war es, daß er gerade jetzt seinem Gegner, mit dem Rom eben noch verhandelte, die Beantwortung der Frage über des Papstes Obergewalt zuschob. — Es war im Grunde sehr wenig, was er wissenschaftlich in Leipzig geleistet hatte; aber seine Absicht, Luther's Ketzerei vor aller Augen klar zu legen, hatte er erreicht. Nicht weniger als 8 Schriften ließ er noch 1519 gegen ihn erscheinen. Dann eilte er 1520 (Januar) nach Rom, um seinen Lohn für die Vertheidigung des Papstthums zu empfangen und die äußersten Maßregeln von der zögernden Curie gegen den Wittenberger Häretiker zu erwirken. Dabei versäumte er nicht, die Gebildeten Deutschlands, vor allen die Humanisten, als eine wachsende Gefahr der Kirche darzustellen. Zur Würde eines päpstlichen Protonotars erhoben und mit der Ausführung des römischen Urtheils beauftragt, kehrte er (im August) als päpstlicher Nuntius mit der Bulle Exsurge Domine vom 15. Juli 1520 nach Deutschland zurück. Er benutzte sie als Urkunde seines Ansehens und als Mittel zur Rache an seinen Feinden. Aber welcher Widerstand bei ihrer Veröffentlichung! Hatte er schon früher den beißenden Spott Pirkheimer's (Eccius dedolatus), die Angriffe Spengler's (Schutzrede) und Oecolampad's (Canonicorum indoctorum responsio) erfahren, Beleidigungen, die er jetzt mit dem Bann beantwortete, so mußte er nun von Bischöfen und Universitäten Zurückweisungen und schimpfliche Behandlung erfahren. Er hatte allen Grund, auf einer Votivtafel in seinem Pfarrhof in Ingolstadt seinen Schutzpatronen seinen Dank für seine glückliche Rückkehr aus Sachsen und Meißen abzustatten. Von einem moralischen Siege wagte er selbst innerhalb seiner Mauern nicht zu sprechen. — Es mußte ihm jetzt klar sein, daß er nur noch auf dem Wege der Gewalt vorwärs schreiten könne. Am 18. Febr. 1521 verfaßte er die „Epistola ad . . . Carolum V.", worin er ihn zum Einschreiten gegen Luther aufforderte. Das Wormser Edict entsprach seinen Bitten. Nach seiner zweiten Reise nach Rom (1521 und 22), wo er Bericht über den Erfolg der Bulle abstatten wollte, gab er mit seinen Collegen Hauer und Burkhard die Anregung zum Erlaß des baierischen Religionsedictes (1522), nach welchem der akademische Senat von Ingolstadt ein förmliches Inquisitions-Tribunal gegen alle lutherisch Gesinnten eröffnete. Denunciationen, Confiscationen von Büchern, Amtsentsetzungen, Einkerkerungen und Verbannungen beschäftigten ihn in der nächsten Zeit unaufhörlich. In dem Processe gegen den unglücklichen Leonhard Käser fungirte er als Ankläger und dessen Feuertod (1527) war namentlich sein Machwerk. Er versuchte vergeblich, sich öffentlich wegen dieses grausamen Verfahrens zu rechtfertigen. Auf dem Augsburger Reichstage war er es endlich, der immer von neuem bedauerte, daß der Kaiser nicht von Anfang an gegen die Evangelischen mit Gewalt vorgegangen sei.

Inzwischen war er auch auf anderen Gebieten nicht unthätig geblieben. Die Herzöge von Baiern, anfänglich der Verfolgungspolitik abhold, waren durch seinen Einfluß besonders beim päpstlichen Stuhle schließlich ganz für seine Bestrebungen gewonnen worden. Bei seinem dritten Aufenthalte in Rom (1523)

war es ihm gelungen, seinen Herren nicht nur bedeutende Erweiterungen ihrer kirchlichen Rechte und den fünften Theil alles kirchlichen Eigenthums, zunächst allerdings zur Bestreitung eines Türkenkrieges, sondern auch der Universität Vermehrung ihrer Lehrkräfte durch Verleihung von Canonicaten an 4 Domcapiteln des Landes zu erwirken. Seine diplomatische Gewandtheit hatte sich dabei im besten Lichte gezeigt.

Indessen hatte er die Hauptaufgabe seines Lebens, den Kampf gegen die Neuerer, nicht aus dem Auge verloren. Die Jahre 1522 — 1526 lieferten acht größere Streitschriften gegen dieselben. Aber es war doch zu bemerken, daß seine Polemik sich allmählich sachlicher gestaltete, besonders seit Luther nicht mehr entgegnete. Für eine kurze Zeit beschäftigten ihn dann die Schweizer Reformatoren. 4 Sendschreiben an die Eidgenossenschaft (Aug. bis Nov. 1524) bezeugen die Erregtheit, mit der er in den Kampf trat. Er hoffte Zwingli auf einer Disputation zu überwinden und ihm den Schutz der Züricher zu entziehen. Zwingli selbst glaubte, man wolle ihn bei der Gelegenheit nur gefangen nehmen. Daher fand die Disputation zu Baden i. A. ohne ihn nur zwischen E. und Murner einerseits und Oekolampadius und Imli andrerseits Statt. Trotzdem sich E. den Sieg zuschrieb, konnte er es doch nicht abwenden, daß in den nächsten Jahren die Reformation gerade in der Schweiz außerordentliche Fortschritte machte. Von nicht besserem Erfolg waren seine Bemühungen in Constanz, Ulm und Memmingen. — Zu dem Reichstage von Augsburg hatte er sich ganz besonders gerüstet. Im Auftrage des Herzogs von Baiern hatte er im Verein mit der theologischen Facultät einen Auszug aller ketzerischen Artikel der lutherischen Lehre nebst ihrer Widerlegung zusammengestellt. Vom Kaiser im Verein mit 20 Theologen mit der Beantwortung der evangelischen Confession beauftragt, scheint er davon einen zu weitläufigen Gebrauch gemacht zu haben. Erst der 5. sehr gekürzte Entwurf wurde angenommen. Auch in die Ausschußverhandlungen mit den Evangelischen wurde er entsendet. Er war natürlich der Wortführer der katholischen Partei, wie Melanchthon der der evangelischen. „Wie ein Censor" billigte oder verwarf er die Vorschläge der Gegner, überzeugt, daß zuletzt doch nur mit dem Schwerte etwas gegen sie zu machen sei. — Die folgenden Jahre widmete er seiner Amtsthätigkeit in Ingolstadt und neben anderen kleineren Schriften der Herausgabe seiner „Opera contra Ludderum" 1530—1535 und seiner höchst dürftigen Bibelübersetzung 1537. Das Wormser Religionsgespräch (1540) und die Regensburger Reichstagsverhandlungen (1541) riefen ihn noch einmal auf den Kampfplatz. Es war immerhin anzuerkennen, daß er sich trotz seiner Instruction in Worms für seine Person der protestantischen Anschauung in einer Weise näherte, die in Melanchthon mehrfach den Eindruck der Uebereinstimmung hervorrief. Anders allerdings benahm er sich in Regensburg bei den Interimsverhandlungen. Hier brach noch einmal seine alte heftige Natur durch, so daß ein Verkehr mit ihm kaum noch möglich wurde. Eine plötzlich eingetretene Krankheit entzog ihn der ferneren Mitwirkung an einem Werke, das wesentlich auf Grund seines Gutachtens von den Katholiken verworfen wurde. Die alte Streitnatur ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Noch das letzte Jahr vor seinem Tode ist ausgefüllt mit 2 Streitschriften gegen Bucer, in denen er ganz wie in jungen Jahren über seinen Gegner leidenschaftlich herfällt und ihn zur Disputation herausfordert. Aber körperlich war er erschöpft. Erst 53 Jahre alt starb er und wurde in der Frauenkirche zu Ingolstadt beigesetzt.

E. war zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit, die wir nicht nur nach den gefärbten Berichten der gegnerischen Zeitgenossen beurtheilen dürfen. Er war der geistesmächtigste Vertreter, den die alte Richtung der neuen gegenüber-

zustellen vermochte. Aber zu der Größe, welche man ihm neuerdings mehrfach vindicirt, fehlte ihm vor allem zweierlei: die Tiefe und Freiheit des Wissens und die Reinheit des Charakters. Seine Bildung war wesentlich formal. Etwas Neues aus sich zu schöpfen hat er nicht vermocht, wenn es ihm auch nicht an Geschick gebrach, Gegebenes weiter zu entwickeln. Seine sittlichen Mängel haben nicht nur seine Gegner überliefert. Seine Trunksucht, Unkeuschheit, Habsucht und sein rücksichtsloser Ehrgeiz sind nur zu gut verbürgt. Man braucht nur einmal seine Briefe an den treuherzigen Ellenbog zu lesen, um eine Vorstellung von den beiden letzten Eigenschaften zu gewinnen. Im Grunde diente er bei allem, was er that, zu einem guten Theile sich selbst. Auch die Kirche durfte nicht unbedingt auf ihn rechnen. Seine Hingabe an sie stand oft nur zu sehr im Verhältniß zu der Höhe der Belohnungen, die er empfing. Es waren mehr als hingeworfene Aeußerungen, wenn er sich zweimal, besonders ernsthaft, wie es scheint, auf dem Augsburger Reichstage, wegen getäuschter Erwartungen von Seiten seiner Partei den Evangelischen geradezu antrug.

Th. Wiedemann, Dr. Johann Eck. Regensburg 1865. — K. Werner, Geschichte der apologet. u. polem. Litteratur der christl. Theologie. Bd. IV. 1865. — Prantl, Geschichte der Logik IV. S. 284—290. — Derselbe, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität. I. S. 186 ff. II. S. 485. — R. Albert in der Zeitschrift für die histor. Theologie. 1873. S. 382 ff. — D. Köstlin, Martin Luther. 1875. — Chr. Scheurl's Briefbuch, herausgegeb. von v. Soden u. Knaake. 1867–72. — C. Schmidt, Melanchthon. Elberfeld 1861. — L. Geiger, Nicolaus Ellenbog, in der Oesterr. Zeitschrift für kathol. Theologie. 1870 S. 45—113. S. 161—219. Brecher.

Eck: Johann Friedrich E., berühmter Geiger, geb. 1766 zu Mannheim, wo sein Vater Waldhornist der Hofcapelle war, wurde von Danner auf der Geige und von P. Winter in der Composition unterrichtet; folgte 1778 dem Vater nach München, war 1788 bereits Concertmeister und Operndirigent; nahm 1801, nachdem er sich in zweiter Ehe mit einer Gräfin Taufkirch vermählt hatte, seinen Abschied und ging nach Nancy. Ueber sein ferneres Leben und das Jahr seines Todes ist nichts bekannt. An Compositionen von ihm ist nur Weniges gedruckt: einige Concerte und eine Symphonie mit 2 concertirenden Violinen. Aber als Solospieler erregte er durch die Großartigkeit, Rundung und Bravour seines Spiels hohe Bewunderung. Zu seinen Schülern gehört auch L. Spohr.

Fink bei Ersch u. Gruber I. Sect. 30. Bd. S. 413. v. L.

Eck: Johann Georg E., Litterarhistoriker, geb. in Hinternahe bei Schleusingen 23. Januar 1745, † in Leipzig 20. November 1808. Sein gleichnamiger Vater war dort Prediger und wurde später nach Kühndorf versetzt (der Sohn hat 1784 seine Lebensbeschreibung herausgegeben), seine Mutter die Tochter des Berggerichtsverwalters Trier in Glücksbrunn. Nachdem ihm der Vater den ersten Unterricht ertheilt hatte, kam er 1753 auf das Gymnasium in Schleusingen, welches er nach fast zehnjährigem Besuche Ostern 1763 verließ, um die Universität Leipzig zu beziehen. Er feierte dieses hennebergische Gymnasium 1777 bei dem zweihundertjährigen Jubelfeste in einer Rede. In Leipzig machten Gellert und Crusius den tiefsten Eindruck auf ihn, er hörte aber auch Morus, Reiske und Ernesti über die beiden alten Sprachen und versäumte die theologischen und geschichtlichen Studien nicht. Auch neuere Sprachen betrieb er fleißig. Zu Ende des Jahres 1765 wurde er Magister und bestand 1766 seine theologische Candidatenprüfung in Dresden. Im J. 1767 unternahm er eine Reise durch Nord-Deutschland, auf der er die persönliche Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Männer machte. 1768 begann er Vorlesungen zu halten, benutzte

aber daneben Böhme's geschichtliche Vorlesungen und trat mit diesem verdienten Gelehrten, wie mit Reiz, in näheren Umgang. Weder zu einem geistlichen Amte noch zu der Stelle eines Hofmeisters bezeigte er Lust; auf Anrathen seiner Gönner beschloß er im akademischen Lehramte zu verbleiben. Nach Gellert's Tode wurde er am 24. Jan. 1770 außerordentlicher, am 16. Mai 1781 ordentlicher Professor. Als solcher übernahm er 1782 die Professur der Moral und Politik, nach dem Tode von Reiz 1791 die der Poesie. Das Rectorat der Universität hat er 1788, 1794, 1798, 1802 und 1806 verwaltet, auch sonst in der Führung akademischer Aemter, wie des Bücher-Commissariats, und bei den verschiedenen gelehrten Vereinen (deutsche, ökonomische und Gesellschaft der freien Künste) sich thätig gezeigt. Seine Vorlesungen bezogen sich auf Litteraturgeschichte, lateinische Poetik, Uebungen im deutschen Schreiben, Reden und Declamiren; außerdem erklärte er Plautus, Terenz, die moralischen Oden des Horaz und Juvenal; seit 1780 las er auch ein Zeitungs-Collegium. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind zumeist durch seine amtlichen Stellungen an der Universität veranlaßt, denn als Professor der Poesie hatte er die sogenannten Magister-Panegyrici zu schreiben; ebenso mußte er als Decan oder als Procancellarius zahlreiche Programme verfassen, die ihn zu größeren selbständigen Arbeiten nicht kommen ließen. Bald sind es lateinische Gedichte, die sich auf das engere Vaterland beziehen, oder er feiert ausgezeichnete Gelehrte, wie Morus und Reiz oder gar die Dichterin Karsch, oder Helden wie Leopold von Braunschweig. Dann ergeht er sich wieder in prosaischer Rede und in Anschluß an Stellen der alten Schriftsteller in allgemeinen Betrachtungen über rhetorische und moralische Fragen. Wichtiger für die Gelehrtengeschichte sind die fünf „Symbolae ad historiam litterariam Lipsiensem“ (1788—1808) und besonders das „Leipziger gelehrte Tagebuch“, welches er 1788 begann und erst 1806 schloß, eine chronologische Aufzählung nach der Folge der Tage von allen Schriften und Begebenheiten, welche das wissenschaftliche Leben Leipzigs betreffen. Auch schon vorher hatte er verschiedene Beiträge zur Gelehrten-Geschichte gegeben, wie über Busbeck (1768), Bonamicus, Gellert (1769), Reiske (in Harles. vitae philol. T. IV.) u. a. Die „Carmina latina“ seines Gönners Böhme gab er 1780 heraus; er selbst war in der Handhabung lateinischer Versification sehr gewandt. Der neueren deutschen Litteratur war er, der Schüler Gottsched's, entschieden abhold; dagegen gewährte es ihm eine große Freude, am 4. März 1802 seinen juristischen Collegen Stockmann mit dem poetischen Lorbeer zu krönen. Es ist dies die letzte Dichterkrönung in Leipzig. Mit Eck's Tode wurde auch die besondere Professur der Poesie eingezogen und mit der der Rhetorik vereinigt. Der Charakter des Mannes wird sehr gerühmt; er hat Vielen genützt, Keinem geschadet. Sein Bild hat Rosmäßler gestochen. Eckstein.

Eck: Johann Georg E., Sohn von Johann Georg, geboren in Leipzig 11. Januar 1777, † 14. December 1848. In glücklichen Verhältnissen fand er als Knabe unter der Leitung seiner Eltern eine gute Erziehung durch treffliche Hauslehrer (der Pförtner Ilgen war einer derselben) und in einem 1783 errichteten Privatinstitute von Böttger, welches er 6 Jahre besuchte. 1789 brachte ihn der Vater nach Schnepfenthal, wo er vier Jahre zubrachte. Ehe er in die Vaterstadt zurückkehrte, machte er eine Reise durch Mitteldeutschland. Michaelis 1793 bezog er die Universität, hörte philosophische und geschichtliche Vorlesungen, daneben aber auch juristische, da er der Jurisprudenz sich zu widmen beschlossen hatte. Er wurde am 2. März 1797 Magister und habilitirte sich nach einem halbjährigen Besuche der Universität Göttingen am 11. Oct. 1797 mit der Abhandlung „De iudiciorum Vemicorum origine“. Bald nachher unternahm er eine Reise nach Dänemark, Schweden und Norwegen (die Reise durch

Schweden erschien 1800), auf der er sich eine so genaue Kenntniß der nordischen Sprachen erwarb, daß er Dänisch und Schwedisch an der Universität lehrte und als verpflichteter Uebersetzer für dieselben bei den Gerichten eintrat. 1804 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie; als Einladung zu seiner Antrittsrede schrieb er „Periculum interpretationis carminis XXX. Lib. I. Horatii“. — Seine Vorlesungen bezogen sich auf die Geschichte der nordischen Reiche, sächsische und deutsche Geschichte, Statistik, Politik (nach Schlözer), daneben auch auf Horaz und auf Litterargeschichte; außerdem veranstaltete er Uebungen im deutschen Stil. 1808 wurde er sachsen-meiningischer Hofrath. Durch den in demselben Jahre erfolgten Tod seines Vaters gelangte er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, verheirathete sich mit der Tochter eines französischen Emigranten, legte seine Professur nieder und beschloß auf seinem Landgute in Gohlis ganz der Litteratur und Kunst zu leben. Ohne Sinn für Ordnung und Sparsamkeit achtete er nicht auf die Erhaltung des ererbten Vermögens; während des Krieges wurde sein Landsitz geplündert und zerstört; er mußte es ebenso wie ein ansehnliches Hausgrundstück in Leipzig Schulden halber verkaufen und war seit 1816 einzig auf seinen schriftstellerischen Erwerb angewiesen. Im Dienste der Buchhändler lieferte er nun Uebersetzungen aus dem Französischen, populäre geschichtliche und naturwissenschaftliche Schriften („Charakteristik des Hundes“ 1819, „Guter Rath für Tabaksraucher zur Erhaltung der Zähne“ 1828, „Die Kunst aus jedem Zweikampfe lebend und unversehrt zurückzukehren“ 1829, „Die Sprache durch Gegenstände“ [Rebus] 1829) und unzählige andere; außerdem war er Mitarbeiter an vielen Journalen. Wie er schon 1813 durch das russische Gouvernement zum Director des Hospitals der französischen Kriegsgefangenen in Dresden ernannt war, so wurde er bei der Errichtung des sächsischen Grenzcordons gegen die Cholera im September 1831 Mitdirigent des Rayonbureaus an der Leipzig-Merseburger Chaussee und verblieb über ein Jahr in dieser Stellung. Nachher wendete er sich, der Richtung der Zeit folgend, der Homöopathie und Hydropathie zu; die erstere suchte er zu verwerthen in dem „Repertorium der Thierheilkunde nach homöopathischen Grundsätzen“ 1836 und erweitert 1848; die andere in der „Veterinär-Hydriatik“ 1841 und in dem Werke über die Kaltwasseranstalten 1845. Mehr Anklang hatte er in früheren Jahren mit seinen Gedichten gefunden. Die 1806 erschienene Sammlung enthält eine Verherrlichung aller damals lebenden Dichter; 1809 kamen „Dichterische Versuche“, 1817 „Neue Lieder“. Seine Gattin lebte von ihm getrennt, unterließ aber nicht, den wegen seiner Gutmüthigkeit und Freigebigkeit oft in großer Bedrängniß lebenden Mann bis zu ihrem am 25. Januar 1848 erfolgten Tode zu unterstützen. Er starb an Altersschwäche in demselben Jahre.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 26. Jahrgang. S. 757—761.

Eckstein.

Eck: Leonhard v. E., herzogl. baierischer Rath und Kanzler, gestorben 17. März 1550. Aeltere Nachrichten geben 1480 als Geburtsjahr und Kelheim, wo der Vater, einem altadlichen Geschlecht Baierns angehörig, Pfleger war, als Geburtsort an. Da jedoch der junge Leonhard v. E. sich schon im J. 1489 an der Universität Ingolstadt als Student immatriculirte und dort im J. 1493 zum Magister promovirt wurde, wird er einige Jahre früher geboren sein. Zu Siena widmete er sich eine Reihe von Jahren juristischen Studien und kehrte als Doctor beider Rechte mit dem Rufe gründlicher Gelehrsamkeit zurück. Eine Rathsstelle, die er zu Ansbach bei dem Markgrafen Georg von Brandenburg erhielt, scheint er bald mit dem baierischen Dienste vertauscht zu haben. Zuerst Lehrer des jungen Herzogs Wilhelm (IV.) ward er hernach dessen vornehmster Rathgeber, seit dem J. 1519 mit dem Titel des Kanzlers. In dieser Stellung

übte Dr. Leonhard v. E. 30 Jahre lang maßgebenden Einfluß aus, und wenn des Herzogs Wilhelm jüngerer Bruder und Mitregent, Ludwig, welcher übrigens die wichtigeren Regierungsgeschäfte dem älteren Bruder überließ, ihm persönlich abgeneigt war, so erfreute sich E. um so größerer Gunst bei Wilhelm IV., dem er sich unentbehrlich zu machen wußte. L. v. E. war im Zeitalter der Reformation recht eigentlich die Seele der baierischen Politik in äußern wie in innern Angelegenheiten. Seine Klugheit und Gewandtheit waren eben so groß wie seine Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß, aber größer vielleicht noch seine Ränkelust und grundsatzlose Schlauheit, die den Staatsmann zu einem kecken Intriganten machten. So wäre E. auch ohne die Bestechlichkeit, die ihm anklebte, geeignet gewesen, den diplomatischen Verhandlungen, die E. leitete, den Stempel vollendeter Unzuverlässigkeit aufzudrücken. Consequent blieb sich der Kanzler nur in der Beflissenheit, womit er die herzogliche Gewalt zu verstärken, die protestantischen Regungen in Baiern zu unterdrücken und die äußere Machtstellung des baierischen Hauses namentlich gegenüber Oesterreich und dem Kaiser zu heben suchte. Ob er als Ketzerrichter mehr aus Haß gegen die neue Lehre oder mehr aus politischer Berechnung handelte, mag dahin gestellt bleiben; genug, daß er, wenn es sich um Verfolgung Verdächtiger handelte, gewöhnlich für scharfe Maßregeln votirte und nur ausnahmsweise hervorragenden Männern der Wissenschaft gegenüber, als deren Mäcen er sich gern preisen ließ, Milde beobachtete; so befreite sein Einfluß Aventin aus dem Gefängniß, und E. hatte sogar den Muth, dem freisinnigen, ihm von Jugend auf befreundeten Geschichtschreiber in dessen letzten Lebenstagen die Erziehung seines einzigen Sohnes Oswald v. E. zu übertragen. In andern Fällen aber erwies er sich strenger und härter als der Herzog selbst, und wie in einem Zeitraum von 30 Jahren in ganz Baiern, nach Winter's archivalischen Forschungen, keine Religionsangelegenheit verhandelt wurde, ohne daß E. daran theilnahm, und kein Religionsmandat erlassen ward, ohne daß er gefragt wurde und selbst den Aufsatz dazu machte, so wurde auch kein Ketzerproceß geführt, ohne daß er das Gutachten darüber abgab. — Nicht minder hervorragend war sein Antheil an der auswärtigen Politik, wo E. trotz seines Protestantenhasses gegen das Uebergewicht des habsburgischen Hauses mit evangelischen Fürsten nicht weniger Ränke zu schmieden unternahm als mit Frankreich und gelegentlich auch mit Rom. Die Jahre lang fortgeführte Bewerbung Wilhelms IV. um die römische Königswürde wurde von E. eingefädelt und geleitet, und, obwol der baierische Kanzler 1529 auf dem Reichstage zu Speier den Protestanten so feindselig wie einer gegenüber trat und zu Augsburg 1530 die baierischen Herzoge im besten Einvernehmen mit dem Kaiser einzogen, so näherte sich E. doch nach Abschluß des Schmalkaldischen Bundes den Häuptern desselben und verhandelte persönlich wiederholt mit Philipp von Hessen. Auch nachdem der Friede der Verbündeten mit dem Kaiser zu Nürnberg (1532) und mit dem Hause Oesterreich endlich durch den Kadaner Vertrag (1535) erreicht war, gab sich E. noch alle erdenkliche Mühe, um das Mißtrauen gegen Ferdinand und Karl V. zu nähren und zugleich auch die Protestanten unter einander zu entzweien. Wenn Karl ihn einen Verräther nennt, „der in Verrath und ehrlosen Künsten Judas noch übertreffe und für Geld Christus, Vaterland, das Reich und die ganze Welt verkaufen würde" und der, dem Papste ebensowenig wie dem Wittenberger Mönche zugethan, einzig und allein dahin trachte, Geld zusammen zu bringen: so mag diese Beschuldigung nicht grundlos sein, wenn auch der Kaiser darin zuweit geht, daß er dem baier. Kanzler Gleichgültigkeit gegen die Religion vorwirft. Indem E. mit Hessen und Sachsen liebäugelte und mit dem Landgrafen sogar für gewisse Fälle ein Abkommen traf, konnte ihn theils die Sorge vor der habsburgischen Macht, die

Baierns zweideutige Haltung wiederholt herausgefordert hatte, theils auch die Berechnung bestimmen, durch Annäherung an die protestantischen Fürsten ihre Pläne kennen zu lernen und zu durchkreuzen. Jene Verbindung mit den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes und alles Eifern und Schmähen wider den Kaiser hinderten dann freilich Baiern nicht, vor dem Ausbruche des Krieges sich im Stillen mit Karl V. zu verständigen und ihm geheime Unterstützung angedeihen zu lassen. Es war eine wohlverdiente Strafe der schwächlichen und doch so begehrlichen Politik des Münchner Hofes, daß ihm für den heimlichen Anschluß an den Kaiser der in Aussicht gestellte Preis, soweit es sich um den Erwerb der Pfälzer Kurwürde handelte, entging und nicht einmal für den erlittenen Schaden eine Geldentschädigung zu Theil wurde. Von E. aber dürfen wir wol annehmen, daß er den Schritt in das habsburgische Lager nicht ohne sicheren Lohn gethan, wenn auch die schon mehrere Jahre früher von Herzog Ulrich von Würtemberg ausgesprochene Beschuldigung, daß er von König Ferdinand ein Jahrgeld beziehe, nicht der Wahrheit entsprechen sollte. E. hinterließ, als er seinem fürstlichen Gönner plötzlich im Tode folgte, mit den Herrschaften Randeck, Wolfseck und Eisenhofen Geld und Gut in Fülle, was freilich nicht hinderte, daß sein Erbe nach wenig Jahren in Armuth gerieth. Für das Ansehen, in welchem L. v. E. zur Zeit seines Todes stand, scheint es bemerkenswerth, daß ein in die Geschäfte eingeweihter Rath von ihm schrieb, er sei seinem herzoglichen Gebieter nur darum schon nach elf Tagen gefolgt, damit dieser wegen eines angeblich zu Gunsten der Universität ausgeschriebenen, aber zu andern Zwecken bestimmten Zehntes vor dem göttlichen Richterstuhl einen Fürsprecher finde.

Annalen der baier. Litt. II, 407. — Winter, Evangel. Lehre in Baiern. I. II. — Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrh. — Prantl, Gesch. der Ludwigs-Maximilians-Universität I. — v. Druffel, Briefe u. Acten. Bd. I. Kluckhohn.

Eck: Paul E. von Sulzbach, Alchemist des 15. Jahrhunderts, von dessen Leben nichts bekannt ist als seine Arbeiten, die in mehreren Beziehungen äußerst merkwürdig sind. Mit Sicherheit wird ihm zugeschrieben „Clavis philosophorum“ (1489), wieder abgedruckt im „Theatrum chemicum“ t. IV.; mit geringerer Sicherheit die von Joach. Tanck in Frankfurt 1604 edirte Schrift „De Lapide philosophico“. In den ersteren dieser Schriften beschreibt E. im November 1489 angestellte Versuche, welche beweisen, daß Mercur beim Erhitzen an Gewicht zunimmt, weil er einen Geist aufnehme, welcher bei der Destillation wieder entweiche — spiritus unitur corpori (Theatrum Chimicum t. IV. p. 1142, 1144), eine merkwürdige früher und später völlig vergessene Schrift zur Entdeckung des Sauerstoffs und der Ursache der Verbrennung. In derselben Schrift findet sich die erste Erwähnung vom Niederschlagen des Silbers aus einer Lösung durch andere Metalle (Mercur). Er beschreibt diesen sogenannten Arbor Dianae als delectabilissimae excrescentiae, monticuli et arbusti.

Siehe die Geschichte der Chemie von Kopp und namentlich die von Höfer, 2. Aufl. I. S. 471. Oppenheim.

Eck: Simon Thaddäus E., herzoglich baierischer geheimer Rath und Kanzler, geb. 1515, † 1. Febr. 1574. Als jüngerer Stiefbruder des berühmten Theologen Joh. E. (Maier) erblickte er das Licht der Welt in dem Dorfe Eck an der Günz (Landgericht Ottobeuren), kam schon als Knabe nach Ingolstadt, wo er später an der Universität Humaniora studirte und 1530 als Magister der artistischen Facultät absolvirte; dann widmete er sich der Jurisprudenz und wurde 1532 zum Doctor promovirt. In Wien bekleidete er die Stelle eines juristischen Officials des Bischofs von Passau, wurde in Salzburg Assessor des erzbischöflichen Gerichtes und dann Consiliarius des Bischofs zu Eichstädt. Im

J. 1545 wurde er zum Kanzler in dem Rentamte Burghausen ernannt und endlich 1558 von Herzog Albrecht V. an die Spitze der baierischen Landesregierung nach München berufen. Das ihm von Ferdinand I. und Maximilian II. angetragene Amt eines kaiserlichen Vicekanzlers lehnte er ab und nahm nur den Titel eines kaiserlichen Rathes an. — Voll Eifer für den römischen Katholicismus und den Jesuiten innig ergeben, arbeitete E. in München rastlos und energisch an der Säuberung Baierns von allen evangelischen Regungen, sowie an der Besserung des sittlich verwahrlosten Klerus und an der Befestigung der Jesuitenherrschaft. „Zu München hat's ein scharpfes Eck, davon stürzt man Gott's Wort hinweck" — klagten die des Glaubens wegen Bedrängten, und auch gut katholisch gesinnte Männer, welche das Treiben des mächtig aufstrebenden Ordens an der Universität Ingolstadt beobachten konnten, bedauerten die Bethörung, womit in München Hof und Regierung sich von den Jesuiten berücken ließen: aber selbst die Gegner mußten Eck's Redlichkeit und Unbestechlichkeit anerkennen, während seine Freunde und Anhänger ihn nach seinem Tode als Muster eines glaubenseifrigen, sittenstrengen und gelehrten Mannes verherrlichten und ihm das Hauptverdienst an der Reinigung des Landes von allem Ketzerthum beilegten.

Luctus acad. Ingolstad. in obitum . . . Sim. Thad. Eckii (Ingolstadt 1574), herausgegeben von Wolfg. Zettel. — Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, Bd. I. Kluckhohn.

Eckard, Eckehard: s. **Ekkard, Ekkehart**.

Eckard: Dietrich Gotthard E., Rechtsgelehrter, geb. 15. Jan. 1696 zu Eilenburg, † 1760. Er studirte in Leipzig, erhielt daselbst 1716 die philosophische Magisterwürde, 1720 den juristischen Doctorgrad und ward 1745 Beisitzer der Juristenfacultät. Er schrieb u. a.: „Examen actionum forensium", 1724—30, 12 Partes und „Erklärung über Schilteri Institutiones iuris canonici", 1724—33, 13 Stücke. Auch gab er des Nicolaus Vigelius „Gerichts-Büchlein", 1734, neu heraus.

Weidlich, Geschichte der Rechtsgelehrten I, 198. — Meusel, Lexikon III, 19. Steffenhagen.

Eckard: Heinrich Martin E., lutherischer Theolog des 17. Jahrh., geb. 1615 zu Gorsleben in Thüringen, studirt in Helmstädt und Rinteln, wird 1644 daselbst magister phil. und Professor der Mathematik und Metaphysik, erlangt 1649—1650 zu Helmstädt unter Georg Calixt durch eine Disputation de scriptura s. die theologische Doctorwürde, kehrt 1650 als Professor der Theologie nach Rinteln zurück, vertheidigt 1662 seine Collegen Peter Muscus und Johann Henichen wegen ihrer Theilnahme an dem cassel'schen Religionsgespräch des Jahres 1661 gegen Angriffe der strengen Lutheraner („Bedenken rc." 1662. 4 und „Vertheidigung seines Bedenkens vom Kirchenfrieden wider Jakob Tenzel" 1665. 4.), und mahnt in eindringlichen Worten, eben jetzt, wo der Herr nach langem Krieg den lieben Frieden wieder geschenkt, nun auch aus Dankbarkeit nach dem Kirchenfrieden zu trachten und die reformirten Glaubensgenossen wenigstens nicht zu verketzern und zu verdammen. So wird er trotz seines friedlichen Sinnes in die leidenschaftlichen synkretistischen Streitigkeiten verwickelt. 1665 folgt er einem Rufe als Pastor prim. und General-Superintendent nach Alfeld im Hildesheimischen (Hannover) und starb hier 14. April 1669. Außer den beiden angeführten schrieb er verschiedene philosophische und theologische Schriften nur von kleinem Umfang und Werth: z. B. „Metaphysik", „Composition der Naturphilosophie", „Disputationes theol. quinque", „De scriptura sacra", „De natura theol.", „De trinitate", „De praedestinatione" rc., gegen einen Jesuiten Witfeld rc.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch. III, 282. — Dolle, Lebensbeschr. der Rinteln'schen Theol., Th. I, S. 263. — Vgl. außerdem die Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten von Walch, Henke, Gaß 2c. Wagenmann.

Eckardt: Johann Ludwig v. E., Rechtsgelehrter, geb. 9. Dec. 1732 zu Coburg von bürgerlichen Eltern, † 22. Dec. 1800 in Jena. Auf dem Casimirianum zu Coburg vorgebildet, besuchte er 1752—1755 die Universität Jena, ward 1756 Advocat, 1758 Syndicus in seiner Vaterstadt und erwarb 1759 in Jena die juristische Doctorwürde. 1778 ging er als Hof- und Regierungsrath und geheimer Archivar nach Weimar, 1783 nach Jena als erster Professor der Rechte, Ordinarius der Juristenfacultät, Beisitzer des Hofgerichts und Deputatus praelaturae der Weimarischen Landschaft mit dem Charakter eines geheimen Hofraths. 1792 wurde er geadelt. Außer verschiedenen akademischen Schriften veröffentlichte er eine anonyme Abhandlung über „Das Lottorecht", 1771, und ein „Compendium artis relatoriae", 1785.

Günther, Lebensskizzen S. 76 mit der dort angeführten Litteratur. Steffenhagen.

Eckartshausen: Karl v. E., geb. 28. Juni 1752 zu Schloß Heimhausen in Oberbaiern, Sohn des Grafen Karl von Heimhausen und der Marianne Eckart, starb 12. Mai 1803 zu München. Verfasser zunächst juristischer und belletristischer, dann alchemistischer und mystischer sehr zahlreicher Schriften; studirte Jura in München und Ingolstadt, 1776 Hofrath in München, 1780 Büchercensurrath, bis er 1793 diese Stellung niederlegte; seit 1777 Mitglied der Akademie und seit 1784 geheimer Archivar. Man kann zwei Perioden seiner Thätigkeit unterscheiden. In der ersten suchte er der Moral und Aufklärung und der Verschmelzung von Religion und Wissenschaft zu dienen. Neben juristischen Werken, wie „Proben und Relationen von Vorträgen als Vorübung für angehende Rechtsgelehrte", München 1789, schrieb er in dieser Zeit „Richtergeschichten", München 1782, die 1784 eine dritte Auflage erlebten, ferner „Sittenlehren für alle Stände", München 1784, „Reden zum Wohl der Menschheit" und eine Wochenschrift „Sittenblatt", von der zwei Bände erschienen. Den Eintritt in die zweite Periode bezeichnen religiöse Schriften, namentlich „Gott ist die reinste Liebe", zuerst 1790 und später in neuen Auflagen, zuletzt noch Mannheim 1876 erschienen, und „Religiöse Schriften über Klares und Dunkles", die ebenfalls wiederholt (in neuerer Zeit in Stuttgart 1839—1840) gedruckt sind. Schwankend und ohne gründliche Kenntnisse verfiel er mehr und mehr der Schwärmerei. Dieser Richtung gehören unter anderem an: seine „Aufschlüsse zur Magie und mystische Nächte", 1788—1791, „Sammlung der merkwürdigsten Visionen" (1793), deren er selbst zu haben glaubte; seine „Zahlenlehre der Natur", Leipzig 1794; „Entwurf einer ganz neuen Chemie", Regensburg 1800; „Die Wolke vor dem Heiligthume, oder etwas, wovon sich unsere stolze Philosophie nichts träumen läßt" (1802), und das nach seinem Tode gedruckte Buch „Gefühle und Tempel der Natur" (1804). Die letzten Ausläufe der Alchemie, welche in der „hermetischen Gesellschaft" und in kleineren Vereinen zu Tage traten, knüpften theilweise an E. an. Der Leiter des Karlsruher Vereins, Baron Sternhayn, legte Eckartshausen's Bücher als Compendien zu Grunde. Seine oben angeführte Chemie, deren charakteristischer Titel vollständig lautet „Entwurf zu einer ganz neuen Chemie durch die Entdeckung eines allgemeinen Naturgesetzes, wodurch sich das phlogistische System der alten und das antiphlogistische der neuen Chimisten als zwei Extreme in ein Mittelsystem vereinigen lassen, worin allein die Wahrheit liegt und die höhere Chemie der ältesten Vorzeit mit der gemeinen Schulchimie der jetzigen Zeit vereinigt wird", ist so unklar und unwissenschaftlich wie die berüchtigtsten alchemistischen Träumereien früherer Zeiten. In seiner „Wolke über

dem Heiligthum" spricht er von einem Sündenstoff, der in seiner Ausdehnung Stolz, in seiner Attraction Geiz, in seiner Repulsion Wuth, in seiner Excentricität Völlerei, in seiner Concentricität Neid erzeugt u. s. s.

S. Ersch und Gruber, Encyklopädie XXX, 421. — Bader, Gelehrtes Baiern. — Kopp's Geschichte der Chemie II, 259. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften in Meusel, Gelehrtes Teutschland, 5. Aufl., II. 146; IX. 272; XI. 185 und XIII. 307. Oppenheim.

Eckebrecht: Philipp E., gelehrter Kaufmann, geb. 11. Febr. 1594 zu Nürnberg, † 5. März 1667 ebenda. Die Lieblingsbeschäftigung Eckebrecht's, welcher er alle seine von kaufmännischen Berufsgeschäften freie Zeit widmete, war Astronomie, in welcher er es auch so weit brachte, daß ein Fachmann, Abdias Treu, ihm das Lob ertheilte, mehr im Gespräche durch ihn gelernt zu haben, als er sich selbst nach glänzendster Empfehlung des Mannes erwartet habe. Auch Kepler gehörte zu Eckebrecht's Freunden und wohnte bei ihm, so oft er in Nürnberg sich aufhielt. Auf Kepler's Veranlassung zeichnete E. eine Universalkarte des ganzen Erdkreises, welche in Kupfer gestochen dem als Tabulae Rudolphinae bekannten Tabellenwerke Kepler's beigegeben wurde. Eine weitere Leistung Eckebrecht's war die Bestimmung des Laufes eines Kometen von 1638, welche ungedruckt geblieben zu sein scheint. Endlich wird berichtet, er habe die Veröffentlichung von einer polemischen Schrift des Simon Marius (Gründliche Widerlegung der Position-Circkel Claudii Ptolemaei, vornehmlich aber Joh. Regiomontani u. s. w.) zu Frankfurt a. M. 1625 geleitet und die Kosten davon getragen.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 171—172. Kepleri Opera omnia ed. Frisch, T. VI, pag. 622 sqq. und T. VIII, pag. 913. Cantor.

Eckel: Matthias E., ein Tonsetzer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von seinen Lebensumständen scheint nichts bekannt zu sein, doch muß er bei seinen Zeitgenossen in Ansehen gestanden haben, was schon daraus hervorgeht, daß verschiedene der berühmtesten Sammelwerke jener Periode Tonsätze von ihm enthalten und sein Name darin neben den besten Meistern (Heinrich Isaak, Benedict Ducis, Stephan Mahu, Heinrich Fink, Phinot, Clemens von Papa, Senfel, Morales, Josquin, Obrecht 2c.) erscheint. So in dem „Novum et insigne opus", Nürnberg bei Formschneider 1537; in „Select. Harmon. de Passione Dom.", Wittenb. bei Rhaw 1538; in „Sacror. Hymnor. lib. I." ebendas. 1542; in „Biccinia gallica" ebendas. 1545; in den „115 Liedlein 4—6 voc.", Nürnberg bei Ott 1544; in „Psalmor. select. lib. III.", Nürnberg bei Montanus und Neuber 1553. Gerber sagt auch, daß in einer 1530—1540 erschienenen Sammlung von Gesängen in verschiedenen Sprachen, welche auf der Zwickauer Bibliothek sich befände, Stücke von E. enthalten seien. v. Dommer.

Eckenberg: Johann Karl E. (auch Eggenberg), gen.: der „starke Mann", Theaterprincipal, Aequilibrist, geb. im Bernburgischen 1685, † im ersten Drittel des J. 1748 zu Luxemburg. An sich ohne alle künstlerische Bedeutung erweckt E. als „letzter Repräsentant der Haupt- und Staatsactionen", wie durch seine Stellung zu Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der ihn durch seltene Gunstbezeigungen zu einer der meistbesprochenen Persönlichkeiten Berlins machte, ein erhöhtes Interesse. Die dürftigen Mittheilungen über seine Herkunft und ersten Erlebnisse weichen sehr bedeutend von einander ab, denn während ihn die Quellen einerseits als eines Sattlers Sohn, der selbst des Vaters Handwerk erlernte, bezeichnen, lassen sie ihn andererseits — und zwar nach seinen eigenen Angaben — dem alten Fürsten- und Freiherrngeschlecht derer von Eggenberg

(wie sein Name öfters documentarisch vorkommt) entstammen. Nach einer dritten Lesart erhielt er seinen Adel in Dänemark oder ließ ihn wenigstens daselbst erneuern. Gewiß ist, daß er lange Zeit als Seiltänzer und Jongleur sich „präsentirte“ und nicht vor 1717, in welchem Jahr er zum ersten Mal nach Berlin kam, an die Spitze einer Schauspielertruppe trat. Durch außergewöhnliche Kraftproben, die E. vor dem preußischen Hofe im Charlottenburger Schloß ablegte, erwarb er sich die Gunst des Königs, der ihm sein Gefallen durch ein Privilegium für ganz Preußen bezeigte. In Berlin spielte der „starke Mann“ in einer Bude auf dem neuen Markt, später im Stallplatz-Theater, trieb sich dann 14 Jahre lang rastlos umher, gab in Schwerin und Hannover, am Rhein, in Belgien, Polen, wahrscheinlich auch in Dänemark Vorstellungen, um schließlich und nachdem er eine durch Geschmeidigkeit ausgezeichnete Seiltänzerin englischer Abstammung geehelicht hatte, 1731 nach der Residenz an der Spree zurückzukehren. Außer einem auf seinen Zügen erworbenen Vermögen von 40000—48000 Thalern führte er eine Truppe von 26 Spatenschlägern und Schauspielern (u. A. Rademin, Scalory, Hilverding, Stenzel) bei sich, mit der er auf dem Spittelkirchhof Vorstellungen gab. Die Gunst des Königs in womöglich noch reicherem Maße als früher zu erwerben, besorgte er Pferdegeschäfte für die Cavallerie, erstattete dem General v. Derschau Bericht, wo er auf seinen Reisen besonders große und gut gewachsene Leute gesehen, und erbot sich in der Friedrichsstadt zu dauerndem Aufenthalt ein großes Haus zu bauen. Bei der Baulust des Königs verschaffte ihm dieses Anerbieten auch wirklich ein ausgedehntes Privilegium (d. d. 27. Sept. 1732) und den Titel eines „Hoff-Comoedianten“. Als solcher spielte der „starke Mann“ von 1732—1733 im Theater auf dem Stallplatz, zum Theil mit neuen, bekannter gewordenen Schauspielern, wie Wallerodi, Weßling, Weidner, Defraine, und verstand es König und Hof so vortrefflich zu vergnügen, daß ihm ersterer gestattete, die früher in den Häusern der Adelichen abgehaltenen „Assemblées“ gegen ein bestimmtes Entgelt der Betheiligten bei sich abzuhalten. Noch größere Einnahmen zu erzielen ließ E. einen Theil der Truppe, von seinem Agenten Joh. Georg Moser geleitet, vom 25. Jan. bis 24. März 1733 in Frankfurt a. O. spielen. Durch grobe Excesse, die er und seine Frau sich gegen Publicum, Schauspieler und den Grafen Dönhof hatten zu Schulden kommen lassen, verscherzte er zwar die Gnade des Königs, errang sie jedoch bald von neuem und vermochte den Fürsten die im Juni erlassene Resolution, E. solle nicht in Halle spielen, im October desselben Jahres zu Gunsten des Principals und entgegen einem ausführlichen pro memoria der hallischen Universität, wieder aufzuheben. 1735 fand E. in Berlin den Zulauf nicht mehr wie früher, obgleich Siegmund und Jos. Felix Kurz seiner Gesellschaft beigetreten waren; seine Verhältnisse verschlechterten sich so sehr, daß er schließlich nur durch die Flucht dem Drängen seiner Gläubiger entgehen konnte und auch dann seine Bedeutung nicht wieder erlangte, als er in den Wintermonaten 1738, 1739 und 1740 aus besonderer Gnade des Königs nach der Residenz zurückkehren durfte. Der Tod Friedrich Wilhelms I. beraubte ihn der letzten Stütze. Nur mit Mühe erlangte er von Friedrich II. Verlängerung seines Privilegiums, mußte im Frühjahr 1741, durch seine immer mehr sich verschlechternden Finanzverhältnisse gezwungen, Berlin verlassen und als er im Winter 1741 auf 1742, nach längerem Aufenthalt in Genthin, Magdeburg und Wesel, wiederkehrte, fand er in Hilverding, im Herbst in Joh. Friedrich Schönemann Concurrenten, deren letzterem er nach vergeblichem Suppliciren den Platz räumen mußte. Am Rhein verbrachte der „starke Mann“ seine letzten Jahre, tauchte 1744 noch einmal in Hamburg auf, wo er schon im October 1739 gespielt hatte, und starb im März oder April 1748 zu Luxemburg. Eckenberg's einzige hinterlassene Tochter Sophie wandte sich nach dem Tode

ihres Vaters an den König um Uebertragung des Eckenberg'schen Privilegiums auf ihren Ehegatten, den Principal Rademin, wurde aber abschläglich beschieden.

Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin (1781), S. 106 ff. — Förster, Friedrich Wilhelm I. (1839), I. S. 308—318; Curieuse Nachrichten von starken Leuten (1720). — Schneider, Joh. Carl v. E., der starke Mann. Eine Studie zur Theatergeschichte Berlins (1848), (abgedruckt in Heinrich's Almanach für Freunde der Schauspielkunst, 1848, S. 125—169; und neuerdings im Bär, Berlinische Blätter für vaterl. Geschichte und Alterthumskunde, Jahrg. II. Nr. 2—5, 7). Kürschner.

Eckenolt, Dichter. Als Verfasser des Gedichtes vom „Ritter von Staufenberg" wird im alten Drucke (wahrscheinlich Straßburg 1480—82) „Herr E." genannt; woraus Fischart, der 1588 das alte Gedicht erneuerte, Erckenbolt gemacht hat. Da die den Namen enthaltenden 14 Schlußzeilen des alten Druckes, die in der Straßburger Hs. fehlten, in Sprache und Versbau ganz mit dem übrigen Gedichte übereinstimmen und schlechterdings nicht zur Zeit des Druckes verfaßt sind, so ist an ihrer Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln, wie denn auch Wackernagel (Litteraturgeschichte S. 220) E. schlechthin als Verfasser nennt. Er schrieb um 1300 eine poetische Behandlung der Sage vom Ritter Peter von Staufenberg, einer Elfensage, die sich in der elsässischen Ortenau localisirt hat. Sein Vorbild war Konrad von Würzburg, den er nicht ohne Glück nachgeahmt hat, so daß das Gedicht zu den anmuthigsten Erzählungen der Zeit des Verfalles gehörte. — Die Straßburger Hs., nach welcher Engelhart (Straßburg 1823) das Gedicht herausgab, ist im Brande der Straßburger Bibliothek 1870 untergegangen; eine andere, im Privatbesitz in der Schweiz befindliche, ist wahrscheinlich nur Abschrift des alten Druckes. Eine kritische Ausgabe veranstaltete O. Jänicke in „Altdeutsche Studien", Berlin 1871.

K. Bartsch.

Ecker: Johann Anton E., Miniaturmaler umd Landkartenzeichner, geb. zu Graz 6. Mai 1755, † zu Wien 1820(?). Nachdem er in Graz die Chirurgie studirte, kam er 1773 nach Wien, wo er die Praxis ausübte, doch schon 1780 wieder aufgab, um, seiner Neigung folgend, sich der Miniaturmalerei, sowie dem Studium der Geographie zuzuwenden. Als Maler erwarb er sich bald einigen Ruf, einen weitaus größeren jedoch als Landkartenzeichner. Von seinen Arbeiten sind besonders jene zwei Blätter der nördlichen und südlichen Halbkugel zu erwähnen, welche er in Wien im J. 1794 unter dem Titel: „Beschreibung und Gebrauch einer neuen Weltkarte in zwei Hemisphären, welche auf den Horizont von Wien entworfen und mit den neuesten Entdeckungen vermehrt worden", herausgab und die im J. 1800, von Phil. Joseph Schallbacher verbessert, in zweiter Auflage erschienen. (Im Wiener Todtenprotokoll vom Jahre 1820 erscheint er nicht.)

Wurzbach's Biograph. Lex. III. S. 422. — Nagler's N. Künstler-Lex. IV. S. 68. Kábdebo.

Eckermann: Jakob Christoph Rudolf E., akademischer Theologe, geb. 6. Septbr. 1754 auf Wedendorf, einem gräfl. Bernstorffischen Gute in Mecklenburg-Schwerin, † 6. Mai 1837 in Kiel. Da er von seinen fast 83 Lebensjahren 55 Jahre, von 1782 bis an sein Ende, der Kieler Universität angehörte, darf er mit Recht als einer ihrer Altmeister bezeichnet werden, an dessen Leben und Wirken sich ein nicht unbedeutendes Stück des akademischen Lebens abspann. Als E., der seit seinem 21. Jahre, von 1775 an, das Rectorat der Eutiner Schule verwaltet hatte, 1782 um Ostern als ordentlicher Professor nach Kiel berufen wurde, stand die Universität unter dem von Joh. Andr. Cramer berathenen Curator Grafen Reventlow und zwei Jahre später ward Cramer, zum

Kanzler ernannt, der unmittelbare Leiter der Curatelgeschäfte. Neben Cramer, dem Generalsuperintendenten Adler u. A. war E. ein Hauptvertreter derjenigen theologischen Richtung in den Herzogthümern, welche an den Rationalismus streifte und der Philosophie, namentlich der damals frisch aufblühenden, Einfluß gestattete. Das Gebiet seiner akademischen Vorlesungen war namentlich während der Zeit seiner ungeschwächten Wirksamkeit ein außerordentlich weites und vielartiges; ein schlagender Beweis dafür, wie gering damals noch jene Theilung der Arbeit war, welche heutzutage, wie auf allen Berufsfeldern, so auch auf dem der Wissenschaft sich geltend gemacht hat. Neben exegetischen, zum Theil wiederholten Vorlesungen über fast alle Bücher des alten und neuen Testaments las E. über hebräische Grammatik, über chaldäische, arabische und syrische Sprache, über Dogmatik, christliche Sittenlehre, Kirchengeschichte, Homiletik, Katechetik, ferner aber auch, wenigstens einige Male, über griechische und lateinische Schriftsteller, z. B. über die platonischen Dialoge, über Pindar und Livius. Er pflegte außerdem im Anfange seiner akademischen Lehrthätigkeit bis 1796 mit seinen dogmatischen Vorlesungen ein Examinatorium zu verbinden und abwechselnd mit seinen Collegen die Aufsicht über das Institut zur Uebung im Predigen zu führen. Neben seiner Lehrthätigkeit entfaltete E. einen regen schriftstellerischen Fleiß. Aus seiner Eutiner Zeit schreiben sich außer dem „Versuch einer poetischen Uebersetzung des Hiob“ (1778) und den „Animadversiones in librum Job“ (1779) mehrere in das pädagogische Fach einschlagende, mit moralischer Tendenz geschriebene Arbeiten her. Während seiner Kieler Zeit concentrirte sich seine Schriftstellerei in theologischer Richtung. Das Hauptgewicht fällt auf die heftweise in den Jahren 1790—99 erschienenen sechs Bände der theologischen Beiträge, sowie auf das „Compendium theologiae christianae theoreticae biblio-historicae“ (1791 und in zweiter Auflage 1792). Erstere sicherten dem Verfasser ein zeitgemäßes Verdienst um die Theologie und die damit verwandten Wissenschaften. E. war in der Exegese ein Freund grammatisch-historischer Auslegung; sein Stil war nicht frei von Weitschweifigkeit und Wiederholung. Dem erwähnten Compendium wurde von der Kritik einerseits eine unzweideutige und doch bescheidene Sprache und feine Discretion nachgerühmt, andererseits wurden daran aber auch die verfehlten Grundsätze in Unterscheidung der Lehre Jesu und der Apostel von der jüdischen Tradition getadelt. Sein 3 Bände umfassendes „Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre“ (1801 u. 1802) fand die verschiedensten Beurtheilungen, die nur darin zusammenstimmen, daß dem Werke keine Epoche machende Bedeutung eigenthümlich war. In die „Sammlung kleiner vermischter Schriften“ (1799) nahm E. neben einzelnen neueren Arbeiten pädagogisch-moralischen und theologischen Inhalts auch die in der Eutiner Zeit verfaßten Stücke wieder auf. In das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fallen noch die drei Bände seiner „Erklärung aller dunklen Stellen des neuen Testaments“ (1806—8). Mit dem steigenden Alter minderte sich die schriftstellerische Thätigkeit. In die von Claus Harms hervorgerufene große Bewegung unter den Theologen der Herzogthümer griff E. durch keine besondere Schrift mehr ein. Er erinnerte dagegen 1817 zur Säcularfeier an den Werth der Reformation und widmete Luther's Verdiensten eine lateinisch geschriebene akademische Memorie. — Dem langjährigen und treuen Wirken Eckermann's fehlten natürlich die äußerlichen Erfolge nicht. Schon 1784 war er in Kiel zum Dr. theol. promovirt worden. Seit 1811 war er erster ordentlicher theologischer Professor und hatte das Glück, nicht nur 1825 im August sein 50jähriges Amtsjubiläum, sondern auch, nachdem er schon seit 1828 Senior der Universität war, im April 1832 sein akademisches Jubiläum zu feiern. 1816 wurde er Kirchenrath.

Thieß' Gelehrtengeschichte der Universität Kiel, Th. 2. S. 240—318. Beyer's Magazin f. Prediger, Bd. IX. St. 4 (ein Stück Selbstbiographie). Die Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. von Kordes, Lübker-Schröder und Alberti. Alberti.

Eckermann: Johann Peter E., geb. den 21. Septbr. 1792 zu Winsen an der Lühe in Hannover, war in sehr bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Eine kleine Oekonomie und besonders ein zeitweiser Hausirhandel des Vaters nährte die Familie, die bei dürftigem Einkommen für eine bessere Ausbildung des Knaben nichts beitragen konnte, auf dessen Beihülfe im Gegentheil beim Betrieb der kleinen Wirthschaft gerechnet wurde. Erst als in demselben zufällig ein Zeichentalent entdeckt wurde, nahmen sich seiner einige gebildete Ortseinwohner an und ließen ihm mit ihren Kindern einen über die Volksschule hinausgehenden Unterricht ertheilen. Mit der Confirmation hörte dieser, wie überhaupt jede Unterstützung auf und nur dem dortigen Justizbeamten war es vielleicht zu danken, daß E. in eine seinen Neigungen nicht völlig fremde Sphäre der Thätigkeit gewiesen wurde, indem er bis 1810 die Stelle eines Privatschreibers bekleidete. Nach Auflösung des Amtes seiner Vaterstadt wurde er im Steuerbureau zu Lüneburg, darauf in der Unterpräfectur zu Uelzen beschäftigt. Vom Ende des J. 1812 versah er die Stelle eines Mairiesecretärs zu Bevensen, als ihn die Pflicht gegen das Vaterland als Freiwilliger unter die Fahne des Kielmannsegge'schen Jägercorps rief, dem er bis zu dessen Auflösung im Herbst 1814 angehörte. Bei seiner Rückkehr in die Heimath fand er den Vater nicht mehr am Leben; es galt jetzt der Begründung einer neuen Existenz, die ihm vielleicht, so hoffte er, das in ihm entdeckte Zeichentalent gewähren könne. Sein Vorbild war Ramberg, den er in Hannover aufsuchte. Ein systematischer Unterricht hatte begonnen, doch war die Zukunft um so trüber, als E. ohne Mittel, in Hannover ausschließlich auf die Unterstützung eines Freundes angewiesen war. Das drückende Gefühl, das aus der fortwährenden Unterstützung hervorging, vorzüglich aber eine Krankheit, die unmittelbare Folge der anstrengenden Feldzüge, nöthigten ihn zum völligen Aufgeben seiner künstlerischen Laufbahn. Mit Freuden erfaßte er eine sich darbietende Gelegenheit zu seiner weiteren Versorgung. Er trat in die Dienste einer mit der Kriegscanzlei verbundenen Montirungscommission, die ihm hinreichende Zeit ließ, mit anregenden Freunden der Kunst und Litteratur sich zuzuwenden. Insbesondere nahm die letztere sein ganzes Interesse in Anspruch, zumal begeisterten ihn Theodor Körner's damals so hoch gefeierte Dichtungen und erregten in ihm selbst den Trieb zum Dichten. Die Behandlung eines der Zeit angemessenen Themas brachte ihm große Anerkennung und belebte ihn zu neuen Versuchen, die ihn nach neuen Vorbildern suchen ließen. Damals 24 Jahr alt, las er zum ersten Male Schiller und Goethe; von Shakespeare wandte er sich zum Studium der griechischen Dichter. Hier war es, wo er zum Bewußtsein gelangte, daß bei dem Mangel classischer Bildung weder Verständniß noch Nachahmung möglich sei. Er nahm zunächst Privatunterricht in den alten Sprachen, besuchte dann das Gymnasium zu Hannover, um intensiver in den Geist des Alterthums einzudringen. Aber trotz aller Energie vermochte er auf die Dauer der Schule nicht zu folgen, da die dienstlichen Anstrengungen mit den Anforderungen der Wissenschaft schwer zu vereinbaren waren, zumal die physischen Kräfte auf die Dauer nicht ausreichten. Aber treu seinem Beschluß setzte er in langsameren Zügen durch Privatunterricht seine Studien fort. Nach manchen schriftstellerischen Versuchen, die sich auch auf Theaterstücke erstreckten, aber ohne nennenswerthe Erfolge blieben, verließ er endlich seine dienstliche Stellung und bezog im Mai 1821 mit Unterstützung seiner Vorgesetzten die Universität Göttingen. Mit Rücksicht auf seine

Zukunft widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz, die aber in Wahrheit, wie sehr es ihm auch Ernst war, ihr anzugehören, doch in zweiter Linie stand, da die schönwissenschaftlichen Studien stets den Vorrang behaupteten. Als die materielle Unterstützung aufhörte und die vorwiegende Neigung nicht zu bekämpfen war, verließ er im Herbst 1822 die Universität und vollendete auf einem Landsitze in der Nähe Hannovers sein Erstlingswerk „Beiträge zur Poesie", eine Reihe theoretischer Aufsätze, in denen er auf die Schöpfung und Beurtheilung dichterischer Werke einen Einfluß auszuüben suchte. Die Arbeit sandte er an Goethe, theils um ein untrügerisches Urtheil, theils um gleichzeitig eine materielle Verwerthung des Geschaffenen zu gewinnen. Als Goethe sich günstig aussprach, ging E. selbst nach Weimar, um sich dem größten deutschen Dichter vorzustellen. Wie sich das Verhältniß Eckermann's zu Goethe seitdem gestaltete, ist ausführlich in den bekannten „Gesprächen" dargelegt. E. war dazu ausersehen, bis zu einem gewissen Grade Goethe's Vertrauter und dessen Stütze bei Veröffentlichung der Werke zu werden. — An äußeren Anerkennungen der Verdienste Eckermann's fehlte es selbstverständlich nicht, er wurde zum Lehrer des Erbgroßherzogs Karl Alexander für englische Sprache und Litteratur überhaupt auserlesen; die Jenenser philosophische Facultät beehrte ihn 1827 mit dem Doctortitel; er wurde 1838 Hofrath, Bibliothekar der Großfürstin etc. — Eine litterarische Bedeutung hat E. in einem seinem rastlosen Streben entsprechenden Maße nicht gewonnen. Vielleicht, daß doch sein Bildungsgang einen guten Theil der Schuld trug. Jedenfalls läßt sich darüber streiten, ob nicht die durch das Verhältniß zu Goethe bedingte zum Theil einseitige Thätigkeit seiner ferneren Entwicklung wesentlichen Eintrag that. Neben seinen Gedichten verfaßte er eine Reihe beachtenswerther Aufsätze in „Kunst und Alterthum" und im „Morgenblatt", während seine „Gespräche mit Goethe" (Bd. I. u. II. 1836, Bd. III. 1848), weithin bekannt, allein seinen litterarischen Ruf begründet haben. An der Redaction der Goethe'schen Werke hat er den vorzüglichsten Antheil genommen. — E. war bis an sein Ende eine liebenswürdige Natur, wenn man auch im Verkehr mit ihm mancherlei Eigenthümlichkeiten unbedingt Rechnung zu tragen hatte. Er starb zu Weimar am 3. Decbr. 1854.

Eckermann's Selbstbiographie in den Gesprächen mit Goethe, deren dritter Theil nicht frei von Datirungsfehlern ist. — v. Biedenfeld, Weimar. — Blätter für litterarische Unterhaltung 1857, S. 886. Burkhardt.

Eckersberg: Johann Wilhelm E., geb. den 20. Aug. 1762 zu Dresden, kam 1774 als Alumnus auf die Kreuzschule und genoß dort den Musikunterricht des Cantor Homilius. 1783—85 hielt er sich behufs seiner weiteren Ausbildung in Leipzig auf, kehrte dann nach Dresden zurück und vollendete seine Studien beim Cantor Weinlig und bei seinem Vater, der Organist an der Sophien- und Garnisonkirche war und am 26. Mai 1807 im 76. Lebensjahre starb. Seit 1789 Organist an der Neustädter Kirche, starb E. am 20. Aug. 1821 in Dresden, bekannt als tüchtiger Orgelspieler und Componist für Kirche, Kammer und Haus. Am bedeutendsten soll seine Musik zu Schiller's Glocke gewesen sein, welche er 1804 schrieb. Gedruckt von seinen Werken ist wenig; am bekanntesten wurden 16 Gesänge mit Clavierbegleitung (Weißenfels 1797) und 6 Polonaisen für Pianoforte. Fürstenau.

Eckert: Heinrich E. von Homberch, Buchdrucker zu Antwerpen und Delft in Holland von 1480—1521. Ehe er sich im J. 1493 in Antwerpen niederließ, druckte er schon im J. 1480 zu Delft in Holland: „Spieghel des eeuwighens levens" und kehrte dann nach Antwerpen zurück, wo er im J. 1493 druckte: „Opus minus secundae partis Alexandri pro pueris instituendum per Wilhelmum Zenders de Werdt" in 4. Im folgenden Jahre druckte er: „Die

hystorie van Olyvier van Castilien en van sinen getrouwen gheselle Artus van Algarben. En van die schone Helena dochter van den Coninc van Enghelant. En van Heynrick sone van Olyvier die in haren lyden en leven grote vromicheden ende grote fayten van wapenen deden, alsoe als ghi hier voor gehoort hebt. Godt wille haren siele entfermen ende gedachtich wesen, ende allen Kersten ghelouigen sielen. Amen." Am Ende: „Tantwerpen bi mi Henric Eckert van Homburch, woenende bi der Cammerpoerten in t' huys van Delft." Darauf zog er wieder nach Delft und kehrte von da 1507, nach Anderen 1504, wieder nach Antwerpen zurück. Während seines zweiten Aufenthalts zu Delft druckte er unter anderen: die Fabeln von Aesopus, das Leben der heiligen Väter, eine Uebersetzung des ersten Theils des Passional, „Dat boeck van den Pelgrim" ꝛc. Doch sind alle angeführten Drucke aus dem J. 1498, während die Bücher, welche er zwischen 1494—97 dortselbst druckte, bis jetzt nicht bekannt sind. In Antwerpen druckte er bis zum J. 1521. Ueber sein Leben ist nichts bekannt geworden, man weiß daher nicht, wann er geboren und gestorben ist, ebenso wenig über seine sonstigen Familienverhältnisse. Seine Bücher tragen verschiedene Unterschriften, so nannte er sich: Heynrik oder Hendrik E. von Hombergh oder Homberch, Heynrick van Homberch, Henricum Eckert oder Henricum Eckartanum de Homberch, Hombergh oder Homborch, auch Eckert de Homberch, Henricum Eckertanum oder Henricum Eckartanum ohne Angabe des Ortes seiner Geburt.

Vgl. Van der Aa, Biographisch Woordenboek. Du Puy de Montbrun, Recherches bibliographiques etc., p. 62. Van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux des Imprimeurs Belges et Neerlandais établis à l'étranger Tom. I. p. 129. 145. Cat. bibl. Hulthem p. 158. Hain, Repertorium bibliographicum Vol. II. pars I. p. 526. De Reume, Variétés bibliographiques et littéraires, p. 104—107. Panzer, Annales typogr. Vol. I. p. 12. 15. 374 u. 75, Vol. VI. p. 4—7 u. Vol. IX. p. 344 ꝛc.

Kelchner.

Eckert: Heinrich Ambros E., Schlachtenmaler, geboren in Würzburg 1807, † in München 1840, hat sich an Peter Heß und Alb. Adam, später in Paris gebildet. Am meisten hat er sich seiner Zeit durch ein um 1835—40 im Verein mit Dietrich Monten herausgegebenes großes lithographisches Werk bekannt gemacht, welches die Armee des damaligen deutschen Bundes darstellte und ihn als tüchtigen Zeichner zeigt. Seine Bilder: Gefechte, Jagdscenen, Pferdestücke ꝛc. sind nicht ohne Talent, aber gewöhnlich ebenso bunt und wirkungslos, wie fast alle in jener Zeit. Pecht.

Eckhard: Christian Heinrich E., Rechtsgelehrter, ein Sohn des Pädagogen Tobias E., geb. im Juni 1716 zu Quedlinburg, † 20. Decbr. 1751 in Jena. Er bezog 1734 die Universität Jena, um die Rechte zu studiren, widmete sich jedoch auch historischen und philologischen Studien, wurde 1738 Doctor der Rechte und erhielt 1743 die ordentliche Professur der Beredsamkeit, 1750 zugleich eine außerordentliche Professur der Rechte. Von seinen Schriften ist das Lehrbuch der juristischen Hermeneutik: „Hermeneuticae iuris libri II", 1750, 2. Ausgabe von C. F. Walch 1779, neue Ausgabe von C. W. Walch 1802, noch jetzt schätzenswerth. Durch seine „Introductio in rem diplomaticam, praecipue Germanicam", 1742, 2. Ausgabe von Joh. Chr. Blasche 1753, führte er die Diplomatik in den Universitätsunterricht ein.

F. A. Toepffer, Monumentum piae memoriae C. H. Eckhardi consecratum, Jenae 1752. Haubold, Institutiones iuris Rom. litt., p. 175. Günther, Lebensskizzen, S. 198. Ersch und Gruber, 1. Sect. XXX. 466.

Steffenhagen.

Eckhard: Heinrich E. (nicht Eckarti, wie er bei Jöcher II. 274 heißt), geb. zu Wetter in Hessen den 19. Octbr. 1580, † in Altenburg den 22. Febr. 1624. Er studirte in Marburg Theologie, ward 1601 Pfarrer zu Wildungen in der Grafschaft Waldeck, hierauf Hofprediger der Burggrafen von Kirchberg zu Farnrode und 1603 Pfarrer zu Singen im Schwarzburgischen. 1608 folgte er dem Rufe zur dritten theologischen Professur in Gießen, wo ihm schon vorher im J. 1607 nebst seinem Bruder die theologische Doctorwürde ertheilt worden war. Beide Brüder waren die ersten, welche überhaupt die Universität Gießen zu Doctoren der Theologie creirte. 1609 verließ er die akademische Laufbahn und wurde Superintendent in Frankenhausen; 1616 folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent und Consistorialrath in Altenburg, welche Stelle er bis an seinen Tod bekleidete. Nach seiner theologischen Richtung war er strenger und eifriger Lutheraner. — Ueber ihn und die von ihm zahlreich erschienenen theologischen Werke (Disputationes, unterschiedliche Predigten und Tractate) finden sich ausführliche Nachrichten in der Sammlung v. A. u. N. theologischen Sachen 1718, S. 312. 314. 496. 505. 531; 1731, S. 473 f.; Strieder's Hess. Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, III. Bd. S. 291 f.; Rudolstädtisches Schulprogr. vom J. 1832 S. 11 f. Anemüller.

Eckhard: Joh. Friedrich E., geb. im J. 1723 in Quedlinburg, Sohn des quedlinburgischen Rectors Joh. Tob. E. (Verfassers von mehreren in die schwarzburgische Geschichte einschlagenden Abhandlungen). Von Joh. Friedrich E. wissen wir, daß er als Adjunct der philosophischen Facultät in Jena 1748 zum Rector an das Frankenhäuser Lyceum berufen wurde. Nach 10jähriger segensreicher Verwaltung dieses Amtes kam er als Director und Bibliothekar nach Eisenach. Mit Verleihung des Charakters eines herzogl. Rathes wurde er in den Ruhestand versetzt und starb den 10. Sept. 1794. Er zeigte sich in zahlreichen litterärgeschichtlichen und anderen Abhandlungen als einen vielseitig gelehrten Mann und als gründlichen Kenner der Latinität.

Vgl. Meusel's G. T. 4. Ausg. I. 373—375; 1. Nachtrag zur 4. Ausg. S. 139; 2. Nachtrag S. 68; 4. Nachtrag S. 138; 5. Nachtrag S. 312; Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. u. Alterthumskunde II. Bd. S. 252; Rudolst. Schulprogr. vom J. 1832 S. 12 f. Anemüller.

Eckhard: Tobias E., † 13. Decbr. 1737 als Rector in Quedlinburg. Er war ein gelehrter Mann, Theolog und Philolog und als Schulmann anerkannt; sein Wissen ging den meistens kleinen und verschollenen Schriften nach zu urtheilen stark auf Polyhistorie hinaus, für Sprachen hatte er so großes Interesse, daß er noch als Rector Französisch und Italienisch, ja sogar sogenanntes Rabbinisch, wol Judendeutsch, lernte. Er ist in Jüterbog am 1. Nov. (a. St.) 1662 geboren, Sohn eines Reiterofficiers, hat das Gymnasium zu Halle, dann die Universität Wittenberg besucht, wurde 1686 Magister, 1689 Adjunct der philosophischen Facultät und Licentiat der Theologie. Die angebotene Rectorstelle in Corbach schlug er aus, nahm Michaelis 1691 das Conrectorat am Gymnasium zu Stade an, wurde schon 1693 daselbst Rector, 1704 wurde er auf Empfehlung des Consistorialraths Gerhard Meier (in Bremen) als Rector nach Quedlinburg berufen und starb in diesem Amte. Sein Sohn, der Professor der Rechte, Christian Heinrich E. in Jena († 20. Decbr. 1751), hat eine Lebensbeschreibung des Vaters („Monumentum pietatis memoriae optimi parentis sacrum") verfaßt, vervollständigt hat diese Nachricht Joh. Heinrich Pratje im „Kurzgefaßten Versuch einer Stader Schulgeschichte", Stück 3, Stade 1768. Danach Rotermund's Gel. Hannover. u. A. Von E. werden 88 Schriften, meist Disputationen und Gelegenheitsschriften aufgezählt, das Buch „Selecta non Christianorum de Christo testimonia" erlebte 3 Auflagen 1703, 1725 u. 1736.

1715 veröffentlichte er eine Nachricht von den Bibliotheken in Quedlinburg, 1723 über die Quedlinburger Manuscripte, 1719 „De meritis comitum Stolbergensium in rem litterariam“. Seine historischen Schriften sind wenig bedeutend (doch seine „Vita Alberti Stad.“ 1726 noch von Lappenberg als brauchbar angesehen, Mon. Germ. XVI. p. 280); erwähnt sei noch sein Leben Joh. Georg Leuckfeld's, 1727. Krause.

Eckhardt: Christian Leonhard Philipp E., Geodät und Finanzbeamter, geb. 1. Juli 1784 zu Dauernheim in der Wetterau, † 20. Decbr. 1866 zu Darmstadt. Den ersten Unterricht in den Sprachen erhielt E. von seinem Vater, einem würdigen Geistlichen. Nach dessen Tode kam er kaum 10 Jahre alt auf die Schule zu Büdingen, von wo er 1802 auf die Universität entlassen wurde. Anfänglich widmete er sich, auf Wunsch seines Großvaters, in Gießen der Rechtsgelehrsamkeit, welche er aber bald, der eigenen Neigung folgend, mit astronomisch-mathematischen Studien vertauschte, denen er in Göttingen, später an der Sternwarte zu Mannheim oblag. In Göttingen wurde er zu praktischen Arbeiten durch den bedeutenden Kartologen Artilleriemajor Haas verwandt. 1809 wurde E. ohne Meldung von seiner Seite als Obersteuercommissarius zum Director der Catasteraufnahme in Westfalen ernannt, in welcher Stellung er, von Rangstufe zu Rangstufe bis zum wirklichen Regierungsrath vorrückend, dem Lande bedeutsame Dienste erwies. 1817 kehrte er, als die Landesgegend, in welcher er zu Arnsberg seinen Wohnsitz hatte, an Preußen fiel, trotz mannigfacher Versuche, ihn zu halten, nach Darmstadt zurück zunächst als Mitglied der Hofkammer der Provinz Starkenburg, später als Mitglied der Münzdeputation, als Ministerialrath im Finanzministerium, im Ministerium des Innern, als Director der Staatsschuldentilgungscasse, endlich seit 1853 als Regierungscommissär bei der Bank für Handel und Industrie. Unter den Leistungen Eckhardt's für praktische Geodäsie steht neben mannigfachen Verbesserungen an dazu nothwendigen Apparaten seine Leitung der hessen-darmstädtischen Landesvermessung oben an, welche bald nach seiner Rückkehr in die Heimath 1819 begann. Er bedeckte zu diesem Zwecke das ganze Land mit Dreiecken verschiedener Ordnung, so daß jeder Punkt einer höheren Ordnung gleichzeitig ein Punkt der nächstniederen Ordnung war, und sämmtliche Dreiecke jeder Ordnung für sich Polygone bildeten, in deren Mittelpunkt die Seiten der das Polygon constituirenden Dreiecke zusammenliefen, um eine leichte und genaue Controle der verschiedenen Winkelmessungen zu erhalten. Auch mit Nautik beschäftigte sich E. und dieser Richtung seiner Thätigkeit gehört eine Abhandlung in Grunert's Archiv für Mathematik und Physik Bd. XXV. S. 113, sowie ein nicht ganz vollendet hinterlassenes größeres nautisches Werk an. Wenn auch nicht wissenschaftlich bemerkenswerth ist endlich das vorzügliche Straßennetz des Großherzogthums Hessen der Hauptsache nach eine verdienstliche Schöpfung Eckhardt's, welcher den Plan dazu 1835 entwarf und vor den Kammern vertrat.

(Augsb.) Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 204 vom 22. Juli 1868. — Grunert, Archiv für Mathematik und Physik, Bd. IL, Litterarischer Bericht Nr. 194. S. 1. Cantor.

Eckhardt: Georg Ludwig E., Maler und Kunstlitterat, geb. in Hamburg den 5. Jan. 1770, des dortigen Gemäldehändlers J. J. E. Sohn. Schon in früher Jugend erwachte in ihm, gefördert durch des Vaters Geschäftsverkehr, ein talentbegabter, nach hohen Zielen rastlos ringender Künstlergeist, der die Mängel seiner Unterweisung auszugleichen und selbst die Hemmnisse eines schwachen kranken Körpers schaffend und strebend zu überwinden verstand, obschon sein Siechthum ihm jede Kunstreise verbot und ihn an das Haus fesselte. Mit Bewunderung verfolgten Kenner und Freunde die gediegenen Studien, die

raschen Fortschritte des zarten Jünglings, dessen geistvolle Bilderskizzen so Außergewöhnliches verhießen. Seine Porträts, gewöhnlich mit landschaftlicher Umgebung, erregten allgemeines Aufsehen. Aber noch bevor sein jugendliches Genie die stets erstrebte Stufe höherer Vollendung und Reife erklommen, raffte ihn in seinem 25. Lebensjahre am 4. Juni 1794 der Tod hinweg. In demselben Jahre erschien eine von ihm verfaßte anonyme Druckschrift „Hamburgische Künstlernachrichten, Supplemente zu Fueßli's Künstlerlexikon", welche es beweisen mag, daß E. auch in diesem kunstlitterarischen Fache Ausgezeichnetes versprach. Das Zeugniß eines wohlberufenen Zeitgenossen, des Hamburger Senators Günther, sagt von ihm: — — „zum selbständigen Künstler erster Größe geboren, wurde er das Opfer grenzenloser Kraftanstrengung seines gebrechlichen Körpers."

Meyer, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, Bd. II. S. 296. Journal Hamburg und Altona, 1804. Bd. II. S. 376. Hamb. Künstlerlexikon, S. 60.

Beneke.

Eckhart: Meister E., Dominicaner, der bedeutendste der mittelalterlichen Mystiker, starb 1327. Er ist um 1260 wahrscheinlich in Thüringen geboren und dort in den Dominicanerorden getreten. Dieser Orden war wie der ihm verwandte der Franciscaner sehr rasch zu außerordentlicher Blüthe gediehen und die besten Kräfte stellten sich überall in seinen Dienst. Denn der Ernst der Weltverläugnung und die Sorge für das geistlich verwahrloste Volk, wodurch die Bettelorden sich auszeichneten, hatte deren Ansehen in demselben Maße gehoben, als die zunehmende Verweltlichung das des übrigen Clerus gemindert hatte. Die Dominicaner machten sich zudem durch die Pflege, welche sie ihren Schulen und den Wissenschaften zuwendeten, bemerklich. Von den Hochschulen des Ordens zu Paris und Köln aus erfüllten gerade in den Jugendjahren Eckhart's Albrecht der Große und Thomas von Aquino das Abendland mit dem Ruhme ihres Namens. Ist E., wie man voraussetzen darf, schon frühe in den Orden getreten, dann hat er auf dessen Schulen zuerst durch fünf Jahre das Studium logicale und naturale und sodann ein dreijähriges theologisches Studium auf der Schola sententiarum durchmachen müssen, welche letztere für Deutschland wol damals schon zu Straßburg sich befand. Von seinen Oberen für das Lectoramt bestimmt, besuchte E. noch drei weitere Jahre die Hochschule zu Köln, zu einer Zeit, wo die Wirksamkeit Albrechts des Großen noch in frischer Erinnerung lebte und seine Richtung durch bedeutende Nachfolger vertreten war. Wo E. als Lector verwendet wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln; um die Mitte der neunziger Jahre finden wir ihn als Prior zu Erfurt und zugleich als Vicarius des Ordensbezirkes von Thüringen. Aus dieser Zeit stammt seine älteste uns bekannte Schrift „Die Reden der Unterscheidung", ein Werk, ebenso ausgezeichnet durch die Feinheit, mit welcher er in sittlichen Fragen das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden sucht, wie durch die Frische und Klarheit der Sprache. Im J. 1300 bestimmte ihn die Wahl des Ordensmeisters für die Universität Paris. Hier sollte er dem Herkommen gemäß nach einer zweijährigen vorbereitenden Thätigkeit als Lector biblicus und als Lector sententiarum die Würde eines Magisters erwerben, um dann als solcher noch weitere zwei Jahre den einen der beiden theologischen Lehrstühle einzunehmen, welche der Orden an der Hochschule zu besetzen hatte. Eckhart's Pariser Aufenthalt fällt in die Zeit, in welcher die römische Curie mit dem Könige von Frankreich jenen leidenschaftlichen und für sie so verhängnißvollen Streit um die weltliche Suprematie führte. Bei Eckhart's Richtung läßt sich vermuthen, daß er dem Kampfe der Parteien so fern als möglich getreten sei, und seine Schriften ergeben, daß er gerade um diese Zeit durch eindringendes Studium der Aristoteliker und der Neuplatoniker, insbesondere des Pseudo-Dionysius, die wissenschaftlichen Grundlagen für seine

mystische Speculation gewann. Vor der Zeit, schon im J. 1303, mußte E. nach Deutschland zurückkehren, entweder weil die Pariser Schule eine dem Papste feindliche Haltung eingenommen hatte, oder weil die vor kurzem beschlossene Theilung der Ordensprovinz Deutschland in die zwei Provinzen Deutschland und Sachsen die Rückkehr der auswärtigen Ordensglieder in ihre Heimathprovinz nothwendig machte. In demselben Jahre noch erhob ihn das Vertrauen seiner Ordensgenossen auf dem Provinzialcapitel zu Erfurt zum ersten Provinzialprior der neuen Provinz Sachsen. Das Generalcapitel zu Toulouse im J. 1304, welchem E. als Vertreter seiner Provinz beiwohnte, bestätigte diese Wahl. Wenn sich nun gleich E. durch die nachsichtige Behandlung der freieren Lebensrichtungen unter denen, welche sich dem Orden als Tertiarier angeschlossen hatten, eine Rüge des Generalcapitels vom J. 1306 zuzog, so gab ihm doch schon im folgenden Jahre der Ordensmeister einen Beweis erneuten Vertrauens, indem er ihn zu seinem Generalvicar für die Provinz Böhmen ernannte, wo Unordnung und Zerwürfnisse außerordentliche Maßregeln nothwendig machten. Nicht minder große Anerkennung ward ihm von seiner Provinz zu Theil, welche ihn bald nachher auf weitere vier Jahre zu ihrem Prior erwählte. Und als dann im J. 1311 sein Provinzialat in Sachsen zu Ende ging, da würde ihm das gleiche Amt auch in der deutschen Provinz zugefallen sein, wenn der Wahl derselben die Bestätigung nicht versagt worden wäre. Denn der Ordensmeister hatte ihn von neuem für die Schule zu Paris ausersehen, vermuthlich weil diese in Folge der Wirren der letzten Jahre einer bedeutenden Kraft zu ihrer Wiederherstellung bedurfte. Damit war zugleich dem Herkommen Genüge gethan, welches den Pariser Magistern eine längere Lehrthätigkeit vorschrieb, als sie E. unmittelbar nach seiner Promotion geübt hatte. Nachdem in Paris bis zum Herbste 1312 seine Aufgabe erfüllt war, eröffnete sich ihm durch die Versetzung an die theologische Schule in Straßburg ein neuer und nicht minder wichtiger Wirkungskreis. Bei der Thätigkeit, welche er hier als Lehrer, Prediger und Schriftsteller entfaltete, und bei der Meisterschaft, mit welcher er die deutsche Sprache seinen Ideen dienstbar zu machen verstand, gewannen diese bald große Verbreitung und zahlreiche Anhänger; aber zugleich rief das Ungewöhnliche und Kühne seiner Speculation auch den Argwohn und den Widerstand wach. Vielleicht wäre dies nicht geschehen, wenn nicht um eben jene Zeit die Secte der Brüder des freien Geistes, die in Frankreich ihre Heimath hatte, in Besorgniß erregender Weise sich ausgebreitet hätte. Bei der Auflösung der autoritativen Gewalten, welche zum großen Theil durch die Entartung der Curie verschuldet war, hatten die pantheistischen und antinomistischen Lehren jener Secte an vielen Orten einen sehr empfänglichen Boden gefunden. Namentlich war dies bei den Begarden und Beginen der Fall, welche einzeln oder in Congregationen, vielfach unter der Leitung von Beichtvätern aus den Bettelorden, ein von der Welt abgezogenes und dem Dienste Gottes und der Armen gewidmetes Leben zu führen suchten, und zwar unter Regeln, welche dem Einzelnen eine weit größere Freiheit gestatteten als sie die Ordensleute genossen. Nun berührten sich Eckhart's Speculationen, wenn auch nicht in den Grundlagen und in den Zielen so doch in den Formen der Darstellung mehrfach mit den Sätzen der Brüder des freien Geistes, und so erschien er Vielen als ein Gesinnungsgenosse derselben. Als daher der Bischof Johann v. Ochsenstein von Straßburg im J. 1317 die Verfolgung der ketzerischen Begarden begann, da erlitten auch Anhänger Eckhart's Bedrängnisse und er selbst scheint aus jenem Anlasse nach Frankfurt versetzt worden zu sein, wo er das Amt eines Priors erhielt. Aber auch hier kam er im J. 1320 wegen häretischer Verbindungen in Verdacht, und der Ordensmeister Hervéus, welcher noch vor wenigen Jahren neben ihm zu Paris gelehrt hatte, beauftragte die Prioren zu Worms und Mainz mit einer Untersuchung gegen

ihn. Mit ihm war aus gleichem Grunde ein Dietrich von St. Martin angeklagt worden, wahrscheinlich kein anderer, als der unserem Meister geistesverwandte Dietrich von Freiburg (s. o. S. 190 f.). Besonders gravirend können indeß die Resultate der Untersuchung nicht gewesen sein; denn in den folgenden Jahren ist E. Hauptlehrer an der Hochschule zu Köln. Ein großes und dankbares Arbeitsfeld war hier dem betagten, aber mit ungeschwächter Geisteskraft wirkenden Manne noch beschieden. Zahlreiche und hochbegabte Schüler, darunter ein Tauler und Suso, denen Lehre und Leben des großen Meisters Leuchte und Vorbild war, verschafften schon in der nächsten Zeit der Mystik in Eckhart's Geiste die Herrschaft in der deutschen Theologie und Predigt. Aber der Anerkennung und Verehrung auf der einen Seite entsprach Verkennung und Verfolgung von der andern, und unter Stürmen endete Eckhart's Leben. Auch der Erzbischof von Köln, Heinrich v. Virneburg, glaubte in E. einen Freund und Förderer der ketzerischen Begarden, deren rastloser Verfolger er war, erkannt zu haben; und wenn im J. 1325 auf dem Generalcapitel zu Venedig Klage erhoben wurde über Brüder der deutschen Provinz, welche in der Landessprache und unter dem Volke gefährliche Lehre verbreiteten, so kann nach dem, was wir aus der nächsten Zeit erfahren, kein Zweifel sein, daß E. vor Allen mit jener Klage gemeint war und daß Heinrich v. Virneburg die Veranlassung zu derselben gegeben hatte. Der Orden, welcher fürchten mochte, daß der Erzbischof entschlossen genug sei, selbst auf inquisitorischem Wege gegen Mitglieder des Ordens vorzugehen, beauftragte vorläufig den Prior Gervasius von Angers mit der Untersuchung, und setzte es dann in Avignon durch, daß Nicolaus von Straßburg, gleichfalls ein Dominicaner, zum päpstlichen Inquisitor in dieser Sache ernannt wurde, ein Mann, welcher angesehen genug schien, um dem Verdachte der Parteilichkeit zu entgehen und zugleich von einer Richtung, welche eine gerechte und billige Beurtheilung erwarten ließ. So wurde denn nun Eckhart's Lehre einer förmlichen Untersuchung unterzogen und diese endete mit seiner Freisprechung. Eben hierdurch aber sah sich der Erzbischof zu dem Schritte veranlaßt, welchen der Orden hatte verhindern wollen. Heinrich v. Virneburg setzte jetzt, auf sein bischöfliches Recht sich stützend, ein Inquisitionsgericht gegen E. ein und dieses berief im Januar des J. 1327 erst Nicolaus und dann E. vor seine Schranken. Damit aber war der Orden selbst angegriffen und E. fand nun eine Bundesgenossenschaft auch bei Solchen, welche außerdem wol nie für seine Sache eingetreten wären. Von einer größeren Anzahl von Ordensgliedern begleitet, erschienen denn auch Nicolaus und E. vor den erzbischöflichen Richtern, um unter Hinweis auf die Privilegien des Ordens jede Verhandlung abzuweisen und Berufung an den Stuhl zu Avignon einzulegen. Bald nachher, am 13. Februar, verlas E. nach dem Schlusse einer Wochenpredigt in der Dominicanerkirche zu Köln eine von dem Gerichte des Erzbischofs weder veranlaßte noch jemals anerkannte Erklärung, in welcher er seine Bereitwilligkeit aussprach, alles das in seiner Lehre zu widerrufen, was als Ketzerei erwiesen werden würde. Er zeigt sich von der Uebereinstimmung seiner Lehre mit dem Glauben der Kirche überzeugt. Von seinen Lehrsätzen macht er nur zwei namhaft, aber nicht um sie zu widerrufen, sondern um sie zu rechtfertigen. Diese Erklärung, welche man fälschlich als einen Widerruf bezeichnet hat, sollte unzweifelhaft nur dazu dienen, der Ueberzeugung Eckhart's von der Unschuld seiner Sache einen öffentlichen Ausdruck zu geben, sie sollte zugleich seine Bereitwilligkeit bezeugen, sich vor zuständigen Richtern zu verantworten und belehren zu lassen, und damit der im Dunkeln schleichenden Verläumdung Schranken setzen. E. unterwirft sich mit keinem Worte von vorn herein dem Urtheilsspruche irgend eines Gerichtes. Die erzbischöflichen Inquisitoren nahmen denn auch von

seiner Erklärung durchaus keine Notiz, sie bezeichneten vielmehr, als die herkömmliche Frist für den Bescheid auf die Berufung an den Papst abgelaufen war, diese Berufung als widerrechtlich. Da nun aber doch der Erzbischof nicht wagen konnte, selbständig weiter vorzugehen, so blieb auch ihm kein anderer Weg, als sich klagend nach Avignon zu wenden. E. erlebte den Ausgang der Untersuchung am päpstlichen Hofe nicht mehr. Er starb noch im J. 1327. Möglicherweise haben die Aufregungen der letzten Zeit sein Ende beschleunigt; aber er ist, wie alle Anzeichen ergeben, in seinen Ueberzeugungen unerschüttert bis zum Tode geblieben. Johann XXII. zögerte lange mit der Entscheidung. Er mochte unter den Kämpfen, welche er damals mit Kaiser Ludwig und dem Franciscanerorden hatte, die Stütze, die er bisher bei den Dominicanern gefunden, nicht auch noch unsicher machen wollen. Erst als er mit dem J. 1329 wieder eine festere Stellung gewann, erfolgte jene vielbesprochene Bulle vom 27. März In agro dominico, welche 17 Lehrsätze Eckhart's als häretisch, 11 als der Häresie verdächtig erklärte und über dieselben sowie über die Schriften, in welchen sie enthalten waren, die Verdammung aussprach. Es sind Sätze, welche Eckhart's Lehre als eine pantheistische und antinomistische kennzeichnen sollen. Am Schlusse der Bulle sagt der Papst, E. habe am Ende seines Lebens die in der Bulle angeführten Sätze widerrufen. Allein es ist nachweisbar, daß E. keine andere Erklärung abgegeben hat, als die oben erwähnte in der Dominicanerkirche zu Köln, und in dieser wird der verdammten 28 Sätze bis auf zwei mit keiner Silbe gedacht; diese zwei Sätze aber werden, wie schon bemerkt ist, von E. in der Erklärung nicht widerrufen, sondern vielmehr vertheidigt.

E. ist für die Geschichte der Philosophie des Mittelalters wie für das religiöse Leben in Deutschland von Epoche machender Bedeutung geworden. Als er hervortrat, war die Scholastik die Herrscherin auf dem Gebiete der Wissenschaft, und kirchlich geleitete Werkheiligkeit für die Meisten das Ideal des religiösen Lebens. Die Scholastik suchte auf dialektischem Wege die Kirchenlehre als das Vernunftmäßige zu erweisen oder doch wenigstens zu zeigen, daß dieselbe der Vernunft nicht widerspreche. Sie strebte, die Theologie zu einer Weltphilosophie zu erweitern, aber sie brachte es nicht weiter, als zu einem philosophischen Denken innerhalb des Dogma's; dieses selbst wurde auf äußere Autorität hin angenommen. Nicht minder unselbständig erscheint die Scholastik hinsichtlich der Mittel, welche sie für Darstellung und Erweisung der Dogmen anwendete. Es waren die Gesetze der peripatetischen Schule, in die ihr wissenschaftliches Verfahren gebannt war. Der neue Wein des Christenthums aber erforderte neue Schläuche für seine wissenschaftliche Fassung. Der übermächtigen Scholastik gegenüber wirkte noch eine speculative Mystik, welche auf dem Neuplatonismus ruhte, aus älteren Zeiten nach. Die Mystik strebt ein unmittelbares Erleben und Schauen des Göttlichen an, sie fordert eine Wiedergeburt auch der geistigen Kräfte, um mittelst höherer Formen als der unzureichenden natürlichen Gott und die Dinge zu denken. Allein der Mystik vor E. war es nicht gelungen, den Pantheismus der Neuplatoniker wissenschaftlich zu überwinden; auch entbehrten ihre Aufstellungen, wie namentlich die des Pseudo-Dionysius, vielfach der logischen Klarheit und verloren sich ins Ueberschwengliche und Unbestimmte.

In E. trafen die Bestrebungen der Mystik mit einem Grundzug des germanischen Wesens, mit dem Triebe nach Selbständigkeit und Freiheit des individuellen Lebens zusammen. In ihm vereinigten sich mit der Fülle und Tiefe philosophischer Gedanken Feinheit der Auffassung und Kraft der Gestaltung, mit der kräftigsten Originalität umfassende Kenntnisse. Kein mittelalterlicher Theologe hat dem menschlichen Geiste höhere Ziele gestellt, von der Selbständigkeit und Freiheit des Denkens einen kühneren Gebrauch gemacht als E. Er polemisirt

nur selten. Er nimmt die Elemente der neuplatonischen Mystik und nicht minder auch zahlreiche Begriffe der Scholastik in sich auf, aber er hat, wie Lasson mit Recht bemerkt, mit kühner Originalität das Alte in neuem Geiste umgestaltet. Es gelingt ihm, den Pantheismus der Neuplatoniker wissenschaftlich zu überwinden und die Grundfrage von dem Wesen des Geistes und seinem Verhältnisse zur Natur in einer dem Christenthum entsprechenden Weise philosophisch zu lösen. Dabei durchbrach er den Bann, mit welchem die Scholastik das philosophische und theologische Denken umzogen hatte. Seine theologischen Aussagen suchen sich auf das innere Erlebniß zu gründen und darnach zu bestimmen. Das überlieferte Dogma wird zersetzt und aufgelöst, um auf diesem neuen Grunde in neuer Gestalt zu erstehen. Es hängt damit zusammen, daß er das theologische Denken aus den Fesseln der lateinischen Sprache erlöst und mit genialer sprachschöpferischer Kraft dem durch ihn verjüngten Geistesleben einen naturgemäßeren Boden in der Muttersprache gegeben hat. E. ist auf dem Gebiete der speculativen Mystik geradezu schöpferisch und epochemachend; aber auch auf dem ethischen Gebiete ist er von ungewöhnlicher Bedeutung theils durch die Art, wie er die einzelnen Fragen auf speculative Grundlagen zurückführt, theils durch die Schärfe und Klarheit, mit welcher er überall von der Aeußerlichkeit auf die Innerlichkeit, von dem Schein auf das Wesen, von dem Werk auf die Gesinnung hinweist.

Indem Thomas von Aquin mit Aristoteles in Gott die Potenz des Seins von dem Sein selbst nicht unterscheidet, sondern ihn als reine Actualität faßt, vermag er weder das Denken noch den freien Willen Gottes zu erklären, und ebenso wenig gelingt es ihm, mit seinem Satze der schlechthinigen Einfachheit Gottes das Postulat der Dreieinigkeit wissenschaftlich zu vermitteln. E. betont in seinem Gottesbegriffe ebenso das Princip des Seinkönnens wie das Princip des Seins, er sieht in Gott ein ewiges Werden und ein ewiges Sein zugleich. Mit dieser Differenz in den Grundanschauungen ist die Verschiedenheit der beiderseitigen Systeme von vorn herein gegeben. Der Grund Gottes und aller Dinge ist nach E. die göttliche Wesenheit, d. h. das stille, unterschiedslose, aber die Potenz Gottes und aller Dinge bildende Sein. Als die bloße Möglichkeit des Seins heißt das göttliche Wesen das Nicht, womit natürlich nur ausgesprochen werden soll, daß es noch nicht offenbar geworden ist und Gestalt gewonnen hat. Es ist ein positiv Nichtseiendes, ein Nicht=Icht. In diesem Sinne bezeichnet er es auch als die Finsterniß, als die Wüste der Gottheit. Dieser potentielle Grund Gottes ist Geist, Idee, Form, wenn auch in unoffenbarer, unentfalteter Weise. Während sich nun das Wesen der Gottheit in seiner Stille und Einheit immerdar behauptet, entfließt ihm wie der Blume der Duft, wie der Sonne der Schein, das einfältige Bild seiner selbst, von E. auch die Natur der Gottheit, die Weisheit, das unpersönliche Wort, die wesentliche, die wirkende Vernunft genannt. Erst an diesem Objecte seiner selbst findet sich das Wesen in einen Grund eingeführt, dem gegenüber es sich selbst zu erfassen vermag, „sich leuchtet und Person sagt". Und wie das Wesen sein Bild ausstrahlt, ohne daß es aufhört, potentieller Lebensgrund zu sein, so hört es auch der Person gegenüber nicht auf, zu sein, was es ist. Indem nun die göttliche Person nach ihrem Bilde, dem „ungeborenen" Wort, begehrt und dasselbe in sich zücket, wird dieses Bild ein durch das Denken des Vaters vermitteltes oder das „geborene" Wort. Die Urpersönlichkeit ist, indem sie sich in ihrem Bilde erfaßt, Person des Vaters und des Sohnes zugleich geworden, des Vaters, insofern sie das Bild ihrer selbst denkend in sich aufnimmt, des Sohnes, insofern sie sich in diesem Bild erfaßt und ausspricht, und damit das persönliche Wort ihrer selbst wird. Die Person des Vaters gebiert so die Person des Sohnes und diese ist das Subject für die erkannte Natur. In ähnlicher Weise sucht E. die dritte göttliche Person, den

heiligen Geist, als ein den vollen Begriff des geistigen Lebens bedingendes Glied darzustellen. Er faßt ihn als den in der wechselseitigen Erkenntniß des Vaters und des Sohnes ruhenden persönlichen Gemeinwillen, als die Minne des Vaters und des Sohnes, in welchem die Selbstgestaltung des göttlichen Geistes sich abschließt. Nicht im zeitlichen Nacheinander vollzieht sich dieser Vorgang und nicht einmal und für immer ist er geschehen, sondern er erneuert sich unaufhörlich, er ist Werden und Sein zugleich, ein quellendes Leben, das nie war, ohne von seinem eigenen Strome umschlossen und gespeist zu sein. Während die Neuplatoniker in dem personlosen, über alles Denken hinausliegenden, unterschiedslosen Einen den höchsten Begriff sehen, ist dieser für E. die immerdar aus dem Wesen sich erhebende, mit dem Wesen bestehende, das Wesen durchdringende und beherrschende absolute Persönlichkeit. Das Geheimniß der Selbstgestaltung des Geistes der intellectuellen Anschauung näher gebracht und die innere Nothwendigkeit derselben begrifflich vermittelt zu haben, ist Eckhart's großes Verdienst, denn erst hiermit war die wissenschaftliche Grundlage für eine christliche Philosophie gewonnen.

E. sieht in dem Sohne, dem Bilde Gottes, die höchste Form oder Idee, zu der sich alle Formen oder Ideen der geschöpflichen Dinge wie abgeleitete niedere Formen verhalten. Es ist der Vater, welcher, auf den Sohn blickend, die Welt der vorgehenden Bilder erzeugt. Sie sind nicht die Grundlage des göttlichen Selbstbewußtseins, sondern das freie Werk der göttlichen Vernunft. Wenn E. wiederholt sagt: „Alle Dinge sind Gott selber" oder „Gott ist alle Dinge", so meint er die Dinge nicht insofern sie als ausgestaltete Gedanken, „mit Unterschied der Namen", oder auch als wirkliche in die Zeit getretene Creaturen betrachtet werden, sondern insofern sie als bloße Möglichkeiten im göttlichen Wesen und in der göttlichen Natur ruhen und so zu sagen der väterlichen Vernunft noch erst warten, welche sie aus dem höchsten Bilde als niedere Formen ableitet. Da sind sie noch eins mit dem göttlichen Wesen, gleichwie die Gedanken des Künstlers noch eins sind mit dem Wesen seines Geistes, ehe er sie denkt. Auch das Substrat für die Formen der Dinge, die Materie, wird von E. auf das göttliche Wesen als seine Quelle zurückgeführt. Die göttliche Wesenheit als der Grund aller Wesen, als die Potenz aller Dinge trägt auch das Sein in sich, insofern es eine Grundlage für die Form bildet, und von dem freien Schöpferwillen Gottes hängt es ab, diese Potenz zur Wirklichkeit werden zu lassen. Aber unter diesem Willen wird die Potenz zu einem dem göttlichen Wesen fremden Wesen, das sich unter den besonderen Formen, denen es zum Träger dient, in entsprechender Weise verwirklicht.

In der Construction der Weltordnung folgt E. theils dem Aristoteles, theils seinen neu-platonischen Vorgängern. Von besonderer Bedeutung wird er erst wieder, wo er von dem Wesen des Menschen und seinen Kräften redet. In Christus wird das Schöpfungsziel erreicht, die Liebeseinheit Gottes und der Welt. Darum wäre Christus Mensch geworden, auch wenn Adam nicht gesündigt hätte. In ihm gewinnt der Mensch seine Wiederherstellung sowie das ihm ursprünglich bestimmte Ziel. Dieses ist ein höheres, als das der Engel. Der Mensch soll dahin gelangen, daß er Gott schaut mittelst der Natur Gottes. Seinem Wesen ist das Bild Gottes eingeprägt. Dieses soll die Kräfte des Menschen, Vernunft und Willen, welche aus dem Wesen fließen, überformen, ihnen ein Licht für Erkenntniß und Leben sein. In seiner früheren Zeit bezeichnet E., wie auch Dietrich von Freiburg, dieses Bild, das er auch den Funken der Seele oder die wirkende Vernunft nennt, als etwas Geschaffenes. „Es ist geschaffen von Gott, und ist ein Licht oben eingedrückt und ist ein Bild göttlicher Natur." Aber E. geht in seiner letzten Periode dazu fort, diesen Funken als etwas Ungeschaffenes,

als die wesentliche Vernunft, als die Natur Gottes selbst zu bezeichnen. Der Mensch muß sein natürliches Wesen verläugnen, allen sinnlichen Bildern, dem Denken an sich, ja dem Denken an die göttlichen Personen und ihre Werke absterben, um zuletzt überformt zu werden von der wesentlichen Vernunft, von der Natur Gottes. In diesem Stande, zu dem er durch die Gnade geführt wird, vermag er von sich zu sagen: „Ich bin Gott geworden". Man hat E. um dieses Gedankens willen als Pantheisten bezeichnet und gemeint, er lehre den Untergang der menschlichen Persönlichkeit. Allein abgesehen davon, daß E. es liebt, seine Gedanken oft in absoluter Weise auszusprechen, um die Seite, welche er hervorheben will, möglichst scharf zu betonen, so ist im vorliegenden Falle nicht von der Persönlichkeit selbst, sondern von dem Mittel, durch welches sie denkt und schaut, die Rede. Nicht die göttliche Persönlichkeit tritt an die Stelle der menschlichen, sondern die göttliche Natur tritt an die Stelle der Formen, mittelst deren die Persönlichkeit sonst Gott und die Dinge dachte. „Da ich heute herging," sagt E. einmal, „da gedachte ich, wie ich euch also vernünftig predigte, daß ihr mich wohl verstündet und erdachte ein Gleichniß. Könntet ihr das wohl verstehen, so verstündet ihr meinen Sinn und den Grund aller meiner Meinung, die ich je predigte. Und das Gleichniß war von meinem Auge und dem Holze. Wird mein Auge aufgethan, so ist es ein Auge. Ist es zu, so ist es dasselbe Auge, und um des Sehens willen geht dem Holze (Auge?) weder ab noch zu. Nun verstehet mich. Ist das der Fall, daß mein Auge eines und einfältig ist an sich selbst und aufgethan wird und auf das Holz geworfen wird mit einem Ansehen, so bleibet ein jegliches das es ist, und werden doch in der Wirklichkeit des Ansehens also eins, daß man mag sprechen, Auge ist Holz und Holz ist mein Auge. Wäre aber das Holz ohne Materie und ganz geistlich wie das Sehen meines Auges, so möchte man in der Wahrheit sprechen, daß in der Wirklichkeit meines Sehens das Holz und mein Auge bestünden in Einem Wesen. Ist dies wahr von leiblichen Dingen, so ist es vielmehr wahr von geistlichen Dingen (438)." Die Frage, ob der Mensch in diesem Leben je dazu gelangen könne, von der göttlichen Vernunft überformt zu werden, verneint E. nicht unbedingt, aber er hält diesen Fall für selten. Was man in jener Zeit so häufig für Vision und Offenbarung ausgab, will er durchaus nicht mit seiner Ansicht von dem Schauen und Vernehmen Gottes verwechselt wissen. Er heißt derartige Visionen mit Mißtrauen aufnehmen. In den meisten Fällen antworte nur der menschliche Geist sich selbst, während er Gott zu hören glaube. Am allerwenigsten verdienten Offenbarungen Vertrauen, in welchen Gott verkünde, daß er um des Visionärs willen eine Gnade gewähre. „Gott thut nichts um irgend einer Creatur willen, sondern alles aus seiner lauteren Güte."

Bei dem Durste Eckhart's nach der Quelle der Wahrheit, bei seinem rücksichtslosen Durchbrechen alles dessen, was „Mittel machet" zwischen Gott und der Seele, wird nun von ihm auch jene Verfassung des Gemüths, auf welcher alles religiöse Leben beruht, der Glaube, wesentlich anders gefaßt, als es von der herrschenden Lehre geschah. Der Glaube ist seinem Wesen nach nicht Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, sondern unmittelbare Hingabe an das Göttliche selbst, umittelbares Empfangen, Ergreifen und Wissen desselben. Die göttliche Minne sucht nichts als ein solch empfängliches Gemüth, um sich sofort in dasselbe zu ergießen. Durch eigenes Thun vermag der Mensch sich nichts von Gott zu verdienen. Auch bei den Erweisungen des frommen Lebens bringt E. mit der größten Enschiedenheit überall auf das Wesentliche. Das äußere Werk ist nichts, auf das Wesen des Menschen kommt es an. „Nicht die einzelnen Werke machen heilig, sondern heilig sein macht heilig Werk. Das Werk ist an ihm selber nichts; der Geist, aus dem das Werk geschieht, ledigt sich

mit dem Werke eines Bildes und das kommt nicht wieder ein. Darum alle die guten Werke, die der Mensch je thut, und auch die Zeit, in der sie geschehen, Werk und Zeit mit einander sind verloren, Werk als Werk, Zeit als Zeit. Darum ist das Werk weder gut noch heilig noch selig, sondern der Mensch ist selig, in dem die Frucht des Werkes bleibet, nicht als Zeit noch als Werk, sondern als eine gute That, die da ewig ist mit dem Geiste, wie der Geist auch ewig ist an sich selber, und ist (das Werk) der Geist selber." Dieses Wirken des Geistes aber ist nichts als ein Auswirken der göttlichen Minne, die sich mit freier Güte in das Herz des sich ihr hingebenden Menschen ergossen hat. Und auch hier muß man Wesen der Minne und Ausbruch des Wesens der Minne unterscheiden. Das Wesen der Minne liegt vor allem im Willen, nicht in der Empfindung. Innigkeit, Andacht, Jubiliren sind ein Ausbruch und ein Werk der Minne. Derartige Zustände können auch anders woher kommen, können mit einer besonderen Artung unserer Natur zusammenhängen und sinnlich eingetragen sein; und die das mehr als andere haben, sind nicht immer die besten. „Wäre der Mensch auch in einer Verzückung wie Paulus war, und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfte, ich achte es weit besser, du ließest aus Minne von dem Zucke und dientest dem Dürftigen in größerer Minne." Bei solchen Anschauungen, die überall von dem Aeußerlichen auf das Innerliche, vom Schein auf das Wesen, von dem Nichtigen auf das Bleibende gehen, gewinnt E. auch die wahre Freiheit dem eigenen Mönchsstande und der falschen Askese gegenüber. Er bestreitet den Werth aller Sonderlichkeiten in Speisen, in Werken u. s. w. Man kann in einer jeden mit Gottes Geboten bestehenden Weise Gott finden. Und haben wir Gott, so schadet der Besitz der irdischen Güter nicht, wir dürfen sie frei gebrauchen. Nur sollen wir in keiner Gabe ruhen, denn Gott gibt keine Gabe, daß man darinnen ruhe, sondern daß er durch sie sich selbst gebe. So kämpfte E. nicht nur gegen die äußerliche Gesetzlichkeit, in welcher das religiöse Leben eines großen Theils seiner Zeitgenossen befangen war, sondern er befreite dasselbe zugleich auch von der priesterlichen Bevormundung. Denn er stellt das Ziel der höchsten Erkenntniß sowie eines vollkommenen Lebens allen Menschen ohne Unterschied und verlangt überall hierfür die eigene Erfahrung, die Bezeugung Gottes im eigenen Geiste. Er macht frei von dem Wahne, „als ob alles Evangelium sei, was die Geistlichen sagen". Der Laie wird, wie Eckhart's Schrift „Schwester Katrei von Straßburg" zeigt, wol auch der Lehrer des „Pfaffen". Damit aber bahnte Eckhart's Mystik der fast vergessenen Lehre von dem allgemeinen Priesterthum der Gläubigen wieder den Weg. Mit der Natur dieser Richtung hing es dann auch zusammen, daß er seine Lehren in der Sprache des Volkes vortrug.

So nothwendig nun aber Eckhart's Kampf gegen die Veräußerlichung des Lebens war, so großartig und weittragend die Ergebnisse seines geistigen Ringens sind, so geht er doch in der Unterschätzung des Aeußerlichen zu weit. Der Realismus der Schrift, die Bedeutung der Geschichte der Offenbarung, des geschichtlichen Lebens der Völker erscheinen nach seiner Lehre zu sehr als das Unwesentliche, Vergängliche, Nichtige; es ist das alles nur ein Durchgangspunkt, ein Mittel, um das Wesentliche zu erreichen und hat keine bleibende Bedeutung. Er bleibt hier unter der Herrschaft der älteren Mystik stehen. Doch das ist ein geringer Mangel gegenüber der Größe seiner Verdienste. E. bleibt eine außerordentliche und in der Geschichte des Geistes Epoche machende Erscheinung. Er ist ohne Frage der tiefste Denker des deutschen Mittelalters, ein Reformator auf dem Gebiete des christlichen Denkens und Lebens, der Begründer einer selbständigen christlichen Philosophie.

Predigten und Tractate Eckhart's: Anhang zu Tauler's Predigten, Basel

1521 (1522); Pfeiffer, Deutsche Mystiker, Bd. II, 1857; Preger in Riedner's Zeitschr. f. hist. Theologie, 1864, 1866; Sievers, Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterth., Bd. XV. — Ueber Eckhart: Schmidt, Theol. Studien u. Krit., 1839; Martensen, Meister E., 1842; Schmidt, Mémoires de l'Acad. des sciences mor. et polit., Par. 1847; ders., Herzog's Real-Encyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche, Bd. III, 1855; Groß, De E. philosopho, 1858; Steffensen, Gelzer's prot. Monatsbl., 1858; Heidrich, Das theologische System Mstr. Eckhart's, 1864; Bach, Meister E., der Vater der deutschen Speculation, Wien 1864; Preger, Zeitschr. f. hist. Theol., 1864; Böhmer, Giesebrecht's Damaris, 1865; Lasson, Meister E. der Mystiker. Berlin 1868; Wahl, Studien und Krit., 1868; Preger, Mstr. E. und die Inquisition, 1869; ders., Zeitschr. f. hist. Theol., 1869; ders., Rudelbach's u. Guericke's Ztschr. f. luth. Theol., 1870; Jundt, Essai sur le mysticisme spécul. de M. E., 1871; Linsenmann, Der eth. Charakter der Lehre M. Eckhart's, 1873; Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. I., Leipzig 1874. Preger.

Eckhart der Jüngere, Dominicaner, einer der bedeutenderen Vertreter der durch Meister Eckhart begründeten mystischen Schule, † 1337. Die einzige sichere Mittheilung über ihn findet sich in den Acten der Generalcapitel des Dominicanerordens, welche berichten, daß er auf der Rückkehr von dem Generalcapitel zu Valenciennes (1337), wo er als Definitor die Ordensprovinz Sachsen vertreten hatte, gestorben sei. Aus dieser Notiz sowie aus der Sprache der wenigen von ihm uns erhaltenen Schriften geht hervor, daß er längere Zeit in Niederdeutschland gewirkt und daß er vermuthlich auch da seine Heimath gehabt habe. Zwei Predigten und ein Brief von ihm finden sich in der Kölner Ausgabe von Tauler's Predigten (1543); eine Wiener Handschrift enthält mehrere predigtartige Stücke von ihm, von denen sechs seinen Namen tragen: „Bruder Eckart, den man heizit den jungen." Auch ist er wahrscheinlich der Verfasser des für die Geschichte der deutschen Mystik nicht unwichtigen Tractats „Von der wirkenden und möglichen Vernunft"; denn eine der drei bis jetzt bekannten Handschriften desselben nennt als Verfasser einen Eckhart von Gründig, und mehrere äußere Merkmale sowie die Vergleichung einiger Stellen in den Stücken der Wiener Handschrift mit dem Inhalte des Tractats führen darauf, daß mit diesem Eckhart von Gründig der jüngere E. gemeint sei. Seine Schriften lassen auf eine edle geisteskräftige und klare Natur schließen, der es neben praktischer Begabung auch an Sinn für die tieferen Probleme der speculativen Mystik nicht fehlte. Vornehmlich scheint ihn die Frage vom Seelengrunde beschäftigt zu haben. Die speculative Mystik suchte das Wesen der höchsten Erkenntniß und Seligkeit psychologisch zu erklären, das Medium zu finden, in das eingerückt oder von dem überformt der Mensch zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu gelangen vermöge. Dietrich von Freiburg hatte als jenes Medium das creatürliche in sich selbst selige Bild Gottes bezeichnet, das er dem Wesen der Seele eingesenkt sein ließ und auf das er den aristotelischen Begriff von der wirkenden Vernunft übertrug. Meister E. lehrte in seiner letzten Periode, daß dieses Bild in der Seele ungeschaffen, daß es die Natur Gottes selbst sei. Der jüngere E. sagt in einem der Wiener Schriftstücke hierüber: „Gott hat sich seine Statt bereitet und behalten in der Seele, die nie wurde und nie wird von Creaturen berühret, das ist da wo das Bild Gottes ist, das Gott so gleich ist, daß wer das erkennete, der kennete Gott. In diesem Grunde ist Gott ohne Unterlaß; denn wo der Vater ist, da muß er gebären und gebiert seinen Sohn und da sohnet er uns und gebiert uns, daß wir seine Kinder sind von Gnaden. — Aber soll der Mensch zuweilen dessen gewahr werden, das muß geschehen von einen Wiederlaufen und Wiederbeugen der Kräfte (Vernunft und Wille) in den Grund, wo sie das Wesen berühren und finden da Gott wohnt, und wo die

Kräfte einen natürlichen Ausfluß haben, und von diesem Wiederbeugen werden die Kräfte gekräftiget und werden wesentlich und werden gegottet. Davon alle Werke, die von daher ausfließen, die werden göttlich, wesentlich und gebildet nach dem Grunde.“ So ganz nach Meister E. gestaltet auch diese Sätze erscheinen, und so sehr sich auch sonst der jüngere E. als Schüler des alten zeigt, so neigt er sich doch in der weiteren Frage, ob dieses Bild creatürlicher Art oder die ewige Natur Gottes selbst sei, nicht der Ansicht dieses Meisters sondern Dietrichs von Freiburg zu.

Acten der Generalcapitel des Dominicanerordens, handschriftl. zu Frankfurt. Preger, Der altdeutsche Tractat von der wirkenden und möglichen Vernunft, in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissensch. zu München 1871. 2. phil.-hist. Cl. Preger.

Eckhart: Johann Georg v. E. (oder Eccard, wie er vor seiner Erhebung in den Adelstand stets geschrieben hat), geb. 7. Septbr. 1664 zu Duingen im kalenbergischen Amte Lauenstein, wo sein Vater Oberförster war. Nach genossenem Privatunterricht kam er zur Fortsetzung seiner Ausbildung auf die schon damals angesehene Schule zu Pforta und ging von da auf die Universität Leipzig über. Hier trieb er, obwol dem Wunsche seiner Mutter gemäß zur Theologie bestimmt, mit Vorliebe historische und philologische Studien, die früh ihre besondere Richtung auf energische Beschäftigung mit der deutschen Sprache, Geschichte und den Alterthümern nahmen. Der Theologie sagte er zuletzt auch förmlich ab und wurde, nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten seine Existenz zu fristen, Secretär des kursächsischen Staatsministers und Feldmarschalls Grafen Flemming. Diese Stellung vermochte ihn jedoch ebenso wenig zu fesseln als sich andere angebliche Aussichten, z. B. eine Anstellung an der Universität Wittenberg, verwirklichten. Gewiß ist, daß E., seinen Lieblingsneigungen treu geblieben, im J. 1694 nach Hannover ging und Gelegenheit fand, die Aufmerksamkeit Leibnitz's auf sich zu ziehen, indem er ihm Urkunden mittheilte, die dessen Interesse erweckten. So nahm ihn Leibnitz zu sich und bediente sich seiner statt Joachim Feller als höchst fähigen Gehülfen bei seinen verschiedenen geschichtlichen Arbeiten. E. bewies sich hierbei ebenso brauchbar als eifrig. Leibnitz entsendete ihn in der Zeit von 1694—1706 mehr als einmal, besonders zur Benutzung verschiedener auswärtiger Archive, oder ließ sich von ihm auf seinen Reisen begleiten und zog ihn auch bei seinen historischen Unternehmungen, wie z. B. der Herausgabe der Scriptores Rerum Brunsvicensium, zu Rathe. Besonders waren es die sprachwissenschaftlichen Kenntnisse Eckhart's, die Leibnitz jetzt wie später wohl zu schätzen wußte. In diese Jahre (1700—1702) fällt auch die Herausgabe des „Monatlichen Auszugs aus allerhand neu-herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern.“ Es kann seit Guhrauer's bezüglichen Untersuchungen und Ausführungen freilich keinem Zweifel unterliegen, daß das überwiegende Verdienst an diesem höchst zeitgemäßen Unternehmen Leibnitz zukommt und daß E. Unrecht thut, indem er dasselbe für sich in Anspruch nimmt (s. den von E. verfaßten „Herrn v. Leibnitz Lebenslauf“ in Chr. G. v. Murr's Journal für Kunstgeschichte, 7. Thl. S. 172); aber so viel werden wir ihm wol zugestehen dürfen, daß ein wenn auch kleiner Theil dieses Verdienstes ihm zugestanden werden muß. Wie hoch Leibnitz E. schätzte, wird zugleich durch die Thatsache bezeugt, daß E. im J. 1706 in Folge der ausdrücklichen Befürwortung von Seiten seines Gönners zum Professor der Geschichte an der Universität Helmstädt ernannt wurde. Seine engen Beziehungen zu Leibnitz wurden durch diese Beförderung nicht gestört, wenn auch der unmittelbare Verkehr darunter Einbuße erlitten hat. In die Helmstädter Epoche fällt die Ausarbeitung, beziehungsweise Veröffentlichung von ein paar Eckhart'schen Schriften linguistisch-etymologischen Inhalts, auf die wir

noch zurückkommen werden. Das J. 1714 brachte E. eine ihm wahrscheinlich nicht unerwünschte Aenderung in seiner äußeren Stellung: er wurde nach Hannover zurückgerufen und mit einer ansehnlichen Besoldung zum hannöverschen Rath und Historiographen ernannt. Man wird annehmen dürfen, daß auch dieses nicht ohne Zuthun Leibnitz's geschehen ist. E. wurde in Folge dieser Ernennung ja, wie er das selber sagt, der „Gehülfe" Leibnitz's bei der Abfassung der Geschichte des welfischen Hauses und speciell auch der Annales imperii. In die Zeit dieses zweiten hannöverschen Aufenthaltes Eckhart's fällt die Herausgabe eines guten Theiles seiner in das Gebiet der deutschen Geschichte und des deutschen Alterthums fallenden Werke, die seinen Namen in der gelehrten Welt hoch berühmt gemacht haben. Hier in Hannover hat er (1720) auch, von Jugend an ein Liebhaber der Dichtkunst, seine „Poetischen Nebenstunden" (Braunschweig 1720) herausgegeben (vgl. Baring, Clavis diplom. Praefatio, p. 5). Als Leibnitz 1716 starb, schrieb er — ursprünglich französisch — die schon erwähnte Schrift über „Leibnitzens Lebenslauf" für die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, eine Schrift, die bekanntlich verschiedene Beurtheilungen erfahren hat. Eckhart's Verhältniß zu seinem „großen Freunde" war übrigens bis zuletzt ungetrübt geblieben und die wechselseitige Ermunterung und Unterstützung in ihren gemeinsamen Studien hatte keinen Abbruch erlitten. Nun ging das Amt eines königlichen Bibliothekars wie Historiographen des welfischen Hauses vollständig auf E. über. So beschäftigte er sich denn jetzt angelegentlich mit der Herausgabe des „großen historischen Werkes" von Leibnitz, d. h. der Annales imperii, und zugleich mit der Fortsetzung desselben bis 1025, wobei er, nach seiner eigenen Angabe, von „königlicher Majestät", d. h. Georg I. von England, der Leibnitz die angeblich langsame Förderung des Unternehmens bekanntlich ebenso schwer als ungerecht verdacht hatte, kräftig unterstützt wurde. Aber auch er hat dies Werk, ebenso wenig als die ebenfalls schon von Leibnitz begonnenen Origines Guelficae zum Ziele geführt. Es dauerte nämlich nicht lange, so fühlte er sich in seiner Stellung in Hannover nicht mehr befriedigt, obwol sie nach den Verhältnissen jener Zeit keineswegs schlecht ausgestattet war. Seine Eitelkeit — denn an diesem Gebrechen scheint er mehr als gut gelitten zu haben — war zwar im J. 1719 durch die Erhebung in den Adelstand von Seiten Kaiser Karls VI., dem er seine Origines Austriacae gewidmet hatte, eine große Genugthuung widerfahren, aber Gründe anderer Art, nach allem was man weiß in erster Linie die arge Zerrüttung seiner ökonomischen Lage, die er u. a. auf zu geringe Entschädigung für seine Mühen und Auslagen im Dienste seiner wissenschaftlichen Obliegenheiten zurückführte, hatten ihm Verlegenheiten bereitet, von welchen er sich zuletzt nicht anders befreien zu können glaubte, als durch den verzweifelten Entschluß, seine Stellung preiszugeben und mit Zurücklassung seiner Familie zu fliehen (December 1723).

Es tritt damit eine tiefgreifende Wendung in dem Leben Eckhart's ein. Von Geburt Protestant und bisher einem protestantischen Fürstenhause dienend, suchte er jetzt sich eine neue Zukunft zu begründen, indem er sich dem Katholicismus in die Arme warf. Ob dieser Gedanke schon länger in ihm gelegen und bei dieser Veranlassung blos Gestalt gewann, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; die innere Wahrscheinlichkeit spricht mehr für als gegen eine solche Annahme; mit höher stehenden Katholiken wenigstens, wie z. B. nach seiner eigenen Angabe mit dem späteren Cardinal Passionei, damaligen päpstlichen Nuntius bei der Eidgenossenschaft, stand er schon seit längerer Zeit im Verkehr (s. sein Schreiben an diesen in den Acta epistol. legationis Helveticae etc. Tugii 1729, p. 247). Freilich wird man kaum bestreiten wollen, daß zwischen Eckhart's Schreiben, das er an das hannöversche Ministerium im Augenblick seiner Flucht

(23. Decbr. 1723) über seine bez. Beweggründe richtete (Will, Hist.-dipl. Magazin I. 2) und worin er diese ausschließlich auf seine — „nicht von ihm verschuldete" — Schuldenlast u. dgl. zurückführt, und zwischen seiner schon angezogenen Zuschrift an den Nuntius Passionei (Köln 24. Jan. 1724), worin er die ökonomische Frage völlig übergeht und nur von seinen religiösen Antrieben spricht, eine Art von Widerspruch besteht, der auf seinen in Rede stehenden Schritt ein nicht absolut günstiges Licht wirft. Wie dem aber sei, E. verbrannte seine Schiffe hinter sich, ging zunächst zu den Benedictinern nach Corvey und schlug nach kurzem Aufenthalt von da den Weg nach Köln ein, wo er am 2. Febr. 1724 im Collegium der Jesuiten, die ihn mit offenen Armen aufgenommen hatten, zur römischen Kirche übertrat. E. hatte ohne Zweifel darauf gerechnet, daß es ihm bei seinem wissenschaftlichen Namen und der Sympathie, die ihm sein Uebertritt überall in der katholischen Welt erwecken mußte, an Gönnern und an einer neuen Stellung nicht fehlen könne. Diese Voraussetzung hat sich denn auch rasch genug bestätigt. Von verschiedenen Seiten her, auch von Wien und Rom aus wenn wir recht berichtet sind, wurden ihm Anerbietungen gemacht, er entschied sich aber für Würzburg, wohin ihn der damalige Fürstbischof Joh. Philipp v. Schönborn als Hof- und Universitätsbibliothekar mit dem Titel eines Hofraths und mit einem ansehnlichen Gehalt berief. Hier in Würzburg, wohin ihm seine Familie nachgefolgt war, ist dann auch Eckhart's Frau zur römischen Kirche übergetreten. Es ließ sich zunächst auch alles gut an. Eckhart's Ernennung zum bischöflichen Historiographen war mit oder bald nach seiner Berufung erfolgt; auch wurde er schon im Juli 1724 zu Regierungsgeschäften mit beigezogen. Schönborn's Nachfolger, Fürstbischof Christoph Franz v. Hutten, der E. bereits als Domdechant warme Zuvorkommenheit bewiesen hatte, verbesserte bald auch seine Stellung und erhöhte seinen Rang, indem er ihn schon am 4. Octbr. 1724 zum geheimen Rath ernannte. Seine Hauptkraft verwendete E. von nun an auf die Ausarbeitung des ihm übertragenen Werkes über die Geschichte Ostfrankens, beziehungsweise des Hochstifts Würzburg. Auch einige kleinere Schriften, wie z. B. die Streitschrift gegen Schannat, im Interesse des Hochstifts abgefaßt, sind in diesem Jahre entstanden. Indeß auch in Würzburg stieß E. auf Gegnerschaft, deren Ursprung er auf den eingeborenen „Erbhaß" gegen alle Fremde und auf den Neid, den seine „ziemlich starke Besoldung und andere Douceurs" ihm zuzogen, zurückführte. So mußte er sich denn mit der Gnade seiner Fürsten — er erlebte noch die Succession Friedrich Karls v. Schönborn, gewählt 18. Mai 1729 — und den Verkehr mit den „Herren Cavaliers" vom Hofe den Trost suchen, den ihm etwa seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, die er mit unermüdeter, ja mit gesteigerter Hingabe betrieb, zu gewähren nicht vermochte (s. sein Schreiben an den königl. großbritt. Hofrath und Leibmedicus Joh. Hugo zu Hannover, bei Will, l. c. S. 159). Daß Eckhart's Verstimmung in Würzburg so weit gediehen, daß er, wie Harenberg erzählt, wieder nach Hannover habe zurückkehren wollen, erscheint uns, zum mindesten gesagt, zweifelhaft. Daß das schroffe Vorgehen des Domcapitels und der Censoren, die der Veröffentlichung der „Commentarii de rebus Or. Franciae" in der Zeit des Interregnums nach dem Tode des Fürstbischofs Chr. Fr. v. Hutten Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchten, seinen Unmuth reizte, wissen wir allerdings, aber wir wissen nicht minder gut, daß er gegen diese Ränke mit einer so entschlossenen Energie auftrat, die auf alles eher als auf Kleinmuth und Verzagtheit schließen läßt (nach Archivalien im Kreisarchiv zu Würzburg). Freilich der bekannte Handel mit dem Würzburger Professor Beringer, den E. in Zusammenhang mit seiner lebhaften Vorliebe für Natur und Naturwissenschaft als arg Getäuschten enthüllen half (1727), wird die Anzahl seiner Gegner nicht vermin-

dert haben. Indeß, wie er auch seine Lage betrachtet haben mag, es war ihm ein früheres Ziel gesetzt, als man hätte vermuthen mögen, er erlag bereits am 9. Febr. 1730 einer kurzdauernden Krankheit, erst 66 Jahre alt; seine Gebeine ruhen in der Pfarrkirche von St. Peter. Sein Geschlecht hat sich bis in unser Jahrhundert herein fortgepflanzt.

Was die wissenschaftliche Bedeutung Eckhart's anlangt, so ist sie in seinen Leistungen zum Theile in der germanischen Philologie, zum Theile in der deutschen Geschichte und dem deutschen Alterthum begründet. Die erstere anlangend, hat Rudolf v. Raumer in neuester Zeit (Geschichte der germanischen Philologie, München S. 171—73) Eckhart's Stellung in der Entwicklung dieser Wissenschaft eingehend bestimmt. E. hat hierin einerseits im Gebiete der etymologischen Forschung, für die er besondere Begabung mitbrachte, speciell durch seine „Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi“ (Hannover 1711) gearbeitet und in dieser Schrift einen trefflichen litterar-historischen Ueberblick über alles, was bis dahin für die Erforschung der germanischen Sprachen sowol in Deutschland als bei den übrigen germanischen Völkern geleistet worden war, geliefert; andererseits hat er sich durch die Herausgabe altdeutscher Denkmäler erhebliche Verdienste erworben. Aus einer größeren Reihe sei hier nur seine Ausgabe der Catechesis theotisca aus dem 9. Jahrhundert (1713) und des Hildebrandsliedes (im 2. Bde. der Commentarii 1729) erwähnt. Seine lexikalische Kenntniß der altdeutschen Sprache ist es, die diesen Editionen Werth verleiht; vom grammatischen Bau derselben hatte er, wie Raumer ausdrücklich hinzufügt, freilich keine Ahnung.

Noch größer und nachwirkender erscheinen die Verdienste, die sich E. als Geschichtsforscher erworben hat. Er steht neben Mascow und Leibnitz an der Schwelle der neuen deutschen Geschichtsschreibung, deren hervorstechender Charakterzug die strenge Wissenschaftlichkeit, eine festere kritische Methode und das Zurückdrängen nicht zur Sache gehöriger Einflüsse bildet. E. stand unter den günstigen Einwirkungen, die der Anstoß hervorgebracht hat, den die von Frankreich ausgegangene erfolgreiche Pflege der historischen Hülfswissenschaften, in erster Linie der Diplomatik, auf die deutsche Geschichtsforschung ausgeübt hat; der nahe und lange Verkehr mit Leibnitz ist ihm in dieser Richtung offenbar in nicht geringem Grade zu gute gekommen. E. war ein wirklicher Gelehrter, der immer aus dem Vollen schöpfte und sein Material im weitesten Sinne beherrschte. Seine genealogischen Arbeiten, wie über das Haus Habsburg und die Fürsten Obersachsens &c. beurkunden, wenn auch die Ergebnisse derselben nicht immer Stand gehalten haben, doch eine ungewöhnliche Meisterschaft auf diesem, was die älteren Zeiten anlangt, schlüpfrigen Boden. Auch an dem ursprünglich von Leibnitz unternommenen und erst viel später von Scheidt vollendeten und publicirten umfassenden und inhaltreichen Werke der Origines Guelficae hat er in seiner zweiten hannöverschen Zeit emsig mit Hand angelegt. Als Herausgeber von Geschichtsquellen hat er sich durch sein „Corpus historicum medii aevi“ (2 Bde., Leipzig 1723) für seine Zeit Dank verdient, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß er dabei den strengeren Grundsätzen, die heutzutage bei Editionen der Art herrschend geworden sind, allzufern geblieben ist. Unter seinen historischen Schriften, um uns bei seinen recht schätzbaren kleineren Abhandlungen nicht aufzuhalten, sind sein Hauptwerk die „Commentarii de Rebus Franciae Orientalis et Episcopatus Wirceburgensis“ (2 Bde., 1729), das alle die angedeuteten Vorzüge in hohem Grade in sich vereinigt, „ein Werk des emsigsten Fleißes und glänzenden Scharfsinnes, an Reichhaltigkeit des Stoffes Leibnitzens Jahrbüchern vorzuziehen und noch immer brauchbar“, wie der neueste treffliche Bearbeiter der Geschichte des ostfränkischen Reiches sich mit begründeter Anerkennung ausspricht. Das Werk ist übrigens ein, freilich großartiges Bruchstück geblieben; denn es

reicht nur bis in die Zeiten König Konrads I. und des Bischofs Dietho von Würzburg, während die Absicht des Verfassers war, es so weit als möglich heraufzuführen. Für jeden Fall war die frühe Unterbrechung für die Wissenschaft ein schwer empfundener Verlust.

Vgl. J. C. Harenbergii Anecdota ecclesiastica et litteraria de Jo. Ge. Eccardo in den Symbolae Litterariae Haganae etc. Class. secundae Fasc. Primus. Hagae comitum p. 151 sqq. und desselben Historia Gandersheimensis, Hannover 1734. — Chr. Bönicke, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg (Würzburg 1782), 2. Thl. S. 12—27, nebst den bereits im Texte berührten Hülfsmitteln. Die verschiedenen Schriften Eckhart's hat Will in seinem in dem Historisch-diplomatischen Magazin für das Vaterland und angrenzende Gegenden, Bd. I. Stück 2 enthaltenden Aufsatze „Zur Lebensgeschichte J. G. v. Eckhart's" am vollständigsten aufgezählt. Wegele.

Eckhart: Johann Gottlob E. (auch Eckhardt oder Eckart), preußischer Staatsökonom und Finanzmann im Dienste Friedrich Wilhelms I. Er stammte aus Bernburg, war in jüngeren Jahren als Wirthschaftsbeamter in niederen Stellungen an verschiedenen Stellen thätig gewesen, hatte als ökonomischer Projectenmacher einiges Aufsehen erregt und durch eine Schrift unter dem Titel „Experimentalökonomie" sich einen Namen gemacht, bis ihm endlich eine bedeutendere Lebensstellung dadurch zu Theil wurde, daß er sich dem König Friedrich Wilhelm I. durch eine von ihm erfundene Verbesserung der Kamine empfahl, die zugleich dem Rauchen derselben abhalf und eine wesentliche Holzersparniß ermöglichte. Der Berliner Volkswitz legte ihm später in Erinnerung an diesen Ursprung seines Einflusses den Spottnamen „Kaminrath" bei; der König aber, in seiner lebhaften Empfänglichkeit für alles, was Ersparnisse verhieß, nahm E. in seine Dienste und beauftragte ihn, seine Erfindung überall auf den königlichen Domainen für die Brauereien und Branntweinbrennereien durchzuführen. Der Erfolg war günstig; E. erzielte erklecklichen Mehrgewinn für die königlichen Cassen; auch eine von ihm in Potsdam für den König angelegte Bierbrauerei hatte gute Resultate, und er erhielt in Folge dessen den Auftrag, die Brauereien in allen königlichen Domanialämtern der Mark nach seiner Methode umzugestalten (1737). Diese Arbeit brachte ihn in die Lage, sich auch mit den Verhältnissen der märkischen Städte genauer bekannt zu machen und auf die größeren Einnahmen hinzuweisen, die der König aus ihnen ziehen könne, wenn er die Ueberschüsse der städtischen Kämmereicassen für die königlichen Cassen in Anspruch nehme. Friedrich Wilhelm ging auf diese Pläne ein, die sich ihm, auf Kosten der Städte, sehr vortheilhaft erwiesen und E. in seiner Gunst immer mehr befestigten. Er erhob ihn in den Adelstand (1738), verlieh ihm den Orden de la générosité, ernannte ihn zum geheimen Kriegs- und Domainenrath, der sogar mit Uebergehung der Centralbehörde des Generaldirectoriums seine Berichte unmittelbar an den König selbst richten durfte. Er schenkte ihm ein stattliches neuerbautes Palais in Berlin (das nachmalige Seehandlungsgebäude), und es soll sogar seine Absicht gewesen sein, E. als Vicepräsident des Generaldirectoriums an die Spitze der gesammten Verwaltung zu setzen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Friedrich Wilhelm in einseitiger Berücksichtigung seiner fiscalischen Interessen den Werth des thätigen und projectenreichen Mannes sehr überschätzte. Von den Zeitgenossen hören wir sonst fast nur ungünstige Urtheile über ihn; Friedrich der Große nennt ihn: „un homme obscur d'un esprit malfaisant et rusé, une espèce d'adepte qui faisoit de l'or pour les souverains aux dépens de la bourse des sujets". Nach Emporkömmlingsweise mißbrauchte er wol nicht selten die ihm von der Gunst des Königs anvertraute Gewalt durch übermüthiges und brutales Verfahren; die öffentliche Meinung legte ihm vieles von dem zur Last, was in den

letzten Jahren Friedrich Wilhelms als steigende Belastung der Unterthanen empfunden wurde. In Pommern und in Preußen, wohin er zuletzt geschickt wurde, um die in der Mark erprobten Reformen auch dort einzuführen, gerieth er mit den Behörden in die lebhaftesten Conflicte, wobei der König, auch wenn er ihm Mäßigung anempfahl, sich doch principiell durchaus auf seine Seite stellte. Mit dem Tode Friedrich Wilhelms aber nahm die Macht des Günstlings ein rasches Ende. Während Friedrich der Große im übrigen die Räthe seines Vaters zunächst beibehielt, wurde E. sofort von ihm entlassen, seiner Aemter und Ehren beraubt und des Landes verwiesen (Juni 1740). Von da an verschwindet er uns aus den Augen; er soll im Anhaltischen in dürftigen Verhältnissen gestorben sein.

König, Berlin, Theil I. (Benckendorf), Charakterzüge Friedrich Wilhelms I., Sammlung 3 und 11. Pöllnitz, Mémoires T. I. Stenzel, Gesch. des preuß. Staates III. 683 ff. Erdmannsdörffer.

E. hat sich in dem oben genannten Werke: „Vollständige Experimentalökonomie über das vegetabilische, animalische und mineralische Reich“ 2c. unter den auf Empirik sich stützenden Experimentalökonomen jener Zeit hervorgethan. In diesem Werke behandelte E. die Kenntniß vom Acker, die Lehre vom Feld- und Wiesenbau, von der Behandlung und Verwerthung der Früchte, von der Viehzucht und den technischen Nebengewerben, sowie die Haushaltungskunst, die Hofcameralökonomie und den Bergbau.

Sein Verdienst war es, eine große Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, welche er sich auf vielen Reisen sowie in einer ausgebreiteten cameralistischen Praxis erworben hatte, in jenem Werke niedergelegt und darauf wohlerwogene Rathschläge gebaut zu haben. Entging ihm die naturwissenschaftliche Kenntniß, um sich über die Empirie des Landbaues jener Zeit zu erheben, so hatte er doch seiner Lehre von der Viehzucht und dem Bergbau durch sein scharfsinniges Urtheil und das Streben, alle Mängel in den bezüglichen Einrichtungen bloszustellen, einen wahren Schatz von werthvollen Grundsätzen und Regeln mitgegeben. Seine Experimentalökonomie erschien in mehreren Auflagen, nach Eckhart's Tode nochmals in einer von L. Suckow umgearbeiteten Ausgabe (1782), welche bis gegen Ende des Jahrhunderts in Ansehen blieb. Leisewitz.

Eckhart: Melchior E. (Eccardus), herzogl. ölsnischer Superintendent, Sohn eines Parchners und 18. Octbr. 1555 in Chemnitz im Erzgebirge geboren, † 20. Jan. 1616 in Oels, kam 1568 auf Empfehlung des Chemnitzer Superintendenten als Alumnus nach Schulpforta und bezog 1573 im Herbst mit einem kurfürstlichen Stipendium die Universität Leipzig, wo er zunächst humanistische Studien betrieb. Seine Neigung zog ihn zur Medicin; nachdem sich jedoch Aussichten, junge Adeliche als Hofmeister auf Universitäten des Auslandes zu begleiten, wiederholt zerschlagen hatten, erwählte er das Studium der Theologie, welches er in Wittenberg beendigte. Von dort ging er 1578 als Erzieher der Söhne eines Arztes nach Görlitz, das Jahr darauf aber nach Lauban, wohin ihn der Rath als Collegen an die bortige Schule berufen hatte, aus welcher Stelle er 1580 in das Rectorat aufrückte. Seines Schwiegervaters Sigismund Suevus, damals Pfarrer in Lauban, Berufung nach Breslau bestimmte ihn, 1584 sein Amt niederzulegen und sein Glück in Schlesien zu versuchen. Er hatte diesen Schritt nicht zu bereuen. Kaum in Breslau angekommen, erhielt er die Berufung zum Pfarrer in Domatschine bei Oels; er nahm die sehr bescheidene Stelle an und wurde 12. April 1585 in Liegnitz ordinirt. Die seltene Begabung des jungen, mit dem Secretarius des Herzogs von Oels verschwägerten Pfarrers machten ihn in Oels und am dortigen Hofe schnell bekannt und so wurde er 1586 auf Wunsch des Herzogs vom dortigen Rathe dem alten Superintendenten Valentin Leo für sein Pfarramt an der Schloßkirche adjungirt und nach dessen Tode 1592 vom Herzog

zum Superintendenten des Fürstenthums bestellt. Von Haus aus eine friedfertige Natur, verschmähte es E., in Pforta in Melanchthon'schem Geiste erzogen, sich in die theologischen Händel seiner Zeit zu mischen und widmete dafür seine ganze Kraft dem ihm übertragenen Amte. Um Einheit in den Ceremonien herzustellen, mit denen es bisher jeder nach Belieben gehalten, verfaßte E. eine Agende, welche 1593 auf Befehl des Herzogs in allen Kirchen des Fürstenthums eingeführt wurde; sie ist bis in den Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch geblieben. Um den wissenschaftlichen Sinn seiner Geistlichkeit vor dem Verkommen und um Zwiespalt in der Lehre zu verhüten, stellte er die unter seinem Vorgänger in Verfall gerathenen Priesterconvente wieder her und erfüllte sie mit neuem Leben. Sie wurden jährlich zweimal gehalten und in seiner ganzen Amtszeit ist nicht ein einziger ausgefallen. Die in der Weise der auf Universitäten üblichen Disputationen geführten Verhandlungen, denen Melanchthon's Loci zu Grunde gelegt waren, wurden durch ein von E. verfaßtes und an die Thüren der Schloßkirche angeschlagenes, später, als sich in Oels eine Druckerei etablirt hatte, jedesmal gedrucktes lateinisches Programm eingeleitet. Jeder Geistliche hatte außerdem über den abgehandelten Locus seine Confession lateinisch dem Superintendenten einzureichen; so wurden auch die Trägen zum Studiren gezwungen. Die auf Eckhart's Betreiben vom Fürsten gegründete Kirchenbibliothek bot den Fleißigen die zur Fortbildung unentbehrlichen Hülfsmittel. Ebenso lag ihm die Schule am Herzen, welche er, früher selbst Schulmann, den Anforderungen der Zeit entsprechend umgestaltete. Vom Kurfürsten von Sachsen in seinen Dienst zurückgefordert, blieb er auf die Verwendung seines Fürsten seinem gesegneten Wirkungskreise erhalten; die Kirche des Fürstenthums Oels aber hat mit dem ihr von E. aufgeprägten Typus auch dankbar sein Gedächtniß bewahrt. Classisch durchgebildet, wie wenige seiner Zeitgenossen, schrieb er Lateinisch und Griechisch gleich fließend; seine Gedichte in beiden Sprachen, von denen wenig gedruckt ist, zeugen von nicht gemeiner Begabung. Trotz seiner großen Geschäftslast und seiner ausgebreiteten Correspondenz, von 1592—1600 handschriftlich vorhanden, hat er außer mehreren Gelegenheitsgedichten und Schulschriften für seine Kirche Advents- und Passionsandachten verfaßt, welche in den Wochengebeten der betreffenden Zeiten verlesen wurden, und für die Gemeinde eine „Erklärung der 7 Bußpsalmen in 37 Predigten“, 1597, ein „Beicht- und Betbuch“, 1599 und andere ascetische Schriften. Sein Symbolum war: Scio, cui credidi.

Vgl. die Personalien, welche der ihm gehaltenen Leichenpredigt angehängt sind. (Ungenau in den darin über Eckhart's Jugend- und Studienzeit gegebenen Daten.) Aus ihnen schöpfen Fuchs, Reformationsgesch. des Fürstenthums Oels S. 177 und Ehrhardt, Presbyterologie I. 661. Manes Eccardini. Olsnae 1616. Sinapius' Olsnographia I. 386.

Schimmelpfennig.

Eckhel: Joseph Hilarius v. E., Numismatiker, geb. 13. Januar 1737 zu Enzesfeld bei Baden in Oesterreich unter der Enns, † 16. Mai 1798. Er, war der Sohn des gräflich Montecuccoli'schen Pflegers Johann Anton v. E. trat mit acht Jahren in die lateinischen Schulen, mit 14 Jahren in den Jesuitenorden in Wien, feierte im J. 1764 seine Primiz zu Hietzing bei Schönbrunn und wurde in den folgenden Jahren als Grammaticallehrer in den Collegiatschulen zu Leoben, Steier und schließlich zu Wien verwendet. In dieser Zeit lag er unter Führung seines Mitbruders, P. Joseph Khell, numismatischen Studien ob, wozu die Granelli'sche Sammlung des Jesuitengymnasiums den Stoff bot; schon 1769 wurde E. zur Ordnung der Sammlung des Grafen Michael Viczay, 1771 jener des Grafen Paul Festetics herangezogen. Als Kränklichkeit ihn nöthigte, das Lehramt niederzulegen, wendete er sich ganz dem Studium der

Numismatik zu (1772). In Italien, wohin er von Seite des Ordens zur weiteren Ausbildung in dieser Wissenschaft gesendet wurde, studirte er die Sammlungen in Bologna, Rom und Florenz und errang schnell eine so große Gewandtheit, daß ihn auf Cocchi's Vorschlag der Großherzog Peter Leopold (nachmals Kaiser Leopold II.) erwählte, um den ausgezeichneten Münzschatz in Ordnung zu bringen, welchen Cardinal Leopold von Medici, jüngster Sohn Cosmo's II., hinterlassen hatte. Auch das lothringische Cabinet des Großherzogs Franz Stephan (von Lothringen), welches dieser nach Florenz gebracht hatte, ward ihm zugänglich gemacht. Nach zwei Jahren kehrte E. nach Wien zurück, wo inzwischen der Jesuitenorden aufgehoben worden war, und wurde auf die Empfehlungen des Großherzogs von dessen Mutter, Kaiserin Maria Theresia, zum Director der Abtheilung der antiken Münzen des großen kaiserlichen Münz-Cabinetes ernannt (1774), welches wenige Jahre vorher aus verschiedenen getrennt bestehenden Hofsammlungen gebildet und unter Duval's Oberleitung (s. o. S. 499) gestellt worden war. Nach des letzteren Tode (1776) ward E., der im J. 1775 auch die Lehrkanzel „der Alterthümer und der historischen Hilfsmittel“ an der Universität übernommen, alleiniger Director des Cabinetes und versah dieses Amt, wie die Professur, bis zu seinem Tode.

Durch seine epochemachenden Schriften, welche alle mit Ausnahme der Publication der berühmten geschnittenen Steine des Wiener Cabinetes die griechische und römische Münzkunde betrafen, ist E. der Begründer der wissenschaftlichen Numismatik des classischen Alterthums geworden. Die Mißwirthschaft des Dilettantismus hatte auf ihrem Gebiete in verderblicher Weise gehauft, Systemlosigkeit, Mangel an Kritik und die Zersplitterung der Litteratur hatten eine Verwirrung und ein Mißtrauen hervorgerufen, welche die Bedeutung der Numismatik in ihrem Verhältniß zu anderen Wissenschaften nicht zur Geltung kommen ließen. Mit der ihm eigenen scharfen kritischen Anlage bearbeitete E. die gesammte Litteratur seiner Disciplin, beseitigte Irrthümer und Fälschungen auf Grund seiner eingehenden Studien und verband die Ergebnisse zu einem organischen Ganzen in seinem Hauptwerke, der „Doctrina nummorum veterum“ welche unter mannigfacher Förderung von Seite des Oberstkämmerers, Fürst Rosenberg, kurz vor Eckhel's Tode fertig gedruckt war.

Ein neues, einfaches, leicht zu beherrschendes System, welches aus den Merkmalen der Münzen selbst die Motive seiner Bildung abstrahirte, die Sicherheit in Zutheilung und Bestimmung der Münzen, die geistreiche, auf umfassender Gelehrsamkeit beruhende Behandlung der verschiedensten Beziehungen der Numismatik zu andern Disciplinen der Archäologie, vorzüglich zur Mythologie, Chronologie und Epigraphik, andererseits die Genauigkeit und Verläßlichkeit der Untersuchungen und die fein unterscheidenden Beobachtungen begründeten den Weltruf dieses bedeutenden Werkes, welches noch heutzutage eine wichtige Rolle in der Archäologie spielt. E. trat damit als würdiger Zeitgenosse in eine Linie mit Heyne und Winckelmann, er schuf die früher mißachtete Numismatik in eine Art von Encyklopädie des classischen Alterthums um, die ein ausgedehntes, viel benütztes Quellengebiet für andere Fächer der Archäologie umfäßt; obwol außerhalb der geistigen Bewegung stehend, welche letzterer einen neuen Aufschwung verlieh, kann er als ein Vorläufer der modernen Specialisten auf diesem Gebiete bezeichnet werden. — Sowie er unvermittelt auftauchte, so ist er auch ohne eine Schule zu hinterlassen dahingegangen, dies wol darum, weil er alle seine Zeit, alle Bemühungen der Vollendung seines großen Vorhabens widmete. — Von seinem Privatleben sind nur wenige Züge aufbewahrt, welche seine zarte Fürsorge für einen armen Freund und seine zahlreichen Geschwister, sowie seine eigene Bescheidenheit bezeugen. Im gewöhnlichen Leben scheint er eher hart und

strenge als weichherzig, dabei aber heiter und witzig gewesen zu sein; für seine Charakterstärke ist bezeichnend, daß er die Berufung durch Kaiserin Maria Theresia so tief als eine Errettung aus einer kümmerlichen bedeutungslosen Existenz, wie sie ihm nach der Aufhebung des Ordens drohte, als eine so große Wohlthat durch die ganze Lebenszeit empfand, daß er sich zu den äußersten Anstrengungen verpflichtet hielt, um seinen Dank dafür zu bezeugen; er erfüllte diese Pflicht, obwol er voraus wußte, daß sie sein Leben verkürze; in ihr verschwindet seine Persönlichkeit, er hatte keinen Ehrgeiz, als die Vollendung seines Werkes; er schloß mit der Welt ab, als er es begann, er starb als er es vollendet hatte.

J. v. Bergmann, Pflege der Numismatik in Oesterreich im 18. Jahrhundert, II. Wiener Sitzungsber. 1857. Bd. XXIV. mit Eckhel's Porträt, Wappen, Facsimile der Unterschrift und Testament. Einen Brief Eckhel's an die Gräfin von Bentink theilte J. Friedländer in B. Köhne's Berliner Blätter f. Münz-, Siegel- und Wappenkunde III. (1866) S. 279 mit. — Friedrich Kenner, Jos. Hilarius von Eckhel, ein Vortrag ꝛc. Wien 1871.

Kenner.

Eckhof s. **Ekhof.**

Eckhold: Heinrich Samuel E., Rechtsgelehrter, geb. 6. Januar 1653 zu Gera, † daselbst 8. December 1713. Er studirte in Jena und Leipzig die Rechte, promovirte 1678 in Leipzig und ward reußisch-plauischer Hof-Justitien- und Consistorialrath, sowie Professor der Rechte und Inspector des Gymnasiums zu Gera. Wir besitzen von ihm einige juristische Dissertationen in lateinischer Sprache. — Jöcher.

Steffenhagen.

Eckner: Karl Christoph E., ein medicinischer Schriftsteller zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zu Saalburg im Voigtland 2. Sept. 1743 geboren, gewann seine allgemeine Schulbildung zu Saalburg und Gera und seine medicinische Ausbildung auf der Universität zu Leipzig, wurde 1764 Physikus zu Königsee im Schwarzburgischen und 1773 zu Rudolstadt, wo er als Hofrath den 13. Mai 1807 mit Tod abging. Bei der ihm im September 1773 von der medicinischen Facultät zu Erlangen ertheilten Doctorwürde schrieb er eine Dissertation: „De paralysi utriusque brachii post febrem scarlatinam orta“. Noch verdienstvoller waren seine auf vieljährigen gründlichen Beobachtungen beruhenden Schriften: „Beitrag zur Geschichte epidemischer Gallenfieber“ (Leipzig 1790) und „Beitrag zur Geschichte der Ruhr im J. 1800“ (Gotha 1801). Außerdem hat er medicinische Aufsätze in die N. allgem. teutsche Bibliothek und in die Nova Acta Acad. Nat. Curiosor. geliefert.

S. Meusel, Gel. Teutschland II. 156 und Rudolstädter Wochenbl. 1807. 20. St.

G. Brückner.

Eckoldt: Joh. Gottl. E., Arzt, geb. 6. Febr. 1746 in Leisnig, Chirurg am Jacobshospitale in Leipzig und Demonstrator des klinischen Instituts in demselben, am 8. März 1809 gestorben, nimmt unter den hervorragenden Chirurgen seiner Zeit eine ehrenvolle Stellung ein. Seine litterarische Thätigkeit hat sich nur auf die Veröffentlichung der auch heute noch geschätzten Arbeit „Ueber das Ausziehen fremder Körper aus dem Speisecanale und der Luftröhre“, 1799 beschränkt, der ersten bedeutendern Monographie über diesen Gegenstand in Deutschland; über sein operatives Verfahren „bei einer sehr complicirten Hasenscharte oder einem sogenannten Wolfsrachen“ hat Fr. Heinr. Martens (1804 fol. 4 pl.) Mittheilung gemacht.

A. Hirsch.

Eckolt: Amadeus E. (Eckhold), Rechtsgelehrter, geb. 25. Jan. 1623 zu Wels in Oesterreich, † 20. November 1668 in Leipzig. Nachdem er in Leipzig 1644 die philosophische Magisterwürde erlangt hatte, wandte er sich dem

juristischen Studium zu, bereiste die Universitäten Tübingen, Basel, Freiburg, Straßburg, Ingolstadt, Altorf, promovirte 1652 in Leipzig und ward hier 1660 Professor der Rechte, 1664 Collegiat des kleinen Fürstencollegs, auch bald darauf Beisitzer des Hofgerichts. Außer akademischen Gelegenheitsschriften verfaßte er: „Commentationes ad Pandectas", 1680, 1694.

(H. Kromayer), Programma acad. in A. Eckholdi funere. Lipsiae 1668. Freher S. 1186. Steffenhagen.

Eckstein: Ulrich genannt Utz E., Pfarrer, großentheils im Canton Zürich (in Thalwyl 1527—28, Rorschach 1528, Altstätten 1530, Zollikon 1534, Uster 1536—58), protestantischer Polemiker, in den Jahren 1526 und 27 literarisch thätig. In einem satirischen Liede schildert er das Religionsgespräch zu Baden (Grüneisen, Manuel S. 216, 416; Wackernagel, Kirchenlied 3, 402) Seine übrigen Sachen haben dramatische Form, man kann sie Disputationen nennen. Im „Dialogus" unterreden sich Adam und Christus über Bilder- und Heiligendienst. In der „Klag des Glaubens" disputirt die Wahrheit zu Rom mit dem Papst und seinen Beamten über den reinen Glauben, zu Regensburg mit deutschen Fürsten und Herren über die Bauern, den Adel und die Rechte der Obrigkeit. Im „Concilium" disputiren die Doctoren Eck, Faber, Murner u. a. mit einigen Bauern, welche eine sehr unwahrscheinliche Schriftgelehrsamkeit entwickeln Im „Reichstag", der sich am meisten der Form des Bühnendramas nähert, disputiren Bauern und Junker: die Bauern sollen auch künftig zinsen, die weltliche Gewalt soll bestehen bleiben, aber sich nach Gottes Ordnung halten. E. hat offenbar Freude an öffentlichen Verhandlungen wie Sixt Birk (s. d.). Er ist oft breit, lehrhaft, langweilig: aber sein Naturalismus schafft anschauliche Bilder des wirklichen Lebens. Er hat von Manuel die charakteristische Namengebung gelernt und ist als Dichter von ähnlicher Bedeutung für Zürich wie Manuel für Bern.

Weller, Volkstheater der Schweiz, S. 112—130; Annalen I, 306. — J. M. Wagner im Serapeum 1862. S. 118. — Sal. Vögelin, Neujahrsbl. von Uster 1867, S. 6—8. — Keßler, Sabbata 2, 171. Scherer.

Eckstorm: Heinrich E., geb. 1557 zu Elbingerode am Harz, erhielt in der Schule der reformirten, ehemaligen Cisterzienser-Abtei Walkenried in der Grafschaft Hohnstein seinen ersten gelehrten Unterricht, die weitere Ausbildung in der Klosterschule zu Ilefeld, besuchte dann die Universitäten von Wittenberg, Jena und Leipzig, wo er neben dem Hauptfache der Theologie die Humaniora studirte. Im J. 1588 erhielt er die Stelle eines Diakon in Erich und folgte 1591 dem Rufe als Prediger und Rector der Klosterschule in Walkenried. Das Rectorat versah er bis zum J. 1613 und hat sich die Schule unter seiner Leitung eines sichtlichen Gedeihens erfreut. Er starb am 22. Febr. 1622. Seine schriftstellerischen Leistungen gehörten zum Theil dem Gebiete der Historie, theils der Astronomie an, haben aber kaum je eine große Bedeutung gehabt. Seine Chronik der Abtei Walkenried ist von dem bekannten Werke Leuckfeld's rasch verdunkelt worden.

S. J. G. Leuckfeld, Antiquitates Walkenredenses. Leipzig und Nordhausen 1705, S. 150—51. Wegele.

Eddeler: Matthäus E. (Edeller, Adeler, Aquila), † 6. Mai a. St. 1556, war nächst Joachim Slüter der erste lutherische Prädicant, nicht aber Pfarrer, zu Rostock. Geboren zu Rostock, wurde er beim Andrängen des nicht zu zügelnden Volkes 1530 vor Ostern zum Predigen und Austheilen der „Testamente" d. h. des Abendmahls in beiderlei Gestalt, an die Marienkirche, besonders durch den Syndikus Johann Oldendorp berufen; am 2. April 1531 führte er mit seinem Collegen, dem Prädicanten Peter Hackendal (berufen Mitte 1530, † 1557 oder

1558) zum ersten Male die am 1. April vom Rathe unter dem Aufruhr des Volks bestimmte neue lutherische Ordnung ein. Aber er war ein Eiferer, überwarf sich mit den lutherischen Predigern wegen der Ceremonien, besonders der noch geduldeten lateinischen Hymnen (Schröder, Evang. Meckl. I. S. 192), hetzte das Volk auf und wurde vom Rathe abgesetzt. Am 25. Juni 1531 machte er unter Angabe, daß man von Ausweisung und gar Hinrichtung rede, eine Eingabe um Wiedereinsetzung an den Rath, der ein Gutachten von Luther und Melanchthon forderte, das am 10. Nov., freilich ohne Namen, gegen ihn ausfiel (Schröder I. S. 193 f.). Er muß ausgewiesen sein, versah darauf durch Vergünstigung des Herzogs die zeitweilig verlassene Pfarrstelle in Gnoyen, die er aber Michaelis 1534 ihrem früheren Inhaber Valentin wieder einräumen mußte, so daß er sich gezwungen sah, den Rostocker Rath für sich und seine Familie für den Winter um Herberge zu bitten. Dann erhielt er sogar 1537 oder 38 das Pastorat der Marienkirche. Er wird als gelehrt geschildert; sein Leben spiegelt sehr treu den Reformationsgang in der wichtigen Hansastadt. Der Tod durch Schlagfluß ereilte ihn auf der Schwelle seiner Kirche.

Die apologisirenden Nachrichten stammen sämmtlich aus Gryse, Leben Slüters, und Grapius, Evang. Rostock. Urkundliches Material im „Etwas v. Rost. gel. Sachen" IV. S. 345, 689, 707 und Lisch, Jahrb. 16. S. 20 ff. 19. S. 86. Vergl. L. Bacmeister bei Westfalen I. an versch. Stellen. Krause.

Eddo, auch unter dem Namen Hetto, Hatto und mehreren andern erwähnt; Grandidier zählt deren bei fünfzehn orthographisch verschiedene auf. Abt v. Reichenau (727—734), und Bischof von Straßburg (734—776); ungewisser Herkunft; Grandidier (Eglise de Strasbourg I. p. 264); Schoepflin (Alsatia illustrata I. 785); Strobel (Geschichte des Elsaßes I. S. 128) versetzen denselben unter die Nachkommenschaft des halbmythischen Eticho oder Attichs, Herzogs im Elsaß, Vaters der legendenhaften h. Ottilia; Staigr (Reichenau S. 10) läßt ihn aus der Familie der Grafen von Habsburg stammen. E. verweilte bereits als Schüler des h. Pirminus, Gründers der Reichenau, in dem nachher weltberühmten Kloster, soll auch einen Theil seiner Jugend zu Münster im Gregorienthale zugebracht haben. Dem heiligen Pirminus folgte er als Abt, und führte in der Reichenau die Benedictiner Ordensregel ein. Im Jahre 732 vertrieb ihn der alemannische Herzog Theobald, ein Feind Karl Martells. E. blieb indeß nur eine kurze Zeit verbannt im Lande Urania (Uri), wurde vom Besieger der Sarazenen nach Reichenau zurückberufen, in demselben Jahr 734 auf den Bischofssitz von Straßburg versetzt. Es wird ihm, als Abt von Reichenau, die Gründung der Klöster Murbach im Oberelsaß bei Gebweiler, von Pfeffers in der Schweiz, von Niederaltaich in Baiern zugeschrieben. Schon damals pflegte er angelegentlich die theologischen Studien, versorgte die Mönche mit Manuscripten, und blieb als Bischof seinem ersten Streben treu. In seiner Kathedrale von Straßburg stiftete er eine für jenes Zeitalter merkwürdige, theologische Schule, die sich unter seinen Nachfolgern bedeutend entwickelte und erweiterte. — Im J. 748 schenkte der elsaßische Graf Ruthard der Kirche Straßburg ein Gebiet am rechten Rheinufer: Ettenheim, mit den zugehörigen Ortschaften. E. versetzte dorthin dreißig Benedictiner und bedachte die Abtei reichlich in einem testamentarischen Acte (13. März 763, s. Grandidier II. p. XCI. nr. 55). Bereits den 27. September 748 hatte er die Abtei Schwarzache, früher Arnulfoaugia in ihrem Besitzthum beschützt (Grandidier I, p. 277 und p. LIV nr. 32 und II. p. LXXXV nr. 50). Seine Gegenwart auf dem Concil von Attigny (768) unter Pipin dem Sohn Karl Martells wird erwähnt (Grandidier II. p. XCVIII nr. 57), ließ aber, da die Acten der Versammlung verloren gegangen, keine bedeutsame Spur zurück. Karl d. Gr. bestätigte zu Diedenhofen der Kirche von Straßburg den Besitz von Still mit Umgebung, am Eingang des Breuschthals, den 7. März 773 (Gran-

bidier II. p. CVI. nr. 63), wie denn, von Karl Martell ab, die drei ersten Karolinger sich dem Straßburger Bischof E. und seiner Kirche ungemein gnädig erwiesen. Karl d. Gr. verehrte derselben prächtige Geschenke, z. B. eine in fränkischer Sprache abgefaßte Uebersetzung der Psalmen, mit eigenhändig eingeschriebenem Namen (?) (Schadaeus, Münsterbüchlein S. 9); ein zwei Fuß langes Kreuz aus purem Golde und mehrere Reliquien, deren Authenticität aber selbst Grandidier bezweifelt. Beim Römerzuge, 774, begleitete der schon hochbetagte Würdenträger den fränkischen Fürsten. Es hoffte E. vom Papste Hadrian I. zur Bekämpfung der in seinem Sprengel einreißenden Simonie bevollmächtigt zu werden; seinen Reisezweck erreichte er vollkommen (Grandidier II. p. CIX. nr. 65). — Den in das hohe Stift von Straßburg aufgenommenen Domherren wurde von dem Frankenkönige vorgeschrieben, einen Theil ihres persönlichen Vermögens zu schenken, oder sich mit einer Summe von sieben Pfund nach damaligem Münzfuß abzufinden (Grandidier I. p. 288—289). — Um die Weihnachtszeit von 775 besuchte Karl d. Gr. seinen Maierhof in Schlettstadt. Der Bischof benutzte den Umstand zu einer Unterredung mit dem Fürsten, und erlangte von ihm für die Unterthanen des Bisthums zoll- und steuerfreien Verkehr im ganzen Umfang des fränkischen Reichs. Es wurde hiermit das Handelswesen im Elsaß begründet und dem Monopol der fränkischen Großen ein Riegel vorgeschoben (Grandidier II. p. CXVI. nr. 68). Nicht lange nach dieser glücklichen Unterhandlung starb E. (März 776) und wurde im Chor der von ihm so sehr begünstigten Ettenheimer Kirche begraben. Er hatte das bischöfliche Amt zweiundvierzig Jahre treu und glänzend verwaltet.

Grandidier in seiner Beschreibung der Straßburger Kathedrale, und nach ihm Strobel, schreiben den romanischen Chor Karl d. Gr. zu. Nach Strobel's System sollte der Bau der Basilika, die an der Stelle des merovingischen Holzbaues sich erhob, etwa um 771, unter E. aufgeführt worden sein. — Nach den jetzigen archäologischen Kenntnissen halten weder Grandidier's Bemerkungen über den Stil der Krypta noch Strobel's Ansicht festen Stand. Es wurde uns gestattet, Einsicht in die Probebogen zu nehmen, die gegenwärtig für die 2. Abth. des 1. Bandes von „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen“ von Dr. F. X. Kraus zum baldigen Drucke bereit liegen. Der kunstsinnige und gelehrte Alterthumsforscher versetzt den Osttheil der Krypta in den Anfang des 11. Jahrhunderts, d. h. er vindicirt denselben für den Bau des Bischofs Werinhar; nach seiner begründeten Ansicht ist der aus 12 scharfkantigen Kreuzgewölben zusammengesetzte westliche Theil der Krypta zu Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts entstanden.

Vgl. Grandidier, Histoire de l'église et des princes évêques de Strasburg, 2 Bde., Straßburg 1776 u. 1778. — Grandidier, Essais historiques et topographiques sur la cathédrale de Strasbourg, 1782. — Strobel, Vaterländ. Gesch. d. Elsaßes, 6 Thle., Straßb. 1841—1849. Ueber Eddo im 1. Bd. S. 128 ff. — Chronik des ehemal. Klosters Reichenau, nach handschriftl. Quellen dargestellt von Schönhuth, Freiburg i. Br. 1836. — L'île et l'abbaye de Reichenau par L. Spach, in dem Bulletin de la société pour les monuments historiques d'Alsace, I. partie p. 8 ss. — Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen. Beschreibende Statistik, im Auftrage des k. Oberpräsidiums von E.-L. herausgeg. v. Dr. F. X. Kraus, Prof. an der k. Universität Straßburg. I. Bd. 1876. 1877. Die 2. Abtheilung 1877 erscheint gegenwärtig und in der Beschreibung des Straßburger Münsters wird dem Bischof Eddo, wie oben zu ersehen, jede Theilnahme an dem gegenwärtig existirenden Chor abgesprochen. L. Spach.

Edel: Samuel E., luth. Theolog, Sohn eines Landpredigers im ulmischen Gebiet, geb. 2. Juni 1593 zu Türkheim bei Geislingen, studirte auf dem Ulmer

Gymnasium, später in Wittenberg, Tübingen und Gießen Theologie, ward Prediger in den ulmischen Landgemeinden Langenau, Lonsen, Ursprîng, zuletzt in Ulm, wo er die Noth des dreißigjährigen Krieges mit erlebte; schrieb einige praktisch theologische Werke z. B. einen „Thesaurus catecheticus oder evangelischen Katechismusschatz“, einen „Evangelienschatz oder schriftmäßige Erklärung der Sonntagsevangelien“, eine „Summa Christianismi“, Predigten u. a. † 1. Dec. 1652 in Ulm als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche.

S. Freher, Theatr. erud.; Witte, Diarium; Weyermann, Nachricht von Gel. u. K. aus Ulm 1829. S. 69 ff. Wagenmann.

Edeling: Mag. Petrus v. E. (Edbelink), geb. 1522 in Pasewalk aus adlichem Geschlecht, † 1602 zu Colberg, war von 1549—51 professor grammaticae et musicae zu Greifswald, dann Pastor in Pasewalk und seit 1568 Generalsuperintendent des Camminer Stifts und zugleich Colberger Capitelsdecan. Er machte sich um das Stift durch eine neue Kirchenvisitation verdient, arbeitete eine „Matrikel des Colberger Capitels“ und verfaßte mehrere kleinere Pommern und Colberg betreffende historische und geographische Schriften. Riemann.

Edelmann: Johann Christian E., geb. 9. Juli 1698 zu Weißenfels, † 15. Februar 1767 zu Berlin. Meist wird er nur der „berüchtigte“ genannt, wie schon zu seinen Lebzeiten einer seiner verhältnißmäßig tolerantesten Gegner vor seinen Ohren über seine drei Namen als ebenso viele Gegensätze des wirklichen Manns predigte. Ruhig und nüchtern betrachtet ist er nur das echte Kind seiner Zeit, nicht ohne Geist, nicht ohne tiefen Wahrheitstrieb und Herz, aber durch und durch zerfahren, bis zum Wahnsinn leidenschaftlich und dadurch in Wahrheit ziemlich bedeutungslos, soviel Lärm er unter seinen Zeitgenossen machte.

Nach einer durch Armuth gedrückten und verbitterten Jugend und kümmerlichem theologischem Studium in Jena trieb er sich zuerst, zum Prediger bestimmt, aber nicht disponirt, als Hauslehrer in Oesterreich und Sachsen um, seine weitere Lebenszeit aber verbrachte er als Litterat, bald da, bald dort auf kurze Zeit seßhaft, immer wieder unstet und flüchtig, sei es durch Schulden oder andere Nöthe; sei es durch drohende Verfolgung der ihm bitter feindlichen Geistlichkeit, deren Hand die meisten seiner Schriften wenigstens in etlichen aufgegriffenen Exemplaren dem Feuertod überantwortete.

Von streng religiöser Erziehung herkommend wurde er von der fixen Idee geplagt, daß „die Wiedergeborenen nicht mehr sündigen“. Mit der Laterne dieses abstracten Canons suchte er nun allerorts nach Heiligen, die er begreiflicher Weise unter den Orthodoxen so wenig oder noch weniger fand, als unter den Pietisten und Herrnhutern oder endlich den Sectirern der verschiedenen Farben. Ausdruck gab er dieser verunglückten Idee und Suche nach ihrer Realisirung in den „Unschuldigen Wahrheiten“, begonnen 1724 und lange fortgesetzt, worin er neben grimmem Haß gegen die Geistlichen als „Kehlsorger“ die Gleichgültigkeit d. h. Gleichbedeutung aller Religionen predigte. Sein bekanntestes, theologisch-philosophisches Buch aber ist der seltsame „Moses mit aufgedecktem Angesicht“ von 1740 an, zunächst eine historisch-kritisch sein sollende Analyse der alttestamentlichen Berichte und des kirchlichen Inspirationsbegriffs überhaupt (angeregt durch Spinoza's Tractatus theologico-politicus), im weiteren aber eine Kritik der metaphysischen Grundanschauungen des christlichen Theismus, den er, allmählich stark in Spinoza'schen Pantheismus sich versenkend, mit dem bittersten Spott gegen die allzu irenische Leibnitz-Wolff'sche Philosophie („die Schandhure aller theologischen Secten“) in leidenschaftlichster mehr, als irgend tieferer Weise bekämpft. Polemik war sein Lebensinhalt; die Freistätte aber, die Friedrich d. Gr. ihm endlich zum dort Wohnen und Sterben (nicht Schreiben!) in Berlin gewährte, „weil er ja so viele Narren in seinem Lande habe“, war ihm, einer an sich nicht unedlen Natur, zu gönnen.

Joh. Heinr. Pratje, Historische Nachrichten von Joh. Chr. Edelmann's, eines berüchtigten Religionsspötters Leben, Schriften und Lehrbegriff, wie auch von den Schriften, die für und wider ihn geschrieben worden. 2. Aufl. Hamburg 1755. K. Chr. Lebr. Franke bei Ersch u. Gruber, I. Sektion 31. Bd. S. 59 ff. Autobiographie, herausgeg. von Klose. Mönckeberg, Reimarus und Edelmann. Pfleiderer.

Edelsheim: Ludwig Freiherr von E., geb. in Karlsruhe am 24. Oct. 1823, † zu Konstanz am 23. Februar 1872. Die Familie E. gehört ursprünglich der hanauischen Ritterschaft an, in deren Gebiete sie das Rittergut Wachenbuchen besaß. Zwei Brüder aus dieser Familie traten im 18. Jahrhundert in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, die Freiherren Wilhelm und Georg Ludwig v. E. Der erstere († 1793) war u. a. badischer Gesandter in Wien, den zweiten, der früher in preußischen Diensten gestanden, hatte Friedrich der Große während des siebenjährigen Krieges mit einer wichtigen Mission nach England betraut; nachdem er in badische Dienste getreten, versuchte er in so fern in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, als er im J. 1783 eine Denkschrift verfaßte und dem preußischen Minister v. Hertzberg überreichen ließ, die allerdings keinen unmittelbaren Einfluß auf die spätere Gestaltung des Fürstenbundes von 1785 ausübte, aber dennoch mit zu den treibenden Kräften gehörte, die diesen Versuch einer Reichsreform veranlaßten (vgl. Schmidt, Gesch. d. preuß.-deutsch. Unionsbestreb. S. 17 ff.). Später vertrat er Baden auf dem Rastatter Congreß und in Paris und starb als Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 2. December 1814. — Dessen Enkel ist Ludwig v. E. Nach Vollendung seiner Studien und größerer Reisen trat er 1855 als Mitglied der kurhessischen ersten Kammer in die politische Bahn ein und nahm an deren Verhandlungen, als eifriger Vertheidiger des strengen Rechtsstandpunktes, in den bekannten Verfassungskämpfen Antheil. Als nach der Verwerfung des Concordates (1860) in Baden sein Jugendfreund Freiherr Franz v. Roggenbach das auswärtige Ministerium Badens übernahm, trat E. in den diplomatischen Dienst seines Geburtslandes und wurde Gesandter in Wien und Dresden. In dieser Eigenschaft hatte er die deutsche Politik seiner Regierung — bundesstaatliche Einigung unter Preußens Führung und freundschaftliches Verhältniß zu dem aus dem Bunde auszuscheidenden Oesterreich — am Wiener Hofe zu vertreten. Nicht viel dankbarer und aussichtsvoller war die Aufgabe, welche ihm zu Theil ward, als nach dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark die schleswig-holsteinsche Frage in den Vordergrund der politischen Ereignisse trat. Er erhielt nämlich von seiner Regierung, welche alsbald den Herzog von Augustenburg anerkannte, den Auftrag, sich zu demselben nach Gotha zu begeben und ihm mit seinem Rathe zur Seite zu stehen. Als die beiden deutschen Großmächte, gegen den Willen und Beschluß des deutschen Bundes, den Krieg gegen Dänemark begannen, nahm E. an mehreren Berathungen von Ministern der Mittelstaaten Antheil, bei denen der Versuch gemacht werden sollte, eine selbständige Politik der Mittel- und Kleinstaaten, auch in directem Gegensatze zu den Entschließungen Oesterreichs und Preußens, in Scene zu setzen. Wenn dabei auch die deutsche Verfassungsfrage zur Sprache kam, so zeigte sich bald, daß Baden, das an seinem föderativen Standpunkte, gleichzeitig aber auch an der preußischen Führung festhielt, den Anschauungen der anderen, stets nach Oesterreich hinneigenden und auf die Demüthigung, ja Zertrümmerung Preußens rechnenden Cabinete gegenüber, eine vereinzelte Stellung einnahm. E. persönlich hatte zwar lange genug in Oesterreich gelebt, um zu bezweifeln, ob die Kräfte dieses Staates genügen würden, durch einen Krieg die Macht Preußens zu brechen, aber er betrachtete andererseits das Streben Preußens nach Erwerbung deutscher Landestheile als so unzuläßig und den nationalen

Interessen, wie er sie verstand, so sehr zuwiderlaufend, daß er es für die Pflicht jedes deutschen Staates hielt, gegen die preußische Vergrößerungspolitik seinen ganzen Einfluß einzusetzen. Indem nun noch dazu kam, daß E. einem sehr stark ausgeprägten doctrinellen Liberalismus huldigte und deshalb in dem Conflicte, der in Preußen zwischen Regierung und Volksvertretung ausgebrochen war, mit allen seinen Sympathien auf Seite der letzteren stand, bildete sich bei ihm, fast unbewußt, eine geradezu feindselige Stimmung gegen Preußen und die dort am Ruder befindlichen Staatsmänner, in erster Reihe gegen den Ministerpräsidenten v. Bismarck, aus. Bei dieser Stimmung war es verhängnißvoll, daß E. kurze Zeit nach dem Abschlusse des Gasteiner Vertrages in das badische Staatsministerium berufen wurde, um dort den Freiherrn v. Roggenbach zu ersetzen. Bis E. in Wien und Dresden seine Abberufungsschreiben überreicht und seine Privatangelegenheiten geordnet hatte, kam das Ende des J. 1865 heran, und als er die Leitung des badischen Ministeriums des Auswärtigen übernahm, war die Krisis, welche der Krieg von 1866 gewaltsam löste, schon in vollem Gange. In Baden war, wie auch sonst im deutschen Süden, die öffentliche Meinung vorwiegend für Oesterreich und gegen Preußen gestimmt; nur ein kleiner Kreis politisch geschulter Männer sah klar, welchen Gefahren man mit dem Kriegsgeschrei, das von klerikaler Seite lebhaft unterstützt wurde, entgegengehe und plädirte, freilich von Anfang an ziemlich hoffnungslos, für Neutralität Badens in dem drohenden Kriege. Auch E. war anfangs nicht dafür, sich blind in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang doch auch den entschiedenen Anhängern Oesterreichs zweifelhaft erschien; in den Conferenzen mit den Ministern der anderen Mittelstaaten mahnte er, seinen Instructionen entsprechend, von allem ab, was die Kriegsgefahr fördern konnte. Als aber nach und nach diese Berathungen fast unmerklich die Form von Vorbereitungen zum Kriege annahmen, wurde auch E. immer mehr in diese kriegerische Stimmung hineingezogen. Im badischen Staatsministerium fand er an Karl Mathy einen eben so klar denkenden als national gesinnten und entschlossenen Gegner; als aber dieser, nachdem Badens Betheiligung an der österreichisch-mittelstaatlichen Politik zweifellos geworden war, zurücktrat, war Edelsheim's Einfluß im Ministerium maßgebend. Die Energie seiner Persönlichkeit riß auch die Mehrheit beider Kammern mit sich fort; von Neutralität sprachen nur noch die Redner einer kleinen Minderheit der ersten Kammer: Jolly, Bluntschli, Schmidt; von der Bewilligung der Mittel zur Mobilmachung konnten sich auch diese nicht ausschließen. Die siegreichen Julitage des J. 1866 machten indeß dem Ministerium Edelsheim rasch ein Ende. Als sich nach dem Abschlusse der Nikolsburger Friedenspräliminarien die Nothwendigkeit directer Verhandlungen der von Oesterreich verlassenen deutschen Staaten mit dem siegreichen Preußen ergab, erbat und erhielt E. seine Entlassung, und der Großherzog, der sich nur ungern entschlossen hatte, sich auf die Seite der Feinde Preußens zu stellen, berief Mathy von neuem, jetzt als Ministerpäsidenten, in sein Staatsministerium.

Von da an lebte E. in stiller Zurückgezogenheit nur noch seiner Familie in Konstanz, bis ihn in der Vollkraft des Mannesalters eine kurze Krankheit dahinraffte. Es hat ihm die Gelegenheit gefehlt, zu beweisen, ob er mit seiner unleugbaren Begabung und Energie auch genug Ausdauer und praktische Geschäftsgewandtheit verbunden hätte, um die in normalen Zeiten oft recht eintönigen, dabei aber doch verwickelten und ebensoviel Kraft als Besonnenheit fordernden Angelegenheiten eines deutschen Mittelstaates erfolgreich zu leiten. Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit haben ihm auch seine Gegner nie bestritten.

Litteratur: L. Frh. v. Edelsheim (ein Nekrolog von O. v. Wydenbrugk). Allgem. Zeitung v. 1872 N. 131 u. 131 Beil. — Badische Biographieen I, 211—217.

v. Weech.

Eder: Georg E., geb. zu Freising 1524, † 19. Mai 1587 als Reichshofrath in Wien, studirte in Köln, wurde Doctor juris und zu Folge seiner Beziehungen zu König Ferdinand im J. 1549 nach Wien berufen, woselbst er das Amt eines Fiscaladvocaten verwaltete; auch war er, nachdem Ferdinand seinem Bruder Karl V. in der Kaiserwürde gefolgt war, ein Hauptrathgeber desselben in Religionsangelegenheiten. Als Mitglied der Juristenfacultät trat er zur Wiener Universität in nächste Beziehungen und stand bei den Mitgliedern derselben in so großer Achtung, daß er, was sich vorher und nachher niemals ereignete, vom J. 1557 vier Mal nacheinander Rector für alle Facultäten war, während er außerdem mehrmals speciell als Rector der Juristenfacultät erscheint. Ueber die akademischen Reden, die er als akademischer Würdenträger zu halten hatte, finden sich verschiedene Notizen in Denis' Buchdruckergeschichte Wiens bis 1560 (S. 559. 576. 578). Er legte großen Eifer für die Erhaltung der Privilegien der Universität an den Tag; dadurch gerieth er gelegentlich ein Mal mit dem Dominicanerconvente in Wien in einen scharfen Conflict. Da ihm nämlich kund wurde, daß der Bruder Andronicus, der Mitglied der Universität war, ohne Befragung des Rectors in klösterlichen Gewahrsam gethan werden sollte, ließ er die Thür des Gewahrsams erbrechen, um dem eingesperrten Klosterbruder die Freiheit wieder zu verschaffen, die demselben als akademischem Bürger nach Eder's Ueberzeugung ohne Wissen und Zustimmung des Rectors nicht entzogen werden durfte. Der Dominicanerorden erwiderte die Gewaltthat mit Aussprechung des Kirchenbannes über E. (siehe Kink, Gesch. der Wiener Universität I. S. 303 f.). Desto entschiedener wendete E. seine Sympathien den Jesuiten zu, die seit Beginn der fünfziger Jahre in Wien festen Fuß zu fassen begannen und auch an der Universität schon Theologie lehrten. Er befreundete sich mit ihnen um so enger, je mehr er überzeugt war, daß die Rekatholisirung des schon stark protestantisirten Oesterreichs ohne ihre thätige Mitwirkung nicht durchzuführen sei. Er selber wurde durch dieses sein thätiges Interesse für die Aufrechthaltung des Katholicismus in österreichischen und deutschen Landen immer tiefer in die Beschäftigung mit theologischen Studien hineingezogen und veröffentlichte in den J. 1568—82 eine Reihe von theils lateinisch, theils deutsch geschriebenen Schriften, welche sämmtlich die kirchliche Bekenntnißfrage mit Beziehung auf die abweichenden und entgegengesetzten Aufstellungen der Protestanten zu ihrem Gegenstande und Inhalte haben; die deutsch abgefaßten Schriften verfolgen neben dem Zwecke einer theoretischen Verständigung unverkennbar auch jenen einer Einwirkung auf Volksstimmung und Volksmeinung. Vgl. seine „Christliche gutherzige und nothwendige Warnungsschrift an den vierten Stand der löblichen Stätt und Märckt einer ersamen Landschafft in Oesterreich under und ob der Enns" 2c. (Dillingen 1580). Das Verzeichniß seiner übrigen theologischen Schriften siehe bei Jöcher, genauer in der Nouvelle Biographie générale (Paris 1850 ff.). Für die Geschichte der Wiener Universität ist von Belang Eder's „Catalogus rectorum et illustriorum virorum archigymnasii Viennensis ab a. 1237—1559", Viennae 1559 in 4° (nochmals 1645 fol.). Bezüglich seiner, vor dem schon von Lazius vertretenen Behauptung, daß die Wiener Universität eine Stiftung des Kaisers Friedrich II. sei, vgl. die kritischen Bemerkungen bei Kink, S. 2 ff.; über die Fortsetzer des Catalogus Eder's ebendas. Vorrede S. 17.

Werner.

Eder: Joseph Karl E., siebenbürgischer Geschichtsforscher, geb. 20. Jan. 1761 in Kronstadt in Siebenbürgen, gestorben als Abbé und Director der (römisch-katholischen) Normalhauptschule in Hermannstadt am 11. Jan. 1810. Sein Vater, der Doctor beider Rechte, Johann Karl E., am 16. Decbr. 1714 in Innsbruck geboren, kam als k. k. Regimentsauditor nach Siebenbürgen, trat

aus dem Heeresdienst aus, erwarb Haus- und Grundbesitz in Kronstadt und wurde hier Magistratsrath. Der älteste von seinen vier Söhnen ist Joseph Karl E., der den Schluß seiner Gymnasialstudien an der, nach der Aufhebung des Jesuitenordens von Tyrnau nach Ofen verlegten, mit der Universität in Zusammenhang stehenden Lateinschule machte und dann philosophische und theologische Studien an derselben Hochschule mit dem Erfolge trieb, daß er im December 1778 das Doctorat der Philosophie erhielt. Nach kurzer Lehrerthätigkeit am römisch-katholischen Gymnasium in Neumarkt (Maros-Vásárhely) in Siebenbürgen, wurde er 1783, bereits zum Weltpriester geweiht, als „Professor der Poesie“ an das römisch-katholische Gymnasium in Hermannstadt versetzt, schon im folgenden Jahr durch die Empfehlung des ihm mit Recht gewogenen, für die Wissenschaft erfolgreich thätigen Bischofs Ignaz Batthyany zu der von Joseph II. zur Regulirung des Studienwesens aufgestellten Commission zugezogen und mit Hofdecret vom 21. Febr. 1787 zum Director der Normalhauptschule in Hermannstadt ernannt. Eder's öffentliche Thätigkeit begann in einer Zeit, in der die Aufhebung der siebenbürgischen Verfassung durch Joseph II. das Land in die größte Aufregung versetzt hatte. Tiefgehende staatsrechtliche und geschichtliche Studien waren die nächste Folge derselben in der sächsischen Nation; unter der Leuchte der Wissenschaft verglich man die neuen Zustände mit den alten und wurde des erlittenen Unrechts doppelt schmerzlich inne. Diesem Bedürfniß der Zeit und seiner eigenen Neigung folgend, wandte sich E. mit rastlosem Eifer historischen Forschungen zu. Seine Persönlichkeit und seine amtliche wie gesellschaftliche Stellung erleichterte es ihm, sofort in erster Reihe an jenem bedeutsamen Fortschritt Theil zu nehmen, der sich eben damals auf dem Felde siebenbürgisch-geschichtlicher Studien zu vollziehen anfing. Während man nämlich früher die Kenntniß der Vergangenheit vorzugsweise aus den mehr oder minder kritisch behandelten „Scriptoren“ schöpfte, begann man allmählich zu den urkundlichen Quellen hinabzusteigen; in des trefflichen Hammersdorfer Pfarrers Joh. Seivert Arbeiten hatte sich für die Geschichte der Sachsen die Zuziehung des archivalischen Materials bereits überraschend bewährt. In diese, damals vom nicht ungerechtfertigten Mißtrauen der Eigenthümer sorgsam gehüteten Schatzkammern fand E. den Zutritt; die Landesarchive des Karlsburger Domcapitels und des Convents von Koloschmonostor, die Archive der sächsischen Nation und der Städte Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Schäßburg, Mediasch, Bistritz, des Hermannstädter (evangelischen) Capitels und anderer Corporationen wurden ihm zugänglich; kein siebenbürgischer Geschichtsforscher vor ihm hat über so reiche Urkundenschätze geboten als er. Die kritische, umsichtige, parteilose, stets von edelster Wahrheitsliebe geleitete Benutzung dieser gibt allen seinen geschichtlichen Arbeiten einen unvergleichlichen Werth, so daß sie bis zur Gegenwart Quellenwerke im besten Sinne des Wortes, Ausgangspunkt und Vorbild für jede ernste, wissenschaftliche Geschichtsforschung Siebenbürgens geblieben sind.

Der Zeit der Veröffentlichung nach ist das erste „Supplex libellus Valachorum Transsilvaniae, jura tribus receptis nationibus communia postliminio sibi adseri postulantium. Cum notis historico-criticis“. Claudiopoli 1791. Das Büchlein (59 S. in Qu.) enthält den Text des Bittgesuchs „des Clerus, des Adels und des Bürgerstandes der gesammten walachischen Nation in Siebenbürgen“ an Kaiser Leopold II. um die Rechte einer ständischen Nation auf Grund des versuchten geschichtlichen Beweises, daß sie, die älteste im Lande, jene Rechte bis zum 17. Jahrhundert genossen habe; Eder's Noten beleuchten diese Behauptungen und stellen sie in ihrer Nichtigkeit dar. Schon Schlözer hat die Arbeit kurz und bündig charakterisirt (Krit. Samml. zur Geschichte der Deutschen in Siebenb. S. 667): „Im Text herrscht eine exemplarische historische Ignoranz,

mit der die gelehrten Noten des Widerlegers angenehm contrastiren.“ E. selbst erklärt, seine Bemerkungen geschrieben zu haben, „1) weil es einem Manne, dem an der Ehre seines Vaterlandes liegt, nicht gleichgültig sein kann, die ständischen Nationen desselben durch offenbar erlogene historische Angaben vor der Welt als Volkstyrannen und die Fürsten, die das zugeben, als Mitverstandene oder wenigstens als Irregeleitete dargestellt zu sehen“, „2) weil es einem Manne, der auch nur mit der nothdürftigsten Ueberlegungskraft ausgerüstet ist, nicht gleichgültig sein kann, wenn Leute, die so zahlreich sind, daß sie in dem Augenblick, in dem sie sich vereinigen, das jus fortioris auf ihrer Seite haben, durch falsche historische Behauptungen von gewaltsamer Unterdrückung ihrer bis ins 17. Jahrhundert genossenen wichtigen Rechte empöret werden“. Es sind Gründe, die heute noch nicht gegenstandslos sind.

Jene Bittschrift der Walachen hängt zusammen mit der Wiederherstellung der siebenbürgischen Landesverfassung nach dem Josephinischen Umsturz derselben; auf dem Landtage in Klausenburg jedoch, der 1790—91 zu diesem Zweck zusammengetreten war, erfuhr die sächsische Nation selbst von den ständischen Mitnationen wiederholte schwerste Rechtsangriffe. Da veröffentlichte E. insbesondere gegen „jene pedantischen oder böswilligen Wortklauber, die, weil sie zufällig die gewöhnlichen Gesetze und Proceßformeln auswendig gelernt, im übrigen der Geschichte und aller Wissenschaft unkundig, sich für Rechtsverständige halten“, seine Abhandlung „De initiis juribusque primaevis Saxonum Transsilvanorum“ (Viennae 1792) mit dem bezeichnenden griechischen Sinnspruch an der Spitze: „Der Fuchs kennt viele Mittel, der Igel nur eines“ (sich zu vertheidigen). Klar, lichtvoll, Schritt für Schritt mit urkundlicher Begründung stellt der Verfasser dar, wie Sachsen gerufen von der ungarischen Krone nach Siebenbürgen gekommen, legt die ältesten staatsrechtlichen Anfänge des ihnen vertragsmäßig zustehenden deutschen Particularrechts dar, weist das volle Eigenthumsrecht der sächsischen Nation auf das ihr gehörige Gebiet nach und zeigt, daß diese nicht in die Reihe der Kammerbauern gehöre, nicht ein „Peculium des Fiscus“, sondern ein ebenso berechtigter Landstand sei, wie der ungarische Adel, dessen Landbesitz nicht auf besserem Rechtsgrund ruhe.

Der ganze volle Reichthum von Eder's wahrhaft bewundernswerther, auf urkundlichen Studien ruhender Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung Siebenbürgens und insbesondere der Sachsen tritt noch mehr hervor in seinen „Observationes criticae et pragmaticae ad historiam Transsilvaniae sub regibus Arpadianae et mixtae propaginis. Additis decem excursibus ceu prolegomenis historiae sub principibus Transsilvanis“. Cibinii 1803. Es ist, wie er es selbst nennt, das Werk von 13 arbeitsfreudigen Mannesjahren, hervorgegangen aus seiner Wahrheitsliebe, gefördert von dem heißen Wunsch, den schweren Nachtheil zu verringern, der aus der Unkenntniß der Vergangenheit für diejenigen entstehen mußte, deren Beruf es war, die Rechte der sächsischen Nation zu vertreten, und geadelt durch die schöne Lehrerbegeisterung, die bei der Abfassung insbesondere auch „die vaterländische Jugend“ im Auge hatte, und „namentlich der Jugend jener Nation, deren geborener Bürger ich zu sein die Ehre habe“, „genügen“ wollte. Selbstlos, wie er war, gab E. dem Werk die äußere unscheinbare Form von bloßen Anmerkungen zu dem um die Mitte des 18. Jahrhunderts verfaßten Handbuch Felmer's „Primae lineae Transsilvaniae historiam illustrantes“; auch hoffte er in jenen Kreisen, welchen das neue Licht geschichtlicher Erkenntniß unwillkommen sein mußte, hiedurch weniger Aufsehen zu machen und sich so „mehr Freiheit im Schreiben ungeahndet erlauben zu können“. Diese unscheinbaren Observationen, in welchen E. „wenigstens 2000“, bis dahin meist wenig oder ganz unbekannte Urkunden kritisch verwerthete, haben der Geschichte Sieben=

bürgens neue Bahnen geöffnet und ihrer Behandlung eine neue, fortan unabweisliche Methode vorgezeichnet; was seither nennenswerthes und dauerndes auf diesem Gebiete geschehen, wandelt auf seinen Wegen und insbesondere die neuere sächsische Geschichtsforschung ehrt neben Schlözer E. als ihren Begründer.

Inzwischen hatte die, unter den Kämpfen um die Wiederherstellung der siebenbürgischen Verfassung eben erst erwachte Erkenntniß, wie bedeutsam das Verständniß der Geschichte für den Bestand und die Entwicklung eines Volkes sei, in dem Kreise der ungarischen Magnaten in Klausenburg die „Gesellschaft siebenbürgischer Geschichtsfreunde" ins Leben gerufen, an deren Spitze der Gouverneur Graf Georg Banfti stand. Ihre Thätigkeit begann mit der Herausgabe der „Scriptores rerum Transsilvanarum". E. half durch die Vermittlung des Comes Michael Brukenthal (A. d. Biogr. III. 393) bei der Wahl der Geschichtschreiber und übernahm selbst die Bearbeitung von Schesaeus Ruinae Pannonicae, deren vier erste Bücher (die Zeit von 1540—52 umfassend) als tomi primi volumen primum der Scriptores mit Noten, geschichtlichen und staatsrechtlichen Excursen, sowie einem doppelten kritischen Index opera Josephi Caroli Eder Cibinii 1797 erschienen, ebenso die Bearbeitung von Ambrosii Simigiani Historia rerum Ungaricarum et Transsilvanicarum ab anno 1490 usque 1606, deren erstes Buch mit Eder's Noten im J. 1800 gleichfalls in Hermannstadt gedruckt wurde. Mehr hat die philohistorische Gesellschaft überhaupt nicht erscheinen lassen; die beiden Werke aber sind durch die ungemein reichhaltigen urkundlichen Zugaben und die meisterhaften kritischen Auseinandersetzungen des Bearbeiters für die siebenbürgische Historiographie noch immer von bleibendem Werth. Der nahe Zusammenhang der Rechtskenntniß mit dem tieferen Verständniß der Geschichte und der Umstand, daß ein Theil der siebenbürgischen Landesgesetze', die sogenannten Approbaten (1653) und Compilaten (1669), in der nicht allgemein verständlichen magyarischen Sprache abgefaßt ist, bestimmte E. zur Herausgabe seines „Breviarium juris Tanssilvanici" (Cibinii 1800), das den kurzen Inhalt aller jener Gesetze enthält. Das Vorwort „De fontibus juris Transs." ist namentlich lehrreich; ein sehr ausführlicher Index vermehrt die Brauchbarkeit.

Mit Haus Brukenthal, dem Gouverneur Samuel v. Brukenthal (A. d. Biogr. III. 395) und dessen Bruder Michael v. Brukenthal, dem sächsischen Comes, stand E. überhaupt in naher Verbindung. In den Jahren der Gährung, die auf den Tod Josephs II. folgten, in den tiefgreifenden Fragen, die die Herstellung der sächsischen Verfassung und ihre Vertheidigung gegen die bald wieder von der siebenbürgischen Hofcanzlei in der „Regulation" drohenden Octroyirungen betrafen, ist er dem letztern durch eine Reihe werthvoller geschichtlicher Abhandlungen treuhelfend zur Seite gestanden, die dank der Aufforderung des Comes zunächst für ihn geschrieben waren und deren einzelne später gedruckt worden sind; so „Politischer Zustand der Sachsen vor der engeren Vereinigung der drei Nationen" (Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde Bd. I) und „Wer waren die Provinziales in Siebenbürgen" (Vereinsarch. Neue Folge Bd. VII). Er verstand das Wort des edeln deutschen Sängers noch ehe es geschrieben war: „Was auch draus werde, steh' zu deinem Volk!" — Ein von E. für den Comes Mich. Brukenthal ausführlich begründeter Antrag auf die Schaffung eines siebenbürgischen Landesgesetzes über die Trennbarkeit der Ehen bei den Katholiken, den Brukenthal im Landtag 1794 sollte einbringen lassen, konnte den Ständen nicht vorgelegt werden.

Die ungarische Litteratur bereicherte E. durch: „Erdély ország ismeretésének zengéje" (Klausenburg und Hermannstadt 1796) und durch eine neue vermehrte Ausgabe des zweiten Bandes vom Pariz-Papaischen ungarisch-latei-

nisch-deutschen Wörterbuch (Hermannstadt und Preßburg 1803). Das erste Werk erschien 1824 und in zweiter Auflage 1826 unter dem Titel „Erste Anleitung zur Kenntniß von Siebenbürgen" auch in deutscher Uebersetzung.

Nach dem Erscheinen von Schesäus verlieh Kaiser Franz (17. Oct. 1799) dem Bearbeiter die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft; fast ein Jahr früher (30. Decbr. 1798) hatte die Göttingische gelehrte Gesellschaft E. zum Mitglied ernannt; am 1. Mai 1804 erwählte die letztere ihn zu ihrem auswärtigen Secretär und Agenten. Die handschriftlichen Sammlungen Eder's, 85 Bände, erwarb im J. 1808 um den Preis von 4500 Gulden Erzherzog und Palatin Joseph für das ungarische Nationalmuseum in Pest.

Benigni in den Annalen der Litteratur und Kunst des In- und Auslandes. Wien. Jahrgang 1810 (III. 329), wesentliche Quelle für die späteren Darstellungen im ungar. Plutarch, Pest 1816 (III. 278) u. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen I. 268. Wurzbach, Biograph. Lex. des Kaiserthums Oesterreich III. 428. Die vorliegende Biographie hat außer Eder's eigenen Werken zur Quelle wesentlich jene Papiere, zum Theil eigene Aufzeichnungen desselben, welche aus dem Nachlaß seines Neffen, Karl Eder, 1868 an das Brukenthal'sche Museum gekommen sind. Teutsch.

Edingius: Rutger E., gab zwei Schriften heraus: „Der ganz Psalter Davids nach der gemeinen alten kirchischen Edition &c.", Köln 1574 und „Teutsche Evangelische Messen, Lobgesänge und Kirchengebete &c.", Köln 1583. — Ein Vertreter des Bestrebens, das Psalmbuch in deutsche Sprache für den katholischen Cultus herzurichten; Lebensumstände unbekannt. P. Pr.

Edlibach: Gerold E., Rath und Chronikschreiber in Zürich, † 28. Aug. 1530. Am 24. Septbr. 1454 geboren, Sohn des Stift-Einsiedeln'schen Rentamtmanns Ulrich E. in Zürich, aus einem alten angesehenen Geschlechte und seit 1464 Stiefsohn des nachmaligen berühmten Bürgermeister Waldmann, des zweiten Gatten seiner verwittweten Mutter, folgte E. 1473 diesem und seinem Vater als Amtmann des Stiftes Einsiedeln nach, trat 1480 in öffentliche Aemter, in welchen er 1487 bis zur Stelle eines Mitgliedes des Kleinen Rathes und Sekelmeisters stieg, verlor durch den tragischen Sturz Waldmann's 1489 diese Würden, wurde 1493 wieder in den Kleinen Rath, hierauf zu verschiedenen Vogteistellen im Landgebiete der Stadt, 1515 zum dritten Male in den Kleinen Rath berufen. In seinem 70. Lebensjahr, 1524, verlangte er seine Entlassung; die Obrigkeit entsprach ihm, wünschte aber, daß er seinen Sitz im Großen Rathe beibehalte, mit voller Freiheit davon Gebrauch zu machen oder nicht. Bis 1527 nahm er noch an Verwaltungsgeschäften Theil. In dieser langen Laufbahn und durch sein persönliches Verhältniß zu Waldmann mit den öffentlichen Angelegenheiten wohlvertraut, beschäftigte sich E. auch mit historischen und anderen mannigfachen Aufzeichnungen. Er schrieb 1485—86 eine zürcherische und eidgenössische Chronik von 1436 an bis auf diese Zeit, setzte dieselbe nachher, kürzer, bis 1517 fort und trug auch noch später Notizen dazu nach, von denen die letzte aus seinem Todesjahre stammt. Er verzeichnete in einer besonderen Schrift in kurzen Worten die kirchlichen Veränderungen, welche in Zürich in Folge der Reformation, 1520—26, eintraten, legte einen Sammelband historischer, heraldischer u. a. Notizen an, copirte die Legende des hl. Georg u. s. f. und versah die meisten dieser Handschriften mit illuminirten Zeichnungen von freilich sehr unbeholfenem und flüchtigem Gepräge. Von diesen Arbeiten, die in der Stadtbibliothek Zürich und der fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen sich aufbewahrt finden, hat die Chronik bleibenden historischen Werth, vorzüglich in ihrem früheren Theile, da dieser Theil die Geschichte des großen Krieges der Eidgenossen wider Zürich und Oesterreich von 1436—50 von dem sonst selten ver-

tretenen zürcherischen Standpunkte aus beschreibt, und über die Ereignisse bis 1486 als Darstellung eines Zeitgenossen und theilweise Augenzeugen sich verbreitet; wie z. B. über Waldmann's Sendung nach Mailand 1479, wobei E. letzteren begleitete. In der Geschichte des Krieges von 1436—50 mangelt es allerdings nicht an einzelnen, namentlich chronologischen Versehen, wie es bei später Niederschrift aus theilweise blos mündlichen Ueberlieferungen — ungeachtet der zahlreichen eingerückten Actenstücke — unvermeidlich war. Fragmentarisch und sehr gedrängt sind die späteren Theile der Chronik und die Schrift Edlibach's über die Kirchenänderung in Zürich. Der Tod Waldmann's auf dem Schaffote 1489, die bittere Parteiung, die denselben herbeigeführt, und die tiefe Erschütterung, die nach den Ereignissen noch lange Jahre hindurch in Zürich nachzitterte, ließen ausführliche Darstellungen der Vorfälle in Zürich selbst noch nicht aufkommen; eine Chronik von J. v. Armbs wurde sogar auf obrigkeitlichen Befehl verbrannt. Zumal E. mußte sich zu vorsichtiger, ja ängstlicher Kürze gedrungen und genöthigt fühlen. Nur in wenigen Andeutungen und einzelnen späteren Einschaltungen in seine frühere Arbeit gibt sich der schmerzliche Eindruck kund, den Waldmann's Geschick auf ihn machte. Mit der Reformation konnte sich der 65jährige, durch jene schweren Erfahrungen ohnehin tiefberührte Mann nicht befreunden; sein Austritt aus dem Rathe stand mit diesen Eindrücken im Zusammenhange, die er von den Ereignissen empfing, und sehr kurz und nicht ohne Besorgniß über die Folgen der Bewegung drückt er sich daher aus. Noch sah E., wie ein Religionskrieg zwischen Zürich und den katholischen 5 Orten der inneren Schweiz nur durch die größten Anstrengungen herbeigeeilter Vermittler für einmal abgewendet wurde (1529); den wirklichen Ausbruch desselben (1531) erlebte er nicht mehr. Am 28. Aug. 1530 starb E., 6 Monate nach seiner ihm 1472 angetrauten Gattin, Ursula Röust, die ihm in 58jähriger glücklicher Ehe 19 Kinder geboren hatte, von denen sie 70 Enkel sahen. Edlibach's Sohn, Ludwig E. († 1557), schrieb eine ergänzende Fortsetzung der Chronik seines Vaters.

Edlibach, Gerold, von Hch. Escher in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, I. Sect. Bd. XXXI, Leipzig 1838. — Gerold Edlibach's Chronik (mit Einleitung von J. M. Usteri) in Mitth. der Antiqu. Gesellschaft in Zürich, IV. Bd., Zürich 1846. — Ueber eine Zürcher Chronik aus dem 15. Jahrhundert, von G. von Wyß, Zürich 1862. — Meyer v. Knonau im Anzeiger f. schw. Geschichte 1870, Nr. 4. G. v. Wyß.

Edlibach: Jakob E., katholischer Theolog, Sohn des Chronisten Gerold E. (s. o.), wurde am 14. April 1482 in Zürich geboren. Er erwarb sich den Grad eines Magisters der freien Künste und erhielt am 14. Aug. 1504 die Stelle eines Chorherrn zu St. Felix und Regula. Wie sein Vater ein aufrichtiger Freund des alten Glaubens, bekämpfte er mündlich und schriftlich, aber in humanem Geiste die kirchlichen Neuerungen Zwingli's. Bei der Disputation des letzteren mit dem Generalvicar Joh. Faber von Konstanz (29. Jan. 1523) besprach er offen die zwischen ihm und Zwingli bestehenden Meinungsverschiedenheiten, erkannte aber zugleich den ehrenhaften Charakter seines Gegners an. In einer (wol verloren gegangenen) Abhandlung über das Abendmahl bat er den Reformator dringend, von dem eingeschlagenen Wege abzulassen. Der Sieg der neuen Richtung bewog ihn 1523 zur Ueberſiedelung nach Zofingen und zur Uebernahme eines Canonicats am dortigen Mauritiusstifte. In dieser Stellung wohnte er mit seinen Collegen Niklaus Christen und Joh. Buchstab (s. d.) dem Religionsgespräche bei, das vom 6.—26. Jan. 1528 in Bern stattfand, und vertheidigte hier die päpstliche Schlüsselgewalt, entgegen der ersten These, daß Christus das alleinige Haupt der Kirche sei. Als infolge dieses Gespräches kurz

darauf in Zofingen der evangelische Gottesdienst eingeführt und das Stift säcularisirt wurde, begab sich E. nach Solothurn und sodann nach Zurzach (Aargau), wo er zum Chorherrn und 1532 zum Propste am Verenastifte ernannt wurde. Als solcher starb er 19. Jan. 1546. Sein Sohn, Ludwig Peregrin E., war von 1563—89 ebenfalls Propst in Zurzach.

Leu, Helvet. Lexikon VI. 206—207. — Holzhalb's Supplement VI. 602—603. — J. J. Frikart, Tobinium ecclesiasticum, oder Kirchliches Aemterbuch d. Stadt Zofingen, Zofingen (1824), S. 25. — Joh. Huber, Geschichte d. Stifts Zurzach, Klingnau 1869, S. 89—96. 250.

A. Schumann.

Edlinger: Johann Georg E., nicht unverdienstlicher Bildnißmaler, geb. 1741 zu Graz in Steiermark. Nachdem er durch einen Franciscaner dürftigen Unterricht im Zeichnen erhalten hatte, kam er zu einem Maler in Oesterreich, der ihn zu Kirchenbecorationen und Verfertigung von Votivtafeln verwendete. Seine Versuche in der Porträtmalerei gelangen und erwarben ihm vielen Beifall. Im J. 1774 kam er nach München, wo er von nun an, mit Ausnahme verschiedener Reisen in die Schweiz, die Pfalz, das Badische und andere Gegenden, ständigen Aufenthalt nahm. Im J. 1781 wurde E., mit einem jährlichen Gehalte von 400 Gulden, Hofmaler in München; er starb daselbst 1819. Die Bildnisse Edlinger's sind recht tüchtig gemalt, mit einiger Anlehnung an Rembrandt, zeigen lebendigen Ausdruck und eine geistvolle Behandlung. Er hat sehr viel hinterlassen; der Buchhändler Strobel in München besaß allein an 200 Porträts von Gelehrten und anderen um Baiern verdienten Männern. Ein Theil derselben erschien im J. 1821 unter dem Titel: „Sammlung von Bildnissen denkwürdiger Männer, gemalt vom Hofmaler E., gestochen von John", München 1821, kl. Fol.

Nagler, Künstlerlexikon. W. Schmidt.

Edlinger: Karl Franz E., Maler, geboren zu Dresden 1785, † ebenda 1823; studirte auf der Akademie seiner Vaterstadt unter Pochmann und wurde später Zeichnenlehrer an genannter Anstalt. Er malte hauptsächlich Bildnisse, insbesondere Miniaturporträts, welche aber kaum mehr als einen nur subjectiven Werth für den Besitzer haben und auch meistens bereits verschollen sind. Von historischen Compositionen des Künstlers ist nur eine einzige Arbeit, Ariadne auf Naxos darstellend, bekannt geworden. E. hatte einen Bruder, Moritz Gottlob E. und einen Sohn, Johann Moritz E., welche sich ebenfalls, jedoch ohne jede Erfolge, mit der Malerei beschäftigten.

Nagler, N. Allg. Künstlerlexikon. C. Clauß.

Edo: s. **Wimeken**.

Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden, geb. am 17. Septbr. 1565 zu London als ältester Sohn des Markgrafen Christoph II. von Baden in Rodemachern und der leichtsinnigen Tochter Gustav Wasa's von Schweden, Cäcilie. Die große Elisabeth hob ihn aus der Taufe und hoffte durch den Beinamen Fortunatus das Glück an ihn zu fesseln. Als E. F. zehn Jahre alt war, starb sein Vater, dessen Charakterschwäche auf ihn vererbte, und er wurde am 2. Aug. 1575 Markgraf von Baden in Rodemachern; doch stand er unter der Vormundschaft des Herzogs Wilhelm V. von Baiern und wurde im starrsten Katholicismus auferzogen, obgleich er Protestant war. Diese Erziehung bewirkte 1584 seinen Uebertritt zur katholischen Kirche, die er später als Regent wieder einzuführen begann. Fortwährende Reisen verschlangen ungeheure Summen, während sein Vater ihm nur Schulden hinterlassen hatte; so war er 1587 in Schweden und Polen, wo er bedeutende Bergwerksregalien erhielt, und lebte bald

in Italien, bald in den spanischen Niederlanden, bald in Polen und Schweden, ganz mit dem unstäten Sinne der Mutter begabt. 1588 am 17. Juni erlosch die Linie Baden-Baden und ihr Gebiet fiel E. F. zu, der nun das neue Haus Baden-Baden begann, während er seine vier Brüder mit Geld absand. Die kaiserliche Bestätigung wartete der Tollkopf gar nicht ab, sondern nahm sofort 1589 die Regierung in die Hand. Bald konnte er sich nur mit Subventionen von Verwandten halten, Ernst Friedrich von Baden-Durlach spendete dieselben. E. F. aber schlemmte und praßte, setzte seine Reisen fort, kümmerte sich um sein Land gar nicht, bezahlte den Beamten keine Gehalte, veräußerte bewegliche Güter &c. Seinem Lande drohte der Bankerott, die Gläubiger hatten bereits vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, die verpfändeten Güter einzunehmen, kaiserl. Commissäre waren hierzu beordert — als Ernst Friedrich in Durlach diesen Schimpf dem Gesammthause Baden ersparte und als nächster Verwandter nach einem Recesse von 1536 die ganze Markgrafschaft Baden-Baden am 21. Nov. 1594 besetzte. E. F. hatte dieser Thatkraft nur ohnmächtige Wuth entgegen zu stellen; bisher mit Falschmünzerei und Wegelagerei operirend, griff der erbärmliche Fürst jetzt zum Meuchelmorde, aber ohne Erfolg, seine Freunde Pestalozzi und Muscatella büßten ihr Attentat mit dem Leben. Von Land blieben ihm nur die luxemburgischen Lehen und der Antheil an Sponheim; seine Residenz war Castellaun am Hundsrück. Meistens hielt er sich jedoch in Brüssel am statthalterlichen Hofe auf, zu dem er in Dienstverhältnisse getreten war. 1598 bekämpfte er den Herzog Karl von Südermanland auf Seite des Königs von Polen und Schweden und schloß für letzteren 28. Septbr. den Frieden von Stangebro; 1599 bei Wiederbeginn des Krieges wurde er von den Dänen gefangen, bald aber frei gegeben und ging nach Brüssel zurück. Bei vollendeter Charakterlosigkeit fiel E. F. frühe den Jesuiten in die Hände und führte drei seiner Brüder in ihre große Congregation in München ein, auch nahm er, mit Pistorius genau bekannt, Theil an der Conversion seines Verwandten Jakob III. von Baden und Hochberg. Als einer der unwürdigsten Fürsten verstarb er, betrunken von der Schloßtreppe stürzend, zu Castellaun am 18. Juni 1600 — gegen seinen Willen wurde er nicht in Baden, sondern in Engelpfort beigesetzt. — Aus Furcht vor dem Widerspruch der Agnaten hatte E. F. heimlich sich am 13. März 1591 in Brüssel mit dem Hoffräulein Maria v. Eycken vermählt, nach erlangter Bestätigung der Ehe durch den Papst den baierischen früheren Vormund und andere Fürsten davon in Kenntniß gesetzt und endlich dieselbe 14. Mai 1593 nach Geburt einer Tochter in Baden öffentlich vollzogen. Dieser Mißheirath entsproß außer jener Tochter und zwei jüngeren Söhnen der Landeserbe Wilhelm. Maria starb 21. April 1636 und ruht in Engelpfort.

Schöpflin, Hist. Zaringo-Badensis. Agricola, Hist. prov. soc. Jes. Germ. super. p. I. Pütter, Mißheirathen teutscher Fürsten und Grafen.

Kleinschmidt.

Eduard, Herzog von Geldern, zweiter Sohn des ersten Herzogs Reinald (s. d.), geb. 1336, ward von den Bronkhorsten, den Widersachern seines unfähigen Bruders Reinald II. (s. d.), der sich den Herrschern und deren Anhängern zuwandte, denselben gegenübergestellt, und entriß ihm die Regierung, da er zu Ruward (Vogt) des Landes erhoben war, jedoch sein Bruder suchte sich derselben wieder zu bemächtigen, ward aber von E. 1361 geschlagen und gefangen. Den Holländern und Brabantern, die Reinald zu Hülfe kamen, bot er mit abwechselndem Glücke, doch im ganzen mit Erfolg, die Stirn. Zehn Jahre regierte er als Herzog anstatt seines Bruders, fiel aber 1371, als er den jülich'schen Verwandten gegen Wenzel von Brabant beistand, wahrscheinlich durch Meuchelmord. E. war ein ebenso fähiger als herrschsüchtiger und energischer Fürst, der rück-

sichtslos seinem Ziele, der Herrschaft über Geldern, zusteuerte, ein rechter Sohn des harten 14. Jahrhunderts. P. L. Müller.

Edzard I. (gen. der Große), Graf von Ostfriesland, der zweite Sohn des Grafen Ulrich Cirksna, geb. 1461, führte seit dem J. 1492, eben erst von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt, zuerst noch gemeinsam mit seiner Mutter Theda, und, als diese 1494 starb, in Verbindung mit seinem übrigens wenig bedeutendem Bruder Uko die Regierung über Ostfriesland. E. ist vor allem merkwürdig durch die erfolgreiche Energie, mit der er die widerstrebenden Häuptlinge Hero Oncken von Harlingerland und Edo Wineken von Jever (Wangerland, Oestringen und Rüstringen) zur Unterwerfung unter seine Oberherrlichkeit zwang; ferner durch die kräftige und warme Begünstigung der Reformation in seinem Lande, durch die Schöpfung eines neuen Landrechtes, die Reform des Münzwesens, und die Einführung der Primogenitur in seinem Hause. Nach auswärts führte ihn die nachhaltige Betheiligung an der sogen. sächsischen Fehde in schwere Verwicklungen. Er nahm nämlich Partei gegen den kaiserlichen Statthalter der Niederlande, Herzog Georg von Sachsen, dessen Gewalt die Stadt Groningen mit den sogen. Niederlanden sich nicht fügen wollte. Er fühlte sich sogar versucht, seine Macht bei dieser Gelegenheit dauernd nach dieser Seite hin auszudehnen. Eine Reihe von Jahren hindurch hat er sich, seit 1506, wirklich als Schutzherr in Besitz der Stadt befunden und ist darüber in die Acht des Reiches und den Bann der Kirche gefallen. Sein eigenes Land hat von Seiten des kaiserl. Statthalters arge Verwüstungen erfahren. Zuletzt sah er sich denn wirklich gezwungen, Groningen zu räumen und auf seine Vergrößerungspläne zu verzichten, und mußte froh sein, die eben genannten ostfriesischen Häuptlinge, die sich in dieser Verwirrung wieder erhoben hatten, zum Gehorsam zurückführen zu können. Erst als Karl V., der neue Herr der Niederlande, die Herrschaft angetreten hatte, gelang es E. Gnade zu erlangen, durch ihn von der Reichsacht befreit und mit Ostfriesland belehnt zu werden. Noch ein Jahrzehnt lang hat er nach dem gewaltigen Sturm der sächsischen Fehde in Frieden und Weisheit sein Land regiert, und seine fruchtbare innere schon angedeutete Politik ist es vor allem, der er, neben seiner groß angelegten Persönlichkeit überhaupt, das ruhmreiche Andenken verdankt, das ihm die Erinnerung seines Volkes bewahrt hat. Er ist am 14. Febr. 1528 zu Emden gestorben und hat im Kloster Marienthal zu Norden seine Ruhestätte gefunden.

Egg. Beninga, Chronik von Ostfriesland. — Ubbo Emmius, Rerum Frisicarum historia. — J. D. Wiarda, Ostfriesische Geschichte. — Wagenaar, Vaderl. Geschichte, Th. IV. — Arend. Alg. Gesch. des vaderl. Th. II. — Scholtanus, Gesch. von Friesland. Wegele.

Edzardus: Esdras E., nicht Edzardi, wie die Familie fast durchweg in neuerer Zeit genannt wird, da der Vater des Esdras, Jodocus Edzardi Glanaeus, sich gewöhnlich im Genetiv nannte, als Sohn des E. Ludolf Midbochius, der Pastor in Tetten im Jeverlande in Oldenburg war: Pastoren waren auch entferntere Vorfahren des Esdras. Durchaus falsch ist daher auch die Meinung, als stamme Esdras von jüdischer Herkunft ab, eine Meinung, die sich wahrscheinlich aus dem Eifer der Familie für die Bekehrung der Juden gebildet hat. Esdras' Vater schon hat einen Theil seiner Bildung in Hamburg erworben, nach Vollendung seiner Studien ward er 1623 Pastor zu Billwerder an der Bille, einem hamburgischen Dorfe, und 1626 an der kleinen Michaeliskirche in Hamburg. Er war es, der besonders den Bau der großen Michaeliskirche betrieb und 1661 als erster Prediger daselbst angestellt wurde. Esdras E. wurde geboren am 28. Juni 1629, er erhielt von seinem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte das hamburgische Johanneum und akademische Gym=

nasium und studirte dann zu Leipzig, Wittenberg und Tübingen Theologie und orientalische Sprachen. Dieser Sprachen wegen hielt er sich auch ein halbes Jahr in Zwickau auf, um den Unterricht des dortigen Rectors Zechendorf und seines Nachfolgers Daum zu benutzen. Dann lernte er in Basel bei Buxtorf die Rabbinen und den Talmud kennen, reiste noch nach Straßburg, Gießen, Greifswald und Rostock und ward an diesem letzteren Orte Licentiat der Theologie. Nachdem er auf diese Weise 10 Jahre auf Universitäten zugebracht hatte, kehrte er 1656 in seine Vaterstadt zurück. So thätig und arbeitsam Esdras war, bewarb er sich doch nie um ein Amt, vielmehr wies er die verschiedenen Anträge, die ihm gemacht wurden, auch eine Professur am hamburgischen Gymnasium, entschieden zurück, er wollte als ein freiwilliger Streiter Christi der Kirche dienen. Zu seinem Lebensunterhalte brauchte er kein Amt, denn außer dem väterlichen Vermögen besaß er eine Vicarie am Dom, auch hatte er am 26. Januar 1657 eine reiche Jungfrau Engel Leß, eine Enkelin des Pancratius Pilgrim in Nürnberg, der seines evangelischen Glaubens wegen aus Kärnthen vertrieben worden war, geheirathet. Er wurde in dieser Ehe Vater von 8 Söhnen und 2 Töchtern, jedoch starben 4 Söhne und 1 Tochter in frühen Jahren. Ueber 50 Jahre hat Esdras E. Unterricht in den Grundsprachen der heiligen Schrift ertheilt; regelmäßig hielt er am Mittwoch und Sonnabend Katechismuslehre mit Juden. Zu anderer Zeit kamen Studenten, um sich bei ihm im Rabbinischen zu vervollkommnen, denn bald wurde auf allen Universitäten von den Professoren denjenigen, die tüchtige Hebräer werden wollten, der Rath ertheilt, einige Zeit in Hamburg Edzardus' Unterricht zu genießen. Das haben viele ausgezeichnete Männer gethan, unter andern Aug. Herm. Francke, Hermann v. d. Hardt, Danz, Pfaff, Majus 2c. In den Nachmittagsstunden hatte er oft 50—60 Zuhörer um sich versammelt. Jeglichen Unterricht ertheilte er unentgeltlich, nahm auch nie Geschenke. Zu Privatgesprächen über die christlichen Lehren war er beständig bereit. Es gelang ihm auch, seiner Kirche viele Seelen zu gewinnen, Katholiken, Calvinisten und Wiedertäufer; ja auch einige Türken und Mohren führte er zum christlichen Glauben. Ganz besonders aber lagen ihm die Hamburger Juden am Herzen, die sich hier in portugiesische und deutsche theilten, unermüdlich war er, sie zu gewinnen. In Hamburg wenigstens hat nie ein Missionär mit solchem Erfolg für die Judenbekehrung gearbeitet. In den Jahren 1691—1698 sollen in Hamburg mehrere 100 Juden zum Christenthum bekehrt sein, und kaum der vierzigste Proselyt soll dem neuen Glauben wieder untreu geworden sein. Um die von ihren ehemaligen Glaubensgenossen verlassenen und oft verfolgten bekehrten Juden vor Noth zu schützen, gründete er eine Proselytencasse, deren Jahreseinnahme in späterer Zeit auf 3000 Mark stieg und die noch bis jetzt besteht. Für Schriftstellerei war E. nicht, dadurch meinte er, mache man die Leute nur faul. Noch am 1. Januar 1708 hatte er seine Proselyten um sich versammelt und ermahnte sie, treu im wahren Glauben zu bleiben; gleich nach Mitternacht am 2. Januar 1708 entschlief er sanft. Von seinen Schriften, deren im Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 2 S. 126 ff. 11 angeführt werden, mögen genannt werden: „Consensus Judaeorum cum explicatione Christianorum de Messia ad Ps. 110 etc.“, 1678; „Beschreibung der Methode, der er sich beim Unterricht und Bekehrung der Juden bedient“, 1690 und 1693 in J. F. Meyer's Museum Ministrorum ecclesiae, Th. 3. Cap. 3. S. 46—48; „Fragen an einen Juden, der getauft werden soll“, in Ch. Ziegra's Grundlage zur Hamb. Kirchenhistorie neuerer Zeiten, Th. 3. S. 145—212.

C. W. Gleiß, Esdras Edzardus, ein alter Hamburger Judenfreund, 2. Aufl. Hamburg 1871. Klose.

Edzardus: Georg Elieser E., der zweite Sohn von Esdras E., war zu Hamburg 22. Januar 1661 geboren, † 24. Juni 1737, besuchte das Johanneum daselbst und seit 1676 zugleich mit 2 Brüdern das akademische Gymnasium. Seit 1681 studirte er Theologie zu Gießen, Frankfurt a. M. und Heidelberg. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt ward er am 16. Aug. 1684 Candidat des hamb. Ministerii und schon am 18. Juni 1685 Professor der Geschichte und griechischen Sprache am Hamb. akademischen Gymnasium, welche Professur er am 26. Januar 1717 mit der der orientalischen Sprachen vertauschte. Er und sein jüngerer Bruder, Sebastian, setzten das Werk ihres Vaters, die Bekehrung der Juden eifrig fort, doch nahmen einen Theil ihrer Kraft ihre Aemter in Anspruch, daher der Erfolg ihrer Wirksamkeit nicht mehr so glänzend war, obschon auch Georg Elieser in der rabbinischen Theologie sehr bewandert war. Von seinen Schriften sind außer 13 Leichenprogrammen auf Bürgermeister, Professoren &c. zu nennen „Tractatus talmudici Avoloa Sara sive de idololatria", 1705 und 1710; „Tractatus talmudici Berachot sive de benedictionibus et precationibus", 1713. 4.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 2. S. 129—130. Klose.

Edzardus: Sebastian E., geb. in Hamburg 1. Aug. 1673, Esdras Edzardus' (s. d.) Sohn, und neben seinem Vater wol der bedeutendste der hamburgischen Gelehrtenfamilie dieses Namens. Bereits im 23. Lebensjahre Magister und Adjunct der philosopischen Facultät zu Wittenberg, kehrte Sebastian E. 1698 in seine Vaterstadt zurück, wo er schon im folgenden Jahre die Professur der Logik und Metaphysik am dortigen akademischen Gymnasium erhielt. In diesem Lehramte, bei fünfmaliger Bekleidung des Rectorats, lebenslang thätig, ließ er gleichzeitig in anderen wissenschaftlichen Fächern, vorzüglich in der Theologie seinem kritischen Geiste mit unerhörter Lebhaftigkeit die Zügel schießen. Als streitbarster unter den Vorkämpfern des Lutherthums verfaßte er bis zum Jahre 1729 mindestens 133 gedruckt erschienene Schriften (größtentheils in lateinischer, aber auch in hoch- und sogar in plattdeutscher Sprache), in deren Mehrzahl er nicht nur einzelne Personen, sondern auch ganze Facultäten, z. B. die hallische, schonungslos angriff. Vielfach gewarnt, mehrfach bestraft wegen solcher Ausschreitungen in Büchern, welche theils confiscirt, theils (in Hamburg und Berlin) durch Henkershand verbrannt wurden, konnte er seinen häufig in litterarische Klopffechterei ausartenden kritischen Hang dennoch nicht bändigen, obschon Unbetheiligte seines grundguten Herzens Freundlichkeit priesen und seine Uneigennützigkeit und Freigebigkeit allgemein anerkannt war. Die gelehrte Welt athmete auf, als er im J. 1724 die ganze Fülle seines Feuereifers über den ungelehrten „Hamburgischen Patrioten" ausschüttete, das zwar wohlmeinende aber etwas oberflächlich und philiströs redigirte Organ einer vernunftliebenden Aufklärungs-Gesellschaft, welche er in 6 Druckschriften („Patriot-Schnattriot" &c.) arg verspottete. Indessen überschritt er in seiner 1729 edirten Schrift: „Pietistische Intriguen in Litthauen, vielen Städten Deutschlands &c." so sehr die Grenzen des Erlaubten, daß er nach längerem Proceß, im J. 1733 zwar mit Amtsentsetzung verschont, doch aber zu dreijähriger Suspension und zu beträchtlicher Geldbuße verurtheilt, auch ihm jede Schriftstellerei ohne specielle Gestattung verboten wurde. Gleich nach Ablauf dieser drei Jahre, während welcher seine Stellung unter Censur ihm völliges Schweigen abnöthigte, starb er am 10. Juni 1736. — Uebrigens beseelte auch ihn seines Vaters Bekehrungseifer, er soll einige 50 Katholiken und Reformirte für die lutherische Confession gewonnen und unzählige Juden dem Christenthum zugeführt haben. — Mit seinem jüngsten Sohn Ludwig Dietr. E., einem Arzt zu Elmshorn in Holstein, gest. 26. März 1797, scheint die männliche Linie ausgestorben zu sein.

Das Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 2. S. 135—147 enthält ein Verzeichniß seiner Schriften. Beneke.

Eeckhout: Gerbrand van den E., berühmter holländischer Maler, der Sohn eines Goldschmieds. Er erblickte den 21. August 1621 zu Amsterdam das Licht der Welt. Von seinen Lebensschicksalen ist nicht viel bekannt: er scheint eben ein wenig bewegtes Leben geführt zu haben. An der Angabe Houbraken's, er sei ein Schüler Rembrandt's gewesen, läßt sich nicht zweifeln, wenn man seine Kunstweise betrachtet; er mag so etwa von 1636—1641 sich in dessen Atelier aufgehalten haben; Houbraken gibt noch an, Gerbrand sei unverheirathet den 22. Septbr. 1674 zu Amsterdam gestorben. Unser Künstler bewegt sich fast durchgängig in den Bahnen seines Meisters, man kann beinahe sagen, mit Aufgabe jeder Originalität. Deshalb machen diese Bilder, so trefflich sie auch sind, doch mehr oder weniger den Eindruck der Nachahmung. E. besaß übrigens nicht den feinen Farbensinn des Meisters, sein Colorit ist kühler, und er gestattete sich „Zusammenstellungen von Farben, welche seinem Meister als bunt erschienen sein würden". Auch hinsichtlich des geistigen Ausdruckes, der Wärme des Gefühls steht er Rembrandt erheblich nach. Er malte Porträts, Genrebilder und vorwiegend Historien. Wir nennen darunter: Anna, welche Samuel vor Eli weiht, im Louvre zu Paris; David vor Abigail, in der Gallerie zu Schleißheim; Salomo opfert den fremden Göttern (1654), im Museum zu Braunschweig; Tobias mit dem Engel, daselbst; Raguel führt den jungen Tobias in das Gemach seiner Verlobten, daselbst; Simeon hält das Christuskind auf den Armen, im Museum zu Dresden; Christi Darstellung im Tempel, im Museum zu Berlin; der Christusknabe lehrt im Tempel, in der Pinakothek zu München; die Ehebrecherin vor Christus, in dem Museum zu Amsterdam; Erweckung von Jairi Töchterlein, im Museum zu Berlin; Merkur und Argus (1666), daselbst; Sophonisbe (1664), in der Gallerie zu Braunschweig; der holländische Geschichtsschreiber Dapper (1669), im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. E. radirte auch einige sehr seltene Blätter, Porträts. Ferner zeichnete er auch für das Kunsthandwerk eine Folge von — barocken und widerwärtigen — Umrahmungen, die gestochen im Verlage des Clement de Jonge erschienen, und zwar unter dem Titel: Veelderhande niewe Compartemente getekent door Gerbrandt Vanden Eeckhout tot Amsterdam. Sodann erschien noch von ihm eine Folge von recht netten Kindergruppen: Eenige Ordonnantie van verscheide aerdige Kindertjens, gestochen von Michel Mosyn. Der letztere brachte auch die von E. nach dem Leben gezeichneten Bildnisse der beiden holländischen Seehelden Cornelis Tromp und Adr. de Ruyter in Kupfer.

W. Schmidt.

Eelking: Max v. E., Oberstlieutenant, geb. den 16. Octbr. 1813 zu Jena und † 7. Febr. 1873 zu Meiningen, entstammte väterlicherseits einer norddeutschen Patricierfamilie, die ihren Hauptsitz zu Bremen hatte, mütterlicherseits aber einer bürgerlichen aus Coburg. Sein Vater, von reicher Bildung, dabei jedoch höchst unruhigen und streitsüchtigen Wesens, konnte im Besitze der schönen, an der thüringer Saale zwischen Kahla und Rudolstadt gelegenen Weißenburg sorgenfrei hausen, indeß Unstätigkeit und Speculationssucht trieben ihn nach kaum einjährigem Zusammenleben mit seiner Gemahlin in die Welt, wodurch er den Ruin seines Vermögens herbeiführte und sein Weib und seinen Sohn Max, das einzige Kind, hartem Elend preisgab. Vom Vater verlassen, schloß sich Max v. E. auf das innigste an seine Mutter. Wie ihre schöne Gestalt auf ihn übergegangen war, so erbte er auch ihre weiche Gesinnung. Gezwungen, seine Kindheit einsam und dürftig mit seiner Mutter auf der vereinsamten Weißenburg zu verleben, faßte er frühzeitig eine Vorliebe für die Ein-

samkeit, zugleich aber auch ein Mißtrauen gegen die Menschen, welches sich später durch eine Reihe bitterer Erfahrungen zur psychischen Krankheit entfaltete. Da weder sein Vater, den er erst als 12jähriger Knabe kennen lernte, noch seine Bremer Verwandten sich um ihn kümmerten, so wuchs er ohne geregelte Erziehung und ohne gründlichen Unterricht auf. Neben seiner Mutter waren Dorf, Wald und Stadtschule (Saalfeld) seine Lehrmeister. Glücklicherweise erkannte er bald die Nothwendigkeit, sich selbst eine feste Bildungs- und Berufsbahn zu brechen, zu welchem Ende er die Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen besuchte und darauf 1832 in das sachsen-meiningische Militär eintrat. In dieser Stellung, wo er allmählich bis zum Major vorrückte, suchte er die fortdauernde Nothlage und seine dadurch gesteigerte trübe Stimmung durch emsige Thätigkeit auf den Gebieten des Malens, des Sammelns von Kunst- und Alterthumsgegenständen und der Geschichte, hauptsächlich der Militärgeschichte zu überwinden. Nachdem er in dem v. Riedesel'schen Familienarchiv zu Neuenhof bei Eisenach ein reiches, werthvolles Material in den Papieren des Generals v. Riedesel aufgefunden hatte, erschien von ihm 1854 „Die Correspondenz des königl. sächs. Ministers v. Brühl mit dem Generallieutenant v. Riedesel", 1856; „Leben und Wirken des Freih. Adolph v. Riedesel", 1863; „Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege", außerdem „Die Geschichte des herzogl. sachs. meiningischen Contingents" und eine Reihe kleinerer Aufsätze verschiedenen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften. — Als nach dem deutschen Kriege im J. 1866 das sachsen-meiningische Militär an Preußen überging, trat v. E. als Oberstlieutenant in den Ruhestand. Leider nahm mit diesem Rückzuge seine trotz seiner durch eine glückliche Ehe längst erfreulich gestalteten Häuslichkeit schwermüthige Stimmung zu, die ihn endlich dazu trieb, mit Hinterlassung eines schriftlich rührenden Abschieds an die Seinigen freiwillig vom Leben zu scheiden. Brückner.

Effinger: Rudolf Emanuel v. E., von Wildegg, geb. 10. Juni 1771, † 29. Novbr. 1847, Militär- und Regierungsmitglied in Bern. — Sohn des Dragoneroberſten Nikolaus Albrecht v. E., aus demjenigen Zweige dieses patricischen Geschlechts in Bern, der vom Schloßgute Wildegg im Aargau den Zunamen trägt, erhielt E., der daselbst geboren war, seine Ausbildung in Aarau, im Pfeffel'schen Institute in Kolmar und schließlich in der Karlsakademie in Stuttgart. Frühe mit Vorliebe dem Militär zugewandt, trat er 1789 in die Schweizergarde in Holland, nahm aber 1792 seinen Abschied und ging als Volontär in österreichische Dienste über. Dem Kürassierregimente Hohenzollern zugetheilt, aber Adjutant des Generals Hotze, machte E. 1793 im Kriege gegen die Franzosen die Belagerung von Mainz und den Feldzug im Elsaß mit, zeichnete sich bei Erstürmung der Weißenburger Linien aus und erwarb sich die besondere Gunst Hotze's und des Feldmarschalls Wurmser. Durch dringenden Wunsch seines Vaters in die Heimath zurückgerufen, verließ er, ungern, diesen Dienst. Im Frühling 1798 rief ihn Bern unter die Waffen, als die französische Invasionsarmee in die Schweiz drang, und als Generaladjutant des bernischen Obergenerals v. Erlach kämpfte E. am 5. März 1798 auf dem Breitfelde vor Bern mit, bis er sich nach tapferer Gegenwehr gefangen geben mußte. Mit anderen bernischen Gefangenen wurde er nach Besançon abgeführt und erst Ende April wieder freigelassen. Im J. 1802 nahm er sodann den lebhaftesten Antheil an der schweizerischen Erhebung gegen die helvetische Einheitsregierung in Bern, setzte sich an die Spitze der gegen Bern anrückenden Aufständischen aus dem Aargau und vorzüglich durch seine Energie wurde bewirkt, daß die helvetische Regierung die Stadt Bern, wo sie saß, ohne Schwertstreich räumte und sich, von ihren Truppen begleitet, nach dem Wadtlande zurückzog. Auch am späteren Treffen bei Pfauen (Faoug) zwischen den nachrückenden Aufständischen und dieser

helvetischen Truppen betheiligte sich E. in hervorragender Stellung. Bei Einführung der Mediationsverfassung von 1803 wurde E. Mitglied des bernischen Großen Rathes, was er nun bis 1831 blieb, indem er gleichzeitig theils Staatsämter bekleidete, theils besonders militärischen Aufgaben sich widmete. 1808—1814 Oberamtmann des Amtes Konolfingen, 1816—1821 Mitglied des Kleinen Rathes in Bern, 1821—1831 Oberamtmann in Wangen, erwarb er sich um die Landbezirke, denen er vorstand, und um die Verwaltung durch manche angeregte Verbesserung anerkannte Verdienste. Als Oberst der Dragoner, seit 1805, als Commandant der Stadt Bern und der bernischen Milizen 1813, als Brigadeoberst in der schweizerischen Armee bei deren Einrücken in die Franche-Comté 1815, als Präsident des bernischen Kriegsrathes 1821—1831, Commandant in Bern 1830 und als Oberst im eidgenössischen Generalstabe förderte E. mannigfach die Ausbildung der ihm untergebenen Corps und führte den ihm anvertrauten Befehl überall mit Nachdruck und Erfolg. Nach der Staatsumwälzung von 1831 trat er in den Privatstand zurück und blieb nun bis zu seinem Tode theils in Wildegg, theils in dem am jenseitigen Aarufer gelegenen Schlosse Wildenstein, — schon früher einst Besitzung der Familie v. E. — welches er 1840 angekauft hatte. Mit Vorliebe widmete er sich dem landwirthschaftlichen Betriebe seiner Güter, auch jetzt übrigens den einstigen Kriegsmann nicht verleugnend, der noch als Siebenziger auf seinem Pferde durch die Aare setzte, wenn es ihm zu umständlich erschien, auf die Fähre zu warten. Ein einfaches, gerades Wesen, ein gerechter und wohlwollender Sinn gegen Jedermann, eine seltene Festigkeit und Entschlossenheit beseelten E. von Jugend an und erwarben dem, noch im Greisenalter auch durch sein Aeußeres ausgezeichneten Manne von jeher die allgemeinste Hochachtung. Einige schlichte Aufzeichnungen über seine kriegerischen Erlebnisse von 1798 und 1802, die er zu eigener Erinnerung niedergeschrieben hatte, sind in dem unten benannten Berner Taschenbuche abgedruckt. — Von seinen zwei Söhnen machte sich der eine, Rudolf († 29. Mai 1872, im siebenzigsten Jahre) als Förderer schweizerischer Kunst und Künstler, als Gründer und vieljähriger Vorstand des bernischen Kunstvereins verdient. Der ältere Sohn, Freiherr Albert v. E., leistete der Schweiz während 22 Jahren, 1826—1848, als Geschäftsträger am kaiserlichen Hofe in Wien ausgezeichnete Dienste. Er starb in Wien, wo er nach Niederlegung seiner Stelle verblieben war, am 5. October 1876, im hohen Alter von 77 Jahren, und mit seinem Hinschiede erlosch der Mannesstamm des alten Geschlechts. — Von einem Bruder des Obersten Rudolf Emanuel, Albrecht Ludwig, rührt die Schrift her: „Kurze politische Uebersicht der europäischen Staaten", Bern 1800. — Ein Oheim beider, Franz Victor, geb. 1734, Mitglied des Kleinen Rathes in Bern 1788—1798, kämpfte am 5. März 1798 an der Seite des Schultheißen von Steiger gegen die Franzosen, blieb, von drei Kugeln getroffen, auf dem Schlachtfelde für todt liegen, wurde aufgehoben, durch sorgfältige Pflege gerettet, ward 1803—1815 wieder Mitglied des Kleinen Rathes in Bern und ist durch historische Arbeiten bekannt. Er starb 1815.

Berner Taschenbuch von L. Lauterburg. Jahrgang 1857 (wo als Geburtstag R. Effinger's irrig der 10. Juli 1771 angegeben ist) und 1858. Schweizerischer Geschichtsforscher Bd. 2, Bern 1817. Persönliche Erinnerung.

G. v. Wyß.

Egardus: Paulus E. (latinisirt aus Eggers), Theologe, von einem seiner Biographen der cimbrische Johann Arndt genannt, war geboren in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts im Flecken Kellinghusen im Herzogthum Holstein und starb 1655 während der Fastenzeit in Nortorf. Er soll nach Johannes Moller's Cimbria litterata, worin über E. in bibliographischer Hinsicht vollständiger gehandelt ist als in biographischer, der Sohn des Organisten in Kellinghusen gewesen sein. Nach einem der Kieler Universitätsbibliothek gehörigen

Manuscript vom Pastor Valentiner (Versuch, die Reihe der Prediger in Schleswig und Holstein vollständig zu machen), war E., der gegen Ende der neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts Diaconus an der St. Marienkirche in Rendsburg geworden sein wird, von dem J. 1600 an gleichzeitig Rector daselbst bis 1610, wo er als Pastor nach Nortorf in der Rendsburger Propstei kam. In demselben Manuscript ist auch das obenerwähnte Jahr seines Todes, das in Moller fehlt, angegeben. Phil. Jak. Spener, der von 1679—1683 theils in Frankfurt a. M. theils in Gießen in 3 Bänden einen großen Theil der erbaulichen Schriften Egard's wieder auflegen ließ, nennt ihn in der Vorrede „einen weiland unverdächtigen, vortrefflichen und geistreichen Lehrer". Moller zählt 22 in deutscher Sprache und 4 lateinisch geschriebene Abhandlungen und Tractate des E. auf. Die Mehrzahl hat einen praktisch erbaulichen Zweck und die Titel einzelner erinnern an die bekannten Bücher von Johann Arndt. In einer Schrift tritt E. als Vertheidiger Arndt's auf. Denselben vertheidigte er auch in einem Schreiben an P. Dankwarth, Pastoren in Husum. Eine von E. verfaßte deutsche Epistel über Johann Engelbrecht aus Braunschweig und dessen Revelationen ist dieses letzteren „Wahrhaftiger Geschichte und Gesichten" angehängt. Uns Modernen will als Curiosum erscheinen, daß E. über das im J. 1639 im nördlichen Schleswig in der Nähe von Tondern gefundene sogen. goldene Horn eine Schrift edirte unter folgendem Titel: „Theologische und schriftmäßige Gedanken und Auslegung über das wunderbahre köstliche und kunstreiche güldene Horn Christiani V., erwählten Printzen in Dänemark, zu dem Ende herausgegeben, daß Gottes wunderbahre Werke erkandt und viele Menschen gebauet und gebessert werden" (1642). Jedenfalls erreichte E. mit seinen Conjecturen über den berühmten alterthümlichen Fund seinen erbaulichen Zweck nicht bei allen Lesern, unter andern nicht bei Hermann Conring, der sich in den Conringianis epistolicis p. 171 einigermaßen wegwerfend dahin äußerte: Quis enim sine nausea sustineat ejusmodi ineptias legere? Alberti.

Egbert s. Ekbert.

Egen: P. N. C. E., geb. 26. April 1793 zu Breckerfeld bei Elberfeld, † 23. August 1849 zu Berlin, war zuerst Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Soest, hierauf bis gegen Ende des J. 1848 Director der Real- und Gewerbeschule zu Elberfeld, endlich vortragender Rath im Ministerium für Handel, Gewerbe, und öffentliche Arbeiten, sowie Director des Gewerbeinstituts zu Berlin. Er veröffentlichte ein „Handbuch der allgemeinen Arithmetik", 2 Bde. 1819—20, 3. Aufl. 1846—49; „Untersuchungen über den Effect einiger in Rheinland-Westfalen bestehender Wasserwerke", 1831. Von seinen Abhandlungen theils physikalischen theils technischen Inhalts, welche in Gilbert's und Poggendorff's Annalen, in Karstens' Archiv und in den Verhandlungen zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen enthalten sind, verdienen hervorgehoben zu werden seine Versuche über das Gesetz der elektrischen Abstoßung (Pogg. Ann. Bd. 5 u. 12) und die Erörterung über die Formel für die Spannkraft des Wasserdampfs (ib. Bd. 27).

Gersdorf, Leipziger Repertorium 1849. Lommel.

Egenolf: Johann Augustin E., Schulmann, Sohn des gleichnamigen Rectors der Kreuzschule zu Dresden, geb. 22. Febr. 1683 zu Dresden, † 13. Jan. 1729, war 1693—1701 Schüler in Pforta. Nachdem er 1704 (nicht 1705) am 31. Jan. in Leipzig Magister artium geworden war (s. Joh. Heinr. Ernesti's Progr. Oeconomica Plautina, Lips. 1704, wo eine kurze Selbstbiographie Egenolf's in lateinischen Versen), begleitete er 1709 den Grafen Moritz von Sachsen nach Holland. 1711 im September trat er seine Stelle als Collega III in Grimma an, am 2. Mai 1718 heirathete er Maria Sophia, Tochter des Pastors Johann

Gottfried Seyler in Nerchau. Als er starb, hinterließ er eine Wittwe mit zwei Söhnen. Durch sein Interesse für die deutsche Sprache und ihre Geschichte hat er seinen Namen der Erinnerung überliefert.

Genaue Angaben über sein Leben findet man bei Lorenz, Series praeceptorum Ill. apud Grimam Moldani (Progr. der Landesschule Grimma vom J. 1849) S. 26. Schnorr v. Carolsfeld.

Egerer: J. Christoph J. F. E., Forstmann, geb. 18. Febr. 1781, Sohn des geheimen Cabinetssecretärs des nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, † 19. Dec. 1815 zu Aschaffenburg. Seine Studien scheinen mehr forstcameralistischer, als forsttechnischer Art gewesen zu sein. Am 17. Juli 1807 (also schon im 26jährigen Alter) wurde ihm die Professur der Forstwissenschaft (später auch der Jagdkunde) an der Forstschule zu Aschaffenburg übertragen, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete, seit dem 30. Dec. 1812 durch das Prädicat „Forstrath“ ausgezeichnet. E. schrieb: „Die theoretisch-praktische Forstwissenschaft“ (2 Theile, 1812—1813) und „Grundsätze des Forstrechts“ (nach seinem Tode von Behlen 1818 herausgegeben). Außerdem enthalten Laurop's Annalen mehrere Abhandlungen aus seiner Feder. Sein Lehrbuch der Forstwissenschaft ist vom forstcameralistischen Gesichtspunkt aus namentlich in systematischer Hinsicht eine für damals treffliche Arbeit. Es gliedert sich in die vier Haupttheile: Anzucht, Erhaltung, Benutzung der Wälder und Direction des Forstwesens (objective und subjective). Klima- und Bodenkunde werden unter der ersten Rubrik (Anzucht) mit vorgetragen, freilich etwas kümmerlich. Ueberhaupt stehen die naturwissenschaftliche und forsttechnische Seite des Werkes der staatswirthschaftlichen entschieden weit nach, weil dem Autor zumal die Kenntniß der forstlichen Praxis abging. Eine schrankenlose, kaum von Erholung unterbrochene Arbeitsthätigkeit rieb seine ihm von Natur nur sparsam zugemessene Lebenskraft frühzeitig auf.

Zeitschr. für das Forst- und Jagdw. in Baiern von Meyer IV 1. 1816. S. 177. — A. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 365. 370. 388. Heß.

Egestorff: Georg E., Großindustrieller, geb. 7. Febr. 1802 zu Linden, einem Vororte der Stadt Hannover, † ebenda 27. Mai 1868. — Sein Vater, Johann E., als Sohn eines armen Fischers 1772 in dem Dorfe Lohnde unweit Hannover geboren, hatte das Böttcherhandwerk erlernt, später nach und nach bei Linden einen Kalksteinbruch, eine Kalkbrennerei und eine Ziegelei, so wie an dem nahen Deistergebirge ein Steinkohlenbergwerk in Betrieb gesetzt. In dieses schon umfangreiche und durch seine Vielseitigkeit verwickelte Geschäft trat der Sohn Georg mit seinem 16. Lebensjahr ein, um die bis dahin sehr vernachlässigte kaufmännische Seite desselben auf seine Schultern zu nehmen. Seiner rastlosen Thätigkeit und eisernen Ausdauer gelang es, die schwere Aufgabe zu lösen. Durch einträchtiges Zusammenwirken von Vater und Sohn wuchs in wenigen Jahren das Geschäft bedeutend und erwarb sich eine angesehene Stellung. Die Zahl der Kalköfen hatte sich bald verzehnfacht; die Ziegelfabrikation wurde durch Errichtung verschiedener neuer Anlagen ausgedehnt; ein Gleiches geschah mit den Kohlenbergwerken, welche durch Erpachtung noch anderer Kohlenfelder um so größern Aufschwung nahmen, als inzwischen die Verwendung der Steinkohle zum Heizen viel allgemeiner wurde und ein eben so großer Theil der Kohlenförderung, wie die eigenen Betriebe gebrauchten, in den Handel überging; neue Kalksteinbrüche wurden angelegt, um ein zu Grundmauerungen trefflich geeignetes Material zu liefern; dazu trat das Unternehmen eines ausgedehnten Handels mit Bau- und anderem Holz. Als nun ferner dem alten E. auf einer

Reise nach Bremen die ganze Einrichtung einer Zuckerraffinerie zum Kaufe angeboten ward, brachte er dieselbe an sich, und auch dieses Geschäft — nach Linden versetzt — schaffte glückliche Ergebnisse. Aber nicht allein auf die Erweiterung der vorhandenen Unternehmungen und den Aufbau neuer wurde Bedacht genommen; die bis dahin in sehr mittelmäßigem Zustande befindlichen Wege für den Kohlentransport wurden theils auf eigene Kosten theils durch Egestorff's Bemühung von Seite der Regierung gebessert; die durch Leine, Aller und Weser nach Bremen führende Wasserstraße wurde fahrbar gemacht, und auf ihr ein lebhafter Schiffsverkehr zwischen Linden und Bremen organisirt; in Bremen selbst wurde eine Commandite des Stammhauses zu Linden begründet. Wiewol nun das väterliche Geschäft geeignet war, dem Sohne Beschäftigung und Lebensstellung genugsam zu gewähren, so befriedigte das alles nicht den Unternehmungsgeist, welcher Georg E. inwohnte. Dieser sann auf Neues, das für seine alleinige Rechnung betrieben werden sollte, nachdem er inzwischen durch Verheirathung einen selbständigen Haushalt begründet hatte. So entstand 1831 die Saline Egestorffshall hinter dem Lindener Berge, die nach Erbohrung einer concentrirten Soole in Blüthe kam. Mit des Vaters Tode, 1834, ging die Last der gesammten Geschäfte auf Georg über, der nunmehr freiere Hand hatte und im J. 1835 eine Eisengießerei in Verbindung mit einer Maschinenfabrik errichtete. Diese, mit etwa 20 Arbeitern begonnen, erfreute sich schnell einer bedeutenden Entwicklung, besonders nachdem im J. 1846 der Bau von Locomotiven für hannoversche und andere Eisenbahnen begonnen war. Zu Ende des J. 1867 waren bereits 324 Locomotiven vollendet und abgeliefert, daneben 650 Dampfmaschinen, Locomobilen und Dampfpumpen, 1200 Dampfkessel ꝛc. angefertigt. Im J. 1839 folgte die Errichtung einer Fabrik chemischer Produkte; 1856 eine Ultramarinfabrik und eine Zündhütchenfabrik. Bei Egestorff's Tode belief sich die Zahl der in seinen industriellen Anstalten beschäftigten Arbeiter auf 2000. Bildeten die bisher erwähnten Unternehmungen theils die Anfänge theils großartige Beiträge zur Entwicklung einer umfangreichen Fabrikindustrie im Lande Hannover und erwiesen sich dieselben mehr oder weniger reichlich lohnend, so wendete der menschenfreundliche Sinn ihres Schöpfers seine Wirksamkeit auch nach anderen Richtungen. Zu jeder Zeit von außerordentlichem Wohlwollen für seine Arbeiter beseelt, richtete er ein ganz besonderes Augenmerk auf das materielle Wohlsein und die geistige Ausbildung derselben. Sehr früh schon gründete er Krankenunterstützungs- und Sterbecassen, die er so ansehnlich dotirte, daß ihre Existenz bei möglichst niedrigen Beiträgen der Arbeiter unter allen Umständen gesichert blieb. Im J. 1855 errichtete er die weit und breit als Muster berühmt gewordene Speiseanstalt (Volksküche) von solchem Umfange, daß darin täglich 3000 Portionen eines kräftigen und wohlschmeckenden Mittagessens um den Selbstkostenpreis von 12 Pfennigen für die Portion verabreicht und in der Anstalt selbst verzehrt werden konnten, wenn der Begehr diese Höhe erlangt hätte. Daran schloß sich ein Kindergarten (eine Kleinkinder-Bewahranstalt) für 45—50 Kinder. Im J. 1863 dotirte E. eine Freischule zunächst für 80 Kinder aller Confessionen, indem er das dazu neu hergerichtete Gebäude nebst Einrichtung, so wie das zur Honorirung der Lehrkräfte erforderliche Capital der Schulgemeinde Linden zum Eigenthum übergab.

Max Wirth, Illustrirter deutscher Gewerbskalender für 1869. S. 43—54.

Karmarsch.

Egg: Johann Jakob E., Kaufmann und Fabrikant, geb. 1774 in Zürich, † 1. August 1843 in Neapel. Als jüngerer Sohn einer angesehenen Züricher Familie sollte J. J. E. durch Privatunterricht und einen Aufenthalt in der wälschen Schweiz zur späteren Uebernahme eines öffentlichen Amtes vorbe-

reitet werden; denn die Stadt Zürich, die damals noch die ganze Landschaft regierte, hatte so viele Aemter zu vergeben, daß diese Laufbahn für einen gut empfohlenen jungen Mann ebenso sicher, wie ehrenvoll und vortheilhaft erschien. Mit 14 Jahren wurde er in die Kanzlei der Grafschaft Kiburg eingestellt und dort in die ersten Geheimnisse der Amtsschreiberei eingeführt, legte aber bald und bleibend einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen diese trockenen Geschäfte an den Tag, daß der Vater sich nach zwei Jahren entschloß, seinen ersten Plan aufzugeben und den Sohn in dem Handlungshause J. und A. Biedermann in Winterthur als Lehrling unterbrachte. So schlecht sich der junge Anfänger in der Amtsschreiberei angelassen hatte, so gut gelang es ihm hier. Nach Vollendung der vierjährigen Lehrzeit trat E. als Angestellter in ein großes zürcherisches Handelshaus und besuchte zuerst für dieses die Messen in Frankreich und Deutschland, später, als die Stürme der Revolutionszeit und die nachfolgende Napoleonische Herrschaft die altgewohnten Beziehungen vielfach unterbrachen und theilweise gründlich zerstörten, suchte er mit bestem Erfolge Ersatz für das Verlorene durch Anknüpfung lebhafter Handelsverbindungen mit Italien, das er in allen Richtungen bereiste. Das schöne Land mit seinen reichen Kunstschätzen übte auf E. von Anfang an eine besondere Anziehungskraft aus; in ihm sollte er auch die eigentliche Stätte seiner schöpferischen Wirksamkeit finden. Als nämlich durch die Einverleibung stets neuer Länder in das französische Kaiserreich mit seinem Ausschlußsystem der Absatzgebiete der schweizerische Handel immer mehr verkümmert wurde, faßte E. den kühnen Entschluß, seiner Heimath den Rücken zu kehren und ihre am Boden liegende Baumwollenindustrie nach dem bisher ganz industrielosen Unteritalien zu verpflanzen, wo der Rohstoff unmittelbar zur Hand war. Mit Empfehlungsschreiben wohl ausgestattet, durchzog er im Sommer 1812 mehrere Provinzen des Königreichs Neapel und fand bei der Stadt Piedimonte d'Alise im Thale des mittleren Volturno die nöthigen Vorbedingungen für sein Unternehmen: gesunde Lage; hinreichende Wasserkräfte neben einem verlassenen Kloster, dessen weite Räume sich zur Umwandlung in eine Fabrik trefflich eigneten; eine Bevölkerung, die als Fabrikarbeiter brauchbar erschien. Die neapolitanische Regierung leistete dem Unternehmen jeden Vorschub, und bei der traurigen Lage der einheimischen Industrie nahm auch die zürcherische Regierung keinen Anstand, ihrem rührigen Mitbürger die Erlaubniß zur Ueberführung von 150 Arbeitern nach Piedimonte zu ertheilen. So machte sich denn E. ernstlich ans Werk, suchte sich seine Leute zusammen, schloß mit ihnen Verträge ab und ließ sie im December 1812 in drei Abtheilungen über den Gotthard ziehen, 200 Spinner, Weber, Maschinisten und Handwerker, eine ganze Colonie, zum größeren Theile aus dem Canton Zürich. Die zur Einrichtung der mechanischen Spinnerei erforderlichen Maschinen wurden gleichzeitig über Triest an den Ort ihrer Bestimmung gesandt. Sechs Monate bedurften diese, um nach Piedimonte zu gelangen, wo inzwischen Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet, auch vorläufig die Handspinnerei an selbst verfertigten, bisher in Neapel noch unbekannten Spinnrädchen und die Weberei mit dem hier noch ebenso unbekannten Schnellschützen eingeführt worden war. Die Ein- und Umwohner von Piedimonte zeigten sich geschickt und gelehrig für die neue Arbeit und trotz der hohen Preise der Baumwolle fanden die Egg'schen Gewebe reißenden Absatz in dem durch die Continentalsperre und den gänzlichen Mangel einer eigenen Industrie an solchen Producten so zu sagen ausgehungerten Lande. Der Anfang war demnach ermuthigend.

Sehr rasch verdüsterten sich aber die frohen Aussichten. Das Jahr 1814 brachte gleich beim Beginn größere Schädigung durch Wassersnoth und ärgerliche Streitigkeiten mit den schweizerischen Arbeitern. Es folgten wachsende Unruhen gegen die französische Herrschaft in dem Königreich, welche E. nöthigten, seine

Fabrik in eine kleine Festung gegen die herumstreifenden, plünderungslustigen Banden umzuwandeln; es folgte 1815 der Sturz Murat's und der Einmarsch österreichischer Truppen von der Militärgrenze nach Piedimonte als Befreier zweifelhaften Werthes. Die wichtigste Frage für E. war jedoch diejenige, wie sich die zurückgekehrte bourbonische Regierung zu seiner Schöpfung stellen und welche Rückwirkungen die Aufhebung des Continentalsystems auf seine Fabrikation ausüben würde.

In ersterer Beziehung lief alles über Erwarten gut ab. Wenn sich auch der neue Unter-Intendant in Piedimonte durch das Geschrei des aufgeregten Volkes für die Vertreibung irrgläubiger Fremden einnehmen ließ, so versicherte schon der Ober-Intendant zu Capua den zu ihm geeilten E. seines kräftigen Schutzes, und ganz besondere Gunst fanden die Anfänge der durch E. gepflanzten einheimischen Industrie bei König Ferdinand IV. Er nahm durch Decret von 28. Oct. 1815 das Etablissement zu Piedimonte unter seine specielle Obhut und verlieh ihm das Recht, das königliche Wappen zu führen. Unter dieser Obhut war es auch möglich, die Schläge zu pariren, welche mit dem Falle des Continentalsystems durch die plötzliche Entwerthung der inländischen Baumwolle und die ebenso plötzliche Ueberfluthung des Landes mit englichen Baumwollengeweben die junge Schöpfung des Schweizers bedrohten. Zuerst gaben persönliche Privilegien — das Monopol für die sogenannten Balazores-Tücher (1816) und die Erlaubniß der zollfreien Einfuhr ausländischer Baumwolle für den eigenen Bedarf (1818) — die Kraft, sich über die schlimmsten Zeiten hinweg zu helfen, dann gewährte das allgemeine Verbot der Einfuhr ausländischer Handgespinnste und ein ungebührlich erhöhter Zollansatz auf auswärtige Maschinengarne weitere Begünstigung. Endlich wurde zu Anfang des Jahres 1825, ohne Zweifel unter des vielgeltenden Egg's kräftiger Einwirkung, ein Schutzzollsystem aufgerichtet, welches nicht blos das fernere Gedeihen der Fabriken in Piedimonte sicherte, sondern auch noch manche andere unternehmenden Schweizer nach Unteritalien lockte, um dort nach Egg's Vorbild großartige Fabriken zu gründen und in kurzer Zeit eine ganz bedeutende einheimische Baumwollenindustrie ins Leben zu rufen, die bis in unsere Tage größtentheils in ihren Händen blieb. E. ergänzte seine ersten Anlagen mit der Zeit durch Einführung der mechanischen Weberei, durch ausgedehnte Krappanpflanzungen und eine Rothgarnfärberei. Die Zahl seiner Arbeiter stieg bis zu Anfang der dreißiger Jahre auf ca. 1300, nun beinahe ausschließlich Eingeborene, darunter ein großer Theil von der Regierung gelieferte Mädchen aus den öffentlichen Armen- und Correctionsanstalten. Allerdings brachte diese Gunstbezeugung neben dem Vortheile wohlfeiler Arbeitskräfte auch manche Sorge mit sich. — Der umgestaltende wohlthätige Einfluß der Egg'schen Schöpfungen auf deren nähere Umgebung mag am besten daraus ermessen werden, daß die Bevölkerung von Piedimonte in den Jahren von 1814—1842 von 4200 auf ca. 12000 Einwohner angewachsen ist. Auch das mag bei diesen Anlagen erwähnt werden, daß E. im J. 1813 die Kartoffel zum ersten Male nach der Gegend von Piedimonte gebracht hat, wo sie nach anfänglich ungünstiger Aufnahme nicht blos ein beliebtes Nahrungsmittel, sondern auch ein sehr bedeutender Handelsartikel geworden ist, indem die benachbarten Orte im Gebirge jährlich über 50000 Säcke allein nach der Hauptstadt Neapel verkaufen.

Die materiellen Früchte der rastlosen Thätigkeit J. J. Egg's sollen durch seine Vorliebe für fortwährende Umänderung des kaum Erstellten, durch kostspielige Processe, die einem rechthaberischen Eigensinn entsprangen, und durch ausgedehnte Betrügereien einzelner Angestellter, die ihm zu schmeicheln verstanden, sehr wesentlich beeinträchtigt worden sein und bei Abschluß seines vielbewegten, arbeitreichen Lebens nicht im Verhältniß zu seiner großartigen Wirksamkeit gestanden

haben. Eine gewisse Ruhelosigkeit und Härte in seinem Wesen und Auftreten wird hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben, daß er seit seiner Uebersiedlung nach Italien das Familienleben entbehrte, indem die Gattin in Zürich zurückgeblieben war und nur durch regelmäßige Correspondenz mit ihm verkehrte. Ungestörte Gesundheit bis in sein hohes Alter sicherte ihm seine außerordentlich mäßige und geregelte Lebensweise. — Die antiquarische Gesellschaft in Zürich ist dem Begründer der Baumwollindustrie in Unteritalien noch heute dankbar für eine schöne Sammlung von Vasen, die E. unter seiner eigenen Leitung ausgraben ließ und den Alterthumsfreunden der Vaterstadt zum Geschenk machte.

Einige Grundzüge aus dem Geschäftsleben des Hrn. J. J. Egg aus Zürich in der Schweiz. 1837. Franz Otto, Der Kaufmann zu allen Zeiten, Leipzig u. Berlin 1869. Wartmann.

Eggeling: Johann Hinrich E., aus angesehenem Geschlecht am 13. Mai (a. St.) 1639 zu Bremen geboren, besuchte die dortige lateinische Schule, trieb auf den Universitäten Helmstedt und Leipzig juristische und philosophische Studien, unternahm nach Abschluß derselben Reisen durch Italien, Frankreich, Spanien, die Schweiz und den größten Theil Deutschlands und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder, wo er am 13. October 1676 in das Collegium der „Elterleute“ aufgenommen und zum Lohne für die Dienste, die er in dieser Stellung der Stadt geleistet hatte, am 29. Sept. 1679 vom Rathe zum Secretarius (Stadtschreiber) erwählt wurde, welches Amt er bis zu seinem am 15. Februar 1713 erfolgten Tode bekleidete. Seine Mußezeit widmete er historischen, numismatischen und antiquarischen Studien; Proben derselben hat er in mehreren kleinen Abhandlungen veröffentlicht: über einige angebliche Münzen des Nero („De numismatibus quibusdam abstrusis Imp. Neronis disquisitio per epistolas inter v. cl. Carolum Patinum d. m. P. et Joh. Henr. Eggelingium reipubl. Brem. secret. harum editorem“, Bremen. 1681); über ein zinnernes Medaillon mit dem Bilde des Antinous („De orbe stagneo Antinoi ad ill. Luccensium abbatem epistola“, Bremen 1691); über den Namen Germania („De vocabulo Germaniae“ im Anschluß an die Worte des Tacitus German. c. 2 g. E.); von den Chaucen; über den bei Ptolemäus (Geogr. II. 11, 27) vorkommenden Ortsnamen Phabiranon; von dem Worte Wiclibeth, Weichbild; von den Ruhlands-Bildern oder Rolands-Säulen (die zuletzt genannten 5 Abhandlungen sind zusammengedruckt unter dem Titel: „Miscellaneae Germaniae antiquitates“, neue vermehrte und verbesserte Ausgabe besorgt durch Joh. Hinr. Pratje, Stade 1775). Auf Befehl des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig veröffentlichte er auch eine Abbildung und Erklärung des in der Kunstkammer desselben befindlichen Onyxgefäßes (des sogenannten Mantuanischen Gefäßes) unter dem Titel: „Mysteria Cereris et Bacchi in vasculo ex uno onyche.... evoluta“ (Bremen 1682). Eine in den Leipziger Acta Eruditorum vom April 1683 erschienene anonyme Anzeige dieser sowie der früheren Schrift Eggeling's über Münzen Nero's rief mehrere Streitschriften hervor, deren für den Ton der Polemik jener Zeit charakteristische Titel wir vollständig anführen. Zunächst schrieb E. gegen jene Anzeige die Schrift: „Censura censurae mysteriorum Cereris et Bacchi ac inprimis disquisitionis epistolicae de numismatibus quibusdam Neronis Imp. sub umbone tituli Actorum eruditorum Lipsiae haud ita pridem a Malevolente quodam divulgatae“. 1684. Darauf antwortete der Verfasser jener Anzeige, der Leipziger Professor der Poesie und Universitätsbibliothekar Joachim Feller, durch folgende Schrift: „Vindiciae adversus Johannis Henrici Eggelingii iniquissimam insulsissimamque censuram, ut vocat, censurae mysteriorum Cereris et Bacchi, necnon disquisitionis epistolicae de numismatibus quibusdam quae pro Neronianis ille venditat“. Leipzig 1685. Darauf erschien folgende Duplik Eggeling's: „Abs-

tersio fellearum calumniarum atq. acerbiss. iniuriarum quas contra personam, honorem, et opuscula sua hactenus edita, omni Christiana caritate sequestrata, plus quam Cynica procacitate in Publicum enixus est ss. theol. l. Joachimus Fellerus poes. p. p. et acad. Lips. bibliothecarius". Bremen 1689.

Vgl. Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden (von Joh. Hinr. Pratje, General-Superintendent zu Stade), Bd. I., Stade 1769, S. 313—320. Bursian.

Eggenberg: Balthasar von E. (Eggenberger, Ekkenperg, Egkenberg, Eckhenberg), einer der Söhne Ulrichs und der Barbara v. Gibig, Stifter der jüngern Linie dieses vom Glücke so begünstigten Kaufmannsgeschlechtes, aus welcher dann die Freiherren und Fürsten von Eggenberg hervorgingen. Sein Vater Ulrich E., zunächst zu Radkersburg, in der südöstlichen Steiermark, ansässig, aber auch in Graz behaust, betrieb wol beider Orten sein ausgedehntes Handelsgeschäft, daher er einerseits als Bürger von Radkersburg, andrerseits als Grazer Kaufmann angeführt wird. Daraus erklärt sich auch der Umstand, daß der muthmaßlich älteste Sohn Hanns, der Gründer der älteren Eggenberger Linie, Bürger von Radkersburg, Balthasar hinwieder Grazer Bürger genannt wird. Ihr Vater Ulrich starb 1448, mit Kindern aber auch Glücksgütern reich gesegnet und scheint schon ein patricisches Familienwappen, das mit den drei Geiern, geführt zu haben. Sicher ist dies bei Balhasar der Fall, dessen Speculationsgeist und Geldmittel sehr bedeutend gewesen sein müssen. Schon um 1458 erscheint er als Gläubiger des verschuldeten Kaisers Friedrich und Pächter der landesfürstlichen Münze in Graz. Als solcher theilte er mit andern Geschäftsgenossen den üblen Ruf, gar schlechte Münze, die sogenannten „Schinderlinge" geschlagen zu haben, um möglichst viel Gewinn zu ziehen. Zeitgenössische Quellen, wie die österreichische Chronik eines Ungenannten und Jakob Unrest, sind auf ihn schlecht zu sprechen. Erstere läßt ihn aus Besorgniß vor der Ahndung seines unredlichen Gebahrens für eine Zeit nach Venedig entweichen. Aber Unternehmungsgeist und Glück sicherten seine Lebensstellung und machten den Kaiser noch öfter zu seinem Schuldner; besonders in den Tagen der Baumkircherfehde, da der Kaiser den Seckel und die Lieferungen des Eggenberger's mehr als je brauchte. Auch die Stände der Steiermark nahmen Geldvorschüsse des reichen Mannes stark in Anspruch, um damit Baumkircher's Forderungen zu begleichen. — Balthasar treffen wir später infolge von Mißhelligkeiten mit dem Landesfürsten als Gefangenen auf dem Grazer Bergschlosse. Eine Urkunde aus der ersten Regierungszeit Max' I. bezieht sich auf die allerdings bedeutende Geldsumme, um welche sich die Forderungen Balthasars an den Kaiser drehten. B. soll um das Jahr 1490 das alte Schloß Eggenberg bei Graz erbaut haben. Er † 1493. — Sein Sohn Wolfgang ist der Großvater Johann Ulrichs v. Eggenberg, welcher 1598 baronisirt und als einflußreichster Günstling K. Ferdinands II. 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. — Von einem dritten Bruder Balthasars soll die Augsburger Linie der Eggenberger abstammen. Für die Annahme, daß die steiermärkischen Eggenberger ursprünglich aus Augsburg in Steiermark einwanderten und sich in Radkersburg niederließen, liegt kein halbwegs stichhaltiger Grund vor.

Muchar's Gesch. des H. Steiermark 8. Bd. Paul v. Stetten, Gesch. der Augsburgischen Geschlechter, in s. G. d. Freyen Stadt Augspurg (1743—58). Ersch und Gruber's Encyklop. I. S. 31. Thl. 1838. S. 200—213, von Stramberg. Gegen dessen Anschauungen erschien der Aufsatz in den Wiener Jahrb. 108. Bd. A. Bl. A. Luschin, Die Münzen und Medaillen der Fam. Eggenberg, im 14. Hefte der Mitth. des hist. V. f. St. 1866, S. 35 ff.

Krones.

Eggenberg: Hans Ulrich, Freiherr, dann Fürst v. E., geb. 1568, † 18. Oct. 1634, Sohn Siegfrieds v. E. und der Benigna v. Galler, erwuchs im protestantischen Glauben, der an seinem Vater einen der entschiedensten Vertreter besaß. Die ersten Thatsachen seines glückbegünstigten Lebens knüpfen sich an die soldatische Laufbahn. Er trat in spanische Dienste und brachte es in den Niederlanden zum Hauptmann, ein Beweis, daß ihn schon bei dieser Berufswahl keinerlei confessionelle Rücksichten bestimmten. Deutlicher und greifbarer wird sein Lebensgang vom Schlusse des 16. Jahrhunderts an, indem er, seit 1597 etwa, eine dienstliche Stellung suchte, welche ihm, dem nicht sonderlich kräftigen Manne, dem Cavaliere von bedeutendem Vermögen, ja einem der reichsten Erben Deutschösterreichs, voll Talent und Geschick zum Gesellschafter und Diplomaten eines Fürstenhofes, dem liebenswürdigen und leutseligen Menschen im großen Weltverkehre, mit dem Ehrgeiz aber auch mit den biegsamen Grundsätzen einer vornehmen Natur — ganz anders behagen und unvergleichlich vortheilhafter erscheinen mußte. Er wurde als Mundschenk Erzherzogs Ferdinand II. bald dessen beliebtester Hofmann und vertrautester Günstling. Es war dies zu einer Zeit, in welcher der Sohn Erzherzogs Karl II., des Stifters der jüngeren inneröſterreichischen Habsburgerlinie, die Regierung Steiermarks, Kärtens, Krains, Italiens und der Südmarken antrat und den unabänderlichen Entschluß faßte, die katholische Gegenreformation in seinem Lande rücksichtslos durchzuführen. Zu den an Zahl nicht geringen Adelichen, welche den Uebertritt zum Katholicismus der Auswanderung vorzogen, gehörte auch Hans Ulrich v. E. und dieser Schritt eröffnete dem Convertiten die freie Bahn zu glänzenden Lebenszielen. Weniger tief an Geist, aber ungemein weltklug und findig, verstand er es, sich seinem Dienstherrn im geselligen Vergnügen so gut als im Ernste der Staatsgeschäfte unentbehrlich zu machen. Zudem war er eine in politischen und confessionellen Dingen gesund und mild denkende Natur, kein Freund von Ueberstürzungen und gewagten Staatsexperimenten. Schon am Schlusse des 16. Jahrhunderts Kammerpräsident, Obersthofmeister der ersten bairischen Gemahlin Ferdinands II., bekleidete er bald darauf (1602) die Krainer Landeshauptmannschaft. Die erste wichtige diplomatische Mission war (1605) die an den spanischen Hof im Auftrage K. Rudolfs II., zu einer Zeit, da dieser kränkliche unthätige und gegen seine Verwandtschaft äußerst mißtrauisch gewordene Herrscher beim Cabinete von Madrid äußerst schlecht angeschrieben erscheint. Auch Kaiser Matthias (1612, † 1619) verwandte den E. zu einer Sendung an K. Philipp III., dessen günstige Stimmung dem Wiener Hofe sehr wichtig war. Den entscheidendsten Schritt zur herrschenden und weithin einflußreichen Lebensstellung that E. mit dem J. 1615, in welchem er als Obersthofmeister Erzherzog Ferdinands II. Director des geheimen Rathes d. i. Premierminister und Statthalter ganz Innerösterreichs, die Seele der Grazer Regierung und das Factotum, der „Favorite" seines Herrn wurde. Die Adoption Ferdinands II. durch K. Matthias und seine Thronfolge in Gesammtösterreich seit 1619, allerdings unter den schwierigsten Verhältnissen, eröffnete E. einen ungemein erweiterten Wirkungskreis. So finden wir bei einem der entscheidendsten Vorgänge im Leben Ferdinands, bei dessen Kaiserwahl zu Frankfurt, E. in hervorragender Weise thätig. Kein Freund der spanischen Politik erregte E. nicht geringe Verstimmung beim Cabinete von Madrid und dessen Botschafter am Hofe Kaiser Ferdinands II., als er dessen zweite Ehe mit Eleonore von Mantua aus dem Hause Gonzaga vermittelte, während Spanien für eine savoyische Prinzessin eintrat. Der vergebliche Versuch, den unbequemen Staatsmann zu stürzen, schloß mit der Einsicht des spanischen Hofes, den einflußreichsten Günstling Ferdinands II. lieber zu gewinnen, und so erfolgte 6. August 1622 die Ordensverleihung des goldenen Vließes. Nichtsdestoweniger

vermied E. beharrlich, sich in das Schlepptau der spanischen Politik nehmen zu lassen. Ebenso vertrat er die Ansicht, daß der Kaiser sich von der selbstsüchtigen Hilfeleistung Baierns und der Liga emancipiren müsse. Schon bei der Belehnung Maximilians mit der Kurpfalz hatte E. einige Einschränkungen im Sinne, und der oberösterreichischen Bauernkrieg wider die bairische Pfandherrschaft (1626) veranlaßte ihn, bei dem Monarchen auf die möglichst beschleunigte Lösung dieses ungesunden Pfandschaftsverhältnisses einzuwirken. Als im J. 1625 der Waldstein oder Wallenstein mit dem Plane der Bildung einer kaiserlichen Armee hervortrat, fand er an E. einen wichtigen Gönner, nachdem dieser seinen ersten Widerwillen gegen diese abenteuerlichen Pläne überwunden hatte. In Bruck a. d. Lejtha überzeugte (1626, Nov.) Wallenstein den E. von der Berechtigung des Kaisers, die Quartiere seiner Armee über ganz Deutschland auszudehnen. Da könne man ohne Mühe 70000 Mann erhalten, die Feinde zum Frieden nöthigen und dem Kaiser wieder zur obersten Würde in der Christenheit verhelfen. E. bewies sich als Gönner und Sachwalter Wallenstein's zur Zeit des Regensburger Conventes (Juni — November 1630), als die liguistische Partei, Baiern an der Spitze, gegen Wallenstein beim Kaiser Sturm lief und auf der Enthebung des „landverderbenden" und „überflüssigen" Generalissimus beharrte. E. und seine starke Partei, die Harrach, Werdenberg und Questenberg zunächst stemmten sich gegen diese verhängnißvolle Maßregel mit allen Kräften; dagegen zeigten sich der liguistischen Anschauung befreundet Eggenberg's Neider und Rivalen, die alten kaiserlichen Räthe Meggau und Trautmannsdorf, hinter denen der einflußreiche Ordensmann der Gesellschaft Jesu und Beichtvater Ferdinands, Lämmermann (Lamormains), und die spanische Diplomatie standen. Allein es kam dennoch zur Entlassung Wallenstein's, und ebenso wenig glückte E. die Realisirung des brennendsten Wunsches seines kaiserlichen Herrn, die Wahl des Erstgeborenen Ferdinands zum deutschen Könige, wie angelegentlich auch der dazumal gichtkranke Minister mit den Kurfürsten verhandelte. Etwas früher (1623—1624) war E. eine äußerst heikle diplomatische Action gelungen. Es galt die Einigung K. Ferdinands II. mit seinen Brüdern, den Erzherzogen Leopold und Karl, über die durch den Tod Erzh. Albrechts (des jüngsten Sohnes K. Maximilians II.), Gemahles der spanischen Infantin Clara Isabella Eugenia und Regentin der Niederlande, erledigten vorderösterreichischen Besitzungen, auf welche Spanien Ansprüche erhob; ferner die Bildung einer tirolischen Herrschaft und Habsburgerlinie durch den Uebertritt des Administrators der Bisthümer Straßburg und Passau, Erzherzog Leopolds, in den weltlichen Stand und dessen Heirath mit einer italienischen Prinzessin; endlich die genauere Regelung der deutschhabsburgischen Primogenitur und Senioratserbfolge. Mit Spanien mußte ziemlich lange unterhandelt werden, bevor es seine Ansprüche aufgab. Auch in dem mantuanischen Erbfolgestreite, der mit dem Frieden zu Chierasco schloß, gab es für E. nicht wenig zu thun, doch blieb in diesem Handel die französische Politik Siegerin. — Die Ahnung Eggenberg's, man werde die Enthebung Wallenstein's bald bitter zu bereuen haben, sollte schnell gerechtfertigt erscheinen. Schon nach dem ersten Schwedensiege über Tilly bei Leipzig oder Breitenfeld (1631) erhoben die Freunde Wallenstein's bei Hofe die mahnende Stimme und nach der zweiten Niederlage Tilly's und dem Tode des greisen Feldherrn (Frühj. 1632) galt es, Wallenstein um jeden Preis für ein zweites Generalat zu gewinnen. Die entscheidenden Unterhandlungen mit dem begreiflicherweise äußerst zähen Feldherrn führte E. in Znaim und brachte sie endlich zum Abschluß. Es waren unerhörte, verhängnißvolle Bedingungen, unter denen der Friedländer zum zweiten Male Capo und Generalissimus der kaiserlichen Armada wurde, aber er verkaufte um keinen niedrigeren Preis seine Dienste. Man darf daher dem Minister

Ferdinands II. angesichts der verzweifelten Lage des Kaisers und der Liga die Znaimer Artikel nicht zur Last legen, um so weniger, als selbst der Kurfürst von Baiern, Wallenstein's Hauptgegner, sich die Demüthigung, dem Friedländer hilfeheischend zu begegnen, gefallen lassen mußte. Als nun aber Wallenstein auf Abwege gerieth und endlich ein förmlicher Bruch zwischen ihm und dem Kaiser eintrat, war E. so lange als möglich sein Vertheidiger, so daß der spanische Gesandte, Oñate, ein Hauptgegner Wallenstein's, über die „Hartköpfigkeit" des Kaisers und seines Ministers Klage führte. E. vertrat noch Mitte Januar 1634 die Ansicht, man könne durch eine Beschränkung der übergroßen Vollmacht des Feldherrn dem Uebel einen Damm setzen, aber die Gegengründe überwogen und die Ereignisse sollten den Gegnern Recht geben. Der Fall Wallenstein's (Febr. 1634) bilden den entscheidenden Wendepunkt im Leben des Eggenberger's. Klug genug, um zu wissen, daß ihm der Kaiser das frühere unbegrenzte Vertrauen nimmer schenken und ihn am alten Platze als Favorit und Minister belassen könne, nahm er Abschied vom Hof und starb in freiwilliger Verbannung zu Laibach, 4 Monate nach seinem Rücktritt, — den 18. Oktober 1634. Sein Leichnam ruht in der Grazer Minoritenkirche, jetzt Mariahilfer Pfarrkirche, in der Murvorstadt, die er erbauen ließ.

Es ist von Interesse die Aemter und Glücksgüter oder Besitzungen dieses historisch bedeutendsten Eggenberger's zu überblicken. Von Hause aus reich gelangte er um so leichter dazu, diesen Reichthum zu mehren, und die Gunst seines Fürsten war nicht sparsam mit Würden und Geschenken. 6. Decbr. 1622 verlieh ihm K. Ferdinand II. die umfangreichste Herrschaft Böhmens, die Krumauer, einst den Rosenbergern, dann dem natürlichen Sohne K. Rudolfs II., Julius von Austria, gehörig, 16 □M. groß, mit 313 Ortschaften. Dazu kamen aber noch die großen Herrschaften Netolic und Prachatic, oder Winterberg. Es war eben nach der Schlacht am weißen Berge, derzufolge massenhafte Güter fiscalisirt und verfügbar wurden. 1623, den 21. August, gelangte er schon zur erblichen Reichsfürstenwürde, aber ohne Sitz und Stimme im Rathe der Reichsfürsten. Doch genossen erst seine Enkel diese Vorrechte thatsächlich. An die Uebertragung des Oberstlandmarschallamtes im Lande ob und unter der Enns knüpften sich wieder bedeutende Güterschenkungen. Zwei Jahre später (15. April 1625) erhob der Kaiser die Krumauer Herrschaft zu einem Herzogthum, erblich im Hause der Eggenberger. Damals führte er den Titel: „Herzog zu Crumau, des h. R. R. Fürst und Herr zu E., Graf zu Adelsberg (Krain), Herr zu Pettau, Ehrenhausen, Straß (Steiermark), Senftenberg (Nied.-Oe. Viertel O. M. B.) und Ober-Walsen (Ober-Oe. Mühlviertel), Obrister Erbmarschall in Oesterreich, Oberister Erbkämmerer in Steyermark, Obrister Erbmundschenk in Crain und in der windischen Mark, Ritter des goldenen Vließes, geheimer Rath, Kämmerer, bevollmächtigter Gubernator der Inneröſterreichischen Lande" — „Unser Oheim und sunders lieber Fürst", — es ist dies der glänzendste und huldreichste Titel, den je ein österreichischer Minister geführt hatte. Es hatte aber auch bisher kein Minister einen so langdauernden, ungetheilten Wirkungskreis und die bis zum letzten Augenblicke ausdauernde Huld seines Fürsten besessen. Sein Rath und Umgang war Ferdinand II. unentbehrlich. Gar oft mußten sich die geheimen Räthe in die Wohnung des Fürsten begeben, wenn denselben häufig wiederkehrende Gichtleiden ans Zimmer fesselten. Der Kaiser selbst stand nicht an, ihn sehr häufig zu besuchen, nicht blos zu Berathungen, für welchen Zweck ein eigener bedeckter Gang von der Hofburg zur Wohnung Eggenberg's führte, sondern auch zur Erheiterung durch Spiel und Gespräch, in welchen Fällen die Kaiserin regelmäßig mit zu Gaste kam. Länger als ein Menschenalter behauptete der schöne Mann mit geistvollem Auge und edelgeformter Stirne, mit dem Gepräge des

vollendeten Welt- und Lebemannes, ohne Genialität, aber beweglichen, scharfen Blickes und reich an Erfahrungen, seinen Platz. Die venetianischen Relationen dieses Zeitraumes betonen wiederholt seinen herrschenden Einfluß und die Hofgeschichte zeigt, wie die Eggenbergische „Partei“ oder „Familie“ das Heft in den Händen hatte. Es spiegelt sich das auch in dem traditionellen Wortspiele, daß Oesterreich auf drei Bergen: Eggenberg, Questenberg, Werdenberg ruhe. Selbst der Wink, daß E. seine Rolle bei Hofe ausgespielt habe, wurde in der schonendsten Weise ertheilt, aber eben so feinfühlig verstanden. — Fürst E., der sich auf seinem wichtigsten Landsitze Eggenberg bei Graz durch den großartigen Schloßbau verewigte, welcher noch immer im Roccocostil jener Zeit sich erhält, übte wahrscheinlich als Inhaber der großen Herrschaft Krumau das von seinen Vorgängern, den Herrn von Rosenberg, geübte Münzrecht aus. In der Steiermark, dem Heimathlande seines Hauses, an dessen Landrechtsverbesserung er um 1622 als Mitglied einer Commission arbeitete, besaß er über 30 Herrschaften; in Krain den großen einst landesfürstlichen Besitz Adelsberg (Postojen), seinetwillen von K. Ferdinand II. zu einer Grafschaft erhoben, und weitere acht Herrschaften, darunter das große Gut Weissenfels. Am Anfang allerdings überwogen die böhmischen Gütererwerbungen, abgesehen von Krumau, die große Herrschaft Cheynow in Taborer und die weit größere Klingenberg-Worlik im Prachiner Kreise. An frommen Stiftungen namentlich in Graz, Görz, Fiume ließ er es nicht fehlen. In den beiden letztgenannten Orten wurde der Jesuitenorden mit Collegien (1614, 1627) bedacht. Der Fürst verstand es, die Macht und den Einfluß dieses Ordens abzuschätzen, ihm als Gönner sich zu empfehlen, ohne gerade sein Schleppträger zu werden. — Das Erwerben und Zusammenhalten einer so riesigen Gütermasse setzte in der Familie E. durchaus ökonomisches und finanzielles Talent voraus. So spiegelt sich auch die gewinnbringende Vielgeschäftigkeit in der Thatsache, daß Fürst Hanns Ulrich die Hauptmannschaft der Brixner Bisthumsherrschaft Veldes und das Capitaneat über die Uskokencolonie an der krainisch-kroatischen Grenze, Sichelburg oder Schumberk, bekleidete. Aus seiner Ehe mit Sidonia Maria Franziska Freiin von Thanhausen ist neben drei Töchtern ein Sohn Johann Anton zu Jahren gekommen, der gefürsteter Graf von Gradiska wurde.

Litteratur: Khevenhiller, Annales Ferd., II. Bd. Wißgrill, Schauplatz des landsäss. niederösterr. Adels 1794—1824. 2. Bd. S. 352, 354—358. Ersch-Gruber's Encyklop. I. Section, 31. Thl. 1838. Art. Eggenberg, von Stramberg (S. 205—209). Wiener Jahrb. d. Litt. 108. Bd. A. Bl. S. 37. Winklern, Biographie denkw. Steiermärker. Steierm. Zeitschr. 6. Bd. Luschin, Die Münzen und Medaillen der Familie Eggenberg, i. d. Mitth. des hist. V. f. Steiermark (1866) 14. Heft. — Die venezianischen Relationen, herausg. v. Fiedler in 26. Bd. der Fontes rer. austr. I. Abth. h. v. d. Wiener Akad. der Wiss. — Hurter, Gesch. Ferd. II. Krones.

Eggenberg: Ruprecht Freiherr v. E., kaiserl. Kriegs-Oberster in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts, geb. 1545 zu Ehrenhausen bei Graz in Steiermark, † 1611 zu Wien. Eggenberg's Vater war Christoph E., Gutsbesitzer zu Ehrenhausen und Steuereinnehmer der Landschaft in Steiermark. Ruprecht als zweiter Sohn begann seine Laufbahn als Castellan des Grazer Bergschlosses (diesen Titel behielt er zeitlebens), trat aber bald in fremde Kriegsdienste. Besonderer Erwähnung geschieht seiner zuerst 1583, in welchem Jahre der Herzog Wilhelm V. von Baiern im Auftrage des Reiches an dem Usurpator des Bischofstuhles zu Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, die Reichsacht zu vollziehen hatte; E. befehligte damals unter dem Feldobersten Herzog Ferdinand von Baiern, die Artillerie bei der Belagerung von Bonn, un-

gewiß ob in baierischen Diensten oder bei den spanischen Hülfstruppen stehend. Bevor der Angriff auf Bonn vollständig vorbereitet war, ergab sich die Stadt im Januar 1584, hauptsächlich in Folge der Ueberredungskunst, welche E. bei den Bürgern anwendete. — Im J. 1586 erscheint E. als Oberst im spanischen Heere, in dessen Reihen er unter Alexander Farnese in den Niederlanden gegen die aufgestandenen Provinzen kämpfte.

In den vaterländischen Dienst trat E. erst ein, als die Türkengefahr dem Reiche drohte; vom Kaiser zum Schutze seines Heimathlandes zurückberufen, wurde er zum Grenzbefehlshaber der windischen Mark mit dem Sitze in Agram ernannt. In den fortwährenden Fehden mit den türkischen Paschas, welche trotz des verlängerten Waffenstillstandes von Adrianopel kein Ende nahmen, deckte er die Grenze gegen die Einfälle der Türken. Diese Kämpfe nahmen 1593 größere Dimensionen an. Im Juni rückte der Pascha von Bosnien mit 30000 Mann zur Belagerung der Grenzfeste Sissek vor. Nachdem deren Besatzung noch rechtzeitig durch E. verstärkt worden war, sammelten sich die Grenzbefehlshaber nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft mit ihren Truppen in Agram, unter diesen Erdödy, Auersperg, Rebern u. A., von welchen aber jeder sich als selbständig betrachtete. Es gelang Eggenberg's Vermittlung, einen freien Kriegsrath zu Stande bringen und in diesem entschied man sich, mit der gesammten Macht, im ganzen nur 5000 Streiter, den Türken entgegen zu rücken. Gegnerischerseits ging der Pascha von Bosnien am 22. Juni unter Zurücklassung von 10000 Mann vor Sissek über die Kulpa vor. Noch im Uebergange begriffen, wurde er von den Christen angegriffen und vollständig geschlagen; Viele ertranken in der Kulpa, unter ihnen auch der Pascha. Das Belagerungsheer vor Sissek zog sich in Folge dieser Niederlage eilig zurück. Die weitere Folge des Sieges der Christen bei Sissek war, daß nun der Sultan selbst den Krieg erklärte. Ein neues Heer der Türken rückte an; die Christen, welche inzwischen die Belagerung der türkischen Feste Petrina begonnen hatten, mußten sich zurückziehen, auch konnten sie dieses Mal die Wegnahme von Sissek nicht hindern. In diesem wie im nächsten Jahre mußte E. sich auf die Vertheidigung der Grenze beschränken. Erst 1595 konnte er wieder die Offensive ergreifen: im Verein mit Erdödy, Zriny u. A. gelang es ihm, Petrina und einige andere türkische Grenzorte zu besetzen und sich hier für die nächste Zeit zu behaupten. 1597 wurde E. zum Heere des Erzherzogs Max nach Ungarn berufen, doch auch hier hatten die Christen keine Erfolge. Der schlechte Zustand des deutschen Kriegswesens und namentlich der Mangel an Geldmitteln machten größere Fortschritte unmöglich trotz hervorragender Leistungen im einzelnen. Die Belagerung von Raab, welcher E. beiwohnte, mußte aufgegeben werden und das Heer Maximilians zog sich über Komorn nach Gran zurück. An Stelle Pernstein's, welcher während der Belagerung gefallen, war E. Feldzeugmeister geworden. Als die Gefahr vor den Türken immer größer wurde und ein Einfall derselben in die deutschen Länder drohte, ernannte ihn Kaiser Rudolf II. 1598 im Vertrauen auf seine Tüchtigkeit zum Befehlshaber der Wiener Stadt-Garden und erhob ihn im gleichen Jahre mit seinen Brüdern und seinem Vetter Ulrich in den Freiherrnstand. Fortan verblieb E. nun in Wien, zugleich dem Regenten der inneröfterreichischen Lande, Erzherzog Ferdinand, als Berather in Kriegssachen beigegeben, seine Tüchtigkeit wurde jedoch weiter nicht mehr in bemerkenswerther Weise auf die Probe gestellt. Er starb, ohne verheirathet gewesen zu sein.

Hirtenfeld, Oesterr. Mil.-Conv.-Lex. II. 1852. Rhein. Antiquarius IV. 1. 1863. Heilmann, Kriegsgeschichte von Baiern &c. I. 1868.

Landmann.

Egger: Johann Georg E., Naturforscher, geb. am 15. Mai 1804 zu Salzburg, † am 19. März 1866 zu Wien, hatte als Sohn eines gemeinen Soldaten trotz des Verständnisses der Familie für die Bedeutung der Bildung doch nicht die Mittel, seine rege Wißbegierde in dem Maße zu befriedigen, wie es Andern ermöglicht wird. Auch seine Studienjahre waren dornenvoll, hart und schwer, das gewöhnliche Martyrium armer Knaben ward auch ihm völlig zu Theil. Aber wie so vielen Anderen, stählte sich auch Egger's Willenskraft in diesem Kampfe; er ward ein vorzüglicher Student, der als ein halbes Kind schon Andere unterrichten konnte. 1824 begann E. medicinisch-chirurgische Studien am Lyceum zu Salzburg, 1826 setzte er dieselben unter Wattmann und Wawruch fort, 1829 gewann er — nachdem er sich hauptsächlich dem operativen Fache zugewendet — das Magisterium der Chirurgie und Geburtshülfe. Seine ausgezeichneten Leistungen als Operateur aber erwirkten ihm nach Jahren mühsamster Arbeit 1834 die Anstellung als Hofwundarzt; es zeugt für seine Energie, daß er sich 1847 als verheiratheter Mann in gesicherter Stellung als Hörer der Medicin inscribiren ließ, 1850 gewann er zu Wien die Ehren des akademischen Grades. Neben den medicinischen Studien hatten E. stets naturwissenschaftliche Forschungen beschäftigt; ungemein eifrig in Excursionen brachte er, ein Naturfreund von seltener Innigkeit und Zartheit, botanisches und zoologisches Material von seinen mit Frauenfeld und Schinner unternommenen Ausflügen heim. Als Mitbegründer der k. k. Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft gewann er hier bald die allgemeine Achtung, er wurde Ausschußrath und Secretär derselben, 1861 erhielt er auch die Anstellung als k. k. Hofarzt. Aber seit 1863 begann er zu kränkeln und ward am obengenannten Tage 1866 seiner Frau, mit der er in sehr glücklicher Ehe gelebt, und einem hoffnungsvollen Knäblein, Ludwig, auf das des Vaters Geisteskraft übergegangen, in Folge einer Lungenlähmung entrissen. Nicht am wenigsten aber hat die Wissenschaft der Zoologie an ihm verloren; mit Schinner zusammen und dann für sich hat E. durch eine Reihe der wichtigsten Abhandlungen über seine Specialität: die Dipterenfauna, die Dipterologie wesentlich erweitert und bereichert, „er wird stets einen ehrenvollen Platz einnehmen in einer Geschichte der Entomologie Oesterreichs“. Ein chronologisches Verzeichniß seiner Werke lieferte Dr. J. R. Schinner in der kurzen, aber warm gehaltenen Lebensskizze Egger's (Verhandlungen der k. k. zool.-bot. Gesellschaft in Wien, 1867), S. 6—10.

Horawitz.

Eggerdes: Andreas E., Mag. art., vom Rath ernannter Professor zu Rostock, † 21. Aug. 1550, geb. in Rostock, besuchte daselbst die Universität seit October 1524, Baccalaureus 1528, studirte dann in Köln, wo er Magister wurde; 1532 an die Universität Rostock berufen, die fast eingegangen war, hob er diese nach einstimmigen Zeugnissen zuerst wieder, war zuerst Decan 1538; er lehrte im Collegium artium, war je zwei Mal im Jahre 1539 und 1542, dann wieder 1548 und 1549 Rector der Universität, 1545 Vicerector. Er ist katholisch geblieben, hatte eine Stelle im Domstift und damit als Pfründe die Pfarre zu Biestow.

Rost. Etw. III. 420 f. (wo die Quellen), 441 f. 601. 603 f. IV. S. 36. 38. 109. Lisch, Jahrb. 16. S. 24. Krause.

Eggerdes: Petrus E. (Eggers), Prediger in Rostock seit 1555, einer der für lutherische Pastorenherrschaft begeistertsten, aber wüstesten Streiter des 16. Jahrhunderts, durch die Rostocker Verhältnisse zeitweilig Kampfgenosse des Tilemann Heshusius, dem er zu seinem Auftreten in Mecklenburg den Anlaß gab. Er war der Sohn eines Baders in Rostock, um 1552 studirte er noch in Wittenberg, wurde Prediger in Stolberg und im Mai 1555 vom Rostocker Rath

an die Jacobikirche als Prädicant berufen. Er soll gelehrt gewesen sein, war aber im Strafen von Mißbräuchen ein gewaltiger Eiferer, der auch der gröbsten Schimpfworte von der Kanzel herab gegen namentlich genannte Leute, selbst gegen den Bürgermeister Peter Brümmer, sich bediente. Nach einem heftigen Ausfall wegen des Begräbnisses des katholischen Officials Detlev Danckwardi von der Kanzel herab am 8. März 1556, entsetzte ihn der Rath des Amtes und verbot ihm jede geistliche Handlung. Sofort predigte am Ostertage (5. April) der Pastor Andreas Martens (Martini), zugleich Rector der Universität, für ihn und hetzte das Volk auf, die Fürsten machten sich den Fall zu nutze, um sich das Patronatrecht in der Hansestadt zu sichern, sie ließen Tilemann Heshusius an derselben Kirche als Pfarrer einsetzen, der aufs heftigste für E. eintrat und ihn am 26. Juli auf herzoglichen Befehl gegen den Rath wieder einführte. Auch David Chyträus hatte sich für ihn verwandt. E. und Heshusius erhoben dann bald neuen großen Streit wegen der üblichen Sonntagshochzeiten. Es war die Frage der Kirchenzucht, deren sich die Geistlichkeit vollständig bemächtigen wollte; der Kampf richtete sich wieder gegen Brümmer und die aufgehetzte Gemeinde kehrte sich desto mehr gegen den Rath, als Brümmer (1536 Rathsherr, 1552 Bürgermeister) große Geldzahlungen für die Fürsten auf die Stadt übernommen hatte, die später zu dem wüthenden Accisestreit führten. Da E. und Heshusius sich nicht fügen wollten, wurde jener am 10., dieser am 11. Octbr. 1557 mit Gewalt aus der Stadt gewiesen. Der nachfolgende, an Geschimpf und Gewaltthätigkeiten reiche Hader gehört in die Geschichte Mecklenburgs und in die Biographieen des Heshusius, Draconites (Johann Drach), Reiche (Rich) und Martens, namentlich das Rathsdecret gegen das jüdisch-pharisäische Wesen vom 15. Octbr. 1557 und die „Antwort Dr. Tilemanni Heshusii und Petri Eggerdes“ ꝛc., welche von Schimpfworten strotzt. E. zog nach Magdeburg, auch dort hat der Rath ihn später ausgewiesen, er wurde dann Prediger eines österreichischen Freiherrn, der ihn abermals wegen seiner Hitzköpfigkeit verjagte, 1561 oder 62 kam er wieder nach Mecklenburg, seit 1558 hatten indessen die Herzoge die Sache von E. und Heshusius vor das Reichskammergericht gebracht, wo sie schwebte; forderten auch vom Rath 60000 fl. Buße für die Prediger-Austreibung. Nach 1562 hat er sich mit den Rostocker Pastoren überworfen, 1576 bat er um Aufnahme in die Stadt mit Frau und Kindern, anscheinend kam er aber nicht, Ende des Jahres wurde er auf fürstlichen Befehl aus der Nähe von Rostock entfernt, er hatte hart gegen David Chyträus' österreichische Agende geeifert, 1581 hatte er einen Katechismusstreit in Antwerpen, 1589 bat er Herzog Ulrich um Wiedereinsetzung in Rostock, die theologische Facultät aber erklärte sich, „da daraus ein schrecklich Feuer entstehen würde“, dagegen. Beide warfen sich falsche Lehren vor; 1593 nennt er sich Exul Christi und hadert mit den Rostocker Geistlichen als nicht hinlänglich anticalvinistisch. Vielleicht ist der gegen Flacius auftretende stud. theol. Petrus E. 1585 sein Sohn. — Den Bürgermeister Peter Brümmer hatte die Gemeinde im Aufruhr abgesetzt, da versagte ihm Pastor Mathäus Flege (Musca) wegen der Vertreibung des Peter E. das Abendmahl, und noch auf dem Todbette bearbeitete ihn jener und Pastor Andreas Martens bis zum Widerruf. Brümmer starb 1561. Ob Joachim Eggers, der im Aufstand der Sechziger am 10. Mai 1563 den Rostocker Rath gewaltsam mißhandelte, ein Verwandter des Peter E. sei, steht dahin.

Westphalen, Mon. ined. I. p. 1564—81. Ungenaden, Amoen. p. 1046 s. Besonders aber Rostocker Etwas IV. S. 434 f. und Jul. Wiggers bei Lisch, Jahrb. 19. S. 66 f., wo auch die Quellen. Vgl. deshalb auch Lisch 16. S. 9. Krause.

Eggers: Christian Ulrich Detlev Freiherr v. E., Staatsmann, war geboren am 11. Mai 1758 zu Itzehoe, kam aber schon in den Jahren 1771 und 1772 nach Kopenhagen, und es scheint, nach seinen eigenen Aeußerungen, daß dieser Aufenthalt für seine spätere Laufbahn bestimmend wurde. Elf Jahre später trat E. in den königl. dänischen Dienst des deutschen und ostindischen Secretariats bei dem Generallandesökonomie- und Commerzcollegium zu Kopenhagen und wurde schon im folgenden Jahre durch den geh. Rath Carstens mit dem berühmten Staatsminister Grafen Andreas Petrus v. Bernstorff (s. d.) bekannt, dem er auch zeitlebens ein treues und dankbares Andenken, ja eine fast schwärmerische Verehrung bewahrte. Bernstorff fand an Eggers' staatsrechtlichen und staatswissenschaftlichen Studien Gefallen, besonders da sie von einem Geiste der Aufklärung und politischer Reform getragen waren, welcher mit den Ideen und Plänen vollkommen übereinstimmte, deren Verwirklichung er sich beim Antritte seines zweiten Ministeriums (1784) vorgesetzt hatte. So erhielt denn E. schon 1785 die Professur der politischen, ökonomischen und Cameralwissenschaften an der Universität zu Kopenhagen, wurde 1787 daneben auch Assessor der Rentenkammer daselbst und 1788 noch überdies mit der Professur für Staatsrecht betraut. Da sich aber eine solche Berufsüberhäufung für die Dauer als undurchführbar erwies, und Eggers' Neigung ihn immer entschiedener auf die Laufbahn des praktischen Staatsmannes hinwies, so wurde er 1789 von seinen akademischen Verpflichtungen dispensirt, jedoch so, daß er sie nach Belieben wieder übernehmen konnte. Gleichzeitig mit seiner Lehrthätigkeit begann auch Eggers' schriftstellerische Laufbahn, ganz im Geiste der Philanthropie und Aufklärung, wie er von den französischen Encyklopädisten nach der ganzen gebildeten Welt hin ausströmte. Einer „Gedächtnißrede auf Max. Jul. Leopold von Braunschweig, gehalten in der Versammlung der drei vereinigten Logen in Kopenhagen und Flensburg", 1785, folgten rasch: „Gemälde zu Ehren der Menschheit", 1. Heft und „Rousseau der Jüngling", 1785, „Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in Rücksicht auf Aufklärung", 1. Bd. 1786 (spätere Fortsetzungen bis 1803 in 3 Theilen), sowie zwei wesentlich für Lehrzwecke bestimmte Schriften über „Dänische Staatskunst und dänische politische Schriften", 1786 und „Physische und statistische Beschreibung von Island aus authentischen Quellen und den neuesten Nachrichten", 1. Thl. 1786. Mit dem Ausscheiden aus dem Lehramte begann für E. eine zweite Periode seines Wirkens als Hülfsarbeiter des Grafen Bernstorff in der Staatskanzlei, später als Legationsrath. An den großen Reformen, welche dieser hervorragende dänisch-deutsche Staatsmann in dieser Zeit ins Werk setzte, nahm E. einen ebenso werkthätigen wie warmen Antheil. Insbesondere war es die Angelegenheit der Bauernemancipation in den Herzogthümern, welche ihn lange Zeit hindurch auf das lebhafteste beschäftigte. Hatten schon seine früheren Schriften „Briefe an Frau v. B. über die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohndienste" (im Deutschen Magazin 1789), „Commentatio inauguralis de jure imperantis libertatem perfectam restituendi rusticis glebae adscriptis", 1791 und seine „Bemerkungen über den Geist der neueren Landwirthschaftsgesetze in Dänemark", 1792, sich des Beifalls von Graf Bernstorff zu erfreuen gehabt, so veröffentlichte E. nunmehr auf directe Veranlassung des Grafen das „Schreiben eines holsteinischen Edelmannes an seinen Bruder über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Holstein", 1795, in welchem er, als Dolmetsch der Reformideen des Grafen, zunächst für die persönliche Freiheit der leibeigenen Bauern eintrat, welche zu gewähren nicht blos der Gutsherr, sondern auch der Landesherr schuldig sei; die Gewährung des Eigenthumsrechts an den Ländereien dagegen, das nicht den Bauern, sondern nur den Gutsherren zustehe, könne vom Landesherrn zwar

nicht befohlen werden; wol aber werde es sich von selbst finden, wenn nur der Bauer seine persönliche Freiheit erst wieder erlangt habe. In einer weiteren Abhandlung „Bedarf es weit aussehender Vorbereitungen, um dem holsteinischen Bauern seine persönliche Freiheit wieder zu geben?“ (im Deutschen Magazin, 1796. Bd. II.) wies er dann, unter Bekämpfung aller gegen das Emancipationsproject erhobenen Bedenken, auf die Veranstaltungen hin, welche nothwendig wurden, um den Bauern neben persönlicher Freiheit auch Eigenthum an ihren Stellen und Inventarien, mit Abschaffung der Frohndienste, zu geben, und berührte dabei zugleich, nach den Instructionen Bernstorff's, die Aussicht auf eine Unterstützung aus der staatlichen Creditcasse. Der Erfolg dieser Schriften entsprach den Erwartungen Bernstorff's, wie des Verfassers. Im selben Jahre noch erklärte die zur Untersuchung der Frage niedergesetzte wissenschaftliche Commission, daß sie die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den adelichen Gütern nothwendig fände und daher wünsche, und schon 1797 ward mit der Ausführung dieses Beschlusses begonnen. In Würdigung seiner Verdienste um die Hebung der Landescultur in seinem engern Vaterlande wurde E. in der Folge zum Oberprocurator der Herzogthümer und endlich zum Oberpräsidenten in Kiel ernannt, wo er 1813 starb. Von seinen übrigen Schriften sind besonders bemerkenswerth die „Denkwürdigkeiten der französischen Revolution in Hinsicht auf Staatsrecht und Politik“, 1794—1806, 6 Bände, seine „Memoiren über die dänischen Finanzen“, 1800, und das von ihm herausgegebene „Deutsche gemeinnützige Magazin“, 1788 ff., das aus seiner Feder zahlreiche Aufsätze ökonomischen und politischen Inhalts enthält.

Meusel, G. T. Viele biogr. Angaben enthält auch Eggers, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. dänischen Staatsministers A. P. Grafen v. Bernstorff, 1800. Inama.

Eggers: Hartwig Karl Friedrich E., Kunsthistoriker und Dichter, geb. am 27. Novbr. 1819 zu Rostock, † in Berlin am 11. August 1872. Er war der Sohn eines Kaufmanns, erhielt den Schulunterricht in seiner Vaterstadt, verließ aber 1835 die Prima des Gymnasiums, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Während der 4½ jährigen Lehrzeit erwachte die Liebe zu wissenschaftlichen Studien in ihm, er trieb neuere Sprachen und wandte, als er frei geworden, alle Kräfte darauf, das Versäumte nachzuholen. 1841 machte er das Abiturientenexamen und bezog die Universität Rostock, wo namentlich Wilbrandt, der Vater des Dichters, von Einfluß auf ihn war. 1842 ging er nach Leipzig und trieb geschichtliche Studien unter Wachsmuth, 1843 nach München, wo der Dichter J. V. Scheffel sein Gefährte und Freund wurde und wo er durch Thiersch zur classischen Archäologie und Kunstgeschichte gezogen wurde. Im folgenden Jahre ließ er sich in Berlin nieder, gründete seine Existenz auf Unterricht in neueren Sprachen und auf schriftstellerische Thätigkeit und promovirte in Rostock auf Grund einer Schrift „Von der erziehenden Macht der Kunst für die Jugend“. In Berlin war E. namentlich mit Franz Kugler in enge Beziehungen getreten und auf dessen Veranlassung erhielt er vom Minister Ladenberg den Auftrag zu einer Denkschrift über „Die Reorganisation der Kunstverwaltung im preußischen Staate“. Praktischen Erfolg hatte sie nicht. Im deutschen Kunstblatt ist sie später abgedruckt worden. Mit diesem Journal ist E. eng verknüpft. Nachdem er 1849 einige Monate in der Redaction der „Mecklenburgischen Zeitung“ zu Schwerin gewesen, kehrte er nach Berlin zurück, um als der Vertrauensmann der Fachgenossen das „Allgemeine Organ für Kunst und Kunstgeschichte“ ins Leben zu rufen, das er, solange es bestand, 1850–58, leitete. Bei der Gründung der „Verbindung für historische Kunst“ war er vorzugsweise betheiligt. Nachdem das Deutsche Kunstblatt eingegangen, war E. in Privat-

vorlesungen über Kunstgeschichte, später vor größeren Kreisen gemischten Publicums, sowie schriftstellerisch thätig. Bei seiner außerordentlichen Lehrbegabung kam er ganz in das rechte Fahrwasser, als er 1863 zum Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie ernannt ward. Später erweiterte er den Kreis seiner Vorlesungen, indem er über classische Dichtung alter und neuer Zeit vortrug; in der Folge übernahm er auch kunstgeschichtliche Vorlesungen an der Gewerbe- und der Bauakademie, kam aber erst 1868, als er einen Ruf nach Karlsruhe abgelehnt hatte, in eine einigermaßen sorgenfreie Stellung. Größere Reisen machte er 1862 und 1863, wo er in Deutschland, Frankreich, England war, und 1870, wo er als Begleiter des Großherzogs von Mecklenburg nach Italien ging. Im Mai 1872 berief ihn der Minister Falk in das Ministerium, um das Referat über Kunstangelegenheiten zu übernehmen. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens, namentlich auch der Künstlerkreise, und man konnte von ihm das volle Verständniß für die Aufgabe einer durchgreifenden Reorganisation erwarten. Aber schon wenige Monate hernach ward er dem neuen Beruf durch eine Krankheit, die schnell sein Ende herbeiführte, entrissen.

E. ist als Dichter erst nach seinem Tode allgemeiner bekannt geworden. Schon als Gymnasiast hatte er kleine Erzählungen in der von Amalie Schoppe herausgegebenen Jugendschrift „Iduna“ veröffentlicht. In Berlin war er dann eifriges Mitglied der Dichtergesellschaft Tunnel, aber ihm genügte die Theilnahme eines engen Freundeskreises für seine Dichtungen, nur weniges wurde in dem von nahestehenden Freunden herausgegebenen Jahrbuche „Argo“ und in ähnlichen Sammelwerken mitgetheilt; dafür war er aber auf dem Platze, wenn eine würdige Gelegenheit den Poeten verlangte. Seinem Freunde Taubert dichtete er den Text zur Oper Macbeth, den verbindenden Text zur Composition von Shakespeare's Sturm, dann eine Cantate zur Gedächtnißfeier von Rauch. Für die Siegesstraße in Berlin beim Einzuge der Truppen im J. 1871 erfand er ein paar treffliche Sprüche. Im J. 1874 erst gab dann sein Bruder seine Gedichte heraus (Breslau, R. Hoffmann). Durch gewählte Form und Feinheit der Empfindung zeichnen sie sich aus; unter ihnen sind einige Balladen, die zu den besten modernen Leistungen in dieser Gattung gehören. Das große Gedicht „Rom“ kommt historischen Gedichten von Geibel nahe. Im folgenden Jahre erschienen seine plattdeutschen Dichtungen, vermischt mit denen seines Bruders Karl, unter dem Titel „Tremsen“ (Kornblumen); tiefste Innigkeit des Gemüths verbindet sich hier mit bezauberndem Humor und meisterhafter Sicherheit in Form und Mundart, was von einem Kenner, wie Claus Groth, anerkannt worden ist.

Als Kunstschriftsteller bewegte sich E. fast mehr auf ästhetischem, als auf historischem Gebiete, er nahm daher nur bedingt an den Bestrebungen Theil, welche die neuere Richtung der Kunstwissenschaft bestimmen. Die Gründlichkeit seiner Bildung läßt sich auch in allen kleinen, gelegentlichen Arbeiten, wie in einer Fülle von Aufsätzen im Deutschen Kunstblatt erkennen. Das Gebiet, auf dem er sich speciell zu Hause fühlte, war die deutsche Kunst seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Er hätte der Historiker derselben werden können, wenn die überwiegend philosophische Auffassung, sowie ein bis zum Mühsamen gewissenhaftes Arbeiten ihn nicht an zusammenhängender geschichtlicher Darstellung gehindert hätte. Jedenfalls besaß er eine Allgemeinheit des Standpunktes, eine Fähigkeit, die mannigfaltigsten Erscheinungen in ihrem Wesen zu erfassen, wie sie bei der kunstgeschichtlichen Würdigung dieser Epoche sonst nur selten anzutreffen war Seiner Geistesrichtung nach der classischen Schule näher stehend, verstand er doch z. B. einer realistischen Natur wie Adolf Menzel früh und vollständig gerecht zu werden. Vor allem zog ihn der Bildhauer Christian Daniel Rauch zu selbständiger biographischer Behandlung an, er unternahm die

Aufgabe bei vollständiger Verwerthung brieflichen und zeitgenössischen Materials, beendigte sie aber nicht. Von seinem Bruder ergänzt, ist das Werk 1873 und 1877 (Berlin, C. Duncker) erschienen. Kleinere Arbeiten sind die biographischen Skizzen von Gottfried Schadow und von Schick im Deutschen Kunstblatt (1850, 1858), die trefflich geschriebenen Studien über van Dyck und Rembrandt als Text für photographische Albums im Schauer'schen Verlag, dann der Text zu den Photographien nach Brüggemann's Altar in Schleswig und die Biographie Kugler's zur dritten Auflage seiner Geschichte der Malerei. Einige öffentliche Einzelvorträge, musterhaft für diesen Zweck disponirt und in classischer Form ausgeführt, hat er später veröffentlicht, so die Reden über Carstens, Thorwaldsen, „Erinnerung an Schinkel", „Rauch und die neuere Bildhauerei" („Vier Vorträge aus der neueren Kunstgeschichte", Berlin, C. Duncker, 1867), „Zweckmäßigkeit und Schönheit", eine Festrede zu Schinkel's Geburtstag (Berlin, Ernst u. Korn, 1866), „Blick auf die Kunstrichtung der Gegenwart" (Berlin, R. Hoffmann, 1870). Den Schriftsteller überwog an Bedeutung der Lehrer. Mit der sachlichen Vorbereitung nahm E. es ernst, so sehr, daß dadurch andere Production oft gehemmt ward, aber er wußte sich seinen Schülern ganz hinzugeben und sie ebenso an den Gegenstand, den er behandelte, wie an die Person des Lehrers zu fesseln. Er wirkte auf sie zugleich durch sein ganzes Wesen, durch die selbstlose Reinheit, die hohe Idealität seiner Natur.

Nekrolog von Bruno Meyer, Kunstchronik VIII. Nr. 1 u. 2. — Reden bei der Gedächtnißfeier für F. E., Berlin 1872. W o l t m a n n.

Eggers: J o a c h i m G e r h a r d E., ein „armer Poet", geb. zu Hamburg den 24. Jan. 1777 in dürftigsten Verhältnissen, eines Schneiders früh verwaistes, schlecht unterrichtetes Kind, dann Schneiderlehrling, bis seine Liebe zur Zeichenkunst — die einzige Freude seiner traurigen Jugend — ihn in andere Bahnen lenkte. Seinem Talent war jedoch der Eintritt in die Künstlerlaufbahn nicht gestattet, er mußte sich mit Rouleaux-Malerei begnügen, um sein Dasein zu fristen und in Feierstunden zu lesen, was ihm in die Hände fiel. Durch Gottsched's Sprachlehre und Dichtkunst angeregt und eingeschult, fühlte er sich dann durch einige Musen-Almanache und Schiller's Anthologie dergestalt begeistert für die Poesie, daß er dieselbe schöpferisch auszuüben begann, zunächst in einem epistolarischen Gedicht über die Fortdauer der Seele, das sehr lang zu werden versprach, aber zum Glück unvollendet blieb. Aus Itzehoe, wo er um 1803 Rouleaux malte und philosophirende Verse schrieb, nach Hamburg zurückgekehrt, nöthigte ihn völlige Erwerblosigkeit, einen der inferiorsten Dienste seiner Vaterstadt anzunehmen: er wurde Nachtwächter! Seine Vigilien zogen ihm jedoch im J. 1810 schwere Krankheiten zu, er mußte den Dienst aufgeben und sah sich der bittersten Noth verfallen, als zufällig einige seiner Gedichte, im Freundeskreise der Wittwe Klopstock's vorgelesen, ihm thätige Gönner erweckten, welche auch die Herausgabe einer Sammlung seiner Poesien veranlaßten und möglich machten. Dennoch verblieb er, bei fortdauerndem Mangel einer erträglichen bürgerlichen Stellung, zu deren Erringen es ihm an Thatkraft wie an Geschick fehlte, lebenslang ein armer Poet, dessen trübes Erdenwallen am 17. Juli 1820 der Tod beendigte. — Es würde somit kaum gerechtfertigt erscheinen, das Andenken an diesen schließlich etwas verkommenen Dichter (der in Deutschland Tausende seines Gleichen hat) in diesem biographischen Werke festzuhalten, wenn er nicht als vergessener Verfasser des seiner Zeit allbekannten Liedes: „Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel!" einigen Anspruch darauf hätte, erwähnt zu werden. Aber der Unstern seines Lebens hat auch hier gewaltet! Dies vormals durch unzählige fliegende Blätter „gedruckt in diesem Jahr" verbreitete, nicht nur von

Bänkelsängern, sondern auch in sogenannten gebildeten Kreisen viel gesungene, jetzt verklungene Lied, — es fehlt, zufällig übersehen, in der Sammlung seiner Gedichte! Und, abgedruckt im Allgem. deutschen Lieder-Lexikon (Leipzig 1846), Bd. IV. S. 30, wird daselbst als Verfasser nicht E., sondern Evers genannt. — Uebrigens s. seine Selbstbiographie vor der 2. Aufl. seiner Gedichte, Hamburg 1820 und Hamburger Schriftsteller-Lexikon Bd. II. S. 149—151.

Beneke.

Eggert: Wilhelm E., ein reicher Kaufmann aus Amsterdam in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hatte dem Herzog Wilhelm von Baiern-Holland in finanziellen Bedrängnissen öfters beigestanden, und ward von ihm zum Schatzmeister von Holland ernannt. Als solcher hatte er, obgleich er Bürgerlicher blieb, großen Antheil an der Regierung, freilich vielfach von den Edelleuten angefeindet. Dennoch hielt er auch nach Wilhelms Tod bei den Hoeks aus. Er starb 1417. Seine Vaterstadt verdankte ihm viel, darunter die neue Kirche. Als Herr von Purmerend, welches Städtchen er baute und wo ihm der größere Theil des umliegenden Waterlands gehörte, that er viel für die Entwicklung dieser damals noch sehr zurückgebliebenen sumpfigen Länder, welche von da an anfingen trocken gelegt zu werden. P. L. Müller.

Eggestein: Heinrich E., auch Eckstein genannt, ein berühmter Buchdrucker in Straßburg. Er war Magister der Künste und der Philosophie, Vicarius und Siegelbewahrer des bischöflichen Hofes, war in Straßburg geboren, wurde 1442 als Bürger daselbst aufgenommen und 1451 mit Agnes, einer Schwester von Michael Ochsenstein, vermählt; er wohnte in der Jungfrauengasse bei St. Stephan Plan, wo er auch seine Druckerei hatte. Er soll mit dem berühmten gleichzeitigen Buchdrucker Johannes Mentelin gemeinschaftlich gedruckt haben, wie wenigstens Hieronymus Gebweiler behauptet, der einen schriftlichen Vertrag gesehen haben will, wonach beide das Geheimniß des Druckens bewahren wollen. Im J. 1471 druckte er zwei Werke: „Clemens V. Constitutiones“ und „Gratianus. Decretum cum apparatu“. Im ersteren Werke bemerkt er, daß er schon unzählige Bände vom göttlichen und menschlichen Rechte gedruckt habe. Diese früheren Werke tragen keine Jahrzahl, unter diesen befindet sich die erste deutsche Bibel, denn nach den neuesten Forschungen steht ihr die Mentel'sche Ausgabe von 1466 nach. Im J. 1472 druckte er „Ciceronis Officia“ und „Justiniani Institutiones“ mit den „Consuetudines Feudorum“, dann weiß man nichts mehr von ihm, indem kein Druck mehr vorkommt, welcher seinen Namen trägt, doch ist es als sicher anzunehmen, daß bis in das J. 1478 Werke mit seinen Typen gedruckt wurden, wie z. B. 1474 ein „Julius Caesar“, jedoch ohne Ort und Drucker, erschienen ist. Wo und wann er gestorben, läßt sich nicht nachweisen, ebenso wenig seine sonstigen Lebensumstände.

Vgl. Lichtenberger, Geschichte der Buchdruckerkunst zu Straßburg S. 70. Schoepflini Vindiciae typographicae p. 44. 47 u. 100. Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerkunst S. 166 u. 167. Hain, Repertorium bibliographicum Vol. I pars II. p. 162 u. 496. Cotton, Typographical Gazetter p. 17. Steigenberger, Deutsche Bibeln S. 35 ff. Lichtenberger, Initia typographica p. 61—73. Panzer, Deutsche Annalen, Zusätze S. 1. Panzer, Annales typographici Vol. I. p. 80—88. Kelchner.

Eggs: Georg Joseph v. E., gelehrter Theologe, geb. 1663 in Rheinfelden, † ebenda 1755. Sein Adelstitel beruhte auf einem von Rudolf II. der Familie verliehenen Diplom, welches durch Leopold I. erneuert wurde. Außer ihm schrieb sich „v. E.“ nur noch der Amtmann Johann Ludwig, der tapfere Vertheidiger Rheinfeldens gegen den französischen Marschall Crequi (1678).

Georg Joseph v. E. ward Doctor der Theologie und lebte dann 7 Jahre in Rom, wo er sich eifrig mit historischen und theologischen Studien beschäftigte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1689 Chorherr und nachher Custos am Stifte St. Martin in Rheinfelden, eine Stelle, die er bis zu seinem im 92. Jahre erfolgten Tode bekleidete. Von seinem ausdauernden Fleiß und seinem Forschertrieb zeugen die zwei umfangreichen Werke: „Pontificium doctum“, Coloniae 1718 und „Purpura docta“, Francof. 1710, Monachii 1714, Augustae Vindel. 1729, ersteres einen, letzteres vier Foliobände umfassend. Außerdem schrieb er ein Leben seines Oheims, des Paters Ignatius (s. u.), sowie deutsche und lateinische Erbauungs- und Gebetbücher.

K. Schröter, P. Ignatius von Rheinfelden. Das Lebensbild eines Capuziners. (Beigabe zum Schlußbericht über die Schulen von Rheinfelden.) Frick 1860. S. 13. A. Schumann.

Eggs: Ignatius E., Capuziner und Palästinareisender, geb. 4. Octbr. 1618 in Rheinfelden, † 13. Febr. 1702 in Laufenburg. In seiner Vaterstadt, sowie zu Pruntrut und Freiburg im Br. vorgebildet, studirte er auf den Universitäten Dillingen und Innsbruck die Rechte, vertauschte sie aber nachher mit der Theologie und zwar in Folge des tiefen Eindrucks, welchen der Anblick der Verwüstung und des Elends in Rheinfelden nach einer fünfmonatlichen Belagerung (1634) auf sein Inneres machte. Er gelobte sich nunmehr freiwilliger Armuth und trat in das freiburgische Franciscanerkloster. Bald gewann er den Ruf eines vortrefflichen Kanzelredners; auch wurde er ein Wohlthäter des Volkes durch den Mannesmuth, mit welchem er sich der Zügellosigkeit der französischen Soldaten widersetzte. Auf den Ruf des Generalministers des Capuzinerordens Fortunatus von Catoro schloß er sich als Seelsorger der venetianischen Flotte an, welche 1655 unter Laurenzio Marcello gegen die Türken ausfuhr, und wohnte der ruhmreichen Schlacht bei den Dardanellen bei. Vor und nach diesem Kampfe, den er selber beschrieben hat, verweilte er auf einigen griechischen Inseln und erwarb sich hier durch Klugheit und Milde sogar die Zuneigung der muhamedanischen Bevölkerung. Gegen Ende des J. 1656 begleitete er den Grafen Octavio von Thurn und Taxis auf einer Reise nach Palästina, besuchte während eines 16monatlichen Aufenthaltes die denkwürdigen Orte des Landes und kehrte sodann über Tyrus und Cypern nach Venedig zurück. Daheim erhob ihn die Hochachtung seiner Ordensbrüder zu der Stelle eines Guardians, die er 29 Jahre lang an verschiedenen Orten bekleidete. Als solcher machte er sich besonders durch die Ermunterung wissenschaftlicher Thätigkeit in den Klosterschulen verdient. Er starb in Laufenburg, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Ein kindlich frommer Sinn, Anspruchslosigkeit und milder Ernst gewannen ihm die Herzen der Menschen. Seine Reise nach Palästina gab er unter dem Namen P. Ignatius von Rheinfelden heraus. Sie erschien 1664 zu Constanz und führt den Titel: „Newe Jerosolomytanische Bilger-Fahrt, oder kurtze Beschreibung deß gelobten Heyligen Landts“ ꝛc. Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden fernere Ausgaben zu Dillingen, Würzburg und Augsburg gedruckt. Seine Darstellung ist, wie sein Wesen, einfach und prunklos und beweist sein redliches Bemühen, das von ihm Geschaute und Vernommene möglichst genau mitzutheilen. Daß man in seiner Erzählung zuweilen abergläubigen Vorstellungen begegnet, erklärt sich aus dem Geiste seiner Zeit und wird ihm nicht allzu hoch angerechnet werden dürfen.

K. Schröter, P. Ignatius von Rheinfelden. Das Lebensbild eines Capuziners. (Beigabe zum Schlußbericht über die Schulen von Rheinfelden.) Frick 1860. — T. Tobler, Bibliographia geographica Palaestinae, Leipzig 1867. S. 106. A. Schumann.

Egilbert, 1006—1039 Bischof von Freising, ein vornehmer Baier, verwandt mit den Grafen von Ebersberg. E. begann seine Laufbahn am Hofe Kaiser Heinrichs II. als Kanzler für deutsche und italienische Angelegenheiten von Anfang Juni 1002 bis Anfang Mai 1005. Ende August 1006 wurde er Bischof von Freising, war als solcher im November 1007 zugegen auf der Frankfurter Synode, durch welche sich Heinrich II. die Zustimmung des deutschen Episkopats zur Stiftung des Bisthums Bamberg verschaffte, und war auch sonst noch in den Jahren 1010, 1015, 1020 bei Rechtsacten dieses Herrschers mit thätig. An der eigentlichen Reichsregierung nahm E. bei Lebzeiten Heinrichs keinen, wenigstens keinen hervorragenden Antheil: vielmehr widmete er sich vorzugsweise seinem Bisthum, welches unter dem Vorgänger in eine elende Verfassung gerathen war. Jetzt erstand es wieder zu einer neuen Blüthe, die gekennzeichnet wird durch Erwerbungen von Land und Leuten und durch geistliche Stiftungen, wie die Umwandlung des Stiftes zu Weihenstephan in ein Kloster von strenger Observanz. Zu einer politisch bedeutenden Stellung gelangte E. erst unter Kaiser Konrad II., als Nachfolger des im April 1029 gestorbenen Bischofs Bruno von Augsburg in der Pflege und Erziehung des minderjährigen Kaisersohnes, des Königs Heinrich III. Im J. 1033 hatte E. dessen Erziehung vollendet, zur Zufriedenheit des Kaisers, und wurde deshalb belohnt mit größeren Landschenkungen an die Kirche von Freising. Uebrigens behauptete sich Egilberts Einfluß auf Heinrich III. auch nach der Lösung ihres bisherigen Verhältnisses. In einer Angelegenheit, welche auf einem Bamberger Fürstentage, Pfingsten 1035, zu heftigen Auftritten zwischen Kaiser und König Anlaß gab — es handelte sich um ein Zerwürfniß zwischen Konrad II. und seinem Schwager, Herzog Adalbero von Kärnthen — war E. Heinrichs Berather gewesen. Er hatte ihn zu einer dem Herzog günstigen Haltung bestimmt und zwar ohne Vorwissen des Kaisers. Kein Wunder daher, daß dieser sehr zornig wurde, als er den wahren Sachverhalt erfuhr und daß sein Unwille sich vornehmlich gegen den Bischof richtete. Dieser versuchte zwar sich zu rechtfertigen, aber umsonst: er wurde höchst ungnädig entlassen und es verging einige Zeit bis das frühere Einvernehmen wiederhergestellt war. Als Konrad II. am 4. Juni 1039 starb und Heinrich III. den Thron bestieg, war E. noch am Leben, indessen schon am 4. November desselben Jahres folgte er dem Kaiser ins Grab, den Zeitgenossen vor allem denkwürdig als umsichtiger Regent seines Bisthums. Auch vom rein geistlichen Standpunkt aus ist ihm in Chroniken von Weihenstephan reiches Lob gespendet worden. Eine besondere Biographie fehlt jedoch, obgleich urkundliches Material dazu ausreichend vorhanden war. Zusammengestellt und verarbeitet ist es zuerst in neuerer Zeit von Meichelbeck, Historia Frising. Tom. I. p. 205 bis 235, Tom. II. p. 486—510.

Vgl. ferner die auf E. bezüglichen Abschnitte bei S. Hirsch, Jahrb. Heinrichs II., Bd. I. und E. Steindorff, Jahrb. Heinrichs III., Bd. I.

Steindorff.

Egilbert, Erzbischof von Trier 1079—1101, war ein geborener Graf von Ortenburg in Baiern und wurde als Dompropst von Passau von König Heinrich IV., nachdem mehrere Gewählte dessen Genehmigung nicht erhalten hatten, am 6. Januar 1079 zum Erzbischof von Trier ernannt. E. war als ein eifriger Anhänger des fränkischen Königshauses excommunicirt und konnte von Papst Gregor VII. die Bestätigung seiner geistlichen Würde nicht erlangen. Dagegen focht er tapfer für seinen König in der Schlacht an der Elster am 15. Octbr. 1080 gegen den Gegenkönig Rudolf und die Sachsen. Erst im J. 1084 erhielt E. die Weihe zu Mainz und 1085 vom Gegenpapste Clemens III. auch die Bestätigung der erzbischöflichen Würde und das Pallium. Auf Befehl

Kaiser Heinrichs IV. krönte er 1086 zu Prag den Böhmenkönig Wratislaus. Während der Judenverfolgungen in Folge des ersten Kreuzzuges 1096 zeigte er sich als ein gerechter und menschenfreundlicher Regent, indem er denselben Schutz gewährte. Er starb zu Trier am 3. Septbr. 1101 und liegt im dortigen Dom begraben.

Hist. Trev. cap. LVIII—LXVI. — Beyer und Eltester, Mittelrhein. Urk.-Buch. — Görtz, Mittelrhein. Regesten. Eltester.

Egilmar, Bischof von Osnabrück (885—907 † 11. Mai), erscheint unter der Regierung Arnulfs als Theilnehmer an mehreren Kirchenversammlungen, namentlich zu Mainz 888, Frankfurt 892, Tribur 895. Das Münster zu Osnabrück setzte in er besseren Stand. Am bekanntesten ist sein Name durch eine Klageschrift über die seiner Kirche gebührenden Zehnten, welche er gegen 890 an den Papst Stephan VI. richtete. Ein großer Theil derselben war nämlich seit Ludwig dem Frommen den beiden eng verbundenen Klöstern Corvei und Herford zu schwerer Beeinträchtigung des Bisthums übertragen und von König Arnulf und der Mainzer Synode bestätigt worden. Die Entscheidung derselben sowie die eines Gerichtes von 9 Bischöfen in dieser Angelegenheit wollte E. nicht anerkennen, sondern, da er sich auf den vierten Theil der seinem Stifte ursprünglich zustehenden Einkünfte beschränkt sah, sein verletztes Recht durch den Papst herstellen lassen. Dieser scheint sich zwar zu seinen Gunsten erklärt zu haben, eine besondere Wirkung aber übte sein Eingreifen jedenfalls nicht, vielmehr blieben Corvei und Herford im vollen Genusse der streitigen Zehnten, mit der Verpflichtung für den Unterhalt des Erzpriesters und Pfarrers in den betreffenden Sprengeln zu sorgen. Der Bischof von Osnabrück erhielt auf seine Klagen keine andere Genugthuung als daß ihm außer der Immunität das Recht verliehen wurde, an keiner Heerfahrt theilzunehmen, es sei denn daß die Dänen sein Bisthum angriffen. Erst Heinrich IV. gab nachmals unter Benno der Osnabrücker Kirche 1079 die streitigen Zehnten zurück.

Just. Möser's Osnabrück. Gesch. herausgeg. von Abeken I. 253. 276 bis 284 (woselbst mehrere gefälschte Urkunden als echt benutzt worden sind). Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches II. 236.

E. Dümmler.

Eginhard s. Einhard.

Egino s. Egno.

Egli: Daniel E., Palästinafahrer, geb. 1532 in Aarau, gest. ebenda 1564. Erst neun Jahre alt, verlor er den Vater, im achtzehnten trat er bei einem Apotheker in Schwäbisch-Gmünd als Lehrling ein, ging dann nach Innsbruck und 1552 nach Venedig, von wo er mit einem Freunde eine Reise nach Candia und Cypern unternahm, die sich unvermuthet bis nach Palästina ausdehnte. Nachdem er dessen merkwürdigste Orte besucht hatte, kehrte er über Italien nach Aarau zurück, wo er im December 1556 wieder anlangte. Er richtete hier eine Apotheke ein und verfaßte in seinen Mußestunden eine Beschreibung seiner Reise, welche nach seinem frühen Tode von seinem Schwager Hans Ulrich Ragor (1568 bis 1572 Pfarrer in Zofingen, gest. 1600 in Muri) mit einem Nachworte herausgegeben wurde. Sie führt den Titel: „Reiß zum heil. Grab. Meerfahrt, so Daniel Ecklin gethan, von Arow gehn Hierusalem", Basel bei Sam. Apiario. 1575. 4. Noch im gleichen Jahre erschien bei den Gebrüdern Ostein in Basel eine zweite Ausgabe, und auch in der Folgezeit, sogar noch einmal 1803, wurde das Büchlein öfters aufgelegt, ein Beweis, daß die naive Art der Darstellung vielseitig ansprach. Außer der Reisebeschreibung gibt dasselbe in Form chronologischer Tabellen auch noch eine kurze Biographie des Verfassers.

F. X. Bronner, Der Canton Aargau. St. Gallen und Bern 1844. Bd. 2, S. 39. Tobler, Bibliographia geogr. Palaestinae p. 75. A. Schumann in den Blättern aus dem Wiggerthale. Zofingen 1864. S. 63 und 69 ff. A. Schumann.

Egli: Heinrich E., bekannter und noch jetzt beliebter schweizerischer Liedercomponist, wurde geboren am 4. März 1742 zu Seegräben, einer Gemeinde des Cantons Zürich als Sohn eines Fabrikanten von Baumwolltüchern. Seine erste musikalische Anregung erhielt der durch seine schöne Stimme ausgezeichnete Knabe durch Pfarrer Schmidli in Wetzikon, der, selber ein großer Musikfreund und Musikkenner, sich des jungen Talentes annahm und ihn bei einer ihm befreundeten, vermöglichen Familie (Eßlinger) in Zürich einführte. Hier wurde E. wie ein Sohn angesehen und erhielt eine gründliche theoretische wie praktische Bildung in der Musik. Bald verlegte er sich auch auf das Componiren und hier traf er besonders den religiösen und den volksthümlichen Ton so glücklich, daß z. B. das Zürcherische Gesangbuch, Egli's Werk, von großem Einfluß auf Zürichs kirchliches Leben geworden ist und auf lange Zeit hinaus auch bleiben wird und daß der bekannte Lavater seine Lieder von keinem andern lieber componirt sah, als von seinem Freund E. Die Choräle Egli's zeichnen sich nicht blos durch reinen Satz, sondern durch große Gewandtheit in der Harmonie und melodischen Fluß vortheilhaft aus. E. selber war ein Meister des Ausdrucks und Vortrags und daher ein sehr gesuchter Lehrer, dessen Unterricht glänzend honorirt wurde. Er blieb unverheirathet und hinterließ ein schönes Vermögen, als er, 19. Decbr. 1810, starb. Seine Werke sind „VI Schweizer-Cantaten“ von Lavater mit Orchester (1783), „Blumenlese geistlicher Gedichte von den besten Dichtern und Componisten Deutschlands“; „Oden von Cramer“ (1786); „Schweizerlieder von Lavater“ (1787); „Schweizerlieder von verschiedenen Verfassern“ (1787); „Schweiz. Volkslieder“ (1788); „Schweizer. Freiheitsgesang von Ambühl“ (1789); „Kinderlieder“, zweistimmig (1789); „Gellert's geistliche Oden und Lieder“ (1789) und zweiter Theil (1798); „Lieder der Weisheit und Tugend“ (1790); „Festgesänge von Lavater“; das Zürcherische Gesangbuch; ferner eine große Anzahl einzelner Gelegenheitscompositionen und eine Menge mehrstimmiger und Sologesänge.

S. Zürcher Neujahrsblatt der allgem. Musikgesellschaft 1857.

J. Mähly.

Eglin: Raphael E., reformirter Theolog des 16./17. Jahrhunderts, geb. 28. Decbr. 1559 in der Schweiz, † 20. Aug. 1622 in Marburg. Geboren zu Russikon, Canton Zürich, Sohn eines Züricher Predigers (Eglinus, Iconius, auch Götz genannt), vorgebildet in Chur und Chiavenna bei einem Prediger Lentulus, studirte er in Zürich, Genf (bei Th. Beza), Basel (bei J. J. Grynäus), wirkte eine Zeitlang als Lehrer zu Sonders im Veltlin, wurde von da 1586 mit andern Protestanten durch die kathol. Gegenreformation vertrieben, ward Lehrer in Winterthur, 1588 Pädagog am Alumnat, später Professor der Theologie, Diaconus und Archidiakon am großen Münster in Zürich. Durch Beschäftigung mit der Apokalypse wurde er auf theosophische Gedanken und alchymistische Experimente geführt, wobei er sein eigenes wie fremdes Geld zusetzte, so daß er zuletzt Schulden halber 1601 fliehen mußte und Monate lang im Elend umherirrte. Nachdem er mit Hülfe von Freunden sich arrangirt und einen ehrenvollen Abschied aus Zürich erhalten, zog er nach Cassel zu Landgraf Moritz, der, ein Freund der Gelehrten wie der Alchymisten, ihn zum Lehrer in Cassel, später zum Professor der Theologie in Marburg ernannte, 1606, bei seinen alchymistischen Versuchen mit Geld unterstützte, ihm sein Laboratorium abkaufte und mit ihm fleißig correspondirte. 1607 wurde er Dr. theol., 1614 zugleich Schloßprediger in Marburg,

wo er starb. — Neben all seinen apokalyptischen, alchymistischen und rosenkreuzerischen Wunderlichkeiten (1618 schrieb er eine „Assertio fraternitatis Ros. Crucis") war er doch ein respectabler Theolog, beliebter Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller, und hat insbesondere auf die Einführung des reformirten Bekenntnisses in Hessen (durch des Landgrafen Moritz sogen. Verbesserungspunkte) nicht geringen Einfluß geübt als Vertreter einer streng calvinischen Prädestinationslehre und einer föderalistischen Theologie. — Seine theologischen Schriften sind meist klein; die bedeutendsten derselben handeln von der Prädestination, von dem Geheimniß unserer Einpflanzung in Christo, von dem Gnadenbund, Sünde wider den heil. Geist ꝛc., unter den philosophischen ist bemerkenswerth eine Schrift über Giordano Bruno (Marburg 1609); die wunderlichste seiner Schriften aber ist seine „Prophetia halieutica oder Meerwunderische Prophezeiung über die 1598 in Norwegen gefangenen Heringe", aus denen er wichtige Geheimnisse der Offenbarung herauslesen wollte.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften Tilemann, Vitae prof. theol. p. 190; Witte, Diar.; Hoffmann, Lex. univ.; Freheri Theatr. vir. erud. p. 414; Strieder, Hess. Gelehrtengesch. III, 301 ff.; Heppe in Herzog's R. E. Bd. XIX. Wagenmann.

Egloff: Luise E., Dichterin, geb. 14. Febr. 1802 (nicht 1803), gest. 3. Jan. 1834. Ihr Vater war Besitzer des ansehnlichen, an der Limmat gelegenen Gasthauses zum Stadthof im aargauischen Baden, ihre Mutter eine praktische, bei allen Glücksgütern einfache und in stillem Wohlthun sich genügende Frau. Luise E. hatte das Unglück, bald nach ihrer Geburt derart zu erblinden, daß nur eines ihrer Augen einen schwachen Lichtschimmer ohne jeden Umriß wahrnehmen konnte. Sie trug ihr hartes, durch keine ärztliche Kunst abzuwendendes Loos mit freundlicher Ergebung und wußte sich zufolge einer friedsamen Seelenstimmung ihre dunklen Lebenstage möglichst angenehm zu gestalten. Nach dem achten Jahre verweilte sie achtzehn Monate in der Zürcher Blindenanstalt, und wie sie hier eifrig lernte, so suchte sie auch später, wo sich immer Gelegenheit bot, ihre Kenntnisse zu vermehren. Neben allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigten sie schon früh poetische Versuche, welche sie aber lange geheim hielt, so daß nur ein Zufall den Befreundeten ihr Talent verrieth. Letzteres hatte sich bis dahin ohne jede Anleitung entwickelt; eine solche wurde ihr ungeahnt zutheil, als im J. 1819 der bekannte Dichter Fr. v. Matthisson auf einer Reise, die er im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Würtemberg nach Italien machte, mehrere Wochen im Stadthof verweilte. Luise E. trug ihm ihre Gedichte vor und nahm seine wohlwollend gegebenen Bemerkungen um so dankbarer auf, als ihr dieselben erst eine klarere Einsicht in ihre bis jetzt unbewußt getriebene Kunstübung verschafften. Jedem Ehrgeize fremd, konnte sie nur schwer dazu vermocht werden, zuerst die Veröffentlichung einzelner und sodann einer Auswahl ihrer Gedichte zu gestatten. So erschien dann die Sammlung von einem befreundeten Lehrer herausgegeben unter dem Titel: „Gedichte der blinden Luise Egloff. Zum Besten der Bad-Armen", Baden im Aargau 1823. — Eine neue bedeutsame Wendung in ihrem Dasein brachte der Verkehr mit dem „fahrenden Musikanten" Joh. Dan. Elster, der am Ende der zwanziger Jahre als Musiklehrer in Baden angestellt war. Er unterrichtete sie im Gesang und Clavierspiel. Auch hier kamen ihr ungewöhnliche Naturgaben zu Hülfe. Zwei ihrer Liedercompositionen nebst sieben andern von Elster sind der zweiten, bedeutend vermehrten Auflage ihrer Gedichte beigegeben, welche neun Jahre nach ihrem Tode ein Verwandter, der bekannte Litterarhistoriker und Goethekenner Edward Dorer-Egloff, 1843 besorgte: „Luise Egloff, die blinde Naturdichterin. Zum Besten der Badarmen". Wie die erste, so ist auch diese zweite Ausgabe mit ihrem Bildniß geziert und außerdem noch eine An-

sicht ihres väterlichen Hauses hinzugefügt worden. Dem Wesen der Verfasserin entsprechend, sind diese Lieder einfach und ohne Prunk, aber tief empfunden, von rhythmischem Wohllaut und meist wie zum Gesange geschaffen. Man merkt es jeder Zeile an, daß sie dem Grunde einer reingestimmten Menschenseele entquollen ist.

Schindel, Die deutschen Dichterinnen des 19. Jahrhunderts III. 79—81. — Ed. Dorer in der Einleitung zur 2. Ausg. S. V—XXXVIII. — Vgl. Fr. Matthisson's Erinnerungen in seinen Schriften. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1829. Bd. 7. S. 161—163 und (J. D. Elster), Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludw. Bechstein (3. Aufl.). Frankf. a. M. 1858. Bd. II. S. 166—169. A. Schumann.

Egloffstein: August Karl, Freiherr von und zu E., großherzogl. sächs. wirklicher geheimer Rath und Generalmajor, wurde am 15. Febr. 1771 zu Egloffstein in Franken, dem Stammschlosse seiner alten reichsritterschaftlichen Familie (vgl. Ersch und Gruber I. Sect. 31. Bd. S. 225 ff.) geboren. Er verlor seinen Vater frühzeitig und ward bald dem Bruder seiner Mutter, dem preußischen General v. Thüna zu Berlin, zur Erziehung anvertraut. Im Jahre 1784 ward er dem Regimente seines Oheims als Junker einverleibt und nach dem Tode desselben als Lieutenant zum Regiment Lichnowski versetzt; als solcher machte er 1793 und 94 die nicht immer glücklichen Feldzüge in Polen mit, bei Cammin schlug er sich mit einem kleinen Detachement aufs kühnste durch den weit überlegenen Feind. Bald darauf zog er in Weimar die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl August so sehr auf sich, daß dieser seine Entlassung aus dem preußischen Dienst erbat, worauf E. am 18. Februar 1795 als Premierlieutenant und Adjutant bei dem weimarischen Contingent angestellt und bereits am 18. Decbr. 1796 zum Capitän ernannt ward.

Während der nun folgenden Friedensjahre wirkte der lebendige Hauch edelsten Daseins und Waltens, der in Weimar von dem Zusammenleben der großen Heroen deutscher Litteratur ausging, auf den jungen Mann, und verlieh ihm eine Würde und einen Schwung, der im späteren Leben ihn unter Noth und Gefahr aufrecht hielt. Im April 1805 zum Major ernannt, benutzte er im J. 1806 die anscheinende Friedensruhe zu einer Reise nach der Schweiz und Paris, als der plötzlich ausbrechende Krieg ihn heimwärts trieb; er erreichte Weimar nur zwei Tage vor der Schlacht bei Jena, machte diese in der nächsten Umgebung des Fürsten von Hohenlohe mit und ward durch eine Wunde genöthigt in Magdeburg zu bleiben. Als dann die sächsischen Herzogthümer dem Rheinbunde beitreten mußten, ward E. vom Herzog Karl August nach Berlin berufen, um mit dem französischen General-Gouverneur Clarke das Erforderliche über die Ausrüstung der weimarischen Brigade zu vereinbaren; in Folge dessen ward er am 20. Jan. 1807 zum Obersten und Brigadier ernannt.

So schmerzlich es ihm auch fiel, gegen seine ehemaligen Kriegsgefährten zu fechten, so hielten ihn doch seine Begriffe von Diensttreue und Subordination aufrecht. Unter dem Oberbefehl des Generals Loison mußte er an der Belagerung Colbergs theilnehmen und nach dem Frieden von Tilsit die Inseln Usedom und Wollin besetzen. Im December 1807 nach Weimar zurückgekehrt, ward er mit seiner Brigade im J. 1809 unter dem Oberbefehl des Marschalls Lefèvre über Salzburg nach Innsbruck beordert, um gegen die hochherzigen Tiroler zu kämpfen. Wesentlich als Vorhut benützt, mußte die sächsische Brigade alle Leiden dieses Feldzugs in ausgedehntester Weise theilen und verlor bei dem Marsch durch die Engpässe bis Oberau 40 Officiere und 946 Mann an Todten und Gefangenen. E. hatte während dieser Bedrängnisse in so ausgezeichneter

Weise zu operiren verstanden, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion zu Theil ward. Dann nach Wien berufen, wo das Regiment wieder ergänzt werden konnte, erhielt er zwar die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden, zugleich aber auch die trostlose Bestimmung, mit seiner Mannschaft nach Spanien abzugehen. Nach zweimonatlichem Zuge durch Frankreich traf er am 19. März 1810 in Barcelona ein.

Der allgemeine Aufstand in Catalonien, der Mangel an Lebensmitteln, die unwegsamen Gebirge machten diesen Feldzug zu einem der verderblichsten. In den Schluchten des Montserrat verlor die Brigade gegen 600 Mann; sodann mußte E. mit dem größten Theil seiner Truppen zwei Monate lang die Festung Hostalrich besetzen und hierauf ein großes Convoy nach Barcelona geleiten; nach blutigen Gefechten bezog er ein Lager bei Gerona, um bald darauf die Besetzung dieses Orts zu übernehmen, der fast ununterbrochen von den Spaniern umzingelt war und angegriffen wurde. Seine wiederholten und dringenden Vorstellungen fanden endlich Gehör: am 20. Jan. 1811 marschirte er mit dem kleinen Rest seiner Truppen, nur 22 Officiere und 201 Mann, von Gerona ab, verweilte kurze Zeit in Montpellier, wo er aus den verschiedenen Spitälern Südfrankreichs seine Reconvalescenten an sich zog, und langte endlich am 24. Juni 1811 in der Heimath an.

Das neu organisirte Rheinbunds-Contingent wurde schon im Februar 1812 wieder ins Feld gerufen, zuerst in Hamburg stationirt und dann nach Stralsund beordert, wo E. das Commando übernehmen und die schwedische Garnison als kriegsgefangen nach Frankreich senden mußte. Im September ward der Marsch nach Danzig, im November nach Wilna fortgesetzt. In Oschmiana am 4. December eingerückt, sah er unvermuthet den Kaiser Napoleon im Schlitten an sich vorbeieilen und erhielt hier die erste Kunde von den fürchterlichen Tagen in Moskau und der Auflösung der französischen Armee. E. ward mit seiner Brigade der Nachhut zugetheilt und hatte hier nicht nur alles Elend der Retirade vor Augen, sondern ward auch vor Wilna von überlegener russischer Cavallerie angegriffen, wobei das ganze zweite Bataillon niedergehauen oder gefangen wurde. Er selbst war glücklich genug, mit einigen hundert Mann nach dreitägigem Marsche Kowno zu erreichen. Zu Königsberg wurden die zerstreuten Reste des Regimentes wieder gesammelt und unter fortwährenden Angriffen nach Danzig geführt, wo am 14. Jan. 1813 nur noch 28 Officiere und 350 Mann einrückten. E. ward hier zum Commandanten sämmtlicher Rheinbundstruppen ernannt, die im Laufe der Belagerung bis auf 500 Mann zusammenschmolzen. Bei den verschiedenen Angriffen des Feindes vom März bis September ward E. dreimal verwundet, worauf er das Officierskreuz der Ehrenlegion erhielt. Nach der Capitulation von Danzig wurden die deutschen Truppen entlassen, konnten jedoch erst gegen Ende Januar 1814 ihren Rückmarsch in die Heimathlande antreten. Er brachte nur 3 Officiere und 19 Mann nach Weimar zurück.

Auch jetzt wieder war keine Erholung gegönnt. Bereits waren die zwei Infanterie-Bataillone und die freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferde, die Weimar damals zum dritten deutschen Armeecorps stellte, ausmarschirt, und E. mußte eilen, sie in Cassel einzuholen, um das Commando der thüringisch-anhaltischen Brigade zu übernehmen. Dieses dritte Armeecorps unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl August von Weimar hatte die Bestimmung, die Niederlande zu decken, wo der General Maison mit 20000 Mann noch im Besitze mehrerer Festungen sich befand. E. erhielt den wichtigen Posten von Tournay, der am 31. März plötzlich von dem genannten General mit 13000 Mann angegriffen ward; die Garnison der schwach befestigten Stadt bestand nur aus 2000 Mann, aber drei aufeinanderfolgende lebhafte Sturmangriffe des Feindes wurden tapfer zurückge-

schlagen; am folgenden Tage gelang es, eine ansehnliche Verstärkung in die Stadt zu bringen, wodurch Maison zum Rückzug nach Lille genöthigt ward. E. erntete den verdienten Ruhm für diese glänzende Vertheidigung; außer dem Danke im Tagesbefehl und dem russischen St. Georgsorden empfing er von der Stadt Tournay eine ihm zu Ehren geprägte goldene Medaille.

Bald darauf führte der Pariser Friede ihn nach Weimar zurück, aber Napoleon's Rückkehr von Elba rief ihn im April 1815 noch einmal auf das Feld der Ehre. Seine Brigade, die er als nunmehriger großherzogl. sächs. Generalmajor befehligte, ward zur Belagerung und Einnahme von Mezières und Montmedy, sowie zur nächtlichen Erstürmung von Medybas verwendet. Am 23. Juli gelang es E., bei Sedan eine französische Fahne und einen Adler zu erbeuten. Als Commandant von Charlesville erwarb er sich die innigste Dankbarkeit der Stadt, die ihm später eine kostbare Garnitur Gewehre mit Inschrift weihte. Nach dem zweiten Pariser Frieden führte er im November 1815 seine Truppen in die Heimath zurück.

Demnächst durch Ernennung zum wirklichen geheimen Rath ausgezeichnet, widmete er sich fortwährend seinen dienstlichen Aufgaben mit liebevoller Obhut für das Wohl seiner Untergebenen. Am 15. Septbr. 1834 machte während eines Euraufenthaltes in Kissingen der Tod seinem thätigen Leben ein rasches Ende. — Er hatte sich im Jahre 1808 mit Isabella, Gräfin v. Waldner-Freundstein vermählt. Diese glückliche Verbindung schenkte ihm zwei Söhne und zwei Töchter.

Ein tiefer Ernst und ein glühendes Ehrgefühl beherrschten sein Leben; ungeheuchelte Frömmigkeit und unwandelbare Freundestreue waren Grundzüge seines Charakters. Viele Jahre unter der französischen Fahne kämpfend hat er das deutsche Herz stets rein bewahrt. v. Beaulieu-Marconnay.

Egloffstein: Henriette, Freiin v. E., Schwester des vorigen, geb. 6. Juli 1773 in Franken, ward schon in ihrem 16. Jahre einem Verwandten, dem Grafen Egloffstein-Arklitten vermählt. Ein längerer Aufenthalt in Italien während der Jahre 1791 und 92 entwickelte die reichen Anlagen ihres Geistes aufs schönste. Während der folgenden Jahre lebte sie in Erlangen und kam hier zu der Erkenntniß, daß die freiere Lebensanschauung ihres Gemahls mit ihren eigenen Grundsätzen unvereinbar sei; nach langen Kämpfen entschloß sie sich zu einer Trennung, vorzüglich im Interesse ihrer Töchter, und willigte auch später in die von dem Gatten verlangte gerichtliche Scheidung. Sie kam nach Weimar gegen Ende des Jahrhunderts, im vollen Glanze einer entwickelten, imponirenden Schönheit, hochgebildet, in harter Schule des Lebens gereift. Sie ward bald der Mittelpunkt eines Kreises, der die bedeutendsten Geister der damaligen Zeit zu seinen Mitgliedern zählte und der namentlich während des Winters 1801 sich auf Goethe's Vorschlag als eine cour d'amour nach Minnesänger-Sitte constituirte, mit wöchentlicher Versammlung im Hause des letzteren. Es gehörten dazu außer den beiden genannten Schiller und Frau, Wolzogen und Frau, Oberkammerherr v. Egloffstein und Frau, Fräulein v. Göchhausen, Fräulein v. Wolfskehl, Fräulein v. Imhof, Kammerherr v. Einsiedel, Professor Meyer und Hauptmann v. Egloffstein. Sie ward diesem Leben im J. 1804 entführt durch ihre zweite Vermählung mit dem Oberforstmeister Karl v. Beaulieu-Marconnay (s. diesen) und verlebte an seiner Seite eine glückliche Ehe, in welcher sie ihre goldene Hochzeit feiern konnte. Ihre Memoiren, die sie für ihre Kinder niederschrieb, sind leider nicht gedruckt worden; es erschien im Drucke nur eine Novelle: „Umsonst", in welcher Anklänge an die oben erwähnte Zeit wahrzunehmen. Sie starb im 91. Jahre, am 15. Octbr. 1864, nachdem sie während der letzten Jahre ihres Lebens den Schmerz empfunden hatte, ihren Gatten und

ihre jüngste Tochter zu verlieren. Besondere Erwähnung verdienen ihre drei Töchter, von denen jede in ihrer Art eine hervorragende Erscheinung war.

Karoline, Gräfin E., geb. 2. Novbr. 1789, verlebte die größte Zeit ihres Lebens in Weimar, wo sie schon jung Hofdame der Großherzogin Maria Paulowna wurde. Ihre Beziehungen zu Goethe waren freundlichster Art und viele seiner kleineren Gedichte sind an sie gerichtet. Auch mit Klinger, den sie auf einer Reise nach Petersburg im J. 1825 hatte kennen lernen, führte sie einen interessanten Briefwechsel. Sie war von hervorragendem musikalischen Talent und hat viele Lieder componirt. Während der letzten Jahre ihres Lebens war sie Pröpstin des Huttenstiftes in Nürnberg. Sie † 16. Juli 1868.

Julie, geb. 12. Septbr. 1792, eine der schönsten Erscheinungen am weimarischen Hofe und mit hervorragenden Talenten begabt, die aus ihr eine vorzügliche Malerin machten. Goethe nahm den lebhaftesten Antheil an ihrer künstlerischen Entwicklung und eine Menge seiner Gedichte liefern den Beweis, mit welcher Theilnahme er die Fortschritte der schönen Künstlerin verfolgte. Ein längerer Aufenthalt in Italien trug wesentlich dazu bei, dieser zu immer größerer Entfaltung ihres Talentes zu verhelfen. Verschiedene ihrer Bilder: Hagar in der Wüste, die Aussetzung Moses, italienisches Volksleben ꝛc. sind nach Rußland in die Sammlungen des Kaisers und nach England in den Besitz der Königin Victoria gekommen. Sie † 16. Jan. 1869.

Auguste, geb. 5. Novbr. 1796, war schon in den Jahren, die sonst für die Jugend und Schönheit reich an Genüssen zu sein pflegen, in Folge eines zu kleinen, sich mehr und mehr verengenden Herzens, von einer Zerrüttung des Nerven- und Blutsystems heimgesucht worden, welche ihr ein Dasein voll unsäglicher Leiden auferlegte; diese aber trugen dazu bei, sie immer fester mit dem Glauben an das Ewige zu verbinden. Die so aufkeimenden Gedanken nahmen leicht eine feste Form an, und so entstanden eine Menge Gedichte, die als ein Spiegel innersten Seelenlebens gelten können. Die schwergeprüfte starb erst 1. Novbr. 1862, und ihre Gedichte erschienen 1864 in einer Auswahl unter dem Titel: „Aus einem Tagebuche. Gedichte der Gräfin Auguste von und zu Egloffstein“, Weimar, H. Böhlau; es sind seitdem bereits zwei neue Auflagen erschienen. v. Beaulieu-Marconnay.

Egmond, holländisches Adelsgeschlecht, schon im 12. Jahrhundert genannt, scheint zuerst in dienstlichen Beziehungen zu der berühmten Abtei dieses Namens gestanden zu haben, deren Vogtei es beanspruchte und mit welcher es in einem immerwährenden Streite lag. Allmählich seine Besitzungen ausbreitend, gehörte es bald zu den reichsten und ältesten Geschlechtern der Niederlande, deren Mitglieder sich in den Kämpfen mit den Westfriesen und durch ihre Fehden und Processe mit der Abtei hervorthaten. Als der Kampf der Hoeks und Kabeljaus ausbrach, traten die Egmond's mit an die Spitze der letzteren mit den verwandten Arkel's, den Brederode's gegenüber, die auch in Kennemerland angesessen waren. Ende des 14. Jahrhunderts erbte Arnold von E. die Herrschaft Yſſelstein mit der festen Burg auf der Grenze Utrechts und Hollands. Von jetzt wurde das Geschlecht auch in die Utrechter Fehden verwickelt. Arnolds Sohn, Johann, genannt Jan met de bellen (mit der Schellen, welche er an seinem Gurte zu tragen pflegte), ein großer Krieger, Haupt der Kabeljaus, ward von Wilhelm VI. nach längeren Kämpfen von seinen Gütern vertrieben, bemächtigte sich nach dessen Tode (1417) der Burg Yſſelstein wieder, wurde von Jacobäa und den Hoeks mit Hülfe der Utrechter nochmals vertrieben, dann 1419 in der großen Schlacht bei Gorkum mit gefangen. Als 1423 sein unmündiger Sohn Arnold das geldrische Herzogthum erbte, führte er als Ruwart die Regierung, kämpfte als solcher auf den Seiten der Kabeljaus und Philipps

von Burgund für den Bischof Sweder von Culenborg gegen die Stadt Utrecht und gegen Rudolf von Diepholt. E. starb 1451. Sein Bruder Wilhelm stand hoch in Ehren bei Johann von Brabant während dessen kurzer Regierung und bei Philipp, der ihn zum Schatzmeister erhob. Johanns zweiter Sohn Wilhelm († 1483) war Haupt der burgundischen Partei in Gelderland gegen seinen Neffen Adolf (s. d.) und ein treuer Anhänger Herzogs Karl des Kühnen. Dessen ältester Sohn Johann (geb. 1438, † 1516) war der erste Graf des Geschlechts. Maximilian von Oesterreich erhob ihn zum Grafen von Baar und zum Statthalter von Holland; als solcher bekämpfte er den letzten Aufstand der Hoeks unter Franz von Brederode (s. d.) und den gewaltigen Bauernaufruhr des Kaas- en Broodsvolks. Ebenso treu standen sein Bruder Friedrich († 1500), Herr von Yßelstein, von Maximilian zum Grafen von Büren ernannt, der sich namentlich gegen die Geldrischen auszeichnete, und dessen Sohn Florens († 1539) den Burgundern und Oesterreichern zur Seite. Der letztere war längere Zeit Gouverneur von Friesland, dann Hofmeister des Erzherzogs Ferdinand, und kämpfte in vielen Feldzügen Karls V. mit, ebenso wie sein Sohn Maximilian von Büren (s. d.), mit welchem diese Linie der Egmonds ausstarb.

Die ältere, die von Baar, dagegen blühte zu neuen Ehren auf unter Johanns II. jüngerem Sohne, dem berühmten unglücklichen Lamoral von E.

P. L. Müller.

Egmond: Lamoral, Graf v. E., Fürst von Gaveren, geb. 1522. Sohn des Johann v. E. und der Françoise von Luxemburg, erbte bei dem Tode seines unverheiratheten Bruders Karl die sehr ausgedehnten Güter seiner Eltern, wodurch er zu den reichsten Edelleuten der Niederlande gehörte. Seine Erziehung genoß er am Hofe Karls V., den er fast auf allen seinen Feldzügen begleitete. Schon 1546 vertraute der Kaiser ihm den Befehl der Armee von Flandern an. Den größten Ruhm jedoch gewann er im Kriege mit Frankreich in den Jahren 1557 und 1558. Die vollständige Vernichtung des französischen Heeres bei St. Quentin war seinem kühnen Angriff zu verdanken, welcher im entscheidenden Moment dasselbe über den Haufen warf. Im nächsten Jahre schlug er bei Grevelingen die Armee des Marschalls de Thermes eben so vollständig. Ob er jedoch nicht mehr ein glänzender Reiterführer als ein Feldherr war, steht dahin. Seine Zeitgenossen freilich stellten ihn Alba ebenbürtig gegenüber.

Als Philipp nach Spanien abgereist war, 1559, nahm E. die erste Stelle unter den Großen des Landes ein; er war Statthalter von Flandern und Mitglied des Staatsraths, das goldene Vließ trug er längst und seine Heirath mit Sabina von der Pfalz verschwägerte ihn mit vielen fürstlichen Häusern. Seine hervorragenden soldatischen Eigenschaften, seine Leutseligkeit gegen Jedermann, seine glänzende äußere Erscheinung und liebenswürdiger offener Charakter machten ihn zum Abgott des Volks. Und der von seiner Popularität etwas berauschte Edelmann, der sich berufen glaubte, der Vorkämpfer seines Volks zu sein, war dadurch in die traurige Rolle gedrängt, welcher er seinen Namen vorzüglich verdankt. Wie allen seinen Standesgenossen war ihm die Regierungspolitik von Philipp, namentlich wie sie in Granvella verkörpert war, tödtlich verhaßt. Ein guter Katholik, ein loyaler Unterthan, glaubte er Opposition machen zu müssen, ohne zu ahnen, wohin das bei den Zuständen in den Niederlanden führen mußte. Als die drei Mitglieder des Staatsraths, Oranien, E. und Horn, ihren Kampf auf Tod und Leben mit dem Cardinal anfingen, betheiligte sich keiner so lebhaft wie er. Dem Scharfblick des Cardinals gelang es freilich, ihn zu durchschauen, wie wenig er ohne Oranien bedeutete. Nur in Beleidigungen des Ministers, in heftigen Auslassungen ꝛc. that er es andern zuvor. Tollköpfe wie

Brederode, Heißsporne wie Hoogstraten, sahen in dieser Zeit in ihm ihren Führer. Als der Sieg erfochten und Granvella abberufen war, die Regierung von Madrid jedoch keine Beschwerde abstellte, glaubte E., wie die meisten Niederländer in ihrer loyalen Verblendung, der König brauche nur besser informirt zu sein, und ließ sich darum 1565 die bekannte Mission auftragen, als Deputirter der niederländischen Regierung die Beschwerden derselben und der Nation an den Stufen des Thrones niederzulegen. Von König und Hof mit Schmeicheleien und Ehren überhäuft, ließ er sich ganz irre führen und kehrte heim, ohne etwas erreicht oder auch nur eine bestimmte Versicherung erhalten zu haben.

Indessen hatte die Bewegung gewaltige Dimensionen angenommen. Der von den den Mitgliedern des Staatsrathes ausgegangenen Opposition hatten sich die andern Statthalter angeschlossen, diesen waren die übrigen Großen des Landes und der ganze zahlreiche niedere Adel gefolgt. Schon kamen die Bürger der Städte in Bewegung. Zu gleicher Zeit nahm die Dreistigkeit der „Ketzer" trotz des verschärften Inquisitionsverfahrens immer mehr zu. Dem Lutheranismus war der ungleich streitsüchtigere Calvinismus gefolgt, der namentlich in die wallonischen Provinzen eindrang, auch in Egmond's Statthalterschaft, in das französisch redende Flandern. Dem Compromiß gegenüber hatte E. sich ziemlich kühl verhalten, man weiß, wie er beschuldigt worden ist, am bekannten Festmahle der Conföderirten, wo er einen Augenblick erschienen, ein „Vive les Gueux" angestimmt zu haben; doch sein ganzes Betragen zeigte, wie wenig er mit dem Treiben einverstanden war. Doch weigerte er sich, Gewalt gegen die Reformirten zu gebrauchen, so lange dieselben nicht selbst zu den Waffen griffen. So viel wie möglich hielt er sich an seine bewährten Freunde Oranien und Horn, und wie sie trat er mehrfach als Vermittler auf, um die Regierung mit den Conföderirten zu versöhnen. Sein Beispiel war maßgebend für die Herren, welche katholisch und loyal bleiben wollten, ohne sich, wie die Mansfelde und Barlaymont, der Regierung unbedingt zu ergeben; Arenberg, Meghen und andere hielten meist zu ihm. Egmond's Verhalten in diesen Zeiten war nicht unnatürlich; er war zu gut katholisch und zu loyal, um sich den Conföderirten zu nähern, und zugleich zu wenig mit den Plänen der Regierung einverstanden, zu sehr überzeugt von der Nothwendigkeit von Aenderungen in Religionssachen und in der Regierung, um sich bestimmt gegen sie zu wenden. Doch als der Bildersturm losbrach, stellte er sich ganz auf die Seite der Regierung. Wie vielen war ihm das Treiben der Calvinisten ein Aergerniß, waren ihm die entschieden demokratischen Neigungen derselben zuwider. Aber nach wie vor beharrte er bei seiner Idee, die königliche Regierung werde am Ende durch Reformen die Ruhe wiederherstellen. Während Oranien ihm vorhielt, der König werde ihr Thun nie gutheißen, er werde jetzt einen Entschluß fassen und mit Gewalt die Verletzung seines Glaubens und seiner Autorität strafen, und dabei sämmtliche Rechte, sowol die neuen von der Brüsseler Regierung zugestandenen, wie die alten mit Füßen treten, beharrte er bei seiner Ansicht, es sei unzulässig, sich dem König zu widersetzen, der doch nichts Unrechtes wolle und der ihn persönlich seiner Huld und seiner guten Absichten versichert habe. Das ganze Spätjahr 1566 und das Frühjahr 1567 hindurch verharrte E. auf diesem verhängnißvollen Standpunkt. Während Oranien und die Seinigen, wissend, welches Ungewitter aus Spanien heranzog und wie es unmöglich sei, auch den bewaffneten calvinistischen Aufstand, welcher von denen ausging, die sich nicht mehr hinschlachten lassen wollten, zu verhindern, wie aussichtslos derselbe auch war beim Fehlen aller erprobten Führer und alter Soldaten, sich an die Spitze des Volkes stellen wollten, um die durch den Compromiß geforderten Rechte im Nothfalle mit den Waffen in der Hand zu erlangen oder wenigstens die alten

Rechte zu schützen, blieb E. allen Bitten, sich ihnen auch nur bedingt anzuschließen, unzugänglich. Er lähmte dadurch auch Oranien, der damals bei weitem nicht die Popularität Egmond's besaß und, wie er wiederholt erklärte, ohne E. nichts wagen konnte, denn sein Name allein konnte der Bewegung bei unzähligen Edelleuten, alten Soldaten und Bürgern als Schild dienen; was er that, thaten sie; auch dem König würde der Widerstand des berühmten Generals imponirt haben, wie wenig er auch sonst dessen Persönlichkeit schätzte. So ward Egmond's Verhalten verhängnißvoll für sein Land und für ihn selbst; doch wie alle beschränkte Naturen bebte er vor den Consequenzen seines Thuns zurück und beharrte mit starrem Eigensinn auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt, wie unvernünftig er auch war.

Dagegen half er den Aufstand der sich gegen die erstarkende Regierung zur Wehr stellenden Calvinisten mit Gewalt niederschlagen, suchte wo er konnte zwar vermittelnd aufzutreten, war aber zugleich der, der die Regentin zu kräftigen Maßregeln anfeuerte. Während Oranien den Ausbruch des Religionskrieges in Antwerpen mit unsäglicher Mühe zurückhielt, waren es Egmond's eigene Fähnlein, die draußen bei Austruweel die Calvinisten unter Tholouse erschlugen. Und von Herzen stimmte er der Regentin bei, als diese in der Kirche von Antwerpen ihren Dank für den errungenen Sieg darbrachte. Er that dies, obgleich ihm Alba's Anmarsch bekannt war, und ihm nicht allein von Oranien, sondern von allen Seiten vorgestellt wurde, sein eigenes Haupt sei nicht sicher, selbst beim loyalsten Verhalten. So blieb er und Graf Horn mit ihm, während Oranien, Hoogstraten und ihre Parteigenossen nach Deutschland flohen, da ihnen jeder Widerstand unmöglich, jeder Moment des Bleibens gefährlich däuchte.

Als Alba im August in den Niederlanden die Regierung übernommen hatte, stellte E. sich zur Verfügung und ward vom Herzog mit der eigenthümlichen Verstellung, welche Philipps Maßregeln charakterisirten, mit Ehren überhäuft, bis die Gewißheit von der Unmöglichkeit eines Widerstandes erlangt war, dann ward er unter einem erdichteten Vorwand in Alba's Palast gelockt und da mit Horn verhaftet, 9. Septbr. 1567, und nach Gent geführt. Er ahnte auch dann noch nicht, daß er selber sein Urtheil schon unterzeichnet hatte, als er mit Oranien und Horn den berühmten Klagebrief über Granvella an den König unterschrieben hatte. Mit Verletzung aller Privilegien und nationaler Rechtsformen ward endlich ein Proceß wegen Hochverrath, Majestätsbeleidigung, Rebellion ꝛc. gemacht, und am 5. Juni 1568 ward E. zusammen mit Horn auf dem Stadthausplatz in Brüssel enthauptet, auf demselben Platze, wo jetzt ihr Doppelstandbild steht. Bis zu seinem Ende hat er auf die Gnade seines Königs gehofft. Er starb ein treuer Unterthan und Katholik.

Egmond's Schicksal war tragisch, doch nicht unverdient. Wer in einer Revolution anfangs das Haupt der Opposition spielt, soll nicht nachher in stummer Unterwerfung die Befehle der Regierung erwarten, namentlich wenn der Fürst ein Philipp II. ist. Doch E. wollte das nicht einsehen, seine Selbstverblendung war von einem starren Eigensinn begleitet, der ihn bis zuletzt an der einst gefaßten Meinung der guten Absichten des Königs festhalten ließ. Verdient er auch nicht so hart beurtheilt zu werden, wie von manchen neueren Historikern, namentlich Motley und Bakhuizen van den Brink geschehen ist: es kann nicht geläugnet werden, daß seine Opposition gegen Granvella nicht ganz uneigennützig und sein späteres Verhalten, wenn auch loyal, doch äußerst thöricht war und ein unsägliches Elend über die Niederlande gebracht hat. Ihn traf das Loos jener, die eine Rolle spielen, welcher ihre Kräfte nicht gewachsen sind.

P. L. Müller.

Egmont: Justus van E., Historien- und Porträtmaler. In der von M. L. Dussieux herausgegebenen Urkunde (Archives des arts t. I. p. 358) heißt es, daß Justus van E. in Antwerpen geb. und im Alter von 55 Jahren gestorben sei: zwei Irrthümer in einer Zeile! Denn sein Zeitgenosse de Vic gibt an, daß er 1602 zu Leyden geboren und erst 1674 im hohen Alter von 72 Jahren in Antwerpen gestorben sei. Van E., der erst bis zu seinem vierzehnten Jahre bei van Hoeck lernte, war ein Schüler von Rubens, den er aber sehr jung wieder verließ, um sich in Paris niederzulassen, wo er gegen 40 Jahre gelebt hat. Er kann jedoch erst nach 1628 dahin gegangen sein, denn um diese Zeit finden wir ihn noch eingeschrieben in der St. Lucasgilde. In Frankreich muß van E. eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt haben, denn sehr häufig findet man ihn durch Simon Vouet beschäftigt. Die Könige Ludwig XIII. und Ludwig XIV. wissen sein Talent zu schätzen und im J. 1648 ward er einer der zwölf Begründer der Académie française de peinture et de sculpture. 1649 schenkte er dieser Kunstanstalt das Porträt des Monseigneur Gaston, Herzogs von Orleans, und de Vic erzählt, daß die höchsten Herrschaften ihn mit Gunstbezeugungen aller Art überhäuften. Auffallend ist es immerhin, daß es vier belgische Künstler sind, die, in einer, wie man annehmen muß, hervorragenden Weise dazu beitrugen, den berühmten Verein zu gründen, nämlich: van E. aus Antwerpen, Peter van Mol aus Antwerpen, Gerhard van Opstal aus Brüssel und van Plattenberg aus Antwerpen.

Van E. muß sowol als Künstler wie als Rathgeber — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — sehr in Anspruch genommen worden sein. Als Künstler, indem nach seinen Werken — wenngleich es wunderbarer Weise jetzt nur wenig Bilder mehr von ihm gibt — vielfach gestochen ward, was auf die Menge und die Natur seiner Bilder schließen läßt. Als Rathgeber, indem wir ihn bei der Begründung der Akademie thätig finden, und 1651 unterzeichnete er als Abgeordneter den Contract zu der Vereinigung der Akademie mit der unruhigen St. Lucasbrüderschaft. Viel weiß man nicht über van Egmont's Leben, wahrscheinlich ist es, daß er nach Spanien ging, doch weilte er 1661 noch in Frankreich und 1674 wird sein Tod in Antwerpen angezeichnet. Das Jahr vorher besaß die von der Akademie in Paris veranstaltete öffentliche Ausstellung — die vierte unter Ludwig XIV. — zwei Bilder von ihm, die wir hier nach dem Katalog von 1673 aufführen: „De M. Juste, le père, deux tableaux; dans l'un des deux sont les portraits de Monsieur et Madame Perseval; et dans l'autre de Monsieur Perseval leur fils." — Aus dieser Anmerkung geht hervor, daß der Name van E. durch den von Justus entschieden verdrängt war, sowie auch, daß unser Künstler einen Sohn hatte, der muthmaßlich auch Maler war, worauf der Zusatz „le père" schließen läßt. Was den Namen Justus betrifft, möchten wir auf Mariette verweisen, welcher angibt, daß der Künstler diesen Namen aus Schmeichelei gegen Ludwig XIII. angenommen habe, der sich gern „le Juste" nennen ließ. Van E. ruht neben seiner 1685 in Antwerpen verstorbenen Gattin Emerenzia Bosschaert, dem Namen nach einer Flämin. Die von van E. bekannten Porträts sind: in Wien zwei von Philipp IV. als Kind und das des Erzherzogs Leopold Wilhelm; in Pommersfelden Porträte eines Mannes und einer Frau. In den Verzeichnissen alter Versteigerungen stößt man hie und da auf Porträts, die zu lächerlichen Preisen verkauft worden sind. Van Egmont's Bilder machen einen angenehmen Eindruck; sein Colorit ist warm und klar, doch ist sein Pinsel etwas zu weichlich. Diese Eigenthümlichkeiten sind besonders auffallend in einer Geburt der Venus, die 1775 bei der Versteigerung Regaus' um 300 fl. verkauft wurde. Die bedeutendsten Porträts, welche nach van E. gestochen wurden, sind die Ludwigs XIII., Ludwigs XIV., des Herzogs von Anjou, der Anna von Oesterreich und der Maria von Gonzaga.

Vauteuil hat ein Porträt des Charles de la Porte wunderschön gestochen. Auch gibt es viele Stiche nach bibelgeschichtlichen Vorwürfen, deren Verkauf der Künstler wahrscheinlich selbst betrieb, indem er unter einem dieser Bilder seine Adresse: „Rue de Richelieu à l'enseigne de Louis XIII. le juste" angibt. Nach Mariette berichtet Bonbourg in seiner Beschreibung der Gemälde zu Lyon, daß auf dem Hochaltare der Jacobinerkirche sich ein großes Gemälde von Justus, die Taufe des Heilandes darstellend, befinde. Siret.

Egno, Bischof von Brixen (1240—50) und Trient (1250—73), stammte aus dem Hause der Grafen von Eppan in Tirol, die den Namen von ihrer auf einem Hügel ober dem Dorfe Mösiach bei Bozen gelegenen Burg führten und neben den Grafen von Andechs und von Tirol das mächtigste Grafengeschlecht im Lande. Die Blüthezeit des Hauses Eppan fällt ins 12. Jahrhundert; dieselbe war bereits im Sinken begriffen, als der geschichtlich merkwürdigste Sprosse des Eppanischen Hauses, Bischof E., in die Schicksale Tirols einzugreifen begann, wobei seine Thätigkeit in einem mehr als dreißigjährigen Kampfe auf die Aufrechterhaltung der Rechte und Besitzungen seiner Kirchen gegen die aufstrebende und glücklichere Macht der Grafen von Tirol und andere Feinde gerichtet war. Ueber die früheren Lebensschicksale Egno's ist wenig bekannt; so viel wissen wir, daß er einige Zeit Canonicus zu Trient gewesen ist. 1236 war er in Brixen zugegen, als der Kaiser dem alternden und schwachen Bischofe Heinrich (von Taufers), der nicht im Stande war, den vielfältigen Gewaltthätigkeiten in seinem Sprengel zu begegnen, die Regalien abnahm. Bischof Heinrich starb 1239; schon am 8. April des nächsten Jahres erscheint E. als Brixener „Erwählter". E. gelangte auf diesen bischöflichen Sitz zur Zeit des unheilvollen Kampfes zwischen der Kirche und dem Kaiserthum, in welchem er anfangs wie die meisten Reichsfürsten eine vermittelnde Stellung einnahm. Erst als ein Schreiben, welches er in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Freising und Eichstädt im April 1240 an den Papst Gregor IX. richtete und worin er diesen zum Frieden mahnte, erfolglos blieb, schloß er sich enge der staufischen Partei an, begab sich im Mai 1240 an den Hof des römischen Königs Konrad und ließ sich von demselben die Regalien ertheilen. Auch weigerte er sich trotz der wiederholt von Albert von Beham an die Bischöfe gerichteten Aufforderung, den über den Kaiser verhängten Bann bekannt zu machen, und ließ vielmehr im Verein mit dem Erzbischof von Salzburg und anderen Fürsten die Alpenpässe bewachen, um die Verbindung des genannten Legaten mit Rom zu verhindern. E. harrte auch da noch auf Seite des Kaisers aus, als die zwischen diesem und Innocenz IV. begonnenen Friedensverhandlungen erfolglos geblieben waren, der Papst sich nach Lyon geflüchtet hatte, auf dem dortigen Concil die Excommunication des Kaisers erneuerte und dessen Absetzung aussprach. Im April 1245 befand sich E. beim Herzog Friedrich von Oesterreich zu Wien, wohin auch der Bischof von Bamberg im Auftrage des Kaisers gekommen war, später begab er sich mit König Konrad an den Hof Kaiser Friedrichs nach Verona, wo dieser zum letztenmale eine größere Anzahl deutscher Fürsten bei sich hatte. Als E. auf dem Hoftage zu Frankfurt a. M., den der Gegenkönig Heinrich Raspe 1246 abhielt, nicht erschien, wurde er deshalb gleich den anderen Bischöfen, die nicht zugegen waren, vom päpstlichen Legaten suspendirt und ihm ein Termin vorgeschrieben, innerhalb welches er sich vor dem Papste persönlich verantworten sollte. Erst als die staufische Macht zu sinken begann, trat er wie andere Bischöfe zurück und söhnte sich mit der Kirche aus; dieses scheint 1247 geschehen zu sein, denn in diesem Jahre erscheint er zum ersten Male als wirklicher Bischof von Brixen.

Zur Zeit, da E. Bischof von Brixen wurde, war die für die Geschichte Tirols so folgenreiche Verbindung der drei mächtigsten Grafenhäuser des Landes

bereits eingetreten, indem Graf Albert von Tirol von seinen beiden Töchtern die eine dem Herzog Otto II. von Meran, die andere dem Grafen Meinhard von Görz zum Weibe gab. Da überdies Albert sich nicht nur von dem einen Schwiegersohne die Kärntner und Aquilejer Lehen übertragen und mit dem andern gemeinschaftlich mit den Brixener Lehen belehnen, sondern auch seinen Töchtern für den Fall seines Todes von den Bischöfen von Chur und Trient alles, was er von denselben zu Lehen trug, zusichern ließ, so begründete er zugleich ein Uebergewicht über die Lehensherren, die Bischöfe, welche letzteren sehr verderblich werden sollte. E. war bei Zeiten darauf bedacht, dieser Gefahr durch Gegenbündnisse mit auswärtigen Fürsten und mit dem Adel im Lande zu begegnen, welch letzterer sich ebenfalls in seiner bisherigen Stellung bedroht sah. Doch schon im ersten Kampfe, in den er mit dem Grafen Albert, der zugleich Brixener Stiftsvogt war, gerieth, sah er sich zu einem Vertrag (20. März 1241) gezwungen, demzufolge er ihn und seinen Schwiegersohn, den Herzog von Meran, mit allen ihren Lehen gemeinsam und ungetheilt belehnen mußte, so daß die Aussicht, im Falle des Aussterbens des einen Geschlechtes über die Lehen desselben verfügen zu können, abgeschnitten und die Vereinigung aller Lehen in der Hand eines Vasallen, somit die Uebermacht desselben im Bisthum rechtlich begründet war. Dies trat im J. 1248, in welchem Herzog Otto II. von Meran starb, wirklich ein, indem nun dessen Brixener Lehen an den Grafen von Tirol übergingen. E., der dies nicht verhindern konnte, erhielt bald darnach (1250) das Bisthum Trient, um dort den Kampf gegen dieselbe Macht fortzusetzen, der er in Brixen unterlegen war.

Aber auch sonst war die Aufgabe, welche E. hier zu lösen hatte, keine leichte. Da Kaiser Friedrich II. auch dem Bischofe von Trient die Regalien entzogen hatte, fand E. die Stadt Trient und fast das ganze Bisthum in der Gewalt eines staufischen Beamten, des Podestà Sodeger, und unter dem Einfluß Ezelins von Romano, des grimmigsten Feindes der Kirche, der dasselbe bald förmlich als sein Eigenthum betrachtete, den Adel selbstsüchtige Zwecke verfolgend und widerspenstig, das Land vielfach durch die Kriege in Italien ins Mitleid gezogen. Die Uebersetzung Egno's nach Trient geschah 1250, wol aber war er schon früher zum Administrator der Kirche von Trient bestellt worden. Doch selbst im J. 1250 gelangte er noch nicht in den Besitz seines neuen Bisthums. Da er, seit er sich von der staufischen Partei getrennt hatte, enge an die Kirche schloß, wurde von jener in Trient ein anderer Bischof Ulrich von Porta gewählt und E. mußte fünf volle Jahre im Exil zubringen. Er lebte während dieser Zeit von dem dritten Theil des Erträgnisses der Brixener Kirche, der ihm vorbehalten worden war, theils auf dem Eppanischen Schlosse Andrian gegenüber von Terlan, theils in Bozen. Am 20. April 1254 finden wir ihn zu Venedig und am 15. Juli zu Capodistria beim Grafen Meinhard, dem Schwiegersohn und Nachfolger des Grafen Albert in der Grafschaft Tirol. Erst als Sodeger und Ezelin zerfielen und die Anhänger des letzteren aus Trient vertrieben wurden, gelangte E. in den Besitz seines Bisthums. Zu Anfang Juni 1255 hielt er seinen Einzug in Trient, doch auch jetzt sollte er sich keineswegs des ruhigen Besitzes des Bisthums freuen. Denn Ezelino rüstete sich, um den Abfall Trients zu rächen. Der Bischof traf in Eile Anstalten zur Gegenwehr und, um die Mittel dazu aufzubringen, verpfändete und veräußerte er Güter und Einkünfte seiner Kirche. 1255 und 1256 machte Ezelino Einfälle ins trientinische Gebiet, die sich in gleich furchtbarer Weise in den folgenden Jahren wiederholten. E. mußte die Flucht ergreifen und wendete sich bittend an den Papst, der andere Bischöfe aufforderte, ihn zu unterstützen. Und während Ezelino das Bisthum verheerte und Besitzungen desselben

an sich riß, benützten die Erben des Grafen Albert von Tirol, die als Schirmvögte vor allen berufen waren, das Stift zu schützen, die bedrängte Lage desselben, den Bischof zu nöthigen, ihnen die wichtigsten Lehen zu übertragen. Aehnliches thaten auch viele Barone und Große, sie verfolgten ebenfalls selbstsüchtige Zwecke und, um dieselben zu erreichen, scheuten sie nicht mit dem allgemeinen Feinde in Verbindung zu treten. Erst mit Ezelins Tode (1259) trat eine Wendung der Dinge ein. Die Anhänger Ezelins im Bisthum Trient unterwarfen sich dem Bischofe, der sie um so milder behandelte, je mehr er in ihnen eine Stütze wider die Grafen von Tirol zu erlangen suchte. Denn zu diesen befand sich E. bereits wieder in den gespanntesten Verhältnissen. 1253 hatte er den Grafen Albert von Tirol, um sich seines Schutzes zu versichern, mit allen Lehen belehnt, die einst Graf Ulrich von Ulten, der letzte Sprößling dieser Linie der Eppaner, besessen hatte. 1254 gingen nicht nur diese Lehen sondern auch jene, welche einst die Grafen Friedrich und Georg v. Eppan von der Kirche getragen hatten, auf Alberts Schwiegersohn Meinhard I. von Görz-Tirol über, welcher endlich 1256 für seine Gemahlin und seine Söhne die Belehnung mit allen Trientiner Lehen des Grafen Albert von Tirol verlangte. Er erhielt sie auch, zuvor aber unterzeichnete E. einen heimlichen Protest, in welchem die Investitur für ungiltig erklärt wurde, da die einst dem Grafen Albrecht von Tirol gegebene Zusicherung betreffend die Belehnung seiner Töchter ohne Zustimmung des Capitels geschehen sei. Als dann Meinhard I. starb (1258), während dessen Söhne sich in Gefangenschaft des Erzbischofs von Salzburg befanden, hielt E. den Zeitpunkt für geeignet, um den Versuch zu machen, die Vereinigung der Tiroler Lehen und der seines Hauses in einer Hand zu verhindern. Er erklärte die den Grafen Albert von Tirol und Meinhard von Görz ertheilte Investitur mit den Eppaner und Ultener Lehen für ungiltig und übertrug die genannten Lehen als unwiderrufliche Schenkung dem h. Vigilius, indem er sie mittelst eines Buches, das er in der Hand hielt, auf dessen Altar legte. Doch kaum war Meinhards I. Sohn Meinhard II. in das Land zurückgekommen, als er sich mit zahlreichem Gefolge nach Trient begab und für sich und seinen Bruder Albert sowol die alten Tiroler als auch die Eppaner und Ultener Lehen forderte. Da damals noch Ezelino lebte und E. sich außer diesem nicht noch einen neuen nicht minder gefährlichen Feind aufbürden wollte, so blieb ihm nichts übrig, als nachzugeben und die verlangte Belehnung zu ertheilen (1259). So war auch in Trient E. der aufstrebenden Macht der Grafen von Tirol erlegen: denn auch in Trient trat fortan der Graf in gleiche Stellung neben den Bischof, ja Meinhard trug sich bereits mit dem Gedanken, die ganze weltliche Macht im Stifte Trient an sich zu bringen.

E. erfreute sich auch nach Ezelins Tode nur kurze Zeit des Friedens; der aufrührerische Geist der Großen und Vasallen erzeugte von Zeit zu Zeit neue Unruhen und Fehden, die Unzufriedenheit mit dem bischöflichen Regimente äußerte sich in wiederholten Empörungen, welche endlich dem Grafen von Tirol den Weg nach Trient bahnten und die Stadt seiner Gewalt überlieferten. 1265 wurde E. aus Trient vertrieben, Graf Meinhard von den Bürgern herbeigerufen. Ueber drei Jahre hatten die Grafen von Tirol Trient und einen großen Theil des Bisthums in ihrer Gewalt, während der Bischof, beinahe seiner ganzen weltlichen Macht beraubt, sich in Riva aufhielt. Um endlich eine Ausgleichung zwischen beiden herbeizuführen und das Stift Trient von dem drohenden Verderben zu erretten, bestellte der Papst den Bischof von Chur als Schiedsrichter, allein E. weigerte sich vor diesem Gericht zu erscheinen und bewog vielmehr den päpstlichen Legaten Erzbischof Philipp von Ravenna, den schon früher gegen die Grafen von Görz-Tirol als Anhänger Konradins ausgesprochenen Bannfluch zu erneuern und ihr Land mit dem Interdicte zu belegen. Erst als der Domdecan von Brixen

als Subdelegirter des Bischofs von Chur ihn in contumaciam verurtheilte, gab E. nach und schloß mit den Grafen Meinhard und Albert von neuem Frieden (1268). Am 15. Februar 1269 empfing E. die Unterwerfung der Stadt Trient. Doch blieb er nicht in der Stadt, die ihm so oft die Treue gebrochen hatte und sich 1270 auf Anstiften der Herren von Castelbarco neuerdings empörte, sondern er brachte den Rest seiner Tage meist in Bozen, in der Nähe seines Schirmvogts, des Grafen von Tirol, zu, dessen Gunst er sich durch wichtige Zugeständnisse erkaufte, indem er sich mit ihm in die Verwaltung und Einkünfte der Stadt Trient theilte. Ebenso wie seine politische Macht sah E. auch seine physischen Kräfte allmählich schwinden. Im Februar 1273 sollte er sich nach Trient begeben, um den Grundstein zu dem Kloster der Augustiner-Eremiten zu legen, mußte sich aber wegen körperlicher Schwäche vertreten lassen. Nachdem er noch dem neugestifteten Kloster Stams eine Schenkung zugewendet und die Pfarre Mais verliehen hatte, begab er sich nach Padua, um dort am 25. Mai 1273 sein vielbewegtes Leben zu beschließen.

J. Durig, Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Bischof Egno's von Brixen (1240—50) und Trient (1250—73) in den Beiträgen zur Geschichte Tirols. Innsbruck 1860 (Zeitschrift des Ferdinandeums. 2. Folge 9. Bd.).

v. Zeißberg.

Egon III., Graf von Freiburg, † 1318, war der älteste Sohn des Grafen Konrad I., des Vollenders des Freiburger Domes. Bei der Erbtheilung vom 23. Juli 1272 erhielt er die Grafschaft Freiburg und den Besitz unterhalb des Baches zu Heitersheim, übernahm die hierauf lastenden Schulden und gelobte seinem Bruder Heinrich zur Wiedererlangung der Stadt Neuenburg zu verhelfen. Auch that er dies und verwickelte sich dadurch in neue Schulden und bald darauf mit seinem Bruder in Zwist, der erst kurz vor dessen Tode, 1300, durch Schiedsrichter erledigt wurde. E. war ein Charakter, der nicht mehr in seine Zeit paßte, ein Mann der Gewalt; trotzig, schroff und übermüthig handelte er nach den Eingebungen eines wilden und willkürlichen Sinnes, brach den Landfrieden wann es ihm gefiel, sich weder um Kaiser noch um Reich kümmernd, zeigte ohne Maske seine blinde Verachtung dem zu einer Macht werdenden Bürgerthume der Städte, rang mit diesen und dem Schützer des Landfriedens, K. Rudolf von Habsburg, und unterlag zuletzt kläglich. K. Rudolf forderte usurpirte Reichsgüter von E. zurück; während dessen Bruder, Graf Heinrich von Fürstenberg, zu Rudolf hielt und von ihm os ex ossibus nostris et caro de carne genannt wurde, stand E., mit böhmischem Gelde vertraut, in den Reihen seiner Gegner und verwüstete als Antwort auf die königliche Aufforderung 1275 den Breisgau, bis Rudolf vor Freiburg erschien und E. sich beugen mußte. Aber schon im Aug. 1278 stand E. wieder in den Waffen, das Faustrecht übend (O. von Horneck besang diese Fehden); mit den Freiburgern zerstörte er die Reichsburg Zähringen. Vergeblich suchte Rudolfs Sohn Hartmann als Landgraf im Elsaß durch die Belagerung Freiburgs E. zu unterwerfen und die Stadt zu züchtigen. Immer dreister werdend, verband sich E. mit dem Grafen von Habsburg-Laufenburg und dem Elsässer Landgrafen Johann von Werd gegen Rudolf, jetzt aber erschien dieser selbst im Oct. 1281 vor Freiburg, schloß es ein und E. sowie die Freiburger baten um Gnade. 23. Oct. 1281 verzieh der König, E. mußte die usurpirten Reichsgüter herausgeben, wurde aber von dem König damit beliehen, die Stadt mußte große Opfer bringen. Andere Fehden übergehend, erwähne ich jetzt derjenigen mit der Stadt Freiburg selbst; überhandnehmende Verschuldung trieb E. hier zu Gewaltschritten gegen ein Bürgerthum, das ihm an Macht weit überlegen war. Schiedsrichterliche Vergleiche hielten den offenen Bruch 1282 noch ab und E. beschwur von neuem die Handfeste von 1275, erhielt auch Zusteuer von der

Stadt, aber dies konnte nur eine Pause bleiben, denn sich bald in diese bald in jene fremde Sache einmischend, häufte er Schulden auf Schulden, die Bürger verloren mehr und mehr die Achtung vor ihrem creditlosen Herrn und er schielte immer unverhohlener nach ihrem Beutel und plante den Untergang ihrer Freiheiten. Im Sept. 1289 erhielt E. durch ein neues Schiedsgericht zur Tilgung von Schulden 1400 Mark Silbers von der Stadt und ließ ihr auf zehn Jahre das Umgeld. Jedoch die Ausgaben bei der Heirath seiner Kinder in die Häuser Lothringen, Leiningen und Kyburg stürzten ihn in neue Schulden; wieder kränkte er städtische Gerechtsame, verbriefte aber auch wieder 1293 die Verfassung seiner Stadt, und Kaiser Rudolf sank ins Grab ohne den Sturz Egons erlebt zu haben. Sein Nachfolger, Adolf von Nassau, fand an E. anfänglich einen ergebenen Vasallen, als dieser aber 1297 vierzig Reichsangehörige abfing und zum Theile dem Hungertode übergab, verwüstete Adolfs Landgraf im Elsaß seine Ländereien. Dies verzieh ihm E. nicht; während Freiburg treu an Adolf hielt, schlug er sich, beschwatzt von seinem Schwager, dem Bischofe von Straßburg, zu Albrecht von Oesterreich, focht bei Göllheim und erhielt zum Lohne 1000 Mark Silbers und als Pfand dafür die Burg Mahlberg. Jetzt verband sich E. mit den Markgrafen Heinrich III. und Rudolf I. von Hochberg und dem Bischofe von Straßburg, dem hochgelehrten Konrad von Lichtenberg, gegen seine unbotmäßige Stadt, die Bürger beschossen sein Schloß, bei dem Angriffe vom 29. Juli 1299 fiel der kriegerische Bischof von Straßburg durch das Beil eines Metzgers, die Anhänger Egons flohen Stadt und Graf versöhnten sich 30. Jan. 1300, natürlich nie von Herzen. Egons Kraft war für immer gebrochen, die Macht der Stadt stieg um so gewaltiger empor. Was halfen ihm Bündnisse mit Würtemberg und den Pfirter Grafen? Die Geldnoth nahm überhand, die Stadt fühlte sich gegenüber dem verarmten Dynasten und appellirte gegen jeden Eingriff an Schiedsgerichte. — Egons Schützer, Albrecht von Oesterreich, fiel durch Mörderhand, Heinrich VII. war Freiburg günstig, ebenso Ludwig der Baier. E. wußte sich nicht mehr anders zu helfen als durch Veräußerung der Grafschaft, diesen entsetzlichen Schritt zur Selbstvernichtung verhütete jedoch sein Sohn, Graf Konrad II.; lange schon mit dem ruhelosen und mißachteten Vater zerfallen, setzte er E. im Sommer 1314 auf dem Schlosse gefangen. Endlich sah dieser sich gezwungen, 31. März 1316, alle Besitzungen an Konrad abzutreten, nur einige kleine Höfe ausgenommen, die er als Leibgeding mit 150 Mark jährlich behalten durfte. Zwei Jahre darauf starb er und ruht im St. Clarenkloster zu Freiburg.

Schreiber, Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau, Freiburg 1857. Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, Aachen und Leipzig 1829. Hansjakob, Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt, Zürich 1867. Kleinschmidt.

Egranus: Joh. Sylvius E., eigentlich Johannes Wildenauer (Wildnauer). Sein Geburtsjahr unbekannt. Er findet sich seit 1517 als Prediger (concionator, nicht Pfarrer) an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Marien zu Zwickau, wo er 1518 mit einem seiner Vorgänger, dem damaligen Leipziger Professor Hieronymus Dungersheim (s. d.), über die Legende von der heil. Anna in Streit gerieth, indem er gegen die kirchliche Annahme von den drei Ehemännern derselben und ihren Töchtern, den drei Marien, zuerst in Predigten, dann in einer Apologie auftrat. Hierdurch kam er in brieflichen Verkehr mit Luther und neigte damals so sehr zu ihm, daß Eck in der Bannbulle ihn als Anhänger Luther's namhaft machte. Als im J. 1520 Thomas Münzer sein College an derselben Kirche wurde und E. aufs entschiedenste seinen Lehren von der Kanzel aus widersprach, kam es zu einem erbitterten Kampfe zwischen beiden, in welchem E. endlich weichen mußte, da sein Lebenswandel seinen Gegnern zu viele Blößen bot. Er ging als

Pfarrer nach Joachimsthal, wo er nach einiger Zeit seines unsittlichen Lebens wegen abgesetzt wurde und in Folge seiner Trunksucht am 11. Juni 1535 seinen Tod fand. Mit Luther war er schon seit 1522 zerfallen. Nicht ohne Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Sinn gehört E. zu denjenigen Theologen, welche die neue Bewegung nur vom Standpunkt des Humanismus aus beurtheilten. Die diplomatische Zurückhaltung des Erasmus, den er weit über Luther stellt, sagte ihm mehr zu als die Entschiedenheit der auf dem Wege innerer Erfahrung gewonnenen Glaubenszuversicht Luther's, für die er kein Verständniß hatte.

Einige Briefe von ihm, sein Glaubensbekenntniß von der Rechtfertigung, ein Verzeichniß seiner Schriften bei Weller, Altes aus allen Theilen d. Gesch. I. S. 177 ff. II S. 779 ff. Ueber sein Leben s. Seidemann, Thomas Münzer. 1842. Schmidt, Nicolaus Hausmann. 1860. Herzog, Chronik von Zwickau II.

Th. Kolde.

Ehem: Dr. Christoph E. (irrthümlich auch Eheim, Oheim, Ohm) stammte aus einer Patricierfamilie der Stadt Augsburg, wo er am 24. März 1528 geboren wurde. Seine Studien, die er erst zu Antwerpen, dann auf den Universitäten zu Straßburg und Padua verfolgte, erstreckten sich auf Jurisprudenz, Philosophie und Medicin. Er wirkte dann mit gutem Erfolg in Tübingen als philosophischer, in Heidelberg als juristischer Professor. Otto Heinrich von der Pfalz, dem er seine sieben Bücher „De principiis iuris" (Basel 1556) widmete, ernannte ihn zu seinem Rath und übertrug ihm das Directorium des Kirchenraths. Sein Einfluß stieg unter Friedrich III., dessen kirchlichen Neuerungen er sich völlig anschloß; er vertrat in dem Streit der Reformirten über die Kirchenzucht die streng calvinische Richtung gegen die „Erastianer" und in der Politik die Solidarität des deutschen und außerdeutschen Protestantismus. Er erscheint als pfälzischer Gesandter auf den meisten Reichstagen (1559, 1566, 1567) und ständischen Versammlungen und vermittelte namentlich die Beziehungen der Pfalz zu Kursachsen, bis der Sturz der dortigen Kryptocalvinisten auch ihm die dauernde Ungnade des Kurfürsten August zuzog. Für die auswärtige Politik der Pfalz, die er hauptsächlich bestimmte, wurde mehr und mehr der Gedanke einer großen protestantischen Union und die unbedingte Opposition gegen Habsburg maßgebend. Als er nach Polen geschickt wurde, um mit den Gesandten der anderen Kurfürsten die Wahl des Erzherzogs Ernst zu befürworten, wirkte er insgeheim für Heinrich von Anjou, er nahm sogar vorübergehend den Plan auf, die Kaiserkrone an Frankreich zu bringen, und der französische Unterhändler ist hocherfreut über die guten Dienste dieses „ennemy criminel de la maison d'Austriche". Seit 1574 bekleidete er das Amt des Kanzlers, aber nach Friedrichs Tod wurde er von dessen lutherischem Nachfolger abgesetzt und sogar wegen einer für Johann Casimir, den zweiten Sohn, günstigen Veränderung des kurfürstlichen Testamentes verdächtigt und in Haft genommen (April 1577). Nach der Aussöhnung der Brüder befreit trat er in die Dienste Johann Casimirs als Kanzler (März 1578 — October 1584); doch konnte er seine frühere politische Bedeutung gegenüber dem beherrschenden Einfluß des Dr. Beuterich nicht behaupten. Nur einmal noch, auf dem Augsburger Reichstag von 1582, spielte er als Hauptvertreter des Pfalzgrafen eine hervorragende Rolle; um ihn schaarte sich die protestantische Opposition im Fürstenrath und er knüpfte gleichzeitig mit den unzufriedenen Reichsstädten geheime Beziehungen an. Vor den Kaiser citirt, wies er die Beschuldigungen seiner Gegner energisch zurück und vertrat die Rechtmäßigkeit seiner Opposition. Im nächsten Jahre wirkte er für die Sache des Kurfürsten Gebhard von Köln und nachmals bethätigte er sich eifrig bei der Wiedereinführung des Calvinismus in der Kurpfalz. Seit 1585 war er als Rath und Diener für das Fürstenthum Johann Casimirs angestellt. Er starb

als geheimer Rath des Kurfürsten Friedrich IV. zu Heidelberg, am 1. Juni 1592, während der Hochzeitsfeier seines Sohnes. Wir dürfen ihn als einen Mitbegründer der pfälzischen Unionspolitik und der deutsch-reformirten Kirche bezeichnen.

Melch. Adamus, Vitae Germ. Jure consultorum, p. 312—315. — Einzelne Briefe Ehem's gedr. bei Groen van Prinsterer, Archives I, 4, 337 und Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen, Bd. V. v. Bezold.

Ehemant: Lothar Franz E., Geschichts- und Kunstforscher, geb. 21. Nov. 1748 zu Lobes in Deutschböhmen, † zu Prag 26. Oct. 1782; legte seine Studien mit Auszeichnung in Prag zurück und wurde schon im J. 1744 zum Professor der Geschichte und deutschen Litteratur an der Prager Universität ernannt. Von Natur aus kränklich und hiedurch in seiner lehramtlichen Thätigkeit vielfach gehindert, verlegte er sich in seinen meist unfreiwilligen Mußestunden auf das Studium der Kunstgeschichte und wurde in diesen Bestrebungen durch den Kaiser Joseph II. kräftig unterstützt. Er war von allen deutschen Forschern der erste, welcher der mittelalterlichen Kunst seine Aufmerksamkeit widmete und der die hohe Bedeutung des gothischen Stiles zu würdigen verstand. Zunächst waren es der Dom zu Prag und das Schloß Karlstein mit den daselbst aufbewahrten Kunstschätzen, welche E. einer eingehenden Prüfung unterzog und über die er mehrere treffliche Schriften veröffentlichte. Lange vorher, ehe von Seite irgend einer Regierung an die Erhaltung kunsthistorisch wichtiger Denkmale gedacht wurde, wirkte E. aus eigenem Antriebe als Conservator: seinen rastlosen Bemühungen hat man es zu verdanken, daß zahlreiche aus dem 14. Jahrhundert herrührende Wand- und Tafelgemälde beachtet und dem Untergange entrissen wurden. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Beschreibung der Hauptstadt Prag und der übrigen Städte Böhmens in Bezug auf Kunst und Kunstwerke", 1780; „Beschreibung der böhmischen Kunstwerke, die in der Prager Metropolitankirche zu sehen sind", 1771—1773; „Zur Kunstgeschichte Böhmens". Abhandlung in Dobrowsk'ys Böhmischer Litteratur. I. Bd. 3. Heft. 1779; verschiedene Abhandlungen, veröffentlicht in Riegger's Statistik Böhmens. Durch E. wurde auch der bekannte und noch lange nach seinem Tode mit Animosität geführte Streit über die Erfindung der Oelmalerei hervorgerufen, indem er die auf Befehl des Kaisers Karl IV. von Tomaso da Mutina zwischen 1340—1350 gefertigten Tafelbilder für Oelgemälde und den Mutina für einen geborenen Böhmen hielt. Dieser doppelte Irrthum war in jener Zeit um so verzeihlicher, als erstens in Böhmen ein Ort „Mutina" besteht und zweitens die wiederholt überfirnißten Temperabilder des Mutina täuschend das Ansehen von Oelmalereien besitzen. Nach Ehemant's und des Malers Quirin Jahn Behauptungen hätte man sich in Böhmen schon ein volles Jahrhundert früher, ehe die Gebrüder van Eyck auftraten, der Oelfarben bedient und in dieser Manier großartige Werke geschaffen. Der in Folge dieser Behauptungen sich entwickelnde litterarische Streit, an welchem sich viele Gelehrte betheiligten, wurde erst im Laufe unsers Jahrhunderts durch den unzweideutigen Nachweis geschlichtet, daß Mutina aus Modena herstamme und in Treviso lange gearbeitet habe, auch dort verstorben sei. Ferner wurde durch chemische Untersuchungen festgestellt, daß sowol die in Treviso wie die in Böhmen befindlichen Werke des Mutina nicht mit Oel- sondern mit eigenthümlich zubereiteten Gummifarben, al tempera, ausgeführt worden seien. Trotz dieser Irrthümer war die von E. gegebene Anregung eine außerordentliche und nachhaltige, man darf sagen, daß die durch ihn angebahnte Richtung von allen späteren deutschen Forschern von Fiorillo, Ch. Stieglitz bis S. Boisserée befolgt wurde.

Riegger, Statistik von Böhmen, 4. Heft, mit einer Biographie Ehemant's; — Dlabacz, Künstlerlexikon. B. Grueber.

Ehingen: Georg Ritter v. E., geb. 1428, † 1508, gehörte einem oberschwäbischen Geschlechte an, welches seine ältesten Besitzungen auf der Münsinger Alb und bei Ehingen an der Donau hatte, später aber im Dienstmannenverhältniß zu den Pfalzgrafen von Tübingen und zu den Grafen von Hohenberg stehend die bedeutendsten Güter um Rottenburg am Neckar erwarb, worunter die Ehingenburg hinter Bad Niedernau, bisher fälschlich als Stammburg betrachtet. Georgs Großvater Burkhardt v. E. mit dem Zopf († 1407) zeichnete sich in der Schlacht bei Döffingen gegen die Städte kämpfend aus; Georgs Vater Rudolf († 1467) leistete mehreren würtembergischen Fürsten nach einander als Rath treffliche Dienste, doch wohnte er in der Regel nicht am Sitze des Hofes, vielmehr, als seine Frau Agnes (eine geb. v. Haimertingen) ihm den Sohn Georg schenkte, hauste er auf dem zwischen Tübingen und Herrenberg am Rande des Schönbuch gelegenen Schloß Hohen-Entringen, nach ihrem Tode bezog er das neu erkaufte Schloß Kilchberg im Neckarthal bei Tübingen, welches in der Folge an Georg überging und sein und seiner Nachkommen Hauptsitz blieb. Gleich seinem Großvater, Vater und Oheim verbrachte der junge Georg seine Lehrjahre an den Höfen österreichischer Herzöge, zuerst in Innsbruck (um 1450) bei Herzog Sigmund, dessen Gemahlin (eine Stuart) er als „Virschnider" bediente, später bei dem verschwenderischen Herzog Albrecht VI., wodurch er wieder in die schwäbische Heimath zurückgeführt wurde; Albrecht hatte nämlich die vorderösterreichischen Lande zu verwalten und nahm gewöhnlich seinen Aufenthalt in Rottenburg a. N., was zumal für die Jahre, um welche es sich hier handelt, 1452 bis 1455, mit den Daten zahlreicher bei Lichnowsky und Chmel verzeichneter Urkunden belegt werden kann. Der Herzog betraute ihn mit dem Amt eines Kamerers (Kammerherrn) und nahm ihn als solchen mit zu der Krönung des Königs Wladislaw in Prag (28. Oct. 1453). Bei diesem festlichen Anlaß empfing Georg v. E. den Ritterschlag. Die Aufgabe, welche ihm dadurch wurde, erfaßte er tiefer und ernster als die meisten seiner Standesgenossen in damaliger Zeit, deren Leben in Ritterspielen und Hoffesten dahinging. Unbefriedigt durch das müssige Leben an den üppigen Höfen suchte er ernstere Uebung für sein ritterliches Schwert und sein Vater, gleichfalls von einer idealeren Auffassung des Ritterwesens geleitet, wies ihn auf die Insel Rhodus hin, wo damals der Johanniterorden einen Angriff der Osmanen erwartete. So richtete sich denn dahin sein erster Zug „nach der Ritterschaft" (Frühling 1454). Als der einzige freiwillige Mitkämpfer deutscher Nationalität wurde er auf Rhodus hoch geehrt, fand aber nur wenig Nahrung für seinen Thatendrang; da die türkische Belagerung allem Anschein nach nicht so bald in Aussicht stand, zog er nach elfmonatlichem Aufenthalt weiter als Pilger ins heilige Land. Von da wollte er über Damascus und den Sinai nach Aegypten gehen; aber in der erstgenannten Stadt wurde er gefangen gesetzt und konnte sich nur mittelst eines hohen Lösegeldes befreien. Dadurch war er genöthigt, auf kürzerem Weg über Alexandrien und Cypern heimzukehren. Der Hof des Herzogs Albrecht, in dessen Dienst er der vorgängigen Verabredung gemäß wieder eintreten konnte, bot ihm wol immer Gelegenheit zu Turnier und Tanz, aber bedeutendere kriegerische Ereignisse kamen nicht vor. Ritter Georg unternahm deshalb eine neue Ritterfahrt mit einem jungen gleichgesinnten Edeln aus dem Pinzgau, Georg v. Ramseiden (man findet eine Dorfschaft dieses Namens mit Schloß unweit Saalfelden). Sie reisten von Hof zu Hof immer in der Hoffnung, irgendwo an „ernstlichen großen Sachen und Handlungen" Theil nehmen zu können. Um den alternden Karl VII. von Frankreich, den sie zuerst besuchten, war es damals schon stille geworden, an den Höfen von Angers (René von Anjou) und Pampelona (Navarra) gab es wenigstens edle Geselligkeit und Lustbarkeit genug, erst der König Affonso V. von Portugal vermochte

den beiden Deutschen nicht blos höfische Ehren und Genüsse zu bieten, sondern auch die ernste kriegerische Arbeit anzuweisen, nach der sie verlangten. Die Gelegenheit dazu ergab sich im J. 1456, als der König von Fez mit einem großen Heere vor Ceuta rückte, welches früher eine der schönsten und größten Städte seines Reichs gewesen, aber im J. 1415 von den Portugiesen erobert und seither in deren Besitz war. Georg v. E. begab sich mit seinem Gefährten in die bedrohte Stadt und half als Hauptmann über ein Stadtquartier die Sturmangriffe abwehren, denen sie drei Tage lang ausgesetzt war. Endlich zogen die Feinde unverrichteter Dinge ab, aber während der Scharmützel zwischen ihnen und den nachsetzenden Portugiesen forderte ein Gewaltiger aus ihrer Mitte einen der christlichen Ritter zum Zweikampf. Georg v. E. war sogleich entschlossen, sich mit ihm zu messen, und nach heißem Ringen überwand er den ungleich stärkeren Mann. Im Triumph wurde der Sieger nun durch die befreite Stadt geführt, und als er nach siebenmonatlichem Kriegsdienst wieder nach Portugal zurückkehrte, schenkte ihm der König einen mit Gold gefüllten Pokal. Aber noch war die Kampflust Georgs nicht gestillt; da er hörte, daß König Heinrich IV. von Castilien gegen die Mauren von Granada ein Heer rüstete, machte er sich dorthin auf und nahm an dem Feldzug des J. 1457 Theil, bei welchem es jedoch über dem Verwüsten von Ländereien und dem Berennen kleinerer Plätze nicht zu einem Hauptschlag kam. Ein Brief voll hoher Auszeichnungen von Seiten König Heinrichs (Jaen 5. Sept. 1457) sowie die Aufnahme in drei spanische Rittergesellschaften waren der Preis für die Thaten Georgs in diesem Krieg. Nachdem er den Winter wieder in Portugal verlebt, trat er im J. 1458 (laut Empfehlungsbrief des Königs vom 15. März d. J.) die Heimreise an, auf welcher er auch noch die Höfe von England und Schottland besuchte. Mit dem Aufenthalt in Schottland bricht die Beschreibung seiner Ritterfahrten ab, welche Georg in höherem Alter niedergeschrieben. Neun Bilder der Könige, an deren Höfen er gewesen, bedeutsam auch für die Kostümkunde, schmücken die Handschrift, welche die kgl. Bibliothek in Stuttgart (Cod. hist. Q. 141) verwahrt; man findet sie beschrieben und nachgebildet von Vallet de Viriville in Didron's Annales archéologiques T. 15 (1855) p. 30—37, 103—111: drei Proben in Farben bei Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters, Abth. 2, Taf. 67, 75, 81. Größere Porträts jener Fürsten sind noch jetzt im alten Schlosse von Kilchberg zu sehen. — Bald nach der Rückkehr Georgs trat Graf Eberhard im Bart die Regierung zunächst über einen Theil von Würtemberg an. Dieser Fürst schenkte dem welterfahrnen Ritter besonderes Vertrauen. Als Eberhards Wallfahrt nach Jerusalem 1468 eine interimistische Landesverwaltung nöthig machte, berief er G. v. E. in dieselbe und gab ihm noch speciell den Auftrag, er solle mit anderen Räthen auf Kundschaft gehen, wenn die Nachricht einträfe, die Pilgergesellschaft sei gefangen oder todt. Und nachdem der Graf sich die Prinzessin Barbara Gonzaga von Mantua zur Gemahlin auserfehen hatte, wurde der Ritter als Brautwerber vorausgesandt (1473 oder 1474). Endlich kann die Bestallung desselben zum Obervogt in Tübingen (1480) nur als ein Zeichen besonderer Gunst angesehen werden, wenn man bedenkt, welche Bedeutung diese Stadt als Sitz der neugegründeten Universität gewonnen hatte. Aber auch unter den Genossen seines Standes erfreute sich der Ritter des größten Vertrauens. So nahm Georg als hervorragendes und einflußreiches Mitglied der Rittergesellschaft zum St. Georgenschild Theil an den Berathungen, welche eine engere Einigung aller schwäbischen Reichsstände zur Wahrung des Landfriedens und Stärkung der Reichsmacht in dem sogenannten schwäbischen Bund herbeiführten, und unter den Urkunden dieses Bundes selbst erscheint sein Name sehr häufig. Der frühe Tod Eberhards im Bart (1496) rief sodann den Ritter

zu erneuter staatsmännischer Thätigkeit im nunmehrigen Herzogthum Würtemberg auf; denn er gehörte zu dem Regierungsausschuß, welcher, aus einem Landhofmeister und zwölf Räthen bestehend, nach dem Willen des Verstorbenen seinem Nachfolger Eberhard d. J. mit ausgedehnten Vollmachten an die Seite gesetzt wurde, und später, als dieser neue Herzog in Folge seiner Mißregierung verdrängt war (1498), wurde Georg abermals Mitglied der Regentschaft, welche die Verwaltung des Landes in die Hand nahm und fortführte, bis Ulrich den Herzogsstuhl einnehmen konnte (1503). Zwischen dem jungen Herzog und Sabina von Baiern war während dieser Zeit unter Mitwirkung Georgs v. E. in München ein Heirathsvertrag zu Stande gekommen (1498), welcher freilich dem Lande nicht zum Segen gereichte. Erst im hohen Greisenalter konnte der Ritter sich ruhig in sein Kilchberg zurückziehen, für welches Dorf er noch im J. 1504 in Gemeinschaft mit seinem Sohn Rudolf ein „Vogtgerichtsbuch, auch rechtlich Ordnung und Satzung" abfaßte. Er starb 80 Jahre alt den 21. Sept. 1508. Was seine Familienverhältnisse betrifft, so bringt die Zimmern'sche Chronik (3, 216 f.) die überraschende Nachricht, daß er eine Bürgerstochter von Reutlingen geheirathet habe, welche ihm eine einträgliche Schäferei zugebracht. In der That bezeichnet eine Urkunde vom J. 1478 den Bürgermeister von Reutlingen Konrad Schultheiß als seinen Schwiegervater. Auf der andern Seite ist nicht minder gewiß, daß er (in zweiter Ehe?) eine Anna v. Richtenberg, Schwester des Deutschordenshochmeisters (1470—1477) Heinrich v. R., zur Gemahlin hatte.

Ueber das Geschlecht derer v. E. und ihre Güter vergl. Schmid, Gesch. der Grafen Zollern-Hohenberg, S. 514 ff.; Haug, Gesch. von Entringen in den Mittheilungen aus seinem Leben u. Nachlaß (Stuttg. 1869) S. 60 ff., 67 ff. und Holzherr in der besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Würtemberg 1876 Nr. 21, S. 332 ff. Werthvolle Aufzeichnungen von der Familie selbst konnte sowol Nicod. Frischlin in seiner sonst unbedeutenden handschriftlich erhaltenen Geschichte der Edlen v. E. als Mart. Crusius im zweiten Band seiner Annal. Suev. benützen. Ein Stück daraus, den Vater und Großvater Georgs betreffend, ist der Selbstbiographie Georgs v. E. vorgesetzt. Letztere, leider selbst auch Fragment, wurde herausgegeben unter dem Titel Itinerarium &c. von Dom. Custodis, Augsb. 1600 fol., besser aber und vollständiger durch Franz Pfeiffer als „Reisen nach der Ritterschaft" (Bibl. des litt. Vereins I, 2. 1843). Die Thaten Georgs in Ceuta erzählt auch Hieron. Munzer unter dem falschen Jahr 1458 nach Erkundigungen in Portugal (herausgeg. von Kunstmann, Abh. d. Münchener Akad., hist. Cl. VII, 2. S. 300 ff.). Ueber die damaligen Kriege gegen die Mauren von Fez und Granada vergl. Pina, Chron. do Rey Affonso, S. 452 ff. 462 (in der Collecçao de livros ined. de hist. portug T. 1) und Del Castillo, Cronica del R. Enrique IV. Ed. 2 Madrid 1787, S. 19—24. Das spätere Wirken Georgs meist nach Stälin, Wirtemb. Gesch. und den daselbst 3, 618 Anm. 3 citirten Urkundensammlungen sowie nach Heyd, Herzog Ulrich Bd. I. Biographische Skizzen über G. v. E. haben gegeben J. Scheiger in Hormayr's Taschenbuch 1827, S. 150 ff., O. Schönhuth in seinem Buch: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Capellen Würtembergs 3, 80 ff.

Heyd.

Ehinger: Elias E., Philolog und Theolog, geb. am 7. Sept. 1573 zu Christgarten in der Grafschaft Oetingen, wo damals sein Vater Pfarrer war, † am 28. Novbr. 1653. Nachdem E. eine gute Schulbildung auf dem Gymnasium zu St. Anna in Augsburg erhalten hatte, bezog er 1593 die Universität zu Wittenberg, wo er sich 1596 die Magisterwürde erwarb, hierauf die zu Tübingen, wo ihm seine vielseitigen theologischen und philologischen Kenntnisse warme Gönner gewannen. Von dort empfohlen wurde er 1597 Prediger bei

dem Baron David v. Enenkel auf Schloß Albertsburg in Niederösterreich und nach dessen 1602 erfolgten Tode Prediger bei Baron v. Zelking zu Kefermarkt in Oberösterreich. Von dort 1605 durch die gewaltsame Ausrottung der evangelischen Lehre in den österreichischen Landen vertrieben, mußte E. mit Weib und Kind den Wanderstab ergreifen, fand aber noch in demselben Jahre eine neue Versorgung, indem er zum Rector des Gymnasiums in der Reichsstadt Rotenburg an der Tauber ernannt wurde. In dieser Stellung verblieb er unter Ablehnung mehrerer Berufungen 12 Jahre, bis er einem Rufe als Professor nach Augsburg folgte, wo er kurz darauf 1618 nach dem Ableben des berühmten Hellenisten D. Höschel zum Rector und Bibliothekar ernannt wurde. Als bei der von Kaiser Ferdinand II. 1629 versuchten Gegenreformation den Lehrern des Gymnasiums zu St. Anna zugemuthet wurde, der augsburgischen Confession abzuschwören, wurde E., der seine und seiner Collegen Ueberzeugung vor den kaiserl. Commissären mit festem Muthe vertrat, seiner Stelle entsetzt und gerieth, von neuem Flüchtling, in arge Noth, bis er wieder eine Stelle als Rector in Schulpforte 1630 erlangte, doch kehrte er schon nach zwei Jahren nach Augsburg in sein früheres Amt zurück, als nach Einnahme der Stadt durch Gustav Adolf den Evangelischen die freie Religionsübung und die verlassenen Kirchen und Schulen zurückerstattet wurden. Aber nochmals sollte er Amt und Heimath einbüßen, indem nach der Besetzung der Stadt durch die Kaiserlichen 1635 das Gymnasium mit der Bibliothek den Jesuiten überantwortet ward. Doch was er in Augsburg verlor, erhielt er durch den Magistrat der Reichsstadt Regensburg zurück, wo durch glücklichen Zufall das Rectorat des Gymnasium poeticum so eben ledig geworden war. Nach längerer Wirksamkeit daselbst wurde er 1649 wegen Altersschwäche in den Ruhestand versetzt, blieb aber noch immer litterarisch thätig. Außer zahlreichen Gedichten, deren Abfassung mit zur Erhaltung der starken Familie dienen mußte, stammt aus dieser Zeit ein größeres handschriftlich erhaltenes Werk: „Interpretatio S. Athanasii in psalterium ex Augustana bibl. Latinam edidit et vertit E. E. scholae Ratisbon. rector emeritus“; vgl. Catal. codd. mss. Monacensium IV, 1, p. 168 u. IV, 2, p. 108. Trotz seines bewegten Lebens fand E. Muße, zahlreiche Schriften abzufassen, philologische, theologische, philosophische, auch astrologische, wie denn das Kalendermachen zu seinen Nebenverdiensten gehörte. Vollständig sind sie bei Brucker S. 105 ff. und Croph S. 216 ff. verzeichnet (s. u.); hier genüge es folgende, großentheils noch jetzt werthvolle anzuführen: „Synopsis Organi Aristotelici auctore Mich. Psello, gr. et lat. nunc primum edita“, (Aug. Vind.) 1597. „Apostolorum et SS. Conciliorum decreta gr. et lat. edita“, Witebergae 1604. „Kometen-Historia“, Augsb. 1618 u. 1619. „Chrysostomi oratio in Pentecosten gr. et lat.“, 1624. „Caesarii quaestiones theologicae et philosophicae, gr. et lat. nunc primum editae“, 1626. „Themistoclis epistolae, graeco-latinae“, 1629. „Catalogus bibliothecae Augustanae“, 1633. „Rettung des Lebens, Lehr und Ehr, auch seeligen Ableiben D. Martini Lutheri“, Regensburg 1639. „Thesaurus antiquitatum (ecclesiasticarum)“, Francof. 1662. 4°.

Jac. Bruckeri De vita et scriptis E. Ehingeri commentatio. Aug. Vind. 1724. Phil. Jac. Crophius, Historische Erzehlung von dem Ursprung &c. des Gymnasiums zu St. Anna, Augsburg 1740, S. 200—226.

Halm.

Ehinger: Johannes E., Herr von Gottenau im oberen Günzthal, stammte aus einer vom Thurgau eingewanderten Constanzer Patricierfamilie, kam um 1511 nach Memmingen als Factor des Augsburger Handelshauses Bartholomä Welser, machte sich als Rathsherr und Großzunftmeister (nicht Bürgermeister) um die Einführung der Reformation in der Reichsstadt, besonders

durch den ihm verschwägerten Ambrosius Blarer, verdient, war unter den Gesandten, welche die Protestirenden von Speyer 1529 zum Kaiser nach Italien schickten und welche dieser einige Zeit zu Piacenza gefangen hielt, 1530 Abgeordneter der Stadt Memmingen auf dem Augsburger Reichstag; † 10. Nov. 1546.

Vgl. die streng quellenmäßige Schrift, in welcher die ganze Litteratur zu finden ist, von dem Memminger Stadtbibliothekar Dobel, Memmingen im Reformationszeitalter, Lief. 3: Hanns Ehinger als Abgeordneter der Stadt Memmingen auf den Reichstagen zu Speyer 1529 und Augsburg 1530, Memmingen 1877. J. Hartmann.

Ehlers: Martin E., geb. 6. Jan. 1732 in Nortorf in der Wilstermarsch (Holstein), † 9. Jan. 1800, hatte in Kiel studirt, wo er auch die Magisterwürde der Philosophie erwarb, und wurde 1760 Rector der Schule zu Segeberg in Holstein, übernahm dann 1769 die Leitung des Gymnasiums zu Oldenburg, von wo er aber bereits 1771 in gleicher amtlicher Thätigkeit nach Altona umsiedelte, und folgte 1776 einem Rufe an die Universität Kiel als ordentlicher Professor der Philosophie, in welcher Stellung er hauptsächlich durch seine Vorlesungen über Pädagogik erfolgreich bis zu seinem Tode wirkte. Erörterungen über das Erziehungswesen überhaupt waren auch in den ersten zwei Jahrzehnten seiner fruchtbaren Schriftsteller-Laufbahn der überwiegende Gegenstand (eine Aufzählung seiner zahlreichen Schriften findet sich bei Meusel, Lexikon der teutschen Schriftsteller, Bd. III. S. 44 ff.). Er zeigt sich dabei als ein vielseitig gebildeter Schulmann, welcher mit klarem Denken und sittlicher Gesinnung manchen Kampf gegen üblichen Schlendrian führte, seine „Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen nothwendigen Erfordernissen" (1766) und „Gedanken von Vokabellernen beym Unterricht in Sprachen" (1770), sowie seine „Sammlung kleiner das Schul- und Erziehungswesen betreffender Schriften" (1776) sind bei aller Breite der Darstellung reich an einsichtsvollen Grundsätzen und feinen pädagogischen Beobachtungen. Er schloß sich der neuen durch Basedow begonnenen Strömung an und betheiligte sich in solchem Sinne auch an Campe's Revisionswerke. In dieser Richtung lag für ihn auch die Brücke zu philosophischen Schriften, welche allerdings weniger geeignet sind, ihm auf diesem Gebiete eine hervorragende Bedeutung zu sichern. Er ist eklektischer Aufklärer ohne Tiefe und ohne Schärfe des Denkens, ein gemüthvoller Menschenfreund von sittlich braver Gesinnung und freimüthigem Streben nach Wahrheit, ein umständlicher Moralist, welcher für Verbesserung und hiermit Beglückung der Menschheit schwärmt, ja auch der Philosophie überhaupt nur eben diesen praktischen Zweck setzt. Mit einiger Vorliebe nennt er Wolff, Mendelssohn, Garve, auch Baumgarten, aber an Kant's Schriften geht er geschlossenen Auges vorbei. Sein Hauptwerk „Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen" (1779, zweite Aufl. 1790) ist eine oft peinlich breite psychologisch-ethische Casuistik und die Schrift „Von der Freyheit des Menschen" (1782) beschränkt sich auf die Darlegung der moralischen Vervollkommnung. Der Verwirklichung seines kosmopolitischen Bildungsideals sollten dienen seine „Winke für gute Fürsten, Prinzenerzieher und Volksfreunde" (2 Bde. 1786 f.), und der lebhafte Antheil, welchen er an dem Wohle und Wehe der Menschheit nahm, veranlaßte ihn auch zur Besprechung populärer Gegenstände, wie besonders im „Schleswig-Holsteinischen gemeinnützigen Handkalender" (1787—92) oder zu Erörterungen über Geld und Staatsbilanz, über Fabrikwesen, über Preßfreiheit und dergl. In seinen „Staatswissenschaftlichen Aufsätzen" (1791) zeigt er sich als Anhänger der damaligen gegen das positive Recht spröden Naturrechtslehre und schließt sich unter eklektischer Benutzung stoisch-ciceronischer Anschauungen vielfach an Feder und

auch an Höpfner an; mit philanthropischer Sympathie folgte er den Ereignissen der französischen Revolution und erwartete von der Beseitigung der Despotie und von der politischen Stärkung des dritten Standes eine auf sittlicher Grundlage erwachsende Volksbeglückung. Bezüglich der Religion befand er sich nicht auf dem grundsätzlichen Standpunkte der Aufklärer, sondern verblieb auf dem positiven Boden des lutherischen Bekenntnisses, welches er rationalistisch mit Natur und Vernunft in Einklang zu bringen suchte; ja er war so engherzig confessionell, daß er den Grundsatz der Toleranz gegenüber den Katholiken als schlechterdings unzulässig bezeichnete. Prantl.

Ehlers: Wilhelm E., berühmter Tenorist, vorzüglicher Liedersänger und gediegener Gesanglehrer, geb. 1774 in Hannover (nicht Weimar, wie hier und da irrthümlich angegeben), † 29. Nov. 1845 zu Mainz. In E. verband sich eine großartige musikalische Begabung mit den seltensten stimmlichen Mitteln, die in der vortrefflichsten Weise geschult waren. Zeitgenossen sind von seinen Fähigkeiten begeistert und mehr als einer bezeugt, daß E. nicht nur Tenor-, sondern auch Baritonpartien meisterhaft zu singen verstand. Zelter, gewiß ein vollwichtiger Kritiker, anerkennt E. mit Wärme und selbst in der Gunst unserer beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller nahm der talentvolle Sänger eine hohe Stufe ein. E. betrat 1796 die Bühne und war bis Ostern 1805 am weimarischen Hoftheater für erste Tenorpartien engagirt. In der Folgezeit gastirte er an den hervorragendsten deutschen Bühnen mit dem nachhaltigsten Erfolg, engagirte sich 1814 am Breslauer Stadttheater, ging 1821 nach Pest und 1824 als Opernregisseur an das neue königstädtische Theater der preußischen Residenz. 1826 gab er diese Stellung wieder auf, um eine ähnliche in Stuttgart, 1831 eine solche in Frankfurt a. M. anzunehmen. Seit 1834 führte er im Verein mit Remie die Direction der Bühnen zu Mainz und Wiesbaden, zog sich aber später gänzlich vom Theater zurück und war fortan nur noch als Gesangslehrer thätig. Als er gegen das Ende seines Lebens erkrankte, schützte ihn Meyerbeer, der E. hochachtete und werthschätzte, durch eine jährlich auszuzahlende Summe vor Mangel. E. hat sich auch als Theaterunternehmer in Ungarn und Holland versucht, doch mit wenig Glück. Erfolgreicher war er dagegen in der Composition von Liedern und noch heute sind einzelne Arbeiten von ihm auf diesem Gebiet, wie beispielsweise der Satz zu Goethe's „Mich ergreift, ich weiß nicht wie", bekannt und beliebt. Joseph Kürschner.

Ehrenberg: Andreas E. (auch Ehrenberger genannt), † 1726, hatte in Jena studirt und den Magistergrad der Philosophie erworben und wirkte später als Pastor in Groß- und Klein-Eutersdorf bei Orlamünde. Er schrieb: „Gläubige Betrachtung des Leydens und Sterbens Jesu in Reimen" (1706) und „Allerhand dem reinen Wort Gottes und der reinen Lehre zuwiderlauffende Erzehlungen und Fabeln der Papisten; einfältigen Glaubensgenossen zur Warnung" (1716). Außerdem aber hatte er (1711) unter dem Pseudonym Hareneus Geierbrand veröffentlicht: „Pictura mundi oder eigentliche Vorstellung des großen Weltgebäudes", in welcher Schrift er nachzuweisen suchte, daß das copernicanische System sich nicht in einem Widerstreite mit der Bibel befinde, sowie daß die Fixsterne gleich unserer Sonne Mittelpunkte von Planetensystemen seien und daß der Mond und die Planeten ebenso wie die Erde von lebenden Wesen bewohnt seien (eine Inhaltsangabe dieses Buches s. in „Neuer Büchersaal der gelehrten Welt", Bd. II. S. 437 ff.). Eine zweite Bearbeitung gab er (1713) unter Nennung seines wirklichen Namens heraus; dieselbe hat den Titel: „Majestas macrocosmi, d. i. curieuse Vorstellung des majestätischen großen Weltgebäudes bestehend in viel Sonnen und Planeten oder bewohnten Weltkörpern" (näheres

über sie bei Heumann, Acta philosophorum, Bd. I. S. 903 ff.). Aus Gottl. Stolle, Anmerkungen über Heumann's Conspectum reip. litterariae, S. 620, geht hervor, daß die bei Jöcher angeführten zwei Schriften dieses E. („De studio novitatis" und „De novatorum requisitis") nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Mathematiker Bonif. Heinr. Ehrenberg(er) verfaßt sind, von dem Stolle l. c. eine ausführliche Biographie gibt. Prantl.

Ehrenberg: Christian Gottfried E., geb. 19. April 1795 zu Delitzsch bei Leipzig, † in Berlin 27. Juni 1876 als Professor an der Universität und geh. Medicinalrath, gehört zu den bedeutendsten Naturforschern des Jahrhunderts, zumal auf dem Gebiete der Mikroskopie. Sohn eines städtischen Beamten, fand er schon in seiner Vaterstadt mancherlei Förderung seines angeborenen Triebes zum Forschen in der Natur. Während seiner Schülerzeit, die er auf der Landesschule Pforta in Thüringen durchmachte, gewährte die reiche Natur dieser Gegend jenem Triebe noch günstigere Nahrung, und sein Eifer für die classischen Studien, denen er sich ebenfalls mit Neigung und Erfolg widmete, verschaffte ihm bei seinen Lehrern ausreichende Freiheit, Pflanzen und Thiere der Umgegend kennen zu lernen. Wohl vorbereitet bezog er, etwa 20 Jahre alt, die Universität Leipzig, mußte aber zunächst nach väterlichem Wunsch theologischen Studien obliegen. Nachdem er indessen dem Vater durch Halten einer Predigt bewiesen hatte, daß es ihm an Energie nicht fehle, erhielt er die Erlaubniß, von dem gegen eigenen Beruf eingeschlagenen Weg abzugehen und seiner Neigung zu folgen. Er wählte nun als Fachstudium die Medicin, doch nur in der Absicht, sich so viel als möglich der Naturerforschung in größerem Maßstabe zu widmen. In Leipzig schloß er sich sonach besonders dem Naturhistoriker Schwägrichen und dem Anatom Rosenmüller an und gewann an Kunze und Tiedemann gleichgesinnte Freunde. Er strebte von Anbeginn nach möglichst breiter Bildungsgrundlage und trieb sogar homöopathische Studien. Dennoch in Leipzig ohne rechte Befriedigung für seinen heißen Wissensdrang, ging er im J. 1817 nach Berlin, um zugleich seiner Militärpflicht und der Vollendung seiner medicinischen Ausbildung zu genügen. Jenes blieb ihm erspart und ungehindert überließ er sich der Fortsetzung seiner Studien.

In Berlin fand er in jeder Hinsicht fruchtbaren Boden. Schon wußte der jugendliche Anfänger, was er wollte. Von Widerwillen gegen gewisse flache, die Wissenschaft verderbende Vorurtheile, gegen die noch herrschenden phantastisch philosophirenden Theorien und gegen allerlei sonstigen wissenschaftlichen Aberglauben erfüllt, drängte es ihn, die Anfänge der organischen Natur bis ins Feinste zu verfolgen und er wählte die am tiefsten in mystisches Dunkel gehüllte Classe von Organismen, die Pilze, zum ersten Gegenstand seiner Erforschungen. Berlins damals noch wald- und sumpfreiche Umgegend bot ihm, dem zwar kurz, aber sehr kräftig und dauerhaft gebauten Manne, dem kein Weg zu weit war, ein ausgiebiges Jagdrevier. Durch den Eifer seiner Bestrebungen hatte er sich bald den älteren Naturkundigen, deren Namen der jungen Universität Glanz verliehen, günstig bekannt gemacht. Link, Klug, Lichtenstein, Rudolphi und Andere gewannen lebhaftes Interesse für ihn. Auch an jüngeren Genossen fehlte es wiederum nicht, unter denen der von seiner Weltreise zurückgekehrte Naturforscher und Dichter Chamisso, sowie der Botaniker v. Schlechtendahl, die sich mit ihm zu dauernder Freundschaft verbanden, einen Namen in der Wissenschaft erworben haben. Den engsten Freundschaftsbund aber schloß er mit Hemprich, mit dem er gemeinsame Pläne für die Zukunft entwarf.

Inzwischen hatte er eine große Zahl theils für die Berliner Gegend, theils überhaupt neuer Pilzarten aufgefunden und allerlei über ihre Entwicklung beobachtet. Seine Promotionsschrift enthielt diese für einen Anfänger sehr statt-

lichen Entdeckungen. Fast gleichzeitig aber wurde er in dieser Richtung durch den viel bedeutenderen Fund einer durch Zellpaarung (Copulation) sich vollziehenden Samenzeugung an einem neu entdeckten Schimmelpilz (Syzygites Ehrbg.) belohnt. So fiel ihm die erste directe Wahrnehmung einer kryptogamischen Zeugung zu. Kaum weniger wichtige Beobachtungen machte er kurz darauf an einer der von Chamisso mitgebrachten Flechten (Coenogonium Ehrbg.). Damit waren einige bedeutsame Schritte voran gethan auf dem Weg, den er sich für seine Forschungen ausgesucht. Der ihm besonders verdächtigen Lehre der freiwilligen Entstehung organischer Körper aus nicht organisirten Stoffen, die sich gerade auf dergleichen unvollkommen erscheinende Organismen, wie die Pilze, gründete, hatte er eine der wichtigsten Stützen entzogen. Mehr und mehr reizte es ihn, dieselbe ganz zu stürzen und den wahren Ursprung der lebendigen Naturkörper, so weit wie thunlich, aufzuspüren. Doch fühlte er, daß es dazu umfassenderer Vorbereitung bedürfe. Das Organische mußte durch weitere Gebiete und verschiedenere Verhältnisse verfolgt werden. Immer fester bildete sich der Plan zu einer weiten Reise in ihm, und sein Freund Hemprich half, denselben zu gestalten. Während beide sich vorzubereiten suchten, wenn möglich, das wunderbare Inselland Madagascar zu besuchen, wurde E. die Vertretung des beurlaubten Königsberger Professors Schweigger angeboten. Ehe er dieselbe aber antreten konnte, fand sein größter Wunsch noch schnellere Erfüllung. Der General v. Minutoli rüstete eine Expedition für antiquarische Durchsuchung der Nilländer aus und wünschte auch einen Naturforscher mitzunehmen. Die Berliner Akademie der Wissenschaften gab ihm, unter späterer Beihülfe der Regierung, die beiden Freunde E. und Hemprich mit.

Glücklich über die unverhofft günstige Erfüllung ihrer Wünsche rüsteten sich beide Jünglinge mit einer Umsicht und Sorgfalt aus, welche ins Licht stellte, wie sehr sie sich des Umfangs ihrer Aufgabe bewußt waren und wie weit sie dieselbe faßten. Sie wollten nicht blos Sammler sein, noch weniger nach geographischen Neuigkeiten jagen. Sie fühlten, daß die Erweiterung des Naturwissens vor allem der sorgfältigsten Beobachtung der Lebenszustände der Organismen an den verschiedensten Oertlichkeiten und in den verschiedensten Entwicklungsstufen erheische. Alles dazu nöthige wurde mitgenommen und der Reiseplan auf besonders viel versprechende Gegenden angelegt. Im Sept. 1820 gelangte die Gesellschaft in zwei Abtheilungen über Wien und Triest nach Alexandrien, wo sie sich sammelte und eine erste Fahrt durch die libysche Wüste zur Ammons-Oase (Siwah) antrat. Alsbald begann aber das Ungemach sich zu zeigen, das diese ganze Reise so vielfach heimgesucht hat. Zerwürfnisse mit der beduinischen Bedeckung und diplomatische Schwierigkeiten vereitelten zunächst den Wunsch, den tripolitanischen Boden zu betreten und veranlaßten damit eine Theilung der Reisegesellschaft. Zuerst ging Minutoli, dann die Naturforscher nebst der Mehrzahl der Mitreisenden über Siwah, wo ihnen ebenfalls das politische Mißtrauen der Besatzung wenig Einsicht gestattete, nach Alexandrien zurück. Hier erlag als erstes Opfer der klimatischen Ungunst der künstlerische Theilnehmer der Expedition Limann. Bald folgte als zweites ein technischer Gehülfe. Inzwischen hatten E. und Hemprich die vorher schon für gewisse Fälle in Aussicht genommene Trennung von Minutoli dauernd vollzogen, um ihren Vorsätzen in freierer Weise nachgehen zu können. So schickten sie sich an, von Kairo den Nil hinauf nach Nubien zu ziehen. Wiederum aber ereilte sie ein neues Mißgeschick an den Pyramiden von Sakkara, wo E. 3 Monate lang am Typhus in seinem Zelte schwer darniederlag. Endlich gelangten sie über Fajum nach Dongola, wo E. unter dem ungemein liebenswürdigen Beistand des ägyptischen Paschas Abdim Bey seine Sammlungen und Beobachtungen bedeutend

vervollständigte, während Hemprich die früher gesammelten Schätze nach Kairo zurückbrachte und frische Geldmittel aus der Heimath erwartete. Neues Ungemach suchte die Reisenden in Dongola heim. Politische Unruhen, Wassersnoth und wiederum böse klimatische Krankheiten forderten gewaltige Opfer, selbst an Menschenleben und E. entging abermals selbst kaum dem Tode am Sumpffieber, diesmal durch die Treue und Energie seines neu gewonnenen Freundes Abdim errettet, wie damals an der Pyramide durch die zärtliche Sorgfalt des alten Gefährten Hemprich. Nach Kairo zurückgekehrt, fanden Beide geschäftliche Hindernisse, die ihre Pläne auf eine größere Reise nach Abessinien durchkreuzten. Die Gelder blieben aus und während man im Vaterlande schon den Ruhm der jungen tüchtigen Forscher in den Zeitungen las, litten sie selbst unter dem drückenden Gefühl, daß man ihnen daheim mißtraue. Die Untreue eines diplomatischen Beamten wurde später als Ursache dieser unerquicklichen Mißverständnisse entdeckt.

Inzwischen hatten sich die Reisenden nach der Sinai-Halbinsel gewendet und dies pflanzen- und sagenreiche Land nicht blos naturhistorisch, sondern auch geographisch und besonders antiquarisch durchsucht und so manchen sagenhaften Schatz in historische Wahrheit umgeprägt. Sie erstiegen den Berg und wohnten im Kloster, doch zog sich E. schließlich die Ungnade des Oberen dadurch zu, daß er die alten Inschriften und Denkmäler besser zu deuten wußte, als dieser. Am Rothen Meer, in Tor, fand E. Zeit, höchst ausgiebige Beobachtungen über Bau und Leben der Korallenthiere anzustellen.

Vom Sinai zurückgekehrt, fanden sie noch immer nicht ausreichende Mittel vor, um die größere Fahrt antreten zu können, und unternahmen abermals eine kürzere Reise nach Syrien. Hinüber und herüber ging es durch die Thäler und über die hohen Rücken und Spitzen des Libanon. Coelesyrien ward durchwandert und Baalbek erreicht, die Rückfahrt über Tripoli nach Damiette ausgeführt. Nun endlich konnten die Freunde, obschon Hemprich kaum noch das Vertrauen dazu faßte, die abessinische Reise aufnehmen. Ehrenberg's heißer Drang, noch absonderlichere Länder und Küsten in ihrer ganzen Eigenart kennen zu lernen, ließ ihn nicht ruhen und seiner Ausdauer gelang es, auch den Genossen wieder zu ermuthigen. Sie schifften also das Rothe Meer nun ganz hinab, erkundeten seine Küsten, die sie an mehreren Punkten anliefen, entdeckten sogar auf diesem seit ältesten Zeiten so viel befahrenen Meer einige noch unbekannte Inseln und landeten schließlich in Massaua, von wo aus es nun auf das langersehnte, noch fast unbekannte abessinische Hochland abgesehen war. Doch sollte es anders kommen und das gemeinsame Forschungswerk der Freunde hier sein tragisches Ende finden. Wenig war noch gethan, als Hemprich dem in Massaua herrschenden verderblichen Fieber erlag und in seines Freundes Armen verschied. Dieser war nun der einzig Ueberlebende der ganzen Gesellschaft. Selbst krank, beschleunigte er seine Rückkehr, alles weitere aufgebend. Zu Schiffe bis Kosseir, von da krank auf das Kameel gebunden durch die Wüste, dann den Nil hinab, gelangte er, reich mit Schätzen beladen, aber tief durch den letzten Verlust gebeugt, nach Kairo. Mit Unterstützung des den Reisenden stets freundschaftlich hülfreichen österreichischen Consuls Champion waren bald alle Sammlungen flott gemacht und E. konnte gegen Ende 1825 noch den Hafen von Triest wieder erreichen. Eine lange Quarantäne hielt ihn hier auf, in Wien ein ebenso langes schweres Krankenlager. Dann endlich sah er die Heimath wieder. Doch auch hier traf ihn zunächst noch der Schmerz, den treu verehrten Vater, der kurz vor seiner Rückkehr gestorben war, nicht wieder zu finden und den Kummer der verlassenen Mutter des nicht mit zurückgekommenen

Freundes Hemprich sehen zu müssen. Zum Glück gelang es ihm, ihr Schicksal etwas zu mildern.

Abgesehen hiervon wurde E. von allen Theilen der Gesellschaft mit größter Theilnahme empfangen und vielfach gefeiert und geehrt. Ueberall, selbst im Kreise der königl. Familie, hatte er Bericht über seine Reise zu erstatten. Was er mitbrachte, war auch nicht gewöhnlicher Art. Die gefundenen Naturalien waren der besseren Uebersicht halber, nicht, wie von der Mehrzahl der Reisenden in einzelnen dürftigen Exemplaren, sondern in zahlreichen Formenreihen möglichst guter Individuen gesammelt. Die Reisenden hatten auf diese Weise gegen 3000 Arten Pflanzen in über 46000 Exemplaren und über 4000 Arten Thiere in 34000 Individuen zusammengebracht. Hierzu kommen mehrere Hundert geognostische Handstücke, eine Menge archäologische Gegenstände, besonders aber Karten, Berg- und Uferprofile, andere Aufzeichnungen ethno- und geographischer Art, unter denen die das Rothe Meer, das Sinailand und den Libanon betreffenden viel Neues und Wichtiges enthielten. Hatten die jungen Forscher somit der Morphologie und Systematik, der Völker- und Länderkunde in besonders reicher Weise Genüge gethan, so waren doch diese Dinge ihnen selbst nicht als die wichtigsten erschienen. Vielmehr hatten sie die Wissenschaft besonders mit einer großen Menge an Ort und Stelle ausgeführter physiologischer und vergleichend anatomischer Beobachtungen bereichert. Und diese hatte E. vorzugsweise geliefert, der, während sein Freund kleinere Ausflüge machte oder mit der ihm eigenen Gewandtheit die geschäftliche Seite der Reise behandelte, im Zelt in der Wüste oder am Strande, oft auf der Barke oder der nackten Klippe mit Messer und Mikroskop thätig war und, mit besonderem Zeichentalent begabt, die Beobachtungen sofort zu fixiren wußte. So bieten ihre Reiseergebnisse außer den Naturkörpern selbst und ihren genauen unterwegs aufgeschriebenen Schilderungen von allen wichtigen zugleich die Abbildungen. E. hatte es dabei immer auf das Feinste und Schwierigste abgesehen und so eine große Anzahl neuer Beobachtungen zumal über Nerven- und Sinnesorgane vieler Thiere, über die Verwandlung der Insecten, über den Bau und das architektonische Wirken der Korallenthierchen angestellt und endlich im Wasser und Schlamme die allerkleinsten mikroskopischen Geschöpfe an vielen Orten aufgesucht.

Alle diese reichen Reisefrüchte waren nun aufgehäuft. Leider war manches Lebendige davon dem scharfen Winterfrost von 1825 auf 1826 erlegen und viele Exemplare seiner mehrfach gesammelten Naturalien gegen seinen Wunsch schon vor seiner Ankunft an andere Sammlungen abgegeben.

Immerhin blieb ein großer Schatz der wissenschaftlichen Genossenschaft zum Verständniß herzurichten. Die Regierung und zumal der durch Alexander v. Humboldt gewonnene und E. sehr geneigte Minister v. Altenstein bewilligte bedeutende Mittel und in besonderer Werkstatt wurden Künstler und Arbeiter von Staatswegen mit Darstellung der Gegenstände beschäftigt, welche E. nach und nach dazu reif machte. So begann er frisch zu arbeiten und es erschien ein Band seiner Reisebeschreibung und eine Anzahl Fascikel schöner Abbildungen von Thieren mit Erläuterungen („Symbolae physicae“, 1828). Allein die Maschinerie, die ihm dienen sollte, überwucherte bald die wissenschaftliche Assimilation, die des einzelnen Mannes Kraft ausführen sollte und gerieth ins Stocken. Dazu kam, daß die herbeigeführte Unvollständigkeit seiner Formenreihen ihn hemmte und verstimmte. Endlich zogen ihn einzelne der zu bearbeitenden Zweige besonders an, so daß der an freie Arbeit gewöhnte Geist sich allzusehr bedrückt fühlte. Er glaubte hiermit seine Schuldigkeit nicht mehr thun zu können und als endlich noch eine andere Reise dazwischengekommen und mehrfach vergebliche Versuche zur Umgestaltung jener Arbeitseinrichtung gemacht waren, ließ

sich E. von der Verpflichtung für dieselbe ganz entbinden. Leider sind damit überaus große Schätze der deutschen Wissenschaft als ihr geistiges Eigenthum entgangen, die dann später theils von fremden Naturhistorikern anderweitig bearbeitet sind, theils auch noch in den königl. Museen Berlins unbearbeitet ruhen. E. aber wollte lieber der offen erklärte Schuldner der wissenschaftlichen Mitwelt bleiben, als etwas hinausgeben, das nach seiner Ueberzeugung unvollkommen und unfertig bleiben mußte. Halbheit und Ungründlichkeit waren es, die er vor allem verabscheute.

Inzwischen war noch mancherlei einzelnes von den Reiseergebnissen bearbeitet und veröffentlicht. Die Korallenthiere zumal erfuhren noch seine gründliche systematische Bearbeitung. Dann aber zog ihn der Trieb, das Lebendige, wenn möglich, an seinen Uranfängen aufzuspüren, zur Feststellung der morphologischen Verhältnisse der kleinsten mikroskopischen Organismen und zunächst zum Vergleich der in den Nilländern gefundenen Formen mit den heimischen. Dies führte ihn zu eingehenderer Erforschung des feineren Baues dieser Geschöpfe überhaupt und er lenkte hiermit wiederum in das Fahrwasser ein, in welchem er schon als Student mit Glück seine geistige Forschungsfahrt begonnen hatte. E. war von Jugend auf von einer idealistischen Gesammtanschauung des Naturganzen erfaßt, von dessen zweckmäßigen, von den vernünftigen Gesetzen eines bewußten Schöpfers beherrschten Einrichtungen er überzeugt war. Als Arbeiter aber war er der reinste und nüchternste Empiriker und von Anbeginn von heißem Durst erfüllt, seine Ueberzeugung durch immer neue und schlagende thatsächliche Beweise zu stützen. Jeder materialistisch verschwommenen Ansicht ebenso feind, wie der philosophirenden Schwärmerei, suchte er der organischen Welt ihre festen Grenzen zu stecken, die gewaltige Einwirkung derselben auf den anorganischen Erdkörper klar zu legen und überall die der vorurtheilsvollen Oberflächlichkeit entsprungenen unsauberen Geister des wissenschaftlichen Aberglaubens zu verbannen. Dies also trieb ihn abermals, wie schon früher, vorzugsweise ans Mikroskop, da eben hinter den Grenzen der natürlichen Sichtbarkeit sich die Gespenster der Selbstzeugung (generatio aequivoca), der Umwandlung der Formen in einander ꝛc. am bequemsten verbargen. Zugleich zog ihn die Anmuth der Erscheinungsformen, die hier seiner harrten, unwiderstehlich an. Schon seine Promotionsschrift (1818) trug den Sinnspruch: „Der Welten Kleines auch ist wunderbar und groß und aus dem Kleinen bauen sich die Welten“ und eine andere Jugendarbeit übereinstimmend den anderen: „Non oculis multum, multa dant parvula cordi. His aliquid forma, sentio, majus inest.“ Hier also, „in der Richtung des kleinsten Raumes“ faßte er von jetzt ab mit ganzer Kraft an und erntete bald unvorhergesehene Reichthümer neuer Erkenntniß. In wenigen Jahren hatte er eine große Menge Arten von sogenannten Infusorien unterschieden, hatte bewiesen, daß diese zuerst von Leeuwenhoek ein Jahrhundert früher in die Wissenschaft eingeführten Wesen eine ebenso gesetzmäßige Entwicklung, ebenso fest abgeschlossene specifische Formenkreise erkennen ließen, wie die mit bloßen Augen sichtbaren Geschöpfe, und daß sie nichts weniger als belebte Schleimkügelchen, vielmehr sehr künstlich und mannigfach gebaute Organismen seien.

In diese Zeit der Umgestaltung und Klärung seiner geistigen Entwicklung fällt also seine zweite außereuropäische Reise. Schon 1827 war er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität ernannt und somit zu fester wissenschaftlicher Stellung in Berlin gelangt, in welcher er denn auch, 1839 zum ordentlichen Professor befördert, seine Laufbahn vollendete. Von seiner Rückkehr an hatte er in Humboldt den eifrigsten Förderer seiner Bestrebungen gefunden. Derselbe, von der russischen Regierung zu einer geognostischen Untersuchung des

Urals und Altais aufgefordert, erkor sich E. und den Mineralogen Gustav Rose zu Begleitern. Die Reise, die etwa dreiviertel Jahr dauerte (1829), gestaltete Ehrenberg's Verhältniß zu Humboldt zu einem dauernd freundschaftlichen, dessen Wärme bis zum Ende dieses großen Naturkundigen stetig zunahm. Die Reise selbst erweiterte Ehrenberg's Uebersicht außerordentlich, schärfte seine Einsicht in das, was er zunächst suchte, und klärte seine geistige Stellung innerhalb des sich um ihn weitenden Arbeitsgebietes. Größere Sammlungen zu machen, lag nicht im Reiseplan. Doch sammelte E. nach Bedürfniß und Lust an dem Formenreichthum der belebten Natur mancherlei Werthvolles. Nach schnellem Durchreisen des Urals und Sibiriens bis zur chinesischen Grenze kehrte er zurück, um nun die unterbrochenen Arbeiten daheim wieder kräftig aufzunehmen und, wie schon gesagt, bald darauf jenes Aufarbeiten der orientalisch-afrikanischen Schätze niederzulegen und seinen eigenen freien Weg weiterzugehen. Die Begründung eines eigenen Heerdes (1831) mit Julie Rose aus Wismar, des Chemikers Heinrich Rose's Schwägerin, als nunmehr treueste Lebens- und Arbeitsgefährtin gab seinem Vorwärtsstreben eine feste Basis, und ein seltener Kreis von Freunden und Berufsgenossen, wie die beiden Rose, Mitscherlich, Weiß, Klug, Link u. A., denen sich bald mehr und mehr jüngere zugesellten, gab immer neue Anregung und lohnte jede neue geistige That mit reger Theilnahme. So gelangte E. in kurzer Zeit zu den abgerundeten Ergebnissen seiner Infusorienforschungen, daß er, nachdem er in einigen vorläufigen Abhandlungen die wesentlichen Züge der Verbreitung, Formbeständigkeit, Fortpflanzung, Entwicklung und des inneren Baues dieser kleinsten Wesen mitgetheilt, das Ganze dieser Entdeckungen in dem abgeschlossenen Werk „Die Infusorien als vollkommene Organismen" (1838) der Mitwelt vorlegen konnte. Dies Werk war es, welches Ehrenberg's Ruf begründete und durch die Gelehrtenkreise der gebildeten Welt beider Hemisphären verbreitete. Selbst Cuvier erklärte in der Pariser Akademie, daß dadurch die Gesammtanschauung von der Organisation der Thierwelt wesentlich umgestaltet sei. Es war durch diese Forschungen nicht allein ein noch theils unbekanntes, theils dunkles Gebiet der Naturkunde erschlossen und aufgehellt, sondern es war nun gelungen, jenen Wahn, daß sich aus modernden Substanzen in Flüssigkeiten (in einem sogenannten „Aufguß") die „Aufgußthierchen" von selbst erzeugen und in einander umwandeln könnten, zu beseitigen. Dieselben waren als wohlorganisirte Wesen den übrigen ebenbürtig zur Seite gestellt. Wenn, wie in jedem Menschenwerk, auch in dieser so umfassenden Arbeit außer den zahlreichen für alle Zeit sicher begründeten Thatsachen sich noch Mängel finden, so sind diese verschwindend klein gegen den gemachten wirklichen Gewinn. Hunderte neuer Formen von Wesen waren nach Bau und Stellung im System und wichtige neue Anschauungen vom Lebendigen überhaupt für die Wissenschaft gewonnen. Ein fast unbekanntes Chaos von Formen hatte er nach seiner sehr verschiedenen Ausbildung in bestimmte Classen zu vertheilen vermocht (Räderthierchen, Magenthierchen rc.).

Man warf E. später vor, daß er mehr behauptet habe, als man sehen könne. Zumal gibt man die von ihm aufgestellte feinere Leibesbildung seiner Magenthierchen (Polygastrica) nicht zu. Dennoch liegt sein Fehler höchstens darin, daß er gewisse feinere Differenzirungen im Innern dieser Thiere für beständiger und schärfer abgegrenzt anschaute, als sie es in allen Fällen sind. Doch ist dieser Irrthum unbedeutend im Verhältniß zu der viel gewaltigeren Verirrung seiner Tadler, welche das für ein bloßes indifferentes und innerlich formloses Plasma-Körperchen ansehen, was doch allermindestens den feineren Bau und die unumgänglichen Structurverhältnisse einer lebensfähigen organischen Zelle besitzen muß. Auch sind manche von Ehrenberg's bestrittenen Ansichten neuer-

dings wieder bestätigt. Andererseits hatte E. freilich noch nicht den heutigen Maßstab für die Abgrenzung zwischen Thier- und Pflanzenreich und wurde auch deshalb später und noch jetzt angegriffen. Und doch hat er gerade durch seine überaus scharfen Beobachtungen erst den Grund gelegt und die möglichen gangbaren Wege gezeigt, auf denen wir zu unserer heutigen, in manchen Beziehungen übersichtlicheren Erkenntniß der Unterschiede kleinster organischer Thiere und Pflanzen gelangt sind. Wir verdanken ihm, zumal für die zoologische Seite, die erste Auffindung zweckmäßiger Forschungsmethoden, wie sie nunmehr Jedem geläufig sind. Der sichere Nachweis einer gesetzmäßigen und complicirten Organisation der fraglichen Geschöpfe ist das Wichtige; einige zu günstig aufgefaßte Einzelheiten berechtigen nicht, jenen dadurch in den Schatten zu stellen. Uebrigens war der Erfolg dieser gewaltigen Arbeit zunächst ein völlig durchschlagender.

Der Umstand, daß Ehrenberg's Mikroskop nun allerlei Wässer mit lebenden Bewohnern bevölkert hatte, machte ihn ebenso populär, als wissenschaftlich bekannt. Alle Kreise der Gesellschaft nahmen wiederum Antheil an diesen Entdeckungen und stellten ihr Contingent an Schülern. Selbst bei Hofe mußte er auch diese neuen Wunder zeigen. Der Reisende E. war nun vom Mikroskopiker überwunden, die Entdeckungen am Arbeitstisch und in den Berliner Sümpfen größer als die am Ufer des Nils und des Rothen Meeres.

Allerlei Nebenergebnisse folgten alsbald dem hauptsächlichen. Einige derselben waren seine sorgfältig vergleichenden Beobachtungen derjenigen Organismen, welche die seit Jahrhunderten die Seefahrer beschäftigende Erscheinung des Meeresleuchtens hervorbrachten. Auch hier gelang es ihm, dies Phänomen theilweis auf ganz bestimmte Arten von Geschöpfen zurückzuführen, den Vorgang an einigen klar zu beobachten und den Weg zu weiterer Erkundung zu öffnen. Zu noch überraschenderem Ergebniß führte ihn die Untersuchung der merkwürdigen Thatsache, daß hin und wieder auf Brot oder anderen Speisen freiwillig eine blutähnliche Substanz erschien und sich tagelang schnell vermehrte. Er stellte fest, daß dieselbe aus sehr kleinen „Monaden“ bestand, welche, in gewaltiger Vervielfältigung begriffen, in kurzer Zeit verhältnißmäßig große Massen erzeugen können. Treffend bewies er, daß das oftmals im Laufe des Mittelalters aus geweihten Hostien und ähnlichen Dingen scheinbar hervorquellende Blut auf diese Erscheinung zurückzuführen sei und daß in vielen Fällen der Zufall, in anderen betrügerischer Priesterfanatismus mit Hülfe eines zeitweis züchtbaren unschuldigen Infusoriums zu Aberglauben und Unthaten Veranlassung gegeben hatte. Nicht minder glücklich war er bei Entschleierung einer anderen räthselhaften Erscheinung, die wiederholt ganze Völkerschaften in Schrecken versetzt hatte, die des blutigen Regens und Schnees. E. erkannte in der das wässerige Meteor färbenden Masse viele organische, selbst noch lebende Körper, deren Geburtsort durch Vergleich mit ihren ihm bekannten Artgenossen zum Theil ganz sicher festzustellen war. Dem blutigen Wunder wurde dadurch nicht nur abermals die Thür gewiesen, sondern es führte eine lange Reihe sich daran knüpfender Beobachtungen zu der Thatsache, daß eine sehr große Menge an verschiedenen Orten der Erdoberfläche in die Lüfte gehobener Staubtheilchen und kleinster Organismen sich in einer oberen Region der Atmosphäre sammelten und lange Zeit lebend umhergetrieben, endlich hier und dort als Staub oder im Regen zu Boden fielen. Dabei ergab sich die Herkunft des Sirocco- und Passatstaubes und die Ursache des sogenannten Dunkelmeeres im atlantischen Ocean. Ueber alle diese Dinge gab E. zugleich die gründlichsten historischen Zusammenstellungen ihres Vorkommens von den ältesten der Geschichte zugänglichen Zeiten an. Die

Untersuchung mancherlei anderer meteorisch scheinender Körper vervollständigte auch diese Ermittlungen bald.

Selbstverständlich wuchs dadurch nicht blos sein wissenschaftlicher Name, sondern er wurde immer mehr der Freund des Volkes, welche Beziehung durch sein Eingehen auf alle die Gesammtheit betreffenden Ereignisse, wie Seuchen der Menschen und ihrer lebenden Hausgenossenschaft ꝛc., stets näher wurde. So fand er denn bei seinen Reisen sowol im Vaterlande als auch wiederholt in England, Frankreich (1838 u. 47), in Skandinavien (1833), der Schweiz, Italien überall unter Naturforschern und Laien durch alle Schichten der Gesellschaft immer wachsende Theilnahme. Jede Art Anerkennung wurde ihm zu Theil. In London wurde er zum Master of arts promovirt. Alle namhaften gelehrten Gesellschaften machten ihn zum Mitglied und die Fürsten decorirten ihn. Im J. 1842 wurde er beständiger Secretär der Akademie in Berlin, seit 1860 als Nachfolger Humboldt's auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie.

Während E. den glücklich betretenen Weg durch das Gebiet seiner Entdeckungen fortsetzte, unterließ er doch auch jetzt nicht, noch diese und jene von den Früchten seiner Reise ins Nilland nachträglich gezeitigt vorzulegen. Seine botanischen Studien hatte er im Rothen Meer durch die Wahrnehmung der Pollenschläuche in einer Stapeliablüthe gekrönt, durch welche er eine ungefähr gleichzeitig von R. Brown in London, A. Brongniart in Paris und Amici in Florenz unabhängig gemachte wichtige Entdeckung im Gebiet der Sexualität der Pflanzen, so zu sagen auch im Namen der deutschen Naturforschung machte, die er dann später in verallgemeinerter Form mittheilte.

Den Korallenthieren des Rothen Meeres folgten die Akalephen dorther und aus der Ostsee. In neueren eigenen Beobachtungen ging er auf den feineren Bau des Nervensystems, auf die Blutkörperchen ꝛc. ein. Andererseits aber hatte sich ihm eine neue Fernsicht für weitere wissenschaftliche Eroberungen eröffnet, welcher er alsbald mit der ihm eigenen und stets mit glücklichem Erfolg belohnten Thatkraft zustrebte. In einem Trippel von Karlsbad hatten sich die Kieselpanzer fossiler Infusorien in sehr großer Menge gefunden und E. wurde dadurch zur Untersuchung ähnlicher Ablagerungen, wie auch der käuflichen Polirtrippel, angeregt und fand, daß alle größtentheils aus zusammengehäuften Bacillarienschalen bestehen. Neben den lebenden kleinsten Wesen also, welche nach seinen Ermittlungen nun schon alle Wässer und feuchte Stellen des festen Erdbodens, die Regenbütten und Dachrinnen, das feuchte Moos der Bäume, den Schnee der Hochalpen und gar den die Erde einhüllenden Luftmantel bevölkerten, zeigten sich nun auch deren Reste in den Ablagerungen der Erdrinde selbst. In kurzer Frist hatte er alle möglichen verwandten Bildungen durchsucht und in allerlei kieseligen Flötzen, wie sie als Trippel, Bergmehl, Kieselguhr, Polirschiefer ꝛc. bekannt sind, ungeahnte Massen solcher Geschöpfe erkannt, welche an manchen Orten in der Tiefe die fossilen Schalen der Voreltern der an der Oberfläche noch lebenden gleichartigen Wesen erkennen ließen. Die außerordentliche Vermehrungsfähigkeit, welche er früher an lebenden Infusorien durch genaue Beobachtung festgestellt hatte, nach welchen z. B. die Leiber der Nachkommenschaft eines Individuums, wenn seine Theilung und Fortpflanzung ungestört bliebe, in 8 Tagen den Raum einer Kubikmeile einnehmen würden, schien ihm hier thatsächliche Bestätigung zu finden. Körperchen, von denen viele Billionen schon zur Zusammensetzung eines Kubikzolles gehörten, bildeten Schichten loser oder fester Erd- und Steinarten von 100 und mehr Fuß Mächtigkeit. Was man sonst an den Schalen größerer Thiere nur für gewisse Kalkflötze erkannt hatte, war hier für unsichtbar kleine kieselbepanzerte Wesen nachgewiesen. Merkwürdiger Weise fanden sich im Baugrunde der Stadt Berlin nun dergleichen „Infusorien-

lager" in sehr bedeutender Mächtigkeit und Ausdehnung und die Haltlosigkeit der Fundamente ganzer Straßen sowol wie die Schädlichkeit des Pumpenwassers derselben legten von neuem Zeugniß für Ehrenberg's Beobachtungen und darauf gegründete Prophezeiungen ab, so daß sein Ansehen unter seinen Mitbürgern nicht wenig zunahm. Für die Wissenschaft indessen hatte er eine Fundgrube unschätzbarer Reichthümer an Erkenntnißmaterialien geöffnet und damit wiederum eine wissenschaftliche Leistung ausgeführt, welche an allgemeiner Tragweite für die ganze Naturanschauung jene Entdeckungen im Gebiete der lebenden Infusorien noch übertraf. Selbst von der ganzen Bedeutsamkeit dieses neuen Gewinnstes überzeugt, kam er bald zu dem Entschluß, der Erforschung desselben zum Nutzen für die gesammte Naturforschung und zumal für die Geologie nunmehr seine Kraft in erster Linie zu widmen. In den nächsten Jahren schon gelang es ihm, eine bedeutende Menge von betreffenden Gegenständen zu untersuchen. Eigene Reisen außer den schon erwähnten, besonders noch eine wissenschaftliche Mission in die Eifel (1845) und Sendungen überall her lieferten das Material. Alle gefundenen Ergebnisse stellte er dann in seinem zweiten Hauptwerk zusammen, das er „Mikrogeologie oder das Erden und Felsen schaffende Leben" (1854) nannte. Die wesentlichsten Resultate dieses gewaltigen Werkes, in dem er auf 40 großen Tafeln alle wichtigsten und maßgebenden organischen Formen in gewohnter Meisterschaft verzeichnet hat — zusammt den in den späteren Jahren seiner Thätigkeit noch daran geknüpften Ergänzungsarbeiten — sind etwa diese: Viele und bedeutende Glieder der auf wässerigem Wege gebildeten Gebirgsschichten unserer Erdrinde bestehen zum Theil oder fast ganz aus den kieselerdigen oder kalkigen Skeleten kleinster Organismen. Besonders sind es die Bacillarien, die die genannten Kieselflötze aufbauen. Die Polythalamien dagegen sind es, welche viele Kalkgebirge, zumal die der Kreide, zusammensetzen (sich sogar aus jeder Schlemmkreide darstellen lassen); diese ausschließlich Meeresablagerung, jene zum Theil Süßwassergebilde. Mischbildungen, wie Mergelschichten, sind auch gemischte Zusammensetzungen. Die Form der Geschöpfe in solchen „Biolithen" sind alle specifisch fest erkennbar und lassen die Entstehung als Meeresflötze (Halibiolithe) oder Süßwasserbildungen genau erkennen. Bis zu den für „azoisch" gehaltenen tiefen silurischen Schichten hinab gehen diese Bildungen. Der „Grünsand" dieser und anderer Perioden besteht nicht nur aus Polythalamien, sondern zeigt auch größere Thierreste (Mollusken &c.). Die größte relative Mächtigkeit erreichen die Kiesel- und Mergelbildungen, zum Theil mittels der bedeutenden Entwicklung der von E. entdeckten Classe der kieselschaligen Polycystinen (den Radiolarien verwandt), in der Tertiärzeit bis 1000 Fuß mächtige Flötze bildend (diese z. B. auf Barbados, den Nicobaren, die ersten in Californien, Mexico &c.). Selbst in vulkanischen Gesteinen finden sich vielfach dergleichen Wesen — fast nur Süßwasserformen — eingeschlossen, und die Kieselschalen dieser Eindringlinge, äußerst feuerbeständig, wie sie sind, warfen mithin auf die so räthselvollen Quellen vulkanischer Erzeugnisse mancherlei Licht. Bis in die tiefsten Tiefen der Oceane (gegen 20000 Fuß) finden sich außer den Resten abgestorbener auch die Spuren lebender Organismen. Diese Formen ähneln großentheils, wo sie Niederschläge bilden, der Kreideformation. Auch auf den höchsten Bergspitzen und auf dem Schnee der Polarzone sind lebende Infusorien ansässig und schweben massenweis hoch in der Atmosphäre. Somit waren die Grenzen des organischen Lebens bedeutend gegen die frühere Vorstellung nach Raum und Zeit durch diese kleinsten Wesen erweitert.

Ehrenberg's Arbeiten hatten ihm in immer weiteren Kreisen Sympathien erworben und aus allen Ländern erhielt er von Gelehrten und Ungelehrten Proben zu seinen Untersuchungen, und er verstand in merkwürdiger Weise, sich

jede Spur dienstbar zu machen. Am meisten leistete Nordamerika, dessen Regierung auf Veranlassung der E. befreundeten Gelehrten durch ihre Militärärzte überall sammeln ließ. Zahlreiche Mittheilungen in der Akademie und anderen wissenschaftlichen Organen Berlins berichten über seine Arbeiten, die er durch immer zweckmäßigere Methoden zu erleichtern wußte. Nach Erscheinen der Mikrogeologie waren seine Ergänzungsbeobachtungen besonders glücklich auf die Organismen des Grünsandes, der Meerestiefen, auf die Polycystinenmergel, auch auf die Luftstaube gerichtet. Und selbst in seinen letzten Lebensjahren gelang es ihm noch, da er, durch einen Schenkelhalsbruch unbeweglicher geworden und dabei halb erblindet, nur noch wenig selbst erschauen konnte, mit Hülfe einer Tochter alle seine Forschungsgegenstände durch umfassende Arbeiten und viele Abbildungen und Diagnosen zum befriedigenden Abschluß zu bringen und in Ruhe sein Handwerkszeug am Lebensfeierabend aus der Hand zu legen.

Die letzten Jahrzehnte hindurch hatten ihm freilich, während er ruhig fortarbeitete, allerlei Neuerungen in der Wissenschaft wenig Freude gemacht. Zunächst hatten manche seiner Schüler das von ihm Erlernte dazu benutzt, ihn, indem sie, wie natürlich, seine Entdeckungen durch neue vermehrten, nicht nur zu kritisiren, sondern seine Ansichten zu verwerfen und neue an deren Stelle zu setzen. Wie sie dabei vielfach in größere Irrthümer verfielen, als E. selbst, ist oben gesagt. Er erkannte das Richtige in den Arbeiten Anderer gerne an und wies das, wovon er sich nicht zu überzeugen vermochte, in ruhiger Weise zurück. Die bedeutenden Fortschritte in der Erkenntniß der Entwicklung des Organischen, die er selbst ja wesentlich eingeleitet hatte, verfolgte er, woher sie auch kamen, mit gespanntester Theilnahme. Als aber die neuere deutsche Naturforschung den sicheren Boden vorurtheilsfreier Empirie, auf dem E. bis zu Ende fest und sicher stehen blieb, verließ und sich schwindelhaften Hypothesen mit Fanatismus hingab, machte er ohne Wanken Front gegen dieselben. Einer ruhigen Erörterung der sogenannten Descendenztheorie nach dem Princip rationeller Gesetzmäßigkeit war er nicht entgegen, ließ sie aber seinerseits als zur Zeit unbeweisbare Hypothese auf sich beruhen. Allein die speculativen Uebertreibungen, die als Lehre von der natürlichen Zuchtwahl alsbald die Köpfe einnahmen, die verkehrten Auffassungen der Uebergangsformen zwischen Thieren und Pflanzen, die als „Protistenreich“ die Rolle der Urwesen spielen sollten, diese und ähnliche Ausschreitungen verwies er nicht ohne den verdienten Spott aus der inductiven Wissenschaft in das Reich phantastischer Dichtungen. Er war den Neueren vielfach durch die überwiegende Menge seiner eigenen Beobachtungen überlegen und je länger, desto mehr wird seine Lehre wesentlich wieder als richtig und nur in einigen Deutungen gewisser Structurverhältnisse der kleinsten Wesen als theilweis fehlgegriffen befunden werden. Nicht lange, so wird die heut vielfach herrschende Weise, über das Werden der organischen Welt zu speculiren, dem klaren Geist, in dem E. arbeitete und verharrte, wieder Platz machen. Er selbst tröstete sich mit dem Wort: „Wunden, die die Wissenschaft schlägt, muß die Wissenschaft heilen und wird es.“

Aus dem größeren Kreise wissenschaftlicher Freunde war er zuletzt fast allein geblieben. Eine eigentliche Schule hat er nicht gegründet. Er war immer nur Lehrer für einen kleinen Kreis und auch hier mehr durch Erläuterung am Mikroskop und auf Excursionen, als durch Vortrag ausgezeichnet. Nur wenige Stunden widmete er seinen amtlichen Vorlesungen und zumal für sein Nominalfach, Geschichte der Medicin, fand er selten Zuhörer. (Doch war er vier Mal Decan seiner Facultät und 1855 Rector seiner Hochschule.) In seiner Werkstatt glaubte er allein arbeitend seine Lebensaufgabe besser erfüllen zu können, als von Schülern umgeben. Dennoch fehlte er denen nie, die von ihm etwas

bestimmtes lernen wollten, sondern war hierin überaus gefällig. Allen begegnete er als freundlicher Berather. Die liebenswürdigste Humanität war neben der strengsten Wahrhaftigkeit Grundzug seines Wesens. Erfüllt von der Ueberzeugung, daß das Weltganze vernünftig erschaffen und ebenso verwaltet sei, daß diese Wohlordnung in dem Menschengeist gipfle, dessen Befähigung ihn zur Hoffnung auf höchste Vervollkommnung berechtige, lebte er zufrieden in dieser Anschauung. Manche seiner vortrefflichen Feier- und Gedächtnißreden legen in edlen und schwungvollen Gedanken und Bildern von seiner wissenschaftlichen und menschlichen Denkweise Zeugniß ab. Seine dauernde gemüthvolle Heiterkeit, seine Freude an anregender Unterhaltung, sein weiser Rath in Schwierigkeiten und sein kräftiger Trost fesselten Jung und Alt an ihn und seine Freunde blieben ihm treu, bis sie vor ihm aus dem Leben schieden. Außer Heinrich und Gustav Rose war es zumal v. Martius in München, dem er nahe verbunden war. Besonders aber blieb der Verkehr mit A. v. Humboldt stets rege und warm. Beide Männer ergänzten einander in ihren idealistischen Anschauungen und wehrten gemeinschaftlich hier den Aberglauben, dort den Nihilismus ab. Vorzugsweise aber war E. in seinem weiten Familienkreis der Allverehrte. Und nachdem der Tod ihm frühzeitig die erste Gattin entrissen, war es einer zweiten (Tochter des aus den deutschen Freiheitskriegen bekannten Friccius) beschieden, ihm diesen Kreis wieder freundlich zu gestalten. So konnte der Mann, der dem Reich der Wissenschaft eine neue Provinz erobert, sie neue Forschungsmethoden gelehrt und über ein halbes Jahrhundert die Fahne richtiger Naturforschung hoch gehalten hatte, nach wohlerfülltem Tagewerk dessen Ende entgegensehen, das ihn im hohen Alter im Kreise der Seinigen standhaft und bereit fand.

Vgl. des Verfassers ausführlichen Lebensabriß Ehrenberg's, Bonn 1877.

Joh. Hanstein.

Ehrenberg: Friedrich E., evangel. Theolog und Erbauungsschriftsteller, geb. 6. Decbr. 1776 in Elberfeld, † 9. Decbr. 1852 in Berlin. Erst Prediger in Plettenberg und Iserlohn, ward er 1807 nach Berlin berufen, 1817 Doctor theol., 1834 Oberconsistorialrath, Hof- und Domprediger daselbst, ein geachteter Kirchenmann, beliebter Prediger und Schriftsteller, Verfasser zahlreicher Predigten und Casualreden und mehrerer vielverbreiteter und besonders beim weiblichen Geschlechte beliebter Erbauungsschriften, z. B. „Blätter dem Genius der Weiblichkeit gewidmet", 1809; „Reden an gebildete Menschen", 1802 ff.; „Handbuch für ästhetische, moralische und religiöse Bildung"; „Stunden der Andacht, Frohen und Trauernden gewidmet"; „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts", 6. Aufl. 1844; 7. Aufl. 1856; „Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht", 5. Aufl. 1854 ꝛc. Auch gab er heraus das „Glaubensbekenntniß Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV.) nebst der Confirmationshandlung und den Lebensgrundsätzen desselben", 4. Aufl. Berlin 1861; eine Grabrede für den Minister Stein 1840, Gedächtnißpredigt auf König Friedrich Wilhelm III., Predigt bei der Eröffnung des vereinigten Landtages, Berlin 1847 u. A. — N. Nkrol. XXX. (1852) S. 815 ff. Goedeke, Grundr. III. S. 92.

Wagenmann.

Ehrenfels: Joseph Michael Freiherr v. E., niederösterreichischer Landstand und Herrschaftsbesitzer, geb. 1767, † am 9. März 1843 zu Untermaidling bei Wien. Er war einer der genialsten und bestunterrichteten Landwirthe seiner Zeit. Sein blühender Stil verlieh seinen Abhandlungen und Schriften einen eigenen Reiz, er wußte seine Sache mit so viel Kenntnissen und Scharfsinn, mit solcher Beharrlichkeit zu führen, daß man dabei herausfühlen konnte, sein Kampf gelte nur der Sache und nicht einem persönlichen Interesse. Selbst nicht der glücklichste Schafzüchter, gebührt ihm doch das große Verdienst, daß

er in Oesterreich zuerst darauf aufmerksam machte, daß es für den Schafzüchter noch ein höheres Ziel gebe, als blos viele und dabei meist nicht sehr feine, sondern mehr derbe, rauhe, als milde, seidenartige Wolle zu züchten. Er war es, welcher zuerst das Electoralschaf für das feinste Schaf Europa's erklärte. Er schrieb 1805 eine „Höhere Schafzucht", worin die Bedeutung des Electoralschafes in jenem Sinne dargethan und die Originalität in der Zucht als einzig sichere Basis bezeichnet war. Er kämpfte mit Wort und Beispiel für das Electoralschaf, schrieb als Gegner Thaer's eine Vertheidigung desselben und vollendete den Ausbau der sächsischen Schule („System der Schafzucht und Wollkunde"), ohne derselben ein festes Fundament gegeben und seine Irrthümer eingesehen zu haben. Ihm verdankte die damalige Veterinärkunde ein Mittel gegen die Klauenseuche. Sehr verdienstlich wirkte er auch für die österreichische Bienenzüchtung, auf deren unwürdigen Zustand er schon in der ersten Periode seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit aufmerksam machte. Der Plan, die Ausbreitung der Bienenzucht durch Actien zu veranlassen, mußte wegen Mangel an tüchtigen Bienenmeistern wieder aufgegeben werden. E. stellte deshalb selbst in dem Theresianum eine große Bienenzucht auf und hielt öffentliche Vorlesungen über dieselbe. Später etablirte er mit Rohrmoser eine Bienenzucht von 150 Stöcken in der Brigittenau. Dieselbe war lange Zeit eine öffentliche praktische Schule für alle Bienenfreunde der Umgegend. Leider wurde diese Bienenzucht in den französischen Kriegen zwei Mal fast ganz zerstört. 1808 kaufte E. die vereinten Herrschaften Lichtenau, Brunn am Wald und Allentigschwend im Viertel ob dem Mannhartsberg, wo er eine höhere Anstalt für Bienenzucht errichtete. Neben seiner reichen praktischen Thätigkeit war E. auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Er schrieb: „Erdmann Hülfreich's Unterricht für Bauersleute über die Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schafe und Schweine", Leipzig 1790, neue Aufl. 1803; „Ueber die Krankheiten und Verletzungen der Frucht- und Gartenbäume", Breslau 1795; „Judtmann, Anleitung zum Wiesen- und Futterbau", Leipzig 1791; „Hülfreich's Handbüchlein für Bauersleute", 4. Auflage, Wien 1809; „Plan und Einladung zur Errichtung einer vaterländischen Bienengesellschaft durch Actien", Wien 1799; „Die höhere Schafzucht", Wien 1808; „Ueber das Electoralschaf und die Electoralwolle", Prag 1822; „Hülfreich, Auf eigene Erfahrung gegründete Anweisung zur Bienenzucht in Körben, Magazinen, Lagerstöcken ohne Künstelei", Leipzig 1804, neue Auflage 1820; „Wie kann die gesunkene Landwirthschaft und der dadurch gesunkene Bodenwerth wieder gehoben werden?" Prag 1828; „Ueber die Drehkrankheit der Schafe", Wien 1824; „Die Bienenzucht nach Grundsätzen der Theorie und Erfahrung", Prag 1829; „Die Hochpunkte der heutigen deutschen Landwirthschaft", Prag 1829; „Geschichtliche Darstellung meiner neuen Schafcultur", Prag 1831.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen 1816 und 1843. II.

Löbe.

Ehrenwerth: Ignaz Franz E., Forstmann, geb. 1. August 1740 zu Weischowitz (Mähren), ein Schüler des berühmten Hans Dietrich v. Zanthier (Ilsenburg), trat 1771 als Oberjäger in die Dienste des Grafen von Rottenhahn zu Rothenhaus (Nordwestböhmen), wurde 1772 Forstmeister, 1773 Kreisforstexaminator, 1791 Cameralforstmeister, in welcher Stellung er bis zu seiner Jubilirung 1827 verblieb, und starb hochbetagt (94jährig) 1834. E. gründete 1773, unter der Gönnerschaft seines oben genannten Dienstherrn, auf dessen Besitzung Rothenhaus im Schlosse zu Platten das erste Forstinstitut in Böhmen, welches bis zum Uebertritt seines Begründers in den Staatsforstdienst (1791) in höchst ehrenvoller Weise bestand, bez. sich einer Frequenz von 20—30 Zöglingen (hierunter auch Deutsche) erfreute, aus welchen die bedeutendsten Forstwirthe des

Inlandes hervorgingen. Kaiser Joseph II. besuchte das Institut bei Gelegenheit einer Inspectionsreise längs der böhmisch-sächsischen Grenze, erkannte Ehrenwerth's verdienstvolle Leistungen durch ein ansehnliches Geldgeschenk (100 Ducaten) an und befahl, daß zwei junge Forstmänner aus dem Wiener Waldamt zu ihrer weiteren Ausbildung nach Platten geschickt werden sollten. E. führte außerdem die Schlageintheilung in Böhmen ein und zwar zuerst zu Rothenhaus und gleichzeitig zu Tetschen durch seinen Zögling Lazarus, welcher sich den Titel: „Systematischer Oberförster" beilegte.

Verhältnisse der Volks-, Land- und Forstwirthschaft in Böhmen, Prag 1856. XVIII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, S. 292. Liebich, Forst- und Jagdjournal 1836. 1. S. 1. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie II. S. 295 u. 318. Heß.

Ehrhardt: Sigismund Justus E., schlesischer Kirchenhistoriker, geboren 1733 zu Gmünd im Würzburgischen, † 1793 am 6. Juni, widmete sich, von seinem Vater, Pfarrer in Gmünd, für die Universität vorbereitet, 1748—50 in Erlangen, 1750—51 in Jena und zuletzt in Halle der Theologie und wurde nach beendigten Studien 1754 zum Prediger nach Markpurg-Greppach berufen. Der von den Würzburger Fürstbischöfen auf die Evangelischen Frankens von je geübte und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges noch verschärfte Druck hatte ihn veranlaßt, eine Geschichte der freifränkischen Kirchen abzufassen, deren Publication für ihn von schlimmen Folgen sein konnte. Um sich für alle Fälle zu sichern, wandte er sich in einer Supplik an Friedrich den Großen und bat um seine Protection und erforderlichen Falles um Schutz für seine Person. Unglücklicher Weise gerieth dieses Schreiben in die Hände seiner Feinde, und schleunige Flucht war jetzt ein Gebot der Selbsterhaltung. E. begab sich nach Sachsen, hielt sich längere Zeit in Halle und Berlin auf, wo er sich durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt erwarb, und wurde 1768 zum Diaconus in Steinau an der Oder und 1774 zum Pfarrer in Beschine bei Wohlau befördert; dort ist er, tief betrauert von seiner Gemeinde, 1793 gestorben. E. ist der Kirchenhistoriker Schlesiens. Seine „Presbyterologie des evangelischen Schlesiens", Liegnitz 1780—90, 4 Bde., deren erste drei er auf eigene Kosten herausgab, ein Werk langjährigen Sammlerfleißes und umfassender, gründlichster Quellenstudien, sowie seine „Diplomatischen Beiträge zur Erläuterung der alten niederschlesischen Rechte und Geschichte", Breslau 1773. 1774, sichern ihm unter den Historikern Schlesiens auf immer einen ehrenvollen Platz. Die kirchlichen Zustände seiner fränkischen Heimath hat er in seiner „Historischen Erzählung von dem Betragen der Fürstbischöfe von Würzburg gegen die evangelisch-lutherische Religion", Leipzig 1762, vermehrt Halle 1763, geschildert. Sein reicher handschriftlicher Nachlaß, darunter eine Religionsgeschichte des Bisthums Würzburg, die kirchliche, politische und gelehrte Geschichte der Stadt Schmalkalden und eine diplomatische Geschichte der Stadt Wohlau, ist leider verschollen.

Streit, Gelehrte Schlesiens, Bresl. 1776, S. 33 und in Beschine eingezogene Nachricht. Schimmelpfennig.

Ehrhart: Friedrich E., Botaniker, geb. zu Holderbank im Canton Bern 1742, † 1795. Er widmete sich von Jugend an dem Studium der Naturwissenschaften, ging 1765 zur Erlernung der Apothekerkunst nach Nürnberg, lebte darauf als Apothekergehülfe in Erlangen, Hannover, Stockholm (wo er bei Bergius hörte) und Upsala, wo er 1774—76 unter den beiden Linné u. A. studirte. Darauf lebte er in Hannover, wo er die Sammlungen des Apothekers Andreä ordnete und die ersten Decaden seiner getrockneten Pflanzen, so wie das „Supplementum plantarum" des jüngeren Linné herausgab. Von 1780—83 bereiste er im Auftrag der hannöverschen Regierung das Kurfürstenthum zu botanischen

Zwecken und wurde darauf als kurfürstl. Botaniker am Garten zu Herrenhausen angestellt. Hier setzte er die Herausgabe seiner „Decaden“ fort (Plantae cryptogamicae, 34 Decc.; Calamariae, Gramina et Tripetaloideae, 14 Decc.; Plantae officinales, 46 Decc.; Herbae, 16 Decc.; Arbores, 16 Decc.) und gab seine „Beiträge zur Naturkunde und den damit verbundenen Wissenschaften“, 7 Bde., 1787—92 heraus.

Autobiographie in Usteri's Annalen der Botanik, 19. Stück, S. 1—9. A. Sprengel bei Ersch und Gruber I. Sect. 31. Bd. S. 461. v. L.

Ehrhart: Gottl. v. E., Arzt, den 30. Juli 1763 zu Memmingen geb., Sohn des daselbst lebenden und als Geburtshelfer wohlverdienten Arztes und Physicus Jodocus E. (seit 1800 nebst seiner ganzen Descendenz geadelt, 1806 daselbst gestorben), in Göttingen, Cassel (unter dem Geburtshelfer Stein) und Wien ärztlich gebildet, war seit 1786 Physicus extraord. und Lehrer an der Hebammen- und Chirurgen-Schule in seiner Vaterstadt, seit 1790 Physicus ord. und Mitglied des Medicinalcollegiums daselbst, wurde 1805 baierischer Stadtphysicus und später Stadt- und Kreisgerichtsarzt in Memmingen und ist hier den 8. Juli 1826 gestorben. Mit seiner litterarischen Thätigkeit hat er sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Staatsarzneikunde bewegt; ein Verdienst hat er sich durch seine eifrigen Bemühungen um Einführung der Vaccination in Deutschland erworben. Ueber sein Leben vgl. J. E. Wetzler in N. Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. IV. 1826, Thl. II. 1828. S. 937; ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich auch in Callisen, Schriftsteller-Lexikon V. S. 539, XXVII. S. 439. A. Hirsch.

Ehrlich: Johann Nep. E., Philosoph, eines armen frühverstorbenen Bürgers zu Wien den 21. Febr. 1810 geb. Sohn, dem nur die Opferwilligkeit des älteren Bruders, eines Handwerksgesellen, der das früherkannte Talent seines Lieblings nicht wollte verloren gehen lassen, das Betreten der gelehrten Laufbahn ermöglichte. Nach absolvirtem Gymnasium wandte er sich dem Studium der Theologie zu und trat in den ganz verarmten Piaristenorden ein, an den man die höchsten Forderungen (er sollte dem Jesuitenorden ein heilsames Gegengewicht sein!) stellte, ohne ihm die geringsten Mittel zu gewähren! Vermochte natürlich auch E., obwol eines der besten und treuesten Mitglieder, den Verfall dieses Ordens nicht aufzuhalten, wurde er doch selbst einer der bedeutendsten speculativen Theologen. Als vorzüglicher Schüler Ettingshausen's sollte er in Krems zuerst das Lehramt der Physik antreten, nahm aber zu eigener Uebung nebenbei Theil an der Seelsorge im benachbarten Rohrdorf; dadurch gewann er tiefe Blicke in das Menschenherz und wurde durch die Psychologie mit Macht zur Philosophie gezogen; bald vertauscht er die physikalische mit der philosophischen Lehrkanzel und schreibt, auf Jacobi's Schultern stehend, schon aber durch tiefere Begründung des Selbstbewußtseins nach einer festeren Basis für das Verständniß des in Natur und Geschichte Gegebenen strebend, seine „Metaphysik als rationale Ontologie“, 1841. Immer mehr nähert er sich dann durch scharfe Ausbildung des Ich-Gedankens dem neucartesischen Dualismus Günther's, dessen Ideen er vorzugsweise, ohne sich ihnen unbedingt hinzugeben, auf dem Gebiete der praktischen und Socialwissenschaft zur Geltung brachte. (Vgl. seine „Lehre von der Bestimmung des Menschen als rationale Teleologie“, 1842, seine „Kritik der ethischen Reformvorschläge Gioberti's“, 1847 und seine alle Gebiete des Staats- und Gesellschaftslebens erhellenden „Randglossen zu J. Fröbel's System der socialen Politik“, 1849 u. 50.) Indem er überall die ideellen Wahrheiten sucht, der ideellen Bedeutung des Thatsächlichen nachforscht und die Glaubwürdigkeit desselben aus inneren Gründen nachweist, wird er zugleich zum Geschichts-

philosophen und Apologeten. 1850 an die Grazer, 1852 an die Prager Universität berufen, weiß er in gleichzeitigen Vorlesungen für die Hörer der Philosophie und der Theologie, wie für höher Gebildete aller Stände die weitesten Gesichtspunkte und großartige Blicke über die Menschheitsgeschichte zu öffnen. Endlich faßt er das Gesammtergebniß seiner geistigen Thätigkeit in der „Fundamentaltheologie“ (2 Bde. mit 2 Ergänzungsheften, 1862—64) zusammen, in welcher er zuerst die Denkbarkeit und Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung erörterte, dann deren Wirklichkeit unter scharfer Beleuchtung der Gegner darlegte und damit die Grundlinien einer erhabenen Geschichtsphilosophie skizzirte. E. befindet sich stets auf der Höhe der Forschung seiner Zeit; dabei ist sein Stil klar und urban wie sein ganzes Wesen; er bewies in Leben und Werken die Vereinbarkeit von innigem Glauben, tiefem Wissen und freikräftigem socialem Fortschritt. Nach langjährigem Kränkeln starb er den 23. October 1864 zu Prag.

v. Hoffinger, Dr. Joh. Nep. Ehrlich, eine Skizze seines Lebens- und Geistesganges, mit Benutzung seiner Correspondenz, in den Abhdlgen. der kgl. bhm. Ges. d. Wsten, V. Folge XIV. Bd. 1866. Procop Dworsky, Dr. Joh. Nep. Ehrlich nach Leben und Schriften in Dr. Wiedemann's österr. Vierteljahrsschr. f. kath. Theol. 1865, 3. Heft. Aug. Schwetz, J. N. Ehrlich's Nekrolog in der österr. Wochenschr. f. Wiss., Kunst u. öff. Leben, Beilage zur Wiener Ztg. 1864. Nr. 47. v. Hoffinger.

Ehrlich: Karl Gotthilf E., bekannter Pädagog aus der Pestalozzi'schen Zeit, geb. 3. Jan. 1776 zu Halle an der Saale, † 7. Juni 1857 in Soest als emeritirter Director des dortigen evangelischen Lehrer-Seminars. — E. ist aus einem tüchtigen Bürgerhause hervorgegangen; der Vater, Universitäts-Zinngießer und Obermeister seiner Gilde, wird von ihm selber als ein ernster und ehrenfester, im Berufe unabläßig thätiger Mann geschildert, während er zugleich der milden, liebevollen Frömmigkeit und Aufopferungsfreudigkeit seiner Mutter gedenkt. Für seine Ausbildung auf die mit dem Waisenhause verbundenen Anstalten hingewiesen, besuchte er vom J. 1790 ab die lateinische Schule, welche er 1795 verließ, um sich auf der Universität seiner Vaterstadt, hauptsächlich unter A. Chr. Knapp, dem Studium der Theologie zu widmen. Zugleich aber benutzte er während seines Trienniums mit löblichem Eifer jede sich ihm darbietende Gelegenheit zur Beschäftigung mit anderen Wissenschaften; namentlich scheinen die Untersuchungen des Physikers Chladni den weitreichendsten Einfluß auf ihn ausgeübt und die in seiner ganzen spätern Wirksamkeit erkennbare Vorliebe für Mathematik und Naturkunde hervorgerufen zu haben. Von größter Bedeutung wurde es für den strebsamen und tüchtigen jungen Mann, daß Aug. Herm. Niemeyer, der ausgezeichnete Vorsteher der Francke'schen Stiftungen, ihm 1797, noch vor Abschluß seiner akademischen Vorbildung, die Verwaltung eines Lehramtes übertrug und ihn in demselben Jahre in die Stelle eines wirklichen Oberlehrers beförderte. Der praeceptor Germaniae, wie Niemeyer zu jener Zeit in weiteren Kreisen genannt wurde, gewann den jungen Theologen für die pädagogische Thätigkeit, indem er ihn durch fortlaufende und planmäßige Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen unterstützte und ihn zum rastlosen Fortschreiten auf der neuen Bahn ermunterte. Und die Hoffnungen, welche er von Ehrlich's fernerer Entwicklung hegte, gingen in Erfüllung. Durch beharrlichen Fleiß wußte E. die ihm obliegende bedeutende Arbeitslast, welche sich nur noch steigerte, als er im J. 1802 in das Amt des Inspectors der neuen Bürgerschule und des mit demselben verbundenen Convictes aufrückte, zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu bewältigen. Niemeyer selbst rühmt seines jüngern Freundes glückliche Unterrichtsgabe und unverdrossenen Eifer, seine

reifen Kenntnisse, wie sein durchaus reines und tadelloses Verhalten, und kann sich nur schwer entschließen, ihn in die Ferne ziehen zu lassen, als sich die Aussicht auf ein anderes Arbeitsfeld eröffnete.

In Wesel am Niederrhein, der ansehnlichsten Stadt des seit 1666 in den unbestrittenen Besitz der brandenburgischen Hohenzollern übergegangenen Herzogthums Cleve, bestand schon von den Zeiten des großen Kurfürsten her ein allerdings nur dürftig ausgestattetes Schulmeister-Contubernium, vielleicht die älteste Anstalt dieser Art auf deutschem Boden. Um 1784 war dasselbe zu einem förmlichen Seminar erweitert worden, und hatte sich besonders der preußische Geheimrath v. Wylich und Lottum, welcher im Auftrage der clevisch-märkischen Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm die Verwaltung des Herzogthums leitete, durch diese Umgestaltung verdient gemacht, angeregt durch die Bestrebungen eines Hecker in Berlin und des Domherrn v. Rochow auf Rekahn. Volle Selbständigkeit war dem Institute freilich auch jetzt noch nicht eingeräumt worden; vielmehr hatte man der Kostenersparniß wegen die Verbindung mit dem Gymnasium bestehen lassen. In dem letzteren sollten die Zöglinge immer noch einen großen Theil ihres Unterrichtes empfangen, und ein Gymnasiallehrer war zugleich Inspector des Seminars. In diese schwierige Doppelstellung wurde der von Niemeyer aufs wärmste empfohlene E. berufen. Anfangs 1805 trat er in vollster jugendlicher Rüstigkeit und Begeisterung das neue arbeitsvolle und verantwortungsreiche, trotzdem aber seinen Neigungen entsprechende Amt an. Jedoch schon nach Jahresfrist, als er kaum den schweren Anfang durchgekämpft hatte, wurde er durch die politischen Verhältnisse zur Entsagung genöthigt. Das linksrheinische Cleve war schon im Frieden zu Luneville an Frankreich abgetreten worden; jetzt, im Februar 1806, mußte die Krone Preußen auch auf die rechtsrheinischen Gebiete Verzicht leisten. Wesel selbst, die altberühmte deutsche Grenzfestung, bestimmte der Sieger von Austerlitz zur Hauptstadt des Departements der Roer. Zwar ließ der neuernannte französische Präfect kund und zu wissen thun, daß er entschlossen sei, das Seminar als kaiserl. Normalschule beizubehalten; E. zog es in seinem warmen Patriotismus jedoch vor, dem alten Vaterlande auch ferner seine Kräfte zu widmen, und sagte mit Freuden zu, als er veranlaßt wurde, das im Herzogthum Cleve begonnene Werk für die im preußischen Besitz verbliebene Grafschaft Mark fortzuführen. Die Kammer zu Hamm verordnete, daß das Weseler Seminar unter Beibehaltung der bisherigen Einrichtungen nach Soest zu verlegen sei, und forderte E. im Juni 1806 auf, seinen Umzug schleunigst zu bewerkstelligen. Wenige Monate später trat er in das Lehrercollegium des Archigymnasiums der altehrwürdigen Stadt ein; am 3. Oct. eröffnete er sein neues Seminar, zwar nur mit einem einzigen Schüler, jedoch voller Hoffnung auf ein fröhliches Gedeihen.

Aber noch in demselben Monat October erzitterte die preußische Monarchie in Folge der Schlacht bei Jena in ihren Grundfesten. Der Friede zu Tilsit riß auch die treue Grafschaft Mark aus ihrem seitherigen staatlichen Verbande; sie wurde dem Großherzogthum Berg einverleibt, welches Napoleon bekanntlich zumeist von Paris aus regieren ließ. Auch für Ehrlich's Wirksamkeit war wieder alles in Frage gestellt; indessen erkannte er mit klarem Blicke, daß eine nochmalige Verlegung seiner jungen Anstalt unmöglich sei, daß er vielmehr selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen auszuharren habe. Es gelang ihm, das neue Regime für seine Schöpfung zu gewinnen und es zur Zahlung von Unterhaltungskosten zu bewegen, die er dann freilich, als sich die Zahl seiner Schüler mehrte, fast in ihrem ganzen Umfange zu deren Unterstützung verwenden mußte. Der Präfect des Ruhrdepartements, ein landessässiger Freiherr v. Romberg, verfolgte seine Bemühungen mit Theilnahme und suchte zu helfen, so weit er es

vermochte; aber für die Erwerbung eines Hauses oder für die Anstellung eines ständigen Gehülfen des schwer belasteten Mannes eröffnete sich nirgends eine Aussicht. E. war und blieb auf ein gemiethetes Local und auf die eigene Kraft und Ausdauer hingewiesen, und es ist sein großes Verdienst, daß er selbst im kümmerlichsten Dasein standhaft ausgeharrt und dem Jammer der Fremdherrschaft muthig die Stirn geboten hat. Schon nach wenigen Jahren waren Fortschritte in dem bis dahin sehr vernachlässigten Schulwesen der Grafschaft Mark zu verspüren, zumal da E. sich nicht mit der Unterweisung seiner Seminaristen begnügte, sondern zu Zeiten, für seine Person auf Ferien gern verzichtend, die älteren, zum Theil noch mangelhaft vorgebildeten Lehrer um sich sammelte, um sie mit den wichtigsten Erfordernissen einer richtigen Methode bekannt zu machen. Er folgte dabei dem Beispiel Overberg's im benachbarten Fürstenthum Münster, der nach dem Auftrage seines Ministers v. Fürstenberg in der von ihm geleiteten Normalschule den gleichen Zweck verfolgte.

Als die Kunde von der Niederlage der Franzosen bei Leipzig erschollen war, forderte E. in freudiger Begeisterung seine Zöglinge auf, dem Rufe des Vaterlandes zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker zu folgen. Den Dürftigen unter ihnen verschaffte er selbst die Mittel zu ihrer Ausrüstung; alle aber, welche heeresfähig waren, ließen sich den tapferen Schaaren der freiwilligen Markaner einreihen und nahmen Theil an dem letzten blutigen Feldzuge der Befreiungskriege. — Erst nach der Schlacht bei Belle-Alliance füllte sich wieder das bescheidene Lehrzimmer des Soester Seminars. Bald wurde in ihm kaum noch Raum gefunden für die zusehends wachsende Zahl der Seminaristen. Denn selbst in den entlegensten Provinzen der preußischen Monarchie war der Wille Friedrich Wilhelms III. bekannt geworden, daß das durch die hingeschiedene Königin Luise angebahnte Werk fortgesetzt und der Jugendbildung fortan die gewissenhafteste Pflege zugewendet werden solle, daß insbesondere den Ideen des großen schweizerischen Pädagogen die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und auf solcher Grundlage die Besserung und einheitliche Gestaltung des gesammten niederen Schulwesens anzustreben sei. Nirgends stellten sich der Erreichung dieses Zweckes bedeutendere Hindernisse in den Weg, als in der neu gebildeten, aus den verschiedenartigsten Gebietstheilen zusammengefügten Provinz Westfalen; nirgends fanden sich aber auch so glücklich die Männer zusammen, welche mit Sachkenntniß, Umsicht und Energie dem königl. Befehle nachzukommen suchten.

Kaum hatte der Freiherr v. Vincke, das unerreichte Muster eines preußischen Oberpräsidenten, die seiner Leitung anvertraute neue Provinz in ihren äußeren Formen aus dem Gröbsten herausgearbeitet, als er von Potsdam her den ihm in seiner früheren Stellung als Chefpräsident der kurmärkischen Kammer bekannt gewordenen Oberconsistorialrath Natorp nach Münster berief, mit dem Auftrage, die evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten zu verwalten und zugleich das Volksschulwesen zu reformiren. Dieser schon damals wegen seiner weitreichenden pädagogischen Erfahrung, sowie als Organisator und Verfasser gediegener Schriften über die verschiedensten Fragen aus dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens vielgenannte Mann erkannte bei seinem Eintritt in den neuen Wirkungskreis sofort, daß er zunächst eine Operationsbasis gewinnen müsse und sich nach Gehülfen umzusehen habe, die befähigt und geneigt wären, auf seine Pläne einzugehen und zu deren Durchführung mitzuwirken. Naturgemäß sah er sich in erster Linie auf das Seminar zu Soest und seinen Inspector E. hingewiesen. Er fand, was er suchte, und säumte nicht, seinen Hoffnungen in den lebhaftesten Worten Ausdruck zu geben, während E. selbst gleich nach der ersten Zusammenkunft verkündete, daß nun „der Arzt gefunden“ sei, der aller Noth seiner Anstalt ein Ende machen und auch die Krankheit heilen werde, welche er

sich gerade damals durch das Uebermaß der ihm auferlegten Arbeit zugezogen hatte. Schon nach wenigen Wochen fühlte er sich merkwürdig gekräftigt, und als Natorp noch im Laufe des Jahres 1817 die unzweckmäßige und störende Verbindung des Seminars mit dem Gymnasium aufzuheben und ihn auf eigene Füße zu stellen wußte, da floß sein Mund über von Dank und Verehrung für seinen Gönner, der ihn nun endlich in den Stand gesetzt habe, die Aufgabe seines Lebens zu lösen. Auch der treffliche Oberpräsident wandte Ehrlich's Bestrebungen seine ganze Aufmerksamkeit zu. Er ließ einen ausführlichen „Einrichtungs- und Lehrplan für das Seminarium“ ausarbeiten, forderte die Pfarrer und älteren Lehrer auf, sich der Vorbildung von Aspiranten anzunehmen, verschaffte dem Inspector die Mittel zu einer pädagogischen Reise durch Sachsen, Brandenburg und Schlesien, welche diesen mit einer beträchtlichen Zahl bedeutender Schulmänner in nähere Verbindung brachte und viel dazu beitrug, seine Anschauungen über das theoretisch Bedeutsame und praktisch Erreichbare zu klären; er erwirkte die Verlegung der Anstalt aus den gemietheten Localen in die disponibel gewordenen Räume des aufgehobenen Minoritenklosters, in welchem zugleich Lehrzimmer für eine Uebungsschule gewonnen wurden; er brachte die Gehälter zur Anstellung eines zweiten Hauptlehrers und eines Musiklehrers auf, welche dem zum Director ernannten E. für eine lange Reihe von Jahren als treue Mithelfer zur Seite standen, sowie in einer späteren Zeit auch noch die zur Besoldung eines ordentlichen Lehrers der Religion erforderlichen Gelder; er zweigte im J. 1825 von dem bis dahin als Simultananstalt bestandenen und in Folge dessen allzusehr gefüllten Seminar zu Soest das katholische zu Büren ab, befürwortete aufs wärmste die Einrichtung eines Internates, als sich das Externat unter den örtlichen Verhältnissen nicht bewährt hatte, verband mit dem Seminar eine Taubstummenanstalt, um auch durch den Verkehr mit nicht vollsinnigen Kindern die methodische Einsicht der künftigen Lehrer zu erweitern, und gab durch alle diese Fürsorge zu erkennen, daß er Natorp's Grundsatz zu dem seinen gemacht habe: „Jede wahre Verbesserung der Schulen hat mit der besseren Vorbildung ihrer Lehrer zu beginnen.“ Mochte für alle diese in einer höchst knappen Zeit und von einem äußerst sparsamen Beamten aus der altpreußischen Schule getroffenen Einrichtungen auch noch vieles zu wünschen übrig bleiben, so sah doch E. seine bescheidenen Wünsche vollauf erfüllt, und so begann für ihn um 1820 die Zeit der freudigernsten Mannesarbeit, die sich auf feste Grundlagen stützt und sich ihrer Ziele klar und sicher bewußt ist.

Seit den Anfängen der Reorganisation seines Seminars war es E. noch 30 Jahre lang beschieden, als dessen Leiter und erster Lehrer thätig zu sein. Mit nie ermüdendem Eifer und in dem regsten Pflichtgefühl suchte er stets und bis in sein hohes Alter hinein den Anforderungen, welche sein Amt nach so manchen Seiten hin an ihn stellte, vollauf zu genügen. Ordnung, Pünktlichkeit, gewissenhafte Ausnutzung der Zeit und gemeinnützigen, brüderlichen Sinn sah er als die Grundpfeiler des Anstaltslebens an, und keine Mühe ließ er sich verdrießen, um seinen Zöglingen diese Tugenden einzupflanzen und durch dieselben aus ihrem Zusammenleben den rechten Gewinn hervorgehen zu lassen. Nicht die Neigung zu einem frischen und fördernden Verkehr mit den Freunden, die er sich erworben, nicht die Sorge für eine zahlreiche Familie, deren nicht immer ungetrübt gebliebenes Glück er unausgesetzt fester zu begründen trachtete, konnten ihn von der Erfüllung seiner Obliegenheiten zurückhalten. Sein Amt war und blieb ihm das höchste und liebste Gut seines Lebens. Einer Versäumniß hätte er sich innerhalb desselben wissentlich nicht schuldig machen können; vielmehr war er tief durchdrungen von dem Gedanken, daß das Geschäft der Erziehung die vollkommenste Hingabe und Selbstverleugnung beanspruche, und daß ins-

besondere der Vorsteher und Lehrer eines Alumnates sich nur für befugt erachten dürfe, von den ihm anvertrauten Jünglingen zu fordern, was er in seinem eigenen Wandel zur Darstellung zu bringen gewillt sei. Rasch und entschieden in seinen Anordnungen, hat er nicht jedes scharf einschneidende Wort zu verhüten vermocht; die klar zu Tage tretende Absicht ließ indessen den Verdacht nicht aufkommen, daß er jemals habe verletzen wollen.

Nicht weniger erfolgreich war Ehrlich's Wirksamkeit als Lehrer. Während seiner jüngeren Jahre in der theoretischen Auffassung dem System des gereinigten Philanthropinismus huldigend, trat er nach Natorp's Vorgang mehr und mehr in die Reihen derjenigen deutschen Pädagogen, welche den Uebergang zu den Anschauungen Pestalozzi's zu vermitteln suchten. Seine eigentliche Bedeutung aber hat E. auf dem Boden der Praxis gewonnen. In den sämmtlichen Lehrgegenständen, welche er, abgesehen von der Methodik, mit besonderer Vorliebe im Seminarunterrichte zu behandeln pflegte — Muttersprache, Rechnen und Raumlehre, Physik —, kam es ihm weniger auf einen bedeutenden Umfang des Materials, als auf die sorgfältigste und gründlichste Durcharbeitung aller Einzelnheiten, auf Anschaulichkeit und Klarheit der Begriffsbildung an. Die Mittel, welche er zur Erreichung dieses Zweckes benutzte, zeugten bei aller ihrer Einfachheit von geschicktester Wahl und waren oft von überraschender Wirkung; die lebendige und interessante Art ihrer Anwendung machte, daß sein Unterricht in besonderem Maße vorbildlich wirkte und daß seine Schüler bei weitem nicht in dem Grade einer einseitigen Verstandesbildung verfielen, wie es nach der Richtung der Zeit anzunehmen war. Aufs zweckmäßigste wußte er die Unterweisung der Seminaristen nach ihrer sachlichen und methodischen Seite hin durch den Unterricht zu ergänzen, welchen er in der Uebungsschule theils selbst übernahm, theils im Verein mit seinen Mitlehrern überwachte. Wer ihn unter den Kindern, namentlich den allerkleinsten, sah und hörte, der mußte den Eindruck gewinnen, daß er einen der ersten Meister in der Kunst des elementaren Unterrichts vor sich habe, und in Diesterweg's „Entzücken“ über die unvergleichliche „Klarheit, Innigkeit und Anmuthigkeit“ des Verfahrens einstimmen. Ueberhaupt stellt dieser competente Beurtheiler E. in seiner praktischen Tüchtigkeit noch über Wilberg, den von ihm sonst so hoch gepriesenen „Meister am Rheine“. Es war das Feld der Sprachbildungsübungen, der sogenannten reinen Denk- und Sprechübungen, auf dem E. seine höchsten Triumphe feierte. Die neueren Pädagogen haben in ihrer großen Mehrzahl über diese Uebungen nach Inhalt und Form den Stab gebrochen; Ehrlich's Ruhm, sie in höchster Vollendung zur Anschauung gebracht zu haben, wird indessen durch diesen Wechsel der Ansichten nicht im mindesten geschmälert.

Es konnte bei der thatkräftigen Einwirkung, welche E. auf seine Seminaristen ausübte, nicht fehlen, daß die vielen Hunderte derselben, trotzdem daß sie sich über die ganze Provinz und weit über deren Grenzen hinaus verbreiteten, sich als eine besondere „Schule“ fühlten und stillschweigend die Verpflichtung übernahmen, aus der ihnen zu Theil gewordenen nachhaltigen Anregung die rechte Frucht hervorwachsen zu lassen. Das Schulwesen Westfalens gedieh sichtlich; der Dank der Gemeinden, die Anerkennung der Behörden und selbst die Zeichen königlicher Huld wurden dem verdienten Förderer einer geistbildenden Behandlung der Lehrgegenstände mehr und mehr zu Theil. — Mit seinen Schülern verkehrte E., wenn er dieselben später in ihrer Berufsthätigkeit wiederfand, voll persönlicher Theilnahme, in freundlicher und wohlthuender Weise. War ehemals ein „Zwischenfall“ eingetreten, so war er jetzt auf beiden Seiten sicherlich vergessen. Amtlich trat er ihnen bei Gelegenheit der Inspectionsreisen wieder nahe, die er im Auftrage der Bezirksregierungen eine lange Reihe von

Jahren hindurch fast regelmäßig in seinen Sommerferien zur Ausführung brachte. Er benutzte diese Reisen, um guten Rath zu ertheilen, zu ermuntern und zurecht zu helfen, wo es ihm angemessen schien, zugleich aber auch zu seiner eigenen Information, wie zu der seiner Mitlehrer in Bezug auf die praktischen Ergebnisse des Seminarunterrichts. Wie sehr er geneigt war, diese Seite in den Vordergrund treten zu lassen, ergibt sich am deutlichsten aus seiner Schrift: „Meine Schulbereisung", in der er seine gesammten Wahrnehmungen beim Besuche der Schulen übersichtlich zusammengestellt hat.

Auch die sonstigen Schriften Ehrlich's sind aus der Schulpraxis hervorgegangen oder für dieselbe berechnet. Die methodische Durcharbeitung und die Folgerichtigkeit der Stufengänge sind in ihnen das vorzugsweise Rühmenswerthe. Außer mehreren Programmen, durch welche er richtige Vorstellungen über das Leben und Streben in seinem Seminar zu verbreiten und die Vorbereitung für dasselbe zu regeln sucht, finden sich unter denselben Schulhefte und Anleitungen zum Kopf- und Tafelrechnen, sowie zum schriftlichen Ausdruck, ein methodischer Leitfaden für die Sprechbildungsübungen in der Unterclasse, der wol als eine Hauptschrift auf diesem Gebiete gelten kann, und Lehrbücher für die verschiedenen Stufen der Elementarschule, unter denen das für die Oberclasse bestimmte Soester („gemeinnützige") Lesebuch Ehrlich's Namen in die entferntesten Kreise getragen hat. Es ist in 25 starken Auflagen erschienen und hat 50 Jahre lang einen großen Einfluß auf den Volksschulunterricht weiter Länderbezirke ausgeübt, bis es, ein echtes Kind seiner Zeit, den neueren Anschauungen über die Vertretung der Realien im Volksschullesebuche zum Opfer gefallen ist.

Während seiner späteren Amtsjahre gestaltete sich Ehrlich's Verhältniß zu seinen Vorgesetzten Vincke und Natorp immer erfreulicher; ja, es entwickelte sich dasselbe zu einer aufrichtigen, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhenden Freundschaft, wie sie inniger und herzlicher unter gleichen Umständen wol kaum jemals bestanden haben mag. An allem, was den Director bewegte, was dieser zu ordnen und zu schaffen fand, nahm der Consistorial- und Schulrath, wie der Oberpräsident den regsten Antheil, und je näher dem ersteren die Schwächen des Alters traten, desto mehr fühlte er sich gehoben durch Natorp's einsichtsvolle und humane Mitwirkung. Den Tod der beiden ausgezeichneten Männer (v. Vincke 1844, Natorp 1845), der in ganz Westfalen die tiefste Trauer hervorrief, empfand E. darum für seine Person als einen unersetzlichen Verlust und als er das 70. Lebensjahr vollendet hatte, über welches nach seiner Meinung ein Seminardirector in seinem Amte nicht hinausgehen solle, gab er seinen Wunsch zu erkennen, in den Ruhestand treten zu dürfen. Noch wurde in den Räumen des Seminars im Kreise seiner Angehörigen, Collegen und Schüler sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert; dem ihm bei dieser Veranlassung in der ehrendsten Weise ausgesprochenen Verlangen der Behörden, ihn noch länger in seiner Stellung zu behalten, glaubte er indessen nicht nachkommen zu können. Sein Antrag auf Pensionirung wurde unter vollster Anerkennung seiner Leistungen genehmigt und so war am 5. Jan. 1848 die Stunde gekommen, in der er mit bewegtem Herzen von der Anstalt Abschied nahm, die ihm ihr Bestehen und ihre Entwicklung zum großen Theil zu danken hatte. Als Emeritus hat er sodann noch über 9 Jahre im stillen Familienkreise ein durch die zärtliche Liebe der Seinen, durch die Freundschaft seiner ehemaligen Mitarbeiter und die Anhänglichkeit seiner Schüler verschöntes Alter durchlebt. Im Innern des sonst so lebhaften Mannes kehrte mehr und mehr eine milde Ruhe ein. Die Neigung zu geregelter Thätigkeit verließ auch den hochbetagten Greis nicht; vorzugsweise beschäftigte er sich mit der Umarbeitung und Vervollständigung der von ihm verfaßten Schriften. Nachdem bereits am 3. Oct. 1831 das 25jährige

Erinnerungsfest der Gründung des Seminars unter großer Theilnahme zugleich als ein hoher Ehrentag für ihn selber gefeiert worden, war es dem 80jährigen beschieden, im J. 1856 auch noch das 50jährige Jubiläum der von ihm gegründeten Anstalt mit zu durchleben. Zwar war ihm die persönliche Theilnahme an dem Feste durch seine zunehmende körperliche Schwäche versagt; doch versicherten ihn die in großer Zahl herbeigeeilten dereinstigen Schüler ihrer unwandelbaren Verehrung. Mit wehmüthigem Ernste reichte er ihnen allen die Hand zum Abschied; er fühlte, daß seine Stunde nahe sei. Gefaßt und völlig ergeben in Gottes Willen bereitete er sich zu seinem Ende; am 7. Juni 1857 ist er unter der sorgsamsten Pflege seiner Lieben heimgegangen. — 1872, 15 Jahre nach Ehrlich's Tode, versammelten sich am Gründungstage des Seminars die letzten Reste jener Zahl von Schülern, welche 50 Jahre früher zu den Füßen ihres Meisters gesessen, trotz des hohen Alters, in welches auch sie nun eingetreten waren, noch einmal an der Stätte ihrer Vorbildung fürs Lehramt, um in dankbarer Erinnerung an die ferne Jugend die Gräber ihrer hingeschiedenen Lehrer mit Denksteinen zu schmücken; ein rührender Act der Pietät, der deutlich genug zeigt, daß Ehrlich's Wirken in Westfalen unvergessen bleiben wird. W. Fix.

Ehrmann: Theophil Friedrich E., geographischer Schriftsteller, geb. zu Straßburg 25. Oct. 1762, † zu Weimar 1811. Er hatte zu Straßburg die Rechte studirt und privatisirte seitdem, zuerst in Straßburg (wo er sich mit Marianne Brentano verheirathete, s. u.) und Isny, seit 1788 zu Stuttgart, seit 1803 zu Weimar. Er veranstaltete verdienstliche Sammlungen von Reisebeschreibungen, theilweise aus dem Französischen, Englischen und Holländischen übersetzt: „Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem 12. Jahrhundert zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind", 13 Bde. 1791—95; „Neueste Länder- und Völkerkunde, ein geographisches Lesebuch für alle Stände", 11 Bde. 1806—11. Die von Math. Sprengel begonnene „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen" 2c. redigirte er vom 8.—43. Bande, 1803—1811.

Marianne, geb. Brentano, seine Gattin, geb. zu Rappersswyl 25. Nov. 1755, ward nach dem Tode ihrer Eltern bei ihrem Oheim Dominik Brentano in Frankfurt erzogen, lebte theils bei ihm und anderen Verwandten, theils als Erzieherin, bis sie im 22. Jahre einen Menschen heirathete, der sich bald als Wüstling zeigte und sie sitzen ließ. Sie ging darauf unter dem Namen Sternheim an die Bühne, bis sie sich vier Jahre später in Straßburg mit Theophil E. verheirathete und von da an dessen Schicksale theilte. Als Schriftstellerin trat sie zuerst 1784 auf mit den „Müssigen Stunden eines Frauenzimmers" und der „Philosophie eines Weibes" (2. Aufl. 1785, auch ins Französische übersetzt), 1786 folgte das Schauspiel „Leichtsinn und gutes Herz". 1790—92 gab sie die Monatsschrift „Amaliens Erholungen" und 1793—94 die „Einsiedlerin aus den Alpen". Ferner erschienen von ihr: „Amalie, eine wahre Geschichte in Briefen", 1787; „Nina's Briefe an ihren Geliebten", 1787; „Graf Bilding, eine Geschichte aus dem mittlern Zeitalter, dialogisirt", 1788; „Kleine Fragmente für Denkerinnen", 1788; „Erzählungen", 1795; „Amaliens Feierstunden", 1796—98. Ihre Schriften tragen das Gepräge eines reinen sittlichen Charakters und einer liebenswerthen Persönlichkeit. Sie hat damit auf viele ihres Geschlechtes bildend und veredelnd eingewirkt.

Escher bei Ersch u. Gruber, I. Sect. 31. Bd. S. 466 ff. v. L.

Eichberger: Joseph E., namhafter Sänger, geb. 26. November 1801 zu Sbirow bei Prag, † 5. März 1862 zu Bremen. Reicher beanlagt als musikalisch ausgebildet überraschte E. besonders durch den Wohlklang und eine geradezu

bewunderungswürdige Ausdauer seines geschmeidigen Organs, das ursprünglich die Sopranlage beherrschte, dann aber in Baß mutirte, um sich schließlich zu einem schönen vollen Tenor zu entwickeln. E. hatte sich eigentlich der Wissenschaft widmen wollen und bereits in Prag philosophische Studien begonnen, als er, veranlaßt durch seine reichen stimmlichen Mittel, am 17. Sept. 1823 als Don Octavio die Bühne betrat. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Wien folgte er 1824 Babnigg's Engagement-Anerbieten nach Pest, sang im folgenden Jahr und bis 1826 in Ofen, nahm hierauf von 1826–1829 am k. k. Hoftheater an dem Kärnthner Thor in Wien unter Duport Engagement und folgte 1829 einem Ruf an das Hoftheater zu Kassel, wo er bis 1831 neben Wild thätig war und hier auch Gelegenheit zu schauspielerischer Ausbildung fand. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß er während dieser Periode, im Juli 1830, neben der Schröder-Devrient in Paris erfolgreich auftrat. Von 1831—1832 Mitglied des Kölner Theaters, folgte er dessen Director Ringelhardt nach Leipzig, genoß hier während dreier Jahre die ausgezeichnetste Gunst des Publicums und schied erst von dieser Stätte seiner Wirksamkeit, als ihn Spontini nach einem erfolgreichen Gastspiel in Berlin für die dortige Hofbühne engagirte. Durch Mantius' wachsende Bedeutung einigermaßen zurückgesetzt, vertauschte E. Berlin mit Mainz, gastirte in London, trat von 1842—1843 in Bamberg und Meiningen auf und übernahm im folgenden Jahre die Direction der Bühne erstgenannter Stadt. Süddeutschland den Rücken wendend, zog E. 1844 nach Königsberg, von hier 1847 nach Riga und nahm 1848 im September auf dem Königsberger Theater anläßlich seines 25jährigen Jubiläums Abschied von den Brettern. Fortan als Gesanglehrer thätig verlebte er den Abend seines Lebens in Königsberg, Tilsit, Danzig und Bremen, wo er verstarb. Als die vorzüglichsten Leistungen seines umfangreichen Repertoirs nennen competente Richter: Licinius, Diavolo, Nadori, Hüon, Masaniello, Joh. von Paris, Othello, Cortez, Max, Almaviva, Robert, Adolar, Zampa, Murney und Cleomenes.

Joseph Kürschner.

Eichel, preußischer geheimer Cabinetsrath im Dienste Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, † 1770. Er stammte aus dem Fürstenthum Halberstadt und bekleidete dort einen niederen Beamtenposten als Kammersecretär, bis König Friedrich Wilhelm I. auf ihn aufmerksam wurde und ihn als Cabinetsrath in seinen unmittelbaren Dienst nahm. Eben unter diesem König und unter seinem Nachfolger gewannen die Cabinetsräthe, als Organ der persönlichen Regierung des Herrschers, die große Wichtigkeit, die sie dann lange Zeit behauptet haben; indem der König selbst mit den Ministern meist schriftlich aus seinem Cabinet heraus verkehrte, fiel den Cabinetsräthen, wenngleich sie ursprünglich nur als die persönlichen Secretäre des Königs galten, doch thatsächlich ein sehr bedeutender Einfluß zu, der nicht selten den der Minister überragte. Zumal E. gilt in dieser Hinsicht als das eigentliche Prototyp dieser wichtigen Beamtenclasse. Von König Friedrich Wilhelm wurde er, wie es scheint, hauptsächlich für die Bearbeitung der Militärsachen verwendet. Zu der einflußreichsten Stellung aber gelangte er unter Friedrich dem Großen. Die vielseitige Geschäftskenntniß, die unermüdliche Arbeitskraft und die volle Hingabe, womit E. seinem Amte oblag, erwarb ihm das Vertrauen des Königs in einem Maße, wie er es nur wenigen Menschen geschenkt hat; bei allen wichtigsten Geschäften stand E. ihm zur Seite; er begleitete ihn auf seinen Reisen wie auf seinen Feldzügen; einmal, in der Schlacht bei Soor (1745), gerieth er dabei in österreichische Gefangenschaft; und es ist ihm gelungen, diese Vertrauensstellung bis zu seinem Tode (1770) zu behaupten. Wie es der Charakter eines solchen Amtes mit sich bringt, tritt die in demselben geübte Wirksamkeit nur selten oder nie an das Licht allge-

meiner und documentirter Kenntniß; sie geht in ihren Einzelheiten für die Zeitgenossen wie für die Nachwelt in der des Herrschers auf; nur die detaillirteste Nachforschung in den Acten würde vielleicht im Stande sein, den persönlichen Antheil herauszuschälen. Diese Arbeit ist für E. nicht gethan; wir sind noch jetzt in derselben Lage, die schon Dohm (Denkwürd. 4, 119) beklagte, daß wir über den an seiner Stelle einst so bedeutenden Mann außerordentlich wenig im Einzelnen wissen, und dieses wenige ist sehr mangelhaft beglaubigt Es waren übele Gerüchte darüber im Umlauf, wie er sein nur mäßig besoldetes Amt benutzt habe, um ein beträchtliches Vermögen zusammenzubringen; der Großkanzler Cocceji, wird erzählt, habe ihn zur Fürsprache für seine Justizreform bei dem König durch unverdiente Begünstigungen gewonnen, die er Eichel's Freunde Jariges zu Theil werden ließ; und gerade das Verhältniß zu Jariges und seiner Familie scheint der Gegenstand übelster Nachrede gewesen zu sein, die dadurch besonderen Nachdruck erhielt, daß E., der unverheirathet blieb, ihn und seinen ältesten Sohn zu Erben seines Vermögens einsetzte. Es ist nicht gerathen, auf die Autorität Büsching's hin diesen und ähnlichen Gerüchten großes Gewicht beizulegen.

Büsching, Beyträge z. d. Lebensgesch. denkwürd. Personen. Theil 1 u. 5. — Dohm, Denkwürdigkeiten IV. — Preuß, Friedrich d. Große I.

Erdmannsdörffer.

Eichendorff: Joseph, Freiherr v. E., stammte aus einem altadelichen, im 14. Jahrhundert schon in Magdeburg und in der Mark Brandenburg angesessenen Geschlechte der Yken- oder Eykendorpe. Während des dreißigjährigen Krieges war Jakob v. E., kaiserlicher Oberst, durch Heirath in den Besitz des Gutes Deutsch-Krawarn im Kreise Ratibor gelangt; sein Neffe und Erbe Hartwig Erdmann wurde Stammvater der katholischen oberschlesischen Linie. Der Vater des Dichters, Adolf, erhielt 1784 durch seine Gemahlin die Güter Lubowitz und Radoschau bei Ratibor und erweiterte durch Erbschaft und Kauf seinen nicht unbedeutenden Grundbesitz in Schlesien und Mähren, wo ihm Sedlnitz im Kuhländchen gehörte.

Joseph, der zweite seiner Söhne, wurde am 10. März 1788 in Lubowitz geboren und bis 1801 im elterlichen Hause erzogen. Seine von einer geistreichen und schönen Mutter ererbten Anlagen nährten der Aufenthalt und das Umherschwärmen in der schönen Gegend, sowie die leidenschaftliche Lectüre von Reisebeschreibungen, Romanen und alten Volksbüchern, später des Wandsbecker Boten und der Bibel. Frühzeitig äußerte sich sein dichterisches Talent in poetischen Versuchen. Im Herbst 1801 trat Joseph mit seinem um 2 Jahre älteren Bruder Wilhelm in das Convict des katholischen Gymnasiums zu Breslau und beide blieben auch nach Beendigung ihres Gymnasial-Cursus 1804 noch ½ Jahr daselbst, bis sie zum Studium der Jurisprudenz 1805 die Universität Halle bezogen. Dort hörten sie Wolf, Schleiermacher, Steffens, der sie besonders fesselte. Im folgenden Jahre verließen sie die Universität kurz vor ihrer Auflösung und kehrten nach Lubowitz zurück, wo sie bis zum nächsten Frühjahr in lustigem Studententreiben verweilten, wie nahe ihnen auch die Kriegsereignisse in der Belagerung des nicht entfernten Kosel traten. Im Frühjahr 1807 begaben sich beide nach Heidelberg und traten hier in Verbindung mit Brentano, v. Arnim, dem Grafen Loeben und vor allem mit Görres, der damals eine zauberhafte Gewalt ausübte über alles, was ihm nahe kam. Joseph hat später den Geist und das Leben auf jener Universität in seinem Aufsatze: „Halle und Heidelberg" selbst geschildert, freilich unter dem Einflusse späterer Anschauungen. An den Sammlungen der Volksbücher und des Wunderhorns betheiligten sich beide Brü-

der; auch ihre ersten Dichtungen wurden damals durch die Bemühungen des Grafen Loeben in Ast's Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft veröffentlicht, die Josephs unter dem Pseudonym Florens. Nach einem Ausfluge nach Paris Ostern 1808, wo Joseph für Görres altdeutsche Handschriften verglich, kehrten sie von Heidelberg schon im Juli über Regensburg und Wien nach der Heimath zurück. Hier standen sie dem Vater bei der Bewirthschaftung der Güter bei, Joseph gewann jedoch noch Zeit genug für seine dichterischen Arbeiten. Damals begann er seinen ersten Roman: „Ahnung und Gegenwart“, der freilich erst 1811 vollendet und 1815 gedruckt wurde. Im Herbst begaben sich die Brüder auf Einladung des Grafen Loeben halb zu Fuß, halb zu Wasser auf der Oder nach Berlin und hörten u. a. Fichte, wurden aber durch eine schwere Erkrankung Josephs bis zum März dort festgehalten. Nachdem sich letzterer im folgenden Jahre mit der geistvollen und auch dichterisch begabten Anna Victoria v. Larisch auf Pogrzebin verlobt hatte, wandte er sich mit Wilhelm nach Wien, um dort Staatsdienste zu suchen, wofür sich in Preußen damals keine Aussichten boten. Dort wurde das Haus Friedrichs v. Schlegel für sie die Stätte eines reichen litterarischen Verkehrs und Schlegel's Stiefsohn, der Maler Philipp Veit, ihr innigster Freund. Als beide Brüder ihre Staatsprüfungen glänzend abgelegt hatten und Joseph eben im Begriff stand eine Anstellung zu erhalten und sich zu vermählen, erging der Aufruf des Königs von Preußen am 3. Februar 1813. Da kehrte Joseph ohne seinen Bruder nach Schlesien zurück und trat mit Ph. Veit ins Lützow'sche Freicorps; seines Lebens an der Elbe und im Spreewald gedenkt er in einem an die Lützow'schen Jäger gerichteten Liede. Gleichwol verließ er das Corps während des Waffenstillstandes im Juli, besuchte flüchtig Eltern und Braut und eilte über Dresden nach Böhmen. Von dort aus überwies man ihn im October als Officier ins 17. schlesische Landwehrregiment, dessen 3. Bataillon die Besatzung von Torgau bildete, nachdem sich dies übergeben. Der traurige Dienst in der fürchterlich verwüsteten Festung bestimmte ihn nach dem ersten Pariser Frieden den Abschied zu nehmen. Am 14. April 1814 fand endlich in Breslau die lang verschobene Vermählung statt, dann begab sich das junge Ehepaar nach Berlin. Aber Napoleon's Rückkehr von Elba rief den Gatten von neuem unter die Waffen. Mit seinem Regiment, dem 2. der oberrheinischen Landwehr, nahm er zwar nicht mehr am Kampfe, doch noch am Einzuge in Paris Theil, blieb bis Ende des Jahres 1815 bei den Besatzungstruppen und kehrte erst im folgenden Jahre in die Heimath zurück. Im December 1816 trat er bei der königlichen Regierung in Breslau als Referendar ein und verlebte hier mit Friedrich v. Raumer und K. v. Holtei glückliche Jahre. Der Tod des Vaters 1818 zog den Verlust aller schlesischen Besitzungen der Familie nach sich, denn der Glanz des alten Hauses und die schweren Lasten des Krieges hatten die Güter mit Schulden überlastet, daß sie allmählich verkauft werden mußten, so auch Lubowitz 1823 nach dem Tode der Mutter; nur Sedlnitz in Mähren blieb als Lehngut ihm und seinen 3 Brüdern gemeinsam. Im Jahre 1819 bestand er die große Staatsprüfung in Berlin, wurde dann als Hülfsarbeiter im Cultusministerium beschäftigt, 1820 als Schulrath, 1821 als Regierungsrath in Danzig angestellt. Eine Denkschrift über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen, die er dem Minister v. Altenstein vorlegte, fand bei diesem gerechte Würdigung. Gleiche Beachtung wurde seiner Thätigkeit zu Theil, die er für die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg entwickelte. Auf Veranlassung des ihm befreundeten Oberpräsidenten v. Schön wurde er 1824 als Oberpräsidialrath nach Königsberg versetzt, wo er im anregenden Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Stadt, aber viel beschäftigt lebte und darum seine poetische Thätigkeit sehr beschränken mußte. Im J. 1831

wurde er als Rath in der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums beschäftigt und wußte sich mit seinem Chef v. Altenstein auch während der schwierigen Verhältnisse der Kölner Wirren in gutem Einvernehmen zu halten; erst unter v. Raumer 1840 wurde ihm seine Stellung so verleidet, daß er seine Entlassung forderte. Zunächst erhielt er diese zwar nicht, sondern ging im Auftrage der Regierung nach Danzig, um die Geschichte der Wiederherstellung des Ordenshauses zu schreiben. Er that dies ohne seiner eigenen regen Betheiligung mit einem Worte zu gedenken. In Danzig blieb er auch nachdem ihm sein Abschied aus dem Staatsdienste 1845 endlich geworden war, bis zum Herbst 1846; die Sommermonate pflegte er im anmuthig gelegenen Sedlnitz zuzubringen, wo er 1845 zum letzten Male mit seinem Bruder Wilhelm zusammentraf. Von Danzig ging Joseph nach Wien und wurde hier mit Ehren überschüttet; aber im März 1848 trieben ihn die Vorboten der Revolution erst nach Köthen, dann nach Dresden, wo er im Lincke'schen Bade in großer Zurückgezogenheit wohnte, mit ihm der Convertit Lebrecht Drewes, dessen Gedichte er 1849 herausgab. Die Jahre von 1850—1855 brachte er seiner Studien wegen wieder in Berlin zu; sein gastfreies Haus war dort der Sammelplatz zahlreicher Freunde und Gesinnungsgenossen. Auf einer Besuchsreise bei ihrer Tochter in Neiße starb im J. 1855 seine Gattin, und dies bewog ihn, seinen Wohnsitz in Neiße zu nehmen. Dort bewohnte er das Landhaus St. Rochus, überlebte aber seine Lebensgefährtin nur um 2 Jahre. Er starb 1857 am 26. November und liegt auf dem Friedhofe vor dem Jerusalemer Thore begraben. Ihn überlebten 2 Söhne, Hermann, königl. Regierungsrath in Aachen, und Rudolf, königl. Hauptmann in Liegnitz, sowie eine 1858 verstorbene Tochter, Therese Besserer von Dahlfingen.

Als Dichter und Schriftsteller gehört v. E. der romantischen Schule in ihrer späteren Entwicklung an. Außer mit den schon oben erwähnten Gliedern derselben berührte er sich besonders noch in Berlin mit Fouqué. Alle Romantiker überragt er als Lyriker; als solcher gehört er zu den Lieblingsdichtern unseres Volks; durch musikalische Composition haben die größten Meister der Neuzeit (Mendelssohn, Schubert, R. Franz u. A.) einem großen Theil seiner Lieder weiteste Verbreitung und bleibendes Gedächtniß gesichert. Ihre Eigenthümlichkeit läßt sich vielleicht am besten damit bezeichnen, wenn wir sie eine Wiedergeburt des alten Minnegesangs nennen. Wie dieser seinen beschränkten Vorrath an Gefühlsstimmungen mit Natureindrücken stets in unmittelbarste Verbindung setzt und in einfachen, aber allgemein anklingenden Lauten kund gibt, so ist auch bei E. diese Verknüpfung mehr als bei irgend einem andern Dichter der Neuzeit Grundschema der meisten Lieder. Doch was im Minnegesang oft als todte Formel und hergebrachte Fassung erscheint, ist hier wahre und lebendige Empfindung und mit dem Hauptgedanken innigst verflochten. Die Natur ist dem Dichter der nie versiegende Born, aus dem er seine Kraft schöpft und beständig erneuert, und zu dem er aus den verbildeten und krankhaften Zuständen der Gesellschaft immer wieder zurückkehrt. Die Sehnsucht nach ihr, die Flucht zu ihrer Einfachheit und Reinheit aus der Lüge der Welt und der Zeit, daher auch das Wandern und müßige Schlendern im duftigen Walde oder auf Bergeshöhen sind ihm stehende Themata. Daneben sucht der seiner Kirche treu ergebene Katholik für die kalte Glaubensleere und die Verirrungen der Gegenwart Rettung und Heilung im ungeheuchelten Glauben und der frommen Hingabe an seine Kirche. Den lieben Gott soll der Dichter nur in sich walten lassen und aus frischer Brust treulich singen, so räth er; was wahr in ihm sei, werde sich dann auch gestalten; alles andere sei ein erbärmlich Ding. Ja er verurtheilt in demselben Liede (An die Dichter) auch manche Genossen seiner Schule, wenn er ausruft: „O klingelt, gleißt und spielet

nicht mit Licht und Gnade so ihr erfahren; zur Sünde macht ihr das Gedicht." Durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls reiht sich der Cyklus: „Auf meines Kindes Tod" an das schönste an, was in dieser Weise gedichtet worden ist. Lieder anderer Gattung, so die Soldatenlieder und Romanzen treten hinter den Naturliedern zurück. Was die Form betrifft, so erlaubt sich E. mancherlei Freiheiten, die hie und da zu Härten werden, z. B. einen ungemessenen Gebrauch des Apostrophs (man vergleiche u. a. die späte Hochzeit), ganz entgegengesetzte Versmaße treten in demselben Liede auf und stören den rhythmischen Fluß u. a m. Im allgemeinen jedoch ist die Sprache leicht und fließend und schmiegt sich dem Text so wohllautend an, daß außer ihrem Inhalt auch die Sangbarkeit es ist, was unsere Künstler immer von neuem zum Componiren dieser Lieder einladet. — Minder günstig ist das Urtheil über die übrigen Zweige seiner dichterischen Thätigkeit, die Romane, Novellen und Dramen. Mit Recht wird hier vermißt, was er in seiner Lyrik gerade so entschieden fordert, die Wahrheit; denn auch der Dichter darf die Wirklichkeit nicht so vernachlässigen, daß die Unmöglichkeit seiner erfundenen oder die Unrichtigkeit seiner historischen Stoffe so augenfällig hervortreten, wie dies so oft bei E. geschieht. Aber wie alle derartige Producte der romantischen Schule sind diese Geschichten nicht geschaffen für ernste Betrachtung; nur die Phantasie, das Gemüth und den Witz des Dichters muß der Leser unbefangen auf sich wirken lassen, um einen proetischen Genuß zu erzielen. Kritische Analysen vertragen diese Figuren, Zustände und Vorgänge durchaus nicht. Unter jener Voraussetzung mag allerdings die gerühmteste seiner Novellen „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1826) durch die Schilderung des vergnügten zwecklosen Umhertreibens ihres Helden in der Welt auf eine gleichgestimmte Jugend noch heute einen behaglichen Eindruck machen; den ernsten Leser werden nur die zum Theil trefflichen eingestreuten Lieder fesseln, während die an seine Phantasie gestellten Zumuthungen allenthalben den Eindruck stören. Größeren Umfangs sind der in der Gewitterschwüle der Jahre 1810 und 11 geschriebene Roman „Ahnung und Gegenwart" und die spätere, offenbar nach Wilhelm Meister angelegte Novelle „Dichter und ihre Gesellen" (1834). In beiden findet dieselbe Häufung von Personen und Abenteuern, dasselbe dunkle Empfindungsleben, die gleiche Lösung statt, denn der Hauptheld tritt dort ins Kloster, hier in den geistlichen Stand. Die Frische der Erzählung, manche prächtige Einzelheiten, das lustige romantische Treiben und die Gestalten mit viel Gemüth, doch wenig Verstand können die Mängel der Anlage nicht ersetzen. Der Roman soll viele jener Zeit entnommene Personen enthalten; jetzt sind dieselben schon nicht mehr recht zu erkennen. Mit größter Naivetät verlegt der Dichter in der Novelle „Der Glücksritter" seine im dreißigjährigen Kriege spielende Geschichte in die Studentenwelt der Universität Halle (!). Mit mehr Glück ist der Zeitgeist der französischen Revolution im „Schloß Durande" festgehalten. Das „Marmorbild" hat eine christliche Tendenz; die süßen Täuschungen der antiken Götterwelt zerschellen wie in der Sage vom Venusberge an der christlichen Idee. Einen ähnlichen Gedanken verfolgt der im späteren Alter (1853) noch gedichtete Romanzen-Cyklus „Julian", wie die letzte epische Dichtung „Robert und Guiscard" (1855) gegen die Principien der französischen Revolution gerichtet ist. — Auch im Drama hat sich v. E. mehrfach versucht. Seine beiden Trauerspiele „Ezelin von Romano" (1828) und „Der letzte Held von Marienburg" (1838) bezeugen sein gestaltendes Talent, haben jedoch keine Verwendung auf den Bühnen gefunden. Das lyrische Element und die Reflexion herrschen in ihnen vor, die Helden sind zwar kräftig angelegt, entbehren jedoch in der Ausführung der Energie. Am besten beweist das Lustspiel „Die Freier" des Dichters Befähigung fürs dramatische Gebiet. Frei von aller Romantik, frisch und bühnengerecht angelegt ist es wol

nur wegen seines etwas verbrauchten Motivs (Verkleidungen) und allzu gewöhnlichen Verlaufs von der Bühne ausgeschlossen geblieben. „Meierbets Glück und Ende. Tragödie mit Gesang und Tanz" (1828) ist eine scherzhafte Parodie auf den Cultus von Walter Scott, und das dramatische Märchen „Krieg den Philistern" (1828) ein satirisch witziges Spiel in der Weise von Tieck's „Prinz Zerbino". — Seine romantische Richtung führte v. E. der älteren spanischen Litteratur zu, aus welcher er den „Grafen Lucanor" des Don Juan Manuel und eine Anzahl geistlicher Schauspiele von Calderon (1846 und 1853) in schöner begeisterter Sprache nachdichtete.

Wenn v. E. in seinen dichterischen Leistungen die Tendenzen seiner Romantik durchaus mit Milde und Liebenswürdigkeit an den Tag gibt, so ist es ihm doch damit voller Ernst. Er hat namentlich seit seinem Zerwürfniß mit der preußischen Regierung seine katholischen Anschauungen in einer Reihe von kritischen und litterarhistorischen Studien ernst und entschieden, wenn auch ohne Bitterkeit und Parteihaß dargelegt. Es gehören dahin die Schriften: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland", 1847; „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum", 1851; „Zur Geschichte des Dramas", 1854, und endlich seine „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands", 1857 und 1861. E. wendet sich darin nicht allein gegen das Princip des Protestantismus, sondern auch gegen die ältere Romantik. Die Reformation gilt ihm durch ihr Princip „der revolutionären Emancipation der Subjectivität, welche die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma setzt" als Quelle der Zerfahrenheit unserer Litteratur. Von diesem Standpunkt aus durchmustert er dieselbe bis auf Goethe. Der deutsche Geist fand, wie E. glaubt, in ihr auch auf den höchsten Stufen ihrer Entwicklung kein Genüge und keine Ruhe. Die Romantiker übernahmen es die unbefriedigte und hungernde Nation mit nahrhafterer Kost zu versehen; aber sie faßten ihre Aufgabe, die zur Hälfte eine ethische war, vorzüglich nur als ästhetische und nahmen für die sichtbare lebendige Kirche oft nur die poetische Symbolik derselben, eine neue christliche Mythologie. Das religiöse Element löste sich endlich ganz von der Phantasie, aus der Zerklüftung wird völlige Zerrissenheit und endlich zerplatzt diese Romantik wie eine prächtige Rakete nach kurzer Beleuchtung der nächtlichen Gegend. Der Pöbel lacht und die Gebildeten reiben sich von der Blendung die Augen und gehen gleichgiltig wieder an ihre alten Geschäfte. Dieser falschen Romantik setzt E. nun die seinige, die wahre entgegen. Sein Bekenntniß faßt er zusammen in den Worten: „es sei eine der Schule entwachsene Romantik, die das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug ablegt, die katholisirende Spielerei und mystische Ueberschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich herübergerettet hat." In dieser Allgemeinheit dürfte freilich auch die protestantische Dichterwelt dies neuromantische Bekenntniß unterschreiben. — Die Gedichte Eichendorff's erschienen gesammelt Berlin 1837 bei Simion, seitdem in wiederholten Auflagen; die gesammten Werke ebenda 1842 in 4 Bänden. Die vollständigste Ausgabe ist die bei Voigt und Günther, Leipzig 1866 in 6 Bänden, doch enthält sie nicht die wissenschaftlichen Schriften. Diese erschienen in Paderborn bei Schöningh 1866, 4 Bände, nebst einem 5. Bande „Aus dem litterarischen Nachlasse". Ein genaues chronologisches Verzeichniß der Gedichte gibt Goedeke im Grundriß. Das Leben des Dichters ist im 1. Bande der Voigt'schen Ausgabe sehr ausführlich beschrieben. Zur Genealogie des Geschlechts vgl. Augustin Welzel, Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechts v. E. Ratibor 1876.

Wilhelm, Freiherr v. E., der ältere Bruder und in der Jugend stetige Begleiter des vorigen, geb. 14. Septbr. 1786 zu Lubowitz, trat nach seiner Trennung von jenem 1813 in österreichische Dienste, wurde Gubernialrath und Kreishauptmann von Trient und starb am 7. Jan. 1849, im Begriffe seine Entlassung zu nehmen, zu Innsbruck. Die aus seinen jüngeren Jahren stammenden Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut und nicht gesammelt worden. Palm.

Eichheimer: G. Friedrich E., hervorragender Militärarzt, geb. 18. Aug. 1764 zu Bensheim in Baden, trat am 21. August 1786 als Feldscher in das bairische Heer ein und begleitete dasselbe in allen Feldzügen von 1790—1812 gegen Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland. Nach den Kriegsjahren widmete er sich mit dauernden Erfolgen dem Ausbaue der bairischen Militärsanitäts-Verfassung und legte seine einschlagenden maßgeblichen Erfahrungen nieder in dem lehrreichen Werke: „Umfassende Darstellung des Militär-Medicinal-Wesens in allen seinen Beziehungen mit Rücksicht auf die dermaligen Armeen-Verfassungen im Allgemeinen, zunächst aber als ein vollständiges Reglement für die königlich-bairische in Friedens- und Kriegszeiten. Entworfen von G. F. Eichheimer, der Arznei- und Wundarzneikunde Doctor, königl. bairisch. General-Lazareth-Inspections-Rathe und Oberfeldstabsarzte der Armee, dermalen ersten Medicinal-Referenten im Ministerio.“ Im J. 1826 wurde er zum Generalstabsarzte befördert, in welcher Stellung er bis zu seinem Ausscheiden (1847) verblieb. Er starb am 13. October 1854 zu München. (Nach amtlichen Personalacten.)

H. Fröhlich.

Eichhoff: Nicolaus Gottfried E., verdienter Schulmann, geb. 23. April 1766 zu Frankfurt a. M., † 5. März 1844. Sohn eines Schneidermeisters hatte E. in seiner Jugend mit schweren Entbehrungen zu kämpfen, um sich eine leidliche Schulbildung zu erwerben, brachte es aber durch anhaltenden Fleiß doch dahin, daß er, unterstützt von Stipendien, 1785 die Universität Jena beziehen konnte. Daselbst verblieb er drei und ein halbes Jahr und widmete sich unter Leitung von Schütz dem Studium der Philosophie. 1792 folgte er einem Rufe als Collaborator oder vierter Lehrer an das Gymnasium zu Weilburg. So viele Veränderungen auch das Gymnasium während seiner Wirksamkeit erlitt, so blieb er der Anstalt doch immer getreu und schlug wiederholte vortheilhafte Berufungen aus. Seine Ausdauer wurde schlecht belohnt; denn als Dr. Friedemann Director des Gymnasiums wurde, mit dessen Neuerungen sich E. nicht befreunden konnte, erhielt er 1830 ganz unerwartet mit dem Titel „Oberschulrath“ seinen Abschied. Er zog sich hierauf nach Höchst zurück, wo er noch bis zu seinem Tode mit Privatunterricht beschäftigt war. Von den schriftstellerischen Arbeiten Eichhoff's sind außer mehreren Uebersetzungen aus dem Lateinischen von Ovid's Heroiden, Trauergesängen und Briefen aus dem Pontus (1798—1803), Cornelius Nepos (1815), Suetonius (1788 und 1823) besonders zu nennen: „Die Kirchenreformation in Nassau-Weilburg im 16. Jahrhundert“ (Weilburg 1832) und „Geschichte des Gymnasiums in Weilburg“ (1840).

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1844. I, 239 ff. H.

Eichhorn: Albert E., Architektur- und Landschaftsmaler, geb. in Freienwalde a. Oder 7. Juli 1811, † in Potsdam 19. October 1851, besuchte das Joachimsthalische Gymnasium in Berlin und widmete sich anfangs dem Baufach. Erst als bei Vermessungsarbeiten im Oderbruch der malerische Reiz der Landschaft ihn mächtig anzog, begann er autodidaktisch Naturstudien in Oel zu malen, die ein so bedeutendes Talent verriethen, daß er beschloß, sich ganz der Malerei zuzuwenden und nun den Unterricht von Tempeltei und Biermann in Berlin aufsuchte. Seine volle Entwickelung aber gewann er erst während einer 1840 unternommenen Reise nach Italien und Griechenland. Hier im Süden

erschloß sich ihm das eigentliche Feld seiner Begabung: die fast classisch wahrhaftig zu nennende Schilderung der südlichen Architekturen und Ruinen. Dabei weiß er die mit Verständniß und Schärfe gezeichneten Baulichkeiten und Landschaften in einen Licht- und Luftton zu tauchen, der bei aller Objectivität der Schilderung doch seine Arbeiten über die Vedute hinaus in das Gebiet der Stimmungslandschaft erhebt. Zumeist liebt er die volle helle Tagesbeleuchtung. Vielfach vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beschäftigt, siedelte er in späteren Jahren von Berlin nach Potsdam über, in dessen Schlössern man noch heut den Maler am besten kennen lernt. In Charlottenhof daselbst führte er eine Skizze des Königs in einer von ihm erfundenen neuen Technik als großes Wandgemälde aus. Ueber diese seine Erfindung hinterließ er ein fertiges Manuscript, welches nach seinem Tode im Deutschen Kunstblatt veröffentlicht wurde; sein Bindemittel besteht in einer Mischung von Oel, Wachs und Harz. In den letzten Jahren schon zu Melancholie neigend, endete er nach kaum überstandener schwerer Krankheit sein Leben freiwillig am 19. Oct. 1851.

Deutsches Kunstblatt 1853. S. 257 ff. Dohme.

Eichhorn: Ambrosius E., Benedictiner und Historiker, † 21. März 1820. Geb. am 6. Sept. 1758 zu Wittlighofen, Bezirksamt Bondorf im Badischen, als Sohn des dortigen Schullehrers, erhielt E. seine erste Bildung in der Schule der Jesuiten zu Rottweil am Nekar, ging dann an die Stiftsschule in St. Blasien über, legte daselbst 8. Nov. 1779 das Ordensgelübde ab und blieb nun Mitglied des Conventes, wo er 1783 die Priesterweihe erhielt und sich auch bald eifrig historischen Studien zuwandte. Vom Abt Martin Gerbert und P. Ussermann zur Mitwirkung an der begonnenen Germania sacra berufen, übernahm er die Bearbeitung der Geschichte des Bisthums Chur, bereiste dasselbe zum Studium der dortigen ihm vom Fürstbischofe v. Rost bereitwillig eröffneten Archive und kehrte mit reichen Materialien versehen nach St. Blasien zurück. Während siebzehnjähriger Wirksamkeit theils als Pfarrer zu Bernau, theils als Novizenmeister im Kloster, arbeitete er das Gesammelte aus. Sein Werk erschien 1797. E. wurde hierauf Bibliothekar, dann Archivar des Stiftes St. Blasien, zuletzt Prior von Oberried, bis zur Aufhebung des Stiftes im J. 1807. Mit den übrigen Conventualen nach St. Paul in Kärnthen übersiedelnd, wurde E. sofort zum Präfect des Gymnasiums in Klagenfurt ernannt und versah dieses Amt mehrere Jahre hindurch, begann daneben sich nun mit der Geschichte von Kärnthen zu beschäftigen, wurde Mitarbeiter an Hormayr's Archive und der Zeitschrift Carinthia, schließlich nach St. Paul zurückberufen, um das Archivariat im Stifte zu übernehmen, 1818 Präfect des Gymnasiums daselbst, und gedachte eben seine Urkundensammlung zur Landesgeschichte zu veröffentlichen, als ihn im März 1820 plötzliche Krankheit befiel und seinen Tod herbeiführte. Seine Schriften sind: 1) „Gedanken über die Freiheit für den deutschen Landmann" ohne Angabe des Namens und Druckorts (aber gedruckt in St. Blasien) 1793. 2) „Episcopatus Curiensis in Rhaetia etc." Typis San Blasianis 1797. 3) „Kurzgefaßte Geschichte der Probstei Oberried und des Thales St. Wilhelm", in der Zeitschrift: Badenia. 1805. 4) „Libellus precum ad usus studiosae juventutis christianae", Klagenfurti 1811. 5) „Beiträge zur Geschichte und Topographie des Herzogthums Kärnthen", Klagenfurt, erste Sammlung 1817, zweite Sammlung 1818.

S. Freiburger Diöcesan-Archiv. Achter Band, Freiburg im Breisgau 1874. („Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrtenakademie". Von Archivrath Dr. J. Bader in Karlsruhe.)

G. v. Wyß.

Eichhorn: Christian Friedrich E., Mathematiker, geb. 3. Jan. 1804 in Osnabrück, † 8. September 1836 zu Hannover. Er besuchte bis 1822 das

evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von Ostern 1823 bis Ostern 1826 auf der Universität Göttingen, erlangte daselbst 1826 den philosophischen Doctorgrad, machte hierauf eine Reise nach Paris, las dann als Privatdocent in Göttingen reine Mathematik, angewandte Mathematik und mathematische Physik. Im März 1831 erhielt er an der damals eben errichteten höhern Gewerbeschule (jetzigen polytechnischen Schule) zu Hannover den Lehrstuhl der Maschinenlehre und angewandten Mathematik, welchen er bis zu seinem Tode einnahm. — Schriften: „Versuch einer Entwicklungskarte der allgemeinen reinen Mathematik“ in 13 Tafeln, Göttingen 1828. „Principien einer allgemeinen Functionen-Rechnung“, Hannover 1834. Karmarsch.

Eichhorn: Heinrich E., Arzt, 1798 in Nürnberg geboren, Sohn des um die Einführung der Vaccination in Nürnberg verdienten Arztes W. Wolfg. E., ließ sich in Göttingen, wo er Medicin studirt und 1822 den Doctorgrad erlangt hatte, als Arzt nieder, wurde später Impfarzt und Privatdocent an der Universität daselbst, siedelte 1830 nach Berlin über, wo er sich ebenfalls als Privatdocent habilitirte, starb aber schon im J. 1832. Wie sein Vater, hat sich E. vorzugsweise für die Erkrankungen der Haut, besonders die fieberhaften Hautausschläge interessirt und ist auf diesem Gebiete auch mehrfach litterarisch thätig gewesen; außer einigen kleineren Journalarbeiten (in Horn, Arch. für med. Erfahr. und Meckel, Arch. für Anat. und Physiol.) hat er „Neue Entdeckungen über die praktische Verhütung bei Vaccinirten u. s. w.“ 1829, ferner „Maßregeln, welche die Regierungen Deutschlands zur gänzlichen Verhütung der Menschenblattern zu ergreifen haben u. s. w.“ 1829 und „Handbuch über die Behandlung und Verhütung der contagiös-fieberhaften Exantheme u. s. w.“ 1831 veröffentlicht. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen, Schriftsteller-Lexikon VI. S. 4. XXVII. S. 432. A. Hirsch.

Eichhorn: Joachim E., Abt in Einsiedeln, geb. 1518 zu Wil (im St. Galler Fürstenland), † 13. Juni 1569. Nachdem unter dem Einflusse der schweizerischen Reformation in Einsiedeln das klösterliche Leben gleichfalls thatsächlich nahezu völlig aufgehört hatte, dann auch nach der Reaction von 1531 unter dem Abte Ludwig Blaarer von Wartensee bis zu dessen Tode 1544 nur geringe Fortschritte machte — mit mehr Erfolg war ein anderer des gleichen Geschlechtes, Diethelm, seit 1532 in St. Gallen für die Reorganisation seines Klosters als Abt thätig —, trat nach Ludwigs Absterben, als der jüngste der vier in Einsiedeln vorhandenen Mönche, E. an die Spitze des Klosters. Es gelang Abt Joachim, für die Existenz des Klosters Einsiedeln durch geschickte Fürsorge von neuem eine Grundlage zu schaffen, dergestalt, daß er als zweiter Begründer von der klösterlichen Ueberlieferung gerühmt wird (ähnlich thätig war sein Bruder Peter als Abt des Cistercienserklosters Wettingen bei Baden). Entfremdete Güter zog E. wieder herbei, zahlte Schulden ab, führte in Einsiedeln selbst und in dazu gehörigen Plätzen ansehnliche Bauten aus, hob die Oekonomie in jeder Weise, sorgte aber auch für die Herstellung der klösterlichen Zucht und vermehrte den Convent. Insbesondere jedoch zählt E. insofern zu den hervorragendsten Vertretern der beginnenden Gegenreformation in der Schweiz, daß er 1562, auf einer Conferenz der Prälaten in Rapperswil dazu bestimmt, als geistlicher Abgesandter der katholischen Eidgenossen neben dem Nidwaldner Landammann Lussi, sich auf das Concil von Trient begab. Allerdings mußte er Trient wegen Erkrankung vor der Beendigung der Kirchenversammlung wieder verlassen und in den besten Jahren entzog ihn der Tod seiner eifrigen Thätigkeit; aber durch ihn war Einsiedeln als ein dauerhaftes Glied der auf neuen Grundlagen geeinigten alten Kirche der Schweiz bleibend gewonnen.

Vergl. Christ. Hartmann, Annales Heremi Deiparae Matris (Freib. i. B. 1612) S. 458—461. Meyer von Knonau.

Eichhorn: Johann Gottfried E., geb. am 16. October 1752 zu Dörrenzimmern im Fürstenthum Hohenlohe-Oehringen, wo sein Vater Prediger war, erhielt den ersten Unterricht auf der Stadtschule zu Weikersheim, wohin der Vater als Superintendent berufen worden war. Alsdann auf dem Gymnasium zu Heilbronn weiter vorgebildet, begann er von 1770—74 seine Universitätsstudien zu Göttingen, wo er J. D. Michaelis, Walch, Miller, Schlözer und Heyne hörte. Nachdem er kürzere Zeit eine Rectorstelle zu Ohrdruff im Herzogthum Gotha bekleidet hatte, ward er 1775 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena. Schon in dieser Zeit verfaßte er eine ganze Reihe der verschiedenartigsten gelehrten Abhandlungen, welche sich auf morgenländische Sprachen und Litteraturen, auf Geschichte und Alterthümer des Orients bezogen und theils selbständig theils in den Fundgruben des Orients oder im Gothaischen Magazin u. s. w. erschienen. Hervorzuheben sind daraus die „Monumenta antiquissima historiae Arabum post Albertum Schultensium“ ed. 1775 und „Poeseos Asiaticae commentariorum libri VI.“ 1777. — Andere Titel s. b. Bertheau in Herzog's Realencykl. III. 710. — Vgl. auch Joh. D. Michaelis, Orient. Biblioth. XII. Anh. S. 165 ff. Dieser Richtung der Studien folgt sein „Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur.“ Leipzig 1777—1786 in 18 Bänden, welches Abhandlungen aus allen Gebieten der orientalischen Philologie, Bibelkritik sowie auch aus den Realfächern der morgenländischen Wissenschaft brachte und mannigfach anregend wirkte insofern es nicht blos den Fachgelehrten sondern auch anderweite Leser im Auge hatte. Von E. selbst befinden sich in dieser Sammlung die „Bemerkungen über den Text des Propheten Jeremias“ (I. 141 ff.), in welchen er das Verhältniß des masorethischen Textes zum alexandrinischen genauerer Prüfung unterzog; sodann eine Abhandlung über die Quellen, aus denen die verschiedenen Erzählungen von der Entstehung der alexandrinischen Uebersetzung geflossen sind (I. 266 ff.), in welcher er die Berichte des Aristeas, Josephus, Philo, Justinus Martyr und Epiphanius neben einander stellt und zu dem Resultat kommt, daß im Ganzen eine doppelte Quelle vorliege, eine palästinische, deren ersten Ausdruck Aristeas und eine alexandrinische, deren erste Fassung Philo biete (so wieder neuerdings Kurtz, Aristeae epistula, Bern 1872). Alsdann schrieb er darin einen Vorbericht zu der von de Rossi verfaßten Beschreibung der syrisch-hexaplarischen Handschrift zu Mailand (III. 187 ff.), einen Aufsatz über Mosis Nachrichten von der Noachischen Fluth, in welchem er eine genauere Quellenscheidung der Sintfluthsgeschichte durchzuführen versuchte (V. 185 ff.), über den Canon des A. T.'s (V. 217 ff.) über den Verfasser der hexaplarisch-syrischen Uebersetzung, als welchen er den Paul Bischof von Tela ermittelte, wobei er das Jahr 617 als den Zeitpunkt des völligen Abschlusses dieser Uebersetzung feststellte (VII. 220 ff.) (zur Sache vgl. de Wette-Schrader, Lehrb. der Einl. in das A. T. S. 116), endlich Nachträge zu Reiske's Briefen über das arabische Münzwesen (XVII. 209 ff. XVIII. 1 ff.). Anonym erschien in dieser Sammlung 1779 Eichhorn's später mit breitem Commentar von Gabler 1790—93 herausgegebene „Urgeschichte“ (IV. 131 ff.), eine Auslegung von Genesis c. 1—3. Die Erklärung der Schöpfungsgeschichte berührt sich in der Polemik gegen jede physikalische Deutung der Erzählung (S. 155 ff.) sowie gegen jede Auffassung derselben als buchstäbliche Geschichte und in der Betrachtung derselben als ein Dichtergemälde (S. 131 ff.) stark mit Herder's ältester Urkunde des Menschengeschlechts 1774, so daß es einigermaßen auffällt, gar keiner Hinweisung auf diesen zu begegnen. Die Tendenz des Ganzen wird in der Empfehlung des Sabbats gefunden (S. 160 ff.), um des siebenten willen also sechs Schöpfungstage, in deren künstlerischer Gliederung er wiederum mit Herder vielfach zusammentrifft. — In der Geschichte der Menschenschöpfung und des Sündenfalls schwankt der Verfasser zwischen buchstäblicher

Fassung, die dann rationalisirend mundgerecht gemacht wird, und allegorisirender Deutung. So ist die Schlange eine wirkliche Schlange, aber „sprechen“ ist blos Einkleidung für „denken“. Der Baum der Erkenntniß war ein giftiger Baum, doch war das Gift langsam schleichend, da es dem Adam erst im 930. Jahre den Tod zuzog (S. 202). Es regte aber die sinnlichen Triebe Adams auf und bewirkte so die Fortpflanzung der Menschheit. Eben so ist es möglich, daß es noch Bäume so heilsamer Wirkung gibt, wie den Baum des Lebens (S. 201). Andererseits aber ist die „Stimme Gottes“ der Donner und seine Flüche sind Erwägungen, die in der Seele des Menschen entstanden (S. 228 ff.) u. dgl. m. Die Darstellung ist lebendig aber breit und sucht mehr geschmackvoll zu sein als daß sie es immer wirklich wäre (vgl. u. a. S. 152 „Morgenstrahl, wenn du wieder erscheinst zerreiß die Banden die dir gestern widerstanden sind und strahl mir auf den alten Ocean!“ — Wie anders verstand sich doch Herder auf das Zungenreden!). Ueber die reichliche Nachfolge welche E. auf diesem Wege fand s. Diestel, Gesch. des A. T.'s S. 647. — Eine Inhaltsangabe sämmtlicher Aufsätze des Repertoriums findet man bei Rosenmüller Hdb. f. d Lit. d. bibl. Krit. I. 65—78. — Mit dem Abschluß dieser Zeitschrift trat auch eine Wendung in Eichhorn's äußerem Leben ein, indem er 1788 als Professor nach Göttingen berufen ward. — Eine Fortsetzung dieser periodischen Arbeiten bildet die „Allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur“ 10 Bde. 1787—1803, denn obwol sie zunächst für die biblischen Studien bestimmt war, dehnte sie doch bald auf die übrigen Gebiete der morgenländischen Wissenschaft ihre Besprechungen aus; vgl. Vorrede zu Bd. I. S. IX. Bd. V. 4 S. 757 ff. Von E. erschienen darin die kritische Beleuchtung der Angriffe des Wolfenbüttler Fragmentisten (Bd. I.), die Arbeit über die 70 Jahrwochen in Daniel 9, 24—27 (Bd. III. 761 ff.), die Abhandlung zur Geschichte der allegorischen Interpretation der Bibel (Bd. V. 203 ff.), die metrische Uebersetzung des Hiob u. a. m. Einen Ueberblick der zahlreichen Gegenstände, welche in dieser Sammlung überhaupt berührt wurden, gewährt die Nachweisung in Eichhorn's Einl. in das A. T. 4. A. Bd. 5. S. 305.

Die zusammenfassende Hauptleistung auf dem Gebiete der biblischen Wissenschaften war die „Einleitung in das A. T.“, Leipzig 1780—83. 3 Thle. 2. A. 1787. 3 Bde. 3. A. 1803. 3 Bde. 4. A. Göttingen 1823—24. 5 Bde. (dazu 2 Nachdrucke, s. Vorrede z. 4. A. Bd. I. S. XIII.). Es ist Eichhorn's unbestrittenes Verdienst, für diese Disciplin zuerst den wissenschaftlichen Standpunkt errungen und in umfassenderem Sinne begründet zu haben. Denn mag er immerhin, wie Joh. Dav. Michaelis (Oriental. Biblioth. XVI. 180) durchblicken läßt, als Zuhörer des letzteren Manches von ihm haben, so ist jedenfalls Michaelis' eigene Einleitung in die göttlichen Schriften des A. B. 1787 auf Pentateuch und Hiob beschränkt geblieben und dieser Gelehrte nicht zu einem zusammenfassenden wissenschaftlichen System vorgeschritten. E. dagegen hat auf die Methode wie auf die Form der Einleitungswissenschaft einen bis jetzt nachwirkenden Einfluß geübt, indem er einerseits die Grundsätze philologischer und historischer Kritik, deren Uebung er bei Heyne auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft kennen gelernt hatte, auf das A. T. übertrug, andererseits, die bisherige Critica sacra und Introductio in libros V. T. vereinigend, die moderne historisch-kritische Einleitung mit den beiden Haupttheilen der allgemeinen und speciellen Einleitung begründet. — Was zunächst den Weg betrifft, welchen E. in der Behandlung des A. T.'s einschlug, so hat es sich, wie auch sonst das Urtheil über denselben ausfallen möge, jedenfalls als vortheilhaft erwiesen, daß er die Einleitungswissenschaft — um es kurz zu sagen — verweltlichte. Er gab den bisher immer noch aus der Schule der altprotestantischen Orthodoxie her festgehaltenen kirchlichen

Gesichtspunkt auf, nach welchem das A. T. lediglich als eine Sammlung aus göttlicher Offenbarung stammender Bücher zur Begründung christlicher Lehre betrachtet wurde, und stellt der Forschung ihre eigentliche litterarische und culturgeschichtliche Aufgabe. Es liegt uns, führte er aus, im A. T. eine Sammlung von Schriften aus dem uns so fremden Asien und aus so frühen Zeiten vor, welche durch „ihren Inhalt und ihren alten und originellen" Geist unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen. Wie wichtig ist es für uns, die Entwicklung der „vernünftigsten Religion des Alterthums" verfolgen zu können, welch herrliche Blüthen echter Naturpoesie, welch merkwürdige Orakel, welch uralte Tempellieder von „feierlich devotem Tone" begegnen uns hier. Und außerdem welch wichtige Quelle für die ältesten Sagen der Vorwelt und für alte Geschichte eröffnet sich uns! Da drängt sich uns zunächst die Frage auf: wie sind diese Bücher entstanden? — Wie bei allen alten Völkern so war auch bei den Hebräern am Heiligthum eine Nationalbibliothek, welche wie die Gesetzestafeln Mose's so auch anderweite alte Urkunden bewahrte. Dies Alles ging nun bei der Zerstörung des ersten Tempels verloren und nach der Rückkehr aus der Verbannung stellte man so gut es ging aus „prophetischen Blumenlesen" und historischen „Excerptenbüchern", die sich in den Händen von „Privaten" befanden, die heilige Büchersammlung wieder zusammen. Dieser gerettete Ueberrest wurde von den Juden seitdem mit großer Sorgfalt bewahrt und ist dadurch auf uns gekommen. — Auch mit der inneren Entstehung dieser Bücher ging es ganz natürlich zu, die „Beschaffenheit der hebräischen Geschichtsbücher zeigt, daß sie auf ganz menschliche Art wie die übrigen alten und neuen historischen Werke des Morgenlandes entstanden sind"; und auch die Ableitung der Prophetie von unmittelbarer Einsprache der Gottheit ist nur eine alterthümliche und kirchliche Vorstellung. — Alle diese Bücher mit dem Maßstabe der Profanschriftsteller gemessen tragen das Gepräge der Echtheit, insofern nämlich alle äußeren und inneren Umstände mit dem Zeitalter übereinstimmen, in welches sie sich hineinversetzen. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie im Laufe der Zeit Veränderungen und Zusätze von größerem oder geringerem Umfange erfahren haben. Hier greift nun die Thätigkeit der Kritik ein, sie hat zu ermitteln, welche Theile einer Schrift die echten und ursprünglichen waren, welche dagegen hinzugesetzt wurden, in welcher Weise eine spätere Redaction verschiedenartige Bestandtheile verschmolzen hat, wie viel Ueberarbeiter ein Buch gefunden hat, wie dasselbe allmählich seinen gegenwärtigen Umfang erlangt hat. Das ist das Geschäft der bei den Profanschriftstellern längst geübten höheren Kritik. Wer dies „dem biblischen Litterator verargt", der muß „an Seelenkräften so äußerst schwach sein, daß er die großen Folgen einer unterlassenen Prüfung dieser Art und das unüberwindliche Heer von Zweifeln nicht übersieht, das sich nur durch die vorgeschlagene Behandlungsart aus seinen Verschanzungen treiben läßt". Für die so geartete Untersuchung, welche blos nach Quellenschriften des israelitischen Alterthums fragt, ist nun der herkömmliche Begriff „Canon" in gewissem Sinne unerheblich, weil sie sich von dieser Umgrenzung des Gebietes nicht abhängig machen kann, in gewissem Sinne ist aber diese Bezeichnung störend, weil ihr im Laufe der Zeiten ein so verschiedener Sinn beigelegt ist. Fassen wir dagegen den Canon im historischen Sinne, so ist er die Sammlung altheiliger Nationalschriften im Gegensatze zu späteren schriftstellerischen Leistungen, die in den Apokryphen vorliegen. Dieser Canon ward bald „nach der neuen Gründung des hebräischen Staates" festgesetzt und hat sich unverändert bis auf Christus erhalten. So ist er auch auf uns gekommen. Auf ihn nach seinem ganzen Umfange hat sich die oben bezeichnete sachliche Kritik zu erstrecken. Doch nicht blos diese, ihr muß die sprachliche Kritik zur Seite gehen, welche, eindringend in die Entwicklung der hebräischen Schrift von ihren ersten

Anfängen und in die Geschichte der Veränderungen, welch dieselbe erlitten bis zu ihrer Vocalisirung, sich zunächst einen deutlichen Begriff verschafft von der Schreibweise und Gestalt der ältesten Handschriften und von den Fehlern die bereits in denselben waren, welche sodann die späteren Handschriften, ihre Lesarten und Fehler, die Uebersetzungen und ihr Verhältniß zum Grundtexte sowie die Geschichte der Bibelausgaben durchforscht, um so ausgerüstet an die Feststellung und Erklärung des richtigen Bibeltextes gehen zu können. Aber freilich ist das Resultat dieser großen kritischen Wanderung, daß „unser kritischer Apparat da bis zum Ueberfluß reich ist, wo wir sein nicht bedürfen, und anderwärts arm und ohne Mittel, wo wir seine Hülfe am meisten nöthig hätten" (I. 384), denn aus Kennicott's und de Rossi's Untersuchungen geht hervor, daß alle Handschriften im Grunde denselben Text bringen, welcher der Masora zu Grunde liegt (Allg. Bibl. II. 502. Einl. I. 380 ff. II. 705 ff.), außerdem führen auch die Uebersetzungen im Wesentlichen auf denselben Text zurück (Praefat. ad Koecheri N. bibl. hebr.). Zwar gibt es mehrere Stellen, welche aus unsern masorethischen Handschriften mit Zustimmung der alten Uebersetzungen verbessert werden können — aber wir wissen leider auch, daß alle Hülfe der Handschriften und alten Uebersetzungen im Grunde doch nur Kleinigkeiten betrifft, daß die alten Uebersetzer und Masorethen wenig Hülfe für die verdorbensten Stellen des A. T. hatten. . . Kurz, die Hoffnung muß man aufgeben, daß der hebräische Text selbst bei einem möglichst vollständigen kritischen Apparat zu seiner völligen ursprünglichen Reinigkeit wiedergelangen werde (II. 706. 707). — So weit die allgemeinen Grundsätze, deren Darlegung auf dem soliden Fundamente einer gründlichen Gelehrsamkeit vollzogen wird. Die Anwendung derselben bringt der specielle mit Bd. 3 beginnende Theil, doch so, daß die Untersuchung im Ganzen in einem sehr conservativen Sinne geführt wird. Gleich im Anfange der Untersuchungen Bd. III. S. 14 werden diejenigen, welche ohne ganz entscheidende Gründe der Ueberlieferung mißtrauen, „verächtliche Raisonneurs, Zweifler ins Gelage" gescholten. Und so gilt ihm Moses als Verfasser des Pentateuchs, den er aus alten schriftlichen Nachrichten zusammenstellte mit Hinzufügung zeitgeschichtlicher Aufsätze, Tagebücher und Protokolle. Dabei wird eine Quellenscheidung namentlich nach den elohistischen und jahvistischen Bestandtheilen versucht, in denen E. die Entdeckung Astruc's (1753) zuerst in besonnener Weise (im Gegensatze zu Ilgen's Urkunden des Jerusalemer Tempelarchivs 1798) wissenschaftlich verwerthete. — Vom Buche Josua muß „Manches zur Zeit der Ereignisse sogleich an Ort und Stelle niedergeschrieben worden sein". Doch finden sich neben diesen gleichzeitigen Quellen auch späte, die bis in die Zeit der Theilung des Reichs, vielleicht bis auf Ahab hinabführen. Die ersten 16 Capitel des Buchs der Richter sind schon vor Davids Zeit geschrieben. Dazu fügte ein späterer Ordner einen Anhang. Die Bücher Samuels beruhen auf alten Quellen, welche schon unter den ersten hebräischen Regierungen angelegt worden sind. Die sagenhaften Bestandtheile, wie sie z. B. in dem Leben Samuels hervortreten, können den offenbar geschichtlichen Charakter der anderweiten Erzählung nicht erschüttern. Die Königsbücher beweisen ihre Zuverlässigkeit durch die ungeschminkte Wahrhaftigkeit, mit der sie auch die nachtheiligen Züge berichten; die enormen Zahlen, die in denselben hie und da vorkommen, sind wahrscheinlich alte Textverderbnisse. Das Buch Hiob ist aus Mose's Zeitalter, Prolog und Epilog sind wesentliche Theile des Ganzen. — Sogar messianische Psalmen finden sich vielleicht in Ps. 72 u. 110. — Daneben finden sich natürlich auch Beispiele einschneidender Kritik, so wie billig beim 2. Theile des Jesajah, bei den Psalmüberschriften, dem Koheleth, der Spruchsammlung u. a. — Die Darstellung in diesem Werke ist durch ihre Klarheit und Lebendigkeit ansprechend, indessen doch wol nicht durchweg von dem

Vorwurf des Rhetorischen und Ueberladenen, sowie auch eines gewissen affectirten „guten Geschmacks“ freizusprechen (vgl. Stellen wie Bd. IV. S. 286). Bei der allgemeinen Beurtheilung des Buchs ist vor allen Dingen daran festzuhalten, daß es beanspruchen darf zunächst mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen zu werden. Was jetzt nach allseitig erweiterten und vertieften Studien über die Fragen der alttestamentlichen Kritik und über das Wesen der israelitischen Religion und Litteratur geurtheilt wird, kann man bei E. nicht zu finden verlangen. Vielmehr ist zu verwundern, wie sehr sein Werk alle ähnlichen Erscheinungen der Zeit hinter sich läßt, und da es das erste seiner Art war, so darf es nicht befremden, wenn der rasche Aufbau des Ganzen sich nicht in allen Theilen haltbar erweist. Aber freilich kann uns dies andererseits nicht abhalten, diejenigen Mängel zu bezeichnen, welche im Verhältniß zur Sache selbst hervortreten. Auch sie liegen zum Theil in der Zeit, welche mit flachen Begriffen zu operiren gewöhnt war. So war es sicherlich im hohen Grade ungenügend, den Monotheismus lediglich als ein Stück höherer Aufklärung zu betrachten, welches Mose vergeblich in die Köpfe der Israeliten hineinzutreiben versuchte (I. 11), und gewiß war es grundfalsch, die Theokratie als eine Art Aufklärungsanstalt anzusehen, welche von einem gelehrten Priesterorden von zudem etwas zweifelhafter Gelehrsamkeit geleitet wurde (I. 6. 9 ff.). Es konnte gewiß nicht genügen, die Propheten als Weise der Vorwelt zu bezeichnen, die sich durch Verstand und Menschenkenntniß über die Wildheit der Zeitgenossen erhoben (IV. 18 ff.), oder als das anzusehen was heute aufgeklärte und rechtschaffene Lehrer der Religion sind; so, daß ihre Visionen und Träume durch die erhitzte Einbildungskraft des Morgenländers entschuldigt werden mit der hinzugefügten Versicherung, daß sie ehrliche Männer gewesen seien. Auch zieht sich durch das ganze Buch ein Schwanken über gewisse Hauptfragen. Die hebräische Litteratur wird wegen ihres Werthes und ihrer Originalität angepriesen, dabei aber bleibt es zweifelhaft, ob die Nation jemals an Geist und Bildung über das Kindesalter hinausgelangte. „Die Sprache blieb in gewissem Betracht ungebildet, die historische Kunst mangelhaft, die Philosophie bestand wie bei Kindern und Kindernationen in bloßen Erfahrungssätzen, Sittensprüchen und Räthseln, zur Cultur der Wissenschaften schritt auch der gelehrte (!) Orden nicht fort“ (I. 6 ff.). Israel war bestimmt zum „allgemeinen Weltlehrer in Sachen der Religion“ (Allgem. Bibl. I. 532), befand sich aber in der schlimmen Lage eines Lehrers der selbst nichts weiß, denn die „reine Gottesidee war für das Volk viel zu geistig“. — Die israelitische Religion beruht auf Offenbarung d. h. also auf göttlicher Mittheilung (Allgem. Bibl. VI. 57), aber bei näherem Zusehen producirt sich Israel seine Religion selbst, wenngleich in etwas mangelhafter Weise (vgl. Diestel, Gesch. des A. T.'s S. 673). — Hinsichtlich der gesammten Form, welche E. der Einleitungswissenschaft gab, ist in neuerer Zeit zuerst von Hupfeld, Begr. und Methode der sogen. bibl. Einl. 1844 (vgl. bes. S. 11. 39 ff. 79) Widerspruch erhoben worden, von welchem eine schärfere Abgrenzung ihres Gebiets als nur die Geschichte der heiligen Schrift A. T. umfassend und eine andere Anordnung ihrer Theile als Geschichte der Entstehung, Erhaltung, Verbreitung und Auslegung der Bücher des A. T.'s gefordert wird (s. hierüber Bleek, Einl. in das A. T. S. 1—4). Doch sehen wir thatsächlich trotz alle dem die Einleitung zumeist noch in der Eichhorn'schen Rüstung stecken. — Eine Fortsetzung dieser Arbeiten bildete die „Einleitung in die apokryphischen Bücher des A. T.'s“ 1795 (kritische Schriften 4 Bd.). Eine etwas farblose Charakteristik des Buches findet man bei Meyer, Gesch. der Schrifterkl. V. 649—652. — Außerdem gehören noch dem Gebiete des A. T.'s an die hebräischen Propheten 3 Bde. 1816—19 und die lexikalischen Arbeiten Eichhorn's. — In diesen erwarb er sich zuerst ein kritisches Verdienst durch die tüchtige Recension der Arbeiten Hezel's (s. d. Art.),

welche in der Allgem. Biblioth. V. 646—676 erschien und der Sprachverwirrung steuerte, die Hezel anzurichten im Begriff stand. Sodann aber gab er eine sehr brauchbare neue Bearbeitung des Lexicon manuale hebr. et chald. von Simonis (ed. III. 1793) heraus, in welcher namentlich die Arbeiten von J. D. Michaelis und der holländischen Schule benutzt sowie auch manche phraseologischen Bemerkungen nachgetragen waren. —

Seine Einleitungsstudien dehnte E. in weiterer Fortsetzung auch auf das N. T. aus. Es erschien die „Einl. in das N. T." 3 Bde. 1804—27 (Krit. Schriften Bd. 5 — 7), 2. A. in 5 Bden. 1820 — 27. In derselben ist vorzugsweise die merkwürdige jetzt verlassene Hypothese Eichhorn's vom Urevangelium, welche er zuerst in der Allgem. Bibl. V. 759 ff. vorgetragen hatte, mit vieler Kunst weiter ausgeführt und begründet worden. Nach derselben ging aus einem aramäischen Urevangelium eine griechische Uebersetzung hervor, aus welcher das allen drei synoptischen Evangelisten Gemeinsame stammte; die Verschiedenheiten der Evangelisten erklären sich aus verschiedenartigen Ueberarbeitungen des Urevangeliums, welche jedem derselben vorlagen. Er kommt dadurch zu einer zwölffachen Evangelienformation, deren Genealogie man bei Guerike, Historisch-krit. Einl. in das N. T. 1843 S. 223 ff. findet, außerdem vgl. Meyer a. a. O. V. 669 ff. —

Als Ausleger versuchte sich E. in zeitgeschichtlichen Erklärungen neutestamentlicher Abschnitte. So über 1. Cor. 12 — 14 in der Allgem. Bibl. II. 5 S. 757 über AG. II, 1—13, ebenda Bd. III. 2 S. 225, über die Engelerscheinungen der AG. Bd. III. 3 S. 381. Sein „Commentarius in Apocalypsin" 1791 versuchte mit Benutzung der Wetstein'schen Materialien in den Visionen des Buchs eine dramatische Dichtung aus den Vorbildern des Ezechiel, Sacharja und anderen Propheten zu erweisen. Das Verdienst dieser sonst ganz unhaltbaren Hypothese liegt in der tieferen Würdigung des poetischen Gehalts der Apokalypse, welcher E. Bahn brach (vgl. die ausführliche Analyse und Kritik in Lücke, Versuch einer vollst. Einl. in die Offenb. Joh. 1832 S. 163—169).

Indessen Eichhorn's außerordentliche Productivität beschränkte sich nicht auf die biblischen Wissenschaften. Wie er als Universitätslehrer außer den orientalischen Sprachen und sämmtlichen biblischen Fächern auch die ganze Weltgeschichte und die Geschichte der Litteratur in Vorlesungen behandelte, so ließ er auch über diese Gegenstände sich immer erneuende litterarische Fluthen ausströmen in Büchern, welche durch Fülle des Stoffs in geschmackvoller Darstellung Anklang fanden. So schrieb er eine „Geschichte der französischen Revolution", 2 Bde. 1797, „Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neueren Europa": Litterärgeschichte I. Thl. 1799, II. Thl. 1814; „Weltgeschichte", 5 Bde. 1801 bis 14; „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", 6 Thle. 1803—4; besondere Abdrücke: „Das 19. Jahrhundert", 1817; „Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", 5 Bde. (da sie in Abtheilungen zerfallen, werden es in Wirklichkeit 11 Bände); „Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen", 1817. — Zu alle dem kommen nun noch zahlreiche Vorlesungen in der Göttingischen Societät der Wissenschaften, Recensionen für die Göttinger gelehrten Anzeigen, so daß man über diesen Fleiß und diese Arbeitskraft staunen muß. Seine feste Gesundheit wankte zuerst 1825 infolge einer Lungenentzündung, welche ihn befiel. Er brachte daher sowol den Gedenktag seines 50jährigen Doctorjubiläums als den 26. Febr. 1826, an welchem sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert ward, im Kreise der Seinen zu. Schon durch Krankheit erschöpft hielt er doch noch seine Vorlesungen, bis ihn am 14. Juni 1827 ein Fieber auf das Lager warf. Sanft und gefaßt ging er dem Tode entgegen, der ihn am 25. Juni 1827 dahinnahm. Sein Ruhm war weit verbreitet, auch äußere Ehren fehlten ihm nicht (vgl. Döring in Ersch u. Gruber, Encyklopädie

I, 32, S. 22, wo alle Titel und Orden aufgezählt sind). Sein Sohn Karl Friedrich war bei seinem Tode bereits Staatsrechtslehrer in Göttingen. — Die Quellen für die biographischen Nachrichten über E. findet man bei Döring a. a. O. S. 23 Not. 16 und bei Bertheau a. a. O. S. 713.

Eichhorn's Bedeutung in der Geschichte der biblischen Wissenschaft ist in großen Zügen von Ewald, Jahrbb. der bibl. Wissensch. Bd. I. 1849. S. 29—31 gewürdigt worden. Siegfried.

Eichhorn: Johann Gottfried Ernst E., geb. 30. April 1822 in Coburg, ältester Sohn des dortigen Hofmusikus Johann Paul E., erregte in Verbindung mit seinem jüngeren Bruder Johann Karl Eduard (geb. 17. Oct. 1823) seit dem Jahre 1829, namentlich aber seit 1833 auf zahlreichen Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich, England und Rußland das größte Aufsehen. Als zwölfjähriger Knabe konnte Ernst als vollkommen ausgebildeter Künstler auf der Violine bezeichnet werden, sowol im Hinblick auf vollendete Technik, als in Bezug auf tiefgefühlten geschmackvollen Vortrag. Der Wunderknabe übertraf seinen jüngeren Bruder entschieden und interessirte überall Künstler und Publicum in hohem Grade. Die Geldgier des Vaters trieb die Brüder unaufhaltsam zu immer neuen Wanderungen an, bis sie Anstellung als Hofmusiker in der herzoglichen Capelle zu Coburg fanden. Ernst E. starb dort bereits am 16. Juni 1844. Fürstenau.

Eichhorn: Joh. Albr. Friedr. E., preußischer Staatsmann, geb. zu Werthheim a. M. 2. März 1779, † 1856. Im Hause seines Vaters, der gräflich Löwenstein'scher Hofkammerrath war, in bürgerlicher charaktervoller Enge erzogen, auf der Schule seiner Vaterstadt sich früh auszeichnend, studirte er von Ostern 1796 bis dahin 1799 zu Göttingen, wo ein väterlicher Verwandter, der Orientalist Joh. Gottfr. E., Professor war, die Rechte, schon damals von dem Vater auf Preußen gewiesen. Unter seinen Universitätslehrern hatte Spittler, der in der ersten Hälfte seiner Studienzeit noch in Göttingen lehrte, vorzugsweise Einfluß auf ihn und bestärkte ihn in seiner schon mitgebrachten historischen Richtung. Als er ausstudirt hatte, übernahm E. auf einige Zeit die Führung eines jungen Preußen von Adel, kam mit diesem nach Cleve und wurde durch den Präsidenten des dortigen Obergerichtes, dem er bekannt geworden war, veranlaßt, hier im J. 1800 als Auscultator einzutreten. Das Amt eines Auditeurs und Regimentsquartiermeisters im Bataillon Graf Wedel, welches er daneben annahm, führte ihn im J. 1802 mit dieser Truppe nach Hildesheim. Dort arbeitete er gleichfalls wieder beim Obergerichte, bestand im Frühjahr 1806 die große Staatsprüfung, und wurde — was er einkömmlicheren Anstellungen in der Provinz vorzog — Kammergerichtsassessor in Berlin, 1810 Kammergerichtsrath, 1811 zugleich Syndicus bei der neuerrichteten Universität.

In der schweren Zeit, die bald nach seiner Anstellung am Kammergerichte über Preußen hereinbrach, traten politisch Gleichgesinnte einander schneller und rückhaltloser nahe, als in ruhigen Tagen: E. gehörte zu dem Berliner Kreise vertrauter, patriotischer Männer, welche, erfüllt von der Ueberzeugung, die Napoleonische Herrschaft dürfe nicht dauern, und für das Vaterland zu jedem Opfer bereit, es ihre Aufgabe sein ließen, das Feuer des Widerstandes zu erhalten und die Rückkehr besserer Zeiten vorzubereiten. Wol in Folge solcher Zusammenhänge erhielt er im Februar 1809 Auftrag, zur Mitübernahme der preußischen Kriegsgefangenen von 1806 an die französische Grenze zu gehen, und dadurch Gelegenheit, in Nassau, Frankfurt und sonst für die Interessen des unlängst geächteten Freiherrn v. Stein einzutreten. Im April war er in Hessen, um im Auftrage der Berliner Freunde mit Dörnberg zu verhandeln. Ende desselben

Monats schloß er sich Schill's Unternehmen an und nur durch einen Unfall wurde er gehindert, es über seine Anfänge hinaus zu begleiten. — Nun folgten Jahre des Harrens, in denen E. sein Haus gründete (1811); aber obwol jetzt Familienvater, finden wir ihn augenblicklich wieder thätig bei der Erhebung von 1813: zuerst als Mitglied des Ausschusses für Organisation der Landwehr, seit Ablauf des Waffenstillstandes beim Heere. Dem Blücher'schen Generalstabe beigegeben nahm er Theil an den Herbstschlachten bis Leipzig; dort wurde er (21. Oct. 1813) Mitglied der Centralverwaltung unter Stein, und folgte nun in dessen unmittelbarer Nähe dem Zuge bis Paris. Auch hier führte er die Geschäfte der Behörde bis zu ihrer Auflösung weiter, und hat später deren Wirksamkeit beschrieben in der ohne seinen Namen erschienenen Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn v. Stein, Deutschland 1814". Diese und eine zweite anonyme Flugschrift — „An die Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen", Frankfurt und Leipzig 1815 — verfaßte er, nachdem er im Herbste 1814 zu seinem Berliner Richteramte zurückgekehrt war. Den Feldzug von 1815 machte er nicht mit. Als aber nach dessen Beendung der frühere preußische Finanzminister v. Altenstein, mit Verwaltung der von preußischen Truppen besetzten französischen Provinzen beauftragt, E., welcher von der Centralverwaltung her in diesen Geschäften bewährt war, zum Gehülfen wünschte, wurde dieser durch den Staatskanzler nach Paris berufen (Juli 1815) und leistete dort nicht blos für seine nächste Aufgabe, sondern auch für die Liquidation zahlloser Privatansprüche und für die bis dahin versäumte Wiedergewinnung der aus Deutschland geraubten wissenschaftlichen und Kunstschätze die ersprießlichsten Dienste. Er hatte sich bei seinen wiederholten Verwaltungsthätigkeiten so ausgezeichnet, daß er jetzt aus der zweiten Pariser Verwendung in das auswärtige Ministerium — als geheimer Legationsrath — und bald darauf auch in das staatskanzlerische Cabinet gezogen wurde. Bei Errichtung des Staatsrathes (März 1815) gehörte er zu dessen durch das besondere Vertrauen des Königs berufenen Mitgliedern. Im Ministerium aber wurde er, auf den Antrag des Bundestagsgesandten Grafen Goltz, vom Staatskanzler schon seit Ende 1817 mit dem Referate über die deutschen Angelegenheiten beauftragt und hat sie zuerst als vortragender Rath, seit 1831 als Director der zweiten Abtheilung des Ministeriums mit steigender Selbständigkeit bearbeitet bis 1840.

Unter den vielen wichtigen Geschäften, auf welche E. in dieser Stellung Einfluß geübt hat, nahmen anfänglich die Verfassungsangelegenheiten einen bedeutenden Platz ein. Er war an ihnen als Mitglied der ersten drei Verfassungscommissionen durch selbständige Arbeiten betheiligt, in denen er für beschließende Reichsstände und für Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung eintrat. Als später die österreichisch gesinnte Partei im Ministerium und die particularistische Strömung das Uebergewicht erhielten, ward er entfernt. Er hatte jetzt die Menge verschiedenster Verhandlungen zu leiten, mittelst deren Preußen in seinen durch den Wiener Congreß ihm bestimmten unbequemen Grenzen sich mit ungünstigen Nachbarn einrichten mußte; auch beschäftigten ihn die Beziehungen zum Bunde. Daneben aber begann bereits die Hauptaufgabe seines Geschäftslebens im auswärtigen Ministerium, die Entwicklung des Zollvereins. Ihre finanzielle Seite ist den Ministern v. Motz und Maassen zu danken, ihre politische E. Am 26. Mai 1818 war das Gesetz erlassen worden, durch welches zunächst Preußen zu einem Zollgebiete vereinigt war: wie von diesen Anfängen und den ersten Enclavenverhandlungen bis zum Beitritte Hessen-Darmstadts (1828), wie von dem Kampfe mit dem mitteldeutschen Handelsvereine und dem widerwilligen Beitritte Kurhessens (August 1831) an bis zu jener Reihe glorreicher Anschlußverträge von 1833 ff., in denen Baiern

und Würtemberg, Sachsen und die thüringischen Lande, Baden und Frankfurt beitraten, der preußische Zollverein sich zum deutschen erweiterte, daran kann hier nur erinnert werden. Kein Fortschritt ist auf diesem weiten und mühevollen Wege geschehen, den nicht E. vorbereitet, geleitet, erkämpft hätte, zuweilen, wenn es galt, finanzielle Rücksichten hinter politische zurückzustellen, gegen die preußischen Freunde des Unternehmens selbst, immer gegen die Schachzüge der österreichischen, der particularistischen, auch der preußischen Gegner. Denn innerhalb Preußens fehlten sie gleichfalls nicht. Zuletzt erreichte er, daß diese letzteren allmählich verstummten, die außerpreußischen Gegner, soweit sie nicht von Oesterreich influirt waren, Vertrauen gewannen, und am Ende der dreißiger Jahre gab es im Kreise der politischen Männer der Zollvereinsstaaten auch persönlich kaum einen allgemeiner verehrten als ihn. Nur eines erreichte er nicht: den Dank des Königs. Er war diesem durch die österreichische Feindschaft als Liberaler verdächtigt worden; und wenn die Gerechtigkeit des Monarchen sich auch nicht entschloß, den Vorwurfsfreien aus seinem Amte zu entfernen, so blieb der Schmerz unmißverständlicher Zurücksetzung doch E. nicht erspart. Er wußte indeß auch das zu tragen und widmete sich seiner Aufgabe nur um so treuer. Man darf sagen, daß als Friedrich Wilhelm III. starb dieselbe vollendet war; denn daß die Tage des norddeutschen Steuervereins bereits gezählt seien, bezweifelte Niemand. Je mehr aber der deutsche Zollverein der politischen Entwicklung Deutschlands vorgearbeitet hat, um so mehr sind wir E. verpflichtet.

Dieser war bereits im zweiundsechzigsten Jahre, als er auf ein Arbeitsfeld gerufen wurde, wo er weniger glücklich sein sollte. Kurz vor dem Thronwechsel am 7. Juni 1840 war der Cultusminister v. Altenstein, welcher das Ministerium seit 1817 verwaltet hatte, gestorben, Anfang August wurde E. zu seinem Nachfolger ernannt (die formelle Ernennung ist erst vom 8. October), er selbst nicht ohne das Bedenken, daß er für eine solche Aufgabe zu alt sei; denn die Altenstein'sche Verwaltung hatte gegen ihr Ende sowol auf katholischem wie auf evangelischem Kirchengebiete Schiffbruch gelitten und überlieferte nicht blos verwirrte Zustände, sondern zugleich ein mit ihnen verflochtenes, schwer brauchbares Dienstpersonal. Zu dieser Verwirrung aber, deren Wurzeln zum großen Theile schon alt und mit eigensten Entwicklungen des preußischen Staatswesens im Zusammenhange waren, ließ sich vor 1848 noch schwerer Stellung nehmen, als nachher; denn die Aufgaben des Cultusministeriums waren noch kirchliche und staatliche untereinander, und der Minister hatte zum Könige noch keine constitutionelle Stellung; so daß eine Persönlichkeit, wie die in Geschäften unberechenbare Friedrich Wilhelms IV. von ungleich größerem Einflusse als nach 1848 war. Dazu die unklare, den Sturm von 1848 bereits im Schooße tragende Zeit. Durch diese und andere Umstände war die Verwaltung, welche E. übernahm, so schwierig, als jemals ein Cultusminister sie übernommen hat. Das Schwierigste war die Behandlung der evangelischen Kirche. Im 16. Jahrhundert war diese Kirche eine Landeseinrichtung gewesen, jetzt bildete sie einen privilegirten religiösen Verein: aber das landesherrliche Kirchenregiment war ihr von früher geblieben und ward an oberster Stelle vom Cultusministerium geführt. Im J. 1840 war die langjährige Herrschaft des vulgären Rationalismus eben zu Ende; die Kirche wies noch allenthalben ihre Spuren auf. E. war vom Könige vor allem deswegen zum Minister erwählt worden, damit er ihr zu gesunderen Zuständen helfen sollte: der Freund Schleiermacher's, der Mann von unirter, dem kirchlichen Parteitreiben fremd gebliebener, christlich-ernster Gesinnung, der mit aufrichtiger Liebe zur Sache eine unter der höheren Beamtenschaft jener Zeit in Kirchensachen nicht häufige Kunde verband, schien hierzu mehr als Andere geeignet. E. wandte sich an die Kirche als Verein, indem

er die Mittel erwog, wie ihr geholfen werden könne: er ließ 1843 die Geistlichen der Superintendenturkreise, 1844 die der Consistorialbezirke, 1846 eine nach Berlin berufene Notabelnversammlung, diesmal zur Hälfte aus Nichtgeistlichen bestehend, darüber berathen. Alle diese Instanzen waren einverstanden, daß die Kirche zunächst einer presbyterial-synodalen Organisation, sodann größerer Unabhängigkeit vom Staate bedürfe. Ursprünglich hatte das landesherrliche Kirchenregiment sich im Dienste kirchlicher Principien bewegt; später hatte es diese kirchlichen Motive allmählich durch politische ersetzt, und der Kirchenverein war degenerirt, indem er aus Gesichtspunkten, die nicht die seinen waren, regiert wurde; jetzt sprach er die Ueberzeugung aus, nur er selbst mit sozialen Mitteln könne sich wieder helfen. Es handelte sich hierbei gegenüber theils dem damals noch anspruchsvollen platten Rationalismus, theils der unlängst zum Angriff übergegangenen Hegel'schen Linken (1835 war Strauß' Leben Jesu erschienen), für Geistlichkeit und Gemeinden namentlich um Lehrzucht; und soviel war von vorn herein gewiß, daß nach der Natur der Sache dieselbe kirchlich richtig und wirksam nicht geübt werden konnte von einer Staatsregierung, unter deren obersten Grundsätzen die Toleranz war; denn die Vorbedingung der Lehrzucht ist, daß sie dem Uebenden auch dogmatisch Gewissenssache sei, daß er in der Ueberzeugung handle, es sei ihm vor Gott nicht erlaubt einer andern, als der Einen nach seiner Meinung wahren Lehre Raum zu geben. Ein Staat, der statt dessen in allen seinen andern Beziehungen zur Religion seiner Angehörigen von Gewissens wegen tolerant war, konnte die Lehraufsicht in keinem andern Interesse, als dem der äußern Ordnung führen; ein solches formales Motiv aber ist als Grundlage für die von jener Aufsicht berührten innerlichen Vorgänge zu gering; und wider eine nicht besser fundirte Lehrzucht war jedes religiöse Einzelgewissen befugt, sich auf sein höheres Recht zu berufen. Dies entging E. nicht: er erkannte an, daß ohne Anlehnen an eine synodale Kirchenvertretung, durch welche das Gewissen des Kirchenvereines als solchen zum Ausdruck gelange, kirchenregimentliche Zucht nicht mehr möglich sei; er drang darauf, daß zum Zwecke der Verpflichtung der Geistlichen bei der Ordination die Versammlung von 1846 einen derartigen Ausdruck formulire, und war enttäuscht, als er nur dürftig zu Stande kam und vom Könige nachher nicht gut geheißen wurde. In der Consequenz seines Gedankens hätte er jetzt erklären müssen, daß das Cultusministerium bis auf weiteres von Ausübung der Lehrzucht abstehe. Allein er ward theils von den Gewohnheiten des absoluten Staates und des ministeriellen Regimentes auch in der Kirche, theils von der auch heute noch von respectabler Seite vertretenen, aber unrichtigen Theorie beherrscht, daß das landesherrliche Kirchenregiment nicht der obersten Staatsgewalt, sondern dem Könige persönlich zustehe, dieser daher das Kirchenregiment führend ein Anderer sei, als indem er die Staatsgewalt handhabe, und demgemäß Namens der zweierlei verschiedenen Persönlichkeiten, die er vereinige, auch aus zweierlei einander widersprechenden Principien handeln könne. Provisorisch wenigstens meinte er also die Lehrzucht, da sie nöthig sei, auch ohne synodalen Anhalt in die Hand nehmen zu müssen; man merkte ihr aber die Unsicherheit an, und seine Theorie konnte nur ihre Anhänger täuschen. Die öffentliche Meinung hingegen blieb dabei, daß der tolerante Staat mit sich in Widerspruch stehe, wenn er als Inhaber des protestantischen Kirchenregimentes minder tolerant sei, er habe das religiöse Einzelgewissen zu beschränken kein Recht. Sie ward von Eichhorn's Verfahren um so empfindlicher verletzt, als er dasselbe auch auf die Hochschulen, insbesondere die theologischen Facultäten ausdehnte. Nicht blos die sich bedroht fühlenden Vertreter des Rationalismus, nicht blos diejenigen, welche religiöse Tendenzen nannten und politische meinten, nicht blos die damals die Tagesmeinung beherrschenden Hegelianer, die ihr mit Altenstein's

Tode beendetes Parteiregiment schwer entbehrten — obwol das Mißwollen und die carrikirende Auffassung, welche Eichhorn's Maßregeln von allen diesen erfuhren, das Uebel vielfach ärger gemacht haben —, sondern auch die Menge der Wohlmeinenden wurden verstimmt; Mißtrauen bemächtigte sich der Gemüther, und E. galt allmählich für einen politischen und kirchlichen Reactionär. Wäre er das gewesen, so würde er seine Partei gefunden haben, die ihn auf den Schild gehoben hätte; daß er es in der That niemals war, beraubte ihn auch nach dieser Seite der Anlehnung. Sein persönlicher Ruf blieb unbefleckt; sonst wurde er Gegenstand bitterer Feindschaft. Wir haben erwähnt, wodurch er ihr ein Recht gab. Wenn man aber erwägt, welche Mühen es trotz aller gewaltigen kirchenpolitischen Entwicklungen die dreißig Jahre daher gekostet hat, in der Herstellung eines richtigeren Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und auch nur wenige Schritte weiter zu gelangen, und wenn man dabei in Betracht zieht, wie viel leichter in diesen Dingen in der Zeit vor jenen Entwicklungen zu irren war, als jetzt, so wird man geneigt sein, das, was E. versehen hat, nachsichtiger und das, was E. Gutes gewollt und, wenn nicht erreicht, doch in den sieben Jahren seines Ministeriums vorbereitet hat, anerkennender zu beurtheilen, als seit 1848 meistens geschehen ist.

Nachdem er in den Märztagen dieses Jahres, mit den übrigen Ministern, unter seiner Einstimmung entlassen worden war, lebte er den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit zu Berlin. Nur noch einmal, im Frühjahr 1849, ist er als von der Regierung ernanntes Mitglied des Erfurter Staatenhauses öffentlich hervorgetreten und hat, wie er auch 1848 nicht einen Augenblick verzagt oder verbittert oder an der Zukunft Preußens irre geworden war, zum Ausbau der Unionsverfassung thätig Hand angelegt. Auch als diese Verfassung fallen gelassen wurde, hielt er unbeirrt daran fest, daß Preußens Beruf sei, in Deutschland den Fortschritt zu führen, und blieb ein Gegner Oesterreichs. Neben seinem lebendigen Interesse für den Fortgang der Politik widmete E. den kirchlichen und kirchenpolitischen Entwicklungen der Zeit große Aufmerksamkeit, dann beschäftigten ihn die Alten, namentlich Plato; von den Neueren Spinoza, Schelling. In solcher beschaulichen Thätigkeit ereilte ihn am 16. Januar 1856 ein sanfter Tod.

(Eilers) Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn, von einem Mitgliede desselben. Berlin 1849. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, Th. 4. 5. Leipzig 1858. 60. (Siegfried Hirsch) Joh. Albr. Fr. Eichhorn, Abdruck aus der Neuen Preuß. Zeitung. Berlin 1856. Pertz, Leben des Ministers Freih. v. Stein II. 339 ff. III. 450. 475. V. 170 ff. v. Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern XXIX. 348 ff. 417. 424 ff. 438. XXX. 397 ff. 479 ff. 648 ff. Mein Aufsatz daselbst, Jahrg. 1877. Mejer.

* **Eichmann**: Jodocus E., gebürtig aus Calw, Professor der Theologie zu Heidelberg, daher meist Jodocus de Calve, auch Jod. de Heidelberg geheißen, seiner Zeit als Theologe nicht ohne Lob genannt, † 1491. Seine Schriften nach Trithem Scr. eccl. c. 872 und De luminar. German. 227 bei Fabricius Bibl. med. et inf. latin. ed. Mansi Patav. 1754. IV, 173. A. Weiß.

Eichmann: Johann Bernhard Christoph E., Rechtsgelehrter, geb. 1. Oct. 1748 zu Weimar, † 16. Januar 1817 in Altenburg. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1767 in Jena und wurde daselbst 1772 Doctor der Rechte, dann Hofgerichts-Advocat, 1776 außerord. Professor der Rechte, 1782 Beisitzer des Schöffenstuhls und Syndicus der Universität, 1786 ging er als Regierungsrath nach Altenburg, wo er 1797 auch Consistorialrath, später Consistorial-Vicepräsident ward. Er schrieb: „Erklärungen des bürgerlichen Rechts

* Die Biogr. Karl Friedrich Eichhorn's wird am Schluß des E nachgeliefert werden.

nach Anleitung des Hellfeldischen Lehrbuchs der Pandecten", 1779—99, 5 Theile; „Rechtliche Bemerkungen und Ausführungen", 1802, und gab Jacob Rave's „Principia universae doctrinae de praescriptione", 1780, 3. Ausgabe 1790, mit Anmerkungen neu heraus.

Weidlich, Biographische Nachrichten I, 146, Nachträge S. 63, Fortgesetzte Nachträge S. 76. Günther, Lebensskizzen S. 76. Steffenhagen.

Eichmann: Karl E., Rechtsgelehrter, ältester Sohn von Johann Bernhard Christoph E. (s. d.), geb. 1785 zu Altenburg, † im Juli 1855 zu Jena. Auf der Landesschule in Pforta vorgebildet, besuchte er 1805—8 die Universitäten Jena und Leipzig, wurde 1809 in Altenburg Advocat und nach Erlangung des juristischen Doctorgrads Hofadvocat. 1816 als ordentlicher Professor der Rechte und Oberappellationsrath nach Jena berufen, nahm er in einem Anfall von Schwermuth 1836 seine Entlassung. Er schrieb: „Epistolae de non usus vi, natura atque historia", 1811; „Der Kriegsschäden-Ersatz nach Grundsätzen des Civilrechts", 1813; „Ueber Vorzüge und Mängel des Sächsischen bürgerlichen Prozesses", 1816; „Sylloge observationum prisci iuris Saxonici", 1827 bis 1829.

Günther, Lebensskizzen S. 88. Steffenhagen.

Eichmann: Otto Ludwig v. E., Rechtsgelehrter, geb. 10. März 1726 zu Berlin, gest. Ende August 1783 in Duisburg. Nachdem er das Joachimsthal'sche Gymnasium besucht, studirte er 1745—50 in Halle und promovirte 1750. Im folgenden Jahre (1751) als außerordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät an die Universität Duisburg berufen, wurde er hier 1752 ordentl. Professor, 1758 Professor primarius, 1769 Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät mit dem Charakter eines königlich preuß. Geheimenraths. 1776 ging er als Director des Burg- und Landvogteigerichts nach Schievelbein in der Neumark. Aus dieser Stellung verabschiedet, begab er sich 1781 nach Halle, um Vorlesungen an der Universität zu halten. Als er in Folge einer abfälligen Kritik seiner „Sammlung kleiner Abhandlungen", 1783, keine Zuhörer fand, wandte er sich wieder nach Duisburg, wo er bald darauf starb.

Weidlich, Zuverl. Nachrichten VI, 216. Ders., Biogr. Nachrichten I, 148, Nachträge S. 63, Fortgesetzte Nachträge S. 76. Meusel, Lexikon. Steffenhagen.

Eichstädt: Heinrich Karl Abraham E., Philolog, geb. 8. August 1772 zu Oschatz, gest. 4. März 1848. Nachdem er schon durch den Unterricht seines sprachkundigen Vaters, der Archidiaconus in Oschatz war, sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen erworben hatte, besuchte er noch drei Jahre die berühmte Schule in Pforta, wo er es durch seinen von trefflichen Anlagen unterstützten Fleiß dahin brachte, daß er noch im Alter von 15 Jahren für reif zum Uebertritt an eine Universität erklärt wurde. Er begab sich nach Leipzig, um Theologie und Philologie zu studiren, wo seine hauptsächlichen Lehrer Morus, Reiz, Christ. Dan. Beck und Platner wurden; auch der Jurist Haubold hatte an ihm einen fleißigen Zuhörer. Aber das meiste verdankte er dem auch als Philologen berühmten Morus, der dem wißbegierigen und strebsamen Jüngling sein ganzes Vertrauen schenkte und ihm die freie Benützung seiner reichen Bibliothek eröffnete. Er ehrte das Andenken seines Lehrers dadurch, daß er nach dessen 1794 erfolgtem Tode einen Theil seiner Vorlesungen über das neue Testament 1795—1797 herausgab. Noch nicht volle 17 Jahre alt erwarb sich E. 1789 die philosophische Doctorwürde; drei Jahre darauf habilitirte er sich an der Universität durch die Abhandlung „De dramate Graecorum comico-satyrico"; 1795 erhielt er eine außerordentliche Professur, zu deren Antritt er das Programm schrieb: „Adumbratio quaestionis de carminum Theocriteorum

ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus". Zwei Jahre darauf folgte er einem Rufe als ordentlicher Honorarprofessor nach Jena, auf Betreiben des Hofraths Schütz, der für die Redaction der allgemeinen Litteraturzeitung einen sachkundigen und rüstigen Mitarbeiter suchte; 1800 ward er nach Walch's Ableben Vorstand der lateinischen Gesellschaft, die unter seiner rührigen Leitung zu neuem Leben erwachte; 1803 wurde er, als Schütz nach Halle abging, zum Professor der Eloquenz und Poesie, das Jahr darauf auch zum Oberbibliothekar, 1817 zum Director des philologischen Seminars ernannt. Wiederholte Berufungen, die an ihn ergingen, konnten ihn nicht bestimmen, sein Jena zu verlassen, mit dem sein Name wie verwachsen war. Und doch war er kein fleißiger Professor, dem es um eine große Zahl von Zuhörern zu thun gewesen wäre; es kam dahin, daß er zwar noch immer Vorlesungen ankündigte, aber er brachte kein Collegium zu Stande oder wollte es nicht. Mehr als das Lehren interessirten ihn seine litterarischen Arbeiten. Nach dieser Seite hin war sein größtes Verdienst die Begründung der neuen Jenaischen Litteraturzeitung, zu deren Leitung er bei der Vielseitigkeit seines Wissens und ausgedehnten Bekanntschaft mit gelehrten Zeitgenossen wie geschaffen war. Die litterarische Betriebsamkeit brachte ihm auch goldene Früchte, die der unverheirathete Mann bestens zu vermehren verstand, so daß er als Besitzer von fünf Rittergütern das Zeitliche gesegnet hat. Als Philolog kennt man von E. keine größere, durchschlagende Leistung; am bekanntesten sind seine kleineren akademischen Gelegenheitsschriften und Prunk- und Gedächtnißreden in lateinischer Sprache, die ihm den Ruf eines der ersten Latinisten seiner Zeit einbrachten. Ein reiches Wissen, klares und scharfes Urtheil gibt sich in allen kund, auch große formelle, aber nicht immer correcte Fertigkeit; jedoch schöpferische Originalität in der Handhabung der alten Sprache für moderne Wissenschaft, wie das Latein eines Gottfr. Hermann und Ritschl aufweist, ist in Eichstädt's lateinischem Stil nicht zu erkennen. Eine Sammlung der „Opuscula oratoria" wurde noch von E. selbst begonnen und von Hermann Weißenborn zu Ende geführt, Jena 1849. XXXII und 804 pp. Ein beabsichtigter zweiter Band, der die wissenschaftlichen Programme enthalten sollte, ist nicht zu Stande gekommen.

Autobiographische Skizze in den Opuscula oratoria p. XXV—XXVIII. Neuer Nekrolog der Deutschen für 1848. I, 216 ff. Halm.

Eickemeyer: Rudolf E., Ingenieur und während der Revolutionskriege einige Jahre Officier in französischen Diensten, war am 11. März 1753 in Mainz geboren, † am 9. Septbr. 1825 zu Gaualgesheim. Von seinem Vater, der aus dem Eichsfeld stammte, in Göttingen Mathematik studirt hatte und dann kurfürstlich mainzischer Ingenieurofficier geworden war, schon frühe in dessen Fachwissenschaft eingeführt, erhielt er bereits 1770 bei der Artillerie ebenfalls die Stelle eines Officiers. Bei der Begründung der Schullehrerakademie für den Kurstaat im J. 1771 wurde ihm der Unterricht in der Mathematik übertragen und unter dem folgenden Kurfürsten die Professur derselben Wissenschaft an der Universität. Ehe er jedoch hier seine Thätigkeit begann, begab er sich Ende Januar 1775 zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen, studirte anderthalb Jahre in Paris und besuchte dann die Niederlande und England, namentlich den Werken der Wasser- und der Kriegsbaukunst seine Aufmerksamkeit widmend. Nach seiner Rückkehr nach Mainz begann er seine Lehrvorträge, war aber außerdem im Militärdienste und in der Civilverwaltung beschäftigt und rückte allmählich bis zum Oberstlieutenant und zum Wasserbaudirector auf. Bereits 1779 war er der oberste Ingenieurofficier und hätte als solcher vor allem für die Unterhaltung der Mainzer Festungsanlagen zu sorgen gehabt, wenn es nicht der ausgesprochene Wille der Regierenden gewesen wäre, jede Aufwendung für

diesen Zweck zu vermeiden. Erst nach Ausbruch der französischen Revolution kam etwas mehr Bewegung in das mainzische Militärwesen. 1790 wurde der Feldzug gegen die Lütticher Insurgenten unternommen; auch E. ward zur Armee commandirt, dann aber so wenig in Anspruch genommen, daß er Muße fand, eine Preisfrage der Münchener Akademie auszuarbeiten. Als im Herbst des folgenden Jahres in Frankreich kriegerische Gelüste sich offenbarten, erhielt er zuerst den Auftrag, einen Plan auszuarbeiten, wie die Festung Mainz widerstandsfähig gemacht werden könne. Nach seinem Vorschlag wurden in der That die Thore in den Stand gesetzt, die Festungsgräben zum Theil ausgebessert, Zugänge durch Pallisaden verlegt, in den Außenwerken wenigstens die nothwendigsten Herrichtungen unternommen. Diese Arbeiten währten bis zum Juli 1792, wurden aber, aus welchem Grunde immer, eingestellt, nachdem der Kaiser und der König von Preußen von Mainz aus zum Kriege gegen Frankreich aufgebrochen waren. Doppelt groß war daher die Bestürzung, als am 1. und 2. Octbr. die Nachrichten über die Einnahme von Speyer durch Custine nach Mainz gelangten. Jetzt wurde mit wirklichem Eifer nachzuholen versucht, was man die vorhergehenden zehn Wochen versäumt hatte. E. setzte es gegen die Meinung der Generalität durch, daß vor allem auf die Vertheidigung der Außenwerke gedacht, die Herrichtung derselben fortgesetzt und ihre Ausrüstung mit dem nöthigen Geschütz bewerkstelligt wurde. Als der Feind in der Nacht vom 18. auf den 19. Octbr. in der nächsten Umgebung der Stadt erschien, fand er die wichtigen Punkte wenigstens nicht unbesetzt. Aus eigener Initiative betrachtete E. am folgenden Vormittag vom höchstgelegenen Punkte in Mainz die heranziehenden Franzosen. Was er aus seinen Wahrnehmungen schloß, war nicht allzu besorgnißerregend; es ging dahin, daß der Feind wol einige 20000 Mann stark sein möchte, aber nur Feldartillerie mit sich führe, daher nicht im Stande sei, vorerst eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Trotzdem er dem Gouverneur seine Beobachtungen ausführlich mitgetheilt hatte, fand dieser für nöthig, am 20. gleich die erste Aufforderung Custine's, die Festung zu übergeben, einem Kriegsrath zur Beantwortung vorzulegen. Die zugezogenen Generäle sprachen sich einstimmig für die Uebergabe aus. Nur E., dem die Führung des Protokolls übertragen war, erklärte, als er um seine Meinung gefragt ward, daß der Feind bei dem gehörigen Widerstand durch einen Sturm kaum etwas ausrichten könne, wäre aber erst ein solcher zurückgeschlagen, gänzlich abziehen müsse. Allein der Versammlung schien die Besatzung zu schwach, und sie entschied sich, da auf Verstärkung keine Aussicht sei, nochmals für die Capitulation. E. wurde, als der französischen Sprache am mächtigsten, in das feindliche Hauptquartier geschickt. Er sollte einen verschlossenen Brief des Gouverneurs überbringen, der freien Abzug der Garnison und ungehinderte Auswanderung der Privatpersonen mit ihrer Habe verlangte, jedoch vor der Abgabe desselben versuchen, ob Custine vielleicht die Neutralitätserklärung der Stadt Mainz und des Kurfürstenthums als Grundlage der Verhandlungen annehmen würde. Allein davon wollte der General nichts hören; E. war genöthigt, das mitgebrachte Schreiben zu übergeben, und nahm nach kurzer Zeit die Antwort darauf in die Stadt zurück. Noch in derselben Nacht ging er ein zweites Mal mit einem detaillirten Vertragsentwurf und in Gesellschaft eines Civilbeamten in das französische Lager. In der Frühe des 21. wurde mit Leichtigkeit von den Unterhändlern ein Einverständniß erzielt; denn mehr als Uebergabe der Festung unter freiem Abzug der Garnison, die verpflichtet ward, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, konnte der Feind nicht fordern. Andererseits war wol auch E., nachdem der Gouverneur durch jenes erste Schreiben seine Muthlosigkeit so unzweideutig gezeigt hatte, nicht im Stande, günstigere Bedingungen zu erlangen. Zur Aus-

führung der Capitulationsbestimmungen wurde E. beim Abzug der deutschen Truppen mit einem General und zwei Kriegsräthen in Mainz zurückgelassen. Die ihm aufgetragenen Geschäfte waren kaum erledigt, als er auf Custine's Anerbieten sich entschloß, mit dem Range eines Obersten in die französische Armee zu treten. Eine Woche etwa nach der Uebergabe der Festung richtete er ein Schreiben an den Kurfürsten, worin er von seinem Schritte Mittheilung machte und in dessen Begleitung er seine mainzischen Officierspatente zurücksendete. Im besten Mannesalter stehend, sah E. im kurfürstlichen Dienste seine Carrière nahezu abgeschlossen, ja jeden Spielraum zu einer bedeutenden Thätigkeit versagt; unter den siegreichen Fahnen Frankreichs dagegen schien eine unbegrenzte Bahn des Ruhmes und des Erfolgs sich zu öffnen. Wir brauchen nicht nach anderen Motiven zu suchen, um den Entschluß des kenntnißreichen Specialisten zu erklären, in dem, wie in so vielen seiner Zeitgenossen und namentlich seiner nächsten Landsleute, das Gefühl für ein Vaterland niemals Leben gewonnen hatte. Er wurde zuerst im Taunus, um mit seinen Ortskenntnissen die Führer zu unterstützen, dann in den Kämpfen an der Nahe verwendet. Nach den Niederlagen, die hier die Franzosen erlitten, folgte er der hinter die Queich sich zurückziehenden Armee. Er wurde an den Oberrhein versetzt, commandirte, zum Brigadegeneral befördert, kurze Zeit auf vormals schweizerischem Gebiet und kam im Herbst 1793 nach Belfort, wo er Verschanzungsarbeiten zu leiten und Truppen auszubilden hatte. Anfangs 1795 wurde er der Belagerungsarmee von Mainz zugetheilt. Hier benutzte er seine freie Zeit zur Abfassung einer „Denkschrift über die Einnahme der Festung Mainz durch die fränkischen Truppen im J. 1792", die aber erst nach zwei Jahren gedruckt ward. 1796 gehörte er zum Heere Moreau's, auf dem Rückzuge befehligte er mehrfach bei der Nachhut, die mit den Oesterreichern ernste Zusammenstöße hatte. Was ihn aber im Kriege am vortheilhaftesten auszeichnete und in ihm dem deutschen Namen zur größten Ehre gereichte, waren die Uneigennützigkeit und die Humanität, womit er sich gegen die Bewohner der feindlichen Länder betrug, während so viele französische Officiere nur nach Wohlleben und Bereicherung strebten. Anfangs 1797 bei der Belagerung von Kehl verwundet, commandirte er die nächsten Jahre im inneren Frankreich, zuerst im Juradepartement, wo es galt, drohende royalistische Erhebungen niederzuhalten, dann in den Departements Loire und Puy de Dôme. Hier verdarb er es zuletzt mit den radicalen Volksführern, die beim Ministerium seine Entfernung durchsetzten. Im Spätjahr 1799 war er in Mainz und wurde von seinen Mitbürgern, die seit dem Frieden die Bedrückungen und Ausplünderungen der französischen Beamten schwer empfanden, dazu bestimmt, in ihrem Interesse in Paris Vorstellungen zu machen. Mit seinem Auftrage hatte er kein Glück, aber er selbst fand wieder eine militärische Verwendung. Er sollte eine Legion der Nordfranken, zunächst aus Freiwilligen der deutschen Departements, bilden und das Commando derselben übernehmen. Ohne aber zu Waffenthaten Gelegenheit gefunden zu haben, wurde dieser Verband beim Eintritt des allgemeinen Friedens aufgelöst, und da die Rechnungsablage E. mit den Intendanten, die Unterschleife begangen hatten und jetzt mit seiner Person sich zu decken suchten, in erbitterte Streitigkeiten verwickelte, so wurde 1802 dadurch seine Entlassung aus dem Dienste herbeigeführt. Er zog sich in seine heimathliche Provinz zurück, um ein bescheidenes Anwesen in Gaualgesheim bei Bingen zu bewirthschaften, das er von seinem Vater geerbt hatte. Hier benutzte er die gewonnene Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, von denen außer seiner Selbstbiographie die fachwissenschaftlichen Werke „Abhandlungen über Gegenstände der Staats- und Kriegswissenschaften" (2 Bde. 1817) und ein „Lehrbuch der Kriegsbaukunst" (1820) zu nennen sind. Im engen Kreis wurde er auch noch zu

öffentlicher Wirksamkeit berufen. Er übernahm 1811 das Amt eines Bürgermeisters in seinem Wohnort, legte dasselbe zwar 1813 beim Herannahen der Deutschen freiwillig nieder, wurde aber von der neuen Landesadministration aufgefordert, es weiter zu bekleiden. Für die eifrige und segensreiche Thätigkeit, die er übte, lohnte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger. Als diese linksrheinischen Theile des Kurfürstenthums Mainz in das Großherzogthum Hessen aufgenommen worden waren, wurde er zum Mitglied des rheinhessischen Provinzialraths, nach Einführung der Verfassung 1820 in die Ständekammer gewählt. An den Verhandlungen der letzteren Theil zu nehmen, hinderte ihn jedoch seine geschwächte Gesundheit, und er legte sein Mandat bald nieder. Er starb in Gaualgesheim am 9. Sept. 1825.

Seine Selbstbiographie hat 1845 Heinrich König unter dem Titel „Denkwürdigkeiten des Generals E." herausgegeben und ihr einige Seiten über die letzten Lebensschicksale des Verfassers beigefügt. Hauptsächlich auf der gleichen Quelle beruhte schon Lehne's Darstellung im N. Nekr. d. D. 3. Jhg., 910—37 und 5. Jhg. 32—44. Danach wieder Scriba, Hess. Gelehrtenlex. II. S. 199 ff. Daneben ist zu vergleichen: Neueste Staatsanzeigen II. 157—59; Gymnich, Beschreibung der Vestung Mainz und der Umstände, unter welchen sie im Oct. 1792 den Franzosen übergeben ward; Denkschrift über die Einnahme der Festung Mainz durch die fränkischen Truppen im J. 1792, aufgesetzt von Rudolf E., herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. C. Laukhard, Hamburg 1798 (auch in den Neuesten Staatsanzeigen Bd. III.); Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz, von einem kurmainzischen General, hrsg. v. Neigebauer, Frkft. 1839; Klein, Gesch. von Mainz während der ersten franz. Occupation, I. Buch (wo es aber an der nöthigen Kritik der Ueberlieferung fehlt).

Lefer.

Eickstedt: Marcus v. E., pommerischer Beamter und Staatsmann im Dienste Bogislavs XIV., des letzten der eingeborenen Herzöge von Pommern, in dessen Auftrag er von 1627 an in verschiedenen wichtigen diplomatischen Sendungen an Kaiser Ferdinand II., an Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, an Gustav Adolf von Schweden, an Christian IV. von Dänemark thätig war. Als nach dem kinderlosen Tode des Herzogs (1637) kraft der bestehenden Verträge die Herrschaft des Landes dem brandenburgischen Hause zufallen sollte, diesem zweifellosen Rechte gegenüber aber die schwedische Regierung immer offener den Besitz von Pommern nach Kriegsrecht für sich in Anspruch zu nehmen begann, gehörte E. zu den pommerischen Edelleuten, die am entschiedensten sich der Begründung der Schwedenherrschaft im Lande widersetzten. Um derselben entgegenzuwirken, wurde E. nebst Friedrich Runge (dem nachmaligen brandenburgischen Kanzler von Hinterpommern) von den pommerischen Landständen als Gesandter zu den westfälischen Friedensverhandlungen abgeschickt. Die Berichte der beiden aus Osnabrück sind in den „Baltischen Studien" (Jahrg. 4 ff.) gedruckt und zeigen, mit welchem Eifer E. bis zuletzt das Schicksal der Fremdherrschaft und der Zerstückelung von seinem Heimathslande abzuwenden sich bemühte. Nachdem durch die Bestimmungen des westfälischen Friedens dieses Streben vereitelt worden war, scheint E. sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen zu haben. Er starb 1661.

Urkunden u. Actenstücke z. Gesch. des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Bd. I und IV. v. Bohlen, Die Erwerbung Pommerns durch die Hohenzollern (Berlin 1865).

Erdmannsdörffer.

Eickstedt: Valentin v. E., pommerscher Kanzler, Hauptmann zu Wolgast und Uckermünde und auf Coblenz, Damitzow, Clempenow, Pantow und Krugsdorf angesessen, geb. 1527, † 23. Juli 1579 (1580?), der bekannten

pommerschen schloßgesessenen Familie dieses Namens entstammend, wurde im J. 1545 nach Vollendung seiner Studien zu Greifswald durch den Kanzler Jacob v. Zitzewitz in die herzogl. wolgastische Kanzlei gebracht und zu den Geschäften herangezogen. Im J. 1555 war er in Augsburg bei den Verhandlungen über den Religionsfrieden und im folgenden Jahre zu Warschau zur Förderung freien Verkehrs zwischen beiden Ländern als einer der Gesandten Herzogs Philipps I. von Pommern-Wolgast thätig und erhielt, nachdem er 1558 an Jacob v. Zitzewitz' Stelle Kanzler geworden war, den 29. April 1559 für den genannten Herzog vom Kaiser Ferdinand I. die Belehnung mit Pommern sowie die Bestätigung der Privilegien. In seiner neuen Stellung hatte er als tüchtiger, vom Herzog Philipp I. und dessen Söhnen viel gebrauchter Staatsmann Antheil an allen Angelegenheiten Pommerns nach innen und außen. So drang er auf dem Landtage zu Stettin im Januar 1560 auf Widerstand gegen die zunehmende Verschleuderung des herzoglichen Domaniums durch Herzog Barnim XI. von Stettin und war auch an der Abfassung der schon im Februar 1560 begonnenen, aber erst 1569 veröffentlichten pommerschen Kirchenordnung betheiligt. Nicht minder hat er sich als Forscher und freilich von Späteren überschätzten Schriftsteller auf dem Gebiete der pommerschen Geschichte einen Namen gemacht. Im J. 1552 verfaßte er für den jungen Herzog Johann Friedrich in gutem Latein eine „Epitome annalium Pomeraniae", der eine „Genealogia Pomeraniae", ein „Catalogus espiscoporum Caminensium" und eine „Descriptio Pomeraniae" angehängt ist, zwar kein selbständiges Werk, sondern im wesentlichen ein Auszug aus der sogenannten Kantzow'schen Pomerania, aber klar, tüchtig und männlich geschrieben. Ferner im J. 1562, zwei Jahre nach seines herzogl. Wohlthäters Tode, eine „Vita Philippi I., ducis Pomeraniae", ebenfalls lateinisch und abgesehen von dem Zweck, ein Denkmal dankbarer Erinnerung zu sein, auch nicht ganz ohne historischen Werth. Endlich in hochdeutscher Sprache „Annales Pomeraniae", ebenfalls ein aus Kantzow's genanntem Werke gemachter Auszug, der bisher nur handschriftlich existirt, während die beiden ersten Arbeiten von Balthasar, Greifswald 1728, edirt worden sind. Er ist in der Nicolaikirche in Greifswald beigesetzt; seine Wittwe, Anna, geborene v. Jasmund, mit der er sich 1559 vermählt hatte, überlebte ihn bis 1607. Ueber seine Nachkommenschaft, sowie über sein Todesjahr schwanken die Angaben.

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. v. Eickstedt, Familienbuch der v. Eickstedt. Böhmen, Uebersicht der Chroniken Pommerns seit Kantzow in: Balt. Stud. III. v. Bülow.

Eisler: Michael E., geb. 13. Mai 1601 in Zinten (im Regierungsbez. Königsberg), † 25. Nov. 1657, studirte in Königsberg, wo er am 30. Sept. 1627 die Magisterwürde der Philosophie erlangte und gleichzeitig Prorector der Cathedralschule wurde; 1630 erhielt er die Professur der Logik an der dortigen Universität und die Vorstandschaft des Alumnates, übernahm dann 1639 (nach Eilard's Tod) auch den Lehrstuhl der Physik und hielt mehrfach Vorlesungen an der theologischen Facultät. Eine Reihe von Schriften desselben theils logischen oder naturphilosophischen, theils theologischen Inhaltes nennt D. H. Arnoldt, Historie der Königsbergischen Universität, Bd. II. S. 383 u. Bd. III. (Zusätze) S. 67. Prantl.

Eigenbrodt: Karl Christian E., Forst- und Staatsmann, als ältester Sohn eines Gutsbesitzers geb. 20. Novbr. 1769 auf Hof Lauterbach (Hessen-Darmstadt), † zu Darmstadt 10. Mai 1839. Er besuchte von 1782—84 das Gymnasium in dem benachbarten Korbach (Waldeck), studirte dann auf der damaligen hessen-cassel'schen Universität Rinteln Jurisprudenz und bestand daselbst 1788 rühmlichst das Examen, welches er 1791 in Gießen wiederholen mußte,

weil ihm für eine Anstellung im Inlande die in Rinteln absolvirte Prüfung nicht angerechnet wurde. E. arbeitete in der Zwischenzeit 1½ Jahre bei seinem Onkel, dem Amtsrath E. in Ulrichstein (Vogelsberg) und begleitete von 1792 ab einen Herrn v. Schenk zu Schweinsburg als Hofmeister auf die Universitäten Gießen und Marburg, woselbst er eifrig Cameralwissenschaften studirte. 1795 übernahm er die ziemlich verantwortliche und selbständige Stelle eines Administrators der im Osnabrück'schen gelegenen Besitzungen eines Mecklenburger Freiherrn v. Hammerstein, mit dem Titel Secretair und dem Wohnsitz in Gesmold unweit Osnabrück. In dieser Stellung verblieb er 8 Jahre. Im J. 1803 folgte er einem an ihn ergangenen Rufe nach Arnsberg, der Hauptstadt des damals darmstädtischen Herzogthums Westfalen, als Kammerrath und Mitglied der dortigen Hofkammer, in welcher Stellung ihm hauptsächlich das Referat im Steuerwesen und in landwirthschaftlichen Dingen zufiel. 1806 wurde er zum Regierungsrath und staatswirthschaftlichen Mitglied der dortigen Regierung ernannt. Während seines Arnsberger Aufenthaltes fungirte er zugleich als Secretair der Landesculturgesellschaft. 1809 wurde er als Oberforstrath in das Collegium nach Darmstadt berufen. Als solcher brachte er 1813 längere Zeit in Westfalen zu, um die neue Organisation des Forstwesens daselbst durchzuführen. 1816 wurde ihm der Auftrag als correferirendes Mitglied der Commission zum Entwurf eines neuen Civilgesetzbuches und einer Civilproceßordnung zu Theil. Zwei Jahre später wurde er zum Mitglied der Appellationscommission in Administrativ-Justizsachen aus der Provinz Rheinhessen ernannt und 1819 zum Director dieser Commission. Gleichzeitig wurde er Mitglied des geheimen Finanzcomité's (zur Verbesserung des in Unordnung gerathenen Finanzwesens eingesetzt), in welcher Eigenschaft er u. a. auch die Steuer-Executionsordnung vom 2. März 1820 entwarf und die den Ständen vorgelegte Uebersicht der Staats-Einnahmen und -Ausgaben anfertigte. Am 18. Juni 1821 wurde er zum geheimen Staatsrath im Finanzministerium ernannt; im J. 1830 trat er zum Ministerium des Innern über, um mit Arbeiten im Fache der Gesetzgebung beschäftigt und zu Referaten im Staatsrath verwendet zu werden.

E. war eine großartig angelegte geniale Natur, voller Productivität, mit großem Scharfblick ausgestattet, ein organisatorisches Talent, seine Thätigkeit eine außerordentlich umfassende. Er war zunächst Schöpfer vieler ausgezeichneter Einrichtungen, welche das hessische Forstwesen so berühmt gemacht haben, so z. B. der organischen Forstordnung vom 16. Januar 1811, eines in seiner Art für die damalige Zeit einzigen Gesetzes, welches in seinen wesentlichen Bestimmungen noch heute fortbesteht und geradezu als ein Meisterstück staatsmännischen, national-ökonomischen und forsttechnischen Scharfblicks bezeichnet werden muß. Wie sehr dies der damalige Großherzog Ludwig I. zu würdigen wußte, geht aus dem nachstehenden, eigenhändigen Inscript auf dem Bericht hervor, welcher damals von dem Oberforstcollegium bei Vorlage des erwähnten Organisationsgesetzes an den Großherzog erstattet wurde: „Diese sehr zweckmäßige und gut ausgearbeitete Forstgesetzgebung hat meinen vollkommenen Beifall und Genehmigung; und meine besondere Zufriedenheit und Dank bezeige ich hiermit dem Verfasser". Darmstadt, 16. Jan. 1811 (gez.) Ludwig.

Ein weiteres, für damals sowol in seinen Principien als in seiner Ausführung vorzügliches Gesetz, welches den Oberforstrath E. zum Verfasser hat, ist das Theilungs- resp. Ablösungsgesetz vom 7. September 1814. v. Wedekind nennt dasselbe in seinem Staatsrecht: „eine der schönsten Blüthen der hessischen Gesetzgebung". Hohe Verdienste erwarb sich E. weiter durch die musterhafte Regelung des Forstwesens im vormals hessischen Bezirk Arnsberg (vergl. den Aufsatz v. Binzer's: „Die Communalwaldwirthschaft im Regierungsbezirk Arns-

berg“ im Aprilheft 1875 der Grunert=Leo’schen Forstlichen Blätter; der diesfallsigen Verdienste der damaligen hessischen Regierung wird hier in höchst ehrenvoller Weise gedacht, der Träger aller jener Maßregeln aber — wol nur aus Unkenntniß — nicht genannt). E. war ferner Mitbegründer der hessischen Verfassungsurkunde. Im Mai 1820 berief ihn das ehrende Vertrauen seiner Mitbürger zum Mitglied der zweiten Kammer des ersten hessischen Landtags (eröffnet am 27. Juni 1820, geschlossen am 8. Juni 1821), auf welchem bekanntlich die Grundlage zu den neueren staatsrechtlichen Zuständen des Großherzogthums gelegt wurde. Der Großherzog ernannte ihn zum ersten Präsidenten. Der hervorragende Antheil Eigenbrodt’s an dem glücklichen Ausgang der Verhandlungen dieses ersten Landtags ergibt sich wol am schlagendsten aus der Widmung eines silbernen Ehrenpocals nebst Medaillon (unter der Devise: „Dem Verdienste seine Krone“), welche die Kammermitglieder nach Schluß der Session ihrem Präsidenten bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren veranstalteten Bankettes zu Theil werden ließen. 1835 und 1838 fungirte E. wiederholt als Präsident der 2. Kammer.

Endlich ist Eigenbrodt’s Name auch im Gebiete der staatswissenschaftlichen Litteratur rühmend zu nennen. Seine Schriften sind: „Noch ein Grund gegen die Kopfsteuer ꝛc.“, 1795; „Analytisch=staatswirthschaftlicher Versuch über die Steuercapitalien und die Fruchtbarkeit der Grundstücke“, 1795; „Ueber den reinen Ertrag der Aecker ꝛc.“, 1807 (unter dem Namen: Eichenhorst publicirt); „Handbuch der hessischen Verordnungen von 1803 an“, 4 Bde., 1816—1818; „Ueber die Natur der Bede=Abgabe ꝛc.“, 1826; „Verhältniß der Gerichte zur Verwaltung“, 1840 (von seinem Sohne herausgegeben). Außerdem lieferte er verschiedene Aufsätze in die Zeitschrift für die historischen Vereine. Dem Verfasser wurden Orden und Auszeichnungen der verschiedensten Art für seine vielseitigen Leistungen im Gebiete der Staatsverwaltung zu Theil. 1827 ernannte ihn die Juristenfacultät in Gießen zum Dr. juris honoris causa; 1828 sendete ihm die herzoglich sachsen=meiningen’sche Societät der Forst= und Jagdkunde zu Dreißigacker das Diplom als Ehrenmitglied. Endlich fungirte E. zeitweise als Präsident des landwirthschaftlichen, des historischen Vereins und sonstiger Gesellschaften.

H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. I. Abth. Darmstadt 1831. S. 87—90. Heß.

Eigil, vierter Abt von Fulda, geb. um die Mitte des 8. Jahrhunderts. Er stammte aus einer vornehmen baierischen Familie, die zu dem ersten Abt von Fulda, zu Sturm, in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Diesem letzteren Umstand hatte er schon in den frühesten Jahren seine Verpflanzung nach jenem Kloster zu verdanken (spätestens 759), wo er, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, mehr als 20 Jahre unter der Obhut Sturms verbrachte. Ausgezeichnete geistige und sittliche Eigenschaften, die schon früh bei ihm hervortraten, lenkten dann im J. 818 die Augen seiner Klostergenossen auf ihn, als es sich darum handelte, unter eigenthümlichen, schwierigen Umständen eine neue Abtswahl zu treffen. Seit 802 hatte die Abtei unter der Leitung des Abtes Ratgar gestanden, eines energischen Mannes, der sich um das Aufblühen von Kunst und Wissenschaft zu Fulda große Verdienste erwarb, allein durch zu großen Aufwand und besonders auch, wie es scheint, durch ein herrisches, hartes Auftreten schließlich einen solchen Unwillen bei dem ganzen Convent wachrief, daß es zu wiederholten Beschwerden bei Karl d. Gr. und dann bei Ludwig d. Fr. kam. Eine Neuwahl erschien schließlich als der einzige Ausweg aus diesen Verwicklungen, und diese Wahl fiel eben auf den damals schon in höherem Alter stehenden E. Der Kaiser ertheilte ihm alsbald die Bestätigung, der Erzbischof Heistulf von Mainz die Weihe. Es ist E. in der That gelungen, alsbald Ruhe

und Ordnung wiederherzustellen, und bis zu seinem am 15. Juni 822 erfolgten Tode hat er dem Kloster in ausgezeichneter Weise vorgestanden. Auch er hat sich um den weiteren Aufschwung der Cultur zu Fulda wesentliche Verdienste erworben; vor allem sichern ihm sein Eifer für das Bauwesen und das, was damals auf diesem Gebiete dort geschaffen wurde, einen bleibenden Namen in der deutschen Kunstgeschichte. Unter der Leitung des baukundigen Mönches Racholf ließ er die prachtvolle Klosterbasilika vollenden und mit zwei Krypten versehen, so daß am 1. Nov. 819 der Bau von dem Erzbischof Heistulf von Mainz feierlich eingeweiht werden konnte. Das bedeutendste in dieser Hinsicht ist aber jene unter ihm mit Anwendung sinnreicher Construction erbaute Rotunde, dem heil. Michael geweiht (15. Jan. 822), die, heute noch im wesentlichen erhalten, ein kunstgeschichtliches Denkmal von unschätzbarem Werthe ist. (S. Schnaase, Gesch. d. bild. Künste III. 539—41.) Auch ließ er den Leichnam des heil. Bonifacius in ein neues prächtiges Grab übertragen und begann noch mit dem Bau eines neuen ausgedehnteren Klostergebäudes. Durch derartige Leistungen bekam Fulda den Ruf einer hohen Schule der Baukunst, so daß Einhard, der mit E. in näheren Beziehungen gestanden zu haben scheint, damals einen Vertrauten nach Fulda schickte, um sich über eine dunkle Stelle des Vitruv Aufklärung zu verschaffen. Aber auch in litterarischer Hinsicht hat sich E. namhaft gemacht durch die Lebensbeschreibung seines väterlichen Lehrers und Erziehers Sturm eine warme, aber doch schlichte und einfache Darstellung und für die Anfänge von Fulda werthvolle Geschichtsquelle (Ausgabe in den Mon. Germ. SS. II. 365—77). Er selbst ordnete die jährliche Vorlesung dieses Lebens an Sturms Gedächtnißtag an. Auch E. selbst hat dann an dem Fulder Mönche Bruun mit dem Beinamen Candidus einen würdigen Biographen und zwar in prosaischer und in metrischer Form gefunden; außerdem feierte noch Eigils großer Schüler und Nachfolger Hrabanus Maurus in Versen seine trefflichen Eigenschaften.

Neueste Ausgabe der Vita Eigilis mit biographischer Einleitung bei Migne, Patrol. curs. compl. tom. CV. p. 381—422. — Schannat, Historia Fuldensis. p. 96—99. — Ueber Eigils Wahl zum Abt s. Jahrbücher d. fränk. Reichs unter Ludwig d. Fr. von B. Simson. Bd. I. Excurs II. S. 371—76.

Th. Henner.

Eigner: Gebhard Friedrich E., bekannt als Erzieher der Prinzen Karl und Wilhelm von Braunschweig, ist geboren 21. Octbr. 1776 zu Vorsfelde im Herzogthum Braunschweig, studirte auf dem Collegium Carolinum in Braunschweig, dann auf der Universität Helmstädt Philologie, wurde Erzieher des jungen Grafen v. Veltheim und im September 1801 Subconrector an der großen Schule zu Wolfenbüttel, im October 1803 Informator am Pageninstitute zu Braunschweig. Bei Errichtung des Königreichs Westfalen führte er die Pagen nach Paris zum Dienste des Königs Jérôme, war während der westfälischen Zeit Professor der Mathematik am Pageninstitute zu Cassel, trat nach Auflösung der Fremdherrschaft zunächst als Hauptmann in das zweite braunschweigische Reserve-Bataillon ein und wurde nach dem ersten Pariser Frieden im Juli 1814 als Lehrer der Mathematik am Katharinen-Gymnasium und am Collegium Carolinum angestellt, zu Anfang des J. 1815 aber vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der seinen beiden, von England nach Braunschweig zurückgekehrten Söhnen neben einer wissenschaftlichen zugleich eine militärische Ausbildung zu Theil werden lassen wollte, zum Erzieher derselben ernannt, indem er diese beiden Ziele durch E. am leichtesten in einer Person erreichen zu können glaubte. Diese Stellung war für E. verhängnißvoll. Pedantisch, steif, wenig geschmeidig und zum Erzieher eines künftigen Landesfürsten nicht geeignet, verstand er es nicht

in seinen Zöglingen die einem Regenten so nöthigen erforderlichen Eigenschaften zu wecken und auszubilden. Wenn der Haß und die Verfolgungssucht des Herzogs Karl später vorzugsweise seinen früheren Erzieher traf und der Herzog denselben beschuldigte, daß er ein fügsames, willenloses und bereites Werkzeug des Königs Georg IV. von England gewesen, der darauf ausgegangen sei, den Herzog durch mangelhafte verkehrte Erziehung regierungsunfähig zu machen, so ist das eine durch nichts begründete Behauptung. E. war ein durchaus rechtlicher, gewissenhafter, sein wichtiges Amt nach bestem Willen, aber in verkehrter Weise ausführender Erzieher. Seine Wahl war eine verfehlte, aber nicht in der Absicht geschehen, die Prinzen systematisch zu verderben. Nach Beendigung der Erziehung wurde E., welcher im J. 1818 zum Hofrath ernannt war, im October 1823 zum Director des herzoglichen Museums und zum Mitdirector des Collegium Carolinum in Braunschweig, im Mai 1827 aber zum Oberbibliothekar in Wolfenbüttel ernannt. Nach der Vertreibung des Herzogs Karl rief Herzog Wilhelm ihn im November 1830 nach Braunschweig zurück, wo er in seine frühere Stellung wieder eintrat und vom Herzoge Wilhelm in jeder Weise geehrt ward (er erhielt den Charakter geheimer Hofrath). Er starb am 5. April 1866 unverheirathet, fast 90 Jahre alt. Auch in seinen letzten Aemtern hat E. wenig genützt. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel betrat er nur, wenn amtliche Verpflichtungen ihn dazu veranlaßten, die bedeutenderen Schätze des herzoglichen Museums in Braunschweig hütete er dem Publicum gegenüber mit größter Engherzigkeit und machte sie Kennern und Kunstliebhabern schwer zugänglich, ohne daß er dadurch verhinderte, daß gerade während seiner Verwaltung die Sammlungen, namentlich die bedeutende Kupferstich- und Münzen-Sammlung, durch erst nach seinem Tode entdeckte Veruntreuungen nicht zu ersetzende, auf hunderttausende von Thalern geschätzte Verluste erlitten haben. Spehr.

Eike (Eiko, Ecko) von Repkow (Repgow, Repchow rc.), der Verfasser des Sachsenspiegels und vielleicht auch der Sachsenchronik, gehörte zu der schöffenbarfreien Familie von Repkow, welche zuerst in Urkunden von 1156 und 1159 vorkommt und ihren Stammsitz in dem jetzt Reppichau genannten Dorfe unweit Aken zwischen Dessau und Köthen im Anhaltischen hatte. Bisher sind 6 Urkunden aus den Jahren 1209—1233 bekannt, in denen E. v. R. als Zeuge erscheint; dieselben rühren sämmtlich aus der Gegend der Saale und mittlern Elbe her. In der letzten dieser Urkunden, welche zu Salpke an der Elbe nahe bei Magdeburg (in der Grafschaft Billingshöhe, oder nach F. Winter in der Grafschaft Mühlingen) von dem Markgrafen von Brandenburg ausgestellt ist, wird E. anscheinend unter den Schöffen aufgeführt; doch ist die gewöhnliche Annahme, daß er zu dieser Zeit, der wahrscheinlichen Abfassungszeit des Sachsenspiegels, an einem Landgericht zu Salpke ständiger Schöffe gewesen sei, neuerdings nicht ohne Grund bestritten worden; noch zweifelhafter erscheint die aus der Urkunde von 1209 abgeleitete Behauptung Stobbe's, daß E. in jener früheren Zeit Schöffe der Grafschaft Wettin an der Saale gewesen sei. Seine Zuziehung zu Rechtshandlungen auch des Grafen Heinrich I. von Anhalt und der Herren des Osterlandes (des Markgrafen Dietrich von Meißen 1218, des Landgrafen Ludwig von Thüringen 1224) ist jedenfalls nur durch andere Momente, am wahrscheinlichsten durch sein persönliches Ansehen als Rechtskundiger, zu erklären. Von seinen sonstigen Lebensumständen wissen wir lediglich das Wenige, was aus seinen Werken sich ergibt.

Als Verfasser des Sachsenspiegels gilt E. auf Grund des gereimten Prologs zum sächsischen Landrecht. Dieser berichtet in seinem unzweifelhaft echten Theile, daß E. v. R. auf Bitte des Grafen Hoyer v. Falkenstein das Buch, welches er zuerst ins Latein gebracht, später, wenn auch ungern, weil er es für

zu schwer gehalten, ins Deutsche übertragen habe; er habe dasselbe Spiegel der Sachsen genannt, weil der Sachsen Recht dadurch bekannt werde. Daß der hier als Verfasser bezeichnete E. v. R. mit dem urkundlich von 1209—1233 vorkommenden identisch ist, wird zunächst wahrscheinlich durch die Erwähnung des Grafen Hoyer v. Falkenstein; denn in zwei Urkunden erscheint mit E. zusammen Hoyer v. Falkenstein, welcher überhaupt urkundlich 1211—1242 (resp. 1254) auftritt, als Zeuge. Vor allem aber spricht dafür die Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels. Diese ist nach den Untersuchungen von Homeyer und Ficker sicher um das J. 1230 zu setzen. Als entscheidende Momente für diese Zeitbestimmung sind zu betrachten einerseits die Nichterwähnung des im J. 1235 errichteten Herzogthums Braunschweig-Lüneburg bei Aufzählung der sächsischen Fahnlehen, andererseits die offenbare Benutzung der vom König Heinrich VII. um 1225 (nach Ficker 1223 oder 1224, nach Schirrmacher's wahrscheinlicherer Vermuthung 1226) erlassenen Landfriedensgesetzes. Auf eine Entstehung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts weisen auch bestimmt hin die im Sachsenspiegel enthaltenen Grundsätze des Reichsstaatsrechts, insbesondere die nur für diesen Zeitraum passenden Angaben über die Königswahl. Andere Sätze, insbesondere die auf die Standesverhältnisse bezüglichen sowie die Behandlung des Wehrgeld- und Bußensystems als geltenden Rechts, entsprechen allerdings mehr den Rechtszuständen einer früheren Zeit, etwa des 12. Jahrhunderts; aber sie erklären sich hinlänglich durch die in der gereimten Vorrede ausdrücklich ausgesprochene Absicht, das von den Vorfahren seit alter Zeit hergebrachte Recht darzustellen. Auch die in dem Rechtsbuch hervortretenden örtlichen Beziehungen stimmen durchaus überein mit dem, was wir urkundlich über Eike's Heimath und Thätigkeitsgebiet wissen; so insbesondere die Berücksichtigung des Rechts der zwischen Saale und Bode angesiedelten Nordschwaben und die mehrfache Hervorhebung der besonderen Rechtsverhältnisse der Markgrafschaften. Geringeres Gewicht hat für die Frage der Autorschaft die Sprache der Handschriften, da noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist, in welchem Dialekt der Verfasser geschrieben hat; immerhin ist es bedeutsam, daß, wie die Gegend der Herkunft und Wirksamkeit des urkundlichen E. v. R. wenigstens heutzutage von der Grenze zwischen Hoch- und Plattdeutsch durchschnitten wird, so die Zahlen der Handschriften niederdeutscher und mitteldeutscher Mundart sich fast völlig die Wage halten.

Für die Ansicht, daß der sogenannte zweite Theil des Sachsenspiegels, das sächsische Lehnrecht, gleichfalls von E. verfaßt sei, besteht die größte Wahrscheinlichkeit; denn in vielen Handschriften ist das Lehnrecht dem Landrecht mit fortlaufender Capitel- resp. Bücherzählung angefügt; ferner nimmt das Lehnrecht an einer Stelle ausdrücklich, mehrfach stillschweigend auf die Darstellung des Landrechts Bezug; endlich findet sich eine zu Eike's Heimathsstätte vortrefflich passende besondere Erwähnung der Dienstpflicht der östlich von der Saale Belehnten. In dem sogenannten vetus auctor de beneficiis, einer kurzen Bearbeitung des Lehnrechts mit specieller Rücksicht auf Sachsen in gereimten lateinischen Zeilen, scheint uns sogar das lateinische Original des sächsischen Lehnrechts erhalten zu sein, und da aus der Vorrede zum sächsischen Landrecht hervorgeht, daß E. dieses ursprünglich lateinisch geschrieben hat, so würde das Vorhandensein einer früheren lateinischen Abfassung des Lehnrechts ein weiteres nicht zu unterschätzendes Argument für den Nachweis der Autorschaft des Lehnrechts bilden.

Der Sachsenspiegel war die erste schriftstellerische Arbeit über das deutsche Recht; mit ihm beginnt die rechtswissenschaftliche Litteratur in Deutschland. E. hatte aber nicht nur kein Vorbild für sein Werk, sondern er hat auch geschriebene Rechtsquellen überhaupt nur in sehr geringem Umfange benutzt, seine Kunde des geltenden Rechts beinahe ausschließlich aus dem Bewußtsein und der Uebung

des Volkes geschöpft. Von einer Kenntniß römischer Rechtsbestimmungen findet sich nur eine vereinzelte, offenbar durch die Volksüberlieferung vermittelte Spur; auch eine Berücksichtigung des canonischen Rechts ist wenigstens in dem ursprünglichen Texte nirgends nachweisbar. Demnach dürfen wir den Anlaß für Eike's Aufzeichnung des einheimischen Rechts kaum in einem bewußten Gegensatz gegen das drohende Eindringen des fremden Rechtes suchen; vielmehr wird, wie auch die gereimte Vorrede andeutet, maßgebend gewesen sein das bei dem fast gänzlichen Mangel officieller Rechtsaufzeichnungen immer stärker hervortretende Bedürfniß einer allgemein zugänglichen Belehrung über das geltende Recht für dessen richtige Anwendung. Diesem Zwecke entspricht der Sachsenspiegel im vollsten Maße. Aus der bunten Fülle der rechtlichen Ueberlieferung und Erfahrung faßt er das Wesentliche und Bleibende zusammen zu einer getreuen und erschöpfenden Darstellung in klaren präcisen Sätzen und gemeinverständlichem Ausdruck. Eine solche Beherrschung des überreichen Rechtsstoffs war allerdings nur möglich durch weise Selbstbeschränkung. Nicht ein allgemein deutsches Recht, welches schwer zu erkennen und überhaupt nur in geringem Umfange vorhanden war, versuchte E. zur Darstellung zu bringen, sondern nur das ihm unmittelbar bekannte und im Ganzen gleichmäßige Recht des den größten Theil von Norddeutschland inne habenden sächsischen Volksstammes, wenn auch mit Einschluß der den Sachsen und den übrigen Deutschen gemeinsamen Rechtssätze, insbesondere des Reichsstaatsrechts; durch diese räumliche Beschränkung hat E. solche willkürliche Aufstellungen fernzuhalten vermocht, wie sie im Deutschenspiegel und im Schwabenspiegel, die ein allgemein deutsches Recht an Stelle des sächsischen zu setzen unternahmen, so zahlreich sich finden. Und auch innerhalb des sächsischen Rechts hat E. sich beschränkt auf die Darstellung des Landrechts, des allen Freien gemeinsamen Rechts, welches in den Landgerichten zur Anwendung kam, und des Lehnrechts, welches in seinen Grundzügen durchaus einheitlich gestaltet war; dagegen hat er ausdrücklich ausgeschlossen das Dienstmannenrecht, weil dieses so mannigfaltig sei, daß Niemand damit zu Ende kommen könne; ebenso hat er hinweggelassen das kaum weniger verschiedene Hofrecht der abhängigen Bauern und das innerhalb der einzelnen Städte in der Bildung begriffene Stadtrecht. Die Zuverlässigkeit seiner Kunde auf den von ihm behandelten Rechtsgebieten wird durch die tiefer eindringende rechtshistorische Forschung nur immer mehr bestätigt. Die Anordnung ist freilich keine systematische, vielmehr sind die einzelnen Materien meist nur lose aneinandergereiht, der Zusammenhang öfter durch Abschweifungen unterbrochen; aber es ist deshalb doch kein wesentlicher Gegenstand übersehen. Bewunderungswürdig ist die Deutlichkeit und Gedrungenheit des Ausdrucks, zumal bei der geringen Ausbildung der deutschen Prosa zu Eike's Zeit.

Da E. nur das im Volksbewußtsein lebende und in den Gerichten angewendete Recht wiedergeben wollte, so tritt seine individuelle Anschauung selten hervor; immerhin finden sich einzelne allgemeine Reflexionen, welche uns Einblick gewähren in seine Denkart. Die kühne Unabhängigkeit seines Denkens ebenso wie die edle Humanität seiner Gesinnung hat den unzweideutigsten Ausdruck erhalten in der berühmten Stelle über die Unfreiheit (Landr. III, 42): Vor Gott sind der Reiche und der Arme gleich; der Mensch gehört nur Gott und kann keinem anderen Menschen gehören; die Knechtschaft ist in Wahrheit entsprungen aus Zwang, Gefangenschaft und unrechter Gewalt, und das Unrecht, welches zur langen Gewohnheit geworden, will man jetzt für Recht ausgeben. Charakteristisch in derselben Richtung ist auch die Behauptung, daß, weil dem Menschen die Gewalt über Fische, Vögel und wilde Thiere von Gott gegeben sei, Niemand an diesen Dingen sein Leben oder seinen Leib verwirken könne (II, 61, §. 1 und

2). Das Recht steht nach Eike's Ansicht, wie namentlich die gereimte Vorrede zeigt, durchaus im Dienst der Wahrheit und Gottesfurcht; wer das Recht verkehrt, sündigt gegen Gott (Praefatio rythm. V. 135 ff.). Trotz seiner tief religiösen Ueberzeugung ist er aber den extremen Forderungen, welche die Kirche in den großen Kämpfen seiner Zeit durchzusetzen versuchte, entschieden abhold, und tritt vielmehr kräftig ein für die Selbständigkeit des weltlichen Reiches und Rechtes gegenüber der kirchlichen Gewalt. Er läßt nicht wie der Verfasser des Schwabenspiegels beide Schwerter ursprünglich dem heiligen Petrus und demgemäß das weltliche erst vom Papst dem Kaiser verliehen sein, sondern er lehrt, wie das geistliche Schwert dem Papste, so sei das weltliche dem Kaiser verliehen (Landr. I, 1); beide Gewalten sollen einträchtig handeln und sich gegenseitig unterstützen, damit, was der einen widersteht, durch die andere zu Gehorsam und Unterwerfung unter das Recht gebracht werde (I, 1 und III, 63 §. 1). Der geistliche Bann allein schadet nur der Seele und kann, wenn nicht des Königs Acht darauf folgt, Niemandem den Leib nehmen, Niemand am Landrecht oder Lehnrecht kränken (III, 63, §. 2). Den Kaiser darf der Papst nach E. überhaupt nur aus drei bestimmten Ursachen in den Bann thun (III, 57, §. 1). Ganz dem Sinne Eike's entspricht und wahrscheinlich rührt auch von ihm selbst noch her der nach der handschriftlichen Ueberlieferung allerdings als Zusatz zu betrachtende Ausspruch, daß der Papst durch seine Gebote das Landrecht oder Lehnrecht nicht beeinträchtigen dürfe (I, 3, §. 3).

Obgleich eine ohne jede öffentliche Autorität unternommene Privatarbeit hat der Sachsenspiegel doch, theils als die erste Leistung dieser Art, theils in Folge seines großen, von keiner der späteren Nachbildungen übertroffenen oder auch nur erreichten Werthes, eine ganz außerordentliche Verbreitung und Geltung erlangt. Eike's Werk „wanderte in alle Gebiete der deutschen Zunge von Livland bis in die Niederlande, von Bremen und Hamburg bis nach Straßburg und Salzburg, ja über sie hinaus in den slavischen Osten". Die im J. 1374 von Papst Gregor XI. gegen 14 Artikel des Sachsenspiegels erlassene — fast ganz wirkungslos gebliebene — Verdammungsbulle ist gerichtet an die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Bremen, Magdeburg, Prag und Riga, und gibt dadurch das beste Zeugniß für das weite Anwendungsgebiet des Rechtsbuches. Noch jetzt sind gegen 200 Handschriften des Landrechts, gegen 100 des Lehnrechts erhalten. Durch zahlreiche Zusätze wurde der Sachsenspiegel erweitert, durch Glossen und Bilder erläutert; mehrfach wurden Ueberarbeitungen und Auszüge angefertigt; drei lateinische Uebersetzungen und eine polnische wurden dem Landrecht, eine lateinische dem Lehnrecht zu Theil. Für eine große Zahl von anderen Rechtsbüchern, insbesondere auch für die wichtigsten in Süddeutschland entstandenen, den Deutschenspiegel und den sogenannten Schwabenspiegel, hat der Sachsenspiegel als Quelle und Vorbild gedient; ebenso ist er bei vielen officiellen Rechtsaufzeichnungen, namentlich von Stadtrechten, in umfassender Weise benutzt worden. In dem größten Theil von Norddeutschland erlangte er sogar gesetzliches Ansehen; zu Ende des Mittelalters, auf dem Reichstage von 1498, wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein Dritttheil der Nation nach ihm sich richte, und noch heutigen Tages gilt er in zahlreichen Gegenden Norddeutschlands als subsidiär anwendbares Recht. Für die Gegenwart allerdings liegt die Hauptbedeutung des Sachsenspiegels nicht in dieser praktischen Geltung, sondern in der ausführlichen und zuverlässigen Kunde, welche derselbe uns vom Zustande des einheimischen Rechts in der Zeit vor der Reception der fremden Rechte bietet; dadurch erscheint Eike's Arbeit als die wichtigste Quelle der deutschen Rechtsgeschichte, und als ein überaus werthvolles Hülfsmittel für das wissenschaftliche Verständniß der Institute des heutigen deutschen Privatrechts.

Gegenüber der ausnehmenden Bedeutung, welche E. als Verfasser des Sachsenspiegels erlangt hat, kann der Frage, ob ihm auch die Autorschaft der gewöhnlich als Repgow'sche Chronik bezeichneten sächsischen Weltchronik beizulegen ist, nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Tragweite zugestanden werden; denn dieses Werk, obgleich es durch Befreiung von der hergebrachten annalistischen Behandlung und als erster Versuch einer geschichtlichen Darstellung in deutscher Prosa ein nicht geringes Interesse in Anspruch nimmt, ragt doch weder durch Originalität des Stoffes noch durch tiefere historische Auffassung unter den Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters hervor. Daß ein Glied der Familie v. Repkow die Chronik verfaßt hat, ist bei unbefangener Auslegung der in der Vorrede sich findenden Worte: „logene sal uns wesen leit, dat is des van Repegowe rât" kaum zu bezweifeln. Auf E. v. R. paßt vorzüglich die Abfassungszeit der Chronik; denn alle Handschriften der ältesten Recension gehen in der Erzählung nur bis 1225 oder 1230, und auch die jüngern Recensionen sind jedenfalls ehe der Tod Kaiser Friedrichs II. in Deutschland bekannt wurde, also spätestens 1250 oder 1251, vollendet. Noch mehr spricht für Eike's Autorschaft, daß die sächsische Chronik die erste prosaische Chronik in deutscher Sprache ist; dem Verfasser des Sachsenspiegels mußte es naturgemäß nahe liegen, was ihm auf dem Gebiete des Rechts so wohl gelungen, auch auf die Darstellung der Geschichte anzuwenden. Andererseits aber ist die vielfach geltend gemachte Uebereinstimmung einzelner Stellen der Chronik mit Rechtssätzen des Sachsenspiegels nicht so deutlich und erheblich, daß man daraus ein sicheres Argument für die Identität des Verfassers gewinnen könnte. Entschieden gegen Eike's Autorschaft fällt in das Gewicht der Mangel jeder ausgesprochenen Parteinahme in der Erzählung der Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum; und als kaum möglich muß es erscheinen, ihn für den Verfasser der Chronik zu halten, wenn die bei Constantin dem Großen eingeschobene Betrachtung, in welcher der Autor sich unzweifelhaft als Geistlichen bezeichnet, echt ist; denn die neuerdings von Weiland angedeutete Hypothese, daß E. in späteren Jahren geistlich geworden sei und erst im geistlichen Stande die Chronik geschrieben habe, wird ebensowenig wie die übrigen bisher versuchten Wege, die Echtheit dieses Excurses mit der Autorschaft Eike's zu vereinigen, Beistimmung finden können.

Herausgegeben ist der Sachsenspiegel am besten von Homeyer, das sächsische Landrecht in 3. Ausgabe 1861, das Lehnrecht nebst den verwandten Rechtsbüchern, insbesondere auch dem Vetus auctor de beneficiis, in zwei Bänden 1842 und 1844. Die Ausgabe des sächsischen Landrechts von Sachsse, 1848, enthält eine neuhochdeutsche Uebersetzung und ein reichhaltiges Repertorium. — Ausgaben der sächsischen Chronik von Maßmann 1857 („Das Zeitbuch des E. v. R.", in den Publicationen des Stuttgarter Litterarischen Vereins), und von Schoene, 1859.

Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen, Bd. 1. S. 288 ff.; Homeyer in den Einleitungen zu den einzelnen Bänden seiner Ausgabe des Sachsenspiegels; Derselbe, Die Stellung des Sachsenspiegels zum Schwabenspiegel, 1853, und in den Monatsberichten der Berliner Akad. der Wissenschaften, 1866, S. 630 ff.; Ficker, Ueber die Entstehungszeit des Sachsenspiegels 2c., 1859; F. Winter in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. 14, S. 303—45. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 3. Aufl., Bd. 2. S. 318—20; Maßmann in seiner Ausgabe der Chronik, S. 651 ff.; Weiland in den Forschungen zur Deutschen Geschichte, Bd. 13. S. 157—198, Bd. 14. S. 457—510. Brie.

Eilard: Christoph E., geb. 1585 in einem Dorfe bei Oldenburg, gest. 28. April 1639, studirte in Königsberg, wo er am 1. Octbr. 1611 Magister

der Philosophie wurde und bald hernach eine Lehrerstelle am Pädagogium erhielt, 1618 wurde er Professor der Poesie an der dortigen Universität und verfaßte als solcher (1630) das Festgedicht zur Jubelfeier der Augsburger Confession; kurz vor seinem Tode (1638) übernahm er auch die Professur der Physik. Einige Disputationsschriften desselben, welcher die philosophische Auffassung des Staates betreffen, nennt D. H. Arnoldt, Historie der Königsbergischen Universität, Bd. II. S. 401 und 463. Prantl.

Eilbert von Bremen, Verfasser eines in dem Codex der kaiserl. königl. Hofbibliothek zu Wien Ius canonicum 119 (2221 neu) Saec. XIII erhaltenen Ordo iudiciarius in Hexametern. Das Werk ist dem Bischof Wolfker von Passau (nicht „von Padua" wie Savigny annimmt) zugeeignet und zwischen 1191 und 1204 vollendet. Aus dem Ordo iudiciarius selbst läßt sich schließen, daß der Verfasser Kleriker der höheren Weihen war und der kaiserlichen Partei anhing. Vielleicht ist er um 1195, in welchem Jahre der welfisch gesinnte Erzbischof Hartwig nach Bremen zurückkehrte, aus seiner Heimath gewichen.

Vgl. v. Savigny, Gesch. des Röm. Rechts im Mittelalter (2. Aufl.) V, S. 168. H. Siegel, Ueber den Ordo iudiciarius des Eilbert von Bremen. Mit Berücksichtigung der Ecclesiastica rhetorica. Wien 1867. Muther.

Eilers: Gerd E., geb. 31. Jan. 1788 zu Grabstede im Großherzogthum Oldenburg, Sohn des Bauern Johann Dietrich E., besuchte die Dorfschule zu Grabstede, erhielt Unterricht und Lectüre durch den Pfarrer eines benachbarten Kirchdorfs. Sein auf diese Art geweckter Wunsch zu studiren führte ihn zunächst als Schreiberlehrling zu einem Landgerichtscopisten in Neuenburg, alsdann in die Protection eines Amtmanns in Jever, dem er in seiner Advocatenpraxis hilft. Er besucht daneben das Gymnasium; stößt sich an der Advocatengeschäftsmoral seines Patrons und wird durch einen Wohlthäter gerettet, der ihn in sein Haus aufnimmt. Fr. Chr. Schlosser's vorübergehender Aufenthalt am Gymnasium zu Jever (Ostern 1808 bis Januar 1810) wird für ihn bedeutungsvoll: er faßt unter dessen Einflusse den Entschluß Theologie zu studiren, absolvirt Frühling 1810 und bezieht, nach dem Tode des Vaters von einem Verwandten mit Geld ausgerüstet, die Universität Heidelberg. Unter den damaligen Docenten machten ihm neben Voß und Creuzer Daub und Fries den größten Eindruck: in Göttingen, wo er 1812—13 ein vom Heidelberger sehr verschiedenes Universitätsleben kennen lernte, besonders Planck, und, negativ, Heeren. Frühling 1813 tritt er als Hauslehrer in die Familie des Kaufmanns Schmidt in Frankfurt a. M., verlebt unter dem Eindruck der für Frankfurt an großen Anregungen reichen Zeitereignisse und der mächtigen Persönlichkeiten, welche sie auf die Scene führten (Freiherr vom Stein u. A.) unter dem Einflusse Schlosser's und der Einwirkung der edel begabten Mutter seiner Zöglinge, deren reichen Geist und feinen weiblichen Sinn man durch ihren jüngst von G. Weber (Fr. Chr. Schlosser, Leipzig 1876) veröffentlichten Briefwechsel mit Schlosser kennen lernt, 4 an geistigem Leben und Gedeihen höchst fruchtbare Jahre 1813—1817; nimmt, da er sich „aus einem dummen Oldenburger Bauernstolz" zur üblichen Candidatenbewerbung um eine Frankfurter Gymnasiallehrerstelle nicht entschließen kann, eine ihm vom Bürgermeister Smidt angebotene Lehrerstelle an der neugegründeten Hauptschule zu Bremen an. Diese Wirksamkeit, welche ihn mit bedeutenden und eigenartigen Männern der norddeutschen Handelsstadt zusammenführt, vertauscht er, zum Director des neuzubegründenden Gymnasiums in Kreuznach berufen, mit dem preußischen Staatsdienst (1819). Er gründet sich ein glückliches Familienleben durch seine Verheirathung mit Katharina Hofmann, einer Enkelin der Frau Schmidt, entwickelt das Gymnasium unter Schwierigkeiten, welche theils die

knappen Geldmittel, theils locale Verhältnisse, theils grobe Mißgriffe der Regierung in Berlin, wo damals die Demagogenhetze den Blick trübte, entgegenstellten, aber unter tüchtiger und umsichtiger Unterstützung seitens der trefflichen Männer, über welche der preußische Staat auf den mittleren Stufen der Beamtenhierarchie verfügte (Oberpräsident v. Ingersleben, Schulrath Lange). Seine Absicht, in Kreuznach sich dauernd anzusiedeln, vereitelte die Berufung zum Schul- und Regierungsrath nach Koblenz durch den neuen Oberpräsidenten v. Pestel (1833). Er wirkt hier Bedeutendes und Nützliches hauptsächlich durch persönlichen Verkehr mit der ihm unterstellten Lehrerwelt, wofür er stets besondere Begabung zeigte, nimmt an den die Provinz bewegenden Ereignissen (Reise des Kronprinzen 1833, Ersatz des Kölner Erzbischofs Grafen Spiegel durch Droste-Vischering 1835, Verhaftung des letztern November 1837) lebhaften Antheil in regem Verkehr mit einem Freundeskreis bedeutender Männer, v. Bardeleben, Präsident Bessel, General v. Aster, gelegentlich auch publicistisch in den Deutschen Blättern (Heidelberg, Winter). König Friedrich Wilhelm IV. (seit 1840) war, als er bei jener Reise 1833 einer Sitzung des Koblenzer Regierungscollegiums präsidirte, auf ihn aufmerksam geworden: er ward Ende 1840 zur Uebernahme eines bedeutenden Fachs an der „Staatszeitung" nach Berlin berufen, entschließt sich nach einigem Widerstreben, ward Anfangs 1841 Hülfsarbeiter, October 1843 vortragender Rath im Ministerium Eichhorn, der ihn selbst, nach Eilers' Ausdruck, „hinter die Coulissen sehen ließ", und bei dem er eine besondere Vertrauensstellung einnahm, welche ihm vielfach Feindschaft und Vorurtheil erweckte. Freiherr vom Stein hatte einst von dem jungen Mann geurtheilt, daß er mehr Geist und Phantasie als Verstand habe: die Neigung des Königs, durch die Regierung unmittelbar in den Kampf der Gegensätze einzugreifen, führte zu publicistischen Unternehmungen — einem conservativen Centralorgan in der Litterarischen Zeitung, neben Provinzialorganen wie dem „Rheinischen Beobachter", bei welchen E. sich thätig betheiligte. Er hat dem König wie sich selbst mehr Klarheit über die letzten Ziele der Politik, namentlich in kirchlichen Fragen zugetraut als wol wirklich der Fall war: wenigstens gewinnt man diesen Eindruck aus seiner Selbstbiographie, wie aus den Actenconcepten: man entnimmt ihnen auf der andern Seite den Beweis edlen Wollens und einer Großes und Kleines mit Geist erfassenden, vielseitigen Thätigkeit. Dieser amtlichen Thätigkeit Eilers' setzte die Märzrevolution 1848 ein Ziel. Er glaubte sich vielleicht mehr als nöthig mit dem Ministerium Eichhorn solidarisch verbunden, ward auf Wartegeld gesetzt und errichtete, von dem Drange geleitet, sich eine Wirksamkeit zu schaffen, in Freyimfelde, Rest eines Ritterguts und jetzt gewerblichem Etablissement bei Halle a. d. S., ein Knabenerziehungsinstitut, welches einige Jahre blühte, mit Vorliebe von Söhnen conservativer Gutsbesitzer aufgesucht wurde, übrigens mit Unrecht als pietistisch-reactionär galt: wie E. selbst, das streng lutherische Christenthum seiner Mutter treu und mit Ablehnung jeder philosophischen und historischen Kritik bewahrend, doch weder pietistisch noch reactionär war. Der Entwicklung seit 1848 stand er ziemlich fremd gegenüber; als ihn 1857 Nachlassen seiner Kräfte und die ökonomische Unhaltbarkeit des Unternehmens zum Verkauf der Besitzung und Aufgabe des Instituts veranlaßten, fand er Befriedigung in schriftstellerischer Thätigkeit. Seine Selbstbiographie „Meine Wanderung durchs Leben" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1856—1860, 6 Bde.) ist ein sehr werthvoller Beitrag zur inneren Geschichte des 19. Jahrhunderts und eine der bedeutendsten Hervorbringungen unserer Memoirenlitteratur. Es folgte: „Betrachtungen und Urtheile E. L. v. Aster's über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unseres Jahrhunderts", 2 Bde. (Saarbrücken 1858, 1859), welche neben der Schrift: „Zur Beurtheilung des Ministeriums

Eichhorn von einem Mitgliede desselben" (Berlin 1849), als Beiträge zur Zeitgeschichte zu erwähnen sind. Seine letzten Lebensjahre verlebte E. in Saarbrücken, starb daselbst 4. Mai 1863. Jäger.

Eilmann: Moritz E., Mathematiker, geb. 16. Mai 1763 zu Rietberg, † 1809 wahrscheinlich zu Vechte, wo er, seit 1782 dem Franciscanerorden angehörend, 1789 als Professor am Gymnasium angestellt war. Bemerkenswerth sind seine in Osnabrück von 1805—1808 in drei Heften erschienenen logarithmischen Tafeln dadurch, daß in denselben die Logarithmen bis zu 13 Decimalstellen berechnet sind, was in keinem einzigen anderen Tabellenwerke der Fall zu sein scheint.

Meusel, G. T. Cantor.

Eimmart: Georg Christoph E., geb. 22. August 1638 in Regensburg, † 5. Januar 1705 in Nürnberg. Bei seinem Vater, einem geschickten Maler, trieb er diese Kunst und von Jakob v. Sandrart erwarb er sich eine ziemliche Gewandtheit im Radiren und Kupferstechen. Nachdem er in seinem 16. Jahre promovirt, ging er nach Jena und besuchte dort Weigel's mathematische Collegien 4 Jahre lang. Wegen Mittellosigkeit kehrte er nach Hause zurück, und als sein Vater gestorben, ernährte er sich mit Malerei und trieb außerdem Astronomie, wozu er sich Instrumente anschaffte und selbst welche erfand; auch unterrichtete er junge Leute im Beobachten. Im J. 1683 wurde er von Karl XI. nach Stockholm berufen, ging aber nicht hin, sondern überschickte seine von ihm selbst in Kupfer gestochenen Werke. Im J. 1684 veröffentlichte er: „De eclipsi solis quae contigit Norimbergae, 1684 Juli 2"; 1690 „Circa res siderales nonnulla curiosa"; 1694 „De fulgore trimestri vespertino"; 1685 in den Philosophical Transactions „Arcus magneticae variationis quae Norimbergae paucis abhinc annis deprehensa fuit observatio", mit Wurzelbau „Observations de l'éclipse de la lune". Er hinterließ handschriftlich ein „Diarium tempestatum" von 1695—1700, „Paradigmata problematum astronomicorum etc.". Als Kupferstecher hat er eine Menge Arbeiten hinterlassen, die sich wegen ihrer Trockenheit nicht vortheilhaft ausnehmen; es sind darunter mehrere historische Blätter, viele Bildnisse, Ansichten von Nürnberg u. a. m., dann Kupfer zu Sandrart's Akademie und zur Aeneide. Seine Tochter Maria Clara half ihm bei seinen astronomischen Arbeiten und schrieb „Iconographia nova contemplationum de Sole", 1701; sie heirathete 1706 den Professor Johann Heinrich Müller in Altorf und starb 1707 im Wochenbett.

Vgl. Jöcher; Will, Nürnb. Gelehrten-Lexikon; Weidler's Historia astronomiae. Bruhns.

Einem: Johann Konrad v. E., Conrector zu Hannöverisch-Münden, privatisirte seit 1797 in Erfurt, starb 1. April 1799. Von ihm rühren mehrere kleine Gedichte in den Göttinger und den Vossischen Musenalmanachen her, wo er sich v. E. unterzeichnete. Als Freund Bürger's wird er mehrmals in dessen Briefwechsel erwähnt.

Vgl. Meusel, Lexikon. Redlich, Versuch eines Chiffernlexikons zu den Göttinger, Vossischen, Schiller'schen und Schlegel-Tieck'schen Musenalmanachen. Hamburg 1875. W. Creizenach.

Einert: Christian Gottlob E., Rechtsgelehrter, geb. 29. März 1747 zu Dresden, starb 27. April 1823 in Leipzig. In Leipzig, wo er seit 1763 studirte, wurde er 1768 Magister der Philosophie, 1770 Advocat, 1771 Doctor der Rechte, 1779 Püttmann's Substitut bei der Juristenfacultät, in die er 1796 als wirklicher Assessor eintrat. Seit 1778 Mitglied des Rathscollegiums, ward er 1794 Stadtrichter, 1798 Syndicus, 1801 Proconsul, 1802 dritter Bürgermeister und Beisitzer des Schöffenstuhls mit den Charakter Hofrath. 1803—8 war er ordent-

licher Beisitzer des Consistoriums. Seine Schriften bestehen in akademischen Disputationen. Von einem seiner Zuhörer wurde die „Anleitung zur Referir- und Decretirkunst“, 1793, nach seinen Vorlesungen herausgegeben.

Weidlich, Biographische Nachrichten I. 155, Nachträge S. 70, Fortgesetzte Nachträge S. 77. Neuer Nekrolog der Deutschen I. 822. 1823.

Steffenhagen.

Einert: Karl E., Rechtsgelehrter, ein Sohn von Christian Gottlob E. (s. d.), geb. 31. Decbr. 1777 in Leipzig, † 25. Febr. 1855. 1802 Advocat, 1807 Doctor der Rechte, 1816 Mitglied der Juristenfacultät, 1828 Präsident des Handelsgerichts, wurde er 1835 als Rath in das Justizministerium berufen und mit dem Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen beauftragt, der 1841 im Drucke erschien. Seit 1843 Vicepräsident des Oberappellationsgerichts zu Dresden, vertrat er das Königreich Sachsen bei den Leipziger Wechselrechtsconferenzen (1847). Er ist der Schöpfer der nach ihm benannten Wechseltheorie. Wir erwähnen von ihm noch: „Das Wechselrecht nach dem Bedürfniß des Wechselgeschäfts im 19. Jahrhundert“, 1839; „Erörterungen einzelner Materien des Civilrechts“, 1840, 2. Aufl. 1846; „Ueber das Wesen und die Form des Literalcontracts“, 1852.

Vgl. Dr. Karl E., namentlich in seinen Beziehungen zu der jüngsten Entwicklung des deutschen Wechselrechts, Leipzig 1855.

Steffenhagen.

Einhard, früher allgemein und oft auch schon von Zeitgenossen Eginhard genannt, was die ursprüngliche Form desselben Namens ist; er selbst schrieb sich Einhart, dem damals noch lebendigen Lautgesetz entsprechend, nach welchem wir auch Bernhart schreiben müßten. Um 770 im Maingau von edlem Geschlecht geboren, erhielt E. einen gelehrten Unterricht im Kloster Fulda, und wurde vom Abt Baugulf wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten an den Hof Karls des Großen geschickt, wo er in der Hofschule sich weiter ausbildete. Trotz seiner sehr unansehnlichen Gestalt gewann er durch seine Kenntnisse und seine Liebenswürdigkeit allgemeine Anerkennung, und bald auch das vollste Vertrauen des Kaisers. Sehr geschickt in kunstreicher Arbeit, erhielt er nach dem Werkmeister der Stiftshütte den Beinamen Beseleel, und wahrscheinlich auch die obere Leitung der Bauten Karls. Auch bei Ludwig d. Fr. stand er in hoher Gunst, wurde 817 dem jungen Lothar als Rath beigegeben, und bemühte sich, den Frieden aufrecht zu erhalten, die Empörung der Söhne zu verhindern. Als aber seine Bemühungen vergeblich waren, zog er sich ganz von Staatsgeschäften zurück. Schon 815 hatte er vom Kaiser Landbesitz im Odenwald zu Michelstadt erhalten, hier gedachte er ein Kloster zu gründen, für welches er sich 827 den nach den Begriffen der Zeit unschätzbaren Besitz der Gebeine der Märtyrer Marcellinus und Petrus verschaffte. Eine Vision veranlaßte ihn aber, die Reliquien nach Mühlheim am Main zu führen, wo er eine Abtei stiftete, nach welcher der Ort später Seligenstadt genannt wurde. Obgleich Abt mehrerer Klöster war E. nicht Geistlicher; seine Gemahlin Imma war vermuthlich die Schwester des Bischofs Bernhar von Worms, daher nicht Karls d. Gr. Tochter. Die bekannte Sage von Eginhard und Emma, welche schon in der Lorscher Chronik aus dem 12. Jahrhundert erzählt wird, ist irrthümlich an diese bekannteren Namen angeknüpft (vgl. d. Art. Angilbert, I. 460). Im J. 836 verlor E. seine geliebte Gattin, am 14. März 840 starb er selbst.

E. hat es in einer fast fehlerfreien lateinischen Ausdrucksweise im Mittelalter am weitesten gebracht. Sueton war sein Vorbild für das schöne Lebensbild, welches er von Karl dem Großen mit warmer Anhänglichkeit entworfen hat. Außerdem galt er für den Verfasser der Jahrbücher, welche in lichtvoller

gedrängter Darstellung über die Zeit von 741—829 vorhanden sind, doch ist seine Autorschaft mit guten Gründen angefochten worden. In einer mehr kirchlich gefärbten Darstellung hat E. 830 jene Uebertragung der Märtyrer Petrus und Marcellinus beschrieben, mit zahlreichen Wundergeschichten; ob auch die Geschichte ihres Martyriums in rhythmischer Form von ihm verfaßt ist, ist zweifelhaft. Außerdem ist uns eine Sammlung seiner Briefe aus dem letzten Jahrzehnt erhalten.

Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter II. §. 8. Ausg. der Werke mit franz. Uebers. von Teulet in 2 Bänden, Paris 1843. Vita Caroli und Annales von Pertz Mon. Germ. I. II. Vita und Briefe von Jaffé, Bibl. Rer. Germ. IV. Zweite Sep.-Ausg. der V. Caroli 1876. Uebers. ders. und der Jahrb. von O. Abel in der Sammlung der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Wattenbach.

Einhof: H. E., Pionier der Naturwissenschaften, angewendet auf die Landwirthschaft. Er war erst unter A. Thaer an dem ökonomischen Unterrichtsinstitute zu Celle Lehrer der Physik, Chemie und Mineralogie und neben Hermbstädt der erste, welcher dem Landwirth eine Folgenreihe der wichtigsten Belehrungen hinsichtlich der Nahrungsfähigkeit der verschiedenen Bodenproducte und ihrer einzelnen Bestandtheile, sowie der technischen Benutzung derselben mittheilte und dadurch zuerst auf eine allgemein verständliche Weise ihre erschöpfende Kraft darlegte; er lehrte auch die abweichende Wirkung der verschiedenen Boden- und Düngerarten, sowie die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander und die besonderen natürlichen Einflüsse auf dieselben. Als das Institut von Celle nach Möglin verlegt wurde, siedelte E. mit dahin über und wurde von dem König von Preußen zum Professor ernannt, aber schon 1½ Jahr später, im März 1808, ereilte ihn der Tod. Keiner vor ihm hat eine so innige Verbindung der Naturwissenschaften mit der Lehre von der Landwirthschaft theoretisch und praktisch bewirkt. Außer Beiträgen zu Thaer's Annalen der Landwirthschaft erschien unter Einhof's Namen „Grundriß der Chemie für Landwirthe", aus seinen hinterlassenen Dictaten herausgegeben von A. Thaer, 1808. Von J. A. Saalkamp's „Futterkräuter und Gräser für Oekonomen in getrockneten Exemplaren" besorgte er das 3.—5. Heft, 1804—6.

Lengerke's Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon. Löbe.

Einicke: Georg Friedrich E., ein thüringischer Musiker, war geboren zu Hollstedt im Jahre 1710. Von 1746—1757 war er Cantor und Musikdirector in Frankenhausen, von da an bis zu seinem im J. 1770 erfolgten Tode wirkte er in derselben Eigenschaft zu Nordhausen neben dem als Orgelmeister und Theoretiker hervorragenden Christoph Gottlieb Schröter. E. gehörte zu den Künstlern, welche sich um Sebastian Bach schaarten. Wenn er auch nicht eigentlich ein Schüler des letzteren genannt werden kann, so suchte er doch während seiner Leipziger Studienzeit, die mit dem J. 1732 begann, sich durch den Verkehr mit Bach zu fördern. Er blieb auch bis zu Bach's Tode mit demselben in Verbindung. Außerdem soll er dem späteren dänischen Capellmeister Johann Adolf Scheibe, der während Einicke's Studentenzeit noch in Leipzig privatisirte, ein Stück seiner musikalischen Bildung verdanken. E. componirte mehrere Jahrgänge Kirchencantaten, auch Gelgenheitsmusiken, Concerte und Symphonien. Spitta.

Einsiedel: Detlev, Graf v. E., sächsischer Cabinetsminister, geb. 12. Oct. 1773 zu Wolkenburg als Sohn des Obersteuerdirectors Graf Detlev Karl v. E. aus dessen Ehe mit Sidonie Albertine v. Schönburg-Lichtenstein. Seit 1806 Kreishauptmann des meißnischen Kreises, in welcher Stellung er während der Kriegsdrangsale Gelegenheit fand sich als tüchtigen Verwaltungsbeamten zu be-

währen, wurde er im Mai 1813 nach dem Tode des Grafen Hopfgarten zum Cabinetsminister und Staatssecretär der inländischen Angelegenheiten sowie der militärischen und Wirthschaftssachen, nach der Entlassung des Grafen Senfft-Pilsach auch zu dem der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Als solcher befand er sich während der Leipziger Schlacht in der unmittelbaren Umgebung des Königs Friedrich August und begleitete hierauf den Gefangenen nach Berlin und Friedrichsfelde. In seiner Hand liefen hier die Fäden der geheimen auf die Wiederherstellung des Königs abzielenden Verhandlungen zusammen. Im März 1815 folgte er demselben nach Preßburg, um von dort und in Wien die Unterhandlungen zu leiten, welche mit der Wiedereinsetzung des Königs in das verkleinerte Sachsen ihren Abschluß fanden. Nach der Rückkehr in dieses erwarb er sich zwar durch Verwaltungsgeschick und Unermüdlichkeit in den Geschäften um das zerstückte und verarmte Land das Verdienst, die Ordnung in verhältnißmäßig kurzer Zeit wiederherzustellen und durch zweckmäßige Maßregeln den verschwundenen Wohlstand zurückzuführen, auch die Auseinandersetzung mit Preußen zu befriedigendem Abschluß zu bringen, zugleich aber erhob er die Feindschaft gegen allen politischen Fortschritt zur obersten Regierungsmaxime und übertrug die Enge seines eigenen Horizontes auf das gesammte Staatswesen. Seitdem es ihm 1817 gelungen war, die bisherige oberste Landesstelle, das geheime Consilium, zu beseitigen und durch einen nur mit berathenden Befugnissen ausgestatteten geheimen Rath zu ersetzen, concentrirte er die ganze Regierungsgewalt in seiner Person, in noch höherem Maße war dies unter Friedrich Augusts I. alterschwachem Nachfolger Anton der Fall, zugleich aber machte er sich durch seinen zähen Widerstand gegen jede zeitgemäße Reform, sein willkürliches Polizeiregiment, durch Nepotismus und Begünstigung einer äußerlichen und scheinheiligen Kirchlichkeit, endlich auch durch den Vorwurf des Mißbrauchs seiner amtlichen Stellung zu Gunsten seiner großen industriellen Unternehmungen bei Hoch und Niedrig so sehr zum Gegenstande des allgemeinen Hasses, daß sein Sturz eine der ersten Wirkungen des mit den Dresdner Unruhen im September 1830 eintretenden Umschwunges war. Er † 20. März 1861.

A. v. Weber, Detlev Graf v. Einsiedel, Königl. Sächs. Cabinetsminister im Archiv für sächsische Geschichte Bd. I. 58 ff. Flathe.

Einsiedel: Friedrich Hildebrand, Freiherr v. E., Schriftsteller, Uebersetzer und Hofmann, geb. 30. April 1750 auf dem Landgut seines Vaters Lumpzig bei Altenburg, † 9. Juli 1828 zu Weimar. Auf dem interessanten figurenreichen Bild, das Weimar während der classischen Epoche unserer Litteratur dem Beschauer bietet, nimmt auch der Freiherr v. E. wennschon keine hervorragende, so doch immer eine von jedem Standpunkt sichtbare Stellung ein. Allgemein der „Freund" genannt, jederzeit bereit für Andere sich aufzuopfern, reich an Kenntnissen, liebenswürdig wie nur ein Mensch es sein kann, sagt Carol. v. Wolzogen von ihm, daß er „im geraden Herzen alles Rechte und Edle mit Neigung empfing". Vom 14. bis 18. Jahr beim Pagen-Corps in Weimar erzogen, aber durch besondere Begünstigung vom Hofdienste befreit, waren Musäus und der Pagenhofmeister Rath Schneider seine Lehrer. 1768 bezog er die Universität Jena, um die Rechte zu studiren, erhielt nach beendigten Studien eine Anstellung als Mitglied der weimarischen Landesregierung, später als Beisitzer des gemeinschaftlichen Hofgerichts in Jena. 1775 zum Kammerherrn der Herzogin Amalie von Weimar ernannt, verlebte er als Begleiter dieser Fürstin zwei genußreiche Jahre in Italien. Der stete Umgang mit den bedeutenden Geistern, die sich zu jener Zeit in Weimar zusammenfanden, veranlaßte E. zu vielfachen litterarischen Versuchen. So besorgte er auf Schiller's Anregung eine freie metrische Uebersetzung des Terenz (1806. 2 Thle.), verdeutschte, durch Böttiger

dazu aufgemuntert, die Lustspiele des Plautus, wie er auch mehrere Schauspiele Calderon's übertrug und thätigen Antheil an Wieland's Feen- und Geistermärchensammlung „Dschinnistan" nahm. Außerdem veröffentlichte er Erzählungen und Märchen in Wieland's Deutschem Merkur, Bertuch's Journal des Luxus und der Moden, den Horen und anderen Zeitschriften, betheiligte sich mit poetischen Beiträgen am Leipziger Musenalmanach und Taschenbuch für Dichter, gab „Neueste vermischte Schriften" (1783 f. 2 Thle.), wie auch (anonym) „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" (1797) heraus. Von seinen dramatischen, für Liebhaberbühnen bestimmten Arbeiten ist außer den schon angeführten Uebersetzungen, die theilweise mehrfach aufgeführt wurden, zu nennen „Ceres, ein Vorspiel" (1774) und das Lustspiel aus dem Französ. „Die eifersüchtige Mutter" (1778). — Nach der Herzogin Amalie Tod 1807 trat E. ebenfalls als Hofmeister, in den Dienst der regierenden Herzogin und wurde nach Auflösung des Jenaischen Hofgerichts zum Appellations-Gerichts-Präsidenten in Jena ernannt, wo er am 7. Juli 1828 starb.

Vgl. u. A. Einsiedel, Briefe an K. A. Böttiger in K. W. Böttiger's Litterarische Zustände und Zeitgenossen (Leipzig 1838) S. 228—237.

Joseph Kürschner.

Einsiedel: Heinrich Hildebrand v. E. auf Lumpzig und Hohenkirchen, Kanzler zu Altenburg, geb. 7. Januar 1658 zu Scharfenstein, † 19. April 1731 zu Altenburg. Sein gleichnamiger Vater war Appellationsgerichts-Präsident und Landschaftsdirector des Fürstenthums Altenburg. Der sachsen-zeitzische Geheimrath und Kanzler Veit Ludwig v. Seckendorff nahm sich des zehnjährigen Knaben an und ließ ihn gründlich in Sprachen, Wissenschaften und Künsten unterrichten, verschaffte ihm auch Zutritt am herzoglichen Hofe. Seine Studien setzte der junge v. E. seit 1672 in Leipzig, seit 1675 in Altdorf fort. Da starb sein Vater 1676; sein Pflegevater aber, Seckendorff, ließ ihn zu Frankfurt seine Studien vollenden und 1678—1680 Reisen machen. Hierauf begleitete er als Kammerjunker den Prinzen von Zeitz auf seinen Reisen, dann auch die beiden jüngeren Prinzen als Hofmeister. Auf seiner Rückreise wurde er vom Herzog Friedrich I. von Gotha zum Hofrathe in der Landesregierung zu Altenburg ernannt, und als solcher zu Verschickungen an mehrere Höfe benutzt. 1691 wurde er Landschaftsdirector und Geheimerath in Altenburg, 1697 Kanzler in Merseburg. Bei der Errichtung des Magdalenenstifts in Altenburg ward er zum Propst desselben ernannt, und dieses verdankt ihm seine musterhafte Verfassung. 1706 wurde er Kanzler der altenburgischen Regierung und endlich 1708 Obersteuer-Director.

Joh. Friedr. v. Beust, Altenburgs Kanzler. Dresden 1821. S. 20.

Beck.

Einsiedel: Joh. Georg, Graf v. E., geb. 18. Dec. 1730, Sohn des 1740 in den Grafenstand erhobenen Joh. Georg v. E. auf Seidenberg, Wolkenburg ꝛc., begann seine diplomatische Laufbahn bereits 1748 in Petersburg, wurde 1763 sächsischer Gesandter in London, aber noch in demselben Jahre vom Kurfürsten Friedrich Christian zum Cabinetsminister und Staatssecretär der inneren Angelegenheiten berufen. Vom Administrator Prinz Xaver wegen seines Widerstandes gegen die übermäßige Vermehrung der Armee in Ungnade entlassen, zog er sich ins Privatleben zurück und widmete sich der Verwaltung seiner Lausitzer Güter, die er zu Musterwirthschaften und zu einem nachahmungswerthen Beispiel für die ganze Provinz erhob; auch einen ihm angetragenen Ministerposten in Hannover lehnte er ab. Er trat 1782 der Herrnhuter Brüdergemeinde bei und starb 21. Juni 1811.

Neues Lausitzer Magazin IX. 52 ff. Flathe.

Einzinger: Johann Martin Maximilian E. v. Einzing, baierischer Jurist, geboren 8. Juni 1725 zu Passau, † 14. Sept. 1798 in München. Er studirte zuerst in München Philosophie und Theologie, dann in Ingolstadt die Rechte und wurde nach vielen vergeblichen Versuchen, zu Passau, Salzburg, München einen Posten zu erhalten, endlich in München als öffentlicher Notar angestellt, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende verblieb. Er schrieb über philosophische, historische und politische Gegenstände und versuchte sich auch als Theaterdichter. Sein bedeutendstes Werk ist eine baierische Adelshistorie: „Baierischer Löw", 1762, 2 Bde.

Meusel, Lexikon. Baader, Gelehrtes Baiern I. 289.

Steffenhagen.

Eiselen: Ernst Wilhelm Bernhard E., geb. 27. Septbr. 1793 zu Berlin, besuchte daselbst das Gymnasium zum Grauen Kloster, welches er als Primaner verließ, um sich dem Bergfach zu widmen. Als Jahn seine ersten Versuche zur Einführung des Turnens unternahm, fand sich auch E. unter seinen Schülern ein und ward bald einer der tüchtigsten und sachkundigsten Turner. Als nach dem Aufruf des Königs 1813 alle waffenfähigen Turner ins Feld zogen, ging auch E. nach Breslau, um in die Reihen der Freiwilligen zu treten, wurde aber, da sein Körper — durch fehlerhafte Behandlung einer Krankheit geschwächt — den Anstrengungen des Krieges nicht gewachsen schien, von Jahn vermocht, nach Berlin zurückzukehren und während des Krieges die Leitung des Turnplatzes zu übernehmen. Nach Jahn's Rückkehr aus dem Kampfe war E. dessen Gehülfe und Mitlehrer auf dem Turnplatze und gab auch mit Jahn gemeinschaftlich 1816 die „Deutsche Turnkunst" heraus. E. war klein und schwächlich von Körper, aber gewandt durch ausdauernde Uebung; für die Entwicklung des turnerischen Uebungsstoffes hat er in sehr verdienstvoller Weise gearbeitet.

Als 1819 die Turnplätze geschlossen wurden, begann E., sich in der Erdkunde, Mathematik und Geschichte zum Lehrer auszubilden. Als solcher war er bald darauf in der Plamann'schen Anstalt thätig, deren Turnlehrer er schon seit 1814 gewesen. Seinen Bemühungen gelang es, 1825 in Berlin wieder eine Turnanstalt anzulegen. Diese (Privat-)Anstalt hat bis in die neueste Zeit bestanden, Tausende von Schülern unterrichtet und für die Turnsache viele tüchtige Lehrer ausgebildet. 1846 wurde E. zum Leiter des großen öffentlichen Turnplatzes zu Moabit bei Berlin berufen. Bald darauf mußte er jedoch zur Stärkung seiner Gesundheit nach Misdroy ins Seebad gehen, wo er am 22. August 1846 starb. Von Schriften Eiselen's sind zu nennen: „Das deutsche Hiebfechten der Berliner Turnschule", 1818; „Abriß des deutschen Stoßfechtens", 1826; „Der Wunderkreis", 1829; „Die Hantelübungen", 1833; „Turntafeln", 1837; „Merkbüchlein für Anfänger im Turnen", 1838; „Ueber Anlegung von Turnplätzen", 1844; „Abbildungen von Turnübungen", gezeichnet von Robolsky und Töppe, 1845.

Angerstein.

Eiselen: Joh. Christoph E., geb. 1752, erst Hüttenbeamter in Rothenburg a. d. Saale, später in Berlin als Bergrath angestellt, wo er 4. Juli 1816 starb, hat sich um die Gewinnung des Torfs und dessen Verwendung zu technischen Zwecken vielfache Verdienste erworben. Seine bezüglichen Schriften fanden als lehrreiche und werthvolle Anleitungen allgemeine Anerkennung. Sie bildeten lange Zeit die besten litterarischen Leistungen auf diesem Gebiete. Unter denselben sind hervorzuheben: „Handbuch oder ausführliche theoretisch-praktische Anleitung zur näheren Kenntniß des Torfwesens". Mit 6 Kupfern 1795. 2 Thle.; „Ausführliche Abhandlung insonderheit über das Steinkalkbrennen mit Torf, dessen Anwendung beim Mergel- und Ziegelbrennen zur Schonung der Wälder".

Mit 3 Kupfern. 1793; „Beitrag zur Anwendung des Wassers auf unterschlächtige sog. Kropfräder", 1800; „Ueber die Naturkunde des Torfs, dessen Eintheilung in Moorarten und Classen rücksichtlich auf Brennmaterial", Berlin 1815; „Betrachtungen und Aufschlüsse über den Torf als Baumaterial ꝛc." Mit 3 Kupfern. 1816.

Vgl. Lengerke, Landwirthsch. Conversationslex.; Meusel, G. T.

Leisewitz.

Eiselen: Johann Friedrich Gottfried E., Nationalökonom, geb. 21. Sept. 1785 in Rothenburg a. d. S., † 3. Octbr. 1865 in Halle, war der Sohn Johann Christoph Eiselen's (s. d.), mit dem er schon im J. 1788 nach Berlin zog. Seine erste Bildung erhielt er an dem Friedrichsgymnasium daselbst, von wo er sich im J. 1805 an die Universität Erlangen wandte, um Theologie zu studiren. Seine ausgesprochene Neigung zur Speculation führte ihn aber bald philosophischen Studien zu, denen er auch nach Beendigung seiner Universitätszeit als Erzieher des jungen Grafen v. Arnim-Boitzenburg oblag. Der deutsche Befreiungskrieg riß auch ihn aus seiner stillen Thätigkeit und er trat als freiwilliger Jäger in das Lützow'sche Corps, dessen Geschichte er später nach eigenen und fremden Aufzeichnungen niederschrieb (1841). Mit dem eisernen Kreuze geschmückt kehrte er zu friedlicher Arbeit zurück nach Berlin und wandte sich staats- und volkswirthschaftlichen Studien zu, als deren erste Frucht die „Grundzüge der Staatswissenschaft oder der freien Volkswirthschaft und der sich darauf beziehenden Regierungskunst" (1818) erschienen, „in welcher er wie von einer Anhöhe herab die unten liegende lebendige Welt zeigen wollte". Er hatte sich inzwischen an der Universität Berlin als Privatdocent habilitirt und wurde nun 1820 als außerordentlicher Professor nach Breslau berufen und schon im folgenden Jahre zum Ordinarius daselbst ernannt, wo er auch sein zweites größeres Werk: „Handbuch des Systems der Staatswissenschaft" (1828) schrieb, das ihm im folgenden Jahre einen Ruf an die Universität Halle verschaffte. Während er in seinen „Grundzügen" nur das historisch-reale Wirthschaftsleben zu erfassen sich bemühte, tritt in dieser Schrift seine Neigung zur Speculation und Systemisirung entschieden hervor. Er selbst führte das Buch ein als einen Versuch, „nicht sowol die einzelnen Staatswissenschaften nach ihrem eigenthümlichen Inhalte darzustellen und zu einem äußeren Ganzen zu verbinden, sondern vielmehr dieselben so aufzufassen, daß sie als die unterschiedenen Erscheinungen der Idee der Gerechtigkeit, wie sie den Staat erfüllt, betrachtet werden könnten". Seine besondere Neigung und Begabung für eine sorgsame Durchbildung der Systematik zeigt sich auch in seinen spätern Arbeiten, sowol in seiner Ausgabe des Jakob'schen „Lehrbuchs der Staatsfinanzwissenschaft" (1837), als insbesondere in seiner „Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besonderen Entwicklung" (1843), welch' letzterer, trotz mancher unfruchtbaren Abstractionen, das Verdienst nicht bestritten werden kann, die Bedeutung der jeweiligen volkswirthschaftlichen Organisation der bürgerlichen Gesellschaft für die Production und die Vertheilung erkannt, und auf den Zusammenhang der Wirthschaftselemente, auf das „Wirthschaftssystem der bürgerlichen Gesellschaft" aufmerksam gemacht zu haben. Eine Zeitlang widmete er sich auch den Angelegenheiten der städtischen Verwaltung in Halle, nachdem ihn die Bürgerschaft wegen seines kernigen und vertrauenerweckenden Wesens 1832 zum Stadtrath erwählt hatte. In der späteren Zeit seines Lebens ist E. auch auf dem politischen Gebiete thätig gewesen. In einer Broschüre „Preußen und die Einheitsbestrebungen in Deutschland" (1850) ist er mit viel Wärme und Klarheit für die Union eingetreten. Im J. 1862 wählte ihn die Universität Halle zu ihrem Vertreter im Herrenhause und aus demselben Jahre stammt seine

Schrift „Der preußische Staat, eine Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner gegenwärtigen natürlichen, socialen und politischen Verhältnisse“, 1862. Inama.

Eisenbach: Johann Friedrich E., geb. zu Stuttgart 2. Febr. 1728, gest. zu Tübingen 22. März 1801, Sohn des Kammerfactors und Kaufmanns Joh. Heinr. E. in Stuttgart. Er studirte zu Tübingen und Göttingen, wurde 1751 an letzter Universität Doctor beider Rechte, las später in Tübingen über die würtembergische Staatshistorie und das Staatsrecht, wurde 1753 herzoglicher Regierungsrath und geh. Secretarius in Stuttgart, 1759 Landschaftsconsulent, legte im J. 1794 seine Aemter nieder und privatisirte auf dem Schaichhof bei Tübingen. E. schrieb u. a.: „Geschichte und Thaten Ulrichs, Herzogs zu Würtemberg, mit Urkunden“, Tübingen 1754. 4.

Vgl. J. J. Moser, Schwäbische Merkwürdigkeiten 588. Haug, Schwäbisches Magazin (1777). 857. Chr. Weidlich's Biogr. Nachrichten I. (1781) 157. Meusel, G. T. 2. (1796) 185. P. Stälin.

Eisengrin: Martin E. (Eisengrein, Eysengrein), ein Gelehrter des Reformationsjahrhunderts († 1578), wurde in Stuttgart geboren und stammte von Eltern evangelischen Bekenntnisses. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, es läßt sich nicht genau ermitteln in welchem Jahre, kam er nach Wien, um daselbst Amt und Brot zu suchen; a. 1555 erscheint er in den Wiener Universitätsannalen als Doctor der Philosophie und Procurator der rheinischen Nation; der Inhalt einer von ihm a. 1558 gehaltenen Oratio academica, auf welche Denis in seinem unten angeführten Werke verweist, läßt unzweideutig erkennen, daß er dazumal bereits seinen Rücktritt zur katholischen Kirche vollzogen hatte. Im J. 1560 erscheint er als Domherr an der Bisthumskirche zu St. Stephan, von Maximilian II. wurde er zum Hofprediger ausersehen. Von Wien aus folgte er einem Rufe nach Ingolstadt als Professor der Theologie, bekleidete auch das Amt eines Vicekanzlers der Ingolstädter Universität, und erlangte nebstdem die Würden und Einkünfte eines Propstes zu Altötting und Moosburg, letztlich eines Dompropstes von Passau. Aus der Zeit seines Ingolstädter Aufenthaltes stammen mehrere in deutscher Sprache abgefaßte theologische Controversschriften und Controverspredigten; ferner: „De certitudine gratiae“ und „Historia Mariae Veteris Oettingensis“.

Ueber seinen Wiener Aufenthalt vgl. Denis, Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560 (Wien 1782), S. 548, woselbst auch seiner als merkwürdig bezeichneten Ingolstädter Rede „De cursu philosophico et paedagogico“ gedacht ist. Sein Namensgenosse Wilh. Eisengrin widmet ihm in seinem Catalogus testium veritatis eine ehrende Erwähnung. Ueber das einstmalige Verhältniß M. Eisengrin's zu P. Vergerius vgl. Denis, Buchdruckergesch., Nachtrag S. 11.

Werner.

Eisengrin: Wilhelm E., ein Zeitgenosse des vorigen und Domherr in Speier, schrieb: „De Romanis Pontificibus. — Chronologicarum rerum . . . . civitatis Spirae a Christo nato usque a. 1563 libri XVI“ (Dillingen 1563). — Seine bekannteste Leistung ist das von ihm gegen die Magdeburger Centuriatoren ins Werk gesetzte Unternehmen, in dessen Ausführung er aber nicht über zwei Centurien hinauskam (Dillingen 1566 und 1568). Der „Catalogus testium veritatis“ (Dillingen 1665) ist als Einleitung zu diesem Unternehmen anzusehen.

Werner.

Eisenhart: Ernst Ludwig August E., Rechtsgelehrter, Sohn von Joh. Friedrich E., geb. zu Helmstädt 1762, promovirte zum Doctor der Rechte zu Helmstädt 1786, trat als Privatdocent auf 1787, erlangte eine außerordentliche Professur 1788, eine ordentliche 1794, starb 2. August 1808. Schrieb mehrere

Dissertationen und Bücher, darunter: „Versuch einer Anleitung zum deutschen Stadt- und Bürgerrechte", 1791; „Die Rechtswissenschaft nach ihrem Umfange, ihren einzelnen Theilen und Hülfswissenschaften, nebst einer juristischen Encyklopädie", 1. Aufl. 1794. 2. Aufl. 1804. Muther.

Eisenhart: Johannes E., Rechtsgelehrter, geb. 18. Octbr. 1643 zu Erxleben in der Altmark, Sohn des dortigen Pfarrers, studirte seit 1663 in Helmstädt, wurde daselbst Magister artium und 1674 Licentiatus, danach Doctor der Rechte; nach Erlangung einer außerordentlichen Rechtsprofessur erhielt er die ordentliche Professur der Geschichte, Poesie und Sittenlehre, trat dann in die Juristenfacultät als ordin. prof. institutionum, iuris criminalis, pandectarum et codicis; starb als Senior der Facultät 9. Mai 1707. E. war Schwiegersohn des bekannten Rechtsgelehrten Ulrich v. Eyben, der seine Professur in Helmstädt mit einem Sitz im Reichskammergericht vertauscht hatte. Auch der Freundschaft H. Conring's konnte E. sich rühmen. Der Einfluß dieses großen Gelehrten auf Eisenhart's schriftstellerische Thätigkeit ist unverkennbar. Schon 1667 hielt E. eine Rede „De coniungendis iurisprudentiae et historiarum studiis". Seine Werke über Naturrecht sowie über Materien des Criminalrechts, des deutschen Privatrechts und Processes finden sich verzeichnet im Jöcher'schen Gelehrtenlexikon. Sein Sohn Johann Burkhard E., welcher durch eine gelehrte Schrift „De iure patrimonii dividui et individui" sich bekannt gemacht, war Archivarius und erster Canzleisecretär der Reichsstadt Speyer, Vater von Joh. Friedr. E. Muther.

Eisenhart: Johann Friedrich E., einer der bedeutendsten Juristen und zugleich Kenner und Bearbeiter des deutschen Rechtes im 18. Jahrhundert. Geb. am 15. Octbr. 1720 zu Speyer, wo sein Vater Archivar und erster Canzleisecretär der Stadt war, erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium, bezog 1739 die Universität Helmstädt, wo er zuerst philosophische und schöne Wissenschaften und von 1741 an ausschließlich die Rechte studirte. Nachdem er 1746 die Würde eines Licentiati juris erlangt hatte, besuchte er 1747 als Hofmeister eines jungen Herrn von Adel die Universität Göttingen, wurde 1748 zum Adjunct der Juristenfacultät zu Helmstädt und daselbst im gleichen Jahre zum Doctor der beiden Rechte, 1751 zum außerordentlichen Lehrer, 1755 zum ordentlichen öffentlichen Lehrer der Rechte, 1758 zum Vorsteher der herzogl. deutschen Gesellschaft und 1759 zum Hofrath ernannt. Er starb zu Helmstädt 10. Octbr. 1783.

Unter seinen zahlreichen größeren und kleineren Schriften und Abhandlungen sind besonders hervorzuheben: „Kleine Teutsche Schriften", 2 Bde., 1751 und 1753. „Institutiones historiae iuris litterariae", 1752; ed. sec. 1763; „Institutiones juris Germanici privati", 1753; die „Grundsätze der Teutschen Rechte in Sprichwörtern mit Anmerkungen erläutert", 1759 (328 Spr.) — ein Commentar zu Franz Karl Conradi's (vgl. d.) gleichbetitelter anonym erschienener Abhandlung. „Erzählungen von besonderen Rechtshändeln", 10 Bde. 1767—1779. — Die „Grundsätze ꝛc." sind ein sehr verdienstliches Werk, ungeachtet des Mangels der ersten Quellen. Auch dadurch daß bei solchen Parömien, welche in einigen Ländern insbesondere üblich und wol gar durch ausdrückliche Landesgesetze bestätigt worden waren, nicht jederzeit auch das Gesetz selbst oder wenigstens das besondere Land angeführt ist, verliert es an seinem inneren Werthe keineswegs und steht noch heute durch seine vielen brauchbaren Anmerkungen, gleich den ähnlichen Ausarbeitungen von Matthäus, Hart, Pagenstecher, Pistorius, Heineccius u. A. bei jedem Kenner der deutschen Rechte und zumal dem Erklärer älterer deutscher Rechtsparömien in verdienter Achtung. Eine zweite Ausgabe mit einigen wenigen eigenen Zusätzen und Anmerkungen

besorgte der Sohn Ludwig August E. (1792) und eine dritte Karl Eduard Otto (1823). Dieser letzte Abdruck enthält theils einige Berichtigungen, welche durch die Zeitveränderungen und die Aufklärungen, die wir den classischen Werken Savigny's und Eichhorn's in Bezug auf deutsches Recht verdanken, nöthig wurden, theils die Einschaltung mehrerer wichtiger früher weggelassener Rechtssprüchwörter.

Vgl. Pertsch, De commodis quae e Pacific. Westphal. in Theologiam redundarunt. Helmst. 1748. 4. Christ. Weidlich, Zuverlässige Nachrichten von denen jetztlebenden Rechtsgelehrten. S. 280—304. Memoria J. Fr. Eisenharti auct. J. C. Wernsdorf. Helmst. 1783. 4., woselbst auch seine sämmtlichen (48) Schriften in chronolog. Ordnung verzeichnet sind. Mittermaier, Deutsches Privatrecht S. 62 J. Franck.

Eisenhut: Thomas E., ein baierischer Tonsetzer und Musikschriftsteller, dessen Werke, soweit man sie kennt, innerhalb des Zeitraumes von 1675—1702 erschienen sind. Daß er im letztgenannten Jahre Canonicus regularis bei St. Georg in Augsburg und Capellmeister des Abts zu Kempten gewesen ist, erfahren wir aus seinem unten näher angeführten Lehrbuche für Anfänger in der Musik. An Compositionen hat er herausgegeben: „Harmonia sacra per 30 Concentus 2—7 voc.“, Aug. Vind. 1675, 4.; „Antiphonarium Marianum cont. 4 Antiphon. B. virg. Mariae 1—4 voc. c. Viol. ad lib.“, Campodun. 1676, 4.; „Offertoria de Festis 5 voc. concert. 5 instrum. 4 ripien.“, Aug. Vind. 1694, 4. Sein vorhin erwähntes Lehrbuch heißt: „Musikalisches Fundament, So auß denen berühmt und bewerthisten Authoribus eines Thails zusamen getragen; Andern Thails aber — auß Eyfer und Affection gegen der edlen Music Liebhabern eignes Fleiß elaborirt ꝛc. Durch R. D. Thomam Eisenhuet, Can. Reg. ad S. Georgij Augustae Professum. pro tempore Celsissimi Principis Campidonensis Capellae Magistrum. Editio secunda et Auctior. Ex Ducali Typogr. Campidonensi“, 1702, 4. In deutscher Sprache, nur mit lateinischen Capitel-Ueberschriften. Die erste Ausgabe scheint ganz unbekannt zu sein. Bei Lipowsky, Bair. Musiklex., lesen wir, dieses Werk sei 1702 in lateinischer Sprache herausgekommen, demnach müßte es in diesem Jahre zweimal erschienen sein, was nicht wahrscheinlich klingt. Im ersten Theile behandelt es ziemlich kurz und bündig die Anfangsgründe der Musik, der zweite Theil enthält Notenbeispiele.

v. Dommer.

Eisenlohr: Friedrich E., Architekt, geb. 23. Novbr. 1805 zu Lörrach, gest. zu Karlsruhe 27. Febr. 1855. E., der Sohn eines protestantischen Predigers, vollendete seine Studien in Karlsruhe, wendete sich aber von dem dort herrschenden classischen Zopfe Weinbrenner's ab, empfing auf einer Reise nach Italien im J. 1828 fruchtbringende künstlerische Anregungen, machte nach der Heimkehr 1830 seine Staatsprüfung als Architekt, ward 1832 Lehrer, 1839 Professor am Polytechnicum zu Karlsruhe, 1853 Director der dortigen Bauschule desselben. Gemeinschaftlich mit Hübsch ist er der Begründer der romantischen Schule in der badischen Architektur. Die fromme Richtung, die ihm vom Elternhause her eigen war, führte ihn zu der Ueberzeugung, daß der Kirchenbau die Stilformen der modernen Architektur überhaupt bestimmen müsse, für den Kirchenbau wollte er aber die Formen des classischen Alterthums als modernes Heidenthum ausgeschlossen wissen, für das habe das Christenthum in Verbindung mit dem germanischen Volksgeist den entsprechenden Ausdruck in der gothischen Baukunst gefunden. Solche Gedanken entwickelt er wiederholt, z. B. in der „Rede über den Baustil der neueren Zeit und seine Stellung im Leben der gegenwärtigen Menschheit“ (Karlsruhe 1833) und im Vorwort zu seinen „Entwürfen“ (1852). Wo er producirt, ist E. minder einseitig als in seinen theoretischen Aeußerungen. Anfangs nahm er ebenso wie Hübsch wol die mittelalterliche Baukunst zum

Ausgangspunkt, aber nicht den gothischen, sondern den romanischen Stil, der sich in der That den Anforderungen des modernen Lebens besser anbequemt. In der Folge sah er seine Arbeiten in diesem Stil nur als Vorstufen aus einer Zeit an, in welcher seine Ueberzeugung sich noch nicht zu voller Klarheit herausgearbeitet, aber in Wahrheit liegt in jenen Arbeiten seine Stärke. Hierher gehören vor allem die Hochbauten der badischen Staatsbahn, die größeren Bahnhöfe zu Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg, auch kleinere Bahnhöfe und bloße Wärterhäuser. Den romanischen Stil behandelte er nicht in primitiver Derbheit, wie Gärtner und die Münchener Schule, sondern in gefälliger Durchbildung, bei der ihm dann doch, ohne daß er es selbst merkte, die classische Schule zu Gute kam. Trefflich wußte er das Material zur Geltung kommen zu lassen, namentlich die Holzconstruction, die im Schwarzwald traditionell ist, überall das Volksthümliche, Heimathliche zu verwerthen. Auch steht ihm oft ein glückliches Farbenspiel zu Gebote. Andere Werke sind die Trinkhalle zu Badenweiler, sein Wohnhaus in der Karlsstraße zu Karlsruhe, dann im gothischen Stil die Herstellung des Schlosses Ortenburg, die evangelischen Kirchen zu Baden und zu Offenburg, die Friedhofscapelle zu Karlsruhe, diese alle aber trockener in den Formen. Sein Werk „Ornamentik in ihrer Anwendung auf Bauwerke“ enthält glückliche Motive für Schmiedearbeit und Holzbau-Details, aber bewegt sich sonst zu oft in einer naturalistischen Spätgothik. Ein Meister war er in landschaftlicher Zeichnung, bei Motiven aus dem Schwarzwalde, den Alpen, Italien, und erreichte hier eine Klarheit der Formen, einen Reiz des Vortrags, die an die Auffassung seines Landsmannes Ernst Fries erinnern. — Unter seinen Publicationen sind noch hervorzuheben „Die Hochbauten der badischen Staatsbahn“ und „Ausgeführte oder zur Ausführung bestimmte Entwürfe von Gebäuden verschiedener Gattung“.

Vgl. Badische Biographieen I. S. 220. Woltmann.

Eisenlohr: Otto E., Vetter von Wilhelm E., geb. 3. Sept. 1806 zu Karlsruhe, war von 1830—38 Privatdocent an der Universität Heidelberg und zog sich sodann ins Privatleben nach seiner Geburtsstadt zurück; er starb am 25. Juli 1853 im Bad Antogast. Unter seinen größtentheils meteorologischen Arbeiten, welche theils besonders theils in Poggendorff's Annalen erschienen, sind namentlich hervorzuheben: „Ueber das Klima und die Witterungsverhältnisse von Karlsruhe“, 1832; „Vermuthliche Witterung und deren Einfluß auf die Culturpflanzen für die Jahre 1846—53“, 8 Jahrgänge, 1845—52; „Untersuchung über den Werth der Wetterregeln“, 1847. Lommel.

Eisenlohr: Theodor E., erster Rector des Schullehrerseminars in Nürtingen (Würtemberg), ist geboren zu Herrenberg am 30. April 1805 als Sohn des dortigen Diakonus, späteren Decans in Reutlingen, Chr. Fr. Eisenlohr. Er durchlief die theologischen Lehranstalten des Landes; nachdem er seine wissenschaftliche Ausbildung durch eine Reise nach Norddeutschland, Dänemark und Schweden vollendet und einige Jahre als Repetent am theologischen Seminar in Tübingen gewirkt hatte, trat er 1833 sein erstes Amt als Diakonus in Marbach (Schiller's Geburtsort) an. Sein wissenschaftliches Interesse hatte sich bis dahin namentlich kirchenrechtlichen Studien zugewendet; er betheiligte sich noch in Marbach an der Reyscher'schen Gesetzsammlung durch Bearbeitung der Gesetze für die evangelische Landeskirche nebst einer vortrefflichen geschichtlichen Einleitung, so wie der Gesetze für die evangelische Volksschule. Letzterer wandte er sich immer mehr zu, was ihm durch Schulinspection und Leitung von Lehrerconferenzen, welches beides mit den Diakonaten meist verbunden ist, amtlich nahe gelegt war. Schon von dieser ersten Stelle aus trat er mit etlichen Freunden und Collegen zusammen, um durch die „Blätter aus Süddeutschland“ (eine

pädagogische Vierteljahrsschrift) für die Hebung des vorwärts strebenden Volksschulwesens thätig zu sein. Auch hat er dort schon durch Abstellung des Bettels und Einrichtung einer geordneten Armenfürsorge ein bedeutendes organisatorisches Talent entwickelt. Im J. 1838 wurde er als zweiter Diakonus an die Stiftskirche in Tübingen berufen. Dort fand er ein weiteres Arbeitsfeld, gründete auch neben den vielen Amtsgeschäften ein Privatschullehrerseminar und war bei der Errichtung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in der Nähe von Tübingen eines der rührigsten Mitglieder des zu diesem Zwecke gestifteten Vereins. Die Regierung konnte nicht im Zweifel sein, daß für das im J. 1843 errichtete obengenannte Seminar (das zweite in Würtemberg) in E. der tüchtigste Vorstand gegeben sei. Dort nun war er in seinem Element; selber jugendlich frisch, ein Mensch voll Begeisterung und voll reiner Herzensgüte wirkte er ungemein anregend auf die Zöglinge. Hat vielleicht gerade die Idealität, mit welcher er den Lehrberuf auffaßte, manche von den jungen Leuten etwas zu hoch gestimmt, so war er doch weit entfernt von der schon damals sich ankündigenden Tendenz, die Schule von Kirche und Christenthum zu emancipiren; es war sein erster Wunsch, daß das christlich religiöse Element immer mehr in unsern Schulen zu seinem Recht komme. Nur wünschte er ebenso dringend, daß die sociale amtliche und ökonomische Stellung der Lehrer eine angemessenere, so wie daß die pädagogische Vorbildung der Geistlichen zur Schulinspection ernstlicher und gründlicher betrieben werde. Schriftstellerisch hat er durch eine große Anzahl von Aufsätzen und Flugschriften für alle Zweige der Volksbildung zu wirken gesucht. Hervorzuheben ist seine Arbeit über „Die Idee der Volksschule aus den Schriften Schleiermacher's", 1852, der ihm auch als Theolog am meisten sympathisch war, und die Geschichte „Des Volks Israel unter der Herrschaft der Könige", 2 Thle. 1855, worin er, wesentlich nach Ewald'scher Weise, zeigen wollte, wie die biblische Geschichte ebenso in wahrhaft historischem, als pragmatischem und nationalem Sinn im Unterricht fruchtbar gemacht werden könne. — Das Jahr 1848 hat auch in seinem Leben eine tiefe Spur hinterlassen. Er wurde von Nürtingen in die Ständekammer gewählt, wo er auf die Seite des damaligen Liberalismus sich stellte; 1849 sandte man ihn als Abgeordneten nach Frankfurt, das er aber nicht erreichte, weil bereits das Rumpfparlament nach Stuttgart unterwegs war. Er schloß sich diesem an und erlebte mit Uhland die Sprengung desselben in Stuttgart. Es war ein Glück, daß er von da an sich nicht mehr an politischer Thätigkeit betheiligte; er sah selber ein, daß seine politischen Parteigenossen den reinen Ideen, die er von Hebung und Beglückung des Volkes in sich trug, viel weniger entsprachen, als er erwartet hatte. Der Rest seines Lebens war vollständig wieder seinem Beruf geweiht; nur insofern erlitt dieser eine Ausdehnung, als er zu den Prüfungen der Schulcandidaten und später noch zu den Sitzungen des Consistoriums in Schulsachen beigezogen wurde; dieser Zweig seiner Thätigkeit trug ihm den Titel eines Oberschulraths ein. Im J. 1868 erlebte er noch die hohe Freude, das 25jährige Jubiläum seines Seminars mit einer großen Zahl ehemaliger Zöglinge feiern zu dürfen. Aber ehe sich dieser Tag jährte, war seinem Leben das Ziel gesteckt. Nach wiederholten Kopfleiden starb er am 31. August 1869, als er eben in Zürich zur Erholung bei einer dort verheiratheten Tochter war, an einem Hirnschlag. Seine Leiche wurde nach Nürtingen gebracht, seit dem 13. Nov. 1872 steht seine in Marmor ausgeführte Büste im großen Saal des Seminars. Palmer.

Eisenlohr: Wilhelm Friedrich E. wurde 1. Jan. 1799 zu Pforzheim geboren und erhielt seine Schulbildung in Durlach. Als Schreiber erwarb er sich die Mittel, um die Universität Heidelberg zu beziehen (1817), wo er sich

dem Studium der Mathematik und Physik mit solchem Eifer widmete, daß er bereits 1819 zum Lehrer dieser Fächer am Lyceum zu Mannheim ernannt werden konnte. Nachdem er 21 Jahre lang in dieser Stellung erfolgreich gewirkt, übernahm er 1840 die Professur der Physik an der polytechnischen Schule in Karlsruhe, und daneben, während der ersten 15 Jahre seiner dortigen Thätigkeit, den physikalischen Unterricht in den obersten Lycealclassen. Nachdem im J. 1865 die Beschwerden des Alters ihn genöthigt hatten in den Ruhestand zu treten, erlag er zu Karlsruhe am 9. Juli 1872 einem Herzleiden. Unter seinen wenig zahlreichen aber werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten ragt besonders hervor seine „Bestimmung der Wellenlängen der ultravioletten Lichtstrahlen mittelst des Beugungsspectrums" (Pogg. Annalen Bd. 98). Sein im J. 1836 zuerst erschienenes treffliches „Lehrbuch der Physik" fand die weiteste Verbreitung, er selbst besorgte noch die 1872 nöthig gewordene 10. Auflage. E. gründete zu Mannheim die erste Gewerbeschule Badens, und erwarb sich überhaupt um die Förderung des technischen Schulwesens des Großherzogthums große Verdienste.

Unsere Zeit VIII. 2. 1872. — Döll in v. Weech's Badischen Biographieen I. 223 ff. Sommel.

Eisenmann: Gottfried E., Arzt und Politiker, geb. 20. Mai 1795 zu Würzburg und † 23. März 1867 daselbst. Der Sohn eines armen Handwerkers zeigte er schon früh bedeutende Anlagen und widmete sich 1810 in seiner Vaterstadt dem Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er aber im Befreiungskriege 1813/15 ehrenvoll mitgekämpft, ging er zum Studium der Medicin über und erlangte nach Ablegung glänzender Examina 1819 den Doctorgrad und 1822 die Befugniß zur ärztlichen Praxis in Würzburg. Die nach den Freiheitskriegen allgemeine Begeisterung für den Wiederaufbau eines eigenen und freien deutschen Reiches theilend, wurde E. 1818 Mitstifter der Burschenschaft in Würzburg und 1821 Mitglied des sogenannten Bundes der Jungen, bei dessen Zusammenkünften in Erlangen, Jena &c. er nicht fehlte. Die Theilnahme an dieser niemals fest organisirten Verbindung führte 1823 zu Eisenmann's Verhaftung und zur Anklage auf Hochverrath und erst im Mai 1825 erlöste ihn der Spruch des Appellationsgerichts des Isarkreises, welches den Thatbestand des Hochverraths für nicht genügend begründet erklärte, aus der Haft im Münchener Untersuchungsgefängniß. Die trotz dieser Freisprechung über ihn verhängte einjährige Verbannung Eisenmann's aus seiner Heimathgemeinde in eine kleine fränkische Stadt wurde vor Ablauf der Frist wieder aufgehoben. 1828 begründete E. ein neues, im constitutionell-monarchischen und deutschpatriotischen Sinne redigirtes politisches Journal, das baierische Volksblatt, das, obschon Oppositionsblatt, wenigstens anfangs sich der Gunst König Ludwigs erfreute. Der König hatte sogar E. zum Redacteur einer baierischen Staatszeitung, für welche dieser auf sein Verlangen einen Plan ausgearbeitet hatte, ausersehen. Aber Eisenmann's Unabhängigkeitssinn ließ ihn diese Stellung ablehnen und andere Versprechungen von der Hand weisen, welche ihm für eine regierungsfreundlichere Tendenz seines Blattes geboten wurden. Obschon das Volksblatt auch nach der Julirevolution den gesetzlichen Boden nicht verließ, wurde es doch 1832 unterdrückt und E. eines der schwerstbetroffenen Opfer der damaligen Reaction; man verhaftete ihn, obwol schwer krank, im September 1832, hielt ihn länger als vier Jahre in München in strenger Untersuchungshaft und verurtheilte ihn wegen des Hochverraths, den er durch einen einer andern censirten Zeitschrift entnommenen Artikel begangen haben sollte, zur Abbitte vor dem Bildniß des Monarchen und zu Zuchthaus auf unbestimmte Zeit. Er wurde zur Verbüßung seiner Strafe zuerst auf die Veste Oberhaus bei Passau, später auf die Veste Rosenberg bei Kronach gebracht, anfangs in strenger Haft, seit 1841 milder gehalten, und erst 1847 öffneten sich

dem durch die 15jährige Haft siechen und körperlich gebrochenen Manne die Pforten des Gefängnisses durch Begnadigung, um welche zu bitten er selbst nie vermocht werden konnte. Eisenmann's Schicksal erregte allgemeine Theilnahme in Deutschland, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß das Frühjahr 1848 ihm eine gewisse Sühne für die erlittenen Leiden in Gestalt von Ehrenbezeugungen brachte, die übrigens — wie z. B. das Ehrendiplom des ärztlichen Vereins zu München und der medicinischen Gesellschaft beweist — dem wissenschaftlich verdienten Mann auch in der Kerkerhaft nicht gefehlt hatten. Die Stadt Nürnberg, in welcher er seinen Wohnsitz genommen hatte, entsandte ihn zum Frankfurter Vorparlamente, in welchem er bereits in der ersten Sitzung seine constitutionell-monarchischen Gesinnungen, denen er trotz seiner bitteren Erfahrungen treu geblieben, bethätigte und wesentlich zur Förderung der baldigen Berufung eines deutschen Parlaments beitrug. Die Wahl Eisenmann's in den Fünfziger Ausschuß des Vorparlaments, die Ovationen auf der Frankfurter Reise und bei der Ankunft, die Wiedereinsetzung in die volle Rechtsfähigkeit durch das baierische Amnestiegesetz vom 15. April 1848 und die auf Antrag der Kammern bald darauf erfolgende Entschädigung von 15000 Gulden aus der Centralstaatscasse für die erlittene Haft, die theils einstimmig, theils mit großer Mehrheit geschehende Wahl zum deutschen Parlamente in Frankfurt von Seiten sechs fränkischer Wahlbezirke, endlich die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Nürnberg — das waren alles versöhnende Momente, freilich aus einer Zeit, in der es auch an Anfeindungen seitens der politischen Gegner beider Seiten nicht fehlte. In den Mai 1848 fällt auch Eisenmann's Verheirathung mit seiner Jugendgeliebten, welche ihm in den späteren Jahren eine treue Stütze und Pflegerin geworden ist. Im Frankfurter Parlament, in dem er den Würzburger Wahlkreis vertrat, entwickelte der kleine, bewegliche, blaß und kränklich aussehende Mann einen ungewöhnlichen Grad von Thätigkeit, der von größerer Bedeutung hätte werden können, wenn E. einer Partei sich einzuordnen verstanden hätte und nicht stets seinen eigenen Anschauungen gefolgt wäre, ein Umstand, der die Satire beider Seiten der Versammlung heraufbeschwor, welche das Wirken des selbst von seinen Gegnern als redlich und von bestem Willen beseelt anerkannten Mannes mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu umgeben drohte, wozu eine im Fünfziger Ausschusse gebrauchte und später in umgekehrter Richtung wiederholte Phrase des Reactionssehens und manche Aeußerlichkeiten Handhaben boten. Seinen Abstimmungen nach gehörte er zum linken Centrum; doch hielt er sich, nachdem ihm selbst die Bildung eines linken Centrums mißlungen, zum Casino (rechtes Centrum), von dem er sich jedoch bei wichtigen Abstimmungen wiederholt isolirte, um sich, sobald ihm die Ereignisse in Oesterreich-Ungarn das Herannahen der Reaction klargemacht, völlig davon zu trennen und wie früher den Revolutionären, so jetzt den Feinden der Märzerrungenschaften entgegenzutreten, deren Triumphe die von ihm im Verein mit Raveaux und Trütschler ausgehende Gründung der Märzvereine nicht zu hemmen vermochte. Noch in der letzten Sitzung des Parlaments in Frankfurt, in welcher er gegen die Verlegung der Versammlung nach Stuttgart protestirte, sprach er die Ueberzeugung aus, daß die Beseitigung des Erbkaisers Deutschlands Einheit retten könne. Dann legte er sein Mandat nieder, um sich von da ab in Würzburg bis an sein Lebensende seinem Berufe und besonders wissenschaftlichen Studien zu widmen, wie ihm solche schon vor und namentlich im Laufe seiner Festungszeit einen ansehnlichen Ruf als medicinischer Schriftsteller gebracht hatten, was die erwähnten Ehrendiplome, zu denen 1856 noch das des Vereins deutscher Aerzte zu Paris kam, erweisen.

Als medicinischer Schriftsteller ist E. der fruchtbarste und neben C. H. Fuchs

der hauptsächlichste Vertreter der systematisirenden Richtung der naturhistorischen Schule. Nur die Arbeiten vor der zweiten Gefangenschaft, unter denen „Der Tripper in allen seinen Formen und Folgen", 1830, am bekanntesten geworden, haben einige praktische Bedeutung gehabt. Die meisten Werke Eisenmann's entstammen aber der langen Haft und sind, da sie sich ja schon der äußeren Verhältnisse wegen nicht auf eigene Beobachtung stützen konnten, fast ausschließlich theoretisirend und höchstens wegen der darin niedergelegten ausgedehnten Bücherstudien für die historische Pathologie von Werth. E. hat darin eine monographische Bearbeitung verschiedener Familien des von ihm aufgestellten natürlichen Systems der Krankheiten (ausführlich mitgetheilt in Eisenmann's 1835 erschienener Schrift „Die vegetativen Krankheiten und die entgiftende Heilmethode") gegeben, und zwar zuerst der Kindbettfieber (1834), dann der Krankheitsfamilien Pyra (1834), Typhus (1835), Cholosis (1836), Typosis (1839) und Rheuma (1841). Aus der Festungszeit stammt auch eine Anzahl von kleineren Abhandlungen in medicinischen Zeitschriften, eine Bearbeitung der Heilquellen des Kissinger Saalthales (1837), eine populäre Schrift gegen die Homöopathie (1836), eine Abhandlung über Hirnerweichung (1842) und mehrere Uebersetzungen von bedeutenderen ausländischen medicinischen Werken (z. B. Ricord, Becquerel und Rodier, Durand Fardel). Auch in der Periode nach den Parlamentstagen veröffentlichte E. außer diversen eigenen selbständigen Schriften, meist Monographien — Pathologie und Therapie der Rheumatosen (1861), Bewegungsatarie (1863) — mehrere Uebersetzungen französischer und englischer medicinischer Autoren. Die letzte wissenschaftliche Schrift Eisenmann's betrifft das Friedrichshaller Bitterwasser. Ein weit größeres Verdienst als durch seine eigenen wissenschaftlichen Werke hat sich E. durch die Redaction des von Canstatt gegründeten Jahresberichtes über die Leistungen und Fortschritte der gesammten Heilkunde aller Länder erworben, welchen er zuerst in Gemeinschaft mit Canstatt, dann allein und von 1851 an in Verbindung mit Virchow und Scherer und unter Mitwirkung der namhaftesten Fachgelehrten herausgab. — Von nicht medicinischen Schriften ist eine kleine Arbeit: „Die Parteyen der teutschen Reichsversammlung" als Quelle zur Geschichte des Frankfurter Parlaments und Eisenmann's Stellung zu den Parteien hervorzuheben.

Verzeichnisse der medicinischen Schriften bei Callisen, Med. Schriftst.-Lex. VI. 13. XXVII. 439 ff. — Engelmann, Bibl. chir. 144. Suppl. 58. Nekrolog in St. Würzb. Ztg. 1867, 141—143 und als Anhang zu Jahrgang 1865 des Jahresber. f. d. ges. Medicin; außerdem vergl. die polit. Zeitungen von 1830—49 und die Werke von Laube, Biedermann u. a. über die deutsche Reichsversammlung von 1848/49. Th. Husemann.

Eisenmenger: Johann Andreas E., geb. 1654 zu Mannheim, wo sein Vater kurfürstlich-pfälzischer Einnehmer war (über s. Vorfahren s. Rödiger in Ersch und Gruber Encykl. I, 33, S. 11), ward ausgebildet zu Heidelberg im Collegium Sapientiae. Dort durch hebräische Sprachkenntniß ausgezeichnet, ward er vom Kurfürsten Karl Ludwig zu einer Reise in den Orient ausersehen, zu der er sich in Holland und England weiter vorzubilden beschloß. Da inzwischen der Kurfürst starb, ging er 1680 nach Amsterdam zurück, wo er das Studium der morgenländischen Sprachen eifrig fortsetzte. Hier hörte er Lästerworte des Rabbiners David Lide gegen das Christenthum und erlebte es, daß im J. 1681 drei Christen, deren einer ein Studiosus von Prag war, sich beschneiden ließen (Entdecktes Judenth. II. 996). Das veranlaßte ihn, Stoff zu einem großen polemischen Werk gegen das Judenthum zu sammeln. Er ging nach Heidelberg zurück, mußte aber bei der Einnahme der Stadt durch die Franzosen 1693 flüchten und begab sich mit dem Hofe nach Frankfurt a./M., wo er das Amt eines

Registrators bei der kurfürstlichen Canzlei verwaltete. — Nachdem er 19 Jahre lang gesammelt hatte, entschloß er sich zur Herausgabe seines Werkes. Der Kurfürst Johann Wilhelm gab seine Einwilligung dazu und ernannte ihn zum Professor der orientalischen Sprachen zu Heidelberg. Als der Druck schon fast beendigt war, wußten die Juden nach einander drei Verbote des Kaisers gegen die Veröffentlichung des Werkes auszuwirken. Und so lag denn fast die ganze Auflage (2000 Exemplare) unter Arrest zu Frankfurt. Die Juden boten ihm 12000 Fl. dafür, er aber wollte 30000 Fl. haben. Ueber diesen Verhandlungen starb E. dahin, ein Schlagfluß raffte ihn am 20. Dec. 1704 hinweg. Nach wiederholten Vorstellungen beim Kaiser (s. Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten. 3. Thl. S. 1 ff.) und nachdem 1711 schon ein anderweiter Druck besorgt war, gelang es endlich die Frankfurter Exemplare wieder frei zu bekommen. So erschien denn nunmehr das Buch, jedoch mit der Jahreszahl 1700, unter dem Titel: „Das bei 40 Jahr von der Judenschaft mit Arrest bestrikt gewesene nunmehr aber durch Autorität eines hohen Reichsvicariats relaxirte J. A. Eisenmenger's Entdecktes Judenthum oder gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die hohe heilige Dreyeinigkeit Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, erschrecklicher Weise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttlich durchziehen und die gantze Christenheit auf das äußerste verachten und verfluchen; dabey noch viele andere bishero unter den Christen entweder gar nicht oder nur zum Theil bekannt=gewesene Dinge und große Irrthüme der jüdischen Religion und Theologie wie auch viel lächerliche und kurtzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen; Alles aus ihren eigenen und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdroßenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Anziehung der hebräischen Worte und deren treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach kräfftiglich erwiesen".

Im Beginn des ersten Theils steht das Verzeichniß der Quellen. Es sind 182 hebräische, 13 deutsch=hebräische und 8 Bücher von bekehrten Juden daselbst von ihm aufgezählt. Im Ganzen ist es eine Sammlung der Scandalosa. Manches ist mißverstanden, manches verdreht, manches durch gehässige Consequenzmacherei erst in das Judenthum hineingetragen. Aber auch wenn das letztere nicht wäre, eine richtige Erkenntniß des Judenthums konnte ein Werk nicht bringen, das sich lediglich die Schilderung der Schattenseite zur Aufgabe gestellt hatte. Judenhaß wird es in unserer Zeit nicht mehr erregen, da die Stimmung fehlt, aus welcher es hervorging und welche es voraussetzte. Bedenklicher ist, daß noch immer christliche Gelehrte es wie eine Art Quelle behandeln, aus der man die Erkenntniß jüdischer Dinge schöpfen könnte und sich in Folge dessen des Studiums der wirklichen Quellen überhoben erachten. — Außerdem besorgte E. im Verein mit Leusden eine unpunktirte hebräische Bibel, Frankfurt a./M. 1694. — Sein „Lexicon orientale harmonicum" blieb ungedruckt.

Siegfried.

Eisenschmidt: Johann Caspar E., Geodät und Mediciner, geb. 15. Sept. (nach Andern 25. Sept., oder 15. Nov.) 1656 zu Straßburg, † 5. (od. 4.) Dec. 1712 ebenda. Sohn eines wirklichen Eisenschmiedes von großem Ansehen, widmete er sich auf Wunsch seines Vaters den Wissenschaften und erwarb 1676 die philosophische Doctorwürde mit einer Dissertation „De umbilico terrae". Nun erst begann er ein neues Studium, das der Arzneiwissenschaften, und erwarb sich 1684 auch deren Doctorwürde auf Grund einer Abhandlung „De scrofulis". Während 12 Jahren war er praktischer Arzt, doch eine Verletzung, welche er sich 1696 durch einen schweren Fall zuzog, nöthigte ihn, diese Gattung von Thätigkeit aufzugeben, worauf er sich einzig auf Mathematik verlegte. Um seiner

Verdienste in dieser Wissenschaft willen ernannte ihn die Pariser Akademie zu ihrem Mitgliede. Von seinen Schriften hat die dem Datum nach jüngste „De ponderibus et mensuris veterum Romanorum etc.", welche 1708 und 1737 in zwei Auflagen erschien, großen Werth für die Alterthumswissenschaft. Seine Autorschaft wird zwar von Jöcher (Allgem. Gelehrten-Lexikon) bestritten, doch wie es scheint mit Unrecht. Wenigstens nennt E. sich in der Vorrede in bestimmtester Weise als Verfasser. Vorher 1700 gab E. die Kepler-Bartsch'schen Logarithmentafeln neu heraus. Am bekanntesten ist das älteste Werk: „Diatribe de figurâ telluris elliptico sphaeroida" 1691, in welchem E. der Newton-Huyghens'schen Annahme von der abgeplatteten Gestalt der Erde gegenüber deren Eiform behauptete. Die Eisenschmidt'sche Behauptung wurde von De Lagny und anderen zuerst im Journal des Sçavans für 1691, p. 648 bekämpft, von E. in derselben Zeitschrift für 1692 und in den Memoiren der Pariser Akademie lebhaft vertheidigt. Erst die Gradmessungen von 1737 entschieden die Streitfrage endgültig zu Gunsten der Newton'schen Annahme.

Acta Eruditorum pro MDCCXIII, pag. 280—284. — Haag, La France Protestante, Paris 1860, Vol. IV, pag. 535. Cantor.

Eisenstein: Ferdinand Gotthold Max E., Mathematiker, geb. 16. April 1823 zu Berlin, † 11. Oct. 1852 ebenda. Sohn einer seit Geschlechtern dem Handel ergebenen Familie hatte E. manche häuslichen Schwierigkeiten zu bekämpfen, bevor er sich überhaupt dem Studium, und nun gar einem so ganz von praktischen Lebenszwecken abseits führenden Studium widmen durfte, wie das der Mathematik ist. Vielleicht trugen diese Mißhelligkeiten dazu bei, daß er von den anstrengenden geistigen Arbeiten, die er vollbrachte, nicht im Kreise der Familie sich erholte, sondern in bedauernswerther Weise nach Zerstreuungen jagte, welchen sein Körper nicht gewachsen war. So ist Eisenstein's Leben kurz und inhaltsvoll, eine wahre Folge von Unregelmäßigkeiten gewesen. Die Universität bezog er ohne das Maturitätsexamen bestanden zu haben, den Grad eines Doctors erhielt er von der Universität Breslau wieder ohne sich einer Prüfung unterzogen zu haben. Seit 1847 war er Privatdocent an der Universität zu Breslau, seit dem 24. April 1852 ordentliches Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, als welcher er am 1. Juli seine Antrittsrede hielt, ein Vierteljahr später starb der geniale Mathematiker, den ein Gauß so sehr seiner Freundschaft gewürdigt hatte, daß er eine Sammlung Eisenstein'scher Aufsätze, welche 1848, also noch während des Lebens des Verfassers, in Berlin erschien, mit einer Vorrede einleitete, und sich gesprächsweise einmal äußerte, es habe nur drei epochebildende Mathematiker gegeben: Archimed, Newton, Eisenstein. Die Abhandlungen, welche E. seit 1843 in rascher Aufeinanderfolge erscheinen ließ, bilden eine Zierde der sie enthaltenden Bände von Crelle's Journal (Bd. XXVII bis XLI). In seinem letzten Lebensjahre veröffentlichte er auch noch zwei Abhandlungen in den Monatsberichten der Berliner Akademie. Der Inhalt seiner Arbeiten ist meistens der Zahlentheorie entnommen, insbesondere der Theorie der cubischen Formen, welche in E. gewissermaßen ihren Schöpfer fand. Auch den elliptischen Functionen wandte er sich mit Erfolg zu, besonders das Grenzgebiet bearbeitend, auf welchem die Theorie dieser Functionen an die Zahlentheorie anstößt. Dort fanden auch mannigfache nicht immer ganz freundliche Begegnungen mit C. G. J. Jacobi statt. Der erste mathematische Versuch des 15jährigen E. (abgedruckt in Crelle's Journal. Bd. XXVIII. S. 49—52) beschäftigt sich mit einer ins Unendliche fortgesetzten Potenzirung. Seine letzte Abhandlung (Monatsberichte der Berliner Akademie 1852. S. 441—443) gilt folgendem Satze, den er mit Hülfe der Methode der unbestimmten Coefficienten leicht bewiesen haben will: Jede explicit oder implicit gegebene algebraische

Function liefert, in eine unendliche nach ganzen Potenzen einer allgemeinen Größe fortlaufende Reihe entwickelt, solche Zahlencoefficienten der einzelnen Glieder, in deren Nenner nur bestimmte von einer gewissen als von der Null verschieden vorausgesetzten Determinante abhängige Primzahlen vorkommen. Die Reihe besteht also bei irgend einem im Voraus anzugebenden Werthe der allgemeinen Größe aus lauter ganzzahligen Gliedern, und wo dies nicht eintrifft, war die Function keine algebraische. Würde dieser Satz bestätigt, so wäre damit der bisher, trotz der Bemühungen von Prof. Heine in Crelle's Journal, Bd. XLV. S. 285—302, noch vermißte Beweis geliefert, daß die Basis des natürlichen Logarithmensystems und manche andere Constanten der Analysis nicht in algebraischer Weise gebildet oder definirt werden können. Cantor.

Eisenstuck: Bernhard E., des folgenden Neffe, geb. 1806 in Annaberg, als Mitinhaber eines Fabrikgeschäfts und Vorsteher der Stadtverordneten in Chemnitz, einer der Hauptagitatoren für eine nationale Handelspolitik, wenn auch in schutzzöllnerischem Sinne, 1848 Mitglied des Vorparlaments und, von Chemnitz gewählt, der Frankfurter Nationalversammlung, in welcher er der Linken angehörte. Im Mai als Reichscommissar in die insurgirte Pfalz gesendet, wurde er wegen Uebertretung seines Mandats abberufen. Als Vicepräsident des Rumpfparlaments ging er mit diesem nach Stuttgart, trat aber noch vor der gewaltsamen Auflösung desselben aus und begab sich nach Belgien. Nach längerer Abwesenheit von dort in seine Heimath zurückgekehrt, wirkte er als Abgeordneter im sächsischen Landtage, wo er der numerisch noch schwachen freisinnigen Partei durch die Autorität seines Namens und die Entschlossenheit seines Auftretens erhöhte Bedeutung verlieh. Er starb als Director der Actienspinnerei zu Wiesenbad bei Annaberg 5. April 1871. Flathe.

Eisenstuck: Christian Gottlob E., geb. 3. Oct. 1773 zu Annaberg, seit 1798 Advocat in Dresden, 1815 Mitglied der zur Ausarbeitung eines Strafgesetzbuchs niedergesetzten Commission, 1820 Obersteuerprocurator, 1821 Vertheidiger des der Theilnahme an der Ermordung des Malers Kügelchen angeklagten Soldaten Fischer, den er nach dessen Freisprechung muthig gegen die Wuth des Pöbels schützte, verfaßte als Mann des öffentlichen Vertrauens bei den Septemberunruhen die Petition der Bürgerschaft von Neustadt-Dresden um Abstellung der öffentlichen Mißstände, wirkte 1830 bei der Neugestaltung Sachsens mit und vertrat von 1831—47 Dresden in der zweiten Kammer, deren Vicepräsident er war und in der er sich zu den Grundsätzen eines gemäßigten Liberalismus bekannte; † 31. Mai 1853. Flathe.

Eiserbeck, herzogl. anhalt-dessauischer Hofgärtner, geboren zu Kliecken (unweit Dessau), wo sein Vater als Gärtner in den Diensten des Rittergutsbesitzers stand. Er besuchte als reisender Gartengehülfe Holland, ging sodann nach England und Frankreich, überall studirend, verheirathete sich in Holland und wollte sich daselbst als Handelsgärtner und Blumist niederlassen, als ihn der damalige Fürst (später Herzog) Leop. Friedr. Franz von Anhalt-Dessau bei Gelegenheit eines Besuches in Kliecken kennen lernte und in seine Dienste nahm. E. leitete darauf die ersten Anlagen von Wörlitz (1768) und legte nachher Luisium, Lustgarten, Sieglitzer-Berg, Promenadenwall, Zerbster Straße, die Obstplantagen am Elbwall, das Georgium u. a. in und um Dessau an. Ihm verdankt also die herzogliche Residenz in hohem Grade den landschaftlichen Schmuck, durch den sie weithin berühmt ist. Er bildete viele bedeutende Schüler; von seinen beiden Söhnen war der ältere königl. Hofgärtner in Charlottenburg, der jüngere herzogl. Obergärtner in Gotha. Er selbst starb hochbejahrt angeblich 1816 (?) in Dessau.

Hosäus.

Eisler: Tobias E., geb. 2. April 1683 zu Nürnberg, Sohn eines Goldarbeiters, studirte in Altorf und Halle Jurisprudenz, ward Kammersecretär bei einer verwittw. Herzogin von Sachsen-Eisenach zu Altstädt in Thüringen, kehrt 1712 nach Nürnberg zurück, gibt die Juristerei auf und widmet sich in der Stille theils der Erziehung einiger Kinder, theils den schwärmerischen Lehren seines Landsmannes und Zeitgenossen, des Nürnberger Perrückenmachers und Theosophen Johann Tennhardt († 1720), dessen eifrigster Anhänger, Apologet und Biograph er wurde. Um ganz diesen theosophischen Lehren und pietistischen Bestrebungen sich hingeben zu können, gibt er sein Nürnberger Bürgerrecht auf (1718), reist eine Zeit lang umher und läßt sich zuletzt (1719) in Helmstädt nieder, wo er viel Gutes stiftete durch Unterricht von armen Kindern und 1735 durch Errichtung einer Armenschule, die dann später vom Herzog bestätigt und erweitert wurde. Wegen seiner schwärmerisch pietistischen Richtung hatte er viele Anfechtungen zu leiden, gegen die er sich 1742 in einer „obrigkeitlich abgeforderten Verantwortung“ vertheidigt; † 8. Oct. 1753 in Helmstädt. — Er schrieb eine Menge meist kleiner zum Theil nicht uninteressanter Schriften und Tractate pädagogischen oder erbaulichen Inhalts, welche die Werke seines Meisters Tennhardt an Klarheit und Tiefe jedenfalls übertreffen. Ein Verzeichniß derselben siehe bei Walch und Jöcher-Adelung; hier nenne ich nur einige der am meisten charakteristischen: „Grundregeln der deutschen Orthographie“, 1718; „Jesus als kostbarstes Weihnachtsgeschenk“; „Ermahnung zum rechten Gebrauch der Gnade Gottes“; „Exempel und Lehren rechtschaffener Thatchristen“; „Allgemeine Seelenkur“, 1721—28; „Tennhardt's Leben“; „Apologia Tennhardiana“, 1724; „Zeugniß vom inneren Wort Gottes“; „Mysterium magnum“; „Christl. Schulordnung“, 1736; „Nachricht von der Annakinderschule in Helmstädt“, 1737 u. 1742 ff.

Will, Nürnb. Gel.lex. Th. 1 u. 5. Meusel, Lex. Schlegel, Forts. von Mosheim's Kirchengesch. des N. Test. Bd. VI. Klemme, Bedeutung Tennhardt's in Jhrbb. f. histor. Theol. 1868. II. S. 281 ff. Wagenmann.

Eislinger: Ulrich E., Meistersänger in Nürnberg im 16. Jahrhundert. Er war seines Handwerks Schwertfeger daselbst. Meistergesänge von ihm enthält eine in Privatbesitz des Kaisers Franz Josef von Oesterreich befindliche, von Peter Heiberger geschriebene Hdschr. Von ihm wird der lange Ton, der schlecht lange Ton, der überlange Ton, und die Meienweis angeführt.

Vgl. Schröer, Meistersinger in Oesterreich in Bartsch's Germanistischen Studien II. (Wien 1875) S. 223. K. B.

Eismann: Johann Anton E., Maler, geb. zu Salzburg 1604, besuchte später München, wo er für den Hof arbeitete, dann Venedig. Von hier wandte er sich nach Verona, besuchte mehrmals Deutschland, kehrte jedoch immer wieder nach Italien zurück und starb zu Venedig im J. 1698. E. malte Landschaften, auch Marinen und Schlachten, ziemlich im Stile Salvator Rosa's; sie tragen mehr oder weniger ein decoratives Gepräge. Aehnlich sind auch die Bilder seines Adoptivsohnes Karl, der ursprünglich Brisighella hieß.

W. Schmidt.

Eißner: Joseph E., Kupferstecher, geb. zu Wien 15. Oct. 1788, † daselbst 2. Mai 1861. Sein Vater, einer der tüchtigsten Schüler Maurer's, war Zeichner bei der k. k. General-Ober-Hof-Baudirection. E. sollte sich dem Studium widmen, wandte sich jedoch gleich seinem Vater der Kunst zu. Er trat 1802 in die Akademie ein und bildete sich unter der Leitung Maurer's im Zeichnen. Schon 1805 erhielt er an der Akademie einen ersten Preis. Nachdem er im J. 1804 die Antike studirte, trat er 1805 in die unter Schmutzer's Leitung stehende Kupferstecherschule, radirte und stach nun unter Aufsicht

Schmutzer's und nach dessen Tod unter jener Leybold's verschiedene Blätter. Im J. 1810 erhielt er abermals den ersten Preis; einige Jahre später arbeitete er bereits als gesuchter Künstler für verschiedene Kunsthändler, hauptsächlich für Müller in Wien; 1822 wurde er Professor der freien Handzeichnung an der Wiener-Neustädter Akademie. Sein Werk ist ziemlich reichhaltig; seine vorzüglichsten Blätter sind nach Correggio, Füger, Fischer, Rafael, Rembrandt, Rhomberg, del Sarto, Schnorr v. Carolsfeld u. A.

Hormayr's Archiv 1823. Nr. 156. — Nagler's N. Künstlerlex. 4. 101 f. — Todtenprotokoll 1861. Käbdebo.

Eisner: Karl E., geb. am 19. Juni 1802 in Pulsnitz bei Dresden, erhielt den ersten Musikunterricht von dem dortigen städtischen Organisten im Clavierspiel, von einem älteren Bruder auf der Violine. Im J. 1815 kam er in die Lehre zu den Stadtmusikern Krebs und Zillmann nach Dresden, wählte das Waldhorn als Hauptinstrument und folgte 1821 einem Engagement an die kaiserl. Theater nach Petersburg, wo er abwechselnd als Tenorposaunist, Trompeter, Waldhornist und erster Geiger wirkte. Im J. 1833 verließ E. mit einer Pension von 2000 Rubel Bk. Rußland und gründete nun durch zahlreiche Kunstreisen seinen Ruf als vorzüglicher Hornvirtuos. 1836 trat er als Hornist in die königl. sächsische Capelle ein, nahm aber schon 1837 wieder seinen Abschied, concertirte einige Jahre und ging Ende 1844 abermals nach Petersburg, wo er als Hornist beim kaiserl. italienischen Theater engagirt wurde. Klimatische Verhältnisse veranlaßten ihn, 1849 diese Stellung aufzugeben. Nachdem er einige Zeit in Helsingfors gelebt, wendete er sich 1850 abermals nach Dresden, wo er 1853 als königl. Kammermusikus und erster Hornist in die königl. Capelle kam, 1871 pensionirt wurde und am 23. Jan. 1874 starb. E. war auf seinem Instrument ein Virtuos ersten Ranges. Mit gleicher technischer Sicherheit blies er auf dem einfachen wie Ventilhorn, wobei er einen erstaunlichen Umfang, namentlich in der Tiefe, sowie schönen Ton und geschmackvollen Vortrag entwickelte. Im Besitz einer tüchtigen musikalischen Bildung hat er viel componirt: Solostücke für Horn, Entreacte, Quartette, eine Sinfonie ꝛc. Von seinen im Druck erschienenen Werken sind folgende zu erwähnen: „Introduction und Polonaise für Horn mit Orchester, op. 9" (Leipzig, Breitkopf und Härtel); „Scene und Arie für Horn, op. 10" (Leipzig, Kistner). Fürstenau.

Eitzing: Michael Freiherr v. E. (Eytzing, Aytzing), gewöhnlich Eytzinger, lateinisch Aitsingerus, aus Oesterreich, Diplomat und Chronist. Man kennt weder das Geburts- noch Todesjahr. Er lebte noch 1593, starb jedoch bald nachher, etwa im Alter von 60 Jahren. Sohn des Freiherrn v. E. von Schattenthal, bezog er die Hochschule in Löwen, wo er sich den mathematischen und Rechtsstudien vorzugsweise widmete. 1557—60 brachte er zur Zufriedenheit einen Vergleich über Besitzungen seiner Familie in Frankreich zu Stande. 1563 besuchte er im Auftrage des Kaisers Ferdinand II. die Kirchenversammlung in Trient. Auch von Maximilian II. wurde er in den Staatsdienst gezogen. 1566 wohnte er dem Reichstage in Augsburg bei. 1568 sandte ihn der Kaiser zum Herzog von Alba nach Brüssel, hier wurde er am 5. Juni Zeuge der Hinrichtung der Grafen von Egmond und Horn. Dem Rath und Kammerherrn des Kaisers Maximilian II. und Rudolf II. rühmte man nach, daß er Fertigkeit in vielen Sprachen besaß. Er verweilte in den Niederlanden etwa 20 Jahre, wahrscheinlich als geheimer Späher des österreichischen Hofes und befand sich demnach in der Lage, den Ereignissen, die sich abwickelten, genau zu folgen und über die verborgenen Triebfedern genau sich zu erkundigen. So flossen aus seiner Feder verschiedene Schrifterzeugnisse, die jedoch in ihrer schwerfälligen Form von keinem größeren Talent Zeugniß geben. Dabei muß man

zugeben, daß er zuverlässig ist, obschon er sich als eifriger Anhänger der spanischen Partei zeigt und gelegentlich den Protestanten es übel nimmt, daß sie eine Zauberin nicht verurtheilen. Das Hauptwerk ist: „De Leone Belgico, ejus topographica atque historica descriptione, liber quinque partibus gubernatorum Philippi, regis Hispaniarum, ordine distinctus . . rerum in Belgio maxime gestarum, inde ab anno 1559, usque ad a. 1583, perpetua narratione continuatus“, Colon. 1583, Fol. Mit vielen Abbildungen. Gedruckt ein Anhang bis zum J. 1585. Auch später aufgelegt. Eine vom Verfasser besorgte deutsche Uebersetzung: „Niderlandische Beschreibung in Hochdeutsch“, reicht bis 1584 (Köln). Ueberdies erschien eine Reihe kleiner Schriften, deutsch mit lateinischem und deutschem Titel, die meisten, vielleicht alle in Köln, von 1584—92 und auch später, sämmtliche in Quart gleich gedruckt, mehr der Tageslitteratur angehörend: „Relatio historica“ (1584 s. l.), „Historische Beschreibung, bis April 1584“ (1584 s. l.), „Kurtzer historischer Begriff der Hendel, so sich im Niderlande bis September 1586 zugetragen“ (1586, auch s. l. 1586) &c., Anfänge einer journalistischen und zeitgeschichtlichen Litteratur, die nach Eitzing's Tode vielfach von Andern fortgesetzt worden sind. Außerdem kennt die Litteratur unter dem Namen Eitzinger historische Schriften, die auch in die Vergangenheit (des habsburgischen und französischen Königshauses) zurückgreifen, allerdings stets mit einem Hinblick auf die Gegenwart und mit geheimnißvollen Beziehungen und Deutungen einzelner Momente derselben, wie z. B. die „Historica temporum ratio . . . cum mystica ad domum Austriacam applicatione“ (1582) u. dgl. Eine andere versucht eine topographische Beschreibung „des Landes der Verheißung“ und gilt als nicht ungeschickt gemacht. Manches Buch ist ihm wol auch ohne Grund zugeschrieben worden.

Baron de Reiffenberg, Michel d'Eytzing, im Bulletin de l'Académie roy. de Bruxelles, t. 5. (1838) p. 510 ss. Ersch und Gruber's Allgem. Encyklopädie (1843), 39, 486 ff. (ad voc. Eytzing). J. G. Gräße's Trésor des livres rares 1, 49 (ad voc. Aitzinger). Titus Tobler.

Eitzing: Ulrich v. E. (Eiczing, U. Eiczinger), bairischer Herkunft, Mitglied und Führer der österreichischen Ständeschaft († um 1461). Sein Vater hieß Georg; als Brüder erscheinen Oswald und Stephan. Ulrich ist der Begründer der Gütermacht und des Ansehens seiner in Oesterreich eingebürgerten Familie. Aus einer zeitgenössischen Anklageschrift erfahren wir Einiges über das Vorleben dieses begabten Emporkömmlings. Er wäre als Knappe zu dem Habsburger Herzog Ernst dem Eisernen († 1424) gekommen und habe an dem Walsee, offenbar dem mächtigen Reinprecht, einen Dienstherrn und Gönner gefunden. Dieser habe ihn auf sein Ansuchen an den Hof Herzog Albrechts V. von Oesterreich gebracht, dessen Gunst er ungemein auszubeuten verstand. Herrschaft an Herrschaft brachte er mit rücksichtslosem Eigennutz an sich und wurde überdies der Hubmeister seines fürstlichen Gebieters. Gegen die hochadelichen Herren habe er allerhand Ränke gesponnen, um sich des ausschließlichen Vertrauens Albrechts V. zu bemächtigen und ihm immerbar in den Ohren gelegen, er möge gegen sie den gestrengen, unerbittlichen Herrn spielen. — 1439, den 22. Febr., erhob Kaiser Albrecht II. Ulrich und dessen beide Brüder, Oswald und Stephan, in den Freiherrnstand. Eitzing's Zeitgenosse, Enea Silvio Piccolomini, charakterisirt den talentvollen Glücksmenschen in nachstehender Weise. . . . „Unter den rohen und trägen Edeln des Landes wuchs sein Ansehen leicht und bald wurde es so bedeutend, daß er der alleinige Einnehmer und Vertheiler der herzoglichen Kammereinkünfte wurde; in Oesterreich nannte man dies Amt das eines Hubmeisters. Dadurch bereichert, häufte er ungeheure Schätze. Stattliche Häuser, Aecker, Dörfer, Schlösser, kaufte er zusammen; zahllose Pfandschaften

übernahm er; auch den Titel eines Freiherrn verschaffte er sich. Seine Worte waren bei Herzog Albrecht Orakelsprüche.“ — „Man sagt, dieser Mann, ohne Glauben an ein anderes Leben, gehe weder zur Beichte noch zur Communion, verachte alles Religiöse, obgleich er aus Furcht vor dem Volke die Kirche besuche. Hingegen folge er einer Hexe, die ihm die Zukunft verkündige. Er liebe die Lüste des Lebens und seine Meinung wäre, daß der Mensch nach dem Tode nichts weiter besäße, als den Nachruf.“ Ob nun jene Anklageschrift die Wahrheit bietet, wenn sie erzählt, Albrecht II. (V.) habe schließlich selbst die unredliche Gewinnsucht seines Günstlings durchschaut und „auf seinem Todtenbette geschworen“, er wolle den E. und dessen Geschlecht vertreiben; wie er ihn einst zu einem „Herrn“ machte, so wolle er ihn hinwieder zu einem „Buben“ machen, — läßt sich schwerlich erweisen. Anderseits wurden Gerüchte laut, E. habe an Albrechts Testamente eine Fälschung mit Hülfe des Kanzlers Kaspar Schlick veranlaßt, um das Heft der vormundschaftlichen Regentengewalt in den Tagen der Unmündigkeit Ladislaus' des Nachgebornen zu gewinnen. Er habe ferner mit Herzog Friedrich V. (Kaiser Friedrich III.) heimliche Abmachungen getroffen, um dann gleich wieder, als ihm die Wendung der Dinge nicht behagte, Willkür und Feindseligkeiten zu üben. — Wegen einer für Kaiser Albrecht II. geleisteten Geldbürgschaft im Betrage von 20000 Goldgulden überwarf er sich thatsächlich mit K. Friedrich, Ladislaus' Vormunde. Noch andere Händel mehrten die Entzweiung und so kam es 1441, 12. Mai, zur offenen Fehde mit dem Habsburger. Kaiser Friedrich versprach in der Taidung vom 7. Juli, die Forderungen Eitzing's zu begleichen, und die Abmachungen im October d. J. lassen erkennen, wie sehr es dabei auf den Geldpunkt ankam und wie die landesfürstliche Geldnoth die Rechnungslegung Eitzing's als Hubmeisters wesentlich erleichterte. — Er war eben ein reicher mächtiger Herr geworden, der das Krumme gerade zu biegen in der Lage war. — 1446 erscheint er unter den Sendboten Friedrichs an die Ungarn.

Seine Lebenshöhe begrenzen jedoch eigentlich die J. 1450—55, in welcher Zeit er die Hauptrolle in der Ständeschaft Oesterreichs spielt. Anlaß dazu bot die wachsende Unzufriedenheit der Oesterreicher mit K. Friedrichs vormundschaftlicher Regierung und diese Stimmung begegnete dem persönlichen Zerwürfnisse Eitzing's mit dem genannten Habsburger. Herr Ulrich kreuzte aus Eigennutz das Kaufgeschäft des Königs mit dessen Bruder Herzog Albrecht VI., die Burgherrschaft Forchtenstein betreffend. Anderseits fand er sich beleidigt, indem er bei der Bestallung der Landesverweser Oesterreichs übergangen wurde. — So bereitete er denn in der Martperger (Mailberger) Zusammenkunft ein bewaffnetes Bündniß wider Friedrich vor (1451, 14. Oct.), dem an 300 Adeliche beitraten und in welches er, außer den mächtigen Cilliern, böhmische, ungarische Ständeherren und den Wittelsbacher Ludwig zu ziehen bemüht war. Der Wulderstorfer Parteitag (31. Oct.), gleichfalls sein Werk, sollte die Action in Fluß bringen. Wien wurde für den 12. Dec. als Sammelplatz der Stände ausersehen und obschon der Magistrat der Landeshauptstadt sich anfänglich weigerte, der antikaiserlichen Actionspartei die Thore zu öffnen, wurde E. doch bald Meister der Stadt, mit Hülfe der Gemeine, des großen Haufens, dessen Gunst er in berechnendster Weise zu gewinnen verstand. Seinem prunkvollen Einzuge folgten Feste und Schmäuse, das beste Lockmittel für die genußsüchtigen Wiener. Von der Feldkanzel der Carmeliterkirche, woselbst vor Kurzem Johann v. Capistrano seine Bußpredigten gehalten, donnerte der gewandte Sprecher gegen Friedrichs willkürliche Gerhabschaft und verabsäumte überhaupt nichts, um die Volksstimmung gegen den „Steiermärker“ zu erbittern. Die Oberösterreicher wurden von der niederösterreichischen Aufstandspartei zu der Welser Versammlung

vom 9. Januar 1452 eingeladen, inzwischen auch die herzogliche Burg in Wien besetzt. Der Tag in Wels kam auch zu Stande und Eitzing's drohender Brief bestimmte den oberösterreichischen Landeshauptmann, dem Könige den Dienst zu kündigen. Den 5. März 1452 traten die Cillier dem österreichischen Ständebündnisse bei, ungarische Abgeordnete und die Böhmenpartei der Rosenberger wurden Genossen des Bundes und E. konnte mit Fug und Recht als Herr der Sachlage betrachtet werden. Es wurde ihm auch Titel und Würde eines obersten Hauptmannes zuerkannt. Der Versuch, König Friedrichs Mündel, Ladislaus P., entführen zu lassen, die Gesandtschaft an den Papst, mit der Bestimmung, den Habsburger bei dem römischen Stuhle als Tyrannen zu verklagen, dies und die zwischenläufigen Rüstungen zur Bekriegung des aus Italien heimeilenden Kaisers, waren Eitzing's Werk, doch trat hierbei immer mehr der Einfluß des Grafen Ulrich II. von Cilli an den Tag. Er und der E. verbanden sich, um sicher ans gemeinsame Ziel zu gelangen. Bald jedoch sollte E. die unangenehme Erfahrung machen, daß ihn der Cillier weitaus überflügelte und bei Seite schob. Wie sehr die Persönlichkeit des Cilliers allüberall in den Vordergrund tritt, beweist die Januar-Unterhandlung (1452) zu Preßburg mit den Ungarn und Hunyadi, welcher der österreichischen Action abgeneigt war. Dabei hatten sich der Cillier und E. eingefunden. Das eigentliche Bündniß mit den Ungarn (25. März 1452) schloß jedoch Graf Ulrich ab. Auch in dem luxemburgischen Handel mit dem Burgunderherzoge (1. Juli 1452) erscheint neben E. der Cillier tonangebend. — Als die Verbündeten den Kaiser in der Wiener-Neustadt belagerten (August 1452), trat die entscheidende Wendung zu Gunsten des Grafen von Cilli ein; er übernahm den jungen Ladislaus aus Friedrichs Händen, er führte ihn nach Wien, er wurde der eigentliche Gewalthaber und brachte mit reichlichen Zinsen all das Geld herein, das er der Eitzing'schen Partei zur Führung des Krieges vorgestreckt hatte. — Allerdings fehlte es nicht an Belohnungen Eitzing's, seiner Brüder und des Vetters Sigmund, aber der Löwenantheil fiel dem Grafen zu.

Mit tiefem Grolle sah E. diese Wendung der Dinge. Der hohe Adel Oesterreichs hielt es mit dem Cillier, der die Landesämter mit seinen Anhängern besetzte, und war im Herzen dem Eiczinger als Emporkömmlinge abgeneigt, als dessen Partei hinwieder der niedere Adel, das Bürgerthum und der Clerus auftritt. E. lauerte deshalb auf eine Gelegenheit, den verhaßten Nebenbuhler zu stürzen und die Vorbereitung hierzu bot der Korneuburger Septemberlandtag (1453), auf welchem E. gegen den Grafen als Landesverderber eine schneidige Anklage erhob. Die Katastrophe vom 28. Septbr. zu Wien, welche mit dem Sturze und der Vertreibung des Grafen schloß, war Eitzing's wohlgeplantes Werk. Fortan lag die Führung der österreichischen Angelegenheiten in seiner Hand. Aber der hohe Adel blieb ihm abgeneigt und ward es noch mehr, als er sah, wie anmaßend E. auftrat, wie er seine Partei ans Ruder brachte und die wichtigsten Aemter seinen Günstlingen und „Knechten“ zuwandte. Ladislaus fand in dem Emporkömmlinge einen unbequemen, machtbewußten Beaufsichtiger, der nichts von den bestechenden Eigenschaften des Cilliers besaß. E. bot allerdings jedes Mittel auf, um sich im Sattel zu halten; auch die Bündnisse mit dem Gubernator Böhmens, Georg Podiebrad, mit Johann Hunyadi, mit dem Sternberger u. A. (z. B. 1453, 27. Oct.) waren hierfür berechnet gewesen. Nichtsdestoweniger stand sein Sturz nahe bevor. — Ende Februar 1455 kam es zur neuen Wendung der Dinge. Bald hielt der Cillier seinen glänzenden Einzug in Wien und E. räumte ihm das Feld, gute Miene zum bösen Spiele machend.

Anfang des J. 1456 findet sich die Andeutung, die beiden Gegner hätten sich verglichen. Wol war dies nur eine Scheinversöhnung und gewiß vernahm

E. mit Befriedigung das blutige Ende seines einstigen Nebenbuhlers, den Tod des Cilliers zu Belgrad (November 1456). Er selbst tritt noch in den Händeln auf, die nach dem Tode Ladislaus' P. (November 1457) Oesterreich bewegten, ohne jedoch eine große Rolle zu spielen. Er hatte sich in seiner politischen Bedeutung überlebt und muß 1461—62 gestorben sein, da er als Todter 1463 erwähnt wird. Jedenfalls gehört der Mann mit seinen vielseitigen Talenten zum Politiker, Finanzmann, Redner und Agitator, der kluge, energische Emporkömmling, der seinem Geschlechte zur Geltung im Kreise des österreichischen Adels verhalf, unter die bedeutendsten Männer der Geschichte Oesterreichs im letzten Jahrhundert des Mittelalters.

Aeneas Silvius, Hist. Frid. imperatoris; Hist. Bohemiae. — Th. Ebendorfer v. Haselbach, Chron. Austriae. — Lanckmann von Valckenstein bei Pez, Scrr. rer. austr. II. Beschuldigungen eines Ungenannten gegen H. Ulrich v. Eiczing c. 1457 (Vermerkt das herkomen und handlung H. Ulreichs) im Notizbl. z. Arch. f. K. ö. G. 1857. S. 231—234. — Chmel, Mater. z. österr. Gesch. I. II. — Regesten z. Gesch. K. Friedrichs IV. — Geschichte K. Friedrichs IV. 2 Bde. — Briefe und Actenst. z. Gesch. der ständ. Verh. ꝛc. 1441—42. — Sitzgsb. d. Akad. d. Wiss. Wien, II. 378-406. — Birk's Urkk. Auszz. Arch. f. K. ö. G. X. Bd. — Palacky, Urkundensammlung im XX. Bde. der II. A. der Fontes rer. austr. — Hormayr's Plutarch V. Bd.

Krones.

Ekbert, Bischof von Bamberg, † 5. Juni 1237. Sohn des Grafen Bertholds IV. von Andechs, Herzogs von Kroatien und Dalmatien und der Agnes, Tochter des sächsischen Markgrafen Dedo von Rochlitz, wurde er als Dompropst der Bamberger Kirche zum Nachfolger des am 4. März 1203 verstorbenen Bischofs Konrad erwählt. Auf die päpstliche Anerkennung durfte E. schwerlich rechnen, denn von dem Bischof Diethelm von Constanz, einem gebannten Anhänger König Philipps, war er zum Diakon geweiht und sicherlich nicht ohne des letzteren Beeinflussung vom Domcapitel erhöht worden, zudem fehlte ihm auch — er zählte noch nicht 30 Jahre — das canonische Alter. Nur das Bekenntniß unbedingten Gehorsams gegen den Willen des Papstes konnte ihn in seiner Stellung sichern und vor Conflicten mit der Curie bewahren, und dieses legte er noch im Herbste des Jahres 1203 zu Rom vor Innocenz III. ab, worauf dieser ihn durch den Bischof Petrus von Porto zum Priester weihen ließ, selbst ihn zum Bischof von Bamberg ernannte und ihm das Pallium ertheilte. Innocenz mochte sich von dem anscheinend Gewonnenen eine Einwirkung auf seinen staufisch gesinnten Familienanhang versprechen, aber E. entsagte trotz jenes Bekenntnisses, welches ausdrücklich in Rücksicht auf die Reichsangelegenheiten abgelegt worden war, der Gemeinschaft mit dem gebannten König Philipp nicht, wurde gleichfalls gebannt und von Innocenz, als er sich die Absolution erbeten, angewiesen, abermals nach Rom zu kommen, um sein Gelübde zu erneuern. Schwerlich aber hat E. Folge geleistet und ebenso wenig hat jener auf seiner Forderung bestanden, als er in Rücksicht auf die von König Philipp gewonnene Machtstellung durch den Patriarchen von Aquileja, Wolfger von Engelbrechtskirchen, und den Camaldulenserprior Martin im Sommer 1206 mit ihm über den Frieden unterhandeln ließ. Nur vorübergehend wurde in dieser Zeit dem Bischof das königliche Vertrauen durch die gegen ihn erhobene Anklage entzogen, sich mit seinem Schwager, König Andreas von Ungarn in eine reichsfeindliche Verbindung eingelassen zu haben. Auf der im Juni 1206 zu Nürnberg abgehaltenen Curie, auf welcher in Betreff der Versöhnung zwischen Innocenz und Philipp Verhandlungen gepflogen wurden, gelang es E. sich von dem Verdacht zu reinigen. Fortab finden wir ihn am königlichen Hofe. Schwerer und länger ruhte auf ihm der Verdacht

der Mitschuld an dem Nachmittags den 21. Juni 1208 auf seiner eigenen Pfalz zu Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach begangenen Königsmorde. So klar schien seine Mitschuld zu Tage zu liegen, daß König Otto IV. ohne ergangene Vorladung und Verhör durch den Schiedsspruch der Fürsten über den Angeklagten Reichsacht und Güterverlust verhängte. Gegen dieses formlose Verfahren rief E. durch den König Andreas von Ungarn, in dessen Schutz er sich begeben hatte, die Hülfe des Papstes auf. Am 21. Januar 1209 erhielten die päpstlichen Gesandten in Deutschland Anweisung, den Proceß von neuem einzuleiten, um den Angeklagten, falls er seiner Schuld durch genügende Beweise überführt würde, ohne Verzug abzusetzen, andernfalls den Unschuldigen kirchlicherseits zu schützen. Auch dieses neue Verfahren blieb resultatlos, indem die Ankläger Berufung an den Papst einlegten, danach sich aber zu dem ihnen von Innocenz anberaumten Termin, welcher in die Zeit fiel, da sie sich mit Otto IV. in Rom befanden, gleichwol nicht einfanden. So wurden denn von Innocenz am 13. Novbr. 1209 zu endlichen Schiedsrichtern in dieser Sache der Erzbischof Sigfried von Mainz, Bischof Otto von Würzburg und Abt Heinrich von Fulda berufen. Aber auch sie brachten es nicht zur Freisprechung, ja überhaupt zu keiner Entscheidung; letztere erfolgte erst, aber nur so weit, als es sich um die Wiedereinsetzung in das Bamberger Stift handelte, im Frühjahr 1211 zu Bamberg, wo auf päpstliches Geheiß der Erzbischof von Mainz mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen und dem Böhmenkönig Ottokar über ein Heilmittel für das Reich, d. h. über die Absetzung des excommunicirten Kaisers Otto IV. und die Wahl Friedrichs II. geheime Berathung hielten und ihnen der Beistand des durch die Macht seiner weit verzweigten Familie einflußreichen Bischofs willkommen sein mußte. Trotz dieser Restituirung wurde der Erzbischof von Mainz noch einmal, am 3. Febr. 1213, von Innocenz mit der Untersuchung beauftragt, deren Ergebniß, falls es zu einem solchen kam, wol kaum in dem Erweise völliger Schuldlosigkeit bestanden haben mag, denn nach einer, freilich späteren Nachricht, wurde ihm erst in Folge eines Fußfalles vor König Friedrich II. Verzeihung und Lösung von der Reichsacht zu Theil. Ob nun E. gegen das Reich oder dieses gegen ihn eine Schuld zu tilgen hatte, sie ist in der langen Zeit von 22 Jahren, von Friedrichs am 25. Juli 1215 zu Aachen erfolgten Krönung, welcher E. beiwohnte, bis zu seinem Tode durch seine trotz sich steigernder Conflicte unentwegte Treue gegen Kaiser und Reich, andererseits durch Friedrichs Vertrauen, das ihn in den schwierigsten Lagen zur Durchführung diplomatischer und kriegerischer Missionen berief, getilgt worden. An jenem 25. Juli hatte E. zugleich mit dem König und einer Anzahl Reichsfürsten das Kreuzzugsgelübde abgelegt; er löste es bereits zwei Jahre später durch Betheiligung an dem von seinem Schwager, König Andreas unternommenen Kreuzzuge, dessen Erfolglosigkeit ihm, wie selbst Papst Honorius III., die Augen über die Unentbehrlichkeit des Kaisers als obersten Kriegsherrn der Christenheit öffnen mußte. Dem Kreise jener geistlichen Fürsten angehörend, welche in der Wahrung der kaiserlichen Autorität neben der päpstlichen die Bedingung für die Wahrung und Stärkung der kirchlichen Macht sahen und für diese Ueberzeugung selbst gegen die zur Omnipotenz anstrebende päpstliche Gewalt sich erhoben, hat E. im J. 1225 zu S. Germano in Betreff der Kreuzzugsangelegenheit den Vertrag zwischen Papst und Kaiser vermitteln helfen, durch den letzterer, an wie immer schwere Verpflichtungen gebunden, doch vom Papst als alleiniger Kriegsherr anerkannt wurde, hat er dann fünf Jahre später ebendaselbst als einer der sechs deutschen Friedensfürsten dem starren Gregor IX. Frieden und Versöhnung mit dem Kaiser abgenöthigt. Nicht ohne Ekberts Beirath sind die für das Reich so wichtigen Beschlüsse des Reichstags von Ravenna — 1231/32 — zu Stande

gekommen, und in dem zu dieser Zeit zwischen dem Kaiser und seinem verblendeten Sohne König Heinrich VII. ausgebrochenen Conflict gehörte er zu jenen deutschen Fürsten, welche auf dringende Bitte des Verführten, nachdem er sich Ostern 1232 zu Aquileja vor dem Vater gebeugt hatte, sich dem Kaiser zum Beistande gegen den Sohn für den Fall des Gelübdebruches verpflichteten. Zwei Jahre danach, als er im Begriff war, gegen den Vater in offener Rebellion sich zu erheben, hat sich König Heinrich VII. noch einmal um Ekberts Dienste bemüht, in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Mainz sollte er dem Kaiser nach Süditalien eine Rechtfertigungsschrift überbringen, die offenbar darauf berechnet war, diesen über seine verrätherischen Pläne zu täuschen. Mit einem Manifest des Kaisers, welches den Widerstand der Fürsten aufrief und seine baldige Ankunft meldete, kehrten die Sendboten im Februar 1235 heim. Im Mai war E. zu Cividale bei dem Empfang des Kaisers, begleitete ihn über Nürnberg nach Worms, wo auf die Gefangennahme des unglücklichen Heinrich die Vermählung des Kaisers mit Isabella von England folgte; von dort begab er sich nach Mainz, wo im August auf dem Reichstage, nach vorausgegangener Entscheidung eines Fürstengerichts, zu welchem auch E. gehörte, der Streit zwischen dem Kaiser und dem Herzog Otto von Lüneburg endgültig beigelegt wurde. Darauf hat er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Mainz den Gefangenen von Allerheim aus, wohin er von Worms gebracht worden war, zu weiterem Transport nach Italien der Obhut seines Bruders, des Patriarchen Berthold von Aquileja, übergeben müssen. Noch bewegter waren die beiden letzten Lebensjahre des Bischofs. Im Juni 1236 zu Augsburg, wo der Kaiser die Schaaren zum lombardischen Feldzuge sammelte, mit anderen Fürsten zum Vollstrecker der gegen Herzog Friedrich den Streitbaren verhängten Reichsacht bestimmt, fiel er vereint mit seinem Bruder in Steiermark ein, ohne jedoch bedeutende Vortheile zu erringen. Die Monate Januar bis Anfang April 1237 verbrachte er zu Wien an der Seite des Kaisers, war einer der elf Fürsten, welche auf dessen Bitte und in Anerkennung der Verdienste, welche sich die staufische Dynastie um das Reich erworben hatte, seinen zweiten Sohn Konrad zum römischen König erwählten und wurde vom Kaiser zum Statthalter von Oesterreich ernannt. Der bald darauf erfolgte Hingang des bewährten Vorkämpfers für Friedrichs II. Interessen war zugleich ein schwerer Verlust für das Reich, da in eben diesen Tagen Herzog Friedrich von Oesterreich an Macht wieder gewann und dem Süden des Reiches, namentlich Baiern, durch die Agitationen des päpstlichen Delegirten, Albert des Böhmen, die ärgsten Wirren bevorstanden.

Schirrmacher.

Ekbert I., Graf von Braunschweig, Markgraf von Meißen, Sohn des Grafen Liudolf und Enkel der Kaiserin Gisela aus ihrer ersten Ehe mit dem Grafen Brun von Braunschweig, unterstützte nach Kaiser Heinrichs III. Tode zunächst dessen Wittwe Agnes und schlug den Halbbruder des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Meißen, der gegen Merseburg heranrückte, wohin die Kaiserin die sächsischen Großen geladen hatte, an der Selke zurück, trat aber dann, vielleicht weil er sich als Gemahl Irmengards, der Wittwe Otto's von Schweinfurt, vergeblich auf dessen Herzogthum Schwaben Rechnung gemacht hatte, zur Gegenpartei über und betheiligte sich nebst Anno von Köln und Otto von Nordheim an der Entführung des jungen Königs von der Rheininsel Swiberthswerth, erhielt 1067 nach Otto's von Orlamünde Tode die Mark Meißen und stand eben im Begriff, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen und seines Vorgängers Wittwe Adela von Löwen zu heirathen, um dadurch auch dessen thüringische Lehen zu erwerben, als ihn der Tod ereilte, Januar 1068.

Flathe.

Ekbert II., Markgraf von Meißen, des vorigen Sohn, folgte noch unmündig seinem Vater, weshalb Markgraf Dedo von der Ostmark die Mark Meißen für ihn verweste. Trotz seiner Jugend nahm er 1073 an der Verschwörung der Sachsen gegen Heinrich IV., seinen nahen Verwandten, theil, der, obgleich E. sich ihm bald wieder unterwarf, mit einem böhmischen Heere in der Mark Meißen einbrach, dieselbe dem Herzog Wratislaw von Böhmen übertrug und E. mehrere seiner Burgen und Besitzungen an Ulrich von Godesheim abzutreten nöthigte. Doch bemächtigte sich E. der Mark bald wieder und wurde von Heinrich, da er noch vor der Schlacht bei Flarchheim von der Partei des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben zurücktrat, in deren Besitz bestätigt, Wratislaw durch die Mark Oesterreich entschädigt. Leidenschaftlichkeit, Untreue und Ehrgeiz führten ihn seitdem bald auf die eine, bald auf die andere Seite; auf der Synode zu Quedlinburg April 1085 erscheint er unter den Anhängern des Gegenkönigs Hermann von Salm; als der Kaiser sein Heer nach Sachsen führt, erlangt er durch heuchlerische Unterwürfigkeit Verzeihung, steht aber schon im September an der Spitze einer neuen Empörung, die jenen zur schnellen Flucht aus Sachsen nöthigt, und wird nun durch ein Fürstengericht zu Weimar Februar 1086 geächtet, die von ihm besessenen Grafschaften des Oster- und Westergaus in Friesland erhält der Bischof von Utrecht. Dennoch erlangte er, als er sich zu Hersfeld seinem kaiserlichen Vetter zu Füßen warf und ihm seinen Beistand gegen die Thüringer und Sachsen versprach, seine Mark zurück, ließ sich jedoch schon Tags darauf von den dem Kaiser feindlichen Geistlichen zu neuem Abfall verlocken, söhnte sich aber, sobald er sich von ihnen getäuscht sah, nochmals mit Heinrich aus und verwüstete nun das Gebiet des Bischofs Burchard von Halberstadt. Wegen erneuter Abtrünnigkeit traf ihn auf einem Fürstengericht zu Quedlinburg 1088 zum zweitenmale die Acht, als aber der Kaiser seine Burg Gleichen belagerte, wurde er von ihm zurückgeschlagen. Hierauf erklärte ihn derselbe zu Regensburg 1. Febr. 1089 aller seiner Güter für verlustig; damit erlosch Ekberts Stern. In wilden Fehden mit seinen Nachbarn, dem Bischof Udo von Hildesheim, seinem Schwager Heinrich von der Ostmark sich herumtreibend, wurde er 1090 in einer Mühle an der Selicha, wahrscheinlich von Leuten des Kaisers, nach Andern von seinen eigenen, erschlagen. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des brunonischen Hauses, einer Nebenlinie des sächsischen Königshauses. Die großen Erbgüter desselben, besonders Braunschweig und Wolfenbüttel, kamen durch seine Schwester Gertrud an Heinrich den Fetten, Otto's von Nordheim Sohn, Ekberts thüringische Lehen an den Orlamünder Ulrich, den Sohn Ulrichs von Krain, die Mark Meißen an seinen Schwager Heinrich von Eilenburg. Flathe.

Ekbert (Egbert), Erzbischof von Trier 977—993, der Sohn des Grafen Theoderich von Holland, Kanzler Kaiser Otto's II. unter Erzbischofs Willegis von Mainz Oberleitung, wurde auf Betrieb des genannten Kaisers im August 977 zum Erzbischof von Trier gewählt. Er wandte seine Sorge zunächst den seit den Normanneneinfällen wüst daliegenden Stiftern und Klöstern seines Landes zu und verdanken ihm namentlich die Kirchen St. Paulin und St. Marien ad martyres zu Trier ihre Wiederherstellung. E. begleitete 980 seinen Gönner den Kaiser Otto II. und dessen Gemahlin Theophanu auf ihren Zuge nach Italien und verweilte dort bis zu des Kaisers Tode 983, reiche Reliquienschätze in sein Vaterland zurückbringend. Auch Kaiser Otto III. verwendete ihn vielfach zu Vermittlungsgeschäften und war E. namentlich 987 beim Frieden mit König Ludwig V. von Frankreich thätig. E. starb zu Trier am 8. oder 9. December 993 und erhielt seine Grabstätte in der St. Andreascapelle des [illegible]tigen Domes.

Hist. Trevir. Cap. XLIV. und XLV. Beyer und Eltester, Mittelrhein. Urk.-Buch I. Görz, Mittelrhein. Regesten I. v. Eltester.

Ekendahl: Daniel Georg v. E., geb. 6. April 1792 auf dem Landgute Engaholm bei Weriö in Småland, studirte, nachdem er das Gymnasium zu Weriö besucht, zu Upsala, Lund und Greifswald ältere und neuere Sprachen, Philosophie, Geschichte und Staatswissenschaften, um der diplomatischen Laufbahn zu folgen, woran ihn jedoch die politischen Verhältnisse hinderten. Nachdem er in den Reihen der deutsch-englischen Legion von 1813—15 gekämpft, ließ er sich zu Frankfurt a. M. nieder, wo er die Stelle eines Professors der Geschichte am Gymnasium einnahm, und siedelte auf Anregen des französischen Gesandten, Grafen Reinhard, 1825 nach Weimar über. v. E. war außerordentlich thätig. Außer seinen in den Geographisch-statistischen Ephemeriden und in der Revue encyclopédique von Jullien niedergelegten Arbeiten schrieb er theils in schwedischer, theils in deutscher Sprache, und übersetzte vieles aus dem Schwedischen ins Deutsche. In der Minerva, den Blättern für litterarische Unterhaltung finden sich wie auch im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon zahlreiche Artikel von ihm. Seine Werke sind vorzüglich historischen und staatsrechtlichen Inhalts, Schweden und Deutschland sind darin hauptsächlich vertreten. v. E. starb in Eisenach 4. Sept. 1857. Burkhardt.

Ekhardi: Walther E., aus Bunzlau, Stadtschreiber zu Thorn (bereits 1384), verfaßte während der Jahre 1400—1402 die umfangreiche deutschrechtliche Compilation der „Neun Bücher Magdeburger Rechtes", welche auch unter dem Namen der „Pölman'schen Distinctionen" bekannt ist, und schrieb das „Thorner Formelbuch".

Steffenhagen, Deutsche Rechtsquellen in Preußen S. 149 und in der Altpreußischen Monatsschrift VIII. 531. Steffenhagen.

Ekhof: Hans Konrad Dietrich E. (nicht Eckhof oder Eckhoff wie der Name fälschlich vorkommt), die verdienstreichste Persönlichkeit in der gesammten deutschen Theatergeschichte, geb. 12. August 1720 zu Hamburg, † 16. Juni 1778 zu Gotha. Die glänzenden Urtheile Lessing's in der Hamburgischen Dramaturgie (vgl. Stück 2, 3, 5, 8, 9, 14, 17, 20 und 25) über E. den Schauspieler würden hinreichend sein, den Namen für alle Zeiten unsterblich zu machen. Aber es hieße E. ein Unrecht thun und seine hohe Bedeutung zum größten Theile verkennen, wenn man ihm nur als Menschendarsteller einen ersten Rang einräumen wollte, wie dies bisher freilich häufig genug geschehen. E. darf den Anspruch erheben von seinem Vaterlande in viel umfassenderem Maße hochgeachtet zu werden, denn er ist nicht nur der „Vater der deutschen Schauspielkunst", sondern der wichtigste Eckstein in der Entwicklung des ganzen deutschen Theaterwesens, der Ausgangspunkt der vornehmsten auf das Theater gerichteten Bestrebungen. Manches Werk, dem erst unsere Tage den krönenden Abschluß zu Theil werden ließen, weist in seiner Idee auf E., als den Vater derselben, zurück. Zwar hat E. in Friederike Karoline Neuberin (s. d.) eine Vorläuferin gehabt, die mit ordnender Hand Licht in die chaotischen Bühnenzustände ihrer Zeit brachte, aber E. bleibt das Verdienst, auf dem, durch jene geebneten Boden den Grundstein gelegt, den Plan entworfen zu haben zu dem erhabenen Bau der theatralischen Kunst in Deutschland. Lessing's Einflüsse auf die Litteratur sind nicht größer gewesen als die Ekhof's auf das Theater, und das theilweise Zusammenwirken, die unverkennbare Aehnlichkeit beider Männer, was ihre Beeinflussung der Litteratur und Kunst anlangt, hat oft genug zu Parallelen geführt, die dem „Comödianten" die größte Ehre zu Theil werden lassen. Prutz in seinen, durch Devrient nicht überflüssig gemachten „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (Berlin 1847) nennt E.

(S. 325) geradezu „das theatralische Seitenstück zu Lessing" und ein Wiener Theaterkalender (1782) bringt die Conterfei's beider Männer — Doppelsterne, die das deutsche Theater segensreich erleuchteten, wie Uhde sich treffend ausdrückt — in einem Titelbild vereint. Ekhof's Thätigkeit für das Theater war genau genommen eine siebenfache: er übte seine Kunst aus, führte unterrichtend in sie ein, schuf die Basis zu ihrer ganzen späteren Geschichtschreibung von Löwen bis auf unsere Tage, hob seinen Stand in sittlicher Beziehung und dadurch in der gesellschaftlichen Stellung, bahnte den Weg an zu dem erstrebenswerthen Ziel, die deutschen Bühnenangehörigen vor einem kummervollen Alter zu schützen, leitete nach den besten Principien mehrere Theatergesellschaften und war der Verfasser manch' artiger Theaterrede, mehr als einer bühnenfähigen Uebersetzung. So hat E. für das Theater zu jeder Zeit in jeder Stunde gewirkt, wie kein anderer vor und kein anderer nach ihm, und selbst sein einfaches bürgerliches Leben wurde segensreich für den Schauspielerstand, da es manches Vorurtheil versöhnte und den Jedermann sichtbaren Beweis lieferte: daß man ein guter Christ, ein treuer Bürger, ein edler Mensch und doch ein Angehöriger des Theaters sein könnte, von dem noch gar Viele glaubten, daß seine Eingangsthüren mit den Pforten der Hölle gleichbedeutend seien. Dabei war E. keineswegs was man einen „genialischen Kopf" nennt, aber neben seinen großartigen schauspielerischen Talenten besaß er eine unbegrenzte Liebe für seine Kunst, den schärfsten Blick für die Wege, die sie einschlagen müsse, um sich fortzuentwickeln. Reich an Tugenden, die den Menschen zieren, Achtung gebietend in allen seinen Handlungen, der Jugend gegenüber zum öfteren ein väterlich fördernder Freund, kann er nicht freigesprochen werden von einer gewissen künstlerischen Eitelkeit, die aber Devrient richtiger eine „Verirrung des Schöpfungstriebes" nennt.. Sein Aeußeres war dem Künstler nicht sonderlich günstig, doch war sein Gesicht „voll Witz, Laune, voll naturergreifenden Blicks" und das Email seines blauen, zwar kleinen, aber überaus ausdrucksvollen Auges leuchtete weit hinaus. Die beiden ähnlichsten Porträts des Künstlers sind: das von Graff gemalte Bild in der Gemäldesammlung zu Gotha, auf Schloß Friedenstein, wo sich auch eine von Eichler angefertigte Todtenmaske befindet, und ein im Besitz der Fr. Nicolai'schen Erben zu Berlin sich befindendes, von Heinsius ausgeführtes Conterfei. Graff's Arbeit ist in einem trefflichen Kupferstich reproducirt vor Reichard's Theaterkalender (1775), die Heinsius' von Schleuen gestochen vor dem 23. Bd. der Allg. deutsch. Bibliothek (1774) zu finden.

Wie schon angezeigt, wurde E. zu Hamburg geboren, sein Vater war daselbst Stadtsoldat, ließ aber seinem Sohn eine gute Bildung zu Theil werden. Frühzeitig trat der Jüngling in die Dienste des schwedischen Postcommissar König, quittirte jedoch diesen zur größten Zufriedenheit seines Dienstherrn ausgefüllten Posten, als ihn König's Frau zum Lakai verwendete. In Schwerin, wo er bei einem Advocaten als Schreiber ein neues Unterkommen fand, benützte er eine reichhaltige Bibliothek zu fleißiger Lectüre und die Bekanntschaft mit einer Reihe von Dramen erweckte in ihm den Vorsatz, sich dem Theater zu widmen. 1739 gesellte er sich zu Joh. Friedr. Schönemann in Lüneburg und begann daselbst am 15. Jan. 1740 als Xiphares in Racine's „Mithridat" seine ruhmreiche theatralische Laufbahn, nachdem er Sophie Charlotte Schröder, geb. Biereichel, nachmalige Ackermann, zu einem gleichen Schritt veranlaßt hatte. Von Lüneburg zog E. mit der Gesellschaft nach Ratzeburg und Rostock, von da nach Mecklenburg-Schwerin, Wismar und begann durch die Verhältnisse gezwungen ein Wanderleben, das ihn bis 1750 in folgende Städte führte (vgl. Meyer a. u. a. O. III, S. 37 ff.): Leipzig, Hamburg, Breslau, Berlin, Königsberg, Danzig, Halle, Halberstadt, Braunschweig, Göhrde, Stettin, Celle, Hannover,

Lübeck, Göttingen, Dessau, Magdeburg, Rostock, Stralsund, Barth, Schwerin und Schleswig. Trotz dieser ewigen Ruhelosigkeit nahm E. jede Gelegenheit wahr, sich mehr und mehr zu bilden und sein zunächst sprödes Talent zu einem ergiebigen zu entwickeln. Sein Fleiß, seine Ordnungsliebe, sein glücklicher Blick machten ihn wenn auch vorläufig nicht nominell, so doch im Sinne des Worts zum eigentlichen Director, was der Schönemann'schen Truppe nach jeder Richtung hin zum Vortheil gereichte. Von 1751 ab spielte die Schönemann'sche Gesellschaft größtentheils in Hamburg und Mecklenburg, wo sie Fürst Christian Ludwig II. zu Hofkomödianten ernannte. (Vgl. Bärensprung a. u. a. O. S. 50.) In diese Zeit fällt eine der wichtigsten Thaten Ekhof's, nämlich die Begründung einer theatralischen Akademie, deren Journal zum Theil Reichard in seinem Theaterkalender (1779 S. 22—36), ausführlicher und mit Erläuterungen versehen Kürschner (a. u. a. O.) abgedruckt hat. E. beabsichtigte in dieser, nach einer genauen Geschäftsordnung geregelten Akademie durch Vorträge und gegenseitige Mittheilungen über die Kunst, ihre Regeln und Ausübung, dem deutschen Schauspiel ein einheitliches Gepräge zu verleihen, die Künstler zu bilden und durch Anleitung zu einem guten Lebenswandel gesellschaftlich und sittlich zu heben. Leider führte die Akademie kein allzulanges Leben. 1757 verließ E. Schönemann, um in Danzig Franz Schuch's Gesellschaft beizutreten, kehrte aber auf den Wunsch einiger Kunstfreunde in seine Vaterstadt zurück und übernahm mit Starcke und Mierk die Leitung der Schönemann'schen Truppe, die ihr Begründer verlassen hatte. Nach einem Aufenthalt in Kiel trat E. die Truppe in Lübeck an H. G. Koch ab, der das Häuflein nach Hamburg, auch nach Sachsen führte. 1764 trennte sich E. von Koch und ging zu Ackermann (vgl. Meyer a. u. a. O.) in Hannover und mit ihm nach Göttingen, Braunschweig, Bremen und Hamburg, wo 1767 das aus Lessing's Dramaturgie genugsam bekannte Nationaltheater begründet wurde, dem E. als festeste schauspielerische Stütze bis zum frühzeitigen Untergang des großangelegten Unternehmens angehörte. Der eigentliche Unternehmer desselben, Seyler, führte die Gesellschaft von Hamburg nach Hannover und dort begeisterte Ekhof's Spiel einen Knaben, der nachmals sein größter Schüler wurde: Aug. Wilh. Iffland (s. d.). Nachdem die Truppe 1769 wieder unter Ackermann's Leitung gekommen war, kehrte E. noch im selben Jahre mit mehreren seiner Collegen zu Seyler zurück, der das Privilegium in Hannover erworben hatte. Leider wurde der Principal durch das verletzende Benehmen der Mad. Hensel gegen das Publicum gezwungen, die Hauptstadt zeitweilig zu verlassen und in Lüneburg, Celle, Hamburg, Lübeck, Hildesheim und Osnabrück sein Glück zu versuchen. Das war ihm indeß nicht sonderlich hold und 1771 mußte er die Truppe an E. übertragen, unter dessen Leitung sie in Wetzlar, wie auch in Weimar — wohin sie Anna Amalie von Sachsen-Weimar berufen hatte — Hochbedeutendes leistete. 1772 ging die Direction wieder an Seyler über, der sich vermuthlich noch lange in dem kunstsinnigen Athen an der Ilm gehalten haben würde, wenn nicht der Schloß- und Theaterbrand am 6. Octbr. 1774 seinen Aufführungen ein unerwünschtes Ziel gesetzt hätte. Glücklicherweise fand die Truppe in Gotha ein neues freundliches Heim, das sie nur verließ, um 1774 der Leipziger Michaeli-, 1775 der Ostermesse beizuwohnen. Nichtsdestoweniger verließ Seyler nach Erwerbung des sächsischen Privilegiums Gotha und daraufhin begründete Herzog Ernst II. mit einem Theil der, ihren Principal verlassenden Gesellschaft das erste deutsche Hoftheater, dem E. und H. A. O. Reichard als Directoren zugetheilt wurden. Dieses denkwürdige Institut wurde am 2. Octbr. 1775, nachdem der Hof mit den Schauspielern von Altenburg zurückgekehrt war, eröffnet. Zwar in seiner ursprünglichen Kraft gebrochen, versah E. doch seine Obliegenheiten mit Hingebung und wußte den Augen der hingerissenen

Zuschauer noch manche Thräne zu entlocken. In Gotha auch führte er den jungen Iffland in das Theaterleben ein. 1776 suchte Graf Portia E. nach Mannheim als Lehrer der Dramaturgie zu ziehen. Im folgenden Jahre wurde ihm die Ehre zu Theil neben dem Herzog von Weimar und Goethe auf einem Privattheater zu Weimar als Stockwell im „Westindier“ aufzutreten. Goethe, der (nach v. Biedermann's Mittheilung in der Hempel'sche Ausgabe, Bd. 29, S. 81) E. den einzigen tragischen Schauspieler Deutschlands nannte, besuchte nicht nur den Altmeister, sondern lud ihn ebenso wie der Herzog zu Tisch. — Nimmer rastend, sinnend für das Wohl seiner Collegen im weitesten Sinne, beschäftigte sich E. noch kurz vor seinem Ende mit dem Gedanken, eine „allgemeine Pensions- und Todtencasse“ für Bühnenangehörige zu errichten, an die er weitgehende Hoffnungen knüpfte (vgl. Meyer a. u. a. O. III, 22 ff., Reichard, Theaterkalender 1779, S. 224 ff.). Der Tod hinderte ihn an der Ausführung seiner großherzigen Ideen, er starb am 16. Juli 1778. Zwei Tage später erfolgte sein Begräbniß, unter Beisein aller Brüder der Freimaurerloge zum Rautenkranz (ursprünglich Kosmopolit), die er, wie früher die Logen zu Hannover und Weimar, am 25. Juni 1774 in Gotha gegründet hatte. Eine spätere Zeit vergaß das Grab; der Stein, den Reichard 1782 auf dasselbe legen ließ, ging verloren und erst 1846 wurde von gothaischen Hofschauspielern ein Denkstein auf Ekhof's Ruhestätte errichtet.

Die zeitgenössischen Urtheile über E. den Schauspieler lauten verschiedenartig. Das aber geht mit unzweifelhafter Gewißheit hervor, daß er ein Meister der Rede war, deren Gewalt Niemand widerstehen konnte; daß er auf der Bühne eine neue, dem Leben entsprechende, frische Natürlichkeit athmende Darstellung anbahnte und selbst vertrat. Komische und tragische Charakterrollen, Väter und Anstandsrollen werden als seine besten Leistungen bezeichnet, aber auch auf anderen Gebieten leistete er Gutes und manchmal Ausgezeichnetes. Unter den Rollen, die das heutige Publicum noch kennt und die zu dem besten gehören, was E. geschaffen, zählen Mellefont (Miß Sara Sampson), Tellheim (Minna v. Barnhelm), Agamemnon (Iphigenie), Capellet (Romeo und Julie von Weiße), Solbist (Weiberfeind), Hausvater, Odoardo (Emilia Galotti), Geist (Hamlet) u. a. — Wie schon Eingangs erwähnt, ist E. auch litterarisch thätig gewesen, so verfaßte er 1752 ein Vorspiel „Das Denkmal wahrer Größe“, übersetzte im folgenden Jahre De la Chaussée's „Mutterschule“, 1757 Dancourt's „Das Blinde Kuhspiel“, später „Die wüste Insel“, zum Theil auch den „Verlorenen Sohn“ und „Der verheirathete Philosoph“ von Destouches. Prologe und Gedichte findet man in der „Sammlung theatralischer Gedichte“ (Leipzig 1776) und Reichard's oft citirtem Kalender. Ferner übertrug E. einen Abschnitt aus Bielefeld's „Progrès des Allemands dans les sciences“ ins Deutsche, blieb nicht einflußlos auf Schmid's „Chronologie des deutschen Theaters“ (1775) und wurde zum eigentlichen Vater der deutschen Theatergeschichtschreibung durch seine Briefe an Löwen, die dieser in seiner Geschichte des deutschen Theaters (Löwen's Schriften IV.) benutzte und die Reichard später im Theaterjournal für Deutschland (St. XVII, S. 74 bis 94) wieder abdruckte. Beliebt durch seine guten Eigenschaften, war E. infolge seines feinen Urtheils, seiner theatralischen Kenntnisse der Freund vieler bedeutenden Köpfe seiner Zeit und hat mit Männern verkehrt wie Nicolai, Musäus, Lessing, Gellert, Bode, Löwen, Engel, Schiebeler, Eschenburg, v. Gerstenberg, Dreyer, Dusch, Mylius und Schmid. Brandes und F. Weiße achteten sein Urtheil so hoch, daß sie ihm einige ihrer Dramen im Manuscript zur Beurtheilung schickten.

Im J. 1746 verehelichte sich E. mit Georgine Sophie Karoline Auguste Ernestina Spiegelberg, die, 1706 als Tochter des Principals Joh. Spiegelberg

geboren, gest. 11. Novbr. 1790 zu Gotha, durch ihren Gatten zu einer Künstlerin herangebildet wurde, von deren „Action" ein Zeitgenosse sagt, sie sei „die schönste und angenehmste von der Welt". Angenehmes Aeußere, eine musikalische Stimme, untadelhafte Declamation waren Vorzüge ihrer Künstlerschaft. Leider brachten sie zelotische Geistliche durch im Beichtstuhl erregte Zweifel um ihren Verstand (vgl. Schlözer's Staatsanzeiger IV. 16) und, stumpfsinnig dahin lebend, wurde sie die schwerste Last in Ekhof's ohnehin nicht kummerfreiem Leben.

Vgl. außer den in obigem genannten Quellen und den allgemeinen Werken von Prutz und Devrient, die Theaterkalender und das Theaterjournal für Deutschland von Reichard, H. Uhde's stoffreiche Biographie Ekhof's im 4. Bde. von Gottschall's Neuem Plutarch (Leipzig 1876), Jos. Kürschner's Aufsatz: Die erste theatralische Akademie in den Nrn. 32—39 des Illustrirten Musik- und Theaterjournals (Wien 1876), wie auch dessen E. und sein Denkmal im Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft (Leipzig 1877), J. H. F. Müller's Abschied (Wien 1802), Meyer, Friedrich Ludwig Schröder (Hamburg 1819), Denkwürdigkeiten Fried. Lud. Schmidt's (Hamburg 1875), Schütze's Hamburgische Theatergeschichte (ebd. 1794), Iffland's Almanach fürs Theater (Berlin 1807), Critische Nachricht von der Schuchischen Schauspielergesellschaft (Danzig 1785), Sendschreiben über die Ekhof'sche Schauspielergesellschaft, Bärensprung, Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin (Schwerin 1837), Beck, Ernst II. (Gotha 1854), Brandes, Meine Lebensgeschichte (Berlin 1802—1807), Kawaczynski's Aufsatz: Ekhof's Grab, in der Illustrirten Theaterzeitung (Leipzig 1846). — Frei behandelt wurden E. und seine Schicksale in Hiltl's Novelle: Des Theaterkönigs Einzug (1868), Müller's Roman: E. und seine Schüler (1863), Gutzkow's Zopf und Schwert und in Fischer's mimischer Scene: Ekhof's Todtenfeier und Gellert's Denkmal (1789). Joseph Kürschner.

Ekkard I., Markgraf von Meißen, ein Sohn des thüringischen Grafen Günther, dem Kaiser Otto I. nach Gero's Tode einen Theil der thüringischen Mark übertragen hatte und der, obgleich in Ungnade gefallen und seines Amtes entsetzt, dennoch nebst seinem Sohne den Kaiser Otto II. auf seinem Zuge nach Italien begleitete und dort in der Schlacht gegen die Byzantiner 982 seinen Tod fand. Durch seine Tapferkeit gewann er die Gunst des Kaisers und bewährte auch nach dessen Tode seine Treue, indem er fest zu der verwittweten Kaiserin Theophano stand und auf der Zusammenkunft der sächsischen Großen zu Asselburg sich den Ansprüchen Heinrichs des Zänkers von Baiern so nachdrücklich widersetzte, daß die Versammelten dem kleinen Otto III. den Eid der Treue erneuerten. Zum Lohn dafür gab ihm Theophano nicht allein die Mark seines Vaters zurück, sondern dazu auch noch nach Rikdags Tode die thüringische oder die Mark Meißen, wobei zugleich diese letztere von dem Verbande mit der Nord- und der Ostmark, sowie dem Herzogthum Sachsen gänzlich losgelöst wurde. Doch mußte E., um in den Besitz Meißens zu gelangen, vorher Boleslav II. von Böhmen durch zwei Feldzüge zur Herausgabe derselben zwingen, worauf er auch die Milziener sich unterthan machte, an der Bekämpfung der Luitizen Theil nahm, endlich sogar Boleslav's gleichnamigen Sohn und Nachfolger in Lehensabhängigkeit von sich brachte. Im J. 998 begleitete er den Kaiser auf dem Römerzuge; er war es, der durch Eroberung der Engelsburg den Crescentius dem Todesurtheil überlieferte. Solche Thaten und Erfolge erwarben ihm beim Kaiser wie im Reiche eine hervorragende Geltung. Jener, der ihn auch auf der Durchreise nach Gnesen in Meißen begrüßte, verwandelte ihm den größten Theil seiner Reichslehen in erbliches Eigenthum, die Thüringer erkannten nach einer nicht ganz klaren Angabe Thietmars (V, 5: super omnem Thuringiam communi

totius populi electione ducatum promeruit) seine vorwaltende, der herzoglichen analoge Stellung ausdrücklich an. Dies, sowie seine Vermählung mit Suanhilde, einer Schwester des Sachsenherzogs Bernhard und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar, seine nahe Verwandtschaft mit dem mächtigen Polenfürsten Boleslav Chabry, die er durch die Verheirathung seines Sohnes Hermann mit einer Tochter desselben noch enger knüpfte, vor allem aber seine persönlichen Eigenschaften machten ihn zu einem der ersten unter den Fürsten des Reiches. Er war nach Thietmars Zeugniß „eine Zierde des Reichs, eine Säule des Vaterlandes, die Hoffnung der Seinen, ein Schrecken der Feinde und überhaupt ein vollendeter Mann, wenn er nur in der Demuth hätte verharren wollen". So durfte er wol nach Otto's III. unbeerbtem Tode die Hand selbst nach der Krone ausstrecken, allein auf dem Tage zu Frosa bei Magdeburg gelang es dem Markgrafen Lothar v. d. Nordmark, der sein persönlicher Gegner war, weil er dessen Sohne Wernher die einst verlobte Tochter Luitgarde dann, bei größeren Plänen, verweigert und ihn zur Wiederherausgabe der aus dem Kloster Quedlinburg Entführten gezwungen hatte, die sächsischen Großen von der Unterstützung seiner Bewerbung zurückzuhalten und auf einem zweiten Tage, zu Werla, dieselben für den Herzog Heinrich von Baiern zu gewinnen. Erbittert über die fehlgeschlagene Hoffnung brach E. nach Duisburg auf, um sich dort mit Herzog Hermann von Schwaben gegen Heinrich zu verständigen. Zu Hildesheim empfing ihn Bischof Bernward mit königlichen Ehren, doch schon Paderborn öffnete ihm die Thore erst auf Befehl des Bischofs Rothar, Herzog Hermann sagte die Zusammenkunft ab und auf dem Rückwege wurde E. in der Nachtherberge zu Pöhlde von den Söhnen des Grafen Siegfried von Nordheim überfallen und erschlagen (30. April 1002), sei es zur Vergeltung eines von ihm zu Werla den kaiserlichen Schwestern Sophia und Adelheid angethanen Schimpfes oder auf geheimes Anstiften Heinrichs von Baiern, sei es, daß dabei, wie Knochenhauer (Geschichte Thüringens) vermuthet, die Eifersucht der thüringischen Großen, insbesondere des weimarischen Grafenhauses mitgewirkt haben mag. Seine Leiche wurde aus dem Begräbniß zu Großjena bei Naumburg später in das von ihm gegründete St. Georgskloster zu Naumburg versetzt. Seine Tochter Mathilde wurde durch ihre Vermählung mit Markgraf Dietrich von der Ostmark die Stammmutter des wettinischen Hauses.

C. Sagittarii Exercitatio hist. de Eccardo I. Misniae marchione, Jenae 1675. 4⁰. Flathe.

Ekkard II., des vorigen Sohn, folgte seinem Bruder Hermann als Markgraf von Meißen 1032—46. Im Verein mit Erzbischof Bardo von Mainz führte er 1041 das thüringische Heer, welches von Norden her den Heereszug König Heinrichs III. gegen Böhmen unterstützen sollte; er drang siegreich über die Eger vor, wurde aber durch das Mißgeschick des königlichen Heeres ebenfalls zur Umkehr genöthigt. Besseren Erfolg hatte das Unternehmen des folgenden Jahres, wo die Vereinigung beider Heere vor Prag den Herzog Bretislaw zur Unterwerfung brachte, welche E. vermittelte. „Fidelissimum fidelem nostrum" nennt ihn Heinrich in einer Urkunde von 1041. Bei dem Mangel männlicher Erben waren er und sein Bruder Hermann dem Wunsche Kaiser Konrads II., das Zeitzer Bisthum nach Naumburg zu verlegen, dadurch entgegengekommen, daß sie die daselbst von ihrem Vater gegründete Hofstatt sammt dem ganzen Orte der Stiftskirche zueigneten. C. Sagittarii historia Eccardi II., Jenae 1680 und 1718. Flathe.

Ekkehart I., Decan zu St. Gallen, † am 14. Januar 973, verfaßte nach Ekkeharts IV. (circa 980—1060) Angaben in dessen Casus sancti Galli außer einer Reihe kirchlicher Hymnen auch das bekannte lateinische Gedicht

„Waltharius“, eine Erzählung von Walthers von Aquitanien und der burgundischen Königstochter Hildegunde Flucht aus dem Hunnenlande und dem Kampfe Walthers mit Gunthers Mannen und Hagen auf dem Wasgenstein. Er fertigte dasselbe, welches sich in seinen Schlußzeilen als ein Jugendversuch zu erkennen gibt und das voll ist von Reminiscenzen, namentlich an Vergil und Prudentius, als Mitglied der Klosterschule zu St. Gallen unter Aufsicht seines Lehrers Geraldus und dieser widmete die Arbeit seinem Gönner, dem Bischof Erkanbald von Straßburg (965—991) mit einer versificirten Vorrede. Wol aber waren schon vorher Abschriften genommen worden, deren eine E. IV. vor sich hatte, als er während seines Mainzer Aufenthaltes auf Bitten des Erzbischofes Aribo († 1031) das Gedicht einer sprachlichen Revision unterzog, die uns vielleicht in der Wiener Handschrift oder den Engelberger Fragmenten vorliegt. Der „Waltharius“, ausgezeichnet durch Frische der Darstellung, durch Geschick der Erzählung und vollendete Kenntniß altgermanischen Wesens, beruht auf alten deutschen Heldenliedern, ist aber nicht als eine Uebersetzung von solchen anzusehen, sondern als freie Bearbeitung des dem Mönche aus seiner Jugendzeit her zur Genüge bekannten Stoffes.

Ekkehardi primi Waltharius edidit Rudolfus Peiper, Berolini 1873. — Philologische Bemerkungen zum Waltharius. Von Wilhelm Meyer aus Speyer. München 1873 (besonders abgedruckt aus den Abhandlungen der Münchener Akademie). Steinmeyer.

Ekkehart II. und **Ekkehart** III., Mönche von St. Gallen, im 10. Jahrhundert. — Der Decan Ekkehart I. (s. d. Art.) hatte nach Ekkeharts IV. hier wol glaubwürdigem Zeugniß vier Neffen in das Kloster St. Gallen gebracht, von denen zwei gleichnamig waren, E. II. und E. III. (die zwei anderen waren der spätere Abt Purchard II. und Notker Labeo). Wie er selbst, stammten sie wol aus der nächsten Umgebung des Klosters (Goßau oder Herisau). Beide sind fast nur aus Ekkeharts IV. Casus s. Galli bekannt. — E. II. soll von dem durch Ekkehart IV. als Lehrer gepriesenen Geraldus und von seinem Oheime unterrichtet worden sein und, als die Wittwe Herzog Burchards II. von Schwaben, Hadwig, wol nicht lange nach dem Tode ihres Gatten, 973, St. Gallen besuchte, das Portneramt bekleidet haben. Da habe der durch körperliche Schönheit, durch persönliche Gewandtheit, durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ausgezeichnete Mönch die Aufmerksamkeit der Herzogin auf sich gezogen, so daß sie den auch als Lehrer tüchtigen jungen Mann sich vom Abte zur Förderung in ihren wissenschaftlichen Studien nach ihrer Burg Hohentwiel erbeten habe. Zwar hatte auch E. ihre Launen zu ertragen; aber das Kloster genoß manchen Vortheil von der offen auf ihm ruhenden Gunst und E. soll für St. Gallen bedenkliche Anzettelungen, von Reichenau her und auch vom kaiserlichen Hofe, mehrmals glücklich durchkreuzt haben. Denn Ekkehart IV. behauptet, E. sei auf Hadwigs Empfehlung hin an den Hof gelangt, wo er gleichfalls, besonders durch Kaiserin Adelheid, hoch geschätzt worden sei. Allein alle diese Einzelheiten sind in keineswegs überall stichhaltiger Weise durch Ekkehart IV. überliefert, und insbesondere war E. jedenfalls bei Otto's II. Erziehung nicht betheiligt, da er, wenn wenigstens Ekkehart IV. hierin Glaube zuzumessen ist, erst erheblich nach Otto's I. Tode an den Hof gekommen sein kann. Ganz sicher steht dagegen fest, daß E. nicht in St. Gallen, sondern in Mainz, wo der als „Höfling“ (palatinus) von den gleichnamigen Mönchen durch seine Brüder unterschiedene, jedenfalls zu nicht geringem Ansehen gelangte „Lehrer“ Propst geworden war, am 23. April 990 gestorben ist und dort in St. Alban bestattet wurde. — Etwas jünger als E. II. muß E. III. gewesen sein, welcher, als er seinen Vetter nach Ekkeharts IV. Schilderung auf den Hohentwiel begleitete und da die Cappelläne der Herzogin

unterrichtete — doch bestand auch schon das noch von Burchard errichtete, später durch Heinrich II. nach Stein am Rhein verlegte Kloster auf der Burg —, erst Diakon war. Da E. III. später 30 Jahre als Decan gewaltet haben soll, muß er länger als E. II., bis in das 11. Jahrhundert hinein, gelebt haben. — Von E. II. sind noch ein Paar Verse und eine Sequenz auf den h. Desiderius vorhanden; von Ekkeharts III. Leistungen blieb nichts übrig. Epitaphien Ekkeharts IV. auf beide theilte Dümmler, Zeitschr. f. deutsches Alterthum, Bd. II. d. Neuen Folge, S. 48 u. 49, mit.

Neben J. v. Arx, Gesch. d. Cantons St. Gallen, B. I. S. 273—275, vgl. besonders den Commentar zu der neuen Ausgabe der Ekkehart'schen Casus s. Galli (s. d. Art. Ekkehart IV.). Meyer von Knonau.

Ekkehart IV., Mönch von St. Gallen, † um 1060 (an einem 21. Oct.). Ekkeharts Geburtszeit und Heimath sind nicht bekannt: nur annähernd läßt sich aus seinen eigenen Andeutungen entnehmen, daß er etwa zwei Jahrzehnte vor 1000 geboren worden sei, und aus dem Umstande, daß sein Bruder Ymmo Abt des Klosters Münster im Gregorienthale war und daß er selbst elsässische Oertlichkeiten kennt, wird kaum geschlossen werden dürfen, E., welcher ohne Zweifel dem alamannischen Stamme angehörte, habe im Elsaß seine Familie gehabt. Zu St. Gallen genoß er den vielseitigen Unterricht und Umgang des berühmten gelehrten Klosterlehrers Notker Labeo des Deutschen, dessen er häufig dankbar gedenkt. Nach dessen Tode 1022 verließ er St. Gallen und begab sich nach Mainz, wo er bis zum Tode des Erzbischofs Aribo (vgl. Bd. I. S. 524 bis 526) 1031, welcher dem St. Galler mehrmals wissenschaftliche Aufgaben gestellt hatte, als Schulvorsteher wirkte: einmal in dieser Zeit, am Osterfeste 1030, wurde ihm auch in Ingelheim die Gunst Kaiser Konrads II. zu Theil. Als nach dem Tode des Abtes Thietpald von St. Gallen 1034 mit dem neuen von Stavelot her durch den klösterlichen Reformator Poppo entsandten Abt Nortpert die cluniacensischen Einrichtungen aus Lothringen mit Konrads II. Einwilligung auch auf St. Gallen übertragen wurden, war E. schon wieder nach seinem Kloster zurückgekehrt. Das äußerste Mißbehagen der älteren mit berechtigtem Stolze auf die unbeeinflußte Entwickelung und die Leistungen ihrer Stiftung zurückblickenden Mönche, den wol nicht blos in passivem Widerstand sich zeigenden Widerwillen gegenüber den Neuerungen der als anmaßende Heuchler betrachteten, als Schismatiker verachteten und gefürchteten wälschen Anhänger Poppo's hat E. mehrfach sehr deutlich ausgesprochen. Die Unternehmung der Fortsetzung der durch Ratpert (vgl. den Art.) begonnenen Klosterchronik, der Casus s. Galli, durch E. ist zunächst aus dieser Gesinnung zu erklären. Doch seine Hauptthätigkeit fiel auf das Gebiet der Schule, und seine schriftstellerische Arbeit als lateinischer Dichter stand damit in engem Zusammenhang. Nachweisbar aus den von seinem Lehrer Notker geleiteten metrischen Uebungen gingen die Anfänge der zahlreichen lateinischen Gedichte in nahezu ausnahmslos leoninisch-hexametrischer Form hervor, wie sie E. später zum größten Theile in dem Buche der Segnungen vereinigte und dem Abte Johann von St. Maximin, einem Freunde aus der Zeit des Mainzer Aufenthaltes, widmete. Dieselben stehen formal keineswegs hoch und bilden, falls an die noch vorhandene Gestalt des Gedichtes gedacht werden muß, einen nicht günstigen Gegensatz zu Ekkeharts I. lateinischem Waltharius, von welchem doch E. behauptet, er habe auf Aribo's Wunsch deutsch gedachte Stellen desselben in ein besseres Latein gebracht. Dagegen zeigt sich sowol im „Liber Benedictionum" als in sehr fleißigen Glossen zu eigenen und zu zahlreichen älteren St. Galler Handschriften unermüdliche kritische Thätigkeit und in derselben hinwieder eine ganz anerkennenswerthe Kenntniß der kirchlichen und der classischen Litteratur. Wie alle Gelehrten St.

Gallens, war E. auch verständnißvoller Kenner der Musik. Aber sein Hauptverdienst liegt in den Casus s. Galli, welche er nach 1047 und im J. 1053 in der Arbeit hatte. E. hatte sich vorgenommen, von Salomon III. an bis auf seine Zeit die Klostergeschichte zu schreiben, gelangte aber nur bis in die Regierung des Abtes Notker, zum J. 972. Ueberdies ist sein Buch sehr wenig systematisch angelegt, weit mehr eine Sammlung von Geschichten und Ueberlieferungen über berühmte Klosterbrüder, als eine eigentliche Geschichte des Gotteshauses. Dazu kommen sehr bedeutende Irrthümer auch in St. Gallen'schen Nachrichten, besonders in chronologischen Dingen, eine gänzliche Vernachlässigung urkundlicher Quellen gegenüber einer nicht stets parteilosen Tradition. Besonders in der Behandlung der auf eine Reform St. Gallens sich richtenden Bemühungen Otto's I., in dem entstellten Bilde der Aebte Ruodman von Reichenau und Sandrad von Gladbach, zeigt sich eine bewußte Tendenz des Autors. Dagegen hat Ekkeharts Geschichtswerk einen sehr bedeutenden culturgeschichtlichen Quellenwerth und wegen einer Reihe höchst anmuthiger Schilderungen steht E. als Erzähler, trotz seiner oft dunkeln und schwerfälligen Sprache, unter den mittelalterlichen Leistungen in erster Reihe.

Ekkeharts Casus s. Galli stehen von J. v. Arx in Bd. II. der Mon. German. abgedruckt, sind aber mit einläßlichem Commentar in den Mittheilungen des histor. Vereins f. St. Gallen, Heft XV. XVI. (1877) von dem Verf. d. Art. neu herausgegeben (vgl. die Einleitung dazu über den Werth des Buches als Geschichtsquelle, worüber schon früher Heidemann in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. VII u. VIII). Ueber den litterarischen Charakter und das Wissen Ekkeharts im Allgemeinen gab Dümmler, Ekkehart IV. von St. Gallen, in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, N. F. Bd. II., den gründlichsten Aufschluß und fügte eine Auswahl der lateinischen Dichtungen, insbesondere aus dem Liber Benedictionum, Cod. Sangall. Nr. 393, dem Aufsatze bei. Aus dem gleichen Codex gaben J. v. Arx die wegen ihrer Beziehungen zu den Casus bemerkenswerthen Rhythmi de s. Othmaro (Mon. German., Bd. II. S. 55—58) und F. Keller die Benedictiones ad mensas, eine culturhistorisch interessante Uebersicht der zu Ekkeharts Zeit in St. Gallen vorkommenden Speisen (Mittheilungen der antiqu. Gesellschaft in Zürich, Bd. III. S. 106—116, mit Erläuterungen) heraus. Wattenbach hat (Deutschlands Geschichtsquellen, 3. Aufl., Bd. I. S. 288) die Glaubwürdigkeit der Casus Ekkeharts wol etwas zu hoch angeschlagen. Vgl. auch vom Verf. des Art.: Die Ekkeharte von St. Gallen (Basel 1876).

Meyer von Knonau.

Ekkehart, Chronist, lebte noch 1125. Von seinem Leben wissen wir sehr wenig; er hat die Bibliothek des Bamberger Klosters Michelsberg fleißig benutzt und ist vielleicht dort Mönch gewesen. Aber auch in Corvey hat er sich aufgehalten und mag, wie viele lernbegierige Cleriker des 11. Jahrhunderts, verschiedene Lehrer aufgesucht und sich in der Welt umgesehen haben. Sicher ist, daß er 1101 an einer Pilgerfahrt nach Jerusalem Theil nahm; sein Rückweg führte ihn nach Rom, 1106 war er bei dem Concil von Guastalla und zu Heinrich V. ist er in nahe Beziehung getreten. Der Bischof Otto von Bamberg erhob ihn 1108 zum Abt des neugestifteten Klosters Aura an der fränkischen Saale unweit Kissingen. Schon vor 1100 finden wir E. beschäftigt mit der Ausarbeitung einer großen Weltchronik, welche er unermüdlich immer wieder umgeformt, erweitert und fortgesetzt hat, bis zum J. 1125. Es ist die sorgfältigste, am besten durchgearbeitete Weltchronik, welche wir aus dem Mittelalter haben, wahrhaft bewunderungswerth, wenn man die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel berücksichtigt. Mit der annalistischen Aufzählung verband er ausführliche

Erzählung, ganze Volksgeschichten der Gothen, Hunnen, Franken ꝛc. Dann sonderte er diese wieder aus zu einem besonderen Werke, ebenso die Geschichte des ersten Kreuzzuges, um besseres Ebenmaß herzustellen. Den Schluß bildete die ausführliche Erzählung der Zeitgeschichte, für uns der werthvollste Theil. Hier nun spiegelt sich uns die verworrene Zeit, in welcher es so schwer war, einen sicheren Standpunkt zu gewinnen, da die Häupter der Christenheit mit einander in Kampf gerathen waren. Wiederholt wechselnd, war E. zuerst auf der Seite Heinrichs IV., setzte dann seine ganze Hoffnung auf Heinrich V., in dessen Auftrag er eine Umarbeitung seiner Chronik ausführte. Endlich aber wandte er sich doch auch von Heinrich V. ab und schloß mit einem harten Urtheil über ihn. Lange Zeit war Ekkeharts Werk nur unter dem Namen der „Urspergerr Chronik“ bekannt, in welcher es bis 1229 fortgesetzt ist. Erst G. Waitz hat es in seiner ursprünglichen Gestalt Mon. Germ. SS. VI herausgegeben.

Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen IV. §. 27.

Wattenbach.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 352. Z. 5 v. u. l.: geb. bei Cleve 1630, † 20. Mai 1698 (seine Gebeine ruhen in der St. Martinskirche zu Münster).

Band II.

S. 251. Z. 20 v. u. l.: 26. März (st. Mai).

S. 292. Z. 9 v. u.: Ein Aufsatz von A. Scholtze über Veil steht in Mitth. des Ver. f. Chemnitzer Gesch. 1. Jahrb. f. 1873—75.

S. 327. Z. 10 v. u. l.: Buck (st. Bunk).

S. 504. Z. 24 v. u. l.: den (st. dem).

Band III.

S. 37. Z. 15 v. u. l.: Willemoz (st. Willemisz).

S. 61. Z. 3 v. o.: Die in den Berichtigungen des IV. Bandes nach den Zeitungen mitgetheilte Nachricht vom Tode der Cäcilie Böhl v. Faber (Fernan Caballero) beruhte auf einem Irrthum. Sie ist nach dem Imparcial vielmehr erst am 7. April 1877 zu Sevilla gestorben.

S. 82. Z. 18 v. o. l.: Kohler (st. Köhler).

S. 86. Z. 23 v. o. l.: Reimerswael (st. Reimenspael). — Z. 28 v. o. l.: Schouwen (st. Schoonen). — Z. 6 v. u. l.: Erps (st. Erpo).

S. 138. Z. 22 v. o. l.: Frauenalb (st. Frauenalp).

S. 163. Z. 9 v. o. l.: Hembyze (st. Hembergs).

S. 268. Z. 23 v. u. l.: Bähr (st. Baer).

S. 287. Z. 18 v. o. l.: Kephalotribes. — Z. 24 v. o. l.: Huevel.

S. 315. Z. 21 v. o. l.: Holzstoß. — Z. 25 v. o. l.: Hornberg (st. Hamberg).

S. 339. Z. 9 v. o.: Hermann Brockhaus † 5. Januar 1877.

S. 392 ff.: Statt Bruckenthal ist überall zu setzen Brukenthal.

S. 394. Z. 1 v. u. l.: Trauschenfels.

S. 397. Z. 20 v. o. l.: Schaser (st. Schäfer).
S. 576. Z. 16 ff. v. o.: Nach kürzlich vorgenommener Untersuchung lautet die Inschrift auf dem Bildniß Burckmair's im Wiener Belvedere nicht 1528, wie der Katalog angibt, sondern 1529 (MDXXVIIII). Der Meister war daher 1473 geboren. Demnach besteht kein Widerspruch mehr zwischen dieser Angabe und der Inschrift auf dem Medaillen-Modell von 1518. Er wird hier 44 Jahre alt genannt, weil er in diesem Jahre seinen Geburtstag noch nicht erlebt hatte. (Woltmann.)
S. 621. Z. 2 v. u. l.: Römer's (st. Körner's).
S. 627. Z. 12 v. o. l.: Douwe (st. Drouve).
S. 629. Z. 2 v. o.: Burmeister gab auch 1609 des Brucaeus (s. d.) Musica theorica heraus.
S. 696. Z. 16 u. 17 v. o. l.: Gaildorf (st. Geildorf).
S. 737. Z. 16 v. o.: Eben erschien: J. Leyser, Joach. Heinr. Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2 Bände. Braunschweig 1877.
S. 791. Z. 19 v. u. l.: 25. December (st. 14. Oct., welches falsche Datum aus einer mißverstandenen Correctur entstanden ist).

Band IV.

S. 4. Z. 5 v. o. l.: Begrüßungsoden (st. Begräbnißoden).
S. 63. Z. 9 v. u. l.: Pixérecourt (st. Rix.).
S. 88. Z. 23 v. o. l.: facit (st. fecit).
S. 239. Z. 3 v. o. l.: Bremer (st. Bremr).
S. 315 ff. (zum Artikel Clemens): Clemens veröffentlichte Aufsätze über Giordano Bruno und Nic. v. Cusa schon 1845 in d. kath. Zeitschr. von Dieringer. Ferner erschien von ihm 1845 in zwei Auflagen: „Der heil. Rock zu Trier und die protestant. Kritik; zur Würdigung der Schrift: Der h. Rock zu Trier und die 20 anderen h. ungenähten Röcke von Gildemeister und H. v. Sybel." (Diese antworteten in der Schrift: „Die Advocaten des h. Rocks", 3 Hefte, 1845). — Clemens ist auch der Verfasser (oder vielmehr Uebersetzer) der 1841 im 7. Bd. der hist.-pol. Blätter erschienenen Abhandlung (von Olivieri) „Der h. Stuhl gegen G. Galilei" (s. v. Gebler, G. Galilei, Stuttg. 1876, S. 305). (Reusch.)
S. 340. Z. 18 v. u. l.: Gern im Landgericht Eggenfelden (st. Gern bei München).
S. 498. Z. 21 v. u. l.: kleine (st. reiche).
S. 566. Z. 17 v. u.: Nach Voger's Etherologium von 1506 (vgl. A. D. Biogr. III. S. 39) war Henr. Cranz aus Gudensberg in Hessen gebürtig. (Krause.)
S. 609. Z. 18 v. o. l.: evangelischen (st. englischen).
S. 631. Z. 6 v. o.: Vgl. ferner Delitzsch, Die bibl.-prophet. Theologie und ihre Fortbildung durch Crusius. — Diestel, Gesch. des A. T. S. 702.
S. 697. Z. 20 v. u. l.: hannoverschen (st. pommerschen).
S. 703. Z. 8 v. u. l.: Stramberg (st. Sternenberg).
S. 719. Z. 10 v. u. l.: Bocskay (st. Boeskay).
S. 720. Z. 24 v. u.: Seit dem Druck erschien: v. Janko, „Heinrich Du Val Graf von Dampierre ꝛc." in den Mittheil. des k. k. Kriegsarchivs, 1876.
S. 726. Z. 25 v. o. l.: S. Voger, Allg. D. Biogr. III, S. 39.

S. 738. Z. 21 v. u.: Ein niederd., die Tage durch Silben bezeichnender Cisiojanus von Konrad Gesselen, zw. 1438—1464, ist herausgegeben von K. E. H. Krause im Rostocker Schulprogr. 1875.
S. 745. Z. 16 v. u.: Vgl. ferner Freiburger Diöcesanarchiv X, 275.
S. 758. Z. 20 v. o.: Seit dem Druck erschien und ist zu vergl. Crull, Wismar. Rathslinie.

Band V.

S. 2. Z. 8 v. o. l.: Cornet (d. i. Sec.-Lieut.) (st. Fahnenjunker). — Z. 9 v. u.: „Baron" zu streichen; es gibt keine freiherrl. Linie der Familie. (Poten.)
S. 4. Z. 4 v. o. l.: von der D. (st. v. D.).
S. 7. Z. 7 v. u.: Rud. Decker † 12. Jan. 1877.
S. 53. Z. 16 v. o. l.: dann am 10. Februar 1524 als Schulmeister zu St. Sebald. — Z. 19 v. o. l.: am 21. Jan. 1525 aus der Stadt verwiesen. (Mitth. aus dem Nürnb. Archiv.)
S. 60. Z. 4 v. u.: Seit Abfass. des Artikels erschien F. Kößing's Biogr. Dereser's in den Bad. Biogr. I, 173 ff., der namentlich sein Wirken und sein Geschick in Baden behandelt. Vgl. ferner Hug's Zeitschr. f. d. Erzbisth. Freiburg I, 252. II, 274. Freiburger Diöcesanarchiv 304.
S. 78. Z. 13 v. u.: „(s. diesen)" ist zu streichen.
S. 157. Z. 7 v. o. l.: auf der andern Seite je. — Z. 25 v. u. l.: Herbheit (st. Derbheit). — Z. 24 v. u. l.: der älteren deutschen und der vorrafaelischen.
S. 226. Z. 3 v. u.: Den Artikel Dilliger s. u. auf S. 514.
S. 249. Z. 14 v. u. l.: einen inhaltslosen Gegenstand.
S. 251. Z. 8 v. o. l.: CCC (st. etc.).
S. 268. Z. 20 v. u. l.: Gährungsfähigkeit (st. Gährungsthätigkeit).
S. 294. Z. 18 v. u. l.: **Dögen** (st. **Dogen**).
S. 319. Z. 11 v. o. l.: Phillips. — Z. 25 v. o. l.: **von** der Prüfungscommission.
S. 320. Z. 14 v. o. l.: besonders in **die** Münchener gel. Anzeigen. — Z. 23 v. o. l.: Rosner (st. Stosner). — Z. 10 v. u. l.: denn auf fast allen Gebieten der deutschen Rechtswissenschaft ꝛc.
S. 352. Z. 24 v. o.: Den Artikel Friedr. Wilh. F. v. Dörnberg s. u. auf S. 514.
S. 461. Z. 10 v. o. l.: **15.** März (st. 18. März). — Z. 24 v. o. l.: **13.** Mai (st. 15. Mai) *

* Einige uns leider zu spät zugegangene Artikel aus dem E sehen wir uns genöthigt, am Schlusse dieses Buchstabens nachzutragen. Die Redaction.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.